

Gschk. Dr. Schauer,
den 17. Jun.
1848.

C. Heinrich, Vorträge über evangelische Kirchenlieder u. ähnlichen Gesängen. Magdeb., Falckenberg. I. Bd. 1847. II. B. 1848.
III. B.

Dr. G. F. G. Goltz (Oberpred. zu Fürstenwalde), Ausführliche Erklärung einiger der vorzüglichsten evangel. Kirchenlieder für Schule u. Haus. Berl., 1843. gr. 8. (30 Bogen) 1½ Thl.

Angezeigt im Theol. Literar. Anzeiger von Tholuck (von einem „Amtsbruder") [1848, No. 46–48. Es ist eigentlich nur Auszug aus dem Buche. Nur eine einzige Sache ist als neu, wichtig behandelt, nämlich die stellvertretende Abkunft des: „Sieh not" ep. I, 41. 42., die ich in meinem hymnologischen Werke S. 335 schon gezeigt habe.

Ausführlich dargelegt ist der Inhalt dieses Buches im Theol. Liter. Bl. 1851, No. 147–53 incl.

Geschichte

des

Kirchenlieds und Kirchengesangs

mit besonderer Rücksicht auf Würtemberg.

Von

Eduard Emil Koch,

Pfarrer in Großaspach.

Erster Theil.

Die Dichter und Sänger.

Stuttgart.

Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Buchhandlung.

1847.

Vorwort.

Diese Schrift, die Frucht eines mehrjährigen Quellenstudiums auf dem nun endlich wieder mit dem neu erwachten christlichen, kirchlichen Leben mehr und mehr zu Ehren kommenden Gebiet der Hymnologie, ist zunächst durch ein kirchlich-praktisches Bedürfniß hervorgerufen.

Das Erste, was bei der in unserer Zeit so vielseitig angeregten Gesangbuchsreform noth that, war allerdings die Eröffnung des lange Zeit vergraben gewesenen Schatzes der evangelischen Liederherrlichkeit und die Reinigung der verrosteten oder mannigfach entstellten Liederkleinodien in besondern Liedersammlungen, sowie die Verhandlung in Betreff der Canones über den Begriff eines Kirchenliebs, über die Liederauswahl und den Liedertext. Darauf war auch seither die neuere hymnologische Thätigkeit fast ausschließlich gerichtet. Nun aber, nachdem in dieser Hinsicht Genügendes geleistet worden, ist es sicherlich an der Zeit, den dargebotenen Liederstoff auch geschichtlich zu beleben, die heiligen Dichter und Sänger, die am ergreifendsten zum Herzen des Volkes gesungen haben, in frischen anziehenden Lebensbildern vor Augen zu stellen und ihre bedeutendsten Lieder und Weisen, unter Hinweisung auf ihren Gehalt und auf die denkwürdigen Umstände, unter denen sie dem Dichter- und Sängerherzen entströmt sind und im öffentlichen Leben oder an einzelnen Seelen in ihrer Lebens- und Segenskraft sich erprobt haben, in Herz und Leben des jetzigen Volks wieder einzuführen.

Allermeist in Würtemberg ist solche Behandlung der Sache nahe gelegt. Hier ist die Gesangbuchsreform seit 1842 eine vollendete Thatsache. Das Volk hat willig und bereit das angebotene neue Gesangbuch aufgenommen. Es erscheint daher nun als heilige Pflicht der Bildner des Volks, dasselbe mit diesem nächst der Bibel wichtigsten und verbreitetsten Volksbuch recht vertraut zu machen und Sorge zu tragen, daß es ihm gleichsam in Blut und Adern komme. Die Schule* und die kirchliche Catechisation

---

* Beherzigenswerthe Winke hiefür enthält das treffliche Schriftchen: „Das geistliche Lied in der evangelischen Volksschule Deutschlands. Für

vor den Ohren der Gemeinde, nach Umständen auch die Predigt, sind die nächsten Mittel hiezu.

Ich versuchte selbst solche Liederpflege in der Gemeinde, an der ich als Diener des göttlichen Wortes stehe, und durfte dabei freudig wahrnehmen, wie groß der Sinn des Volkes, und insbesondere der Jugend, hiefür sey, und welcher Segen in religiöser, sowie selbst auch in nationaler Beziehung dadurch gestiftet werden könne.

Dieß ermuthigte mich nun zunächst zu dem Plane, wie Professor Balth. Haug zu Stuttgart vor sechsundsechzig Jahren, * nur in belebterer, umfassenderer Weise, einen geschichtlichen Commentar zum Würtembergischen Gesangbuch abzufassen für die Hand der Liederfreunde überhaupt, zu allernächst aber für den Gebrauch der Bildner des Volks, der Prediger und Lehrer.

Ueber solcher Arbeit fand ich aber bald, daß der Blick zu erweitern und der Entwicklungsgang des Kirchenlieds, sowie des in innigster Wechselbeziehung zu demselben stehenden, seither aber meist von ihm getrennt behandelten Kirchengesangs im Ganzen und Großen ins Auge zu fassen sey, indem die einzelnen Dichter und Sänger, sammt ihren Erzeugnissen, nur aus ihrer Zeit heraus und nur nach den in der Kirche und theologischen Wissenschaft, sowie auf dem Gebiet der Poesie und Tonkunst sich kundgebenden verschiedenen Geistesrichtungen und Entwicklungen, denen sie sich anschlossen, begriffen und recht aufgefaßt werden können.

So trat denn zu dem Einzelinteresse des Würtembergers in überwiegendem Maße das kirchliche Gesammtinteresse, und neben dem rein erbaulichen, praktischen Moment machte sich das wissenschaftliche geltend. Beide mußten ihre gleichmäßige Befriedigung erhalten.

Gönner, Leiter und Lehrer derselben von W. Thilo, Direktor des K. Seminariums zu Erfurt. 1842," vgl. auch einen Aufsatz Bormanns über die Bedeutung der Kirchenlieder für Schule und Haus im Schulblatt für die Provinz Brandenburg. V. (1840.) S. 180—187 und Eisenlohr's Recension der Thilo'schen Schrift in den Blättern aus Süddeutschland. VI. (1842.) S. 356—358.

* „Die Liederdichter des Wirtembergischen Landgesangbuchs nebst ihren kurzen Lebensumständen, herausgegeben von M. Balth. Haug, Professor und Prediger zu Stuttgart. 1780." (103 Seiten.)

Dadurch erweiterte sich mein ursprünglicher Plan zu einer allgemeinen, systematischen Geschichte des Kirchenlieds* und Kirchengesangs der christlichen, insbesondere der deutsch-evangelischen Kirche, die den ersten Theil des vorliegenden Werkes bildet. Ich hatte dabei nicht sowohl die ge-

* Die einzigen mir bekannten Vorarbeiten in dieser Hinsicht sind folgende:

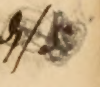
Das deutsch-evangelische Kirchenlied von Emanuel Christian Gottlieb Langbecker (Hofstaatssekretär in Berlin). Berlin. 1830.

Versuch einer Theorie und geschichtlichen Uebersicht des Kirchenlieds von Dr. Weiß, Candidat. Breslau. 1842.

Die kirchliche Hymnologie oder die Lehre vom Kirchengesang, theoretische Abtheilung im Grundriß von Dr. J. P. Lange, Professor der Theologie in Zürich. Zürich. 1843.

Der christliche Cultus von Dr. Heinrich Alt. Berlin. 1843. Abschnitt XXII. „Das Hauptlied." S. 414—446.

In diesen Schriften jedoch, mit Ausnahme der ersteren, in welcher übrigens bloß dem Lebensgang der Dichter des sechzehnten Jahrhunderts größere Aufmerksamkeit gewidmet ist, sind, außer den Bemerkungen über den poetischen Charakter, fast nur die Namen der Dichter, sammt den Jahreszahlen, angeführt. Schon Zinzendorf hatte mit geschichtlichen und charakterisirenden Bemerkungen die Lieder nach dem Geist und der Zeit ihrer Dichter rubricirt in seinem Werk: „Alt- und neuer Brüdergesang. London. 1753. 54.", wovon das Wichtigste mitgetheilt ist in dem zu Gnadau 1835 erschienenen Büchlein: „Historische Nachricht vom Brüdergesangbuch vom J. 1778." Ebenso in neuerer Zeit Dr. A. J. Rambach, Hauptpastor an der Michaeliskirche und Scholarch in Hamburg, in dem umfassenden, klassischen Werk: „Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten der Kirche. 4 Bände. Hamb. 1817—1822."



Besondere Rücksicht auf die Entwicklung des Kirchenlieds ist auch genommen in den größern Geschichtswerken über die deutsche Poesie:

Geschichte der deutschen Poesie und Beredtsamkeit seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts von Fr. Bouterweck. 3 Bde. Berlin. 1812—1819.

Geschichte und Kritik der Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen, von Luther's Zeit bis zur Gegenwart von Franz Horn. 1822—1829. 4 Bände.

Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von Gervinus (Professor der Geschichte zu Heidelberg). 3 Bände, vgl. auch dessen Handbuch der Geschichte der poetischen 2c. 2. Aufl. 1842.

Werke, in welchen einzelne Partien der Geschichte des Kirchenlieds behandelt sind, z. B. von Fortlage, Hoffmann v. Fallersleben, Wackernagel, sind betreffenden Orts angeführt vgl. Thl. I. S. 13. 39. 52.

lehrte Welt, als vielmehr den in dieser Hinsicht seither zu wenig beachteten größern Kreis des christlich gebildeten Publikums überhaupt im Auge, dem ich bei einer möglichst schlichten Darstellung, in allgemein verständlicher Sprache und unter Beschränkung auf die wichtigsten und interessantesten Punkte die Resultate alter und neuer gelehrter Forschungen in belebter Weise mittheilen und in das heilige Gesangeswesen auf seinen verschiedenen Entwicklungsstufen einen klaren Blick verschaffen wollte.

Statt vereinzelt, nach dem Alphabet oder aus Gelegenheit einzelner Lieder, wie man gewöhnlich in den hymnologischen Werken * die Liederdichter, überdieß meist nur mit kurzen Daten

---

* Der Stand der Literatur über die Geschichte der geistl. Liederdichter ist mit Ausnahme der Monographien, die besonders citirt sind, folgender:

Specimen dissertationis historico-criticae de poetis germanicis, von Erdmann Neumeister (nachmaligem Pastor in Hamburg). 1694.

Gottfr. Ludovici, oder Ludwigs, Rektors zu Schleusingen, hernach Gymnasialdirektors zu Coburg, Schediasma de Hymnis et Hymnopoeis Hennebergicis, d. i. Hamburgische Liederhistorie. 1703.

Dessen Programma de Hymnis et Hymnopoeis Coburgicis, sive Coburgische Liederhistorie. Coburg. 1714.

Avenarius Sendschreiben an M. Gottf. Ludovici, von Hennebergischen Liederdichtern. Meiningen. 1705.

Dr. Georg Heinrich Götze's, Superintendenten zu Lübeck, Oratio scholastica de Hymnis et Hymnopoeis Lübeccensibus, s. Lübeckische Liederhistorie. Lüb. 1721.

Hymnopoeographia oder historische Lebensbeschreibung der berühmtesten Liederdichter, von Joh. Casp. Wetzel, Hofprediger und Archidiakonus in Römhild. 4 Thle. Herrnstadt. 1719. 1721. 1724. 1728.

Joh. Casp. Wetzel's Analecta hymnica, d. i. merkwürdige Nachlesen zur Liederhistorie. 1. Band. 6 Thl. 1751. 52. 2. Bd. 6 Thle. 1753—56. Gotha, bei Mevius.

Diese beiden Werke Wetzel's sind die Hauptquellen.

Hymnopoeographia Silesiaca, oder historische Lebensbeschreibung der schlesischen Liederdichter, von M. Gottlob Klug, Pastor Primarius zu Neumarkt. Decas. I. ma. Schöneck. 1751. Decas II. da. 1752.

Dr. J. B. Riederer's Abhandlung von Einführung des deutschen Kirchengesangs in der evang.-luth. Kirche überhaupt, und in die Nürnbergische besonders. Nürnb. 1759.

Otto Fr. Hörner's Nachrichten von Liederdichtern des Augsburgischen Gesangbuchs. Schwabach. 1770. 2. Aufl. 1775.

J. H. Grischow's kurzgefaßte Nachricht von ältern und neuern

aus dem äußerlichen Lebensgang und trockenen literar-historischen Notizen, in lexikalischer Manier, aufgeführt findet, sind sie hier in

---

Liederverfassern (zum Freylinghausen'schen G.), herausgeg. von J. G. Kirchner. Halle. 1771.

Die Liederdichter des Würtembergischen Landesgesangbuchs (von 1741) von Balth. Haug. Stuttg. 1780. (s. oben S. IV.)

H. Simon v. Alpens Verzeichniß der Liederdichter vor dem Stolbergischen Gesangbuch.

Joh. Rudolph Baetgen's historische Nachricht von dem Lüneburger Gesangbuch. Lüneb. 1794.

Christian Gottfr. Preuß kurzgefaßte Geschichte der Dichter im Mecklenburgischen Gesangbuch. Schwerin. 1794.

Literaturgeschichte der evangelischen Kirchenlieder aus der alten, mittlern und neuern Zeit von Fr. Ferd. Heerwagen. 1 Thl. Neustadt an der Aisch. 1792. — 2. Thl. Schweinfurt. 1797.

Versuch einer Geschichte des deutschen Kirchengesangs in der Ulm'schen Kirche — ein Schulprogramm von Dr. Veesenmeyer. Ulm. 1794.

J. Fr. Johannsen's historisch-biographische Nachrichten von ältern und neuern geistlichen Liederdichtern des Schleswig-Holsteinschen Gesangbuchs. 1803.

G. Lebrecht Richter's allgemeines biographisches Lexikon alter und neuer geistlicher Liederdichter. 1804.

Kurze Geschichte des deutschen Kirchengesangs im Eichsfelde von Joh. Wolf. Göttingen. 1815.

Imman. Löffler's Nachrichten von den Liederdichtern des Gesangb. für die protestantische Kirche des Königreichs Baiern. Sulzb. 1819.

H. J. G. Karsten's Nachrichten von den Liederdichtern des Züllichau'schen Gesangbuchs. Berlin. 1824.

S. L. G. Küster's kurze lebensgeschichtliche Nachrichten von den Verfassern der Lieder des neuen Berliner Gesangbuchs von 1829. Berlin. 1831.

Historische Nachricht vom Brüdergesangbuch des J. 1778 und seinen Liederverfassern. Gnadau. 1835.

Ferner die Verzeichnisse der geistl. Liederdichter mit kurzer Angabe ihrer Lebensumstände in den neuern Liedersammlungen (s. Thl. I. 646—650) von:

Rambach. 1817—1822. — Carl v. Raumer. 1831. — Bunsen. 1832. — A. Knapp. 1837. — Daniel. 1842. Geistlicher Liederschatz. Berlin. 1832.

Weitere Quellen aus der allgemeinen poetischen Literargeschichte sind, außer den Gelehrtenlexika eines Iselin, Joh. G. Meusel, Joh. Möller (Cimbria literata), G. W. Götten und seiner Nachfolger Ernst Ludw. Rathlef und J. Chr. Strodtman;

Verbindung mit den Sängern ihrer Lieder gruppenweise je nach der Geistesverwandtschaft in die betreffenden Perioden an dem ihnen naturgemäß gebührenden Ort, wo möglich in anschaulichen, erbaulichen und erwecklichen Lebensbildern, eingereiht.

Manche derselben wird man hier finden, die zuvor noch nie, oder weit nicht so umfassend geschildert worden sind, namentlich Würtemberger. Keine bedeutendere Persönlichkeit ist unerwähnt geblieben; aber beschränkend und maßgebend für die Darreichung ausführlicher Lebensschilderungen mußte der Umstand seyn, ob ein Dichter oder Sänger im neuesten Würtembergischen Gesang- und Choralbuch bedacht ist, indem sonst das Werk bei der großen Schaar von beinahe sechshundert Dichtern und Sängern ungebührlich vergrößert worden wäre. Bei Einigen konnte ich auch die vorhandenen schriftlichen Originalien ihres Lebens nicht zur Hand bekommen, z. B. bei Albinus, Casp. Neumann, Deßler, Stegmann, Keymann, Fritsch, Bonin.

Der **zweite Theil** bietet den **Geschichtsleib der bedeutendsten Kernlieder und Weisen** der evangelischen Kirche dar. Veranlassungen des äußern Lebens, Gemüthszustände und

---

ferner eines Riederer, Joh. Jak. Moser's und seines Nachfolgers Joh. Jak. Gradmann, eines Jöcher und seines Nachfolgers Johann Gottl. W. Dunkel; sowie außer den allgemeinern biographischen Sammlungen eines Ernst Fr. Neubauer, Joh. Matth. Schröckh, P. Freher, Adami, Zeltner, Henning, Elias Fr. Schmersahl, Joh. Jak. Beyer, Joh. Andr. Gleich, Niceron, Niemeyer, H. Döring und Schlichtegrolls Nekrolog 2c., folgende:

Der neusprossende teutsche Palmbaum, oder ausführlicher Bericht von der hochl. fruchtbringenden Gesellschaft Anfang 2c. von G. Neumark. Nürnb. 1668.

Amarantes (Herdegen) historische Nachricht von des löbl. Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang. Nürnb. 1744.

Jörden's Lexikon deutscher Dichter. 6. Bände. 1806—1811.

Biographie der Dichter von Carl Heinr. Schmidt. 2 Thle. 1769. 70.

Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten von Carl M. bis 1780 von K. A. Küstner. 2 Bde.

Bibliothek teutscher Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, begonnen von W. Müller (dem Griechensänger). Fortgesetzt von C. Förster. Leipz. 1828 ff.

Auch in einigen der weiter unten bei der Literatur der Liedererklärungen nahmhaft gemachten, mit * bezeichneten Werken ist aus Veranlassung der Lieder der Lebenslauf der Dichter mitgetheilt.

Herzenserfahrungen der Dichter und Sänger, durch welche theilweise ihr im ersten Theil gezeichnetes Lebens- und Charakterbild noch belebtere Züge erhält, werden hier hinein bezogen in die Lieder und Weisen, um dem Ganzen seine volle Kraft und Bedeutung und selbst einzelnen Versen, Worten und Klängen ihr bestimmteres Leben zu geben. Andererseits aber habe ich das schöne, reich gestaltete Gebiet des Reichs Gottes in älterer und neuerer Zeit durchgangen, um die bedeutungsvollsten Fälle aufzusuchen, in welchen solche Lieder und Weisen auf lebendige Weise, erschütternd und heilend, ermunternd und tröstend eingewirkt und innere oder äußere Zustände des gemeinsamen oder des einzelnen Lebens, wie mit heiligen, verklärenden Accorden, begleitet haben.

Edle Vorgänger hierin hatte ich an Professor Dr. Schubert in München * und Hofstaatssekretär Langbecker in Berlin. ** Allein ersterer behandelt bloß eine kleinere Auswahl von Liedern auf eine zwar ungemein anziehende, aber minder umfassende Weise, namentlich was das Leben der Dichter selbst betrifft, und letzterer widmete bis jetzt seine rühmenswerthe Thätigkeit, mit Ausnahme der P. Gerhard'schen Lieder, nur den Liedern des sechzehnten Jahrhunderts.

Es war daher noch viel zu thun. Es galt, zahlreiche Bände aus dem Feld der christlichen Ascetik, christliche Biographiensammlungen und religiöse Zeitschriften *** zu durchforschen und aus den

* S. Altes und Neues aus dem Gebiet der innern Seelenkunde, herausgegeben von Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert. 4. Bd. 1. Abth. „Erzählungen von Liedern." Zweite Auflage. Erlangen. 1841. (1. Aufl. 1837.); vgl. auch Nördlinger Sonntagsblatt. Jahrg. 1831 f. (im Ganzen sind 35 Lieder behandelt).

** S. Anhang zum „deutsch-evangelischen Kirchenlied" (s. o. S. V). — P. Gerhard's Leben und Lieder. Herausgegeben von E. Chr. G. Langbecker. Berlin. 1841. — Auch Stip hat in der Schrift: „Beleuchtung der Gesangbuchsverbesserung. 1842." an einigen alten Kirchenliedern, namentlich an dem Lied: „Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort (S. 249—386), treffliche Proben einer solchen Liederbehandlung gegeben.

*** Die reichste Ausbeute gewährten folgende Werke:
Martin Mylius Sterbenskunst. 1593. — Lutheri Betglöcklein von Treuer. 2 Thle. — Wenceslaus Bergmann's böses Stündlein (Trem. mortis hora). — G. Conr. Pregizer's, Diac. und Prof. theol. in Tübingen, gottgeheiligte Poesien. Jahrg. 1717—1737. — Erdmann Heinrich Graf Henkel's letzte Stunden mehrerer der evangelischen Kirche zugethanen und in dem Herrn verstorbener Personen. —

vorhandenen ältern, zum Theil in Bibliotheken vergrabenen und oft fast nicht mehr aufzufindenden hymnologischen Werken, * die

Bündlein der Lebendigen oder frommer Knechte und Kinder Gottes letzte Reden von Christian Bürkmann. Nürnb. 1748. — Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit. Basel. Jahrg. 1783—1845. — Historie der Wiedergeborenen in Sachsen von Chr. Gerber. 1724—1733. — Feddersen, Nachrichten vom Leben und Ende gutgesinnter Menschen. 6 Bde. Halle. 1779—1790. — Moral in Beispielen von Dr. H. B. Wagnitz. Neueste Ausg. Halle. 1810—1824. 6 Bde. nebst den Beispielen für Traurige und Leidende. 2 Thle. Neue Ausg. Halle. 1801. und den Beispielen für Kranke. Neue Ausg. Halle. 1813. — Die Werke des Stadtpfarrers Burk in Großbottwar: Evangelische Pastoraltheologie in Beispielen. 2 Bde. Stuttg. 1838. — Spiegel edler Pfarrfrauen. Stuttg. 1842. — Der Christenbote. Jahrg. 1831—1846, sowie andere christliche Zeitschriften: Evang. Blätter für das Herzens- und Erfahrungschristenthum von Dr. Fr. Busch. Dorpat. 1832 ff. — Neueste Nachrichten aus dem Reiche Gottes. Berlin. 1816 ff. — Der Pilger aus Sachsen rc. rc.

Diese und noch manche andere derartige Quellen sind stets besonders citirt.

* Der Stand der hymnologischen, in unserer Zeit fast ganz unbekannten und namentlich in Würtemberg äußerst rar gewordenen Literatur auf dem Gebiete der Liedererklärung und Liedergeschichte ist folgender:

Cythara Lutheri oder Predigten über Dr. Luther's Lieder von Cyriakus Spangenberg (Prediger zu Eisleben, † 1604 als Generaldekan in Mansfeld). Erfurt 1569.

Auslegung der geistlichen Lieder, so von Dr. Mart. Luthero und andern gottseligen Christen gemacht, durch Dr. Simon Pauli. Magd. 1588.

Manuscript des als Professor der griechischen Sprache zu Tübingen im J. 1607 gestorbenen Martin Crusius, nach seinem Tod herausgegeben unter dem Titel: „Crusii Homiliae hymnodicae LIV cantica ecclesiae Lutheranae verbo Dei illustrantes, quas e MSCto usui dedit publico cum praef. et annotationibus M. Jo. Chr. Olearius. Arnstadtii 1705.“

Vindicatio psalmodica et cantualis, d. i. gründliche Rettung der Psalmen und Kirchenlieder von Schr[illegible]müller. 1669.

Johannis Joach. Mölleri theatrum hymnologicum et deliciae hymnologicae, und: Analecta poëtica, s. corpus poëtarum. Sorau. 1701.

Joh. Benedicti Carpzovii (Prof. theol. und Pastor zu St. Thomas in Leipzig, † 1699) Lehr- und Liederpredigten, gehalten an Sonn-, Fest- und Bußtagen Ann. 1689, darinne jederzeit im Ein-

hin und her zerstreut liegenden Notizen zu sammeln, zu sichten und zu ordnen.

---

gang ein gut Lutherisch Lied richtig eingetheilet und erkläret, und hernach ein gewisser Glaubensarticul, nach Gelegenheit des Textes, gründlich und aufs einfältigste abgehandelt wird. 2 Thle. Leipz. 1706.

Georg Götze's (Generalsup. zu Jena, † 1699) erbauliche Liederbetrachtungen in Predigten Ao. 1692. Jena 1703.

Georg Serpilius (Superintend. zu Regensburg), gab heraus:

Liederconcordanz. Pirna. 1696.

Schriftmäßige Prüfung des Hohensteinischen Gesangbuchs wider dessen Autorem, M. Otto Christian Damius, Superint. zu Ellrich. Edit. 1710.

Brauchbar sind auch seine „gottgeheiligte Sing- und Frühstunden" und „zufällige Andachten".

Daniel Seiffart (Prediger an der obern Kirche zu Zwickau, vorher Pfarrer in Klein-Sömmern) gab heraus:

Deliciae melicae in Centurien. 1704. nebst Mel. mel. principum.

Christhold's Singularia evangelica. Jena. 1706.

Joh. Christophorus Olearius (Superintend. zu Arnstadt), gab heraus:

* Evangelischer Liederschatz. 4 Thle. Jena. 1705—1707.

Evangelische Lieder-Annales. 1721.

Historica et memorabilia, d. i. merkwürdige Sachen und Geschichten, so sich über das Lutherische Gesangbuch und dessen meiste Lieder und Versikul begeben und zugetragen, von Thomas Schmidten. Altenb. 1707.

M. Johann Götzinger (41jähriger Pfarrer zu Burgstädt, † 1699) verfaßte viele erbauliche Liederhomilien, als da sind:

Todesbetrachtung, oder Erklärung XIV Sterb- und Begräbnißlieder in 27 Predigten. Dresden. 1706.

Gründliche Erklärung XLVII der fürnehmsten evang. Festlieder in 113 Pred. 1708. 3 Thle.

Erbauliche Auslegung XX der fürnehmsten Lehr-, Buß-, Bet- und Trostlieder, in 34 Pred. 1711. 2 Thle.

Erbauliche Erkl. XIII geistreicher Psalmlieder nebst der Litanei in 32 Pred. 1713.

Erbauliche Erkl. X der fürnehmsten evang. Catechismuslieder in 34 Pred. 1713.

* **Deliciae Cygneae**, d. i. geistlich Schwanenlust oder Zwickauisches Gesangbuch nebst angezeigten **Auctoribus** der Lieder und nöthigen Anmerkungen von Dr. Christian Gotthilf Blumberg (Superintend. zu Zwickau, † 1735). Zwickau. 1710.

Es galt aber auch, unter den Lebenden und in den Volkskreisen Umfrage zu halten. Was ich auf diesem Wege, und nament-

---

M. Martin Grünwald (Archidiakonus in Zittau, † 1716), erbauliche Anmerkungen über die gebräuchlichen Adventslieder. Zittau. 1711.

M. Hermann Joach. Hahn (Diakonus zum h. Kreuz in Dresden, † 1726) vernünftiger Gottesdienst beim Gebrauch der Osterlieder. Dresden. 1712.

M. Johannes Avenarius (Superintend. zu Gera von 1723—1736, vorher Diakonus zu Berka, dann Sub= und Archidiakonus zu Schmalkalden) schrieb:

Vergnügte Seelenlust in Predigten. Leipz. 1711.

Erbauliche Liederpredigten. Frankf. und Leipz. 1714.

* Evangelischer Liedercatechismus, darinnen die ganze christliche Lehre, nach Anweisung der 6 Hauptstücke des h. Catechismus Lutheri, durch erbauliche Lieder erläutert und mit raren Historien, auch andern nachdenklichen Remarquen, erkläret wird. 1714.

Evangelischer Christenschmuck oder gründliche und schriftmäßige Erklärung der Sonn=, Fest= und Apostels=täglichen Evangelien. 1718.

Epistolischer Christenschmuck. Arnstadt. 1722.

* Evangelische Lehr= und Liederpredigten, bei gründlicher Erklärung der Sonn=, Fest= und Aposteltägl. Evangelien, darinnen 65 geistreiche und erbauliche Lieder kürzlich erkläret, derer Autorum vita et fata beschrieben, auch, wo sich was Denkwürdiges mit dem Liede begeben, angemerket worden. 1731.

Matthäus Hiller (Prälat von Königsbronn, vorher Prof. theol. in Tübingen, † 1725) erklärtes evangelisches Gesangbüchlein, worin, neben den alten, auch die neuen kernhaftesten Gesänge vorgetragen und alle nachdenkliche Redensarten aus h. Schrift erkläret werden. Stuttg. 1716.

J. M. Schamelius (geb. 5. Juni 1668 in Meuselwitz, seit 1708 Pastor in Naumburg, † am dritten Osterfeiertag 1742) gab heraus:

Vindiciae cantionum s. ecclesiae evangelicae, d. i. theologische Rettung und Beantwortung unterschiedlicher schwerscheinender Stellen und Redensarten der evang. öffentl. Kirchengesänge. Leipz. 1715—1718. 3 Thle.

* Evangelischer Liedercommentarius zum Naumburger Gesangbuch. Leipz. 1737 mit einem historischen Register der Lieder=Autorum.

Dr. Georg Heinrich Götze (Superintend. zu Lübeck, vorher Pfarrer zu Chemniz, Dresden und Annaberg, † 1728) gab heraus:

lich durch eine im evangelischen Kirchenblatt und Christenboten vom Jahr 1843 an das christliche Publikum, und insbesondere an

---

Commentariolus de odio Pontificiorum in Hymnos ecclesiae Lutheranae. Lipsiae. 1703.
Sendschreiben an Olearius, darin Vieles zur Liederhistoria gehörig sich befindet. 1709.
Erzählung von Altenburgischen Liederfreunden. Lüb. 1720.
Historische Nachrichten von unterschiedenen Liederfreunden, welche sich im Leben und Sterben aus Liedern getröstet. 1720.
Ergötzte Schrift- und Liederfreuden. 1722.
Sendschreiben von Annäbergischen Liederfreunden an seinen Sohn. 1722.
Wöchentliche Liederandachten des Morgens und Abends. 1723.
Erbauliche Liederandachten über einige Seufzer bekannter Lieder. 1724.
Vermischte Nachrichten des sel. P. Gerhardi Haus- und Kirchenlieder betreffend. 1725.
Gerhardische Liederwoche oder wöchentliche Morgen- und Abendandachten über einige Seufzer der Gerhardischen Lieder — — und Anmerkungen über einige alte Lieder (meist mit einer Geschichte erläutert). 1726.
20 schriftmäßig glossirte Kirchenlieder, welche vor, bei und nach Ausspendung des h. Abendmahls gebraucht werden. Hamb. 1726.

Gottfried Kohlreif (Probst und Consist.-Rath zu Ratzeburg, vorher Pastor in Neubrandenburg, † 1750) gab heraus:
Neugezierte Liederkrone bestehend in mancherlei Merkwürdigkeiten, die bei den evang. lutherischen Liedern angemerket werden. Ratzeburg. 1715, 1720, 1735.
Das Ratzeburgische Gesangbuch mit Anmerkungen. 7. Aufl. 1741.

M. David Hermann's (36jährigen Pfarrers in Trotzschendorf) erklärter Liederschatz oder Gesangbuch, darinnen die Lieder mit Anmerkungen versehen sind. Görlitz. 1722.

Peter Busch (Pastor zum h. Kreuz in Hannover, † 1744) gab heraus:
Jubilaeum cantionum ecclesiasticarum Lutheranarum oder evang. Jubelfreude über die öffentliche Reformation der Kirchengesänge von Dr. M. Luthero 1524 geschehen. Hannover. 1724.
Historie und Vertheidigung unserer Kirchenlieder. Hannover. 1735.
Evangelische Liedertheologie oder lehr- und geistreiches Gesangbuch, worinnen alle Glaubens- und Sittenlehren evang. Kirche in 1200 geistreichen Liedern befindlich, bestmöglich in theolog. Ordnung gebracht, mit gehörigen Rubriken, deutlichen Summarien, nützlichen Ueberschriften, kurzer Erklärung dunkler Redensarten, nöthigen Parallelstellen der h. Schrift und richtiger Anzeige derer Autorum. Hannover und Göttingen. 1737.

meine Amtsbrüder, ergangene Aufforderung zu Mittheilungen, Sicheres erkunden konnte, habe ich mit der Bezeichnung: „Mündliche Nachrichten" mitgetheilt, während sonst überall mit historischer Treue die schriftlichen Quellen bezeichnet sind. Ich beschränkte mich aber dabei meist nur auf bedeutendere Persönlichkeiten

---

M. Michael Lilienthal (Prediger an der Altstädter Kirche zu Königsberg, † 1750) vernünftiger Gottesdienst des Singens, vermittelst Darstellung 700 mit Fleiß gesammelter alter und neuer geistreicher Lieder — — nebst Beifugung historischer Nachrichten und erbaulichen Anmerkungen. Königsb. 1723, 1736, 1752.

Evangelischer Liederschatz, oder glossirtes großes Würt. Gesangbuch von Spezial M. Bilhuber und dem dänischen Etatsrath J. J. v. Moser. Tüb. 1730. (selbst dieses Werk ist, wie die meisten der hier aufgeführten Werke, in keiner öffentlichen Bibliothek Würt. zu finden).

M. Johann Jakob Gottschald (Pastor zu Schöneck von 1739, vorher Diakonus in Eubenstock) gab heraus:

Theologia in hymnis oder Universalgesangbuch — — mit 1300 auserlesenen Liedern. Leipz. 1736.

* Allerhand Liederremarquen. 1. Bd. mit 6 Piecen. Leipz. 1737—1748. 2. Bd. 1758 ff.

* M. Gottlob Klug's (Pastors zu Neumarkt) evangel. Begräbnißlieder-Commentarius oder Gesangbuch von 609 Begräbnißliedern mit Anmerkungen, nebst einer Beschreibung der Liederdichter. Bresl. 1747.

* M. Gabriel Wimmer's (Pastors zu Altenmörbitz 1700—1745) ausführliche Liedererklärung, wodurch die ältesten und gewöhnlichsten Gesänge der evang.-luth. Kirche (198) dergestalt ins Licht gesetzet, daß bei einem Jedweden 1) der Verfasser und Werth des Liedes angezeiget, 2) der Text mit bibl. Sprüchen bewähret, 3) der Inhalt durch ungezwungene Eintheilung beigebracht, 4) die Geschichte kürzlich vorgetragen, 5) das ganze Lied mit auserlesenen Anmerkungen erläutert worden. 4 Thle. Altenburg bei Richter. 1749.

Joh. Gottfried Schöber's Beitrag zur Liederhistorie. 2 Thle. Leipz. 1759, 1760.

Dr. Teller's kurze und wahrhafte Geschichte der Kirchengesänge. 1780.

C. Gottlieb Götze, Beitrag zur Geschichte der Kirchenlieder. Tüb. Cotta. 1784.

Leopold's Magazin für die geistliche Dichtkunst. Stolberg. 1798.

Hymnologische Forschungen von Dr. Gottlieb Mohnike. 2 Thle. Stralsund. 1831, 1832.

Dr. G. F. G. Goltz ausführliche Erklärung einiger der vorzüglichsten evang. Kirchenlieder für Schule und Haus. Berlin. 1843.

Außerdem gibt es noch viele Monographien, welche die Geschichte und Erklärung eines einzelnen Kirchenlieds enthalten.

und auf Fälle von besonders anziehender und das allgemeinere Interesse in Anspruch nehmender Art; Würtemberger namentlich werden manchen lieben Bekannten, manchen Namen von altem, gutem Klang hier begrüßen dürfen.

Neben dem Erbaulichen durfte aber auch hier das wissenschaftliche Interesse des Hymnologen und Alterthumsfreundes nicht außer Acht gelassen werden, und es sind deßhalb die neuesten Resultate der hymnologischen Forschungen über die Authentie und Integrität der Lieder und Weisen, über Ort und Zeit ihres ersten Erscheinens rc. rc. mitgetheilt. Namentlich sind auch, wo es möglich war, die Originalaufsätze zur Hand zu bekommen, theils ganze Originallieder, theils einzelne Originalverse und Wortfassungen beigesetzt worden. Dieß geschah aber durchaus nicht immer, um damit die Recension des Würtembergischen Gesangbuchs zu corrigiren und die alte Fassung zu reclamiren, sondern vorwiegend aus historischem Interesse, und namentlich, um damit einen Beitrag zur Charakteristik des Verfassers und seiner christlichen Lebensanschauung oder Dichtermanier zu geben. Bei Liedern übrigens, deren Original sich in dem in Würtemberg noch weit verbreiteten Gesangbuch von 1741 findet, ist der Raumersparniß wegen einfach auf dasselbe verwiesen.

Daß ich nun aber bei solcher Behandlung der Lieder und Weisen dieselben in der Reihenfolge des neuesten Würtembergischen Gesangbuchs aufführte, statt sie chronologisch und nach den Verfassern zu ordnen, werden mir die Würtemberger danken und Glieder der andern deutschen evangelischen Landeskirchen nicht verdenken. Denn nicht nur ist dieß die altherkömmliche Weise der Hymnologen, z. B. eines Schamelius, der an das Naumburger, eines Blumberg, der an das Zwickauer Gesangbuch rc. rc. anknüpfte, sondern es ist auch damit wenigstens das Bedürfniß eines evangelischen Volksstammes vollständiger befriedigt, während bei einer Commentirung von Liedern nach individueller Auswahl, so lange noch keine Verständigung über einen gleichmäßigen Liedergrundstock für alle evangelischen Stämme Deutschlands zu Stand gekommen ist, keiner derselben etwas Ganzes für sein Bedürfniß hat. Damit jedoch Jeder die Lieder und Weisen seines provinziellen Gesangbuchs hier aufsuchen kann, ist ein Lieder- und Melodien-

Register angehängt, in welchem immerhin ein gut Theil derselben wird gefunden werden können. Die Hauptsache ist immer die, daß die Liederdichter und Sänger, die für das ganze evangelische Deutschland gesungen haben, mittelst einer geschichtlichen Darstellung des Entwicklungsgangs des heiligen Gesangwesens überhaupt, wie sie im ersten Theil gegeben ist, chronologisch geordnet und in organischer Verbindung aufgeführt sind.

Für die, welche in jetziger Zeit überall ein Parteiinteresse wittern wollen, erkläre ich, daß ich durchaus bloß vom objektiv-kirchlichen Standpunkt aus, im schlichten evangelischen Sinne, dieses Werk verfaßt habe, wie ich auch nichts sehnlicher wünsche, als daß dadurch der wahre, kirchliche Sinn für das, was der deutschen evangelischen Kirche im heiligen Gesangeswesen und Cultus noch noth thut, namentlich eine immer allgemeinere Verständigung über den wahren Begriff eines Kirchenlieds und Chorals, und somit auch eines kirchlichen Gesang- und Choralbuchs, möchte gefördert werden.

Der geschichtliche Schmuck aber, in welchem nun manche Kernlieder dargeboten sind, möge ihnen zur gebührenden Ehre dienen und zu immer allgemeinerer Anerkennung verhelfen da, wo sie noch unter dem Scheffel stehen und in beklagenswerther Vergessenheit liegen. Und wenn der Herr der Kirche dieses Werk würdigen sollte, daß dadurch die rechte Liederpflege und das lebendige Liederverständniß in Kirche, Schule und Haus zum Aufbau seines Reiches begründet wird und diese edlen Zeugnisse des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung manchen Herzen werth und theuer werden: so ist der große, die Kräfte eines einzelnen Mannes fast übersteigende und daher auch freundliche Nachsicht begründende Aufwand von Zeit und Mühe, den ich darauf aus Liebe zu der Sache des Herrn verwandt habe, reich belohnt.

Großaspach, 18. Oktober 1846.

Der Verfasser.

Einleitung.

Seit den ältesten Zeiten war es für jede religiöse Gemeinschaft ein wesentliches und natürliches Bedürfniß, zu ihrem Gott nicht bloß gemeinschaftlich zu beten, sondern auch zum Ausdruck des lebendiger angeregten frommen Gefühls die Stimmen gemeinschaftlich im Gesange heiliger Lieder zu erheben. Nichts drückt auch mehr die Gemeinschaftlichkeit der Andacht und die Einheit im Glauben aus, als eben das Zusammenmengen aller verschiedenen, einzelnen Stimmen zu einem harmonischen Ganzen im Gesang. Hier zerfließt die Stimme des Einzelnen im Ganzen, während der Einzelne hinwiederum in dem Bekenntniß Aller sich gehoben und gestärkt fühlt. Wie so auf der einen Seite der geistliche Gesang der Erguß frommer Erregung, der Ausdruck und Träger heiliger Gefühle ist, so ist er auf der andern Seite auch das kräftigste Mittel, fromme Empfindungen und Gesinnungen anzuregen und zu beleben, die Feierlichkeit des Gottesdienstes zu erhöhen und in der zu gemeinsamer Gottesverehrung versammelten Volksgemeinde die Gluth der Andacht zu nähren und das Feuer frommer Begeisterung anzufachen.

Daher treffen wir auch selbst bei den rohesten Völkerschaften alter und neuer Zeit gewisse Opfergesänge und Verherrlichungen der Götterfeste durch Musik und Gesang, wenn auch in noch so roher Form. Schon die Urvölker, Chaldäer, Phönizier, Aegypter hatten ihre Tempelgesänge und Musik bei ihrem Tempeldienst. Die Griechen, in ihrer Sage von Orpheus und Amphion schon die Macht des Gesangs und der Musik anerkennend und ohnedem geneigt, jegliche Vorfälle des Lebens mit Liedern zu verherrlichen, schmückten und zierten ihren Götterdienst mit Festgesängen, die von musikalischen Instrumenten begleitet wurden. Die Römer hatten ihre Salii, die dem Kriegsgott zu Ehren Gesänge aufführten, und die Gallier, Germanen und nordischen Völkerschaften hatten ihre Barden und Skalden, welche das Volk heilige Gesänge lehrten und Druiden oder Priester, welche die Götterfeste mit Gesang zu verherrlichen bemüht waren. Hildegast, der im dritten Jahrhundert nach Christo lebte, war der Orpheus der Deutschen, er sang in prophetischer Begeisterung,

unterwies die Söhne der Edlen in der Tonkunst und zog so (nach **Tritthemius Annal. I.**) die Franken aus dem Stande der Wildheit.

Am ausgebildetsten war aber frühe schon der gottesdienstliche Gesang *beim Volk des alten Bundes*, das hierin viel von den Aegyptern gelernt hatte. Gleich bei der Bildung des israelitischen Volkes, nachdem der Auszug aus Aegypten glücklich vollbracht war, findet sich ein Siegsgesang, ein kurzer Päan, den das Volk wahrscheinlich im Reigen absang (2 Mos. 15, 1. u. V. 20. 21.), während das übrige Lied mehr dem gebildetern Chor angehört. Bei seinem Zug nach Canaan, an den Gränzen Moabs angelangt, singt das Volk Israel dem Herrn ein Loblied im Reigen oder Wechselgesang, weil er sie einen Brunnen hatte auffinden lassen (4 Mos. 21, 17. 18.). In der Richterzeit, als der heroischen Periode Israels, sind es freilich zunächst meist bloß Kriegs- und Siegeslieder, die gesungen werden. Josua's Sieg über die Amoriter lebte im Gesange fort, wovon ein Bruchstück Jos. 10, 12. 13. aufbehalten ist; vollständig erhalten ist noch Debora's Siegeslied (Richter Kap. 5.); Jephtha's Tochter kommt dem Vater mit Pauken und Reigen entgegen (Richt. 11, 34.), seinen Sieg über die Kinder Ammon mit allem Volk zu feiern. Das 2 Sam. 1, 18. (vgl. Jos. 10, 13.) genannte Buch der „Redlichen oder Tapfern" weist darauf hin, daß es eine ganze Liedersammlung gegeben haben muß, in der die von Eroberung des Lands Canaan bis zu Davids Thronbesteigung im Munde des Volkes lebenden Lieder enthalten gewesen seyn müssen. Die eigentlich religiöse Richtung erhielt aber die Dichtkunst und der Gesang in Israel durch die Prophetenschulen Samuels, durch die überhaupt das Gesetz Jehova's dem Volksleben näher gebracht wurde. Diese Prophetenschüler führten Chorgesänge zur Erregung der Andacht und Begeisterung, und ihr „Weissagen" selbst war mit Musik und begeisterten Geberden und Körperbewegungen verbunden (1 Sam. 10, 5. 19, 19. 20.). Allein David erst, mit dem überhaupt das goldene Zeitalter der hebräischen Dichtkunst hereinbrach, begründete einen festgeordneten, gottesdienstlichen Gesang. Ihm hatten bei seiner ersten That, als er den Riesen besiegt hatte, die israelitischen Frauen im Reigen ein Siegs- und Kriegslied zugejauchzt (1 Sam. 18, 7.); in ihm aber und durch ihn beim Volke erhielt der kriegerische Geist eine höhere Richtung und verklärte sich in einen alle Verhältnisse durchdringenden religiösen Sinn. Am eigenen Herzen hatte David die Macht des geistlichen Gesangs erfahren; darum suchte er auch die Gottesdienste seines Volks mit festlichen Gesängen zu verherrlichen. Wie bei den Aegyptern eine besondere Kaste zur Pflege des Gottesdienstes, so war auch in Israel ein besondrer Stamm zum Tempel- und Gottesdienst verpflichtet, der Stamm Levi. Aus diesem Stamme verordnete David Sänger und Spielleute, welche in vierundzwanzig Ordnungen getheilt unter der Aufsicht von zweihundertundachtundachtzig Sangmeistern ihr Amt im Tempel zu verrichten hatten

(1 Chron. 16, 16. u. Kap. 26. Sir. 47, 11. 12.). Diese heiligen Sänger, die unter Begleitung von Trompeten, Cymbeln, Harfen und andern Saitenspielen ihre Lieder absangen, erscheinen im schönsten Glanze bei der Einweihung des durch Salomo erbauten Tempels zu Jerusalem (2 Chron. 5, 12. 13.) und bei der Grundsteinlegung des Tempels nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft (Esra 3, 9—13.). Das Volk oder die Gemeinde stimmte abwechselnd in die Gesänge derselben ein und sang ihnen nach (Esra 3, 11.); antwortet ja auch jetzt vorher in den Synagogen die Gemeinde als Chor dem Gesange des Vorsängers. Es wurden hiebei mannigfache Melodien mit sehr bestimmtem Rythmus gebraucht; Instrumente begleiteten Ton für Ton (2 Chron. 5, 12. 13.). Ueberhaupt drang seit David der religiöse Gesang so sehr unter das Volk ein, daß sich eigentliche geistliche Volkslieder neben den Tempel- oder Kirchenliedern bildeten. So ließen z. B. die Festcaravanen auf der Reise zu den hohen Festen nach Jerusalem in Wechselchören ihre geistlichen Gesänge ertönen (Ps. 121. 122. 125 ff.), so sangen die Gefangenen zu Babel sich Trost zu (Ps. 126. 137.), so lobeten die Glieder einer Familie beim Passahmahl den Herrn (Ps. 114.) und erbauten sich sonst in häuslicher Andacht an Psalmen und Lobgesängen (Ps. 127. 128. 133 f.). Alle diese heiligen Gesänge, theils Ergüsse des subjectiven, frommen Gefühls, wie sich dieß in besondern Stimmungen und im Drang der verschiedensten Lebensereignisse bei einem David (Ps. 3. 18. 51. 52. 54. 56. 57. 59. 60. 63. 142.), bei dem Leviten Assaph (Ps. 50. 73—83.), den Esrahiten Heman (Ps. 88.) und Ethan (Ps. 89.) in Liedern aussprach, die ihnen dann viele tausend glaubige Seelen in Israel zur Erbauung nachgesungen haben, theils eigentliche Tempel- oder Kirchenlieder, in denen ganz objectiv der gemeinsame Glaube des Bundesvolks ausgesprochen ist und die von demselben in den Hallen des Tempels auf die großen Thaten Gottes gesungen wurden (Ps. 15. 24. 68. 81. 87. 132. 134. 135. 146—150.), sind gesammelt in dem sogenannten **Psalter**, dem Gesangbuch des alten Bundesvolks, dessen sie sich beim öffentlichen, wie beim Hausgottesdienst bedienten.

Dieser Psalmengesang des alten Bundesvolks vererbte sich nun in natürlicher Folge auf die neuentstandene christliche Gemeinschaft, **auf das Volk des neuen Bundes**, und jenes älteste aller Gesangbücher, das **Psalmbuch**, bildete die Grundlage auch des christlichen Kirchengesangs. War ja doch überhaupt schon der ganze alte Bund die geschichtliche Grundlage des neuen, war ja doch der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs derselbe Gott, der, was er unter dem Volk Israel vorbereitet und verheißen hatte, für das Christenvolk durch die Sendung seines Sohnes, Christi des Herrn, vollendet und erfüllet hat, und wies ja doch das Psalmbuch selbst, gerade in seinen gehaltvollsten Kernliedern, ahnungsvoll auf Christum und sein königliches Friedensreich hin, wie dieß der Stifter des neuen Bundes selbst

und seine Apostel andeuteten (Ps. 110. 22. 16. 40. 45. 69. 72. 2.) und vor Allem der Brief an die Hebräer zu veranschaulichen bemüht ist. Es ist wirklich beachtenswerth, wie dieses Urgesangbuch dem geistlichen Lied der Christen durch alle Jahrhunderte stets Sprache und Stoff gereicht und seine Gesänge so vielen, und gerade den edelsten geistlichen Dichtern als Musterbild und Quelle dienten, daran sie lernten und sich erfrischten.

Verfolgen wir nun den Entwicklungsgang des christlichen Kirchenlieds und Kirchengesangs von seinen ersten Anfängen an bis auf unsere Zeit.

Erste Periode.

Das christliche Alterthum.

Von der apostolischen Zeit bis zum Tod Carls des Großen. 814 nach Christo.

---

1) Das geistliche Lied unter den alten Christengemeinden der drei ersten Jahrhunderte bis zum Ende der Verfolgungen im J. 312.

Christus selbst hatte, als er das h. Abendmahl einsetzte, mit seinen Jüngern das große Hallel, die bei der Passahfeier gebräuchlichen Hallelujahpsalmen 113—118 angestimmt (Matth. 26, 30.) und seine Apostel empfahlen den neugegründeten Christengemeinden wiederholt für die gemeinsame Andacht den Gesang geistlicher, lieblicher Lieder (Eph. 5, 19. Col. 3, 16. Jak. 5, 13.). Daher findet sich auch der Gesang geistlicher Lieder unter den ersten Christen schon frühe heimisch. Er erscheint als ein kräftiges Stärkungsmittel des Glaubens bei ihren Gebetszusammenkünften und Gottesdiensten, in welchen er bald einen regelmäßigen Bestandtheil bildet (1 Cor. 14, 15. 16. u. 26.). Auch sonst in den verschiedenen Lagen des Lebens sangen sie solche Lieder, wie z. B. Paulus und Silas damit im Kerker zu Philippi Gott lobeten (Ap.Gesch. 16, 25.).

Anfangs gebrauchten die Christen geradezu die Psalmen des A. Testaments, an welche die Judenchristen ohnedem schon gewöhnt waren. Da überhaupt die Christengemeinde zu Jerusalem in der ersten Zeit allen neugestifteten Gemeinden als Mutter und Muster galt, so gingen die in der jüdischen Synagoge einheimischen gottesdienstlichen Gebräuche auch in den christlichen Gottesdienst über; so z. B. das Vorlesen von Abschnitten aus der h. Schrift und daran geknüpfte

Vorträge zur Erklärung und Anwendung des Vorgelesenen (Luc. 4, 16 ff.) und in Verbindung hiemit auch der Psalmengesang. Um so lieber gebrauchten sie diese altherkömmlichen Psalmen, je mehr sie dieselben als von Gott eingegebene Gesänge zu betrachten und fast in jedem eine Hindeutung auf Jehova als Messias zu finden gewohnt waren. So sangen sie denn nun einzelne Psalmen regelmäßig zu bestimmten Tagszeiten und an bestimmten Festen, wie z. B. Ps. 22. am Todestag Jesu. Auch einige alttestamentliche Hymnen kamen bald in Gebrauch z. B. das Trisagium Jes. 6, 3. und der Gesang der drei Männer im Feuerofen.

Bei dem Glaubensdrang der neuen Gemeinde des Herrn, bei der Frische und Gluth des christlichen Lebensgefühls in ihr versteht es sich aber von selbst, daß dem Herrn bald auch ein neues Lied gesungen wurde und neben den Psalmen eigne christliche Gesänge und Lieder aufkamen, wie sie unmittelbar dem christlichen Gefühl entquollen und dem Bedürfniß der neuen Glaubensgemeinschaft entsprachen. Schon Paulus erwähnt neben den Psalmen auch „Lobgesänge und geistliche Lieder," d. i. Hymnen und geistliche Oden, in den Stellen Eph. 5, 19. Col. 3, 16., und man hat auch wirklich Spuren solcher Hymnen und Oden, die schon vor Abfassung der Evangelien in der apostolischen Gemeinde im Gebrauch gewesen wären, in folgenden Stellen des N. Testaments finden zu können geglaubt — Eph. 5, 14. 1 Tim. 3, 16. 2 Tim. 2, 11. Offenb. 4, 11. 5, 9—13. 11, 15—19. 15, 3. 4. Ganz entschieden treten uns aber solche christliche Hymnen entgegen in dem Lobgesang des Zacharias (Luc. 1, 68 ff.), in dem Lobgesang der Maria (Luc. 1, 46 ff.) und in dem der himmlischen Heerschaaren (Luc. 2, 14.). Diese kamen auch gar bald und je länger je mehr bei den Christengemeinden als heilige Gesänge förmlich in Gebrauch; ersterer hieß der „Benedictus," der zweite das „Magnificat," der letztere das „Gloria," aus welchem allmählich durch Ueberarbeitung das Lied: „Allein Gott in der Höh sey Ehr" sich gebildet hat. Hieher gehört auch der sogenannte englische Gruß an Maria (Luc. 1, 28 f.) und der Abschied des Simeon (Luc. 2, 29.).

Die Erstlinge der Christenlieder waren anfangs meist aus Versen oder Sprüchen der h. Schrift zusammengesetzte Lobpreisungen Gottes und seines Eingebornen (Doxologien). So sagt Eusebius einmal in seiner Kirchengeschichte: „Wie viele Psalmen und Oden gibt es, die von Anfang an niedergeschrieben von glaubigen Brüdern, Christum als den göttlichen Logos verherrlichen." In Antiochien war besonders der Bischof Ignatius ums J. 90 ein Beförderer der h. Lieder; durch ihn kam auch die Sitte auf, kurze Bibelsprüche, das Vaterunser, die Einsetzungsworte, Evangelien und Episteln, kurze Altargebete abzusingen. Ein merkwürdiges Zeugniß, wie viel die ersten Christengemeinden bei ihren Andachtsübungen auf Gesang hielten, ist der Bericht des Plinius, als Statthalters von Bithynien, an Kaiser Trajan im J. 110

über seine gegen die Christen geführte Untersuchung, worinn er als Geständniß derselben aufführt, „daß sie an bestimmten Tagen vor Sonnenaufgang zusammenkommen und Christo, als einem Gott, gemeinschaftlich Lieder singen." * Später wandte man den Gesang zur Erhöhung der Feierlichkeit, besonders bei den Liebesmahlen (Agapen) an, wofür ganz besonders sich thätig zeigten: Justin, der Märtyrer, der sich ums J. 150 in Rom aufhielt, und Tertullian in der nordafrikanischen Kirche, der von 180—218 Aeltester zu Carthago war und zugleich der älteste lateinische Liederdichter ist.

Besonders schön fieng aber in der griechischen Kirche die christliche Liederdichtung zu blühen an. Es werden hier ausdrücklich genannt — Athenagoras, Vorsteher der Katechetenschule zu Alexandrien, der Apologet, ums J. 169, Clemens, Lehrer an derselben Schule und hauptsächlicher Verbreiter des Gesangs in der alexandrinischen Kirche (ums J. 190), von dessen Schüler Origines (ums J. 200) bekannt ist, daß er geistlichen Gesang und Musik für das einzige und sicherste Mittel erklärte, die Heiden zum Christenthum zu bekehren; deßgleichen der ägyptische Bischof Nepos ums J. 260 und Methodius der Märtyrer, Bischof zu Patara, welcher im J. 311 bei der Christenverfolgung unter Diocletian enthauptet wurde.

Die Lieder dieser christlichen Dichter aus der griechischen Kirche tragen den ächtgriechischen Stempel des Zierlichen und Zarten und ihr vorherrschender Zug ist der der ersten jauchzenden, jugendlichen Begeisterung über das neue Geschenk, das die Welt durch das Christenthum erhielt.

Aus der syrischen Kirche wird der doketische Philosoph Bardesanes zu Edessa (ums J. 172) als Liederdichter genannt, welcher die David'schen Psalmen in einhundertundfünfzig schönen Liedern nachahmte, um dadurch seine ketzerischen Meinungen um so eindringlicher unter dem Volk zu verbreiten, so wie sein Sohn Harmonius, welcher zu seines Vaters Liedern einnehmende Melodien zu machen verstand.

So war nun durch diese Ketzerlieder neben dem Glaubenstrieb, aus dem die meisten neuen Christenlieder als freier unmittelbarer Erguß hervorgiengen, ein weiterer Anlaß zur Schöpfung neuer Lieder gegeben; die Lieder des ketzerischen Bardesanes, welcher nicht bekannte, daß Jesus Christus in das Fleisch gekommen sey (1 Joh. 4, 1—3. 2 Joh. 7.), mußten durch rechtgläubige Lobgesänge, in welchen Christus als der wahrhaftige Gott und das ewige Leben, so wie als der ins Fleisch gekommene Gottessohn gepriesen ist, möglichst unschädlich gemacht und verdrängt werden. So entstanden allmählich neben der Mehrzahl von Liedern, welche unmittelbare Aeußerungen des christ-

* Lib. X. epist. 97. affirmabant autem, hanc fuisse summam vel culpae suae vel erroris, quod essent soliti, stato Die ante lucem convenire, carmenque Christo, quasi Deo, dicere secum invicem etc.

lichen Lebensgefühls waren, bereits auch Lieder, bei deren Entstehung ein dogmatisches Interesse, die Bedachtnahme auf Reinerhaltung der Glaubenslehre, mitwirkte.

Mit den Psalmen des A. Testaments hatten sich die ersten Christengemeinden auch den eigenthümlichen **Vortrag** derselben angeeignet, welcher, wie es noch jetzt in jüdischen Synagogen anzutreffen ist, mehr ein Sprechen, als ein Singen war, — ein gesangartiges Recitiren oder Declamiren der Worte mit geringer Modulation der Stimme, obwohl in mannigfaltigen, freien Rythmen.* Doch wurden den christlichen Gesängen bereits auch manche griechische Melodien untergelegt, wodurch sie melodischer wurden.

Neben dem gemeinschaftlichen einstimmigen Gesang waren, wie dieß gleichfalls schon beim alten Bundesvolk anzutreffen war, Wechselgesänge (Antiphonien) im Gebrauch, wobei der eine Vers von den Männern, der andere von den Frauen und Kindern gesungen wurde. Der oben erwähnte Bischof Ignatius zu Antiochien († 116) soll diese Gesangweise zuerst in der syrischen Kirche eingeführt haben, nachdem er in einem Traumgesicht Engel gesehen hatte, welche in Wechselgesängen die h. Dreieinigkeit priesen. Auf den Wechselgesang weist wohl auch jener Bericht des Plinius hin in den Worten: „**carmenque dicere — — secum invicem.**“

Gegen das Ende unsres Zeitabschnitts kam auch die Sitte der Responsorien auf, welche später die gebräuchlichste wurde. Wenn nämlich ein Abschnitt aus den h. Büchern gelesen war, so stimmte zuerst der Vorsänger allein den Psalm an und die Gemeinde stimmte in die letzten Verse oder Strophen ein, oder drückte mit dem Gesang eines aus den alttestamentlichen Gebetsformeln aufgenommenen „Amen“ ihre volle Zustimmung aus (1 Cor. 14, 16.).

In den wenigsten Fällen begleitete ein musikalisches Instrument den Gesang der ersten Christengemeinden. In Alexandrien war die Sitte aufgekommen, daß Flöten den Gesang bei den Liebesmahlen begleiteten; Clemens verbot dieß jedoch im J. 190 als zu weltlich, und führte dafür die Davidsharfe ein. Jedenfalls trug der christliche Gesang in diesen ersten Zeiten des Drucks und der Verfolgung, worunter die Christen zu leiden hatten, das Gepräge großer Einfachheit. Denn in unterirdischen Gewölben (Katakomben), im Dickicht der Wälder, auf Bergeshöhen, in Höhlen und Felsgeklüften mußten sie gewöhnlich ihre Gottesdienste halten, um sich nicht durch das laute Getöne ihres Gesangs zu verrathen. Statt jedoch unter solchen Nöthen und Aengsten zu verstummen, weil sie das Geständniß, „Christo als ihrem Gott Lieder gesungen zu haben,“ das Leben kostete, sangen sie

---

* Isidorus von Hispalis sagt (anno 601): „prîmîtiva ecclesìa ìta psallebat, ut modìco flexu vocis faceret psallentem resonare, ìta ut pronuntìanti vìcìnior esset, quam canenti.“

nur um so glaubensmuthiger und begeisterter ihre Lieder, die sie mit göttlicher Kraft beseelten, und auf den Flügeln ihrer Glaubenslieder wurden sie über die Enge und das Gedränge der Welt erhoben (Jes. 40, 31.). Selbst auf dem Scheiterhaufen sangen sie solche Lieder als Schwanengesang, bis Rauch und Flamme ihre Stimme erstickte und ihre Seele auf den Tönen des Liedes nach oben in die Heimath zog.

2) Die Entstehung des liturgischen Kirchenlieds und Kirchengesangs in den ersten Jahrhunderten der Herrschaft des Christenthums als Staatsreligion.

Vom Jahr 312 bis zum Tod Carls des Großen, 814.

Nachdem Constantin der Große im J. 323 sich offen dahin erklärt hatte, „den römischen Erdkreis wieder durch eine gemeinsame Gottesverehrung, durch die christliche Religion, die er selbst angenommen, verbunden sehen zu wollen" und so das Christenthum zur Staatsreligion erhoben war, konnten die Christen ihre Schlupfwinkel, in die sie sich seither an gar vielen Orten mit ihren Gottesdiensten verbergen mußten, verlassen und es fing nun ein öffentlicher Kirchengesang sich zu bilden an. Schon ums J. 326 baute Constantin den Christen große und prächtige Kirchen; mancher heidnische Tempel ward nun in einen christlichen umgeschaffen und die Zahl der Christentempel wuchs von Jahr zu Jahr. Jetzt trat eine regelmäßige Gottesverehrung mit festgeregelten Gebräuchen, eine eigentliche Liturgie hervor und hiefür war auch ein geregelter, gottesdienstlicher Gesang, ein liturgischer Kirchengesang nöthig; man brauchte für die verschiedenen kirchlichen Handlungen, für die Sonn-, Fest- und Heiligentage des ganzen Kirchenjahrs besondre Gesänge, für welche die Hymnenform als die geeignetste erschien. Und wie die neuen Christentempel fast sämmtlich nach dem Muster des salomonischen Tempels zu Jerusalem erbaut wurden, so strebte man auch immer mehr nach solch festlichem Tempelgesang, wie er einst in diesem Tempel erschallte. So entstand das eigentliche Kirchenlied, das liturgische Kirchenlied.

Ein weiterer Anlaß zur Entstehung eigentlicher Kirchenlieder, in welchen das sich nun immer fester abschließende Glaubensbekenntniß der katholischen Kirche, der objective kirchliche Glaube, aussprach, war durch die angestrengten und umfassenden Bemühungen der Irrlehrer und Ketzerparteien, ihre besondere Lehrmeinungen durch eigens verfaßte Lieder im Volke zu verbreiten, gegeben.

So tritt zunächst in der syrischen Kirche der Diaconus Ephräm, genannt der Syrer († zu Edessa im J. 378), der Herzensfreund des Basilius M., gegen die falschglaubigen Lieder des Bardesanes, welche im Lauf der Zeit durch ihren melodischen Wohlklang immer mehr Anklang unter dem Volk gefunden hatten, als Dichter vieler rechtgläubiger (orthodoxer) Hymnen und Wechselgesänge auf.

Ihre Anzahl wird von den Syrern auf 12—14,000 angegeben; es mögen jedoch darunter viele Hymnen von minder berühmten syrischen Kirchenliederdichtern mit einbegriffen seyn. Ephräm war berühmt wegen seiner sonderbaren Keuschheit, stillen Geduld, Demuth und großen Sorge für die Armen. Vor seinem Sterben schrieb er an seine Glaubensbrüder: „Sehet zu, daß Ihr nicht meine Lumpen und Gebeine zum Gedächtniß aufhebet als Reliquien und dann der Herr um eurer Thorheit willen mich einmal anreden muß: „O Ephräm! die Menschen haben mehr an Dich, als an mich geglaubet.""

Ein ähnlicher Einfluß der Ketzer auf die kirchliche Liederdichtung zeigt sich in der griechischen Kirche. Hier hatte der Presbyter Arius zu Alexandrien seit 318 den rechtglaubigen Kirchenliedern, welche freilich oft nichts als eine bloße, trockene Zusammenstellung von dogmatischen Formeln gewesen seyn mögen, volksmäßige, die christliche Sitten- und Tugendlehre abhandelnde Lieder entgegenzusetzen gesucht. Diese fanden beim Volke, für das sie verständlicher und erbaulicher waren, allgemeinen Anklang, wozu noch kam, daß die Arianer ihre Gottesdienste durch das Singen dieser Hymnen ganz besonders feierlich zu machen wußten. Sie hielten nämlich in der Stille der Nacht bei Fackelschein und unter dem Gesang ihrer wohltönenden Hymnen und Wechselgesänge Processionen, denen das Volk schaarenweise zuströmte. Deßhalb verbot das Concil zu Laodicea, in dessen Gebiet der Einfluß dieser Ketzerlieder sich am meisten und bedenklichsten äußerte, im J. 372 solche „Privatlieder" beim öffentlichen Gottesdienst,* was auch noch im J. 451 das allgemeine Concil zu Chalcedon bestätigte. Es waren damit die Psalmen oder Hymnen rechtgläubiger Kirchenlehrer nicht ganz zurückgewiesen, sondern zunächst bloß die von Privatpersonen, welche mit der Kirche in keinem engern und nähern Verhältniß standen und denen daher in Betreff der Rechtglaubigkeit nicht fest zu trauen war. Denn die Kirchenlehrer Gregor von Nazianz (geb. 329 zu Arianzus, einem cappadocischen Dorfe, im J. 380 Bischof der nicänischen Partei zu Constantinopel) und Synesius, Bischof zu Ptolemais (ums J. 410), dichteten den arianischen Hymnen entgegen fortan rechtglaubige Lieder, weil sie sahen, daß mit dem bloßen Verbot die Wirkung solch ketzerischer Lieder nicht zu schwächen war. Die Lieder Gregors hatten jedoch eine zu persönliche Haltung, und die des Synesius, zehn an der Zahl, eine zu philosophische Färbung, da er ein Neuplatoniker war, als daß sie hätten in dem eigentlichen Kirchengesang Aufnahme finden können. Namentlich aber glaubte Chrysostomus, Bischof zu Constantinopel vom J. 398—404, nichts Zweckmäßigeres zum Heil der Kirche thun zu können, als wenn er die Arianer durch noch schönere, rechtglaubige Hymnen überbiete und

---

* ὅτι ὀυ δει ἰδιωτικους ψαλμούς λεγεσθαι ἐν τῃ ἐκκλησιᾳ.

ähnliche prachtvolle Umzüge unter wohlklingenden Wechselgesängen veranstalte, überhaupt einen feierlichen liturgischen Kirchengesang einzuführen suche. Als jedoch die arianischen Umzüge, bei welchen die Arianer den Gesang der Kirchlichen verhöhnten, so daß es zu Thätlichkeiten kam, auf des Chrysostomus Betreiben durch ein kaiserliches Verbot gänzlich untersagt worden waren, so wurde die obsiegende kirchliche Partei von einem solchen Feuereifer gegen den prachtvollen Gesang der Arianer ergriffen, daß sich bei ihnen nun überhaupt ein Widerwille gegen einen solchen Gesang festsetzte, und sie jetzt Alles thaten, um den Kirchengesang zur größtmöglichen Einfachheit zurückzuführen. Bei solcher Stimmung der Gemüther erfand der schwärmerische Abt eines Mönchsvereins zu Bethlehem, Hieronymus († 428), im J. 400 den eintönigen Mönchsgesang, das sogenannte Psalliren, welches sich nun mehr und mehr im Morgenland in der syrischen und griechischen Kirche verbreitete; doch wurde wenigstens in der griechischen Kirche auch späterhin noch nebenher der künstliche Gesang gepflegt.

So drohte der Kirchengesang in der morgenländischen Kirche allmählich immer eintöniger zu werden und das Kirchenlied besang in den spätern Jahrhunderten statt der Hauptthatsachen des Christenthums zuletzt nur noch die verschiedenen Heiligen und die Mutter Gottes.

Dagegen erlebte nun der Kirchengesang und mit ihm das Kirchenlied von der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts an in der abendländischen Kirche den schönsten Aufschwung, und die morgenländische Gesangbildung zog sich nach dem Abendland, um dort erst zu voller Blüthe und Entfaltung zu kommen. Es sind beim abendländischen Kirchengesang zweierlei Entwicklungsstufen zu unterscheiden; an der Spitze der einen steht Ambrosius, Bischof zu Mailand (374—397), an der Spitze der andern Gregor der Große, Bischof zu Rom (590—604).

a) Die Zeit des ambrosianischen Kirchengesangs. Vom J. 386—590.

Auch hier gaben die arianischen Ketzergesänge den ersten Anstoß zur Abfassung jener trefflichen lateinischen Kirchenlieder, wodurch sich diese Zeit auszeichnet.

Der Vorläufer des Ambrosius war Hilarius, Bischof zu Poitiers (Pictavium) von 350—368, ausgezeichnet durch seinen Eifer in der Verwaltung des geistlichen Hirtenamtes und seinen eigenthümlichen Tiefsinn, der Athanasius des Abendlandes, mit dem er gut Glauben und Gewissen bewahrt hat wider die Arianer. Er war ein sehr beredter Mann, so schnell im Reden, als der Fluß Rhodanus im Laufen ist, wie ihn Hieronymus preist, und leuchtete als ein helles Licht der Welt mit seinem Glanz in Illyrien, Italien und Gallien,

also daß er alle Finsterniß der Ketzer aus allen Winkeln getrieben. Ihn veranlaßten zur Dichtung seiner edlen Hymnen die arianischen Gesänge, die er in Phrygien kennen lernte, wohin er vom Kaiser wegen seiner Rechtglaubigkeit verbannt worden war. Er verschmolz in seinen Liedern die Oden= und Hymnenform miteinander und führte dadurch einen bestimmten Strophenbau, bestimmte Sylbenzählung und regelmäßigen Wechsel der Versfüße, somit auch einen bestimmten Takt beim Kirchenliede ein. Es wird ihm die Ueberarbeitung des alten Gloria (Luc. 2, 14.), des sogenannten **Hymnus angelicus**, zugeschrieben; ganz entschieden ist er der Dichter des schönen Morgengesangs: „Lucis largitor splendide.“

Die Hymnenform des Hilarius bildete nun Ambrosius weiter aus, jedoch noch ohne den Reim anzuwenden, der sich erst bei Damasus, Bischof zu Rom, wo er 384 starb, einem Spanier von Geburt, als Zeichen ungewöhnlichen Aufschwungs zeigt. Ambrosius wurde im J. 374 als kaiserlicher Statthalter von Mailand, in welchem Amt er sich durch seine Weisheit, Kraft und Milde allgemeine Achtung und Liebe erworben hatte, obwohl er erst Katechumen war und zuvor sich taufen lassen mußte, vom Volke, das er in der Kirche bei einem Aufruhr wegen der Wahl eines neuen Bischofs zur Ruhe ermahnte, zum Bischof gewählt. Eine Stimme rief auf einmal, man sagt es sey ein Kind gewesen: „Ambrosius soll Bischof seyn,“ und alsbald hallte dieser Ruf in der ganzen Kirche wieder. Er weigerte sich lange, da er noch nicht einmal getauft und des h. Amtes unkundig sey, ja er floh aus der Stadt, als das Volk immer nicht davon abstand, ihn als seinen Bischof haben zu wollen. Endlich befahl ihm der Kaiser Valentinian das Bischofsamt anzunehmen. Dieses Amt verwaltete er dann auch bis zu seinem Tod im J. 397 als ein rechter Hirte, der sich des bedrängten Glaubens, der Armen und Angefochtenen treulich annahm; seine Thüre stand Tag und Nacht Jedem offen; mit seinem eigenen Vermögen kaufte er den Gothen Gefangene ab; sein Wort galt viel in der Kirche; mit Festigkeit trat er, durchdrungen von der Größe seines göttlichen Berufs, unchristlichen Vorsätzen und Maßregeln der Kaiser entgegen, wie er auch einmal den Kaiser Theodosius I., der siebentausend Thessalonicher wegen eines Aufstands im J. 390 hinrichten ließ, unter Vorhaltung von Davids Bußexempel bewog, daß er unter Niederlegung seines Kaiserschmucks öffentliche Kirchenbuße that. Als der Kaiser nämlich den folgenden Sonntag mit seinem glänzenden Gefolge zur Kirche kam, um das h. Abendmahl zu feiern, trat ihm Ambrosius an der Schwelle des Tempels Gottes entgegen, hielt die Hand gegen ihn, und rief: „Ein blutbefleckter Mann ist unwerth, zu der Gemeinschaft Christi sich zu zählen.“ Und da nun der Kaiser auf König Davids Beispiel sich berief, erwiederte der für die Ehre des Herrn eifernde Bischof: „Folge David in seiner Reue, wie du ihm folgtest in seiner Sünde!“ — Es werden ihm dreißig

Hymnen zugeschrieben, von welchen jedoch bloß zwölf entschieden ihn zum Verfasser haben. Unter diesen besonders:

„Aeterne rerum conditor“

„O lux beata trinitas“ * — „Der du bist drei in Einigkeit.“

„Veni redemtor gentium“ — „Nun komm der Heiden Heiland.“ (Nro. 95 im W. Gesangb.)

„Deus creator omnium“

„Splendor paternae gloriae“

Mit Unrecht wird ihm zugeschrieben:

„Te Deum Laudamus“ — „Herr Gott, dich loben wir.“ (Nro. 1 im W. Gesangb.)

Von Augustinus, welchen Ambrosius getauft hatte, und der als berühmter Kirchenlehrer und Bischof zu Hippo in Nordafrika 430 starb, ist ein Triumphgesang am Tage der Auferstehung bekannt:

„Cum rex gloriae Christus.“

Später schloßen sich an die ambrosianische Hymnendichtung an: Cölius Sedulius, ein christlicher Aeltester, aus Irland gebürtig, ums J. 450. Von ihm sind die zwei bekannten Weihnachtsgesänge: **

„A solis ortus cardine“ — später durch Luther deutsch bearbeitet: „Christum wir sollen loben schon.“

„Hostis Herodes impie“ — von Luther deutsch bearbeitet: „Was fürchtst du Feind Herodes sehr.“

---

* Als Probe der ambrosianischen Hymnen stehe hier im Original die Hymne:

1. O lux beata Trinitas
Et principalis unitas,
Jam sol recedit igneus
Infunde lumen cordibus.

2. Te mane laudum carmine,
Te deprecemur vespere,
Te nostra supplex gloria
Per cuncta laudet secula.

3. Deo patri sit gloria
Ejusque soli Filio,
Cum spiritu Paracleto
Nunc et per omne seculum. Amen.

** Als Proben seiner Hymnendichtung werden hier Beide im Original gegeben:

I.

1. A solis ortus cardine
Ad usque terrae limitem
Christum canamus principem
Natum Maria Virgine.

2. Beatus auctor seculi
Servile corpus induit,
Ut carne carnem liberans
Ne perderet, quos condidit.

3. Castae parentis viscera
Coelestis intrat gratia:
Venter puella bajutat
Secreta, quae non noverat.

4. Domus pudici pectoris
Templum repente fit Dei:
Intacta nesciens virum
Concepit alvo filium.

5. Enititur puerpera,
Quem Daniel praedixerat,
Quem ventre matris gestiens
Baptista clausum senserat.

6. Foeno jacere pertulit,
Praesepe non abhorruit
Et tacte modico pastus est,
Per quem nec ales esurit.

7. Gaudet chorus coelestium,
Et angeli canunt Deo,
Palamque fit pastoribus
Pastor, creator omnium.

8. Jesu tibi sit gloria
Qui natus es de Virgine,
Cum patre et almo spiritu
In sempiterna secula. Amen.

Beide Gesänge sind Stücke aus einem alphabetischen Gedicht über die Erlösungsgeschichte; das erste enthält die Strophen von **A—G**, das zweite beginnt mit der Strophe **H.**

Ennodius, Bischof zu Pavia, † 521. Von ihm ist das schöne Abendlied:

„**Nigrante tectam pallio**“

Dieser Hymnendichtung schließt sich auch noch an das von einem unbekannten Verfasser herrührende nicänische Glaubensbekenntniß:

„**Patrem credimus**“

das alte „**Credo**“ oder „**Patrem**“ cfr. Nro. 54 im W. Gesangb. „Wir glauben all an einen Gott.“

Ebenso das gleichfalls von einem unbekannten Verfasser stammende:

„**Agnus Dei, qui tollis peccata mundi**“

„O Lamm Gottes, unschuldig“ (Nro. 160 im W. G.).

Ein besondres Merkmal dieser ganzen, durch eigenthümliche Schönheit und Würde ausgezeichneten römischen oder ambrosianischen Hymnendichtung ist große Schmucklosigkeit, Einfalt und Wahrheit, verbunden mit gewaltiger Kraft. Dr. Fortlage,* der Uebersetzer dieser Gesänge, schildert sie folgendermaßen: „Unter der Worte höckrigter „Decke sprühet feurige Schlagkraft, Gewalt des Alles zersprengenden, „geoffenbarten Wortes. Die Empfindung redet nicht sich, sondern „allein ihren Gegenstand in unverzierter Haltung. Man kann dieß „den Urgesang des Christenthums, den Gesang seiner moralischen „Energie nennen. Denn es gebiert sich bei ihm in der Seele ein welt„überwindender Stoicismus, eine Stimmung, deren wahrhaft römische „Größe darin besteht, über Eindrücken erhaben zu stehen und sich „sowohl Schmerz als Lust zum bloßen Gegenstand zu machen, über „welchem der höhere Grundsatz walte mit einem Glauben, der aus „Entschluß bei seinem Dogma beharrt, ohne zu sehr nach Beglaubi„gung durch stets zu erneuende innere Erfahrungen und Gefühle zu „ringen. Solcher Glaube ist seiner Natur nach der unerschütterlichste, „weil er nicht in der Gefühlsregion, sondern in der moralischen Sphäre

---

II.

1. **Hostis Herodes impie,**
   Christum venire quid times:
   Non arripit mortalia,
   Qui regna dat coelestia.
2. **Ibant Magi, quam viderant,**
   Stellam sequentes praeviam,
   Lumen requirunt lumine,
   Deum fatentur munere.
3. **Lavacra puri gurgitis**
   Coelestis agnus attigit,
   Peccata, quae non detulit,
   Nos abluenda sustulit.
4. **Novum genus potentiae,**
   Aquae rubescunt hydriae,
   Virumque jussa fundere
   Mutavit unda originem.
5. **Gloria tibi, Domine,**
   Qui apparuisti hodie
   Cum Patre et Sancto Spiritu
   In sempiterna secula. Amen.

* Gesänge christlicher Vorzeit. Auswahl des Vorzüglichsten aus dem Griechischen und Lateinischen übersetzt von C. Fortlage, Dr. der Philosophie. Berlin. G. Reimer. 1844.

„des religiösen Entschlusses wurzelt und seine Stellung nicht anders „auffaßt, als einen Kampf mit der Welt im Innern und der Welt von „Außen — derselbe männliche Geist, der auch wieder die Reformation „in ihrer Ausbreitung beseelte." So zeuget auch Herder von diesen Hymnen: „In ihnen tönet die Sprache eines allgemeinen Bekenntnisses, „Eines Herzens und Glaubens; nirgends ist eine Empfindung oder „ein Gedanke ausschließlich hervorgehoben, man vernimmt vielmehr „überall die Sprache der christlichen Andacht in großen Accenten."

Eine andere Färbung hat die abendländische oder lateinische Hymnendichtung dieser Zeit in Spanien, wo mit Prudentius „eine Wiedergeburt flammender Psalmenpoesie zum Vorschein und das Feuer der Empfindung zum unmittelbaren Ausbruch kam," weshalb auch die spanischen Hymnen ein reicheres Farbenspiel haben. Aurelius Prudentius Clemens nämlich, aus Calagurris in Altkastilien, der einer vom Kaiser ihm übertragenen Ehrenstelle freiwillig entsagte und die letzten Jahre seines Lebens ganz der geistlichen Liederdichtung widmete († 405), dichtete viele Hymnen, wovon die Meisten in gottesdienstlichen Gebrauch kamen und sich durch ein glühendes Feuer der Empfindung und Glanz auszeichnen; besonders gilt die Empfindung dem Märtyrthum, denn er dichtete neben einer Sammlung von täglich zu singenden Liedern (Cathemerinon) Triumphlieder auf die Märtyrer unter dem Titel: Peristephanon, welche Fortlage das Hervorragendste, Prächtigste und Kostbarste nennt, was die geistliche Dichtkunst des Christenthums hervorgebracht. Unter seinen Hymnen ist besonders bekannt der schöne Grabgesang:

„**Jam moesta quiesce querela**" — woraus Mich. Weiß die deutsche Bearbeitung „Nun laßt uns den Leib begraben" bildete.

„**Salvete flores Martyrum**" — eine Hymne auf das Fest der unschuldigen Kinder.

Diesen feurigen, schwunghaften und reichern Liederton der spanischen lateinischen Hymnen verpflanzte Fortunatus, Bischof zu Poitiers, ein geborner Oberitaliener († 600), nach Italien. Von ihm sind die schönen Passionshymnen:

„**Pange linqua gloriosi prölum certaminis.**"
„**Vexilla regis prodeunt, fulget Christi mysterium.**"

In der letztern Hymne ist einigermaßen ein Reim angestrebt.

Groß war der Eindruck, den diese lateinische Hymnendichtung bewirkte, so daß die allgemeine Kirchenversammlung zu Toledo im J. 633 die Hymnen des Hilarius, Ambrosius und der Andern sogar ausdrücklich für den kirchlichen Gebrauch empfahl.

Von besonderer Bedeutung ist aber der Einfluß, den das kirchliche Gesangwesen durch Ambrosius erfuhr. Es bildete sich jetzt eine ganz neue Sangweise, welche von ihm den Namen „ambrosianischer Kirchengesang" erhielt.

Zwar hatte man schon zuvor im Abendlande, nachdem einmal

ein öffentlicher Kirchengesang ins Leben gerufen war, angefangen, sich die Pflege des Kirchengesangs angelegen seyn zu lassen und in demselben Maaße, in welchem der Gottesdienst in den Tempeln an Pracht und Feierlichkeit zunahm, wurde auch der Kirchengesang mehr und mehr ausgebildet. Neben den Lectoren, welche Predigten vorzulesen hatten, wurden aus den jüngern Geistlichen besondere Kirchensänger (Cantores, ψαλται) durch die Kirchenversammlung zu Laodicea im J. 364 aufgestellt; diese sangen theils allein, theils wechselten sie mit den Chören der Gemeinde ab; der Pabst Sylvester hatte schon im J. 330 zu Rom eine Gesangschule zur Bildung eines kirchlichen Sängerchors errichtet, welcher an Festtagen, bei Umzügen und sonstigen Feierlichkeiten in sämmtlichen Kirchen der Stadt die musikalischen Aufführungen zu besorgen hatte. Der Charakter des Kirchengesangs blieb aber immer noch, wie er von Anfang an war, ein gesangartiges Recitiren der Worte mit geringer Modulation der Stimme, ein eintöniges, kunstloses Singen von Gebeten mit musikalischen Accenten.

Ambrosius jedoch faßte die vorangegangenen, vereinzelten musikalischen Bestrebungen, die musikalische Bildung der griechischen Welt und die melodiereichen Klänge des griechischen Gesangs auch auf den christlichen Gottesdienst durch melodischere Kirchengesänge überzutragen, mit gewandtem und festem Sinne zusammen und führte einen melodischen Kirchengesang, einen recitativartigen Gesang mit bestimmter Modulation und rythmischer Betonung ein, wozu sich dann auch seine und seiner Zeitgenossen wohlklingende, in metrischer Hinsicht vervollkommnete Hymnen besonders gut eigneten. Freilich scheint der Rythmus bloß auf lange und kurze Töne beschränkt und die Modulation nicht bedeutend gewesen zu seyn, weil sie sich nur auf die vier griechischen Tonarten stützte. Das bis dahin regellose und willkürliche Singen suchte nämlich Ambrosius durch den gleichfalls von der griechischen musikalischen Bildung entlehnten Gebrauch vier bestimmter Tonarten zu regeln; es waren dieß die dorische d, e, f, g, a, h, c, d; die phrygische e, f, g, a, h, c, d, e; die lydische f, g, a, h, c, d, e, f und die mixolydische g, a, h, c, d, e, f, g. Von der griechischen Kirche nahm er gleichfalls die Form des Wechselgesangs auf.

So trat durch Ambrosius der Figuralgesang, der figurirte oder melismatische Kirchengesang, in die Kirche ein.

Bei all diesem Bestreben jedoch, die griechische musikalische Bildung auf den christlichen Kirchengesang überzutragen und ihn dadurch so rein und schön als möglich ertönen zu lassen, war Ambrosius doch sehr darauf bedacht, ihn vor aller Verweltlichung zu bewahren und seine einfache Würde nicht durch sinnenkitzelnde Melodien weltlicher Musik antasten zu lassen. Einfach und würdevoll war daher auch die ursprüngliche Form dieses ambrosianischen Kirchengesangs, wie sich dieß an der uns noch erhaltenen seltsam einfachen Choralmelodie aus

der ambrosianischen Zeit: „Nun komm der Heiden Heiland" zeigt; man vermuthet, diese Melodie möchte aus der griechischen vorchristlichen Musik abstammen.

Solche Sangweise führte nun Ambrosius im J. 386 mit Hülfe des römischen Bischofs oder Pabsts Damasius zunächst in der mailändischen Kirche ein. Von hier verbreitete sie sich jedoch schnell über die meisten abendländischen Kirchen und ward als Volks- oder Gemeindegesang in der Kirche angenommen. Groß muß auch wirklich die Macht dieses ambrosianischen Gesangs über die Gemüther gewesen seyn, denn der strenge Augustin, ein Vertheidiger des ambrosianischen Gesangs, erzählt in seinen Bekenntnissen (IX. 2.) von dem mailändischen Kirchengesang, als er ihn zum erstenmal gehört hatte, da er als Neubekehrter die Kirche zu Mailand besuchte: „Wie weinte ich über „deine Lobgesänge und Lieder, o Gott, als ich durch die Stimme „deiner lieblich singenden Gemeinde kräftig gerührt wurde. Diese „Stimmen floßen in meinen Ohren und deine Wahrheit wurde mir „ins Herz gegossen. Da entbrannte inwendig das Gefühl der Andacht „und die Thränen liefen herab, und mir war so wohl dabei!"

Im Lauf von zwei Jahrhunderten verlor jedoch der ambrosianische Kirchengesang allmählich immer mehr von seiner ursprünglichen, würdigen Einfachheit. Nicht nur hatte man, wie schon Augustin zur Verdrängung üppiger Weltlieder es that, immer häufiger Volksweisen und schon vorhandenen griechischen und römischen vorchristlichen Hymnen christliche Texte untergelegt und sie so in gottesdienstlichen Gebrauch gebracht, sondern es hatte auch die strenge rythmische Betonung, welche eine gewisse heitere, weltförmige Lebendigkeit nothwendig mit sich führte, diesen Kirchengesang der Vermischung mit weltlicher Musik ausgesetzt; auch wurden die vier süßen griechischen Tonarten eine Verlockung für den kirchlichen Sinn, so daß wirklich allmählich eine Verweltlichung des Kirchengesangs eintrat. Dieß mußte eine Gegenwirkung hervorrufen, und deren Geltendmachung führt uns in

b) die Zeit des gregorianischen Kirchengesangs. Vom J. 590–814.

Gregor der Große, welcher im J. 590 aus der Stille des der strengsten Enthaltsamkeit geweihten Klosterlebens, in das er sich plötzlich mit der Welt brechend aus den glücklichsten und glänzendsten Verhältnissen zurückgezogen hatte, auf den Stuhl Petri berufen wurde und nun bis zum J. 604 mit seltener Kraft die Unabhängigkeit der Kirche von allem weltlichen Einfluß zu behaupten und den streng kirchlichen Geist, das hierarchische Element, in alle Verhältnisse einzuführen wußte, fühlte sich gedrungen, auch den Kirchengesang von dem weltlichen Einfluß zu reinigen, unter den er gerathen war.

Er suchte daher vor Allem den melodischen Schwung und die rythmische Betonung, welche dem ambrosianischen Kirchengesang jene melismatische Frische und Heiterkeit eingehaucht, ihn aber dadurch

auch der Verweltlichung ausgesetzt hatte, mit mönchisch trübem Ernste zu entfernen und eine der Künsteleien und der muntern Beweglichkeit der weltlichen Musik möglichst schroff gegenüberstehende Einfachheit beim Kirchengesang einzuführen, wie er selbst daran durch den seit Hieronymus auch über die abendländische Kirche verbreiteten eintönigen, ernsten, schroffeinfachen Mönchsgesang in seinem Kloster gewöhnt war. Daher ließ er den Gesang langsam, taktlos und ohne Berücksichtigung der langen und kurzen Sylben, gleichmäßig, also ohne jenen belebten Rythmus, in lauter Noten von gleichem Werth fortschreiten. Er gab ihm wieder die Form des Recitativs, welche er schon vor Ambrosius hatte, nur daß er mehr Modulation dabei gestattete. Um allem ungehörigen Dazwischensingen oder leicht sich eindringenden weltlichen Verkünstelungen vorzubeugen und die Melodie in ihrem ursprünglichen Ernst zu erhalten, gab er jedem Text seine bestimmte und unveränderlich feststehende Melodie, welche bloß einstimmig (unisono) von dem ganzen Sängerchor gesungen werden sollte. In ersterer Beziehung erhielt daher dieser Gesang den Namen **cantus firmus** oder der kanonische, feststehende (canon hieß nämlich eine solche Melodie), in letzterer Beziehung den Namen **cantus choralis**, d. i. Allgemein-Gesang.

Dieser cantus choralis sollte aber nicht von der ganzen Gemeinde als ein wahrer Allgemeingesang gesungen werden, sondern bloß von einem besonders hiezu kirchlich gebildeten Sängerchor, dessen Glieder choraulae und dessen Vorsänger canonici hießen. Dieß lag in dem hierarchischen Geiste Gregors, der gerade deßwegen auch den ambrosianischen Gesang, welcher ein Volksgesang in der Kirche, also ein eigentlicher Gemeindegesang war, verdrängte, indem er den Kirchengesang von der Gemeinde, deren allgemeines Priesterthum als einer Christengemeinde in jener Zeit nicht mehr Geltung fand, übertrug auf die einseitig als alleinige Priester erklärten Kleriker und auf die klerikalisch geschulten Sängerchöre. Gregor war es auch, welcher der Abendmahlsfeier als Meßopfer, bei dem der Priester den Leib Christi täglich opfert, ihre dermalige Gestalt gab. Das Volk sollte in stummer Ehrfurcht nur auf die Würde des Priesters, auf seine Gebete und Gesänge achten. — Ein solches unmusikalisches Singen ohne belebten Rythmus und Takt konnte aber auch niemals Volks- oder Gemeindegesang werden. Die Neumen ferner, eine Menge von Punkten, Strichen, Häckchen, Zirkel, Bögen und wunderlich kraus zusammengesetzten Figuren, welche er als Tonschrift erfand und die über jeder Sylbe des lateinischen Textes zwischen den Zeilen angebracht waren und dort durch ihre höhere und niederere Stellung die Erhöhung und Erniedrigung der Stimme, nicht aber einen bestimmten Ton, z. B. a, h, c, bezeichnen sollten, waren wenig geeignet für den Gebrauch des Volks. Sie waren vielmehr Schuld, daß dieser kanonische Gesang Gregors trotz seiner großen Einfachheit

eine schwere Kunst wurde, welche selbst der begabteste Chorschüler in zehn Jahren kaum vollständig erlernen konnte.

Endlich fügte Gregor den von Ambrosius eingeführten vier süßen griechischen oder authentischen Tonarten, weil sie den kirchlichen Sinn zur Verweltlichung hatten verlocken helfen, je noch drei Töne unten hinzu, wodurch die plagalen oder die mit „hypo" bezeichneten kirchlichen Tonarten entstanden, deren jede um eine Quarte unter ihrem Hauptone lag. Zu der dorischen fügte er a, h, c, — die hypodorische; zu der phrygischen h, c, d — die hypophrygische; zu der lydischen c, d, e — die hypolydische; und zu der mixolydischen d, e, f — die hypomixolydische. Dieß ist der von Gregor gelegte Grund zu dem System der Oktaven und den acht alten Kirchentonarten.

Auf solche Weise schuf Gregor eine Sangweise, welche nach ihm zum Unterschied vom ambrosianischen den Namen „gregorianischer Kirchengesang" oder „römischer Gesang, cantus Romanus" erhielt, sich schnell durch die Macht des päbstlichen Stuhls im ganzen Abendland verbreitete, bis zur Reformation allgemein gültig blieb und jetzt noch in der katholischen Kirche in der Meßordnung und dem gottesdienstlichen Ritual, welches Gregor für die Kirche anordnete, fortbesteht. Ja selbst in dem evangelischen Choralgesang, in welchem Ambrosius durch die Reformatoren eine Weile wieder die Herrschaft erhalten hatte, ist er im achtzehnten Jahrhundert wieder eingedrungen mittelst des langsamen, stets in gleichen, halben Noten feierlich einherschreitenden Gesangs, der zuletzt in dieser Kirche aufkam.

Während der ambrosianische Kirchengesang die Welt- und Kunstbildung aufnahm und christlich zu verklären suchte und zugleich als ächter Volksgesang sich kund gab, ist im gregorianischen Kirchengesang die strengste Abschließung nicht nur gegen die Welt, sondern auch gegen die Priesterlichkeit des christlichen Volks in der Kirche zu schauen. Während der ambrosianische Kirchengesang ein Figuralgesang war voll melodischen Schwungs und frischer, rythmischer Belebtheit, ist der gregorianische das gerade Gegentheil, ein streng gehaltenes Recitativ, eintönig, eine in Noten von gleichem Werth, nur mit einfachen Modulationen sich erhebende, gemessen und feierlich fortschreitende Tonfolge. Während endlich der ambrosianische Kirchengesang ein mannigfaltiger Wechselgesang war, schreitet der gregorianische einstimmig, im Einklang und Gleichklang einher.

Zu solchem Gesang dichtete nun Gregor selbst auch einige treffliche Hymnen. Von ihm ist z. B. die schöne Gründonnerstags- oder Abendmahlshymne (Meßgesang):

„Rex Christe factor omnium, redemtor et credentium." *

---

* 1. Rex Christe, factor omnium,	2. Cujus benigna gratia,
Redemtor et credentium,	Crucis per alma vulnera,
Placare votis supplicum,	Virtute solvit ardua
Te laudibus colentium.	Primi parentis vincula.

welche Luther in seinen Tischreden dem Inhalt nach für den „allerbesten Hymnen" erklärte. — Von ihm ist auch:

„Da pacem Domine."

Nach ihm machten sich als Hymnendichter noch bekannt Bischof Isidor von Sevilla oder Hispalis († 636) und **Beda venerabilis**, der Mönch zu Wirmuth, gewöhnlich nur der „Lehrer Englands" genannt (geb. 673 zu Jarow, † 735). Von den eilf Hymnen des Letztern ist noch eine Himmelfahrtshymne im Gebrauch.

Zur Reinerhaltung und Verbreitung des von Gregor eingeführten Kirchengesangs diente besonders die große Gesangschule mit einem Prior und vier Lehrmeistern, die er in Rom errichtete. Man zeigte daselbst noch längere Zeit das Sopha, auf welchem ruhend er öfters die in die Gesangschule aufgenommenen Knaben, meist Waisenknaben, eigens unterrichtete. Diese Knaben wurden hier ganz unterhalten, und erhielten später päbstliche Aemter, kamen sogar öfters selbst auf den päbstlichen Stuhl. Gregor wurde daher auch später Schutzpatron der Schulen, als Stifter des Kirchengesangs verehrt und ihm zu Ehren das Gregoriusfest oder das „Fest der Schulleute" gefeiert. Seine Gesangschule nahm Zöglinge aus allen Gegenden auf und sandte auch überallhin Sänger aus, um die gregorianische Sangkunst zu verbreiten. So wurde dieselbe namentlich in England unter König Ethelbert durch vierzig der besten römischen Sänger, die man dorthin kommen ließ, verbreitet.

Besonders war es aber Carl der Große (771—814), welcher den gregorianischen Kirchengesang unter seine besondere Obhut nahm, nachdem schon König Pipin in der Mitte des achten Jahrhunderts mit Hülfe des Bischofs Chrodegang zu Metz den gallischen Kirchengesang im fränkischen Reich nach dem römischen zu bilden versucht hatte. Bei seinen Festbesuchen in Rom hatte nämlich Carl den gregorianischen Gesang kennen und schätzen gelernt, weshalb er im J. 790 aus jener Gesangschule zu Rom durch Pabst Hadrian I. zwei der besten römischen Sänger nach Gallien kommen ließ und sogar selbst mit seinen Sängern nach Rom reiste, um sie in der dortigen Gesangschule recht bilden zu lassen. Als dieß geschehen, legte er selbst solche Gesangschulen in seinem Reiche an, wie z. B. zu Metz, Soissons, Orleans, Lyon, Cambray, Paris, Toul, Sens ꝛc., in welchen durchaus bloß die gregorianische Sangweise gelehrt werden durfte. Er hatte von dem Pabst Hadrian I. (772—795), der für den Kirchen-

---

3. Qui es Creator siderum,
Tegmen subisti carneum,
Dignatus hanc vilissimam
Pati doloris formulam.

4. Ligatus es, ut solveres
Mundi ruentis complices,
Per probra tergens crimina,
Quae mundus auxit plurima.

5. Cruci redemtor figeris,
Terram sed omnem concutis,
Tradis potentem spiritum,
Nigrescit atque seculum.

6. Mox in paternae gloriae
Victor refulgens culmine
Cum Spiritus munimine
Defende nos, Rex optime.

gesang sehr thätig war, mehrere Notenbücher (Antiphonarien), welche Gregor selbst geschrieben hatte und das eigene Gesangbuch Gregors zum Geschenk erhalten, was er nun abschreiben und in den Sangschulen vertheilen ließ.

Carl gab sich sogar selbst mit geistlicher Dichtung ab, wie auch sein Lehrer und Freund Alcuin, Abt zu Tours († 804), mehrere gute lateinische Hymnen gedichtet hat z. B. »luminis fons« und »Te homo laudet.« Ebenso dichtete auch sein Freund Paulus Diaconus (Paul Winfried), ein geborner Lombarde, der als Mönch im Kloster Monte Cassino ums Jahr 800 starb und dessen Hymnus auf den Tag Johannis des Täufers

Ut queant laxis Famuli tuorum
Resonare fibris Solve polluti
Mira gestorum Labii reatum
Sancte Joannes!

weit bekannt ist. In diese Zeit gehört auch der dem Ambrosius mit Unrecht beigelegte Pfingsthymnus:

„Veni creator spiritus mentes tuorum visita.“ — Komm, Gott, Schöpfer, heiliger Geist!

Carl war in seinem Eifer für Einführung des gregorianischen Gesangs so fest, daß ihm kein Geistlicher vor Augen kommen durfte, der den Gesang nicht verstand. Er gieng auf seinen Reisen überall in die Kirchen, um selbst nachzusehen, wie es mit dem Gesang bestellt war; auch schickte er Visitatoren aus, ja er ordnete sogar größtentheils selbst den musikalischen Theil des Gottesdienstes in seiner Hofkapelle, half in der Hofsingschule oft mit unterrichten und hielt auch seine Kinder und Anverwandte, selbst die Fürsten in seinem Gefolge zum Gesang an. Er ließ auch eine Verordnung ausgeben, wornach Jeder, der sich um ein Priesteramt bewarb, sich einem strengen Examen in der Musik unterwerfen mußte.

Wie in Frankreich, so suchte Carl auch in Deutschland den gregorianischen Kirchengesang einzuführen. Dieß beweist die unter seinem Einfluß hochberühmt gewordene Gesangschule in der Abtei Fulda, die Bonifacius im Jahr 744 gestiftet hatte. An ihr wirkte der als Beförderer der Musik rastlos thätige Abt Rabanus Maurus aus Mainz, und nach ihrem Muster errichtete Carl bald noch andere Gesangschulen in Reichenau, Hersfeld, Corvey, Mainz, Trier ꝛc. Es war dieß auch nöthig, denn die ersten Sänger, die Carl von Rom hatte nach Deutschland kommen lassen, fanden den Kirchengesang der Deutschen dem Heulen wilder Thiere ähnlich.

Carls Lebensgedanke war es, alle germanischen Völker unter sein Scepter zu vereinigen und sie der Civilisation entgegenzuführen; hiefür sah er die Kirche als das beste Mittel an. Darum schloß er sich so enge an den Pabst zu Rom als das Haupt der abendländischen Kirche an, und begünstigte die Herrschaft der römischen Kirche. Deßhalb beförderte er auch den Kirchengesang, den er als das beste Bil-

bungsmittel erkannte, und wollte auch dadurch Einheit in die vielen Völkerstämme bringen, über die er zu herrschen berufen war, daß er nur eine einzige Gesangweise, die römische oder gregorianische, unter denselben und wo möglich in der ganzen abendländischen Kirche gelten ließ.

Während er so den Kirchengesang in Frankreich, Deutschland und Italien zur schönsten Blüthe brachte, daß derselbe in allen höhern Schulen gelehrt und kein Fest mehr ohne Gesang gefeiert wurde, drang er zugleich aufs Strengste auf die Reinerhaltung des gregorianischen Kirchengesangs. Er ließ in Mailand sogar alle Ueberreste des ambrosianischen Kirchengesangs aufkaufen und vernichten. Unter seiner Zustimmung drohte gar der Papst Leo III. (795—810), der ihm im Jahre 800 am Weihnachtsfeste in der St. Peterskirche zu Rom die römische Kaiserkrone aufgesetzt hatte, jedwedem Sänger, der von dem canonischen Unisonogesang, von dem gregorianischen **cantus firmus** und **choralis** abweiche, mit „Gefängniß und Landesverweisung."

In das Ende unseres Zeitabschnitts fällt auch der erste Gebrauch von **Orgeln** beim Gottesdienste. Die Instrumente, welche seither den Gesang begleiteten, waren Cither, Flöte und Pauke. Nach den Annalen Eginhards nun wurde dem König Pipin, dem Vater Carls des Großen, im J. 757 von dem griechischen Kaiser Constantinus Copronymus VI. durch besondere Abgesandte eine Orgel zum Geschenk übersandt, welche derselbe sodann der Kirche des heiligen Cornelius zu Compiegne verehrte. Carl der Große ließ hierauf zu einiger, freilich höchst mangelhafter Unterstützung des gregorianischen Kirchengesangs einige weitere Orgeln aus Griechenland, wo man sie übrigens nicht in den Kirchen gebrauchte, kommen, und nach dem Muster derselben, die nicht größer als ein kleiner Schrank und sehr einfach gewesen seyn sollen, von seinen Künstlern andere fertigen. Doch ist es ungewiß, ob dieß nicht bloße W a s s e r o r g e l n waren, welche schon ums J. 120 Ktebisius, ein berühmter Mechanikus in Alexandrien, nach Andern Archimedes († 272) erfunden haben soll und bei denen man sich des Wassers bediente, um Wind in die Pfeifen zu blasen. In einem viereckigen, zur Hälfte mit Wasser gefüllten Kasten befand sich nämlich ein zweiter Kasten, der luftdicht in den äußern Kasten paßte und durch einen Tretbalken auf und nieder geschoben wurde. Derselbe tauchte jedoch nie in das Wasser ein, durch sein Niederdrücken aber wurde die Luft über dem Wasser zusammengepreßt und strömte durch Seitenlöcher in besondern Windschläuchen in das mit Ventilen und einer Claviatur versehene Pfeifenwerk.

Die erste Kirchenorgel mit Blasbälgen, welche ohne Wasser in Bewegung gesetzt wurde, also die eigentliche W i n d o r g e l soll erst Georgius, ein Pater zu Venedig, aus Benevento gebürtig, im J. 822 mit bleiernen Pfeifen verfertigt und Ludwig der Fromme in der Kirche zu Aachen aufgestellt haben.

Den ersten Gedanken zu den Wasser- und Windorgeln mögen die Pfeifenwerke im salomonischen Tempel, Migrepha oder Ugav (1 Mos. 4, 21. Hiob 21, 12. 30, 31. u. bes. Psalm 150, 4.) und Maschronita (Dan. 3, 5. 7. 10. 15., von Luther „Trompeten" übersetzt) gegeben haben. Diese verdankten ihren Ursprung wahrscheinlich der alten Syrinx- oder Siebenpfeife des Pan und der Sackpfeife oder dem Dudelsack. Beide ebräischen Pfeifenwerke bestanden aus verschiedenen Pfeifen von ungleicher Größe, die an einer kleinen Lade befestigt und oben offen waren, unten aber ein Ventil hatten. Die Migrepha bestand aus sieben Pfeifen und hatte zwei Blasebälgen, die Maschronita bestand aus zwölf Pfeifen und der Wind wurde bei ihr durch einen vom Spieler selbst angeblasenen Windkanal mit Wind versorgt. Beide hatten auch ein Griffbrett zum Spielen, dessen Tasten durch Niederdrücken die Ventile öffneten.

Mit dem Worte *ὄργανον*, organum, welches ursprünglich jedes Handwerkszeug bezeichnete, wurden später die musikalischen Instrumente, besonders die Blasinstrumente überhaupt bezeichnet, und so kam es, daß diese Erfindung, bei der mehrere tönende Blasinstrumente, die Pfeifen, zusammengestellt waren und in einem angenehmen Tonwechsel zusammenspielten, schon in Griechenland den Namen *ὄργανον* erhielt, woraus das deutsche Wort „Orgel" sich bildete.

Zweite Periode.

Die mittelalterliche Zeit.

Vom Tod Carls des Großen bis zur Reformation. 814—1517.

---

1) Das lateinische Kirchenlied.

In Italien, Spanien, Gallien, Nordafrika war die lateinische Sprache die Muttersprache, deren sich die Priester auch dann noch beim Gottesdienst fortbedienten, nachdem durch die Einwanderung der Gothen sich neue Sprachen gebildet hatten. Die Missionäre, welche von Rom aus oder im Dienst der römischen Kirche das Abendland durchzogen, und in England und von da in Deutschland das Christenthum pflanzten, konnten sich nicht überwinden, das göttliche Wort und die gottesdienstlichen Formeln und Gesänge in die rohen Sprachen der Heidenvölker zu übertragen, wie einst Ulphilas gethan, der den Gothen im J. 361 die heilige Schrift in ihre Volkssprache übersetzte. Sie hielten

beim Gottesdienst durchaus fest an dem Gebrauch der römischen oder lateinischen Sprache, und suchten, wie namentlich Bonifacius, Alles nach römischem Schnitt zu modeln. Es mögen auch die neubekehrten, zuvor rohen Völkerschaften in abergläubischer Andacht gerade diese Gebete und Gesänge in unverständlicher Sprache mit besonderer Scheue und Ehrfurcht aufgefaßt haben. So ward in manchen Ländern, besonders in Deutschland, zugleich mit dem Christenthum ganz von selbst auch die lateinische Kirchensprache oder die römische Liturgie eingeführt. Dazu kam im ganzen fränkischen Reiche, daß Carl der Große aus politischen Gründen schon der Gleichförmigkeit wegen den ausschließlichen Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienst, oder der römischen Liturgie, zu befördern suchte, wie dieß aus Anlaß seiner Bemühungen für die Verbreitung und Reinerhaltung des gregorianischen Kirchengesangs bereits erwähnt worden ist.

Was sich nun anfangs im Abendland von selbst nach der Natur der Umstände so zu gestalten anfieng, das ward später durch die im Mittelalter immer höher steigende hierarchische Uebermacht der römischen Päbste mit Absicht und planmäßig, sogar durch förmliche Verbote gegen den Gebrauch der Landessprachen beim Gottesdienst, durchzuführen gesucht. Die Päbste behaupteten die römische Liturgie als Band der Einheit für die ganze Kirche und verdrängten so seit dem eilften Jahrhundert sogar auch in Spanien immermehr die gothische oder mozarabische Liturgie. Die verschiedenen Landeskirchen sollten durch den ausschließlichen Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienst um so fester an den römischen Stuhl gefesselt werden. Daher ward auch die Behauptung aufgestellt, daß nur die lateinische Sprache für die Religion mit Erfolg gebraucht werden könne. Verbot ja doch sogar im Jahr 1129 die Kirchenversammlung zu Toulouse den Laien, sie sollen weder das alte noch das neue Testament, höchstens das Psalmbuch oder einen Auszug der lateinischen Liturgie oder die Gesänge an die heilige Jungfrau, aber selbst diese nicht in der Muttersprache besitzen oder lesen. Es war dem immermehr um sich greifenden hierarchischen Geiste ganz angemessen, daß die Priester dem Volke in der unverständlichen und darum mysteriösen, lateinischen Sprache vorbeteten und vorsangen; auch diente es zur Erhöhung des Ansehens der Priester in den Augen des Volkes, wenn denselben vorzugsweise vor dem Volk das englische Geschäft zubeschieden wurde, Gott im Tempel mit Lobgesängen zu preisen, wie dieß die Engel im Himmel thun. Daher und wegen des ohnedem in lateinischer, dem Volke fremder Sprache vorzutragenden, auch äußerst mühsam zu erlernenden gregorianischen Kirchengesangs kam es, daß die Priester beim Gottesdienst immer allein und als Stellvertreter des Volkes mit ihren Sängerchören ihre lateinischen Hymnen sangen, und auf lange hinaus das Volk einzig und allein damit sich begnügen mußte, zu den Hymnen der Priester die Anfangsworte der lateinischen Litanei — „Christe

eleison" — Kyrie eleison" („Herr, erbarme dich") auszurufen. Dieses Kyrie eleison war als Herzenserguß der Gemeinde aus der griechischen Kirche schon in den ersten Jahrhunderten in die lateinische Kirche übergegangen, in der es dann Sitte wurde, dasselbe gewöhnlich sechsmal zu beten oder zu singen.

Bei solcher Alleinherrschaft der römischen Liturgie im Mittelalter, in der streng bloß lateinische Gesänge für die Kirche vorgeschrieben waren, konnten auch keine andere Kirchenlieder aufkommen, als lateinische. Auf der Herrschaft der römischen Liturgie ist also auch die Alleinherrschaft des lateinischen Kirchenlieds im Mittelalter gegründet.

Im neunten Jahrhundert machen sich als lateinische Kirchenliederdichter bemerklich: Theodulph, geb. in Italien, † 821 als Bischof von Orleans, dessen Festlied auf den Palmsonntag: »**gloria, laus et honor**« zu solchem Ansehen in der römischen Kirche kam, daß es stets am Palmsonntag zu Ende der Prozession beim Eintritt in die Kirche gesungen wurde.

Rabanus Maurus, der Schüler Alcuins, geb. 776, welcher schon als Abt des Klosters Fulda seit 822 Carl den Großen in Einführung des gregorianischen Kirchengesangs in Deutschland kräftig unterstützt hatte und als Erzbischof zu Mainz im Jahr 856 starb. Seine schönsten Hymnen sind:

„cantemus Domino" und „altar es magnumque."

Der erste Deutsche jedoch, welcher sich in dieser Zeit mit der lateinischen Hymnendichtung befaßte, ist Walafrid, genannt Strabo, seit 842 Abt von Reichenau, unweit Constanz, wo er, nachdem er längere Zeit als Dekan im Kloster St. Gallen gelebt, 849 starb. Bekannt ist sein Hymnus: »**Lumen inclytum refulget.**« Er ist es, welcher die geistliche Dichtkunst im Benediktinerkloster zu St. Gallen weckte und neben Hartmuth besonders den St. Gallischen Mönch Notker, genannt Balbulus (geb. zu Heiligau bei St. Gallen, † 912 und 1514 unter die Heiligen versetzt), zur geistlichen Dichtkunst anregte.

Dieser Notker der Aeltere, oder „der Mönch von St. Gallen", hatte einen entscheidenden Einfluß auf das lateinische Kirchenlied, indem er eine neue Form lateinischer Kirchenlieder, die sogenannten Sequenzen oder Prosen einführte. Zum Ausdruck froher Begeisterung und sprachlosen Entzückens sang man nämlich bei der Messe auf die letzte Sylbe des Hallelujah, also mit dem Laute a noch sogenannte Tonreihen ohne Text, jubilos, die man, weil sie auf das Hallelujah wie eine Art Finale folgten und in den Noten die Melodie desselben genau wiederholten, »**Sequentiae,**« „Sequenzen" nannte. Notker beschreibt selbst die Entstehung von Liedern durch diese Töne in einem Brief an den Bischof Luitward, dem er eine Sammlung derselben zueignete, folgendermaßen: „Da ich noch jung „war und es mir nicht immer gelingen wollte, die langgedehnten

„Melodien über die letzte Sylbe des Hallelujah im Gedächtniß zu be-
„wahren, so sann ich auf ein Mittel, dieselben behaltbarer zu machen.
„Indessen trug es sich zu, daß ein gewisser Priester aus Gimedia mit
„einem Antiphonarium zu uns kam, in welchem zu den Sequenzen
„einige, wiewohl nicht fehlerfreie Strophen geschrieben waren. Dieser
„Umstand veranlaßte mich nach Art derselben andere aufzusetzen. Ich
„zeigte sie meinem Lehrer Yso, dem sie im Ganzen gefielen, nur daß
„er bemerkte, so viel Noten der Gesang habe, ebenso viel und nicht
„weniger Sylben müßten auch im Texte seyn. Nach dieser Weisung
„sah ich meine Arbeit noch einmal durch und nun nahm Yso sie mit
„vollkommenem Beifall auf und gab den Text den Knaben zum Singen."

Ein anderer Grund zur Entstehung dieser Sequenzen lag aber gewiß auch in dem Bedürfniß liedermäßiger Gesänge für die Messe, die nicht bloß von dem Chor der öffentlich bestellten Sänger, sondern auch von der ganzen Versammlung angestimmt werden könnten in leichtern und durch die Wiederholung der Strophen behaltbarern Melodieen als die der übrigen Meßgesänge, z. B. des Gloria, Credo ꝛc.; vielleicht auch in dem Wunsche, mehr Abwechslung in den Meßgottesdienst zu bringen und ihn von Seiten des Gesangs in nähere Beziehung mit den Gegenständen der einzelnen Kirchenfeste zu setzen.

Die so entstandenen Sequenzen wuchsen nun schnell und in einer verhältnißmäßig noch viel größern Zahl, als die eigentlichen Hymnen, an. Ihr Unterschied von den Hymnen bestand, wie auch ihr anderer Name „Prosen" zu erkennen gibt, in dem Mangel des Sylbenmaßes und Rythmus, wie dieß wenigstens anfangs bei den ältesten Gesängen dieser Art der Fall war. Nach und nach schlich sich aber auch in sie der in den Zeiten des Mittelalters so beliebte Reim ein, und vom zwölften Jahrhundert an wurden sie ordentliche metrische Gesänge, nur mit dem Unterschied, daß ihre Strophen nicht aus vier, sondern aus drei oder sechs Zeilen bestanden.

Notker selbst dichtete im Ganzen 38 solcher Sequenzen, unter welchen die bekanntesten sind:

„Eja recolamus laudibus"
„Sancti spiritus adsit"
„Grates nunc omnes reddamus Domino Deo" —
eine Sequenz de nativitate Domini, deren ersten Vers Luther in seinem Weihnachtslied: „Gelobet seyst du, Jesu Christ" (Nr. 111 im würt. Gesangbuch) in einer deutschen-Uebersetzung vorangestellt hat.

Auch im **zehnten und eilften Jahrhundert** lebte am Bodensee unter dem Benidiktinerorden die geistliche Dichtung noch fort. In demselben Kloster Reichenau, in welchem der Vater der lateinischen Kirchenliederdichtung in Deutschland, Walafrid, als Abt gelebt, trat Hermann von Veringen († 1054), ein Benediktinermönch, als Dichter auf. Besondere Auszeichnung verdienen aber in dieser Zeit:

Robert, König von Frankreich, Sohn Hugo Capet's,

dem er im J. 997 in der Regierung folgte († 1031). Von ihm sind die ausgezeichnet schönen Pfingstsequenzen

„Veni sancte spiritus et emitte coelitus“ *
„Veni sancte spiritus reple tuorum corda fidelium“

welch letztere Luther deutsch überarbeitet hat: „Komm, heiliger Geist, Herre Gott, erfüll mit deiner Gnade Gut“ (Nr. 194 im würt. Gesgb.).

Petrus Damiani, der fromme und durch seinen glühenden Eifer für die Wiederherstellung der Würde des Priesterthums und strenger Kirchenzucht ausgezeichnete Bischof von Ostia, welcher die Bußübung der Selbstgeißelung einführte und im Jahr 1072 im Kloster St. Croce im Kirchenstaat starb. Er war ein sehr fruchtbarer Dichter, 50 Hymnen und Sequenzen werden ihm zugeschrieben. Bei ihm findet sich auch der Anklang und die Fortsetzung des durch Fortunatus nach Italien und Frankreich verpflanzten, feurigen Schwungs des spanischen Hymnengesangs der vorigen Periode. Wie der spanische Prudentius sein Lied dem Märtyrerthum weihte, so pries er in schwärmerischen Lobpreisungen die strengsten Bußübungen als Nachfolge der Leiden der Märtyrer und der Leiden Christi selbst, und weckte so bis in die folgenden zwei Jahrhunderte hinein einen größern Schwung und ein lebhafteres Feuer in der lateinischen Liederdichtung. Er war es auch, der den Grund gelegt hatte zu der im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert vorkommenden Erscheinung der Geißellieder, welche einen nicht unwichtigen Einfluß auf das Kirchenlied übten.

In diese Zeit gehört auch der Ursprung des allbeliebten Schlachtgesangs:

„Media vita in morte sumus“ — „Mitten wir im Leben sind“
(Nro. 597 im W. Gesangb.),

welchen übrigens nicht das Kriegsvolk, sondern bloß die das Kriegsheer begleitenden Geistlichen sangen, denn selbst in der Schlacht sang das Volk bloß sein „Kyrie eleison.“

Nach Damianis Vorgang erscheint nun **im zwölften Jahrhundert**, in welchem ohnedieß die Kreuzpredigten eine allgemeine religiöse

---

* Das Original lautet:

1. Veni sancte Spiritus
Et emitte coelitus
Lucis tuae radium
2. Veni, pater pauperum,
Veni, dator munerum,
Veni, lumen cordium.
3. Consolator optime,
Dulcis hospes animae,
Dulce refrigerium!
4. In labore requies,
In aestu temperies,
In fletu solatium.
5. O lux beatissima
Reple cordis intima
Tuorum fidelium!
6. Sine tuo numine
Nihil est in homine,
Nihil est innoxium.
7. Flecte, quod est rigidum,
Fove, quod est frigidum,
Rege, quod est devium.
8. Lava, quod est sordidum,
Riga, quod est aridum,
Sana, quod est saucium!
9. Da tuis fidelibus,
In te confidentibus
Sacrum septennarium!
10. Da virtutis meritum,
Da salutis exitum,
Da perenne gaudium! Amen.

Stimmung anregten, die lateinische Kirchenliederdichtung im höchsten Schwung. Jetzt wurden auch die Sequenzen zu metrischen Gesängen ausgebildet, während ihnen anfangs Sylbenmaß und Rythmus mangelte. Die berühmtesten Dichter dieser Zeit sind:

Marbod, Bischof in Rennes, † 1123 als Mönch zu Angers. Von ihm sind die Hymnen:

„Universae creaturae"
„Cum recordor quanta cura."

Hildebert von Tours, der als Erzbischof von Tours im Jahr 1134 starb. Von ihm ist das Lied:

„Alpha es et Ω magne Deus."

Peter der Ehrwürdige, der als Abt zu Clugny im Jahr 1157 starb.

Adam von St. Viktor, der als Chorherr des Augustinerordens in der Abtei zu St. Viktor in Paris im J. 1177 starb. Er verfaßte 35 Gesänge und ist nach Damiani und Notker der fruchtbarste, geistliche Liederdichter des Mittelalters, oftmals „der Schiller des lateinischen Kirchengesangs" genannt, denn er ist kräftig, schwunghaft und wortreich. Von ihm sind die Lieder:

„De profundis tenebrarum" — eine Sequenz vom h. Augustinus.

„Quem pastores laudavere" — „Den die Hirten lobten sehre," ein Weihnachtsgesang. *

„Dies est lätitiae — „Der Tag, der ist so freudenreich," ein Weihnachtsgesang (Nro. 102 im W. Gesangb.).

Bernhard von Clairvaux, der heilige Bernhard genannt, seit 1115 Abt des Cistercienserklosters zu Clairvaux; „ein hochbegnadigter, dem Himmel allein zugewandter Geist, voll unwiderstehlicher Beredtsamkeit, der allgemeine Friedensstifter unter den Fehden der Fürsten und Völker". Luther bezeugt von ihm: „Ist jemals ein wahrer, gottesfürchtiger und frommer Mönch gewesen, so war es St. Bernhard, den ich allein viel höher halte, als alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden und zwar habe ich seinesgleichen niemals weder gelesen noch gehört." Er wurde im Jahr 1091 zu Fontaines in Burgund als eines angesehenen Ritters Sohn geboren. Seine fromme Mutter hatte ihn kaum, nachdem er das Licht der Welt erblickt, am Altar Gott geweiht und unter dem Einfluß einer so frommen Mutter wuchs er als ein gar schönes Kind auf. Da er als Knabe

---

* 1. Quem pastores laudavere
Quibus angeli dixere:
Absit vobis jam timere,
Natus est rex gloriae.

2. Ad quem Reges ambulabant
Aurum, thus, myrrham portabant
Immolabant haec sincere
Nato regi gloriae.

3. Exultemus cum Maria
In coelesti Chorarchia,
Natum promant voce pia,
Dulci cum melodia.

4. Christo regi, Deo nato,
Per Mariam nobis dato,
Merito resonet vera
Laus, honor et gloria.

einmal an heftigen Kopfschmerzen litt, und eine Frau zu ihm kam, die ihn durch Besprengung und Amulette heilen wollte, stieß er sie mit heftigem Unwillen zurück. Nach seiner Mutter Tod jedoch wurde er als Jüngling in eitle Gesellschaften und Zerstreuungen hineingezogen. Das Andenken an seine Mutter rief aber die frommen Eindrücke seiner Kindheit wieder in ihm hervor; er glaubte oft der Mutter mahnende Stimme zu hören, und einsmals, als er zu einem seiner Brüder, der ein Schloß belagerte, reiten wollte, ward er von seinen Gefühlen so überwältigt, daß er in eine am Weg stehende Kirche trat und unter einem Thränenstrom Gott daselbst gelobte, von den weltlichen Banden sich ganz frei zu machen und ein Mönch zu werden. Als er diesen Entschluß seinen Verwandten und Brüdern mittheilte, riß er durch die Kraft seiner feurigen Reden Alle so mit sich fort, daß sie mit ihm, dreißig an der Zahl, im J. 1113 in das Cistercienserkloster Citeaux eintraten. Hier wurde er mit ganzer Seele Mönch, lebte äußerst streng gegen sich selbst, und erwarb sich ein so großes Ansehen, daß er, obwohl erst fünfundzwanzig Jahre alt, als Abt für das in einem engen Waldthal im Bisthum Langres neu anzulegende Kloster Clairvaux erwählt wurde. Dieses Kloster wurde bald unter seiner Leitung das Muster des Mönchthums, nach welchem unter Beiziehung seines Raths aller Orten neue Klöster errichtet wurden, die ihn als ihren Vater und Lehrer betrachteten. Es entstand eine allgegemeine Begeisterung für ihn; man ernannte ihn zum Bischof von Genua, Langres, Mailand, Rheims, aber alle diese Ehrenstellen schlug er aus, weil er glaubte, daß ein Jünger Christi nicht nach hohen Dingen trachten müsse. Zu seiner Zeit geschah in den Staaten und in der Kirche nichts Wichtiges ohne ihn; Fürsten und Könige fragten ihn um Rath und folgten ihm, bei Großen und Mächtigen trat er als Fürsprecher für Unglückliche und Unrechtleidende auf, und sein Wort galt als Gesetz. Oft, wenn er eben noch in seinem Klostergarten gegraben hatte, wurde er zu den wichtigsten und schwierigsten Geschäften vor Fürsten und Kirchenversammlungen gerufen. Er predigte bald da, bald dort, und gewann mit seiner großen Predigtgabe alle Herzen. So brachte er auch durch seine Predigten den großen Kreuzzug unter Ludwig VII. zu Stand. Bei alle dem war er aber, obgleich kein Machthaber in der ganzen Christenheit so viel Macht hatte, und er sogar als Wunderthäter verehrt wurde, von ungeheuchelter Demuth und in seinen eigenen Augen der Niedrigste. Das Verderben in der Kirche betrübte den in der heiligen Schrift wohlbewanderten, frommen Mann tief und er deckte freimüthig die Mißbräuche und die Gebrechen der Kirche auf. So schrieb er an Pabst Eugen III., seinen Schüler: „Gedenke, daß du ein Nachfolger dessen bist, der gesagt hat: „„Silber und Gold habe ich nicht!““ O möchte ich doch, ehe ich sterbe, die Kirche Gottes sehen, wie sie in alten Zeiten war, als die Apostel ihr Netz auswarfen, nicht nach Silber

und Gold, sondern nach den Seelen der Menschen." Er hielt stets am Kern des Evangeliums, daß ein Mensch seine Seligkeit bei Gott nicht verdienen könne, daß ihm weder Büßungen noch sonst etwas dazu helfen können, sondern er die Seligkeit als ein Gnadengeschenk Gottes durch den Glauben an die Liebe Jesu empfangen müsse. Das höchste Leben fand er in unendlicher Liebe Gottes. Er war der Evangelist des Mittelalters. In seinem dreiundsechzigsten Jahr starb er allgemein verehrt im Jahr 1153, und wurde später heilig gesprochen.

In seinen Liedern klingt schon der Ton des ächt evangelischen Glaubensliedes an, und es kündigt sich in seinen edlen, mystischen Glaubensgesängen bereits der „Durchbruch der freien christlichen Geisteshymnen durch die liturgisch gesetzlichen Gesänge". Am bekanntesten ist von ihm:

„Jesu dulcis memoria" — „O Jesu süß, wer dein gedenkt," der auch in Arndts Paradiesgärtlein aufgenommene Jubilus de nomine Jesu,

und die Passionssalve an die heiligen Gliedmaßen Jesu, bestehend in sieben Salven oder Grüßen an die Füße, Kniee, Hände, die Seite, die Brust, das Herz und das Haupt Jesu. Sie ist von ausgezeichneter Schönheit und die an das Haupt gerichtete siebente Salve: „salve caput cruentatum" ist die Grundlage von P. Gerhards Lied: „O Haupt voll Blut und Wunden" (Nro. 142 im W. Gesangb.).

Peter Abälard, geb. 1079 in der Bretagne, der vielfach und am meisten von Bernhard von Clairvaux angefochtene und verfolgte Lehrer der Theologie und Philosophie zu Paris, wo er sich abwechselnd zwischen den Jahren 1115 und 1140 aufhielt. Hase nennt ihn ein reich von Gott geschmücktes Opfer für die Freiheit des Geistes im Leben, wie in der Wissenschaft. Er dichtete treffliche lateinische Lieder voll inniger, himmlischer Sehnsucht und Liebe zum Herrn.

Das **dreizehnte Jahrhundert** jedoch ist als der Gipfelpunkt der lateinischen Kirchenliederdichtung anzusehen.

Es ist der zu Anfang dieses Jahrhunderts durch Franz von Assisi (1208) gestiftete Franziskanerorden, in welchem die lateinische Liederdichtung die höchste Höhe erreichte. Die geistliche Armuth, die dieser Bettelorden anstrebte, das Ringen nach evangelischer Vollkommenheit, die feurige Gottesliebe und Nachahmung Jesu, das Schwelgen im Mitgefühle des irdischen Schmerzes Jesu rief im ersten Jahrhundert seines Bestehens eine große Andachtsgluth und geistige Erregtheit in diesem Orden hervor. Franz von Assisi selbst * hatte durch sein „Sonnenlied," in welchem er in das Gebiet außerordentlicher Seelenzustände hinüberschweift, den Ton der Dichtung ange-

---

* Ueber Franz von Assisi vergl. die Zeitschrift „der Katholik." Jahrg. 1826: Der h. Franziskus von Assisi, ein Troubadour, von Görres,

schlagen. Nun treten in schöner Reihenfolge folgende drei Franziskanerdichter auf:

Thomas von Celano, eines der ersten Mitglieder des neugestifteten Franziskaner- oder Minoritenordens; er soll auch mit dem Stifter des Ordens, mit Franz von Assisi, in vertrauter Freundschaft gelebt haben. Er stammt aus Celano, einem Städtchen im jenseitigen Abruzzo in Italien. Im Jahr 1221 wurde er, als der Orden endlich festen Fuß in Deutschland faßte, Custos der Convente in Mainz, Worms und Cöln, verweilte jedoch nicht lange in Deutschland, denn im Jahr 1230 war er schon wieder in Italien. Er schrieb im Jahr 1249 die Lebensgeschichte des im J. 1226 gestorbenen heiligen Franziskus unter dem Titel: »Legenda antiqua,« und scheint nicht vor dem Jahr 1255 gestorben zu seyn. Er ist der Dichter der unübertrefflichen, weltberühmten Sequenz in die omnium animarum (auf den Allerseelentag).

„Dies irae, dies illa.“ — (Nro. 636 im W. Gesangb.)

Bonaventura, nach seinem Familiennamen Johannes von Fidenza, geb. 1221 im Florentinischen, Professor der Theologie zu Paris und General des Minoritenordens. Er starb im J. 1274 als Cardinal und beredtester Vertheidiger des Ordens. Seine Lieder sind weniger bekant.

Jacoponus oder Jacobus de Benedictis,* gewöhnlich Jacopone genannt, Franziskanermönch in Oberitalien. Nach der Schrift des Luc. Wadding, Annalisten des Ordens: »Scriptores ordinis Minorum. Rom. 1650« ist er zu Todi im Herzogthum Spoleto im Kirchenstaat geboren. Sein Geburtsjahr ist unbekannt und fällt wahrscheinlich in das erste Viertel des dreizehnten Jahrhunderts. Er stammte aus der Familie Benedetti, einer der angesehensten Familien Umbriens und studirte die Rechtsgelehrsamkeit, deren Doktor er ward, neben der er sich aber auch viel mit Theologie und Philosophie abgab. Anfangs lebte er ziemlich weltlich, obschon in allen Ehren, und genoß bei seinen Mitbürgern große Auszeichnung; auch war er sehr glücklich verheirathet mit einer äußerst guten und frommen Frau aus edlem Geschlecht. Da traf ihn der schwere Schlag, daß seine Frau, die mit ihren Mitbürgerinnen einem öffentlichen Schauspiel beiwohnte, von dem Brettergerüst, das plötzlich zusammenbrach, nebst vielen andern Zuschauerinnen erschlagen wurde. Bei ihrer Entkleidung fand sichs, daß die fromme Frau auf bloßem Leibe einen Haargürtel getragen hatte, was damals als nicht geringes Zeichen von wahrer Frömmigkeit galt. Dieser unerwartete Anblick der entseelten Frau und die Entdeckung, daß sie im Verborgenen das Gelübde eines gottgeweihten Lebens gethan hatte, machte auf das Herz

* Quellen: Stabat mater. Zweiter Beitrag zur Hymnologie von Fr. G. Lisco. Berlin 1843.

des tief erschütterten Mannes einen so gewaltigen Eindruck, daß er sich sogleich entschloß, seine übrigen Tage unter den härtesten Bußübungen zuzubringen und den schrecklichen Vorfall für eine besondere Mahnung Gottes hielt, der Welt auf immer zu entsagen. Daher begab er sich, alle bürgerlichen Ehren dahintenlassend und sein Vermögen unter die Armen vertheilend, im J. 1268 in ein Kloster der Tertianer oder Franziskanerbettelmönche. Da ging er nun als Mönch, in Lumpen gehüllt, einher, mehr als es die Ordensregeln mit sich brachten. Er überspannte in der ersten Zeit die Weltverachtung so sehr, daß er es eigentlich darauf anlegte, durch die auffallendsten Sonderbarkeiten zum allgemeinen Gespötte des Volkes zu werden. Man nannte ihn daher zum Spott „Jacopone," d. i. den großen Jacob. Aber gerade solche tiefe Demüthigung war ihm erwünscht, und er nahm diesen Schimpfnamen als Ehrennamen an. Einst kam der fromme Mann, von seinem Wahnsinn ergriffen völlig, entkleidet, einen Sattel auf dem Rücken und einen Zaum im Munde, auf Händen und Füßen laufend unter das versammelte Volk, das vor solchem Anblick wie niedergedonnert, stumm vor Schrecken, den Markt verließ. Ein anderesmal, bei einer Hochzeitfeier, die sein Bruder seiner Tochter veranstaltete und zu der er ihn, mit der Bitte, doch ja das Fest nicht zu stören, geladen hatte, wälzte er sich mit seinem in Oel getauchten Leib zuvor in verschiedenfarbigen Federn umher und erschien dann in diesem entsetzlichen Aufzug im Hochzeitsaal, Afrikas Thiere übertreffend. Dieß und Aehnliches brachte ihn bei den Brüdern in den Ruf eines Wahnsinnigen, und sie hätten ihn, als er sich nach Verfluß von zehn Jahren zur Aufnahme unter die Minoriten meldete, nicht aufgenommen, wenn sie nicht durch sein damals geschriebenes Buch „von der Verachtung der Welt" sich überzeugt hätten, daß ihn zu solchen Thaten nur seine hohe Gluth, in aller Vollkommenheit christlicher Demuth sich zu üben, antreibe. Auch als Minorit wollte er in seiner Demuth nicht Priester, sondern nur Laienbruder seyn. Sehr hart gegen sich selbst, war er stets voll Verlangen, Christo nachzuahmen und für ihn zu leiden, ja sogar für alle Sünder wünschte er im Fegfeuer alle ihre Strafen zu büßen, sich freuend, wenn Allen vor ihm begnadigt, die himmlische Seligkeit zu Theil würde. Oft im Geiste entzückt, glaubte er Jesum zu sehen; er umarmte häufig, bald seufzend, bald singend, Bäume und brach dabei in die Worte aus: „O Jesu süß, o holdseliger Jesu, o geliebtester Jesu!" Ueber aller Welt Leiden stand er erhaben, und nichts betrübte ihn weiter, als daß das Göttliche in der Welt geschmäht werde. Als er daher einst laut weinte und um die Ursache befragt wurde, erwiederte er: „Weil die Liebe nicht geliebt wird." Seine höchste Seligkeit setzte er darein, daß er in Gott lebe und über solche Liebe zu Gott sprach er: „Ob ich „gleich nicht zuversichtlich wissen kann, daß ich in der Liebe bin, so „habe ich doch davon einige gute Merkmale, z. B. das: wenn ich,

„bitte ich den Herrn um etwas und er thut es nicht, ihn dennoch mehr „als zuvor liebe, oder thut er mir das Gegentheil von dem, was mein „Gebet ersehnte, ihn doppelt mehr liebe, als vorher. Ebenso habe „ich von der Liebe zu meinem Nebenmenschen folgendes Zeugniß, wenn „ich ihn nämlich, so er mich beleidigt, nicht weniger liebe, als vorher; „denn liebte ich ihn dann weniger, so wäre es ein Zeichen, daß ich „vorher nicht ihn, sondern mich geliebet hätte." Allmählich aber wurde er, der die Welt lehrte, unsere eigentliche Wohnung sey das Grab, durch die Betrachtung der Leiden Christi und der Mutter Gottes milder gestimmt. Doch erhob er, sich göttlicher Offenbarungen rühmend, seine Prophetenstimme immer noch furchtlos und ohne Scheu gegen das Verderben seiner Zeit, und insonderheit gegen die zügellosen Sitten und Ausschweifungen der Geistlichkeit und gegen den tiefgesunkenen Zustand der Kirche. Vor Allem griff er den Pabst Bonifacius VIII. (1295—1303), mit dem er vor seiner Erhebung zum Pabst in freundschaftlichem Verhältnisse gestanden war, wegen seiner nun zu Tage kommenden Herrschsucht und unreinen Sitten an. Während Bonifacius Palestrina belagerte, geißelte ihn Jacopone mit scharfen, beißenden Liedern. Dafür rächte sich nun aber Bonifacius nach der Einnahme der Stadt, indem er ihn bei Wasser und Brod ins Gefängniß werfen ließ, und ihn in den Bann that. Während dieser harten Gefangenschaft soll Jacopone dem Pabst ein ähnliches Schicksal vorher verkündet haben, denn als derselbe einst am Gefängniß vorübergieng und den Jacopone spöttisch fragte: „Wann wirst du herauskommen?" soll dieser geantwortet haben: „Wann du hereinkommen wirst." Wirklich verschaffte auch Bonifacius eigene Gefangenschaft und sein baldiges, unglückliches Ende aus Kummer über die erlittene Schmach dem Jacopone im J. 1303 die Freiheit wieder. Von da lebte er noch drei Jahre, während der er sein strenges Leben fortsetzte. Seine Liebe zu Gott brach in immer hellern Flammen aus und er that sie in manchem italienischen Gesange nach Art des Schwans kurz vor seinem Tode kund. Als er krank geworden, hatte er den sehnlichen Wunsch, von einem weit entfernten Freund sich das heilige Abendmahl gereicht zu sehen, der denn auch unerwartet bei ihm eintrat. Als er nun von ihm das heilige Sakrament empfangen, sang er, entbrannt von h. Liebe den schönen Gesang: »Jesu nostra fidenza, del cuor summa speranza.« Darauf erhob er, nachdem er die Brüder noch zu h. Leben ermahnt hatte, Hände und Augen gen Himmel und rief: „Herr! in deine Hände befehle ich meinen Geist!" und gieng aus diesem Elende zur ewigen Herrlichkeit in der Geburtsnacht unseres Herrn, wo der Priester vor dem Altar den himmlischen Gesang singt: »Gloria in excelsis Deo.« Alle glaubten, so schließt Wadding seine Lebensbeschreibung, nicht die Krankheit, sondern die Liebe zu Gott habe sein Herz aufgelöst. Er starb im J. 1306 und wurde zu Todi begraben.

Jacoponus zeigt in seinen Liedern die in diesem Jahrhundert neben dem weltlichen Minnegesang angeregte geistliche Minne, die bis zur schwärmerischen Liebe gesteigerte Verehrung der h. Jungfrau in seinem unvergleichlich schönen, lateinischen Marienlied, in der Sequenz **de septem doloribus mariae virginis**

„**Stabat mater dolorosa**" — (Nro. 147 im W. Gesangb.).

Neben dieser Sequenz ist von ihm besonders auch bekannt der Hymnus **de contemtu mundi**:

„**Cur mundus militat sub vana gloria.**"

Auch in dem andern Bettelorden, welcher gleichzeitig mit dem Franziskanerorden durch den Castilianer Domingo oder Dominikus gestiftet worden war, in dem Dominikanerorden, trat ein trefflicher Dichter auf — Thomas von Aquino, der berühmte Scholastiker, und als solcher Doktor Angelicus genannt; er lehrte in Cöln, Paris, Rom und andern Städten Italiens von 1249—1274, und ist der Gründer der katholischen Lehre von der völligen Verwandlung des Brods und Weins beim h. Abendmahl in den wirklichen Leib Christi (Transsubstantiationslehre), weßhalb auch seine schönsten und bekanntesten Lieder Frohnleichsnamslieder sind, nämlich:

„**Pange linqua gloriosi corporis mysterium**,"*

welcher Hymnus wenigstens im Anfang dem Hymnus des Fortunatus „**pange linqua gloriosi proelum certaminis**" nachgebildet ist, und wovon es eine protestantische Bearbeitung giebt, mit den Anfangsworten: „Meine Zung erkling und fröhlich sing." Ferner die Sequenz auf das Fronleichnamsfest:

„**Lauda Sion salvatorem.**"

---

* Das Original dieses jetzt noch bei jedem Hochamt gebräuchlichen Hymnus lautet:

1. Pange linqua gloriosi
Corporis mysterium,
Sanguinisque pretiosi,
Quem in mundi pretium
Fructus ventris generosi
Rex effudit gentium.

2. Nobis Datus, nobis natus
Ex intacta virgine
Et in mundo conversatus,
Sparso verbi semine,
Sui moras incolatus
Miro clausit ordine.

3. In supremae nocte coenae
Recumbens cum fratribus,
Observata lege plene
Cibis in legalibus,
Cibum turbae duodenae
Se dat suis manibus.

4. Verbum caro, panem verum,
Verbo carnem efficit,
Fitque sanguis Christi merum
Et si sensus deficit,
Ad firmandum cor sincerum
Sola fides sufficit.

5. Tantum ergo sacramentum
Veneremur cernui,
Et antiquum documentum
Novo cedat ritui.
Praestet fides supplementum
Sensuum defectui.

6. Genitori genitoque
Laus et jubilatio,
Salus, honor, virtus quoque
Sit et benedictio:
Procedenti ab utroque
Compar sit laudatio! Amen.

Eine reiche Sammlung aller lateinischen Hymnen von den ersten Jahrhunderten bis zum Ende des Mittelalters findet sich in dem trefflichen Werke: „**Thesaurus hymnologicus** von Dr. Daniel. Halle 1842."

Im **vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert** kam jedoch das Kirchenlied von der Höhe, die es erreicht hatte, allmählich immer mehr herab. Die Bettelorden, welche im ersten Jahrhundert ihres Bestehens als eine „Verjüngung der Kirche und als eine Versöhnung des erzürnten Christus über den Verfall seines Reichs" begrüßt wurden, arteten allmählich aus und geriethen in Stumpfsinn, Habsucht und hohles Ketzergeschrei. Die höhern Geistlichen neigten sich nach dem Vorbild des päbstlichen Hofes zu weltlichen Interessen hin, die Menge der niederen Geistlichen wurde zu einer unwissenden Masse, die Theologie ward zum bloßen Spiel mit spitzfindigen Fragen ohne Geist und Leben, das ganze kirchliche Leben artete immermehr in Ablaß und todte Werkheiligkeit aus, und als sich nun die Sehnsucht nach einer Verbesserung des kirchlichen Zustands zu regen anfieng, richtete sich das Streben derer, die solche Sehnsucht fühlten, auf die Erbauung des Volks aus der h. Schrift und durch Lieder in der Muttersprache. So konnte es nicht fehlen, daß in diesen zwei Jahrhunderten das lateinische Kirchenlied mehr und mehr verkümmerte und am Ende in faden Reimereien des Mönchslateins versiegen gieng.

Bloß unter den Mystikern, welche sich aus dem kirchlichen Verderben in das innerste Heiligthum des Herzens retteten, und deren Vorgänger der Dominikaner Joh. Tauler zu Cöln und Straßburg war († 1361), tauchen noch einige gute lateinische Liederdichter auf. Hieher gehören:

Heinrich Suso († 1365 zu Ulm), der Dominikanermönch, dessen Minne, als eines schwäbischen Minnesängers, die ewige Weisheit ist; in seiner Liebeswärme ein kraftvoller, sittlicher Geist.

Thomas von Kempen, nach seinem Familiennamen Thomas Hamerken, geb. zu Kempen im Erzbisthum Cöln im J. 1380, starb als Subprior des Klosters St. Agnes im J. 1471. Er dichtete neunzehn Lieder und Hymnen, und drang, wie besonders auch in seinem trefflichen Buche „die Nachfolge Jesu," im Gegensatz gegen die todte Werkheiligkeit und den Heiligendienst auf die wahre, innere Nachfolge Jesu in der Verleugnung seiner selbst, im Tödten des Fleisches sammt seinen Lüsten und Begierden, und in einer sich ganz hingebenden Gottesliebe.

Solche Alleinherrschaft, wie sie die römische Kirche für das lateinische Kirchenlied durch das ganze Mittelalter zu behaupten wußte, ward dem römischen **Kirchengesang** * oder gregorianischen **cantus firmus** nicht zu Theil, so sehr auch Carl der Große und die Nachfolger Gregors auf dem päpstlichen Stuhl für die Reinerhaltung des-

* Quellen: Geschichte des christlichen Kirchengesanges und der Kirchenmusik von J. E. Häuser. Leipz. 1834. — Der christliche Cultus von Dr. H. Alt. Berlin, 1843. S. 391 ff. — Carl v. Winterfelds Gabrieli.

selben eiferten, daß man hätte meinen sollen, neben der gregorianischen könne unmöglich mehr eine andere Gesangweise aufkommen.

In Rom selbst erhielt sich zwar der gregorianische Unisonogesang, der kanonische Gesang, bis ins vierzehnte Jahrhundert hinein fort und fort in seiner alten, einfachen Gestalt. Aber im fränkischen Reich kam bald nach Carls des Großen Tod (814), und in England nach dem Tod Alfreds des Großen, eines eifrigen Gesangfreundes (849), der gregorianische Kirchengesang in Verfall. Schon die Seltenheit und Kostspieligkeit der Singbücher für die Singchöre (Antiphonarien), welche höchstens in den vornehmsten Kirchen, in den Cathedralen der Bischöffe, anzutreffen waren, bewirkte, daß der Gesang sich meist bloß im Gedächtniß und Gehör der Sängerchöre fortpflanzen mußte, wo es an gar manchen Abänderungen und Ausartungen der Melodie, an Varianten des feststehenden **Cantus** nicht fehlen konnte. Aber auch die Antiphonarien selbst konnten von mancherlei Fehlern und Abweichungen in der Melodie nicht verschont bleiben, weil die von Gregor für Feststellung der Melodie erfundene Neumenschrift so schwierig, künstlich und verwickelt war, daß die wenigsten Abschreiber sie richtig und vollständig lesen und abschreiben konnten. Was also Gregor mit Hülfe dieser Neumen verhüten wollte, — Abänderungen an seinem **cantus firmus**, — das gerade wurde durch sie hervorgerufen. Hiezu kommt noch, daß das ganze Gesangwesen in den Händen künstlich gebildeter Sänger lag; wäre es ein einfacher Volksgesang gewesen, so hätte sich derselbe in seiner ursprünglichen Form beim Volke viel länger von Mund zu Munde fortgepflanzt; so aber rief die bei Kunstsängern gar häufige Eitelkeit, ihre Stimme hören zu lassen und sich so vor den andern Sängern hervorzuthun, die immer allgemeiner werdende Sitte hervor, bei der kanonischen Melodie allerlei Verzierungen anzubringen. Bei dem kanonischen Unisonogesang nämlich waren die Stimmen der ausgezeichnetern Sänger unbemerkt geblieben; dadurch aber, daß sie in allerlei Figuren und Verzierungen über den Unisonogesang des Chors hinaus ihre Stimme ertönen ließen, konnten sie sich bemerklich machen. Diesen vom feststehenden **Cantus**, vom **cantus firmus** sich absondernden Gesang nannte man „**Discantus**,“ und es war dieser **Discantus** nicht nur der erste Versuch im Figuralgesang oder **cantus figuratus** (denn eben jene Verzierungen der einfachen Melodie hießen **figurae**), sondern auch die erste Veranlassung zur Ausbildung der Harmonie, sofern nun statt des seitherigen einstimmigen Gesangs zunächst ein zweistimmiger Gesang sich bildete.

Während anfangs der **Discantus** je nach glücklichen Einfällen der Sänger aus dem Stegreif neben dem **cantus firmus** gesungen wurde, so zeigten sich nun bald ernste Bemühungen, die verschiedenen Töne zu einander in ein regelrechtes Verhältniß des Wohlklangs zu setzen, und es fiengen bestimmte Regeln über Harmonie sich zu

bilden an. Hier war es vor Allen **Hucbald**, ein Mönch zu Rheims ums J. 902, welcher in seinem Werk über die Intervalle durch die Entwicklung der Verbindung gleichzeitiger Töne zu Akkorden und ihren Folgen das erfand, was wir jetzt Harmonie nennen. Bald darauf stellte ein deutscher Mönch, Namens **Reginus**, ums J. 920 in einer gelehrten lateinischen Schrift Untersuchungen über das Wesen, und die Verwandtschaft der Akkorde an und um dieselbe Zeit erkannte **Odo**, Abt zu Clugny, die Nothwendigkeit, ein Tonstück in einer bestimmten Tonart zu setzen, und schrieb hierüber.

In den folgenden Jahrhunderten sodann ward eine zweckmäßigere **Tonschrift**, die Grundlage der heutigen Notenschrift und ein bestimmtes **Zeitmaß oder die Mensur der Töne** erfunden, und in Verbindung hiemit der **Contrapunkt**. Erfinder der **Notenschrift** war **Guido**, ein Benediktinermönch aus Arezzo im Toskanischen, vom J. 1000—1050. Er stiftete besondere Schulen für seinen Unterricht, welcher den Sangschüler in zwei Jahren nun so weit brachte, als er vorher bei den Neumen in zehn Jahren nicht kam. Pabst Johann XIX. (1022—1033) ward sogar sein Schüler und nennt ihn „das Wunder der Schöpfung." Er bezeichnete die Töne durch runde, gleichförmige Punkte, die er auf und zwischen einer bestimmten Anzahl von 7—10 gleich neben einander laufender Querlinien einsetzte. Zu Anfang der Linien standen gleichsam als Schlüssel die vorher üblichen Buchstaben **a, b, c, d** rc. Jene Punkte oder Noten erhielten die alphabetischen, jetzt noch üblichen Namen **ut, re, mi, fa, sol, la** nach dem Anfangsbuchstaben jeder Zeile des oben angeführten Hymnus des Paulus Diakonus: »**Ut queant laxis**« (s. S. 20).

Dadurch wurde es möglich, zugleich mit dem **cantus firmus** auch den bis dahin aus dem Stegreif gesungenen **Discantus** schriftlich festzustellen, indem man Note gegen Note (**punctum contra punctum**) schrieb, woraus sich später der sogenannte Contrapunkt entwickelte.

Erfinder der **Mensur der Töne** war **Franco von Cöln**, ein Deutscher, welcher nach den neuesten Untersuchungen in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts lebte; ihm schloß sich an der Benediktinermönch **Walther Odington** von Evesham (1240). Waren nämlich bis dahin zwar die richtigen Intervalle festgestellt, so fehlte es doch noch zu einer vollkommenen Harmonie bei Begleitung des **cantus firmus** durch den **Discantus** an einem bestimmten Zeitmaß oder Takt, in welchem der **cantus firmus** von einem Tone zum andern fortschritt, damit der **Discantus** mit seinen verschiedenen Verzierungen und Figuren sich darnach richten konnte. Gar oft waren bei einem Chore die Einen schon längst fertig, während die Andern noch fortsangen, und wenn die erstern schon die nächste Zeile begannen, sangen die letztern noch an der vorhergehenden Zeile, weßwegen schon

Peter **Venerabilis**, Abt zu Clugny (1122—1156), einmal festsetzte: „Alle im Chore sollten gleichzeitig pausiren und sich erholen." Wenn sich gleich bei vielen Chören durch den praktischen Sinn der Sänger die Sache von selbst richtig gestaltet haben mag, so brachte Franco doch erst eine feste Ordnung durch die Mensurallehre, die er aufstellte und bei der er längste, lange, kurze und halbkurze Sylben oder Töne unterschied. Dem halbkurzen Ton fügte Odington noch die **minima** (das kürzeste Zeitmaß) hinzu, so daß also dadurch bereits der unter uns nun übliche Unterschied von ganzen, halben, viertel, achtel, sechzehntheil Noten sich bildete.

Es kamen nun aber bald durch allerlei sonderbare Formeln und Regeln viele Verwirrungen in das Mensuralwesen und die Punktirkunst wurde mit der spitzfindigsten Gelehrsamkeit und Künstelei weiter gebildet, so daß es schwer war, ein Meister in der Tonkunst zu werden, es jedoch auch die größte Bewunderung erregte, ein Meister hierin zu seyn. Solche Componisten, welche den Contrapunkt und den **cantus figuratus** oder die Figuralmusik (worunter alle mehrstimmig gesetzte und mehrstimmig zu singende Tonstücke zu verstehen sind, während man Alles, was man im Einklang setzte und sang, Choralmusik nannte), weiter ausbildeten, sind: Robert de Handlo (1310 bis 1370), Marchetto von Padua (1300), Johannes de Muris († 1370), Ph. de Vitry (1361). Auf Wohlklang waren diese Compositionen nicht berechnet; die Componisten rechneten nur, statt daß sie singen sollten. War der **cantus firmus** in das Notenliniensystem eingetragen, so punktirten sie über und unter demselben mit ängstlich zierlicher Symmetrie. Stieg die eine Stimme aufwärts, so mußte die andere entweder in gleicher Weise aufwärts, oder eben so viele Töne abwärts steigen. Wie das Ganze klang, war gleichgültig, die Töne und ihre künstliche Zusammensetzung galten Alles. Fast ganz unabhängig vom Texte und ohne Rücksicht auf den Ausdruck, den dieser verlangte, wurde das künstliche Gewebe der Töne gebildet. Sonderbarerweise suchte man solchem Mangel an Ausdruck abzuhelfen, indem man die Noten schwarz färbte, wo von Traurigkeit, roth, wo von Freude oder Sonne, Purpur rc., blau, wo vom Himmel, grün, wo von Hoffnung oder von Wiesen, Auen rc. im Texte die Rede war. Diejenige Composition galt als die ausgezeichnetste, bei welcher alle Regeln der Akkord- und Mensurlehre aufs Pünktlichste und Künstlichste durchgeführt waren. So entstanden gar viele, wenig erbauliche und wahrhaft herzbrechende Gesangstücke.

Besonders liebte man es, solche Gesangstücke zu componiren, in welchen die Stimmen nicht gleichmäßig fortschritten, sondern eine Stimme zuerst begann, der dann nach einiger Zeit eine zweite nachfolgte oder nachjagte, und dieser eine dritte, und dieser wieder eine vierte, welche sofort wieder von der ersten verfolgt ward. Man nannte dieß nach einem vom Jagdtreiben sehr bezeichnend entlehnten Bilde

Fuge (fuga, das Jagdtreiben) oder **Motela**, Motette, weil man, da kein längerer zusammenhängender Text zu solchen Compositionen sich eignete, hiezu gewöhnlich bloß kurze, biblische Sprüche oder einzelne Worte, wie z. B. Amen, Hallelujah 2c., wählte.

Es entstand so oft ein wüstes, die Andacht störendes Gewirre der Stimmen, weßhalb der Cardinal Capranica sich auch einmal darüber gegen den Pabst Nicolaus V. (1328) äußerte: „Mich dünkt, ich höre eine Heerde Schweine, die mit aller Gewalt grunzen, ohne einen artikulirten Laut oder ein Wort hervorzubringen." Dennoch drang dieser Figuralgesang, meist in reizenden, bewegtern Melodieen weltlicher Gesänge, zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts, nachdem die Päbste auch in Avignon zu residiren angefangen hatten (1308—1378), durch den Einfluß der Franzosen, Niederländer und Deutschen auch in die römische oder päbstliche Kapelle ein, obgleich Pabst Johann **XXII.** erst noch im J. 1322 dieses „**Discantare**" mit dem Bannfluch belegt hatte. Der Niederländer Wilhelm Dufay (1380—1432) führte ihn zuerst in der römischen Kapelle ein. Von da an fieng nun auch, besonders im fünfzehnten Jahrhundert, die Figuralmusik, der **cantus figuratus**, an, immer allgemeiner zu werden, und der gregorianische **cantus firmus** wurde allmählich unter dem Schutt contrapunktischer Künsteleien fast begraben. Die Hauptstimme, **cantus firmus**, welche die Grundmelodie enthielt, blieb zwar unverändert, wurde aber oft in eine Unterstimme, meist in den Tenor, verlegt und in der Oberstimme **punctum contra punctum** eine zweite Melodie aufgestellt; die begleitenden Stimmen wurden ungemein und oft auf eine sehr üppig weltliche Weise ausgeschmückt, so daß gar 7—8stimmige Gesangstücke aufkamen. Ein Muster des überkünstelten Contrapunkts wurde Okenheim, der Vater der niederländischen Schule (ums J. 1420), welche den **cantus figuratus** immer mehr zu vervollkommnen suchte. Der Schüler Okenheims, Josquin de Pres oder Jodocus Pratensis (geb. 1440), war der größte Componist jener Zeit und hat wenigstens in das verwirrte Mensuralwesen wieder klarere Ordnung zu bringen und die jetzt noch geltende Taktlehre zu begründen gewußt.

Zu künstlicher Entwicklung der Harmonie oder des Contrapunkts trugen wesentlich **die Orgeln** bei, welche bald vor allen Instrumenten den Vorrang in der Kirche behaupteten und, weil sie viele Zuhörer herbeilockten, schnell in die meisten, wenigstens in alle Hauptkirchen eingeführt wurden. Sie hatten aber freilich das ganze Mittelalter hindurch noch eine sehr unvollkommene, den Gesang wenig fördernde Einrichtung. Am meisten befaßten sich die Deutschen mit dem Orgelbau und Orgelspiel, so daß sogar Pabst Johann **VIII.** († 882) sich von Freisingen in Baiern eine Orgel nebst einem Künstler, der sie spielen könne, erbat. Erst von Deutschland aus verbreiteten sich die Orgeln nach Italien, Frankreich und England. Es war unmöglich,

auf ihnen einen vollständigen Akkord zu greifen, denn eine Taste (clavis), deren es meist bloß zwölf mit den Tönen h, c, d, e, f, g, a, h, c, d, e, f waren, war fast drei Zoll breit und anderthalb Zoll dick, und stand von der nächsten Taste einen Zoll weit ab, so daß man weder mit den Fingern eine Oktave erreichen konnte, noch auch jemals einen vollständigen Akkord niederzudrücken vermochte. Vielmehr mußte man jede Taste mit der Faust niederschlagen, daher auch der Ausdruck: „Orgel schlagen." Gleichfalls war es unmöglich, darauf irgend ein, wenn auch noch so einfaches Tonstück zu spielen, denn jede Taste war mit 10, 15—20 Pfeifen besetzt, so viel als man Akkorde hatte; wenn daher eine Taste niedergeschlagen wurde, so klang und brüllte alles darauf stehende Pfeifenwerk auf einmal zusammen. Hiezu kommt noch das Geräusch, unter dem die den Schmiedebälgen ähnliche Blasbälgen, deren es an einer Orgel oft 20—24 waren, und deren jeder einen hölzernen Schuh hatte, niedergetreten wurden. Es waren dazu oft 10—12 Menschen nöthig, die mit einem Fuße einen Balsbalg niedertraten und mit dem andern einen zweiten Balg in die Höhe zogen. Bei dem ungleichen und unrichtigen Wind einer nur aus einem Stück gearbeiteten Windlade mußte auch die Stimmung stets unrein seyn.

So diente die Orgel bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu nichts Weiterem, als daß man beim Gesang eines Tonstücks mit der Faust eine Taste niederschlug, welche den Ton hielt. Erst im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert traten wesentliche Verbesserungen ein, indem man eine Vermehrung der Töne bewirkte, theils durch Verkleinerung der Tasten, so daß Quinten gegriffen und auch halbe oder chromatische Töne, für welche man Obertasten anbrachte, gespielt werden konnten, theils durch Erfindung des Pedalclaviers für die Baßtöne.. Schon an einer im J. 1361 erbauten Orgel zu Halberstadt soll sich ein solches Pedal befunden haben. Durch solche Vermehrung der Tasten hatte man auch nicht mehr nöthig, so viele Pfeifen auf eine einzige Taste kommen zu lassen, sondern konnte die Pfeifen schon etwas sondern und die Orgel besser zum Kirchengesang benützen.

2) Die Anfänge des deutschen Kirchenlieds. *

Schmerzlicher als den benachbarten romanischen Völkerstämmen fiel dem germanischen Volksstamm von Anfang die Alleinherrschaft des lateinischen Kirchenlieds. Die Väter schon waren in den Zeiten des Heidenthums gewohnt, beim Gottesdienst Lieder in der Muttersprache ertönen zu lassen und zum Lob der Helden ihre Bardenlieder zu singen, wie denn auch Tacitus einen Lobgesang auf Hermann rüh=

* Man vergleiche hiezu: „Geschichte des Kirchenlieds bis auf Luthers Zeit von Hoffmann von Fallersleben. Breslau 1832."

mend erwähnt. Ja selbst Walhalla, ihren Himmel, dachten sich die alten Deutschen von den Gesängen der gefallenen Helden wiederschallend. Daher zeigte sich gleich anfangs allerlei Widerspruch gegen den ausschließlichen Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienst und ein Streben, die deutsche Landessprache möglichst im Gebrauch zu erhalten. So verordnete das Concil zu Mainz vom J. 847, daß die Bischöffe die Predigten zum Besten des allgemeinen Verständnisses in die deutsche Landessprache übersetzen sollten und um dieselbe Zeit trat der durch seine christlich volksthümlichen Bestrebungen ausgezeichnete Mönch Otfried aus dem Benediktinerkloster Weissenburg im Elsaß, ein Schüler des Rabanus Maurus (840—870), als deutscher Prediger auf. Er wollte zugleich durch eine gereimte Evangelienharmonie, die er unter dem Titel: »**Liber Evangeliorum in Theotiscam linguam versus**« herausgab, das Volk mit dem Worte Gottes in deutscher Zunge vertraut machen und es dahin bringen, daß das Lob Christi in deutscher Sprache gesungen werde, und daß man, was die Bibel lehre, auch auswendig singen könne, um es im Leben ausüben zu können. „Warum soll es den Franken allein versagt seyn, in ihrer eigenen Zunge das Lob Gottes zu singen?“ — so klagte er; „ich will thaz wir Christus sungun in unsara Zungun“ — das verlangte er und erklärte es in einem Brief an Liutpert für eine Schmach, wenn ein Volk das Wort Gottes nicht in seiner Sprache habe. »**Lingua enim haec**« — sagt er von der deutschen Sprache seiner Zeit, »**velut agrestis habetur.**« Er war auch nach Carl dem Großen der Erste, welcher der deutschen Muttersprache gleichsam einen grammatischen Zaum anzulegen bemüht war. Ein anderer Mönch, Ratpert zu St. Gallen († 897), schrieb das Leben des h. Gallus in deutscher Sprache und dichtete ein deutsches Lied auf denselben, das er vom Volk deutsch gesungen wissen wollte. In diese Zeit ist wohl auch die altdeutsche Uebersetzung des lateinischen Lobgesangs »**Te Deum laudamus**« zu setzen, die also anfängt:

> **Thih cot lopemes,**
> **Thih trahtnam gehemes,**
> **Thih euwigan fater**
> **eokimelih, eoda uuirdit etc.** (vergl. Theil. II. Nro. 1.).

Ein dritter Mönch von St. Gallen, Notker Labeo, von der großen Lippen († 19. Juni 1022), welcher noch frisch und gesund seinen Klosterbrüdern vorhersagte, an welchem Tage er sterben werde, verfaßte eine prosaische deutsche Uebersetzung des Psalters und des Buchs Hiob, welch letztere er an seinem Todestag vollendete.

Allein alle diese Bemühungen scheiterten an der Macht der römischen Kirche, welche ihre Herrschaft eben durch den ausschließlichen Gebrauch der römischen Sprache beim Gottesdienst immer mehr zu begründen und auszudehnen wußte. Der einzige Antheil, der dem deutschen Volk am Kirchengesang vergönnt ward, beschränkte sich bis zum zwölften Jahrhundert hin auf das Rufen der Worte: Kyrie elei-

son, Christi eleison, während das Singen der lateinischen Hymnen und Psalmen, von welchen die Laien, so schön sie auch waren, nichts verstanden, allein den Chören der Geistlichen überlassen war. Bei einem einzigen Gottesdienst hatten die Laien oft dreihundertmal, und wohl noch öfter das Kyrie eleison zu wiederholen. So pflegte z. B. am Feste der Himmelfahrt Mariä auf dem Laurentiusberge das Volk erst hundert Kyrie eleison, dann hundert Christe eleison und endlich wiederum hundert Kyrie eleison zu singen. Es mußte auf diese Art bald in einen unverständlichen Jubel oder Festschrei ausarten, wofür die frühe vorkommenden Formen Kyrieles, Kyrieeleis Zeugniß geben.

Weil nun aber diese einzigen Gesangworte des Volks zu einem bloßen festlichen Schrei ausgeartet waren, so suchte man zu Ende des **neunten Jahrhunderts**, zu gleicher Zeit, als Notker, der ältere, die Jubilos mit lateinischem Texte bekleidete und so die lateinischen Sequenzen schuf, diese verworrenen Töne des Kyrie eleison für Volksfeierlichkeiten und hohe Festtage mit geistlichen deutschen Worten zu bekleiden, und so erst bedeutungsvoll und gleichsam lebendig zu machen. Der Refrain oder Schlußvers blieb aber stets das Kyrie eleison, weshalb man diese Gesänge zunächst bloß für den religiösen Volksgesang bestimmte und dann allmählich alle deutsche geistliche Lieder auch ohne diesen Refrain „Leisen" nannte. Eine solche uralte Leise ist der althochdeutsche Gesang auf den Apostel Petrus aus dem zehnten Jahrhundert:

Unsar trohtin hat farsalt
sancta Petre giwalt,
Daz er mac ginerian
Je imo dingenten man
Kyrie eleison! Christe eleison!
er hapet auch mit wortun
himelriches portun
darin mac er skerian
den er wili nerian
Kyrie eleison! Christe eleison!
bittemes den Gottes trut
allasamt uparlut
Daz er uns firtanen
giwerdo ginaden
Kyrie eleison! Christe eleison!

Das einfache Kyrie eleison war also der Anfang des ganzen deutschen Kirchenlieds. Aus ihm, als einem kleinen unscheinbaren Kern heraus, bildete sich allmählich ein deutscher geistlicher Volksgesang und aus diesem Volksgesang endlich ein deutscher Kirchengesang.

Bis ins zwölfte Jahrhundert fand der Versuch, das Kyrie eleison mit geistlichen deutschen Worten bekleidet zu singen, kaum hie und da beim religiösen Volksgesang einigen Eingang. Erst als **im zwölften Jahrhundert** eine allgemeiner verbreitete religiöse Stimmung eintrat, welche durch die Kreuzzüge Nahrung erhielt, suchten Geistliche und Laien aus frommer Begeisterung durch Dichtungen deutscher Lieder für den Kyrieeleisongesang, also durch Dichtungen der oben geschilderten

„Leisen," dem sehr fühlbaren Bedürfniß eines deutschen öffentlichen Gesangs abzuhelfen und ein deutscher religiöser Volksgesang fieng an, sich aus dem bloßen Kyrieeleisonrufen mehr und mehr zu entwickeln. Was den Deutschen durch die lateinische Liturgie in der Kirche verwehrt war, ihre religiösen Gefühle in einem ihnen selbst verständlichen Gesang in der Muttersprache auszusprechen, dafür suchten sie sich nun außerhalb der Kirche, im Volksleben und seinen verschiedenen Verhältnissen, durch religiöse Volksgesänge zu entschädigen. So besonders bei Kirchweihen, Bittgängen, Wallfahrten, Jahresfesten der Schutzheiligen, Erinnerungsfeiern bedeutender politischer Begebenheiten oder Naturereignisse und bei andern Feierlichkeiten, welche allgemeine christliche Volksfeste geworden waren, und wozu ganz naturgemäß die deutsche Muttersprache geeigneter erschien, zumal da hiefür die römische Liturgie nicht ausreichte und auch nicht berechnet war. Es zeigt sich nun im zwölften Jahrhundert die Erweiterung des Kyrie eleison in die im Freien üblichen Gesangworte: „Christ uns genade, Kyrie eleison, die Heiligen alle helfen uns;" auch findet sich deutscher Schlachtgesang vor, z. B.: „Christ der du geboren bist," und gegen die Mitte dieses Jahrhunderts entsteht ein urdeutsches Osterlied, das „osterlich Matutin" genannt:

> Christ ist erstanden
> von der Marter Banden
> des sollen wir alle froh seyn
> Christ will unser Trost seyn
> kyrie eleison.

Diese Leise, von der Luther später eine Ueberarbeitung lieferte, verbreitete sich bald so sehr, daß sie im dreizehnten Jahrhundert nicht nur bei Volksversammlungen, sondern hie und da selbst in Kirchen vom ganzen Volk am Osterfeste gesungen und zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sogar selbst in die lateinische Agende, als zur Liturgie gehörig, aufgenommen wurde.

Noch weiter entwickelte sich der deutsche religiöse Volksgesang **im dreizehnten Jahrhundert**, wiewohl nicht in der Ausdehnung, wie man es hätte erwarten können. Es erwachte zwar durch die Minnesänger nun auch unter Ritter und Edlen, statt bloß bei Klostergeistlichen, der Dichtergeist in allgemeinerem Maße. Der geistliche Gesang empfand aber im Ganzen wenig Nutzen davon. Denn einerseits war die Geistlichkeit dieses Jahrhunderts zu sehr sittlich verwildert und geistig verdumpft, als daß sie dadurch sich hätte viel anregen lassen, andrerseits war dieser neuerwachte Dichtergeist zu sehr weltlicher Art und auf weltliche Liebe als seine höchste Idee gerichtet, als daß er für den geistlichen Gesang, und zu sehr bloß ritterlich-romantisch, auch zu weitschweifig, als daß er für den Volksgesang besonders ersprießlich gewesen wäre. Doch war dadurch wenigstens einige Uebung im Abfassen von Liedern in deutscher Sprache in größeren Kreisen befördert, was im Lauf der Zeiten mittelbar auch wiederum dem deutschen, geist-

lichen Volkslied zu statten kommen mußte. Dieses wäre fast leer ausgegangen, hätte sich nicht mit dieser weltlichen Minne gleichzeitig auch eine geistliche Minne entwickelt, nämlich die bis zur schwärmerischen Liebe gesteigerte Verehrung der Jungfrau Maria. So entstanden deutsche Marienlieder, genau verwandt mit den eigentlichen Minneliedern, wie z. B. die des Walther von der Vogelweide († 1250) und des Gottfried von Straßburg. Auch kamen als Frucht der weltlichen Dichtkunst immer mehr religiöse Volkslieder auf, wie z. B. Wallfahrtslieder, welche das Volk bei seinen jährlichen Wallfahrten nach Rom sang und deren der h. Franziskus im J. 1221 so rührend Erwähnung thut;* Schifferlieder, unter denen das, später auch bei Wallfahrten benutzte „in Gottes Namen varen wir" am bekanntesten ist und seine Melodie später zu Luthers Lied: Dieß sind die h. zehn Gebot" leihen mußte; Schlachtlieder, unter denen das im J. 1278 in der Schlacht zwischen König Rudolph und Ottokar von Böhmen vom deutschen Heer gesungene bekannt ist:

Sant Marei, Muoter und Mait,
All unsre nôt sei dir gechlait.

Besonders verbreitet war die in der Mitte dieses Jahrhunderts entstandene Pfingstleise:

„nu biten wir den heiligen Geist
umbe den rechten Glauben allermeist
daz er uns behüete an unsrem Ende
so wir heim suln fahren aus unsrem Elende.
Kyrie eleis."

Georg Wicelius führt sie in seinem **Psaltes ecclesiasticus** mit der Ueberschrift: „Hie sing die ganze Kirch" auf und Luther hat sie als ersten Vers seiner Ueberarbeitung dieser Leise: „Nun bitten wir den h. Geist" zu Grund gelegt (vgl. Nro. 195 im W. G.). Merkwürdig ist jedoch weiter, wie schon gegen Ende dieses Jahrhunderts, nach dem Vorgang der Waldenser im südlichen Frankreich, die von der katholischen Kirche sich lostrennenden religiösen Gemeinschaften, die Ketzer, auch in Deutschland unter sich geistliche Lieder in der Muttersprache sangen und in den Volkskreisen verbreiteten, wo sie als Volkslieder um so begieriger ergriffen wurden.

So waren es nun auch im **vierzehnten Jahrhundert** die gleichfalls vom Einfluß der Kirche und der Geistlichkeit sich ganz unabhängig stellenden Flagellanten oder Geißler, welche auf eine entscheidende Weise zur Verbreitung des deutschen geistlichen Volksgesangs beitrugen. Diese Geißler zogen im J. 1349 nach vorange-

---

* In einer Anrede an seine Mönche sagt er: „Es giebt eine gewisse Gegend, „„Deutschland"" genannt, worinn Christen wohnen und zwar recht fromme, welche, wie ihr wißt, mit langen Stäben und großen Stiefeln bei der heftigsten Sonnenhitze im Schweiße badend, oft in unser Land pilgern, die Schwellen der Heiligen besuchen und Gott und seinen Heiligen Loblieder singen."

gangenem Hunger und Pestjahr in Prozession durch ganz Süd- und Westdeutschland unter Zerfleischung und Geißlung ihres Körpers und unter dem Gesang deutscher geistlicher Lieder. Ueberall fanden diese Büßenden, wo sie sich keine Ausschweifungen zu Schulden kommen ließen, besonders darum, weil sie viele deutsche Weisen sangen, den größten Anklang beim Volke. Es entstanden auch wirklich manche geistliche Volkslieder in diesem Jahrhundert, welche sich einer großen Verbreitung zu erfreuen hatten. Hieher gehört das von einem Ritter gedichtete Taglied von der Passion:

> **O starker Gott, all' unsre noth**
> **befeln wir herr in din gebot**
> **Laz uns den tag mit gnaden überscheinen etc.**

Ferner der gemeine Laiengesang auf Ostern:

> **es gingen dri Fröulin also fruo**
> **si gingen dem heiligen grabe zuo.**

Sodann das von Conrad von Queinfurt, Pfarrer zu Steinkirchen am Queis († 1382 zu Löwenberg in Schlesien), gedichtete Osterlied:

> **„du lenze guot, des jares tiurste quarte"**

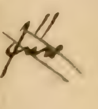
welches in seiner fünften Strophe uns zugleich einen Beleg gibt, wie sehr um diese Zeit das uralte Osterlied: „Christ ist erstanden" selbst in Kirchen einheimisch geworden war. Hier heißt es nämlich:

> **in fröuden gròz lat ir iuch hiute hören**
> **làt klingen hellen süezen klanc,**
> **ir lein in kirchen, ir pfaffen in den koeren,**
> **zem wiedergelt si iur gesanc.**
> **nû singet: „Christus ist erstanden**
> **wol hiute von des todes banden" etc.**

Es ist auch wirklich eine Spur vorhanden, daß in Baiern, im J. 1323, selbst beim kirchlichen Gottesdienst irgendwo deutsch gesungen wurde, und die Benediktinermönche, welche schon in frühern Jahrhunderten das Volk durch den mündlichen und schriftlichen Gebrauch der deutschen Sprache zu belehren gesucht hatten, waren um diese Zeit bemüht, heilige Gesänge in deutscher Sprache unter das Volk zu bringen, um das weltliche Lied, welches zum Theil in roher und sittenloser Gestalt verbreitet war und von manchen Klostergeistlichen selbst bei den Horen gebraucht wurde, zu verdrängen. Auch bemühten sich viele Geistliche, deutsch zu predigen. Allein jener Vorgang in Baiern, den deutschen Gesang auch in den förmlichen Gottesdienst einzuführen, blieb doch noch lange ohne alle Nachahmung. Die Geistlichkeit war des lateinischen Singens zu sehr gewohnt und die römische Liturgie war zu sehr in verjährtem Rechte, als daß selbst die Bessern und Erleuchtetern in dieser finstern, wilden Zeit des vierzehnten Jahrhunderts, wie z. B. ein Tauler, Eckart, welche doch wenigstens durch deutsche Erbauungsschriften und Predigten auf das Volk zu wirken suchten, daran gedacht hätten, von der in der Kirche eingefleischten, römischen Liturgie abzuweichen und das Volk durch förmlichen deutschen Kirchengesang zu heben.

Erst im fünfzehnten Jahrhundert fieng aus dem immer allgemeiner werdenden deutschen geistlichen Volksgesang der deutsche Kirchengesang entschiedener sich zu entwickeln an.

An der Spitze dieses Jahrhunderts steht Joh. Huß in Böhmen mit seinem reformatorischen Eifer für Reinigung der Kirche und Verbesserung des christlichen Lebens. In Böhmen und Mähren hatte es auch in den frühern Zeiten nie an Solchen gefehlt, welche wider den Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienst laut und öffentlich protestirten. Dieß kam daher, weil die alten Böhmen und Mähren nicht von römischen, sondern von griechischen Missionären bekehrt worden waren und ihre Hauptapostel, die beiden Mönche Cyrillus und Methodius für die bekehrten Slaven den Psalter und das neue Testament ins Slavonische oder Serbische übersetzt und die griechische Liturgie in slavonischer Sprache, also in der Muttersprache, eingeführt hatten. Zwar gelang es später der päbstlichen Macht, auch hier den Gebrauch der lateinischen Kirchensprache zu erzwingen, das Vermissen des einmal besessenen Guts blieb jedoch stets unter dem Volke rege. Daher hatten schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts einige würdige Prediger zu Prag, Conr. Stiekna († 1369), Joh. Milicz († 1374) und Math. Janow († 1394), nicht nur gegen die Verdorbenheit der Geistlichen und gegen die allgemeine Werkheiligkeit, sondern namentlich auch gegen die Abschaffung der Landessprache beim Gottesdienst geeifert. Ihrer Bahn folgte Joh. Huß (geb. 1373 zu Hussinecz, seit 1398 Professor zu Prag und seit 1402 Prediger an der dortigen Bethlehemskirche), welcher, nachdem er 1403 Wicleffs Schriften kennen gelernt, in Predigten und Flugschriften die Mißbräuche des Pabstthums angriff und vor Allem auch Wiedereinführung der Landessprache beim Gottesdienst forderte. Er ließ es sich daher sehr angelegen seyn, statt der lateinischen Hymnen Lieder in der Muttersprache zu liefern. In diesem Bestreben folgten ihm bald Andere, z. B. Franoscius, so daß Hussens Anhänger die Ersten waren, welche förmlichen Kirchengesang in der Muttersprache sich errangen. Denn sobald diese böhmischen Hussiten, die wie alle Slaven den Gesang besonders liebten, einmal Lieder hatten, die sie verstehen und mitsingen konnten, so verstand es sich eigentlich von selbst, daß sie dieselben beim Gottesdienst gemeinschaftlich sangen.



Vom Concil zu Constanz war nun zwar im J. 1415 an Jakobus de Misa, der, wie Joh. Huß den Gottesdienst durch geistliche Gesänge in der Muttersprache zu verbessern suchte, ein ernstliches Verwarnungsschreiben ergangen, in welchem geeifert wird gegen die, „welche sich besonders vor geistlich hielten und glaubten, sie würden „selig, wenn sie in der Kirche, in Häusern und Werkstätten Gesänge „singeten, welche doch die Kirche nicht gebilligt habe. Wenn den Laien „verboten ist, zu predigen und die Schrift zu erklären, so ist ihnen

„noch mehr (a fortiori) verboten, in öffentlicher Gemeinde zu singen, „denn es ist eines, wie das andere." *

Diese im althierarchischen Geiste gemachte Einsprache wurde aber in jener Zeit, in der man laut und immer lauter nach Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern verlangte und durch die neuerfundene Buchdruckerkunst allmählich immer mehr Erbauungsschriften in den Muttersprachen sich verbreiteten, wodurch das Verlangen auch nach kirchlicher Erbauung in der verständlichen und ans Herz dringenden Muttersprache immer allgemeiner wurde, nicht mehr viel beachtet. Die entstandenen kirchlichen und religiösen Streitigkeiten und die vielen Kirchenversammlungen in diesem Jahrhundert richteten ohnedem die Gemüther immer mehr auf das Religiöse und mehrten besonders in Deutschland das Verlangen nach deutschen Kirchenliedern von Jahr zu Jahr.

Das Beispiel und der Vorgang der Hussiten in Böhmen wirkte mächtig und dieß um so mehr, nachdem die von den fast vernichteten Taboriten noch übrigen, aber geläuterten Reste, die sogenannten böhmischen und mährischen Brüder in Verbindung mit Waldensern an der Ostgränze Böhmens in den Herrschaften Litiz, Landskron und Leutomischl im J. 1467 zu einem festen kirchlichen Verein sich zusammengeschlossen hatten, in welchem eigentliche Kirchenlieder in der Muttersprache beim regelmäßigen Gottesdienste von der Gemeinde gesungen wurden. Diese Lieder wurden im J. 1504 durch Lucas, ihren Oberbischof, vierhundert an der Zahl, gesammelt und dem Druck übergeben — als das erste Gesangbuch in der Muttersprache, welches ein unter der römischen Kirchenmacht stehendes abendländisches Volk aufweisen konnte.

Peter Dresdensis nun (eigentlich Peter Faulfisch), welcher Hussens Gehülfe zu Prag gewesen, später aber nach Meissen, wo er herstammte, sich zurückzog und 1420 Rektor in Zwickau wurde, war der erste Deutsche, welcher es sich zur Aufgabe machte, deutsche Lieder in die Kirchen einzuführen. Ihm folgten in diesem Bestreben noch mehrere fromme Geistliche und Laien. Doch that, obgleich es unter damaligen Umständen leicht gewesen wäre, die Geistlichkeit im Ganzen noch nichts dafür, weil es gegen die herrschenden Ansichten der römischen Kirche anstieß. So war daher der Gebrauch deutscher Kirchenlieder nur sehr vereinzelt, meist blieb es bei der alten Herrschaft des lateinischen Kirchenlieds. Anfangs beschränkte sich auch der Gebrauch des deutschen Gesangs beim öffentlichen Gottesdienst bloß auf hohe Festtage und sonstige feierliche Gelegenheiten, wie z. B. bei der Pfingstceremonie, da man eine hölzerne Taube herabfliegen ließ, in der Kirche das Lied: „Nun bitten wir den h. Geist," bei der Himmel-

* cfr. Hermann v. Hardts Hist. Conc. Const. Tom. III. part. 14. fol. 384.

fahrtsceremonie, da man ein hölzernes Bild von Christus in die Höhe zog, das Lied: „Christ fuhr gen Himmel," bei der Auferstehungsceremonie in den Diöcesen Würzburg, Mainz, Trier, Cöln, Worms, das Lied: „Christ ist erstanden" gesungen wurde. Beim Hauptgottesdienst und der Messe fanden noch lange deutsche Kirchenlieder keinerlei Eingang. Doch geschah allmählich auch dieß an einzelnen Orten. So wird uns durch Florentius Diel, Pfarrer zu Mainz, vom J. 1491 berichtet, daß in Mainz auch außer den hohen Festen vor und nach der Predigt deutsche Lieder gesungen wurden, besonders von Ostern bis Himmelfahrt der Gesang: „Christ ist erstanden," welcher auch nach einem Zeugniß vom J. 1506 in Schwaben bei der Predigt gebräuchlich war. Ja, die Synode zu Schwerin gab sogar im J. 1492 so weit nach, daß während der Messe ein deutscher Gesang auf der Orgel oder im Chor von den anwesenden Geistlichen gesungen werden durfte, und der urdeutsche Ostergesang: „Christ ist erstanden" ward sogar in die kirchliche Agende als ein förmlich zur Liturgie gehöriges Lied aufgenommen, so daß sich vom J. 1480 an fast in allen gedruckten lateinischen Agenden der Anfang dieses deutschen Liedes abgedruckt findet. Melanchthon sagt daher auch in der Apologie der augsburgischen Confession, wo er auf die deutschen Gesänge der augsburgischen Confessionsverwandten zu sprechen kommt: „Dieser Gebrauch ist allezeit für „löblich gehalten in der Kirche. Denn wiewohl an etlichen Orten „mehr, an etlichen Orten weniger teutsche Gesänge gesungen werden, „so hat doch in allen Kirchen je das Volk etwas teutsch gesungen, „darum ist's so neu nicht."

Fassen wir die vereinzelten Bestrebungen in diesem Jahrhundert für Einführung deutscher Kirchenlieder, von welchen freilich das Volk nur hie und da, und bloß in seltenen Fällen, beim Hauptgottesdienst Gebrauch machte, übersichtlich zusammen, so stellen sich uns viererlei Arten deutscher Kirchenlieder dar, nämlich: 1) deutsche Uebersetzungen und Ueberarbeitungen lateinischer Kirchenlieder, 2) halbdeutsche und halblateinische Lieder, Mischlieder, 3) deutsche geistliche Originallieder für Festzeiten und besondere religiöse Feierlichkeiten, 4) Umbildungen deutscher weltlicher Volks- und Minnelieder.

1) Die deutschen Uebersetzungen und Ueberarbeitungen lateinischer Kirchenlieder bahnte schon zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts Johannes, genannt der Mönch von Salzburg, an, welcher sich fleißig damit beschäftigte. Von ihm sind eilf Hymnen übersetzt, wovon die wichtigsten sind:

„veni creator spiritus" — „Kum, senfter Trost, heiliger Geist" (aus Carls des Großen Zeit)
„Christe qui lux es et dies" — „Christe du bist Liecht und der Tag"
„Rex Christe factor omnium" — „Kunig Christe aller Ding" (von Gregor M.)
„Pange lingua gloriosi" — „lobt all zungen des ernreichen" (von Thomas v. Aquino)

„Lauda Syon salvatorem“ — „Lob o Syon deinen Schöpfer“
(von Thomas v. Aquino)
„Ut, queant laxis resonare fibris“ — „das hell aufklimmen“
(von Paulus Diaconus)
„A solis ortus cardine“ — „von anegang der sunne clar“
(von Sedulius.)

Von Bruder Dietrich sind übersetzt:
„o lux beata trinitas“ — „o Licht heilige Dreyfaltigkeit“
(von Ambrosius)
„vexilla regis prodeunt“ — „des Königs Fahnen gehn herfür“
(von Fortunatus)
„Hostis Herodes impie“ — „Herodes du gottloser Feind“
(von Sedulius.)

Spätere erst gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts und zum Theil auch erst zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts übersetzte Hymnen sind:

„Patrem credimus“ das Credo — „wir glauben in einen got“
(aus Ambrosius Zeit)
„Quem pastores laudavere“ — „den die Hirten lobten sehre“
(von Adam a St. Victore)
„Dies est lätitiae“ — „der Tag ist so freudenreich“
(von Adam a St. Victore)
„veni redemtor gentium“ — „der Heiden Heiland komme her“
(von Ambrosius)
„ave verum corpus natum de Maria“ — „Sei gegrüßt wahrer Leichnam“
„media vita in morte“ — „in mittel unsres Lebenszeit“
(aus dem eilften Jahrh.)
„Stabat mater dolorosa“ — „die Mutter stund voll Leid und Schmerzen“
(von Jacoponus)
und eine zweite Uebersetzung: „mach mich mit Streichen verwundt“
„veni sancte spiritus reple“ — „Komm heiliger Geist Herre Gott“
(von Robert v. Frankreich)
„Te Deum laudamus“ — „dich Gott loben wir,“ wie es im J. 1490 in Braunschweig deutsch gesungen wurde.

Im J. 1494 erschien ein ganzes Buch von zweiundzwanzig Quartblättern eine Sammlung deutscher Bearbeitungen lateinischer Hymnen, mit der Titelanzeige: „Hierinn stönd etlich tewtsch Ymni oder lobgesänge mit versen, stücken und gesatzen von ettlichen Dingen, die do zu Bereitung und Betrachtung der Beicht ainem yeden noth synd. Gedruckt von Heinrich Knoblötzer zu Haidelberg. Anno XCiiij.“ Es enthält dieses Buch Uebersetzungen der lateinischen Hymnen: **veni sancte spiritus, Sanctus, Salve, Agnus Dei, Magnificat etc.** Diese Hymnen sind übrigens in Prosa, jedoch immer mit so viel Sylben, als das Original enthält, übersetzt.

Einige gereimte Uebersetzungen von lateinischen Hymnen enthält das zu Straßburg 1500—1507 herausgekommene Andachtsbuch: „**Hortulus animae.**“ Die Uebersetzungen dieser Zeit sind aber noch sehr roh und unvollkommen, so daß die Herrlichkeit der lateinischen Hymnen darunter ganz verloren geht. Zugleich sammelte man jetzt auch die lateinischen Hymnen und Sequenzen, deren Zahl sich zu Anfang

des sechzehnten Jahrhunderts auf 123 Hymnen und auf 227—277 Sequenzen belief.

2) Halbdeutsche und halblateinische oder Mischlieder. Als solche werden folgende aufgezählt:

omnes nu lant ons gode loven,
Deum coelestum von hier boven.

Die ganze Welt Herr Jesu Christ, hilariter, hilariter etc.

---

in tristi nunc loco
lieg jezund ich do,
Unsers Herzens Wonne
Im Schloß custodio.

Puer natus in Bethlehem
deß freuet sich Jerusalem.

In dulci jubilo
nu singet und seid fro,
unsers Herzens Wonne
liegt in praesepio,
und leuchtet als die Sonne
matris in gremio
Alpha es et O.

welches letzteres (cfr. Nro. 33 des W. Gesangb. von 1741) übrigens schon in einer Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts, welche das Leben des Heinrich Suso († 1365) mittheilt, sich vorfindet. Dort wird nämlich erzählt, daß eines Tages zu Suso, um ihm in seinem Leiden eine Freude zu machen, himmlische Jünglinge gekommen seyen, von denen der eine ein fröhliches Gesänglein von dem Kindlein Jesus gesungen habe, das also angefangen: in dulci jubilo.

Nach einer lang verbreiteten Meinung hielt man den Petrus Dresdensis für den Urheber dieser Mischlieder und gab, gestützt auf eine Bemerkung in Vopelius Gesangbuch vom J. 1682 zu dem Lied: in dulci jubilo, als Entstehungsgrund derselben dieß an, daß dem Petrus Dresdensis, welcher gern deutsche Kirchenlieder in die Kirchen eingeführt hätte, nach vielfältigem Suppliciren vom Pabst endlich so viel gestattet worden sey, solche Lieder zu machen, darinn deutsch und lateinisch unter einander vermengt sey, was er denn auch gethan und solcher Lieder eine gute Anzahl gefertigt habe. Allein diese Misch- oder Bastardpoesie war unter den Mönchen schon im zehnten Jahrhundert gebräuchlich, wurde anfangs zu Grabschriften, später zu allerlei Scherz- und Spottgedichten oft mit dem frechsten Muthwillen angewendet. Es ist also dieses Mischen lateinischer und deutscher Wörter oder Verse für nichts Anderes, als für eine mönchische Spielerei anzusehen, zu der vielleicht die Fertigkeit der Dichter in der einen Sprache und ihre Unbeholfenheit in der andern den nächsten Anlaß gegeben haben mag. Lange in seinem Grundriß der kirchlichen Hymnologie vom J. 1843 sagt hierüber: „Wie ein neugebornes Küchlein mit

„Stücken der durchbrochnen Eierschalen an den Füßen herumlaufen „kann, so hier der Volksgesang mit den Resten des kirchlichen Latein, „welches er durchbrochen hat."

3) Deutsche geistliche Originallieder für Festzeiten und besondere religiöse Feierlichkeiten. Die wichtigsten sind:

„Ave morgensterne, irleuchte uns mildiglich" — ein Lobgesang auf die h. Jungfrau mit fünf Strophen, welcher in die Jahre 1414—1423 gehört und eines der ältesten Denkmale deutschen Kirchengesangs aus diesem Jahrhundert ist.

„Gott der Vater won uns bei" — eine Litanei zur Zeit der Bittfahrten vor dem Himmelfahrtsfest, auf den Tag Mariä und in der Kreuzwoche (vergl. Nro. 33 im W. Gesangb. nach Luthers Ueberarbeitung).

„Ein Kindlein ist geboren von einer reinen maid" — ein Weihnachtlied von sieben Strophen.

„Ein Kindelein so löbelich" — eine Strophe, welche später als zweite oder vierte Strophe in die Uebersetzung des lateinischen Hymnus: Dies est laetitiae, „der Tag ist so freudenreich" eingeschoben wurde (Nro. 12 im W. Gesangb. von 1741).

„O du armer Judas, was hastu gethan" — das Judaslied, später von Luther verbessert.

„Christ fuhr gen Himmel" — ein bei der Himmelfahrtsceremonie häufig gebrauchtes Lied (Nro. 67 im W. Gesangb. von 1741).

„Freu dich du werthe Christenheit" — ein alter Ostergesang mit sieben Strophen.

„Gott sey gelobet und gebenedeiet" — später von Luther verbessert; ein Abendmahlslied (Nro. 102 im W. Gesangb. von 1741).

„Also heilig ist der Tag" — ein Osterlied mit einer Strophe.

„O Mensch bewein dein Sünden groß" — ein Passionslied (Nro. 40 im W. Gesangb. von 1741).

Es wollte jedoch mit der Schöpfung neuer deutscher Originallieder nicht recht von Statten gehen; es fehlte noch der Glaubensnerv. Die Verfasser waren meist Klostergeistliche oder Meistersänger und die Lieder sind matt, lau und ohne Schwung, langweilig und gedehnt, dazu fast unsingbar, meist abgeschmackte poetische Bearbeitungen ganzer Kapitel aus der Bibel.

Am meisten und liebsten versuchte man sich

4) an Umbildung deutscher weltlicher Volks- und Minnelieder.

Heinrich von Laufenberg, zuerst Priester zu Freiburg und dann seit 1445 Mönch im Johanniterkloster zu Straßburg, gab hiefür den Ton an. Man verfuhr dabei so, daß man entweder das weltliche Lied umdichtete und alles Weltliche darinn in eine geistliche Beziehung brachte, oder daß man bloß die Melodie eines weltlichen Liedes mit einem geistlichen Texte versah, oder daß man Beides, sowohl Inhalt, als auch Melodie benützte. Der gesunde Sinn des Volks fand an solcher Vermischung des kirchlichen Gesangs mit dem weltlichen keinen Anstoß, vielmehr konnte darinn eine Verklärung des Weltlichen, das ja, wie mit Recht geltend gemacht wird, „nicht an sich, sondern nur

durch die Sünde der Menschen in einen Gegensatz gegen das Geistliche gesetzt ist," erkannt werden.

So schöne Anregung die Volkslieder geben konnten, so ungeschickt wurden sie aber oft benützt, so daß die aus denselben entstandenen geistlichen Lieder nur allzusehr an den Inhalt des weltlichen Originals erinnerten. Die Anfangsworte des weltlichen Lieds, nach welchem das geistliche copirt war, standen ohnedem jedesmal über dem geistlichen Gesang.

So wurde das Volkslied: „Ich waiß ein Fraw Fischerin" umgebildet und unter dem Titel: „Das Lied von der Fischerin geistlich zu singen in dem weltlichen Thon" aufgeführt. Volkslieder wie: „Es wollt ein Jäger jagen" — „Gukuk hat sich zu Tod gefall'n" — „Wo soll ich mich hinkehren, ich dummes Brüderlein" bildeten die Grundlage geistlicher Lieder. Da hieß es denn z. B. so:

„den liepsten bulen den ich han, der liegt beim Wirth im Keller," contrafactum uf einen geistlichen sin: „den liepsten herren den ich han, der ist mit lieb gebunden." Sieben Strophen.

„es hat ein man sin wip verloren," contrafactum uf einen geistlichen sin: „es hat ein mensch gots huld verloren." Neun Strophen.

So wurde auch auf das weltliche Lied: „Innsbruk ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen, in frembe Land dahin" 2c., welches ein süddeutsches Lied wandernder Handwerksbursche war, das geistliche Lied gedichtet: „O Welt ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen, ins ewig Vaterland" 2c., auf dessen Melodie sodann später Paul Gerhard sein Passionslied: „O Welt sieh hier dein Leben" (vergl. Nro. 141 im W. Gesangb.) gedichtet hat.

Weltliche Melodien ferner wurden benützt, wie z. B.: „Ich ritt zum Tanze" — „Es saß ein Vögelein und sang" — „Ich sah meinen Herrn vom Falken," um darnach „im weltlichen Thon" ein geistlich Lied zu singen.

Wie mangelhaft nun auch solche aus Volksliedern entstandene geistliche deutsche Lieder noch waren, so haben wir daran jedenfalls ein Zeichen, wie der deutsche Kirchengesang nicht bloß aus dem geistlichen, sondern auch aus dem weltlichen Volksgesang sich entwickelt hat und allmählich neben den gregorianischen oder canonischen Kirchengesang ohne gehörigen Rythmus und Takt sich auch von dieser Seite ein kirchlicher Volksgesang zu stellen anfieng, welcher eben als Volksgesang, bei dem die allgemein faßliche Form die Hauptsache ist, seiner Natur nach vorherrschend rythmisch ist.

Je länger je mehr entstanden aber durch solche geistliche Umbildung von Volksliedern fast ausschließlich bloß Marienlieder; z. B. „Maria muter und magd" — „Maria zart von edler Art" — „Maria schön du himmlisch Kron" — „Dich Frau vom Himmel ruf ich an" — höchstens noch Passionslieder wurden geschaffen, wie sich hierinn besonders Johann Boschenstein († 1536), Verfasser des Lieds: „Da

Jesus an dem Kreuze stund", und Martin Millius (Miller), ein Klostergeistlicher zu Ulm († 1521), bemerklich machten. Die Minnelieder wurden gerade in der der Reformation zunächst vorangehenden Zeit immer mehr gesteigert. Sämmtliche Psalmen wurden sogar ausdrücklich auf Maria umgearbeitet, ja selbst auf die Großmutter Jesu, die St. Anna, wurden Lieder verfertigt.

So that demnach, wie der Kirche im Ganzen, so auch dem Kirchengesang im Besondern eine Reformation immer dringender noth und es war hohe Zeit, daß der Begründer solcher Reformation endlich in der Person Dr. Martin Luthers zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erschien.

Dritte Periode.

Die Reformationszeit.

Vom Anfang der Reformation bis zum westphälischen Frieden. 1517—1648.

Das evangelische Kirchenlied als kirchliches Glaubenslied mit dem vorherrschenden Gepräge der Objectivität.

Von Luther bis Gerhard.

1) Die Zeit der Reformatoren. 1517—1560.

Von Luther bis Barth. Ringwaldt. *

Martin Luther, geb. 10. Nov. 1483 zu Eisleben, seit 1508 Professor und von 1512 bis 1546 Doctor der Theologie zu Wittenberg in Chursachsen, der große Reformator der Kirche, ist auch der Vater und Stifter des deutschen Kirchenlieds und Kirchengesangs. Wie er die Herrschaft des Pabsts und der römischen Curie in Deutschland brach, so brach er auch die Herrschaft der römischen Liturgie, und mit ihr die Herrschaft der lateinischen Kirchensprache.

Als Luther am 31. Okt. 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg jene fünfundneunzig Sätze gegen den schreiendsten Mißbrauch des Pabstthums, den Ablaß, angeschlagen hatte, da war es, wie ein Zeitgenosse erzählt, als wären die Engel Gottes selbst Botenläufer und trügens vor aller Menschen Augen. Das Wort Gottes war seine Wehr und Waffe, womit er nun einen Mißbrauch in der Kirche nach

---

* Quellen: Das deutsche Kirchenlied von M. Luther bis Nic. Hermann und Ambrosius Blarer von Dr. Wackernagel. Stuttg. 1841.

dem andern angriff; auf das Wort Gottes sollte der kirchliche Glaube und das ganze kirchliche Leben zurückgeführt werden. Das Wort Gottes, seit Jahrhunderten dem Volke vorenthalten, ward nun eine neue, alle Verhältnisse der Kirche durchdringende und alle Gemüther mächtig ergreifende Lebenskraft.

Mit der Predigt von der Gerechtigkeit im Glauben an Christum, den alleinigen Mittler zwischen Gott und Menschen, ward ein neues Leben in den Herzen des ganzen Volkes geweckt und so auch für die Dichtung geistlicher und kirchlicher Lieder ein neuer Lebensbrunn gegraben. Daraus mußten bei der mächtigen durch die Reformation hervorgerufenen Erregung der Gemüther auf dem kirchlichen Glaubensgebiet und bei dem nun endlich errungenen freien Gebrauch des göttlichen Wortes, wodurch das fromme Gefühl Befriedigung, Leben und volle Genüge fand, geistliche Gesänge zum Preis der neuerkannten Heilswahrheiten und zum Bekenntniß des neuen und doch so alten Glaubens an die freie, unverdiente Gnade Gottes in Christo Jesu sich in reicher Menge ergießen. Ja, man kann sagen, daß die ganze poetische Literatur des deutschen Volkes aus dem geistigen Aufschwung herstammt, den die Nation durch die Reformation gewonnen hat.

Eine der hauptsächlichsten Bibelwahrheiten aber nun, welche durch die Reformation wieder hervorgestellt wurde, war das allgemeine Priesterthum aller Glaubigen (Offenb. 1, 6. 1 Petr. 2, 5. 9.). Dadurch ward das christliche Volk wieder in seine volle Rechte eingesetzt. Das Recht aller Glieder der christlichen Kirche, die da ist der Leib Christi, des alleinigen, unsichtbaren Hauptes, Gott zu opfern Gebete und geistliche liebliche Lieder, trat nun klar im Bewußtseyn Aller hervor. Was seither nur hie und da das Volk sich wie durch einen glücklichen Zufall oder unter der Nachsicht einzelner Kirchenhäupter errungen hatte, das ward nun als allgemeines Recht geltend gemacht und mußte zur allgemeinen Volkssache werden. Christlicher Volksgesang mußte nun nicht bloß außerhalb der Kirchen, sondern in den Kirchen selbst frei ertönen und als wesentlicher Bestandtheil des Gottesdienstes sich darstellen. Nicht länger konnte mehr davon die Rede seyn, daß der geistliche Gesang in der Kirche bloß ein Vorrecht der vom Volk getrennten, der Gottheit näher stehenden, die Bitten der Gemeinde bei der Gottheit vermittelnden Priesterklasse sey, welcher gegenüber die Gemeinde nur eine stumme Person wäre. Nicht länger konnte nun Gebet, Gesang, so wie der ganze Gottesdienst in einer dem größten Theile der Gemeinde unverständlichen fremden Sprache gepflegt werden.

Luthers erstes Bestreben war es, den Gebrauch der h. Schrift wieder in die ganze Gemeinde und unter das Volk zurückzuführen. In Kirche und Haus sollte sich das christliche Volk an diesem Lebensquell laben und erfrischen können. Darum suchte Luther dem deutschen Volk zuerst die Bibel in der allgemein verständlichen Mutter-

sprache in die Hand zu geben und gab schon im J. 1522 das N. Testament nach dem griechischen Grundtext ins Deutsche übersetzt heraus, sofort die Psalmen und endlich im J. 1534 die ganze Bibel. Unter dem hülfreichen Beistand der neuen Druckerkunst, welche für dieses große Werk der deutschen Bibelübersetzung eigentlich besonders erfunden zu seyn schien, verbreitete sich bald die deutsche Bibel in allen Kreisen des deutschen Volks, gleichfalls als wären hiefür die Engel Gottes Botenläufer gewesen. Wirklich gab Luther auch die Bibel dem deutschen Volke in einer ächtdeutschen, volksthümlichen Sprache, in einer Sprache, die körnigt-kräftig und doch kindlich, allgemein verständlich und doch tief gemüthlich war. Grimm bezeugt es, „Luther habe sich dabei der Muttersprache mit solcher Kraft, Reinheit und Schönheit bedient, daß seine Sprache ihres gewaltigen Einflusses halber für Kern und Grundlage der neuen hochdeutschen Sprachniedersetzung gehalten werden muß, wovon bis auf den heutigen Tag nur sehr unbedeutend, meistens zum Schaden der Kraft und des Ausdrucks abgewichen wurde." Wie aber Luthers Bibelübersetzung die Grundlage der hochdeutschen Sprache wurde, so wurde sie auch die Grundlage für die Kirchensprache des ganzen protestantischen Deutschlands, und insbesondere für das deutsche Kirchenlied.

Luthers weiteres Bestreben war nämlich darauf gerichtet, daß das Volk nun auch beim regelmäßigen kirchlichen Gottesdienst in der Muttersprache zum Herrn beten und singen könne. Schon im J. 1520 drängte sich ihm der Wunsch auf: „Wollte Gott, daß wir Deutschen Meß zu deutsch läsen," allein eine zarte Scheue vor der Abstellung des alten Gebrauchs der lateinischen Sprache hielt ihn noch ab. Im J. 1523 aber gab er auf einem Quartbogen eine Schrift heraus: „Von Ordnung des Gottesdienstes in der Gemeine" und bald darauf erschienen seine »Formulae Missae et communionis pro Ecclesia Wittenbergensi,« nach welchen bereits am Weihnachtsfest des J. 1525 in der Pfarrkirche zu Wittenberg deutsche Messe gehalten wurde. Im J. 1526 sodann gab er als Fortsetzung und Vervollständigung auf fünf Quartbogen die Schrift: „Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes" heraus. Darnach sollten sowohl bei der Messe und dem Hauptgottesdienst, als auch bei den Wochengottesdiensten, den Metten und Vespern, an der Stelle der alten lateinischen Hymnen und Sequenzen deutsche Psalmen und Gesänge in bestimmter Reihenfolge gesungen werden. Diesen Gedanken, deutschen Kirchengesang in den Kirchen einzuführen, brachte in ihm jener alte hussitische Gemeindegesang zur Reife, welcher von den Schriftstellern der damaligen Zeit als gar rührend und ergreifend geschildert wird.

Nun entstand ein Bedürfniß nach deutschen Kirchenliedern, um solche beim Gottesdienst gebrauchen und an die Stelle der lateinischen Kirchenlieder setzen zu können. Es war so neben dem, daß das neuerregte fromme Gefühl der Glieder der neuen Kirchengemeinschaft aus

eignem innern Drang sich in Glaubensliedern ergoß, eine weitere Veranlassung zur Dichtung deutscher Kirchenlieder im eigentlichsten Sinne des Worts gegeben. Auch hier war Luthers Bibelübersetzung maßgebend. In der darinn herrschenden Sprache wurden die kirchlichen Agenden oder Liturgien abgefaßt, in ihr wurde gepredigt, und in die Klänge der lutherischen Bibelsprache kleideten auch ganz naturgemäß die dichterischen Ergüsse des frommen Gefühls sich ein, das ja angefacht und fort und fort genährt wurde durch den Gebrauch der von Luther verdeutschten Bibel und durch Luthers kräftige Glaubenssprache in vielfachen Schriften, die er wie Lichtfunken aussprühte. So erhielt von nun an das deutsche Kirchenlied, wornach in der neuen kirchlichen Gemeinschaft das regste Verlangen sich kund that, das Element seiner geistigen und sprachlichen Bildung von Luthers deutscher Bibelübersetzung. An diese ist, als seinen Typus, das deutsche Kirchenlied nun für immer gewiesen.

Was aber den entschiedendsten, unmittelbarsten Einfluß auf die Bildung des deutschen Kirchenliedes hatte, war dieß, daß Luther selbst als Dichter ächtdeutscher Kirchenlieder vorangieng.* Zunächst trieb Luthern hiezu das Bedürfniß, für seine deutsche Messe deutsche Gesänge zu haben, weßhalb er auch nach ausdrücklichen Zeugnissen für den "**Sanctus**" den Gesang: „Jesaja dem Propheten das geschah" und für das **Credo** oder **Patrem** den Gesang: „Wir glauben all an einen Gott," ausdrücklich um sie bei seiner deutschen Messe benützen zu können, bearbeitete. Luthers ausgesprochene Absicht bei seiner geistlichen Liederdichtung war, nach dem Vorgang der Väter des alten Bundes und der alten christlichen Kirchenväter deutsche Psalmen für das Volk zu machen. Er wies auf den Psalm, als das ursprüngliche Muster des ältesten Kirchengesangs zurück. „Ich bin Willens" — so schreibt er nämlich an seinen Freund, den churfürstlichen Hofprediger Georg Spalatin, den er wie andere seiner Freunde aufforderte, neue geistliche deutsche Lieder zu fertigen — „nach dem Exempel der „Propheten und alten Väter der Kirche, teutsche Psalmen für das „Volk zu machen, das ist, geistliche Lieder, daß das Wort Gottes auch „durch den Gesang unter den Leuten bleibe. Wir suchen also überall „Poeten. Da ihr nun der deutschen Sprache so Meister und so mächtig „und so beredt darinnen seyd, so bitte ich Euch, daß ihr hierinnen mit „uns Hand anleget und einen von den Psalmen zu einem Gesange „zu machen sucht, wie ihr hier ein Muster (d. h. eine Probe von mir) „habt. Ich wollte aber, daß die neuen Wörterlein vom Hofe wegblie„ben, damit die Worte alle nach dem Begriff des Pöbels ganz schlecht

* Casp. Wezel übrigens berichtet, das Eis dazu habe gebrochen — Mich. Stiefel, ein Augustinermönch und hernach erster evangelischer Prediger zu Eßlingen, durch ein schön Lied von der Rechtfertigung, wie er denn auch mit Luther deßhalb viele Briefe gewechselt.

„und gemein, doch aber rein und geschickt herauskämen, hernach auch „der Verstand fein deutlich und nach des Psalms Meinung gegeben „würde."

Luther bearbeitete nun zunächst aus innerem Triebe und angeregt durch jeweilige Lebensereignisse einige biblische Psalmen und suchte sie für den gottesdienstlichen Gebrauch einzurichten. Neben dieser uralten Quelle für das geistliche Lied benützte er aber auch noch die zwei weitern in der Zeit vor ihm liegenden äußern Hauptquellen fürs geistliche Lied — die lateinischen Hymnen sammt ihren Verdeutschungen und die geistlichen Volkslieder und gab, wie Gervinus treffend sagt, noch den innern Quell ächter Religiosität und Glaubenskraft dazu. Er wußte nämlich den reinchristlichen Werth mancher alten lateinischen Gesänge aus der katholischen Zeit gar wohl zu schätzen und obgleich er in der Kirche, wie sie zu seiner Zeit war, „die Stätte des Greuels" erblickte, gestand er dennoch, „daß in ihr durch Gottes Macht und Wunder bei allen Verderbnissen viel Gutes geblieben sey," wohin er namentlich auch „die vielen guten Lieder und Gesänge, beide lateinisch und deutsch," zählen zu müssen glaubte. Besonders gefielen ihm viele Hymnen, weniger die Sequenzen, weil seiner Meinung nach ihrer nur wenige waren, die nach dem Geiste schmeckten. Darneben lieferte er aber auch selbstständige Erzeugnisse deutscher Kirchenlieder (deutsche Originallieder) und hier hielt er sich an den körnigten, naiven Ausdruck des Volksliedes, wie er denn auch wirklich unerreichte Muster volksthümlicher Dichtungen schuf.

Ihrer Entstehungsweise nach lassen sich Luthers deutsche Kirchenlieder unter folgenden Gesichtspunkten zusammenstellen:

A. Uebersetzungen und Ueberarbeitungen lateinischer Gesänge, und zwar

a) zuvor noch nicht verdeutschter:

1. „Verleih uns Frieden gnädiglich" — „da pacem Domine," von Gregor M.

b) zuvor schon verdeutschter:

2. „Gelobet seyst du Jesu Christ" — „grates nunc omnes reddamus," von Notker Balbulus (Sequenz). Verdeutschung aus dem fünfzehnten Jahrhundert: „Gelobet seyst du Jesu Christ." Alle Verse, außer Vers 1, sind von Luther frei hinzugedichtet.
3. „Der du bist drei in Einigkeit" — „o lux beata trinitas," von Ambrosius. Verdeutschung von Dietrich am Ende des vierzehnten Jahrhunderts: „O Licht heilige Dreifaltigkeit."
4. „Was fürcht'st du Feind Herodis sehr" — „Hostis Herodes impie," von Sedulius. Verdeutschung von Dietrich: „Herodes du gottloser Feind."
5. „Komm heiliger Geist Herre Gott" — „veni sancte spiritus reple," von Robert von Frankreich (Sequenz). Verdeutschung zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts: „Kum heiliger Geyst Herre Gott."

6. „Der Tag der ist so freudenreich" — „Dies est lätitiae;" von Adam von St. Victor. Verdeutschung zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts: „Der tag ist so freudenreich."
7. „Nun komm der Heiden Heiland" — „veni redemtor gentium," von Ambrosius. Verdeutschung vom fünfzehnten Jahrhundert: „Der Heiden Heiland komme her."
8. „Wir glauben all' an Einen Gott" — „Patrem credimus," aus der ambrosianischen Zeit. Verdeutschung zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts: „Wir glauben in einen got."
9. „Herr Gott dich loben wir" — „Te Deum laudamus," aus der ambrosianischen Zeit. Verdeutschung im neunten Jahrhundert: „Thih cot lopemes" und zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts: „Dich Gott loben wir."
10. „Christum wir sollen loben schon" — „a solis ortus cardine," von Sedulius. Verdeutschung von Johannes von Salzburg: „Vom Anegang der sunne clar."
11. „Mitten wir im Leben sind" — „media vita in morte sumus," aus dem eilften Jahrhundert. Verdeutschung aus dem fünfzehnten Jahrhundert: „in mittel unsres Lebens Zeit."
12. „Christ der du bist Licht und Tag" — „Christe qui lux es et dies," ein lateinischer Vespergesang. Verdeutschung vom fünfzehnten Jahrhundert: „Christe du bist liecht und der tag."
13. „Komm Gott Schöpfer heil'ger Geist" — „veni creator spiritus," aus Carls des Großen Zeit. Verdeutschung von Johannes von Salzburg: „Kum sanfter Trost heiliger Geist."

B. Verbesserungen oder Ueberarbeitungen urdeutscher geistlicher Volkslieder.

14. „Gott sei gelobet und gebenedeiet" — uralt.
15. „Christ lag in Todesbanden" — eine Ueberarbeitung und Erweiterung des aus dem zwölften Jahrhundert stammenden Volkslieds: „Christ ist erstanden" mit Beifügung der Originalverse 2—7. Zuvor schon öfters bearbeitet.
16. „Nun bitten wir den h. Geist" — Bearbeitung des aus dem dreizehnten Jahrh. stammenden Pfingstgesangs: „nu biten wir den h. Geist" mit Beisetzung der Originalverse 2—4.
17. „Gott der Vater wohn uns bei" — Ueberarbeitung der Bittfahrtlitanei aus dem fünfzehnten Jahrh.

C. Bearbeitungen lateinischer Psalmen.

18. „Ach Gott vom Himmel sieh darein" — Psalm 12.
19. „Es spricht der Unweisen Mund" — Ps. 14.
20. „Ein feste Burg ist unser Gott" — Ps. 46.
21. „Es wollt uns Gott gnädig seyn" — Ps. 67.
22. „Wär Gott nicht mit uns diese Zeit" — Ps. 124.
23. „Wohl dem der in Gottesfurcht steht" — Ps. 128.
24. „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir" — Ps. 130.

D. Bearbeitungen einzelner Bibelstellen.

25. „Jesaja dem Propheten das geschah" — Jes. 6.
26. „Vater unser im Himmelreich" — Matth. 6.
27. „Vom Himmel hoch da komm ich her" — Luc. 2.
28. „Mit Fried und Freud fahr ich dahin" — Luc. 2.
29. „Sie ist mir lieb die werthe Magd" — Offenb. 12.

30. „Dieß sind die heiligen zehn Gebot" } die zehn Gebote.
31. „Mensch willt du leben seliglich" * }
32. „Christ unser Herr zum Jordan kam" — die Geschichte der Taufe.

E. Frei gedichtete Lieder.

33. „Nun freut Euch, lieben Christen, gemein."
34. „Ein neues Lied wir heben an."
35. „Jesus Christus unser Heiland, der den Tod."
36. „Vom Himmel kam der Engel Schaar."
37. „Erhalt uns Herr bei deinem Wort" — drei Verse.

Man schreibt Luthern noch mehr Lieder zu, z. B.:

„Jesus Christus unser Heiland, der von uns" — eine Uebersetzung der lateinischen Hymne: „**Jesus Christus nostra salus.**"
„O du armer Judas" — eine Bearbeitung des altdeutschen Judaslieds.
„Ich will den Herrn loben allezeit" — nach Psalm 33.
„Ich dank dem Herrn von ganzem Herzen" — nach Ps. 111.
„Da Israel aus Aegypten zog" — nach Ps. 114—115.
„Christ ist die Wahrheit und das Leben" — nach Joh.
„In meinem Elend war dieß mein Trost" — nach Hiob 19.

Sicher verbürgt ist es jedoch bloß von den obigen siebenunddreißig Liedern, die sich in der einzigen vollständigen Sammlung von Luthers Liedern befinden, welche er selbst besorgte und Valentin Babst zu Leipzig drucken ließ unter dem Titel: „geystliche Lieder. Mit einer newen Vorrede **Dr.** Martin Luthers. **MDXLV.**"

Nach der Zeitfolge, in der sie gedichtet wurden, lassen sich diese siebenunddreißig Lieder folgendermaßen ordnen:

vom Jahr 1523 — Nro. 33. 18.
vom J. 1524 — Nro. 19. 24. 21. 30. 11. 6. 15. 14. 2. 35. 23. 13. 5. 7. 10. 34. 12.
vom J. 1525 — Nro. 8. 17. 28. 31. 22. 16.
vom J. 1526 — Nro. 25.
vom J. 1530 — Nro. 20.
vom J. 1532 — Nro. 1.
vom J. 1533 — Nro. 9.
vom J. 1535 — Nro. 29. 27. 36.
vom J. 1539 — Nro. 26.
vom J. 1541 — Nro. 4.
vom J. 1542 — Nro. 37.
vom J. 1543 — Nro. 32. 3.

In solch ächter Volksthümlichkeit, mit solcher Glaubenskraft und kindlichen Einfalt hatte vor Luther noch Keiner gesungen. Cyriacus Spangenberg sagt treffend in der Vorrede zu seiner **Cithara Lutheri 1569. pag. 2.**: „Lutherus ist unter allen Meistersängern „sieder der Apostel Zeit der beste und kunstreichste gewesen, in dessen „Liedern und Gesängen man kein vergebliches und unnöthiges Wört„lein findet. Es fleußet und fället ihm Alles aufs lieblichste und

* Es ist eine unverbürgte Nachricht in der Jenaer Allgem. Literatur-Zeitung, daß dieß Lied schon 1451 vorhanden gewesen.

„artlichste voller Geists und Lehre, daß auch ein jedes Wort schier eine „eigene Predigt oder doch zum wenigsten eine sonderliche Erinnerung „giebt. Da ist nichts gezwungenes, nichts genöthigtes und einge= „flicktes, nichts verdorbenes. Die Reimen sind leicht und gut, die „Wort artlich und auserlesen, die Meinung klar und verständlich, die „Melodie und Ton lieblich und herzlich und in Stimme alles herrlich „und köstlich, daß es Saft und Kraft hat, herzet und tröstet und ist „fürwahr seines gleichen nicht, viel weniger seines Meisters zu finden, „wie alle fromme Herzen mit mir bekennen müssen, daß uns Gott „durch ihn an seinem Gesangbüchlein etwas hohes, wunderbares und „sonderliches geschenkt hat, dafür wir ihm in alle Ewigkeit nicht ge= „nugsam danken können."

Vernehmen wir aber auch einen Zeugen aus der neuesten Zeit: Gervinus sagt (Thl. **III.** S. 25): „Es war in Luthers Liedern jene „heitere Zuversichtlichkeit und jene Kraft des Vertrauens, die ihn über= „haupt so herrlich macht; sie waren aus dem frohen, kräftigen Geist „gesungen, der dem Volke so wohl thut, aus dem Glauben, daß uns „Gott wieder fröhlich gemacht durch den Glauben an den Erlöserſohn; „sie sollten dem Heulen, Trauer und Leid, das der Pabst in aller Welt „angerichtet, Schaden und Abbruch thun."

Und so war es auch. Mit lautem Jubel nahm das Volk diese herrlichen Lieder Luthers auf, die anfangs nur auf einzelnen Zetteln mit Noten gedruckt erschienen. Mit reißender Schnelligkeit verbrei= teten sie sich durch ganz Deutschland wesentlich fördernd das Werk der Reformation. So schreibt daher Tilemann Heshusius in der Vorrede zu den Psalmen Davids, verdeutscht von Joh. Magdeburgensis. Frankf. 1565: „Mir zweifelt nicht, durch das eine Liedlein Lutheri: „„Nun freut Euch liebe Christeng'mein"", werden viel hundert Christen „zum Glauben bracht seyn worden, die sonst den Namen Lutheri vor= „her nicht hören mochten, aber die edlen theuren Worte Lutheri haben „ihnen das Herz abgewonnen, daß sie der Wahrheit beifallen mußten, „so daß meines Erachtens die geistlichen Lieder nicht wenig zur Aus= „breitung des Evangelii geholfen haben." Der Jesuit Konzenius klagt: »**Hymni Lutheri animos plures, quam scripta et declamationes occiderunt**.« und der spanische Carmelitermönch Thomas a Jesu sagt in dem Buche »**de conversione omnium gentium**« **Lib. VIII. Pag. 511**: „Es ist äußerst zu verwundern, wie sehr diejenigen Lieder das Lutherthum fortgepflanzt haben, die in deutscher Sprache haufenweis aus Luthers Werkstatt geflogen sind und in Häusern und Werkstätten, auf Märkten, Gassen und Feldern gesungen werden." In den Jahren 1524 u. 1525, da Luther seine meisten Lieder dichtete, waren allein in der Stadt Erfurt vier verschie= dene Drucker mit Herausgabe von Luthers Liedern beschäftigt. Den Liedern konnte man auch nicht so wie den andern Schriften Luthers

den Weg versperren, da sie in Briefen und im Gedächtniß weiter giengen. In einem Lied von Ambrosius Blaurer heißt es deßhalb auch:

> obgleich miswan die tyrannen
> d' Gotteswort murdiet wieder bannen,
> die predig und Bibel weren,
> so magst du dich vorrats neren,
> und was du gesamlet hast mit truwen,
> wie ein reines thierle wiederkuwen.

Ja es stand nicht lange an, so wurden Luthers Lieder wenigstens zum Theil und mit Veränderungen sogar hie und da beim katholischen Gottesdienste eingeführt und fanden selbst bei abgesagten Feinden Luthers den entschiedensten Beifall. Zu diesen gehörte unter Andern der Herzog Heinrich von Wolfenbüttel; dieser duldete selbst den Gebrauch einiger von Luther verfertigten Lieder in seiner Hofkapelle, z. B. „es woll uns Gott gnädig seyn“ — „Mensch will du leben“ — „wir glauben all an einen Gott“ — „Vater unser“ — „Ein feste Burg“ ꝛc. Der katholische Priester machte dem Herzog Vorstellungen, wie er solche Lieder nicht dulden dürfe. Als nun der Herzog sich erkundigte, was er denn für Lieder meine? und der Priester antwortete: „Gnädiger Herr, sie heißen: es woll uns Gott gnädig seyn“ ꝛc., hat der Fürst bald darauf gesagt: „Ei, soll uns denn der Teufel gnädig seyn? Wer söll uns denn sonst gnädig seyn, denn Gott allein?“ „Also“ — setzt Selneccer, der dieß erzählt in der Vorrede zu seinen Kirchengesängen (Leipz. 1587), hinzu — „also ist der Pfaff mit „Schanden bestanden und abgewiesen und sind die geistlichen Lieder „Dr. Luthers fortgesungen worden und haben den Platz behalten.“ Weitere Belege dafür, wie die Lieder Luthers im Mund des Volkes und selbst der Kinder lebten und die Reformation ersingen halfen, vgl. Thl. II. Nro. 86 und Nro. 215.

Das erste evangelische deutsche Gesangbuch erschien von Luther und Walther besorgt schon im J. 1524 unter dem Titel: „Enchiridion, heißet auch: etlich christlicher lieder Lobgesang und Psalmen, dem reinen Wort Gottes gemäß, aus der h. Schrift durch mancherlei hochgelehrter gemacht, in der Kirche zu singen, wie es denn zum Theil bereit in Wittenberg in der Uebung ist. Wittenberg MDXXiiij.“ Es enthielt folgende acht, vorher auf einzelne Blätter gedruckte, Lieder:

> Nun freut Euch, liebe Christen, gemein — von Luther.
> Es ist das Heil uns kommen her — von Speratus.
> In Gott gelaub ich das er hat — von Speratus.
> Hilf Gott, was ist der Menschen noth — von Speratus.
> Ach Gott vom Himmel — von Luther.
> Es spricht der Unweisen Mund — von Luther.
> Aus tiefer Noth — von Luther.
> In Jesus Namen haben wir — Verf. unbekannt.

Die zweite Auflage vom J. 1525 war schon mit acht weitern Liedern vermehrt. Die dritte von demselben Jahr enthielt mit den

Beiträgen Spenglers und Sperati vierzig Lieder. Im Jahr 1528 kam ein größeres Gesangbuch heraus mit 56 Liedern.

Im Jahr 1531 gab Michael Weiß oder Weisse, geb. zu Neisse in Schlesien, Pfarrer der deutschen Brüdergemeinden in den Herrschaften Landskron und Fulnek, für die aus Deutschen bestehenden Gemeinden der böhmischen und mährischen Brüder zu Jung Bunzlau ein deutsches Gesangbuch der böhmischen Brüder heraus, welches 155 Lieder enthielt, die Weiß theils aus der alten von Lucas im J. 1504 veranstalteten Sammlung der böhmischen Hussitenlieder (S. 46) ins Deutsche übersetzte, theils neu verfertigte. Der Titel ist: Ein neu Gesangbüchlein. Gedruckt zum Jungen Bunzel in Böhmen. 1531. Dieses Gesangbuch erschien sodann im J. 1540 von Joh. Horn, Prediger zu Jungbunzlau und vom Jahr 1532—1547 Oberbischoff der böhmischen Brüder, mit 180 Liedern neubearbeitet. Dieser Sammlung folgten nach: „Kirchengesänge, darinnen die Hauptartikel des christlichen Glaubens kurz gefasset und ausgelegt sind, 1560", und dieselben im J. 1580 mit 177 weitern neuen Liedern. Luther lobte das Weißische Gesangbuch sehr und nahm Manches von der ahnungsreichen Sinnigkeit dieser einen ganz eigenen gemüthlichen Charakter an sich tragenden Lieder an. Herder in seinen Briefen über das Studium der Theologie Thl. 4, S. 302 sagt von ihnen: „In den Gesängen der „böhmischen Brüder ist oft eine Einfalt und Andacht, eine Innigkeit „und Brüdergemeinschaft, die wir wohl lassen müssen, weil wir sie „nicht haben." Sie wurden daher auch mit außerordentlichem Beifall in der lutherischen Kirche aufgenommen und bald nach ihrem Erscheinen den lutherischen Gesangbüchern einverleibt. Aus ihnen hat das W. Gesangb. die Nro. 61. 303. 507. Außer diesen sind die bekanntesten:

„Ach Gott und Herr" — „Gottes Sohn ist kommen (Menschenkind merk eben)" — „Danket dem Herrn, denn er ist sehr freundlich" — „Nun laßt uns den Leib begraben (nach Prudentius Grabgesang: „jam moesta quiesce querela")— „Weltlich Ehr und zeitlich Gut" — „Christus, der uns selig macht" — „Der Tag vertreibt die finstere Nacht" (der jetzt noch bei unsern Nachtwächtern gebräuchliche Vers beim Abgehen von der Nachtwache, die sogenannte „Tagwacht") — „Christ, der du bist das Tageslicht" (nach der lateinischen Hymne: „Christe qui lux es et dies", die auch Luther bearbeitet hat) — „Christus ist erstanden."

In demselben Jahr 1540 kam auch ein lutherisches Gesangbuch zu Magdeburg heraus mit 120 Liedern; 1545 erschien die dritte Hauptausgabe von Luthers Gesangbüchern bei Val. Papst in Leipzig mit 89 Liedern; im J. 1566 erschien zu Straßburg ein Gesangbuch mit 300 Kirchengesängern; Dr. Riderer zählt bis zum J. 1546 schon 47 lutherische Gesangbücher, und Wackernagel bis zum J. 1571 sogar 187 größere oder kleinere Gesangbücher auf, wobei sich unter den Sammlern und Herausgebern besonders Joh. Spangenberg und Lukas Lossius auszeichnen. Die vermehrte Ausgabe des Papst'schen Gesangbuchs vom J. 1566 enthielt 400 Lieder.

Zu solch schöner Blüthe entfaltete sich gar bald das deutsche Kirchenlied in der evangelischen Kirche. Um Luther her sammelten sich nämlich gar viele Prediger des lautern Evangelii und dichteten, durch seinen Vorgang angeregt, einzelne geistliche Lieder in der Absicht, die evangelische Sache damit zu fördern, und in dem Drange, die neuerkannten Heilswahrheiten freudig vor aller Welt zu bekennen.

Sie sind nach den Ländern und Richtungen, welchen sie angehören, zusammengestellt, folgende:

a) Die sächsischen Reformatoren (die Wittenberger).

Ph. Melanchthon, Agricola von Eisleben, Mich. Stiefel, Elisabethe Creutziger, die Frau des Dr. und Prof. Caspar Creutziger zu Wittenberg, auch Johann Friedrich I. oder der Großmüthige, Churfürst von Sachsen von 1532—1554. Näher zu schildern sind, sofern Proben ihrer Liederdichtung im W. Gesangb. stehen:

Justus Jonas, Dr., der treue Freund und Gehülfe Luthers, der an seinem Sterbebette stand und ihm die Leichenpredigt hielt. Er wurde geb. 5. Juni 1490 in Nordhausen, wo sein Vater Bürgermeister war. Eigentlich soll er Jodocus Koch geheißen haben. Schon frühe hielt der Herr über dieses erwählte Rüstzeug für das Werk der Reformation seine schützende Hand. Da er nämlich noch ein Kind war, verschluckte er einst ohne Schaden die Zwiebel, welche auf einer Pestbeule seines kranken Vaters gelegen war, um das Gift herauszuziehen. Im dreizehnten Jahr studirte er bereits zu Erfurt die Weltweisheit und Rechtswissenschaft und wurde noch sehr jung Professor der Rechte zu Erfurt, von wo aus er mit Erasmus von Rotterdam Bekanntschaft machte. Durch das Licht des Evangeliums, welches Luther angesteckt hatte, wurde er zum Studium der Gottesgelahrtheit hingezogen und trat bald in genaue Freundschaftsverhältnisse mit Luther, so daß er ihn im April 1521 auf den Reichstag nach Worms begleitete. Als ihm wegen dieser Begleitung seine Einkünfte in Erfurt entzogen wurden, übertrug ihm der Churfürst Friedrich der Weise von Sachsen, welcher ihn auf dem Reichstag zu Worms kennen gelernt hatte, die Probstei des Allerheiligenstifts in Wittenberg. Bald wurde er auch statt Professor des kanonischen Rechts, wie zwar der Churfürst wollte, aber er nicht, Dr. der Theologie neben Luther, der einen treuen Gehülfen und Mitarbeiter an ihm bekam. Er predigte 1523 öffentlich gegen die päbstlichen Mißbräuche und war bei allen wichtigen Verhandlungen zur Begründung der evangelischen Lehre thatkräftig zugegen; so reiste er 1529 mit Luther und Melanchthon zu dem Religionsgespräch nach Marburg, das Landgraf Philipp von Hessen zwischen Zwingli und Luther veranstaltet hatte; so war er 1530 mit Melanchthon bei der Uebergabe der Confession auf dem Reichstag zu Augsburg und 1537 auf dem Convent zu Schmalkalden bei Festsetzung

der schmalkaldischen Artikel. Er war nämlich nicht bloß ein guter Theolog, sondern auch ein geschickter Jurist, und daher bei den um der Religion willen veranstalteten Zusammenkünften besonders brauchbar. Als gegen das Jahr 1541 sich auch zu Halle in Sachsen eine große Begierde nach freier Ausübung der protestantischen Lehre regte, kam er am grünen Donnerstag des Jahrs 1541 unvermuthet dahin und hielt noch an diesem Tage in der Marienkirche daselbst die erste evangelische Predigt zum Schrecken des Raths, aber zu um so größerer Freude der Bürgerschaft. Der Rath bestellte ihn auch wirklich auf vier Jahre zum ersten Stadtprediger, worauf er sich's denn, obwohl unter viel Kampf und Gefahr, mit allem Eifer angelegen seyn ließ, das Reformationswerk in Halle zu befördern. Als im Schmalkaldischen Kriege Herzog Moriz Halle erobert hatte, drohte seinem Leben große Gefahr. Kaiser Carl V. besetzte nämlich nun die Stadt, und er bekam einen spanischen Hauptmann ins Quartier. Dieser war gedungen, ihn heimlich umzubringen. Als ihn aber Jonas freundlich aufnahm und gar liebreich behandelte, so ward er dadurch so gerührt, daß er nach einiger Zeit zu ihm sagte: „Herr Doktor, ich kann euch nicht bergen, daß ich Befehl habe, Euch umzubringen; ich sehe aber, daß Ihr so ein ehrlicher, frommer Mann seyd, daß ich Euch unmöglich etwas zu Leide thun kann. Aber verberget Euch, damit nicht etwan ein Anderer beim Abzug Euch umbrächte." So hielt der Herr seine Hand über Jonas. Auf dieß hin flüchtete er nach Jena, wo er die Theologie lehrte; bereits an Ostern 1548 kehrte er aber wieder nach Halle zurück, erhielt jedoch von dem Rath, welcher die Ungnade des Kaisers fürchtete, die Erlaubniß zum Predigen nicht. Im J. 1551 berief ihn der Herzog Johann Ernst von Coburg zu seinem Hofprediger, und nachdem dieser Fürst gestorben war, wurde er im J. 1553 Pfarrer zu Eisfeld und Generalsuperintendent der fränkischen Kirchen im Fürstenthum Coburg. Hier starb er am 9. Okt. 1555 in einem Alter von zweiundsechzig Jahren. Auf seinem Sterbebette verfiel er, der einst so Viele getröstet hatte, in eine große Kleinmüthigkeit, so daß ihn sein Famulus trösten mußte. Durch dessen Gespräch gelangte er jedoch wieder zu einer völligen Freudigkeit und schlief sanft ein als müder Streiter der Kirche Christi.

(Quellen: K. E. L. Franke's Geschichte der Halle'schen Reformation. Halle, 1841. — Dr. Luther und seine Zeitgenossen als Kirchenliederdichter von A. Gebauer. Leipz. 1827. —). Weiteres über ihn vergl. Thl. II. Nro. 206, B. 5.

Paul Eber, Dr., der treue Freund und Gehülfe Melanchthons, für den er das war, was Justus Jonas für Luther. Er wurde am 8. Nov. 1511 zu Kitzingen in Franken geboren, wo sein Vater, Johannes Eber, als Schneidermeister lebte. Seine rechtschaffenen Eltern boten Alles auf, ihn in häuslicher Zucht und Vermahnung zum Herrn aufzuerziehen, und weil er vortreffliche Gaben zeigte, ließen

sie sich's gerne ein Opfer kosten und schickten ihn 1523 auf das Gymnasium nach Ansbach, wo man ihm bald anmerken konnte, daß einmal ein ausgezeichneter Mann aus ihm werde. Damit er aber auch ein Mann nach dem Herzen Gottes würde, mußte er frühzeitig durch eine schwere Prüfungsschule gehen. In demselben Jahr, da er das elterliche Haus verließ, starb ihm seine liebe Mutter, und ein Jahr darauf verfiel er in eine Krankheit, die langwierig und lebensgefährlich zu werden drohte. Deßhalb ließ ihn sein Vater durch den ältern Bruder, Johannes, heimholen. Dieser setzte den nach ein paar Stunden schon vom Gehen sterbensmüd gewordenen Paul auf das Pferd eines vorüberfahrenden, bekannten Mezgers. Nach einiger Zeit wird aber das Pferd scheu, wirft seinen jungen, schwachen Reiter ab und schleift ihn, der wegen seiner großen Stiefel im Bügel hängen blieb, beinahe eine halbe Stunde lang jämmerlich am Boden, indem es mit ihm wild durch die Felder rennt. Zu Hause angelangt, verschweigen die Knaben den Hergang, da keine besondere Verletzung sichtbar war, am dritten Tag schwoll ihm aber der Hals auf und nun war es zu spät, dem Uebel zu steuern; Eber wurde krumm und höckerigt und behielt von da sein Leben lang eine kleine, höckerigte und gebrechliche Gestalt. Diese ganze Begebenheit aber entschied in ihm vollends für die Wahl des geistlichen Berufs und machte den tiefsten Eindruck auf das empfängliche Gemüth des Knaben. Nachdem er ein ganzes Jahr lang zu Hause hatte harren müssen, während die furchtbaren Greuel des Bauernkriegs um ihn tobten, brachte ihn sein Vater im J. 1525 auf das im evangelischen Sinn neuerrichtete Gymnasium in Nürnberg, die sogenannte St. Lorenzerschule. Melanchthon hatte diese Schule feierlich eingeweiht und durch seine Bemühungen kam der ausgezeichnete Sprachkenner Joachim Camerarius, welcher mit jugendlicher Geistesfrische wirkte und griechische Sprache und Geschichte lehrte, als Direktor an dieses Gymnasium. 6–7 Jahre lang legte hier der selbst noch junge Camerarius den Grund zur Bildung Ebers und die Geistesgemeinschaft, in welche beide miteinander traten, blieb beständig auch noch in spätern Zeiten zwischen ihnen lebendig. — Im J. 1532 begab sich Eber nun gründlich gebildet auf die hohe Schule nach Wittenberg, um sich in jener schönen Zeit der wiedererwachten ersten Liebe zu Christo und seinem heiligen Evangelium zu Luthers und Melanchthons Füßen zu setzen und unter ihrer Leitung in dem neuen Lichte des göttlichen Wortes zu wandeln. Hier zeichnete er sich bald durch Sittenreinheit und Kenntnisse so sehr aus, daß ihn Melanchthon seiner besondern Aufmerksamkeit würdigte. Im J. 1537 wurde er als Docent in die philosophische Fakultät aufgenommen und nun wurde sein Lehrer Melanchthon auch sein vertrautester Freund. Melanchthon erfand ihn so treu und bewährt, daß er ihm alle seine Geheimnisse anvertraute und ihn in seinen wichtigsten Briefwechsel einweihte. Da nämlich Eber zugleich auch sehr deutlich und zierlich schrieb, so mußte

er dem Melanchthon zu allen wichtigern Ausfertigungen seine Hand leihen; dieser unternahm und schrieb beinahe nichts, worüber er sich nicht mit Eber zuvor besprochen hätte. Man pflegte ihn daher scherzweise „Philippi Repertorium," „Philippi Schatzkammer" zu nennen. Aber auch Luthers Vertrauen besaß Eber in hohem Grad. So sagte einmal dieser in einer ernsten Lebensstunde, als Melanchthon, Creutziger, Majer und Eber bei ihm zu Gaste waren, und er sie wegen der nach seinem Tod bevorstehenden Noth in der Religion und im Lande zur Beständigkeit ermahnte, zu Paul Eber: „Paulus ist dein Name, darum ermahne ich dich, daß du nach Pauli Beispiel aufrecht erhalten und schützen wollest die Lehre, welche uns Paulus übergeben hat."* Wirklich erklärte Eber auch später aufs Kräftigste und Eindringlichste zu Wittenberg die Briefe Pauli. Als Lehrer trat er in einen herzlichen Verkehr mit seinen Schülern und sorgte mit größter Theilnahme für ihr geistliches und leibliches Wohlergehen. Es giengen vorzügliche Männer aus seiner Schule hervor. Melanchthon wählte seinem Freund in der Person der Helena Küffnerin von Leipzig, einer züchtigen und sittigen Jungfrau, eine Lebensgefährtin aus, mit der er sich im J. 1541 ehlich verband, und als mit einer frommen und gottesfürchtigen Hausfrau achtundzwanzig Jahre lang äußerst glücklich lebte. Im J. 1544 wurde er Professor der Grammatik und benutzte nun eifrig diese Gelegenheit, dem Evangelium mit seinen Sprachkenntnissen zu dienen. Als sofort im J. 1546 nach ausgebrochenem Schmalkaldischen Krieg Wittenberg bedroht wurde und fast alle Professoren mit den Studenten aus der Stadt sich flüchteten, blieb Eber mit Bugenhagen und Creutziger allein zurück, ruhig auf die Hülfe des Herren harrend (vergl. Thl. II. Nro. 492), und als nun die Stadt nach kurzer Belagerung sich Kaiser Carl dem Fünften übergab, war Eber der Erste, der mit verdoppeltem Eifer wieder zum öffentlichen Berufsleben zurückkehrte. — Im J. 1557 wurde er, der bisher schon Alles auf den Herrn und sein Reich bezogen hatte, zum eigentlichen Kirchendienst berufen. Er wurde nämlich zum Professor der ebräischen Sprache und Schloßprediger in Wittenberg ernannt. Ein Jahr darauf wurde er sodann nach Bugenhagens Tod an dessen Stelle Stadtpfarrer und Generalsuperintendent des Churfürstenthums und 1559 Doktor der Theologie. Es ist, als habe Melanchthon sein Haupt nicht eher ruhig niederlegen können, bis er seinen Eber so weit erhoben sah, daß derselbe nun, wenn er nicht mehr da wäre, die großen Kämpfe der Zeit bestehen könnte. Bald darauf starb Melanchthon und Eber hielt ihm tief betrübt am Sonntag Quasimodogeniti 1560 die Gedächtnißpredigt über 1 Thess. 4. Sein einflußreiches Amt als

* „Tu vocaris Paulus. Moneo igitur te, ut exemplo Pauli studeas, constanter conservare et tueri doctrinam, quam Paulus tradidit." Sekendorf. Historia Lutheranismi. Lib. III. sect. 36. p. 134.

Generalsuperintendent verwaltete er unter herrlichen Zeichen des göttlichen Beistands und Segens mit der größten Wachsamkeit, Umsicht und Treue. In den theologischen Streitigkeiten jener Zeit, besonders im Sakramentsstreit, wo die Philippisten, d. i. die Anhänger Phil. Melanchthons, deren Haupt er war, des versteckten Calvinismus hart beschuldigt wurden, hatte er viele Verdächtigungen und Angriffe zu ertragen. An der damals so seltenen Versöhnlichkeit und Mäßigung, welche er dabei bewies, erkennt man aber die Rechtschaffenheit seines Glaubens und jene großherzige Gesinnung, welche ihn fähig machte, mit dem Frieden Gottes im Herzen durch gute und böse Gerüchte zu gehen. Von dem Religionsgespräch zu Altenburg (1569), welches wegen der synergistischen Streitigkeiten gehalten wurde und wo die Wittenberger Theologen für solche erklärt wurden, die von der Feier des h. Abendmahls zurückzuweisen und nicht einmal als Taufzeugen zuzulassen seyen, kehrte Eber mit gebrochenem Herzen am 20. Merz zurück; so empfindlich war er noch nie persönlich gekränkt worden. — Diese Heimreise wurde auch die Ursache seines Todes. Denn die Witterung war sehr kalt und unfreundlich und er selbst sehr aufgeregt und angegriffen. So nahm sein schwächlicher, von steter Arbeit und Kümmerniß aufgeriebener Körper unterwegs den Todeskeim in sich auf. Häusliches Mißgeschick steigerte noch seine Kränklichkeit. Als er nämlich leidend von Altenburg zurückgekehrt war und in dem stillen Glück seines häuslichen Lebens Stärkung und Erholung für seine sinkenden Kräfte zu finden hoffte, wurden ihm fast zu gleicher Zeit drei Glieder seiner Familie und darunter seine Frau nach fast neunundzwanzigjähriger Ehe von der Seite gerissen. Diesen empfindlichen Schlag und die traurige Leere, die er nun in seinem Leben fühlte, konnte er nicht verschmerzen. Noch vor Ablauf eines halben Jahrs vereinigte ihn der Tod wieder mit den vorangegangenen Lieben. Er hauchte, achtundfünfzig Jahre alt, am 10. Dezember 1569 unter flehentlicher Anrufung Gottes und unter standhaftem Bekenntniß seines Glaubens an Jesum, den Sohn Gottes, sanft und ruhig seine Seele aus. Sein Wahlspruch war Psalm 119, 105. Die Inschrift seiner Grabstätte in der Pfarrkirche zu Wittenberg ist:

> Pauli Eberi Körper klein
> Ruhet sanfft unter diesem Stein;
> Bei Leben war die Arbeit sein,
> Jedermann Gut's thun, lehren rein.

Im Ganzen dichtete er sieben Lieder, die sich in den meisten ältern Gesangbüchern befinden, und wovon besonders bekannt sind: „Herr Jesu Christ, wahr'r Mensch und Gott" — „Helft mir Gottes Güte preisen".

(Quellen: Dr. Paul Eber, der Schüler, Freund und Amtsgenosse der Reformatoren von Christian Heinr. Sixt, Pfarrer zu Sennfeld in Baiern. Heidelberg, 1843. —)

b) Die Nürnberger Freunde und Beförderer der Reformation.

Spengler, Lazarus, geb. 13. Merz 1479 zu Nürnberg, wo sein Vater Rathsschreiber war. Er stammte aus einem alten, ehrbaren Geschlechte, welches zu Nürnberg, Würzburg und mehreren andern Orten blühte. Von einundzwanzig Kindern seiner Eltern war er das neunte. Im J. 1494 bezog er in einem Alter von sechzehn Jahren die Universität Leipzig, um die Rechte zu studieren. Nach seiner Zurückkunft von Leipzig erhielt er in der Rathskanzlei seiner Vaterstadt eine Anstellung und wurde schon im J. 1507 Rathsschreiber. Er zeigte dabei eine solche Gewandtheit, daß er einmal sechs Kanzleischreiber in sechs verschiedenen Sachen schreiben ließ, dabei von einem zum andern hingieng und jedem sonderlich zuredete. Schon im J. 1501 hatte er sich verheirathet mit Ursula Schulmeister, deren Mutter er, weil sie alt und krank war, zu sich nahm. — Bald wurde er einer der ersten Beförderer des Reformationswerks nicht nur in Nürnberg, sondern allenthalben. Kaum hatte nämlich Luther angefangen, mit den Waffen des göttlichen Wortes die Mißbräuche und Irrthümer in der Kirche zu bekämpfen, so trat auch Spengler hervor und veröffentlichte im J. 1519 eine von ihm verfaßte: „Schutzred und christliche Antwort eines erbarn Liebhabers göttlicher Wahrheit der h. Schrift, auf etlicher Widersprechen, mit Anzeigung, warum Dr. Martin Luthers Lehr nicht als unchristlich verworfen, sondern mehr als christlich gehalten werden soll." Diese Schrift erlebte in einem Jahr fünf Auflagen. Er bezeugt darin von Luthers Lehre: „Das weiß ich ungezweifelt, daß mir in meinem ganzen Leben keine Lehr oder Predigt so stark in meinen Verstand eingedrungen ist, ich habe auch keinen Menschen mehr begreifen können, als Luthers Lehre und Unterweisung. Gott wollte, daß mir diese Gnade würde, mich denselbigen Unterweisungen gemäß zu halten und mein ganzes Leben darnach einzurichten. Dadurch erhielt ich immer mehr die gute Hoffnung, ich würde als ein Christ Gott wohlgefällig vor ihm erscheinen." Darüber trafen aber ihn und seinen Freund Wilibald Pirkheimer die Bannstrahlen, die Pabst Leo X. im J. 1520 und 1521 gegen Luther und seine Freunde schleuderte, und Dr. Eck schickte die Bannbulle mit einem eigenhändigen Schreiben an den hohen Rath zu Nürnberg, unter dem Begehr, nach dem Inhalt der Bulle gegen diese Anhänger Luthers zu verfahren. Allein das Vertrauen des Raths auf Spenglers Geschicklichkeit und Redlichkeit war so groß, daß er ihn als Nürnbergischen Gesandten im J. 1521 auf den Reichstag zu Worms abordnete, wo Luther so heldenmüthig sich verantwortete. Nach seiner Zurückkunft von Worms ließ er es sich hauptsächlich angelegen seyn, das Schulwesen zu verbessern, und reiste deßhalb im J. 1525 selbst nach Wittenberg, um sich mit Melanchthon hierüber zu besprechen, und seinen Rath zu vernehmen, wie das neuerrichtete Gymnasium zu St. Aegidien eingerichtet werden solle. Bei dem im J. 1530 zu Augsburg übergebenen Glaubensbekenntniß,

wobei Spengler als vorderster Rathsschreiber der Stadt Nürnberg, die das Bekenntniß unterzeichnet hatte, zugegen war, bat man ihn um sein Bedenken, als Philipp Melanchthon und Andere bei der in Vorschlag gebrachten Vergleichung zu viel nachgeben wollten. Er gab dasselbe und es scheint, seine Einsicht und seine Entschiedenheit haben Melanchthon von seiner zu großen Nachgiebigkeit zurückgebracht. Die größten Männer seiner Zeit waren seine Freunde, Melanchthon, Justus Jonas, Bugenhagen, Theophrastus Paracelsus. Luther nannte ihn nur „seinen Lasarus", und schenkte ihm im J. 1534 seine vollständige Bibelübersetzung, die noch auf der Nürnberger Bibliothek sich befindet. Es sind auch noch vierzig Sendbriefe an Fürsten und Theologen von ihm da, die er in Sachen des Reformationswerkes schrieb. Er genoß in Nürnberg und weit und breit, bei Fürsten und Herren das größte Ansehen, denn er war ein gar weisheitsvoller Biedermann, von wahrer ungeheuchelter Frömmigkeit. In allen Verfolgungen und Verleumdungen, welche er oft erfahren mußte, setzte er sein ganzes Vertrauen auf Gott, der ihm immer treulich durchhalf und ihn schützte. Der redliche Camerarius legt ihm in seiner Lebensbeschreibung Melanchthon's das Lob bei, daß er einen unüberwindlichen Eifer gehabt, vor Gott und Menschen Alles, was er für wahr und recht hielt, zu bekennen und wider alle Gegner zu vertheidigen und im Rath zu Nürnberg fast aller guten Anschläge Urheber und Beförderer gewesen sey. — Die vielen Arbeiten, die er hatte, schwächten seine Gesundheit, so daß er schon im J. 1529 sein Testament machte. Als seine Schwachheit immer mehr zunahm, hielt ihm der hohe Rath einen eigenen Wagen, daß er in demselben auf das Rathhaus fahren konnte. Mehrmals zogen ihm in den Jahren 1531 und 1532 Steinbeschwerden tödtliche Krankheiten zu. Mit christlicher Geduld und Ergebung in Gottes Willen litt er aber diese schmerzhaften Krankheiten und sah seinem Ende mit Sehnsucht entgegen. Als er einmal sich ein wenig erholt hatte, schrieb er an seinen Herzensfreund, den Prediger an der St. Sebalduskirche, Veit Dietrich, dem er stets sein ganzes Herz öffnete: „Ich bin fürwahr „noch schwach und weiß nicht, wie Gott es mit mir machen will. Allein „mir gebührt es, mich meinem getreuen Gott zu unterwerfen; der „mach' es mit mir nach seinem göttlichen Willen. Will er, daß dieser „alte Scherbenkrug gar zu Trümmern gehe, so geschehe sein Gefallen." Als endlich die letzte Krankheit über ihn kam und er das Herannahen des Todes fühlte, fand er den größten Trost in dem Ausspruch 2 Tim. 4, 18. Er setzte auch ein schriftliches Glaubensbekenntniß auf, welches Luther sodann im J. 1535 mit einer Vorrede herausgab, in welcher er sagt: „Ich habe dieses Bekenntniß des feinen, werthen Manns Lasari Spenglers lassen ausgehen, als der wie ein rechter Christ bei seinem Leben Gottes Wort mit Ernst genommen, herzlich geglaubt, mit der That groß und viel dabei gethan und nun jetzt in seinem Abschied und Sterben solchen Glauben seliglich bekannt und bestätigt hat, zu Trost

und Stärke allen schwachen Christen, so jetzt viel Aergerniß und allerlei Verfolgung leiden um solch's Lasari Glaubens willen." Er starb nach vielen ausgestandenen Leiden am 7. September 1534 in seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahr. Nicht nur seine Vaterstadt, sondern alle Freunde der evangelischen Kirche in ganz Deutschland trauerten um ihn. Weiteres über ihn vergl. Thl. II. Nro. 112. 78. + Er hat mehrere Lieder gedichtet, und verstand trefflich die edle Musica. ?

(Quellen: Urban Gottlieb Haußdorf's Lebensbeschreibung L. Spenglers. Nürnberg, 1741. — Spengleriana, gesammelt und herausgegeben von Moriz Marim. Mayer. Nürnb. 1830. —)

Hans Sachs, der weltberühmte Meistersänger, welcher sich selbst mit dem Reim einführt:

Hans Sachs, der war ein Schuh-
Macher und Poet dazu.

Er wurde als der Sohn eines Schneiders zu Nürnberg geboren am 5. Nov. 1494, gerade als dort die Pest greulich wüthete. Seine Eltern, die viel auf seine Erziehung verwandten, und ihn durch Ermahnung und eigenes Beispiel zu einem gottseligen Leben anhielten, schickten ihn, da er sieben Jahre alt war, in die lateinische Schule, wo er viel lernte. Er wurde aber in seinem neunten Jahr sehr krank an einem heftigen Fieber. Dieß gab eine Störung in seiner wissenschaftlichen Laufbahn, so daß er sich entschloß, die Bücher mit dem Handwerkszeug zu vertauschen. In seinem fünfzehnten Jahr nämlich trat er in die Lehre bei einem Schuhmacher, und fast zur selbigen Zeit begann ein Leineweber, Namens Leonhard Nunnenbeck, der berühmteste Meistersänger der damaligen Zeit, ihn die Anfangsgründe der Meistersängerkunst zu lehren, denn er verspürte in sich einen mächtigen Trieb zum Dichten, und zeigte hiefür auch bald vorzügliche Anlagen. Daher gieng er auch nach Ablauf seiner Lehrjahre, siebenzehn Jahre alt, auf die Wanderschaft, um bei dieser Gelegenheit zugleich die Schulen der berühmtesten Meistersänger in Deutschland zu besuchen. Damals nämlich waren an die Stelle der Minnesänger in Deutschland die Meistersänger getreten. Es waren meist Handwerker oder Meister in irgend einer Handwerkszunft, daher ihr Name „Meistersänger"; diese besangen in ihren Liedern oder „Baren" (sie gaben sich nämlich für „Barden" aus), biblische Geschichten oder Sittenlehren, Psalmen und Evangelien sammt Auslegungen, allerlei Heilige, auch sonstige Auftritte des täglichen Lebens, dichteten Fabeln oder lustige, kurzweilige Einfälle in „Schwänken". Sie hatten ihre besonderen Schulen, in welchen sie in der Kunst, Verse zu machen, Unterricht gaben. Solche Meistersängerschulen blühten außer Nürnberg, besonders auch in Mainz und Straßburg. Diese suchte nun also Sachs auf seiner Wanderschaft auf. Ueberall half er entweder die Singschulen verwalten oder sang den geübten Meistern ein neu Lied zur Beurtheilung vor; er brachte es bald in der Dichtkunst so weit, daß er selbst zu Frankfurt und München Schule halten konnte. Dabei entschlug er sich des Spiels,

des Trunks und der Buhlerei, hielt sich wacker und keusch, und reiste mit offenem Aug und Ohr für alles Schöne und Gute. Nach fünfjährigem Wandern, fast durch ganz Deutschland, kehrte er, zweiundzwanzig Jahre alt, nach Nürnberg zurück, machte sein Meisterstück als Schuhmacher, und verheirathete sich im J. 1519 als Schuhmachermeister am St. Aegidientage mit Kunigunde Kreuzer, eines begüterten Bürgers Tochter aus Wendelstein. Mit dieser wohnte er lange in der Vorstadt Gostenhof, dann, seit 1540, bei der Lorenzerkirche und endlich im Mehlgäßlein. Bald übertraf er seinen Lehrmeister Nunnenbeck und fand durch seine Verse und Schwänke in kurzem allgemeinen Beifall, so daß er selbst auch Schul- oder Sangmeister in Nürnberg wurde. Er zeichnete sich durch witzige, ächt volksthümliche Darstellung und treffende Sittenschilderungen aus. ✝ Die Erstlinge seiner Dichtkunst, die er noch auf der Wanderschaft zu München im J. 1514 dichtete, sind, wie er selbst sagt, nicht irdischen, eitlen Dingen, sondern zum Dank für seine Gesangsgabe, dem Lobe Gottes gewidmet. Besonders aber interessirte er sich gar bald und eifrig für das Werk der Reformation, das Luther im J. 1517 anfieng und mit dem er auf seinen Wanderungen bekannt worden war. Dahin wandte er sich mit seiner ganzen Seele und war herzlich bemüht, den Mann Gottes, der dieses Werk angefangen, durch seine Lieder zu verherrlichen. Er that dieß besonders in dem Gedicht zu Ehren Luthers, das den Titel hat „die Wittenbergisch Nachtigall, die man jetzt höret überall. Nürnberg, 1522.“ Darinn ist beschrieben, wie eine arme Heerde auf elende Waide und mitten unter Raubthiere gerathen ist und in ihrer Angst keine Rettung weiß, nun aber mit einemmal eine Nachtigall anfängt, ganz lieblich zu singen, also, daß, wer ihrer Stimme nachgeht, auf eine schöne, blumige Aue kommt, wo die Sonne hell scheint und die Quellen fließen und Alles grünt und blüht, ein Löwe aber (Pabst Leo), der zuvor manches Schäflein in seinem Blutdurst zerrissen, umsonst mit List und Gewalt versucht, die abgefallenen Schafe wieder zu sich zu locken. Dadurch trug er zur Beförderung des Reformationswerks, namentlich unter den niederen Volksklassen, überaus viel bei. Ueberhaupt dichtete er die meisten seiner geistlichen Lieder, deren man zweiundzwanzig zählt, schon in den ersten Jahren der Reformation. ✝ Da lebte er nun in Nürnberg, als ehrbarer, fleißiger Schuhmachermeister, der gar oft den Leisten weglegte und nach der Feder griff, um Verse niederzuschreiben. Er hatte bei seiner Profession den Segen Gottes und im Herzen die Freude am Herrn. Bald war sein Name in ganz Deutschland bekannt, dessen fruchtbarster Dichter er auch war, denn er hatte im Ganzen 6048 Gedichte gemacht. Später kam er jedoch in dürftige Umstände, und der Herr wollte auch sonst noch durch allerlei Proben seinen Knecht prüfen, ob er ihn getreu erfände. Sieben Kinder, alle, die ihm seine Frau geboren, starben, und zuletzt, da er schon sechsundsechzig Jahre alt war, am 27. Merz 1560, auch sein

treues Weib. Gleich das Jahr darauf hatte er die schwere Belagerung zu erstehen, die über Nürnberg 1561 kam. Er aber vertraute in stillem, frohem Muthe dem Gott, der da hilft, und dem Herrn Herrn, der vom Tode errettet, wie er auch in seinem Lied: „Warum betrübst du dich" (Nro. 482), ein gar schönes Gottvertrauen ausspricht. Als siebenundsechzigjähriger Greis heirathete er seine zweite Frau, Barbara Harscher, an deren Seite er ein sehr hohes Alter erreichte. + Gegen das Ende seines Lebens nahmen seine Kräfte zuletzt so sehr ab, daß er nicht mehr auf dem Handwerk arbeiten konnte und meist in stillem Nachsinnen an seinem Tische saß, die Bibel oder sonstige gute Bücher vor sich aufgeschlagen. Wenn man ihn fragte, sah er zwar den Fragenden starr an, sprach aber nichts, sondern wandte sein Auge wieder auf die Bücher und las emsig darinn fort; er war in eine Art von Kindheit zurückversetzt. Dabei war jedoch sein Hauptanliegen, das er Gott auch stets im Gebet vortrug: „Laß mich von deinem Angesicht, ewig verstoßen werden nicht!" So starb er alt und lebenssatt, einundachtzig Jahre alt, am 25. Jan. 1576.

Seine sämmtlichen Lieder und Werke sind unter dem Titel: „Sehr herrliche, schöne und wahrhafte Gedichte, gesammelt und herausgegeben von Georg Müller. Nürnberg 1560" in fünf Foliobänden erschienen. Eine neuere Ausgabe ist vom J. 1753.

Am Schluß dieses Werks findet sich ein von Hans Sachs selbst aufgesetzter Abriß seines Lebens in Versen, dessen letzte Zeilen also lauten:

Gott sey Lob, der mir send't herab
So mildiglich die Gottesgab,
Als einem ungelehrten Mann,
Der weder Latein noch Griechisch kann;
Daß mein Gedicht grün, blüh und wachs
Und viel Frucht bring, das wünscht Hans Sachs.

(Quellen: Sal. Ranisch, historischkritische Lebensbeschreibung Hans Sachsens. Altenburg 1765. — Schröcks Kirchengeschichte. Thl. XXX. S. 387. — Will's Nürnbergisches Gelehrtenlexikon. Thl. III. 1757.)

Unter den Nürnbergern ist auch noch zu erwähnen der Rektor an der Nürnberger Sebaldusschule, Sebaldus Heyd und Johann Hesse, nachmaliger Pastor in Breslau. Letzterer war ein geborener Nürnberger, sein Wirkungskreis war aber der eines Reformators in Breslau; von ihm ist das gediegene Kernlied: „O Welt, ich muß dich lassen."

c) Die preußischen Reformatoren.

Paul Speratus, Dr. Er wurde geb. 13. Dezember 1484 und stammt aus dem schwäbischen Geschlechte der von Spretten, a Rutilis genannt. Nachdem er lange in Paris und auf italienischen Akademien studiert hatte, lehrte er die Theologie in den Städten Augsburg, Würzburg, Salzburg und Wien. In letzterer Stadt griff er bei einer öffentlichen Predigt in der St. Stephanskirche das Pabstthum an

und wurde deßhalb in ein finsteres Loch hinter St. Stephan eingekerkert. Dort besuchten ihn die evangelischen Glaubensbrüder oft und empfiengen von dem gottvertrauenden Wahrheitszeugen manch kräftigen, schönen Trostspruch. Nachdem er die Freiheit erlangt hatte, ließ er sich durch die ausgestandenen Bande nicht abschrecken, an der ferneren Ausbreitung des Evangeliums zu arbeiten. Zu Ofen im Ungarland erlitt er ein Gleiches, worauf er nach Iglaw in Mähren gieng und auch dort im J. 1522 gegen das Pabstthum predigte. Deßhalb, und wegen seiner Verhandlungen mit Luther im Auftrag der Prager Universität, zog er sich abermals Verfolgungen zu. Der Bischoff zu Ollmütz legte ihn in eine schwere Gefangenschaft, in der er unverhört, zwölf Wochen lang, in einem gräßlichen Kerker schmachten mußte. Schon hatte ihn der Bischoff zum Feuertod verdammt, auf Fürsprache aber verwandelte er das Todesurtheil in Landesverweisung. Mittlerweile war ihm bei dem großen Brand, der Iglaw verheerte, all sein Hab und Gut verbrannt. So konnte er recht aus Erfahrung das Lied: „Ich rufe zu dir" (Nro. 320), dichten. Im J. 1523 kam er endlich nach Wittenberg, wo er Luthern persönlich kennen lernte, der ihn wegen seines Glaubens und seiner Gelehrsamkeit hochschätzte und ihn an den Herzog Albrecht von Preußen so nachdrücklich empfahl, daß dieser ihn im J. 1525 zu seinem Hofprediger und hernach zum Bischoff in Pommern, mit dem Wohnsitz zu Liebmühl, machte. Das Jahr zuvor wohnte er als mährischer Prediger dem Prager Landtag bei. In Preußen legte er nun mit Poliander und Joh. Brismann den ersten Grund zur Reformation und brach siegreiche Bahn der evangelischen Wahrheitslehre, die er in seinem Lied Nro. 313 so kernmäßig in den Worten ausspricht: „Es ist das Heil uns kommen her, aus lauter Gnad und Güte, die Werke helfen nimmermehr zum Frieden dem Gemüthe." Siebenzig Jahre alt, entschlief er auf die Gnade des Herrn, von dem er sich weder durch Lust noch Furcht der Welt hatte abwenden lassen (Nro. 320, 4.), in Liebmühl am 17. September 1554.

(Quellen: **Rhesa vita P. Sperati. Regiom. 1823.** — Caspar Wezels Hymnopöographie.)

5./ **Graumann**, Johann, Dr., meist unter dem griechischen Namen **Poliander** (poli=grau, ander=Mann) bekannt, der Gehülfe des Speratus bei der Reformation Preußens. Er war geb. 4. Juli 1487 zu Neustadt in Baiern. In Leipzig wurde er, nachdem er dort seine Studien vollendet hatte, im J. 1516 Magister und Baccalaureus der Theologie, hierauf Rektor an der Thomasschule daselbst. Als solcher war er im J. 1519 bei der bekannten Disputation Dr. Luthers mit Dr. Eck, dem heftigen Kämpen gegen die durch Luther aufgedeckte Wahrheit, Ecks Schreiber oder Amanuensis. „Denn es war der Poliander," heißt es in einer alten Schrift, „von einem vortrefflichen Verstande, in der Weltweisheit sowohl, als in denen Sprachen, die

zur Erklärung der Schrift nöthig sind, sehr erfahren." Gerade durch diese Disputation aber, bei welcher sich Luther gegen alle spitzfindigen Gründe seines gelehrten Gegners unabläßig auf die h. Schrift berief, wurde Graumann von der evangelischen Wahrheit überzeugt. Nach reiflicher Ueberlegung legte er hierauf im J. 1522 seine Rektorstelle nieder und zog brodlos zu Luther nach Wittenberg, mit dem er nun den herzlichsten Freundschaftsbund schloß. Nachdem er Doktor der Theologie geworden und im J. 1525 dem Nürnberger Colloquium angewohnt hatte, kam er im Herbst desselben Jahrs durch Luthers Empfehlung nach Königsberg, wo er von dem Herzog Albrecht von Preußen als Pfarrer an der altstädtischen Kirche angestellt wurde und mit Speratus und Joh. Brismann, die Luther mit ihm dem Herzog empfohlen hatte, die Reformation einführen half. Er hatte besonders mit den Wiedertäufern und Schwenkfeldern viel zu kämpfen, an deren Spitze ein Herr v. Heydeck stand, der selbst des Herzogs Sinn von Graumann abwandte und gegen seine Predigt gleichgültig machte, so daß sich „der treue Pfarrer und Hirte deßhalben groß bekümmert und bemühet, auch willens war, sich wieder von Königsberg wegzubegeben, wo es länger gewähret hätt." Zu Rastenburg wurde deßhalb eine Disputation zwischen den lutherischen Predigern und den Schwärmern durch den Herzog veranstaltet; wer die Oberhand behalte, dessen Lehre solle gelten im Lande. „Aber unser treuer Poliander," so erzählt die Chronik von Freybergk, „der einige Mann, widerlegte dieselbigen „Schwärmer, wie klug Ding sie vorgaben, Alles mit Gottes Wort „und Hülfe. Zuletzt sie schweigen mußten, konnten nichts mehr auf„bringen gegen ihn. Wenn Gott und der einig Mann, Poliander, „solches nicht gethan, dieß Preußen wär ganz und gar mit der Schwär„mer Lehr vergiftet und verführet worden, der andern Prediger halber „wär' es wohl geschehen." Wegen der schönen geistlichen Lieder, die Graumann dichtete, hieß er „der preußische Orpheus" (alter **Borussiae Orpheus**). Erst 54 Jahre alt starb er in Folge eines Schlags, von dem er einige Monate zuvor befallen worden war, den 29. April 1541, nach Andern vierzehn Tage vor dem Pfingstfest des Jahrs 1540.

(Quellen: W. E. Rost's, Rektors an der Thomasschule zu Leipzig, **Memoria J. Poliandri repraesentata. Lips. 1808.** — Das erläuterte Preußen. Königsb. 1724. — Preußisches Archiv. Jahrg. 1790.)

Erwähnung verdient hier auch noch Albrecht der Jüngere, Markgraf zu Brandenburg-Culmbach, der heftige Eiferer wider das Pabstthum († 1557), dessen bekanntes Lied: „Was mein Gott will" (s. Thl. II. zu Nro. 410) leider im W. Gesangb. fehlt.

Ebenso auch noch Erasmus Alber, der Reformator des Landes Dreieichen, seit 1548 Prediger zu Magdeburg, später General-superintendent in Neubrandenburg († 1553), ein Schüler und Freund Luthers, dessen Lieder von Gervinus und Herder denen Luthers gleich gesetzt werden.

d) Die Niederdeutschen.

Hermann Bonn, Knöpken, Joh. Freder, Alb. Salsborch, Nik. Boie. **Bonn**, Superintendent zu Lübeck, dessen Gesangbuch in niederdeutscher Sprache im J. 1547 erschien, ist der Gründer des niederdeutschen Kirchengesangs, wie Luther der Gründer des oberdeutschen war.

e) Sonstige Anhänger und Freunde Luthers.

Decius, Nikolaus. Er war anfangs Mönch, später Probst des Klosters Steterburg in Wolfenbüttel. Gleich beim Beginn der Reformation trat er zur evangelischen Lehre über, verließ sein Kloster und wurde nach seinem Uebertritt zum Lutherthum Schulkollege an der St. Catharinen- und Aegidienschule zu Braunschweig, in welcher der braunschweigische Reformator Gottschalk Kruse oder Crusius schon im J. 1521 Eingang gefunden hatte. Hier erregte er durch die seither unerhörte Aufführung vielstimmiger Musikstücke zur Verschönerung des protestantischen Gottesdienstes großes Aufsehen. Er war ein Meister in der Musik und besonders im Harfenspiel und setzte seine Lieder, welche von Anfang der Reformation an ein Gemeingut der evangelischen Kirche wurden, selbst in Musik. Im J. 1524 kam er als Prediger an die St. Catharinenkirche nach Stettin, wo er nach kurzem, aber segensvollem Wirken für die reine Lehre des Worts im J. 1529 starb. Man sagt, er sey aus Haß von den Katholischen vergiftet worden.

(Quellen: Rethmeyers braunschw. Kirchenhistorie. Thl. II. S. 19.)

Schneesing, Johann, auch **Chiomusus** genannt. Er war gebürtig aus Frankfurt a. M. und war zuerst Vikarius zu St. Margarethen in Gotha, wo er eine treffliche evangelische Kirchenordnung verfaßte. Im J. 1534 wurde er Pfarrer in Frimar bei Gotha. Dort hatte er mit einem Anhänger des Schwärmers Münzer, Namens Storch, viele Mühe und Drangsal, um ihn von seinen thörichten Meinungen abzubringen. Er war ein frommer und gelehrter Mann, besonders treu und eifrig im Unterricht der Jugend, der er vor Allem seine Thätigkeit zuwandte, sie zu weiden als die Lämmer Christi. Dabei war er auch ein geschickter Maler. Er starb im J. 1567.

Reißner, Adam, geb. im J. 1471. Er war ein Schüler des berühmten Johann Reuchlin, der in der St. Leonhardskirche zu Stuttgart begraben liegt. Von ihm erlernte er die alten Sprachen. Hierauf wurde er Erzieher oder Hofmeister der Söhne des berühmten Feldhauptmanns Georg von Freundsberg, der Luthern bei seinem Eintritt in die Reichsversammlung zu Worms voller Freude an seiner guten Sache das bekannte Trostwort zurief: „Mönchlein, Mönchlein, „du gehst heute einen schwerern Gang, als ich, wenn ich ins Schlacht„getümmel trat. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache „gewiß, so sey nur getrost und fahre in Gottes Namen fort. Gott

„wird dich nicht verlassen." Freundsberg zeigte sich dadurch mit Reißner, dem Sänger des Lieds: „Auf dich hab ich gehoffet" (Nro. 268), eins im Glaubensgeist und im Gottvertrauen. Daher hatte er ihn auch zu seinem Geheimschreiber gemacht, und als solcher begleitete Reißner auf dem Feldzug nach Rom das kaiserliche Heer unter Anführung Carls von Bourbon und des alten Freundsbergs, in dessen Reihen, als ausgezeichnete Hauptleute des Fußvolks, auch seine Zöglinge, die Söhne Freundsbergs, fochten. Er selbst focht auch, wie alle Kriegsbeamten, in Reih und Glied mit den Landsknechten und half im J. 1527 Rom erstürmen. Diese Einnahme von Rom und überhaupt die Kriegsereignisse vom J. 1526—1530 hat er später ausführlich beschrieben unter dem Titel: „Historie der Herren Georg und Kaspar von Freundsberg. Frankfurt." In seinen spätern Jahren zog er sich nämlich als Rechtsgelehrter nach Frankfurt zurück, wo er sich zuletzt im Alter allen Geschäften und Aemtern entzog, unter denen er oft mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte. Nach einem viel bewegten Leben wollte er der Ruhe genießen und nahm seine alten Studien zur Ergötzlichkeit für alles Leid wieder hervor. Da dichtete er geistliche Lieder (vgl. Thl. II. Nro. 268) und schrieb eine „Beschreibung der Stadt Jerusalem," welche in drei Foliobänden nach seinem Tod im J. 1574 zu Frankfurt erschien, und im dritten Band eine Erklärung von etlich zwanzig Psalmen enthält. + Er war ein im Wort Gottes gelehrter Rechtsgelehrter voller Gottseligkeit und Glaubenszuversicht. Sein Wahlspruch war sein langes Leben hindurch der von ihm selbst auf seinen Taufnamen „Adam" gedichtete Reim:

„was lebt, das stirbt durch Adams Noth,
was stirbt, das lebt durch Christi Tod."

In solcher Lebenshoffnung starb er in Frankfurt a. M., nachdem er lange noch in stiller Zurückgezogenheit im Privatstand gelebt hatte, im J. 1563 als ein Greis von zweiundneunzig Jahren. Der Herr hatte an ihm Psalm 91, 16. erfüllt; sein Hauptgebet im Alter war aber auch Psalm 71, 18.

Hermann, Nikolaus, der fromme Cantor zu Joachimsthal in Böhmen an der sächsischen Gränze, wo M. Joh. Matthesius, der Tischgenosse und innige Herzensfreund Luthers, zu gleicher Zeit Prediger war. Von seinem einfachen, demüthig frommen Leben ist nicht viel zu berichten; es floß in jener bewegten Zeit ganz still und ruhig dahin und war verborgen in Christo. Es verdroß ihn das Gezänke der Gelehrten, weßhalb er sich ganz in seine Schule zurückzog, in der er mit Begeisterung und einem Herzen voll warmer Liebe zur Kinderwelt wirkte. Er war in genauem Freundschaftsbund mit Paul Eber und seinem Pfarrer Matthesius. Dr. Chr. Schleupner, Superintendent in Bayreuth, erzählt: „Hermann war des Matthesius guter alter Freund; „wenn Herr Matthesius eine gute Predigt gethan hatte, so ist der

„fromme Cantor geschwind da gewesen und hat den Text mit den „vornehmsten Lehren in die Form eines Gesangs gebracht, und so hat „unser Herr Gott dem Matthesius die Ehre gethan, wie jenem Engel, „der die Geburt Christi predigt, weil sich auf eine gute Predigt ein „schöner Gesang gehöret." Das sagt auch Matthesius selbst, daß viele seiner Reden von Hermann „fein rund und artig mit guten deutschen Worten nach Art des alten Meistergesangs gestellt worden seyen." Was er so voll gemüthlicher Innigkeit gedichtet hatte, das setzte er auch als guter Musikkenner in Musik und förderte mit großem Eifer den Kirchengesang. Er war ein ganzer Volksmann und lebte sich ganz in seine kleine Gemeinde hinein; den Bergleuten von Joachimsthal hat er oft zur Erbauung und Trost bei ihrem gefahrvollen Beruf auf ihre Bergreihen Melodien gemacht. Am meisten lag ihm aber seine Schuljugend am Herzen. Für diese paßte er seine Gesänge voll herzlicher Sorgfalt an, für diese componirte er sie auch. Darum widmete er sie auch, als er sie 1559 zum erstenmal zum Druck beförderte, den Kindern, mit den Worten:

> ihr allerliebsten Kinderlein,
> das G'sangbüchlein soll ewer sein;
> es ist kein alber und kein schlecht,
> drum ist es für Euch Kinder recht.
> Alt' und gelehrte Leut bedürfen's nicht,
> und die zuvor sind wohl bericht.

Als er in das höhere Alter eintrat, litt er viel am Podagra und ward oft durch Krankheit an seinen Lehnsessel gefesselt. Beim Volk aber blieb er stets beliebt; er hieß bei ihm nur „der alte Cantor". Rührend ist es, die Worte zu lesen, die er als hochbetagter Greis, durch das Podagra geplagt, niederschrieb und in welchen er voll kindlicher Freudigkeit und Sehnsucht in die Himmelsfreude vorausschaute, die er, dem Dichten und Singen stets Gottesdienst und innigste Freude im Herrn war, nicht anders sich zu denken wußte, denn als ein harmonisches, herrliches Singen und Jubiliren und Musiciren in ewiger Lust. Er schreibt: „Es wird ein Organist oder Lautenist in jenem Leben auch ein' heil'gen Text in sein Orgel und Lauten schlagen und ein jeder wird allein und auswendig auf vier oder fünf Stimmen bortisiren und singen können. Es wird auch kein Fehlen und Confusion mehr geben, welche jetzt manchen guten Musikern unlustig machet, zumal wenn man oft muß anheben." Nach solcher Himmelsfreude streckte er seine Arme sehnsüchtig aus und fuhr daher auch, hochbetagt, in Freuden hin, am 5. Mai 1561.

Knapp nennt ihn einen durch süße Einfalt in Christo ausgezeichneten Dichter. Von den übrigen Dichtern seiner Zeit, welche durchaus liturgisch=theologische Lieder, d. i. eigentliche Kirchenlieder verfaßten, unterscheidet er sich wesentlich dadurch, daß er — hierinn ein Vorläufer späterer geistlicher Dichter — fürs Haus und die gewöhnlichen Lebensverhältnisse, oft in recht trockenen Reimereien, dichtete.

Seine Lieder sind meistens fromme Lieder in einfältiger, schlichter Volksmanier für Wandersleute, Bergleute, Kranke, Nothleidende, Sterbende rc. und auf alle möglichen Tagsgeschäfte, Tags- und Jahreszeiten. Bei ihm, dem Volksmann, herrscht auch die Volksform vor. Er wollte daher selbst auch nicht seine Lieder als Kirchenlieder angesehen wissen. „Darumb ich," sagt er einmal, „diese und andere meiner Gesänge nur für Kinder- und Hauslieder ausgebe und gehalten haben will." Sie waren ihm nach den Bedürfnissen der Gemeinde, an der er stand, unmittelbar aus dem Leben heraus entstanden. Sein Lied ist das volksthümliche Lied im Gegensatz gegen das objektive Kirchenlied oder das streng liturgische Lied. Während in diesem der feierliche schwunghafte Psalmton herrscht, herrscht in seinem Lied der populäre, plane und einfache, naive Ton vor und es ist Alles darinn weltlicher und bildlicher.

Hermanns dichterische Schriften sind:

Evangelia auf alle Sonn- und Festtage in Gesängen aufgestellt. Wittenb. 1560. Mit einer Vorrede von P. Eberus.

Die Historien von der Sündfluth, Joseph, Mose, Elia, Elisa und der Susanne, auch etliche Psalmen und geistliche Lieder in Reime gefaßt. Leipz. 1563, mit einer Vorrede von Matthesius (nach Hermanns Tod herausgegeben und von ihm sonderlich den Schulkindern zu Gefallen gemacht).

(Quellen: Gervinus Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, 3ter Thl. 1842.)

Neben Nik. Hermann ist auch noch als Liederdichter sein Freund Joh. Matthesius zu nennen, von dem besonders das schöne Morgenlied: „Aus meines Herzens Grunde" mit seiner frischen Weise bekannt ist. Er wurde im J. 1504 zu Rochliz im Meissen'schen geboren, studirte in Ingolstadt und wurde dann durch Luthers Buch: „Von den guten Werken" der evangelischen Kirche geneigt gemacht, worauf er sich im J. 1529 nach Wittenberg zu Luther begab, dessen Liebe er sich in hohem Grad erwarb und zu dessen Lautenspiel er auch häufig sang. 1532 wurde er Rektor in Joachimsthal, 1545 Pfarrer daselbst, wo er auch am 8. Okt. 1565 starb, nachdem er kurz zuvor noch in sechzehn Predigten, die er bis zum J. 1564 in Joachimsthal hielt, „Historien von M. Luthers Anfang, Lehr, Leben und Sterben" geschrieben hatte.

Dieß sind die bedeutendsten Liederdichter, welche sich um Luther schaarten. Ihre Lieder haben sämmtlich den **Grundcharakter der Objektivität** mit einander gemein. Es sind — mit Ausnahme der meisten Lieder des Nik. Hermann — ächte Kirchenlieder, in welchen sich, wie Stier sagt, „in großen Grundzügen der kirchliche Glaube und das Leben ausspricht voll kräftigen Gefühls in der Gemeinschaft aller Glaubigen und doch ohne vereinzelte Empfindung des Persönlichen, weswegen sie auch im höchsten Schwunge als aus dem Geist der Gemeinde geflossen sich bewähren." Daher ist auch stets das „Wir" und

nicht das „Ich" die Sprache, die in diesen Liedern vorherrscht, was übrigens auch von ihrem Zusammenhang mit den altlateinischen Kirchenliedern, die rein bloß für den Gottesdienst der Gemeinde bestimmt waren, herrühren mag. Die Dichter dieser Zeit schilderten noch nicht, wie die der spätern Zeiten, ihre eignen persönlichen (subjektiven) Gefühle, sondern durch die frisch errungene Wahrheit, daß das Heil allein in Christo sey, mächtig angeregt, besangen sie das für Alle gleich wichtige Werk der Erlösung, und priesen vor Allem den Glauben an die freie, unverdiente Gnade Gottes in Christo Jesu, oder dankten für das neugeschenkte, lautere Wort Gottes in freudigem Siegsgefühl, und trotzten dabei gegen ihre Feinde in festem Gottvertrauen auf die Göttlichkeit der neuen und doch so alten Lehre. Daher reden sie in ihren Liedern von den großen Thaten Gottes zu der Menschen Heil; daher sprechen sie auch die Heilswahrheiten nicht in der Form des trocknen Lehrtons aus, sondern in Form eines Zeugnisses oder Bekenntnisses, und wenn auch schon in einigen dieser Lieder, wie z. B. in dem des Speratus: „Es ist das Heil uns" oder in dem des Spengler: „Durch Adams Fall" Lehrhaftes enthalten ist, so ist der Grund hievon einzig bloß in dem damaligen Hunger und Durst nach der reinen Lehre zu suchen. Daneben ist die Sprache dieser Dichter ganz die Bibelsprache, der Ausdruck ist volksmäßig naiv, die Darstellung kräftig und einfältig. In Wenigem haben sie die ganze Fülle ihrer Ueberzeugung kurz und körnigt zusammengedrängt. Nicht die Kunst, sondern der Glaube geben diesen Liedern ihren unvergänglichen und unverwelklichen Werth als Kernlieder und Kleinodien der evangelischen Kirche.

Sollten aber diese Lieder Luthers und seiner Freunde und Gehülfen am Reformationswerk recht in das Leben des deutschen Volkes und in das Gemeindeleben der evangelischen Kirche eindringen, so mußten sie auch **gesungen** werden können. So nur konnten sie im Munde des Volkes leben. Das erkannte Luther gar wohl, und sprach es auch klar in dem Wort aus: „Die Noten machen den Text erst lebendig."

Es war nämlich Luthers angelegentlichstes Bestreben, **den Kirchengesang*** auch musikalisch zu verbessern und volksmäßig einzurichten. Er, der frühere Chorschüler, der selbst die Querflöte und Laute meisterhaft spielte und sich an dem Muster der Motetten des Josquin de Pres, Kapellmeisters des Kaisers Maximilian I. (s. S. 38), musikalisch gebildet hatte, verstand die edle Musika trefflich und schätzte sie so hoch, daß er sich einmal äußerte: „Ich gebe nach der **Theologia**

* Quellen: Luthers Verdienst um den Kirchengesang von A. J. Rambach. 1813. — Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältniß zur Kunst des Tonsatzes, dargestellt von Carl v. Winterfeld. Leipz. 1r Thl. 1843.

der **Musica** den nähesten **locum** und höchste Ehre.“ Von dem genannten Streben erfüllt verband er sich daher mit den besten Musikkennern unter seinen Freunden, besonders mit Conrad Rupf, Kapellmeister des Churfürsten von Sachsen, und mit Joh. Walther, der ums J. 1520 Kapellmeister zu Torgau und seit 1530 Magister der sieben freien Künste und Docent an der Universität Wittenberg, daneben auch churfürstlicher Kapellmeister war. Diese versammelte er im J. 1524 zu Wittenberg in seinem Hause und behielt sie, indem er sie nur „die Cantorey im Hause“ nannte, als seine Tischfreunde so lange bei sich, bis das Werk der Verbesserung des Kirchengesangs vollendet war. Sie besprachen sich „über der Ton Art und Weis.“ Luther selbst fertigte neue Weisen, wobei ihm besonders Walther im Niederschreiben der Noten manchen guten Rath gegeben haben soll, und suchte entweder zu den Kirchenliedern für den neuen evangelischen Gottesdienst die passendsten Melodien aus dem alten Vorrath aus oder verbesserte dieselben nach Umständen unter Besprechung mit seinen Freunden. „Denn,“ sagte er, „ihr Herren verstehet eure **Musicam** und Noten löblich; was aber der geistliche Sinn und das Wort Gottes darinn ist, so glaube ich auch ein Wörtchen mitreden zu dürfen.“ Durch diesen Vorgang regte er die berühmtesten Tonkünstler seiner Zeit an und so kamen gar viele geistliche Gesänge mit passenden Choralmelodien zur Einführung in die Kirche. Diese neuen sowohl, als diese alten, überarbeiteten Melodien wurden durch wandernde Sänger, die Mortimer mit Recht „gemeinnützige Bettler“ nennt und die von Stadt zu Stadt zogen und dieselben der Familie eines Hauses vorsangen, bis sie dieselbe richtig nachsingen konnte, in ganz Deutschland verbreitet und besonders auch in den Schulen mit den Schülern eingeübt, welche dann als Currentschüler wöchentlich mehrere Male durch die Straßen zogen, um sie dem lernbegierigen Volke vorzusingen. Damals kamen auch die Stadtzinkenisten auf, welche täglich zwei- bis dreimal mit Zinken die neuen Weisen vom Stadtthurm herab blasen mußten. Nicht umsonst klagte daher die Gegenpartei: „Das Volk singt sich in Luthers Lehre hinein.“

Die so entstandenen Weisen zu den neuen geistlichen Liedern sammelten besonders Walther und Rhaw. 1524 gab Walther sein „Wittenberg-teutsch-geistlich Gesangbüchlein“ heraus; 1544 sodann Georg Rhaw, welcher zuerst Musikdirektor und Cantor in Leipzig war, wo er zum Anfang der feierlichen Disputation zwischen Luther und Eck eine zwölfstimmige Messe aufführte, später aber nach seinem Uebertritt zur evangelischen Lehre als Buchdrucker in Wittenberg sich niederließ († 1548), seine „Newe deutsche geistliche Gesenge **CXXIII** mit vier und fünf Stimmen für die gemeinen Schulen — — erlesen.“ Dieses ist eigentlich das zweite Luther'sche Choralbuch. Gar ernstlich ward die Ansicht dabei ausgesprochen, man solle die Jugend hinfort dabei auferziehen; die Tonkunst sollte fortan im Dienste dessen stehen,

der sie und alle übrigen erschaffen; in Gott sollte die Jugend die **Musicam** lieben und durch sie Gott ehren lernen, und den Buhlliedern entsagen.

In diesem ersten Zeitraum des evangelischen Kirchengesangs, in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, ist der schöpferische Geist in Erfindung neuer Originalmelodien noch nicht recht rege, es ist zunächst noch die Zeit der aneignenden Thätigkeit, die sich im Sammeln, Sichten und Umbilden der alten Gesänge äußert. Zum Schmuck der neuen Glaubenslieder sah man sich zunächst nach dem Besten um, was die Vorzeit bereits auf dem Gebiet des alten, lateinischen und deutschen Kirchengesangs, so wie der Volksweisen geschaffen hatte und dem Volke lieb und werth geworden war. Neben den Weisen der alten lateinischen Hymnen, die durch Weglassung der vielen Dehnungen zum Vortrag einer ganzen Gemeinde schicklich und volksmäßig eingerichtet wurden, suchte man hauptsächlich nach volksmäßigen, wo möglich aus dem Geist und Sinn des deutschen Volks selbst entsprungenen Gesangweisen und griff hier begierig nach den seitdem bloß zerstreut vorliegenden geistlichen Volksgesängen, wie sie theils im deutschen Volke selbst, theils besonders bei den böhmischen Brüdern, Waldensern &c. lebten; die spärlichen Keime von geistlichem Volksgesang, die in den vorangegangenen Jahrhunderten unter der Herrschaft des lateinischen, gregorianischen Priestergesangs allmählich zu Tage gekommen waren, erhielten nun ihre lebendige Befruchtung. Namentlich aber scheute man sich nicht zu vielen geistlichen Liedern auch weltliche Melodien auszulesen, die dem Volke lieb und werth waren. So wuchs das Heilige in das Volksmäßige und das Volksmäßige in das Heilige hinein und aus der Verbindung der geistlichen Tonart und des weltlichen Rythmus gieng eine neue Form des Kirchengesangs hervor. Die Reformation ist es also, welche den Kirchengesang als geistlichen Volksgesang erst geschaffen hat.

Die wenigen Originalmelodien, welche in diesem Zeitraum neu geschaffen oder erfunden wurden, waren nichts weniger als tonkünstlerische Erzeugnisse, sondern reine Lieder der Natur oder unmittelbare Ergüsse der in den Gemüthern des Volks lebenden Begeisterung; sie giengen aus unmittelbarem, dringendem Bedürfniß hervor; meist war auch der Dichter des Liedes zugleich der Sänger desselben oder der Schöpfer seiner Melodie. Es waltete dabei nicht die künstlerische, verständige Berechnung; wie das Lied in dieser bewegten Glaubenszeit dem innersten, mächtigsten Drange des Gemüths das rechte Wort, so gab die Melodie den rechten Ton. Daher übertreffen aber auch diese Weisen alle andern an Weihe, Innigkeit und Kraft.

Hatten nun zwar in der Regel die eigentlichen Tonkünstler an der Erfindung der Kirchenmelodien keinen Antheil, so blieben sie für den Kirchengesang doch keineswegs unthätig, sie übernahmen vielmehr

als Tonsetzer die Durchbildung, die harmonische Entfaltung der von den Sängern naturgemäß im Drang der Begeisterung erfundenen Melodien. Es waren damals die Sänger von den Tonsetzern verschieden. Das Verhältniß beider zu einander zeigt sich deutlich an der Art, wie Luther, der Dichter und volksthümliche Sänger, die in seinem Hause versammelten Cantoren oder Tonsetzer dazu gebrauchte, zu den einzuführenden ältern Melodien oder auch zu seinen eigenen Sangweisen die Harmonie hinzuzusetzen und überhaupt das Ganze künstlerisch zu ordnen und durch ihren Tonsatz sinnreich zu schmücken.

In diesem kunstliebenden Jahrhundert achtete man den Setzer (Symphonetes oder Harmonist) vermöge seiner sinnreichen, künstlerischen Strebsamkeit besonders hoch, und die einfachere Thätigkeit des Sängers (phonascus), welcher in unbewußtem Kunsttrieb die Singweisen erfand, die dem reichen und mannigfachen Gewebe des Setzers bloß als Einschlag dienten, gerieth mehr und mehr in Vergessenheit. So kam es, daß mit Ausnahme weniger Sänger, wie z. B. Luthers, die Namen der meisten Sänger oder eigentlichen Erfinder der Melodie ganz vergessen wurden, die Namen der Setzer aber, welche die Weisen der Sänger durch ihren Tonsatz schmückten, in den Singbüchern sorgfältig verzeichnet stehen. Gar oft hat man daher bis in unsere Zeit herein die Setzer, unter welchen sich die ausgezeichnetsten Tonkünstler der damaligen Zeit befinden, für die Sänger der Melodien angesehen, wodurch vielfache Verwirrung entstand.

Die ausgezeichnetsten Setzer dieser Zeit, welche durch die Kunst des Tonsatzes die alten Kirchenweisen schmückten, sind: Joh. Walther und Georg Rhaw, welch letzterer z. B. in seiner Bearbeitung der lutherischen Singweise „Ein feste Burg" den Baß zur Melodie führenden Stimme gemacht hat, um damit auf den unerschütterlich festen Grund hinzuweisen, auf welchem die Sache der evangelischen Kirche gegründet sey; ferner Ludwig Senfl, der im J. 1530 Kapellmeister des Herzogs von Baiern und bekanntlich der Lieblingscomponist Luthers war, wie dieß aus dem bekannten Sendschreiben Luthers an ihn von Coburg aus hervorgeht; Martin Agricola († 1556), Balthasar Resinarius (um 1544), Sixt Dieterich (1540), Benedikt Ducis (um 1538) und die mehr in Motettenform setzenden: Lupus Hellink (um 1550), Thomas Stolzer, Kapellmeister des Königs Ludwig von Ungarn (um 1520), Georg Forster († 1587), Stephan Mahu (um 1560), sowie Joh. Kugelmann und Nik. Hermann, die wir unter den Sängern, was sie, wie auch Senfl und Agricola, zugleich waren, näher kennen lernen werden.

Die wichtigsten der in diesem ersten Zeitraum der evangelischen Kirche in kirchlichen Gebrauch gekommenen **Melodien** sind folgende:

I. Von alten lateinischen Hymnen und Sequenzen entlehnte und überarbeitete Melodien.*

1.* „Nun komm der Heiden Heiland" — „veni redemptor gentium," viertes Jahrhundert. Ambrosius.
2. „Der du bist drei in Einigkeit" — „O lux beata trinitas," viertes Jahrh. Ambrosius.
3. „Was fürcht'st du Feind Herodis sehr" — „Herodes hostis impie," fünftes Jahrh. Sedulius.
4. „Christum wir sollen loben schon" — „a solis ortus cardine," fünftes Jahrh. Sedulius.
5. „Verleih uns Frieden gnädiglich" — „Da pacem Domine," sechstes Jahrh. Gregor M.
6. „Komm Gott Schöpfer heil'ger Geist" — „veni creator spiritus," achtes Jahrh.
7. „Komm heil'ger Geist, erfüll" — „veni sancte spiritus reple," eilftes Jahrh. Robert von Frankreich.
8.* „Der Tag der ist so freudenreich" — „Dies est lätitiae," zwölftes Jahrh. Adam von St. Victor.
9.* „Erhalt uns Herr bei deinem Wort" — „sit laus et honos, gloria.
10.* „Nun laßt uns den Leib begraben" — „Jam mösta quiesce querela," viertes Jahrh. Prudentius.

Den noch üblichen Tonsatz erhielt damals:

11.* „Herr Gott dich loben wir" — „Te Deum laudamus."

II. Aus dem alten deutschen Volksgesang entlehnte und überarbeitete Melodien, ** und zwar

1) aus dem alten geistlichen Volksgesang.

1. „Christ ist erstanden" } zwölftes Jahrh.
2.* „Christ lag in Todesbanden" } zwölftes Jahrh.
3.* „Nun bitten wir den heil'gen Geist" — dreizehntes Jahrh.
4. „Dieß sind die heil'gen zehn Gebot" — dreizehntes Jahrh. (nach dem Wallfahrtslied: „In Gottes Namen varen wir.")
5.* „Komm heil'ger Geist Herre Gott" — fünfzehntes Jahrh.
6.* „Gott der Vater wohn uns bei" — fünfzehntes Jahrh.
7.* „Mitten wir im Leben sind" — fünfzehntes Jahrh.
8. „Gott sey gelobet und gebenedeiet" — fünfzehntes Jahrh.
9.* „Gelobet seyst du Jesu Christ" — fünfzehntes Jahrh.
10. „O du armer Judas" — fünfzehntes Jahrh.
11. „Da Jesus an dem Kreuze stund" — fünfzehntes Jahrh.
12. „Christum vom Himmel ruf ich an" — fünfzehntes Jahrh. (das Marienlied: „Dich Frau vom Himmel.")

---

* Die mit * bezeichneten Melodien finden sich im neuesten W. Choralbuch, die nicht mit * bezeichneten standen alle in den alten W. Choralbüchern von 1595, 1664, 1686, 1711, 1721, 1744, mit Ausnahme von Nro. 3. Alle werden gewöhnlich dem Luther als Sänger zugeschrieben.

** Von diesen Melodien standen in sämmtlichen alten W. Choralbüchern von 1595—1744 die Nummern 1. 2. 3. 4—9. 11. 13. 15. b 16—19. 21. In dem von 1721 noch, nicht mehr aber in dem von 1744, steht Nro. 20. Die mit * bezeichneten Melodien finden sich im neuesten W. Choralbuch.

Bei diesen Melodien wurde entweder der alte deutsche Text mit einiger Umarbeitung sammt seiner Melodie beibehalten oder wenigstens bloß die alte Melodie, auf die sodann ein neues Lied gedichtet wurde.

2) aus dem weltlichen Volksgesang:

13.*„Christ unser Herr zum Jordan kam" — das weltlich Lied unbekannt.
14. „Sie ist mir lieb die werthe Magd" — weltliches Lied: „Ach Lieb mit Leid."
15. „Vom Himmel hoch da komm ich her."
a) vom J. 1535: f c̄ c̄ d c a b a — weltliches Lied: „Aus fremden Landen komm ich her."
b) * vom J. 1543: c h a h g a h c — ein altes Wiegenlied.
Diese werden gewöhnlich Luther zugeschrieben.
16.*„Es ist das Heil uns kommen her" — weltliches Lied unbekannt. Gewöhnlich dem Speratus zugeschrieben.
17.*„Was mein Gott will" — weltliches französisches Lied: „il me suffit de tous mes maulx."
(Fink ist bloß der Setzer.)
18. * „O Welt ich muß dich lassen" / „O Welt sieh hier dein Leben" / „Nun ruhen alle Wälder" — weltliches Lied: „Innspruck ich muß dich lassen."
19.*„Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn" — weltliches Lied: „Was wöll'n wir aber heben an."
20. „Mag ich Unglück nit widerstah'n" — weltliches Lied von gleichem Anfang.
21. „Ich dank dir lieber Herre" — weltliches Lied: „Entlaubt ist nun der Walde."
22. „Der Gnadenbrunn thut fließen" — weltliches Lied: „Die Brünnlein, die da fließen."

Man bedachte sich damals nicht lange, in den reichen Melodienvorrath des weltlichen Volksgesangs hineinzugreifen und für irgend ein geistlich Lied eine weltliche Weise auszusuchen oder geflissentlich auf eine weltliche Weise ein geistlich Lied zu dichten. Wurden ja doch, wie schon bemerkt, manche geistliche Lieder als bloße Umarbeitungen weltlicher Volkslieder zu Tage gefördert. So ließ Georg Wachler (1529—1546) das Lied: „Hilf Gott, daß mir gelinge" hervorgehen zu singen auf die Melodie: „Möcht' ich von Herzen singen mit Lust ein Tageweis;" oder das Lied: „Ach Gott im höchsten Tron, du liebster Vater mein" — im Ton: „Der Schüttensam der hett ein' Knecht, dem thäten die Gulden wohl;" oder das Lied: „O Gott im höchsten Tron schau auf der Menschen Kind" — im Ton: „Nu schürz dich Gretlein, schürz dich, du mußt mit mir davon." So gab auch im J. 1536 M. R. Münzer fünf neue schöne geistliche Lieder heraus, deren eines: „Ach Gott thu dich erbarmen" nach der Weise: „Frisch auf, ihr Landsknecht alle" zu singen aufgeführt ist.

III. Originalmelodien.

Unter den Sängern oder Erfindern solcher neuen Melodien wird gewöhnlich Luther als der fruchtbarste und erhabenste Sänger allen Andern vorangestellt. Bei manchen dieser Melodien kann aber wenigstens nicht mit Sicherheit behauptet werden, daß sie von ihm herstammen.

Mit völliger Entschiedenheit können Luthern bloß folgende drei Melodien zugeschrieben werden:

1. „Jesaja dem Propheten das geschah" } vom J. 1526.
2.* „Wir glauben all an Einen Gott" } vom J. 1526.
3.* „Ein feste Burg ist unser Gott" — vom J. 1529 oder 1530.

Die zwei erstern hat er nach Joh. Walthers Zeugniß (syntagma musicum. Tom. I.) unmittelbar für den rein liturgischen oder gottesdienstlichen Zweck erfunden, damit er für den sonntäglichen Hauptgottesdienst, die Messe, welche er deutsch gehalten wissen wollte, an der Stelle der lateinischen Meßgesänge deutsche hätte. So sollte Nro. 1. die Stelle des „Sanctus" und Nro. 2. die des „Credo" vertreten. Die dritte Weise aber gieng nach Sleidans Zeugniß aus der tiefsten, edelsten Begeisterung seines Gemüths hervor, wobei er sein innerstes und eignenstes Wesen in das Wort und in den Ton in reichster Fülle ergoß, daß ihm ein Lied und zugleich eine Weise von der frischesten, nicht wieder erreichten Kraft gelang.

Doch schuf Luther wohl auch noch manches andere Lied für den Gesang der Gemeinde mit seiner Weise zugleich und es können ihm mit größter Wahrscheinlichkeit die Weisen zu folgenden seiner Lieder, mit denen sie gleichzeitig erschienen, zugeschrieben werden:

4. „Ein neues Lied wir heben an" — vom J. 1524.
5.* „Mit Fried und Freud fahr ich dahin" — vom J. 1525.
6. „Mensch willt du leben seliglich" — vom J. 1525.
7.* „Es spricht der Unweisen Mund wohl."

Obwohl nicht ganz abzusprechen, doch ungewiß ist die Urheberschaft Luthers bei folgenden Weisen, die erst einige Zeit, nachdem Luther ihr Lied gedichtet, erschienen sind:

8.* „Nun freut Euch liebe Christeng'mein" — vom J. 1523.
9. „Aus tiefer Noth ruf ich zu dir."
   a) phrygische vom J. 1524.
   b) * die jüngere hypojonische vom J. 1537.
10.* „Vater unser im Himmelreich" — vom J. 1537.
11. „Jesus Christus unser Heiland, der von" — vom J. 1535.
12. „Wohl dem, der in Gottes Furcht steht."
13.* „Es ist gewißlich an der Zeit" — vom J. 1535,
   ist eigentlich die jüngere jonische Melodie: „Nun freut Euch liebe Christeng'mein."
14. „Wär Gott nicht mit uns."

Entschieden nicht von Luther ist:

15.a* „Ach Gott vom Himmel" — im J. 1535 in der phrygischen Tonart von Martin Agricola.

Vielleicht sind aber auch noch von Luther erfunden die Weisen:

15.b* „Ach Gott vom Himmel" — vom J. 1537, mixolydisch.

16.* „Auf diesen Tag bedenken wir" — zwischen 1536 und 1540, auf ein Lied von Zwick.*

Weitere Sänger neuer Melodien außer Luther sind nur wenige aufzuführen, weil aus den angegebenen Gründen die Namen der Sänger aus dieser Zeit meist in Vergessenheit geriethen. Außer dem bereits bei der Melodie Nro. 15[a]. genannten Martin Agricola sind mit einiger Sicherheit bloß folgende bekannt:

Johann Kugelmann, Kapellmeister des Herzogs Albrecht von Preußen ums J. 1540, von Geburt ein Augsburger. Er wurde im J. 1539 von dem Rath zu Augsburg botschaftsweise nach Königsberg gesandt, wo er bei dem Herzog die freundlichste Aufnahme fand, so daß ihn dieser lange nicht wieder heimziehen ließ und ihn sich später vom Rath zu Augsburg förmlich als seinen Kapellmeister erbat. Er war Sänger und Setzer zugleich. Von ihm sind sehr wahrscheinlich die Melodien:

17.* „Nun lob mein Seel den Herren" — vom J. 1540, sonst dem Graumann zugeschrieben.

18.* „Allein Gott in der Höh sey Ehr'" — vom J. 1540, sonst dem Decius zugeschrieben.

Nikolaus Hermann, der alte Cantor von Joachimsthal, Dichter (vgl. S. 75). Entschieden von ihm ist die Melodie:

19.* „Lobt Gott ihr Christen allzugleich" — vom J. 1560.

Wahrscheinlich von ihm sind die Melodien:

20.* { „Erschienen ist der herrlich Tag" (von Matthesius) oder: „Wir singen dir Imanuel" } vom J. 1560.

21.* „Aus meines Herzens Grunde."

Entschieden nicht von ihm ist die ihm sonst meist zugeschriebene Melodie:

22.* „Wenn mein Stündlein vorhanden ist."

Wolfgang Dachstein, ein Straßburger. Von ihm wahrscheinlich:

23.* „An Wasserflüssen Babylon" — zuerst im Straßburger Kirchengesangbuch 1525.

Johann Schneesing oder Chiomusus, der Dichter (S. 74) und Sänger seines eigenen Liedes:

24.* „Allein zu dir, Herr Jesu Christ" — vom J. 1541.

---

* Von diesen gewöhnlich Luther zugeschriebenen Weisen standen in sämmtlichen W. Choralbüchern von 1595—1744 die Nummern: 2. 3. 5—7. 8.a 9.a 10—14. 15.a 16. Bis 1721 findet sich auch noch Nro. 1. Die mit * bezeichneten Melodien finden sich im neuesten W. Choralbuch.

Hans Sachs, der alte Meistersänger (vgl. S. 69) und wahrscheinlich auch Sänger seines eigenen Lieds:

25.* „Warum betrübst du dich mein Herz."

Bei folgenden weitern in diesem Zeitraum entstandenen Melodien lassen sich die Urheber derselben nicht einmal mit Wahrscheinlichkeit mehr ermitteln:

26.* „Herr Christ der einig Gottessohn" — vom J. 1524, mit Anklängen an die zwei Volkslieder: „Ich hört ein Fräulein klagen" und: „Ich stund an einem Morgen heimlich an einem Ort,". sonst gewöhnlich dem Andreas Knöpken zugeschrieben.
27. „Frölich woll'n wir Hallelujah singen" — vom J. 1524.
28. „Mein Seel erhebt der Herren mein" — vom J. 1524.
29. „Erbarm dich mein, o Herre Gott" — vom J. 1524.
30. „O Herre Gott begnade mich" — vom J. 1525.
31. „Jesus Christus unser Heiland, der den Tod" — vom J. 1535.
32. „O Herre Gott dein göttlich's Wort" — vom J. 1335.
33.* „Ich ruf zu dir Herr Jesu Christ" — vom J. 1535.
34.* „Durch Adams Fall ist ganz verderbt" — vom J. 1535, sonst dem Dichter des Lieds, Lazarus Spengler, zugeschrieben.
35.* „O Lamm Gottes unschuldig" vom J. 1540, sonst gewöhnlich dem Dichter des Lieds, Decius, zugeschrieben.
36. „Gott hat das Evangelium" — vom J. 1551.
37.* „In dich hab' ich gehoffet Herr" — steht zuerst in dem auch in Würtemberg gebräuchlich gewesenen Straßburger Kirchengesangbuch von 1560.
38.* „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält" (b b g b d c c b) manchmal auch Luther zugeschrieben.*

Was nun überhaupt das Choralgesangwesen dieser Zeit betrifft, so zeigen sich in drei Hauptpunkten wesentliche Abweichungen von dem Wesen des alten gregorianischen Kirchengesangs. Der Name blieb, **cantus choralis** ward nun gleichfalls jede Melodie, die in der Kirche gesungen wurde, genannt, ja der ganze Gesang der evangelischen Kirche erhielt den Namen Choralgesang. Allein

1) war der evangelische Choralgesang nicht mehr ein Gesang für den Chor, woher ursprünglich sein Name, sondern ein Gemeindegesang, nicht mehr der Gesang eines Priesterchors, sondern ein geistlicher Volksgesang, der nun nach Abstreifung der Fesseln, die er das ganze Mittelalter hindurch tragen mußte, wieder frei in der Kirche ertönte. In der auf den Grundsatz des allgemeinen Priesterthums aller Glaubigen gebauten evangelischen Kirche mußte Jedem das Recht zur Mitwirkung am Gottesdienst zustehen und die öffentliche kirchliche Feier mußte als Anregung und Aeußerung des Glau-

* In sämmtlichen alten W. Choralbüchern von 1595—1744 stehen alle diese Melodien von Nro. 17—38, mit Ausnahme von Nro. 27, welche übrigens bloß in dem vom J. 1744 fehlt. Die mit * bezeichneten Melodien finden sich im neuesten W. Choralbuch.

bens Aller behandelt werden. So erhob sich das gemeinsame Singen Aller, wobei der Chor dem Liede der Gemeinde untergeordnet ist, zum wesentlichen Theil des protestantischen Gottesdienstes, während in der katholischen Kirche der Gemeindegesang dem des Chors untergeordnet ist. Der Choralgesang als Gemeindegesang nahm überhaupt in der evangelischen Gemeinschaft bald eine um so wichtigere Stellung ein, da in ihr bei ihrer geistigeren, den sinnlichen Ausdruck scheuenden Richtung die bildenden Künste Malerei, Bildhauerei etc. nicht so gepflegt wurden, vielmehr eine Zeitlang in bilderstürmerischem Eifer sogar dagegen gewüthet wurde. Daher griff die evangelische Kirche um so mehr nach dem Gesang mit seinen unsichtbaren Tönen und pflegte ihn allein und ausschließlich als Mittel zur Belebung der Andacht.

2) War der evangelische Choralgesang nicht mehr ein fast rythmusloses Singen, nicht mehr eine eintönige und gleichförmige in lauter Noten von gleichem Werth, gemessen und feierlich fortschreitende, nur mit einfachen Modulationen sich erhebende Tonfolge, sondern es erscheint nun die Monotonie des alten gregorianischen Kirchengesangs bei dem Aufschwung des kirchlichen Lebens und der glühenden Begeisterung des Volkes für den Glauben vielfach belebt. Der meist aus geistlichen und weltlichen Volksweisen entsprungene Choralgesang der Evangelischen ist ein rythmischer und melodischer Volksgesang. Es ist die Jugendzeit der evangelischen Kirche, und der jugendliche, froh belebte, jubilirende Geist derselben belebt und durchdringt auch ihren Gesang in freudigen melodischen Schwingungen mit entsprechenden Rythmen. Gerade diese rythmische Eigenschaft ist es auch vornämlich, welche diesen Melodien der ersten evangelischen Kirche die unversiegbare Frische, Lebendigkeit und Begeisterung verleiht, wodurch sie sich auszeichnen. Doch übte in einigen auch noch der alte gregorianische Chorgesang seinen Einfluß aus.

3) War der evangelische Choralgesang nicht mehr ein Unisono, sondern an die Stelle der Einstimmigkeit im kanonischen Kirchengesang war die Mehrstimmigkeit getreten. Schon die Verschiedenheit der Stimmen beim Zusammensingen der ganzen Gemeinde mußte auf Mehrstimmigkeit hinleiten und da der evangelische Kirchengesang wirklich Volksgesang seyn sollte, so war man auch von Anfang an der Ansicht, daß er mehrstimmig seyn müsse und sann nur darauf, daß die verschiedenen Stimmen in möglichstem Wohlklang zusammen ertönen. Hier trat das Geschäft der Setzer oder eigentlichen Tonkünstler ein, welche die von den Sängern erfundenen einfachen Choralmelodien vier-, fünf-, ja achtstimmig und oft höchst kunstvoll setzten. War ja doch der so ängstlich überwachte gregorianische cantus firmus selbst im Mittelalter längst kein Unisonogesang mehr, war ja doch die kanonische Melodie allmählich mit allerlei Verzierungen des Discantus bedeckt und der cantus choralis allmählich zum cantus figuratus geworden.

Die evangelischen Tonsetzer nun, welche in Verbindung mit

Luther für die Verherrlichung des Gottesdienstes durch Gesang arbeiteten, brachten den in den spätern Jahrhunderten des Mittelalters unter einem Gewirre von kontrapunktistischen Künsteleien verschütteten **cantus firmus** in einer neuen angemesseneren Form wieder ans Licht. Die kontrapunktistischen, nur auf künstliches Zusammenfügen, nicht aber auf Wohlklang berechneten Tändeleien wurden verbannt und der einer Stimme zugetheilte **cantus firmus** durch andere Stimmen in angemessener, würdiger Harmonie begleitet. Den **cantus firmus** oder die Melodie sang die Gemeinde einstimmig, während die Sänger auf dem Chor ihn in mehrstimmiger Harmonie begleiteten. So einte sich im evangelischen Choralgesang mehr und mehr die Würde des alten Unisonogesangs mit der Anmuth der neuern Harmoniefülle. Zunächst blieb man freilich in diesem ersten Zeitraum bei dem in den vorigen Jahrhunderten aufgekommenem Gebrauche, die Melodie oder den **cantus firmus** in einer Mittelstimme einherschreiten zu lassen, die „**Tenor**" hieß, da sie als Stimmführerin den Ton angab; die andern Stimmen legten sich nach gewissen Regeln in der Höhe und Tiefe um sie herum und bewegten sich figurativ in freier kontrapunktischer Bewegung über und unter dem Tenor, so daß jedes einzelne Glied für sich melodisch, für das Ganze aber ein Theil der harmonischen Entfaltung war und Harmonie und Melodie eigentlich noch nicht getrennt waren. Der Tonmeister verhüllte dabei gar häufig in seinem Satze die Melodie, welche der Gemeinde doch wesentlich angehörte und für sie allein faßlich war, so daß sie fast ganz untergieng und es dem Hörer, da er die Melodie nicht deutlich vernahm, ungewiß bleiben mußte, welche Aufgabe der Tonsetzer sich gestellt habe, wodurch das Mitsingen oft sehr erschwert war. Die Kunst stand so im Gottesdienst anfangs der Gemeinde noch als Fremdes gegenüber.

Der evang. Choral der damaligen Zeit, wie er von den Tonsetzern dem kirchlichen Gebrauch übergeben ward, war also eigentlich eine Motette, eine choralartige Melodie der Hauptstimme mit fugirter Begleitung der andern Stimmen, die aber nun würdevoller und wohlklingender waren, als in den zunächst vorangehenden Jahrhunderten. Luther spricht sich in seiner 1538 zu Wittenberg verfaßten Lobrede auf die Musica hierüber so aus: „Wo die natürliche Musica durch die Kunst „geschärft und polirt wird, da siehet und erkennet man erst mit „großer Verwunderung die große und vollkommene Weisheit Gottes „in seinem wunderlichen Werke der Musica, in welcher vor Allem das „seltsam und zu verwundern ist, daß einer die schlechte (einfache) Weise „oder Tenor (— **cantus firmus**) hersingt, neben welcher drei, vier „oder fünf andere Stimmen auch gesungen werden, die um solche schlechte „Weise oder Tenor gleich als mit Jauchzen rings herum spielen und „springen und mit mancherlei Art und Klang dieselbige Weise wunder„lich zieren und schmücken und gleich wie einen himmlischen Tanzreigen

„führen, freundlich einander begegnen, und sich herzen und lieblich um-
„fangen. — — Wer durch solch Kunstwerk nicht beweget wird, das
„muß wahrlich ein grober Klotz seyn, der nicht werth ist, daß er solche
„liebliche Musica, sondern das wüste, wilde Eselsgeschrei des Chorals
„oder der Hunde und Säue Gesang und Musica höre."

Ein eigenthümliches Gepräge von Kraft, Ernst und einfacher Würde erhielten diese Choralmelodien auch dadurch, daß sie alle in den sogenannten alten Tonarten, den Kirchentonarten, gesetzt sind, welche von den acht Tonarten, zu denen, wie bereits geschildert, Gregor den Grund gelegt, unterdessen bis auf zwölf sich vermehrt hatten, durch Hinzutritt der äolischen (a, h, c, d, e, f, g, a), der hypoäolischen (e, f, g, a, h, c, d, e), der jonischen (c, d, e, f, g, a, h, c), der hypojonischen (g, a, h, c, d, e, f, g) Tonart. Es sind in ihnen alle chromatisch halbe Tonstufen des heutigen Tonsystems ausgeschlossen, die Melodie schreitet in der diatonischen Tonleiter fort; jede dieser Fortschreitungen hat in Hinsicht der Lage der halben Töne **E—F** und **H—C** ihre bestimmten Regeln, wodurch sich nicht bloß eigenthümliche Schlußfälle, unerwartete kräftige Wendungen und eigenthümliche, oft harte Ausweichungen bilden, sondern auch verschiedene Modulationen entstehen, die jeder Tonart wieder ihren besondern Charakter und Ausdruck geben. Die meisten Choralmelodien der Reformationszeit sind in der jonischen Tonart mit dem Charakter der Freudigkeit und in der dorischen, der vorzugsweise kirchlichen Tonart, mit dem Charakter feierlichen Ernstes und majestätischer Würde gesetzt. Doch kommen auch viele vor in der phrygischen Tonart mit dem Charakter der Andacht und frommen Klage; deßgleichen in der äolischen (sanfte, stille Rührung), in der mixo- und hypomixolydischen (heitere, ruhige Fassung) und in der hypodorischen (schwermüthiger Ernst).

Diese so eben geschilderten Kirchentonarten sind, wie auch Diac. Hauber * richtig und treffend hervorhebt, der Rest eines noch viel frühern Tonsystems, welches wohl mit Rücksicht auf die damals vorhandenen einfachen Instrumente aufgestellt war. Wollte man nämlich eine Melodie mit jenen Instrumenten begleiten, so durfte man keine andere Töne darein aufnehmen, als welche das Instrument hatte, das Instrument aber war gestimmt entweder von **C** aus, also jonisch, oder von **D** aus (dorisch), oder von **E** (phrygisch) ꝛc. Durch diese Beschränkung war natürlich das Erfinden einer Melodie sehr erschwert, der Kreis der möglichen Tonfolge sehr verengert, zugleich dann aber auch da, wo eine Melodie glückte, derselben ein ganz besonderer Reiz durch die Einfachheit verliehen.

Was das **Orgelspiel** betrifft, so war damals der Gemeindegesang, welcher an die Stelle des von der Orgel gewöhnlich nicht begleiteten

---

* In dem trefflichen Aufsatz: „Reform des Choralwesens" in der deutschen Vierteljahrsschrift. Jahrg. 1841. 4. Heft. Stuttgart, bei Cotta.

Chorgesangs der Priester trat, noch nicht mit der Orgel begleitet, wie jetzt. Die Orgel diente bloß dem Kunstgesang zur Stütze und Begleitung. Die mehrstimmige Harmonie bildeten nämlich damals noch die Sänger auf dem Chor, welche den Gemeindegesang begleiteten, und nicht die Orgel. Denn hätte man damals schon die Orgel dazu benützt, so wären bei der fanatischen Bilderstürmerei nicht auch zugleich so viele Orgeln zertrümmert worden. Gelegenheitlich möge hier die von Dr. Alt in seinem „christlichen Cultus. 1843." aufgeführte rührende Geschichte erwähnt werden, wie in jener Zeit der Orgelverwüstung der Organist in der St. Vincenzkirche zu Bern, die dortige schöne Orgel, der schon die Zerstörung gedroht war, noch zu retten suchte. Er bat es sich aus, noch einmal auf derselben spielen zu dürfen, ehe man sie zusammenschlage; dadurch hoffte er das Zerstörungswerk noch abzuwenden, und so spielte er denn am 7. Febr. 1528 sein letztes Stück vor den Ohren der schon zur Zerstörung bereiten Eiferer; er wählte die Melodie des Judasliedes:

O du armer Judas
Was hast du gethan,
Daß du unsern Herrn
Also verrathen hast?
Deß mußt du in der Hölle
Immer leiden Pein,
Lucifers Geselle
Mußt du ewig seyn.

Allein umsonst, die Eiferer wurden nicht gerührt, so rührend er auch spielte, und kaum hatte er den letzten Ton gespielt, so wurde die Orgel zertrümmert.

Um nun aber die kunstreichen Choräle ohne die kräftige Orgelbegleitung zu singen, wie es in jener Zeit der Gebrauch war, dazu gehörte viel musikalische Bildung des Volks, wie sie jetzt freilich nicht mehr bei demselben zu finden ist. Es kann nun zwar nicht wohl angenommen werden, daß der künstliche Rythmus und der kunstreiche vierstimmige Satz das Gemeingut des singenden Volks gewesen wäre; klagt ja doch auch Luther über die Rohheit und Unkultur des Landvolks und seiner Pfarrer in starken Worten. Wahrscheinlich wurde dieser vierstimmige kunstreiche Gesang, der die Stelle der Orgelbegleitung beim Gemeindegesang vertrat, meist bloß in Städten vom wohlhabenden, gebildeten Bürgerstand mit seinen Zünften und Innungen und auf hohen Schulen von den in der Musik Gebildeten betrieben. Von den Städten aus erst verbreitete sich allmählich die Kunst des mehrstimmigen Choralgesangs auch auf die Dörfer und unter das Landvolk bis zum dreißigjährigen Krieg hin. Doch ist sicherlich dabei anzunehmen, daß die Kunst sich dem Bildungsstand des Volks anbequemte, wie auch bei manchen Chorälen dieser Zeit sich deßhalb bereits auch ein einfacherer Rythmus in den Choralbüchern vorfindet.

Während nun auf die dargelegte Weise der Kirchengesang und das Kirchenlied in der evangelisch-lutherischen Kirche schön und herrlich zu blühen begannen, zeigt sich in der **reformirten Kirche** wenig Leben auf diesem Gebiete. Namentlich der Kirchengesang war es, der sich einer viel geringern Pflege zu erfreuen hatte, und sogar längere Zeit mannigfachen Widerspruch oder doch wenigstens Abneigung fand. Der reformirte Kirchengesang ist eigentlich in dieser Zeit ein im Gegensatz gegen die frische Entwicklung des lutherischen Kirchengesangs stehendes, getrenntes und fremdes Gebiet.

Luther schloß sich beim Kirchengesangwesen dem Gebrauch der alten Kirche an und wollte bloß aus den alten gottesdienstlichen Formen einen reinen Gottesdienst, und zwar, wie sich von selbst versteht, unter Mitwirkung der ganzen Gemeinde entwickeln. Er wollte nicht, daß die Kunst durch das Evangelium zu Boden geschlagen sey, sie sollte vielmehr dem Dienste dessen geweiht seyn, der sie gegeben. Daher sah er nichts Bedenkliches darinn, die Kunst des alten Tonsatzes auch für den Kirchengesang zu benützen.

Zwingli dagegen und die übrigen reformirten Prediger wollten, wie sie in puritanischem Eifer alle Bilder, Altäre ꝛc. aus den Kirchen fortschafften, auch dem Kirchengesang, an dem die Kunst stets ihren Antheil haben muß, keine Stelle lassen. Die gereinigte Kirche sollte völlig erneut werden in die urchristliche Einfalt, und daher sollte auch vom Gottesdienst rücksichtslos Alles ausgeschieden werden, was nicht auf einem ausdrücklichen Gebot der Schrift gegründet sey. Als es sich in Zürich um Beibehaltung oder Abschaffung des Kirchengesangs handelte, suchte Zwingli den Kirchengesang sogar lächerlich zu machen. Er trug nämlich dem Magistrat eine Bitte um Abschaffung des Kirchengesangs singend vor, und als er gefragt wurde, was dieses sonderbare Benehmen bedeuten solle, antwortete er: „Dieses sey eben nicht sonderbarer, als wenn man Gott seine Bitten mit Gesang und Orgelspiel vortrage."

Doch drangen allmählich die milder Gesinnten, an deren Spitze Dr. Joh. Zwick stand, in der reformirten Kirche durch. Diese wollten zwar den Kirchengesang zulassen, aber doch nur unter den größten Beschränkungen; der Kunstgesang nämlich sollte unter jeder Bedingung und gänzlich von der Kirche ausgeschlossen seyn und in derselben bloß ein Gesang der Gemeinde gebildet werden. Der Verein hoher und tiefer Stimmen in mannigfacher Bewegung und Gegenbewegung wurde für einen papistischen Greuel erklärt.

Für einen solchen Gemeindegesang, nach welchem sich naturgemäß das Bedürfniß auch in der reformirten Kirche je länger, desto mehr regen mußte, erlas man sich nun den **Psalter**, um ihn zu einem evangelischen Gesangbuch umzuarbeiten. So gab Zwick im J. 1536 ein „Gesangbüchlein" heraus, in dessen Vorwort er das Singen der Psalmen durch Bibelstellen rechtfertigt und worinn die Psalmen nach einigen

lutherischen Melodien bearbeitet sind. Darnach führte Eglin einen deutschen Gemeindegesang in Zürich ein. So forderte auch Calvin, der Genfer Reformator, nachdem er die Musik längere Zeit vom Gottesdienst ausgeschlossen, jedoch allmählich bemerkt hatte, daß dadurch die Andacht erkalte, den Clement Marot, den eigentlichen Vater der neuern französischen Dichtkunst, der am Hofe Franz I. zu Paris lebte, auf, Psalmen in Verse zu übersetzen. Derselbe übersetzte zuerst auf diese Bitte dreißig Psalmen, meist nach weltlichen französischen Volksmelodien und Volksliedern, und dieser Psalmengesang wurde nun bald am Hofe Franz I. durch die Vorliebe des Dauphin Heinrich, nachmaligen Königs Heinrich II. zur allgemeinen Mode, so daß z. B. der Dauphin Psalm 42 „wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser" sich zum Lieblingspsalm erwählte und ihn nach einer Jagdmelodie sang, welche heute noch wiederklingt in der Melodie:

„Freu dich sehr, o meine Seele."

Die Herzogin von Valentinois sang Psalm 130 als ihren Lieblingspsalmen nach einem Tanzlied, die Königin Psalm 6 nach einer Melodie über den Gesang der Possenreißer. Man nahm daran nicht den mindesten Anstoß, hoffte vielmehr durch solche geistliche Lieder und das Vertauschen ihres lockern Textes mit einem erbaulichen die schlechten Lieder zu verdrängen. Als Marot jedoch, der neuen Lehre verdächtig, im J. 1542 sich nach Genf flüchtete, dichtete er dort noch zwanzig weitere Psalmen dieser Art und Calvin gab sie im J. 1543 heraus. In der Vorrede will Calvin, daß sie selbst in der Kirche gesungen werden möchten, nachdem er sie dazu eingerichtet (moderée). Im J. 1559 vermochte sodann Calvin seinen als französischen Flüchtling seit dem J. 1549 bei ihm in Genf sich aufhaltenden Jugendfreund Theodor Beza, der unterdessen geistlicher gesinnt wurde, die noch übrigen Psalmen in französische Verse zu bringen, so daß wirklich im J. 1555 der französische Psalter von Calvin in der Kirche eingeführt wurde. Mit Hülfe Guillaume Franc's, hatte Calvin diese Marot'schen und Beza'schen Psalmen für die Kirche vorher noch zugerichtet. Die katholische Kirche verbot nun dieses Psalmensingen aufs Strengste, als eine Hinneigung zum Ketzerthum, aber nur um so eifriger sangen sie jetzt die Calvinisten, und Claude Goudimel, geb. in der Franche Comté ums J. 1510, ein äußerst fruchtbarer Tonsetzer und Lehrer Palestrinas, gab im J. 1562 sechzehn dieser Psalmen vierstimmig und motettenartig nach Art des in der lutherischen Kirche üblichen Tonsatzes bearbeitet, heraus. Die Tonweisen erfand er nicht, sondern paßte diesen, längst vorher schon vorhandenen, aus Volksmelodien entstandenen Tonweisen nach Art der lutherischen Tonsetzer nur die drei übrigen Stimmen an, während er die Tonweisen ganz unverändert ließ. Er ward dafür in der Bartholomäusnacht 1572 zu Lyon mit 1300 andern Hugenotten ermordet.

Von seinen Psalmen haben sich ins neueste W. Choralbuch gerettet die Melodien:

„Wenn wir in höchsten Nöthen seyn" — der 140. französische Psalm: O Dieu donne moi délirance;

„Der Tag ist hin, mein Jesu" — der achte Psalm; ursprünglich: „O höchster Gott, o unser lieber Herre.

„Mein Alter tritt mit Macht" — aus F Dur — f c b a g f g a.

„O selig Haus, wo man dich" — aus D Dur, d fis g a a a fis g a h a.

In demselben Jahr als Goudimels vierstimmige Tonsätze über die Melodien des französischen Psalters erschienen, also im J. 1562, hatte zu Königsberg der Professor der Rechte, Ambrosius Lobwasser seine deutsche Uebersetzung der Psalmen Marots und Beza's, wobei er sich genau nach den vorliegenden Melodien des französischen Psalters richtete, vollendet. 1565 überreichte er sie seinem Herzog und 1573 traten sie in Leipzig ans Licht. Dadurch fanden denn diese französischen Psalmen nach Goudimels Tonsatz auch im reformirten Deutschland bald große Verbreitung und die reformirte Kirche hat somit auch dem kunstmäßigen Kirchengesang allmählich ihre Thore geöffnet und in der spätern Hälfte unseres Zeitraums und noch darüber hinaus gerade in demselben Tonsatz gesungen, wie die lutherische Kirche; denn auch bei Goudimels Tonsatz lag die Melodie im Tenor.

Bei solcher ausschließlichen Vorliebe für den Psalter, wie sie in der reformirten Kirche vorherrschte, und bei solchem gerade während der ersten Begeisterung und Erregung für die evangelische Lehre vorhandenen längern Widerspruch gegen den Kirchengesang konnte auch das Kirchenlied in der reformirten Kirche zu keiner rechten Entfaltung und Blüthe kommen. Denn wenn nicht in den Kirchen gesungen werden sollte, so war ein Hauptnerv für die Dichtung des Kirchenliedes abgeschnitten. Ueberhaupt aber hat die reformirte Kirche in ihrer nüchternen Verstandesrichtung mehr den Verstand und das Lehrhafte in der Predigt im Auge, und Gefühl, Phantasie und Begeisterung, die wesentlichen Bedingungen der Blüthe der Dichtkunst, sind darniedergehalten. So blieb denn auch später, als man in der reformirten Kirche den Kirchengesang einließ, die dichterische Thätigkeit der reformirten geistlichen Liederdichter fast ganz auf die Bearbeitung von Psalmen beschränkt, und selbst noch beinahe bis in unsere Zeit herein begnügte sich die reformirte Kirche mit den trockenen Lobwasserschen Psalmenübersetzungen und hat auch in den kommenden Zeiträumen nur wenig Liederdichter von besonderem Werth aufzuweisen.

Die reformirten Liederdichter, die in unserm Zeitraum auftraten, sind:

1) Straßburger — Capito, Dachstein, Pollio, Vogtherr, Greitter, Oehler, Frosch u. s. w.
2) Schweizer — Zwingli, mit einem Lied über die Engel „Herr Gott dich loben alle wir", Aberlin, der im J. 15[illegible]1 die ganze Bibel in drei Gesänge brachte; Jakob v. Annwyl, Dachser, Leo Jud u. s. w.
3) Schwaben — Ambrosius Blarer, Zwick.

Von letzterem allein, von Zwick, befindet sich ein Beitrag im W. Gesangb.; daher in Kürze noch die Schilderung seiner Lebensumstände:

Zwick, Johann, Dr., ist geboren in Constanz am Bodensee. Er studirte in Basel und Freiburg die Rechtswissenschaft und war bereits zu Bologna Doktor der Rechte geworden. Als aber das Licht des Evangeliums seinen hellen Schein verbreitete, ward auch er als einer der Erstlinge von diesem Scheine angezogen und aus Liebe zu dem neugeschenkten Wort Gottes entschloß er sich, Theologie zu studieren. Später wurde er Pfarrer zu Riedlingen an der Donau im jetzigen würtembergischen Oberschwaben. Er wurde jedoch im J. 1525 von dort wegen seiner freien Predigten von der evangelischen Wahrheit und wegen seines großen Eifers für das reine Evangelium von den Papisten vertrieben. Hierauf flüchtete er sich in seine Vaterstadt Constanz, wurde dort in demselben Jahre noch Prediger und wohnte von dort dem theologischen Convent in Wittenberg im J. 1536 bei. Er starb im Jahr 1542.

Er hat acht geistliche Lieder gedichtet, und „Todesbereitungen" geschrieben; auch verwandte er großen Fleiß bei der Ausgabe des N. Testaments vom J. 1535.

2) Die Zeit der Lehrstreitigkeiten unter den Schülern der Reformatoren. 1560—1618.

Von Barth. Ringwaldt bis Joh. Heermann.

Das Feuer der ersten Begeisterung für die Sache des evangelischen Glaubens fängt allmählich zu erlöschen an, der freudige Muth, mit welchem man den gemeinsamen Feind, die Papisten, angegriffen, schwindet, und es entstehen allerlei Zerwürfnisse im Heerlager der Evangelischen selbst. Unter einander selbst uneins stritten sie sich nun in trockenen, dürren, dogmatischen Streitereien über einzelne Lehrpunkte. Mißtrauen und böser Argwohn zerriß vollends immer mehr das Band des Friedens unter ihnen selbst und gegenseitige Anfeindung und Haß zerstörten die frische, jugendliche Begeisterung und die Einigkeit im Geist. Vorher kampfesfreudig, nun allmählich ermattend und erlahmend und des Streitens müde, das war der innere Lebensgang der evangelischen Kirche in dieser Zeit.

Kein Wunder, daß darunter auch die Kraft und Innigkeit des Kirchenlieds zu leiden hatte und die frischen Liedertöne allmählich unter dem gelehrten Streit verhallten und ein trockenes, lehrhaftes Gepräge annahmen. Auf die erste Erhebung der Gemüther trat eine Ermattung des Dichtergeistes ein. Was vorher aus lebendigem Glaubensdrange und innerem Lebenstriebe kam, wurde nun bei manchen Dichtern dieser Zeit zum bloßen Gewerbe. Dabei wurde in diesen Wirren auch die Sprache unfügsam, Ausdrucksweise und Versbau ver-

nachläßigt, Flecksylben und dergleichen kamen in Gebrauch und eine gezwungene Bildersprache sollte die verloren gegangene Kraft und Innigkeit ersetzen. Wie schon Nik. Hermann am Ausgangspunkt der vorigen Zeit viele trockene, werthlose Reimereien über die Sonntagsevangelien, über die Historien von der Sündfluth geliefert hatte, so tauchten nun eine Menge trockener dogmatischer Lehrgedichte und matte Reimereien von Evangelien, biblischen Capiteln 2c. auf. Lobwasser fand in seinen Uebersetzungen David'scher Psalmen in gereimter Prosa gar viele Nachahmer. Samuel Hebel schrieb 1571 gereimte Sonntagsevangelien für Kinder, Hausväter 2c., und eine Schulmeisterin, Magd. Heymair, reimte 1579 alle Sonntagsepisteln. Die Klage, die schon Luther anstimmen zu müssen glaubte über „ungeschickte Köpfe, die ihren Mäusemist unter den Pfeffer mengten", ward nun erst recht zur Wahrheit. Schon bei Herausgabe seines durch Valent. Bapst im J. 1545 gedruckten Gesangbuchs sah sich Luther gedrungen, auf das Titelblatt die Warnung zu setzen:

„Viel falscher Meister jetzt Lieder tichten.
Sihe dich für und lern sie recht richten:
Wo Gott hin bauet sein' Kirch' und sein' Wort,
Da will der Teufel seyn mit Trug und Mord."

Doch zeigen sich immer noch schöne Spuren der alten Glaubenskraft und eine fromme Innigkeit und Einfalt bei den bessern Liederdichtern dieser Zeit, einem Ringwaldt, Selneccer, Schalling 2c. Für diese Dichter steht jedoch schon neben Luther Nik. Hermann mit seiner volksmäßigen Manier als Muster da. Besonders Ringwaldt, der ausgezeichnetste Liederdichter dieser Zeit, singt ganz in der Weise des Nik. Hermann und ahmt, obwohl in neuerer und härterer Form, dessen kindliche Naivität und Volksmäßigkeit nach, ebenso Schalling, Joh. Pappus. In Helmbold ist sogar — nach Gervinus Urtheil — eine Abart der Nik. Hermann'schen Art zu schauen. Bereits zeigt sich auch ein Uebergang zu der subjektiven Gesangweise der künftigen Zeit, und Ph. Nicolai mit seiner schwunghaften Poesie und seinen geistlichen Liebesklängen in der Weise des hohen Lieds steht als Vorläufer dieser Richtung da, zugleich aber beschließt er die Reihe derer, die seither sich nicht scheuten, ein weltlich Volkslied geistlich zu überarbeiten und in die Kirche einzuführen.

Es sind aus dieser Zeit hauptsächlich folgende Dichter zu erwähnen:

Ringwaldt, Bartholomäus, geb. zu Frankfurt a. O., im J. 1530. Siebenundzwanzig Jahre alt, trat er ein geistliches Amt an und hatte 1567 bereits zweien Gemeinden als Prediger vorgestanden, als ihm die Pfarrei Langfeld im Amte Sonnenburg in der Neumark übertragen wurde. Auf das Dichten legte er sich erst im spätern Lebensalter, um, wie er selbst sagt, „seinen Beruf nützlicher zu machen." Seit dem J. 1580 ließ er nun viele geistliche Lieder, Ermahnungs-

und Erbauungsschriften im Druck ausgehen. Seine erste Frau starb ihm, worauf er längere Zeit ein sehr gebeugter Wittwer war, wie er dieß herzbewegend selbst schildert:

— — — wird er der Kinder was gewahr,
So blutet ihm das Herze gar
Und spricht mit Thränen zu den Klein':
„Wo ist nu unser Mütterlein?"
— — — — — — —
Legt er sich dann in seine Kammer,
So sieht er nichts als eitel Jammer,
Betracht't sein Elend für und für,
Und schläft nicht viel, das glaube mir.
— — — — — — —
Von welchem Harm und Ungemach
Er in die Länge wird recht schwach
Und stürb' auch wohl ob solchen Sach'n,
Wenn er es nicht sollt anders mach'n.

Daher verheirathete er sich auch zum zweitenmal, obwohl schon zweiundsechzig Jahre alt, ums J. 1592, und zwar mit einem jungen Mädchen, Dorothea, Johannes Krügers, Stadtschreibers zu Krossen, Töchterlein. In einem Gedichte ruft er aus:

„Ich wär' lang todt, wenn ich mich hätt
Nicht wiederum beweibet."

Ein heiteres und munteres Wesen spricht aus seinen Arbeiten, die er noch in den sechziger Jahren schrieb. Später jedoch trübten allerlei Leiden, unaussprechliches Unglück, Pest, Hunger, Feuersbrünste, Ueberschwemmungen und Landplagen aller Art das sonst so heitere Gemüth des Dichters, so daß er „von solcher Welt der Trübsale und unerhörten Leiden nichts mehr hoffte."

Er hatte es stets als seinen Beruf geachtet, freimüthig seiner Gemeinde und der ganzen Welt die lautere Wahrheit zu sagen und seine Nebenmenschen zu bekehren. Daher gab er auch 1585 ein Buch heraus, das noch zu seinen Lebzeiten ein Lieblingsbuch aller Stände wurde, und von 1585 bis 1598 zehn Auflagen erlebte — **„die lauter Wahrheit"** betitelt. Er schildert darin, wie sich ein weltlicher und geistlicher Kriegsmann in seinem Beruf verhalten soll, wobei er freisinnig alle Gebrechen in den Zuständen des lieben Vaterlands enthüllt und keines Alters und Standes schonet. Sein Zweck dabei war:

Die Menschen möchten zu dem Herr'n
Sich von dem bösen Wandel kehr'n.

Als ein solcher treuer Wahrheitszeuge zog er sich aber gar viele Feinde zu; er blieb jedoch standhaft bei Allem, wovon er glaubte, daß es seinem Berufe zukäme und Gott wohlgefällig sey. „Will derent„wegen" — sagt er daher einmal — „aller Neider, Spötter und heim„lichen Feinde ungeachtet nach verliehenen Gaben mit Lehren, Strafen, „Tröſten und Vermahnen procediren und die lauter Wahrheit schreiben „und wenn der Teufel mit allen seinen Gliedmaßen darüber berſten „sollt." Auch mit seinem **„treuen Eckart"** vom J. 1588 wollte er

zur Bekehrung der Welt wirken. Denn er sagt in der Vorrede: „Und alldieweil denn jetzund die Menschenkinder rechtschaffen roh, sicher, gottlos und vergessen sind und neben dem der Tag des Herrn so nahe herbeikommen (er prophezeite ihn aufs Jahr 1684), als habe ich allhie nach Vermögen meines Pfundes allen gottseligen und betrübten Christen zum Trost, den unbußfertigen Sündern aber zur Verwarnung, eine feine geistliche Parabel vom treuen Eckart geschrieben, welcher in seiner Krankheit solle entzückt und von einem Engel in den Himmel und hernach wieder in die Hölle geführt worden seyn, deren beider Zustand er nach seiner Erwachung den Menschen auf Erden melden solle."

Ringwaldt starb wahrscheinlich im J. 1598 und ward in seiner Kirche zu Langfeld begraben, wo man noch im J. 1750 den Ort seiner Ruhe zeigte. Nach sichern Anzeigen war er jedenfalls im J. 1600 schon todt.

Ueberall zeigt er sich als einen freien, unerschrockenen Wahrheitszeugen. Als Geistlicher hielt er das Strafamt für die Hauptpflicht eines jeden Predigers und als Lutheraner verfocht er eifrig die Lehren seiner Kirche; als redlicher Deutscher eiferte er gegen den Verfall der Zucht und Ordnung und alle Laster, wodurch deutsche Sitte am meisten untergraben ward. Er galt zu seiner Zeit und noch lange nachher für einen vortrefflichen Liederdichter. Seine Lieder zeichnen sich auch wirklich aus durch ihre einfache, kräftige Sprache in Luthers Geist; um den Wohlklang kümmerte er sich aber wenig, obwohl er etwas Edles, Eindringliches, ja zuweilen Erhebendes in seiner nicht eben milden Sprache hat. Er ist ein didaktischer Dichter, das Lehrgedicht in Nik. Hermanns Manier herrschte bei ihm vor; Erfindungsgabe hatte er wenig und besaß auch keine sonderlichen Dichtergaben; die Dichtkunst war ihm nur ein Mittel zu dem Zweck, jedem seiner Nebenmenschen das Wahre und Rechte zu sagen und dieß that er einfach, naiv und mit vieler Treuherzigkeit.

Die Hauptsammlung seiner geistlichen Lieder ist vom Jahr 1581 und hat den Titel: „Evangelia, auff alle Sonntag und Fest durch's ganze Jahr neben etzlichen Bußpsalmen in Reim und Gesangweise verfieret" rc. Im gleichen Jahr erschienen von ihm „Trostlieder in Sterbensläuften". Das Jahr zuvor war von ihm auch „der christliche Spiegel" erschienen.

(Quellen: Barth. Ringwaldt und Benj. Schmolk. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte des **XVI.** und **XVII.** Jahrhunderts von Hoffmann v. Fallersleben. Breslau 1833. Joh. Jak. Wippel, Prorektor in Berlin — Leben des Märkischen Predigers und Liederdichters Barth. Ringwaldt. Berl. 1751.)

Selneccer, Dr., Nikolaus, der vertraute Schüler Melanchthons. Er wurde den 6. Dezember 1530 zu Hersbrück bei Nürnberg geboren, wo sein Vater Notarius des Raths war. Schon als Knabe von zwölf Jahren wurde er wegen seiner Kenntniß in der Musik be-

stellt, die Orgel in der Burgkapelle zu Nürnberg zu spielen und verdiente dafür seinem Vater jährlich acht Thaler und zwei Fuder Holz. Dadurch wurde er auch dem römischen Kaiser Ferdinand, bei dessen öfterer Anwesenheit in Nürnberg, bekannt und sein munteres Wesen, so wie seine Kenntnisse in der Musik erwarben ihm die Gunst der kaiserlichen Sänger. Der Kaiser verlangte, er solle in der Vesper das Magnificat vor ihm spielen, bei welcher Gelegenheit er ihn dann heimlich nach Böhmen oder Spanien fortschaffen lassen wollte. Sein Vater wurde jedoch noch rechtzeitig vor der seinem Sohne drohenden Gefahr gewarnt. Er studierte hierauf vom J. 1549 an in Wittenberg, wo er dem Melanchthon ins Haus und an den Tisch gegeben war, und auch bald, durch Gelehrsamkeit sich auszeichnend, Vorlesungen halten konnte. Im J. 1558 kam er als Hofprediger und Reformator des churfürstlichen Prinzen Alexander nach Dresden, wo er besonders auch für die Bildung der Kapellknaben und des Sängerchors sehr thätig war. In seinem Hofpredigeramte sagte er die Wahrheit unerschrocken, sonderlich bei dem einschleichenden Cryptocalvinismus, wodurch er sich allerlei Neid und Verfolgung zuzog. Er konnte sich deßhalb auch nicht länger am Hof in Dresden halten und gab im J. 1565 seine Entlassung ein. Am 15. Merz zog er ab, nachdem er noch über Psalm 141 gepredigt hatte. Auf Empfehlung der Wittenberger Theologen wurde er nun Professor der Theologie zu Jena. Als Freund des Melanchthon wurde er hier des versteckten Calvinismus beschuldigt, und seine Freundschaft mit diesem Lehrer seiner Jugend verwickelte ihn in viele und heftige Händel mit den Anhängern des strengen Lutherthums. So ward er denn in Jena als Irrlehrer verdächtigt und seines Amtes entsetzt. Seine Feinde verdrehten seinen Namen boshaft und nannten ihn den „Seelhenker". Hierauf kam er im J. 1568 als Professor der Theologie, Generalsuperintendent und Pastor zu St. Thomä nach Leipzig an Viktorin Striegels Stelle. Hier war er gleichfalls für den Kirchengesang und die Bildung eines besondern Sängerchors sehr emsig und erfand auch mehrere Melodien, z. B. „Nun laßt uns Gott den Herrn." Zwei Jahre später wurde er Hofprediger des Herzogs Julius von Braunschweig zu Wolfenbüttel, wo er die Reformation durchführte und bei der Errichtung der Universität Helmstädt großen Einfluß hatte. Hier verfolgten ihn nun die Cryptocalvinisten mit allerlei Verleumdungen, weil er sich auf's Bestimmteste für die reine Lehre erklärt hatte. Nachdem er die Braunschweig'schen und Oldenburg'schen Kirchen in beste Ordnung gestellt, wurde er im J. 1574 wieder auf seine alte Stelle nach Leipzig berufen. Von da aus hatte er an der Bearbeitung und Einführung der Concordienformel, die endlich im Mai 1577 zu Kloster Bergen zu Stand kam und die Zwietracht unter den lutherischen Theologen und Predigern beilegen sollte, mit Jakob Andreä von Würtemberg den größten Antheil. Sie ward aber eine wahre Zwietrachts-

formel statt einer Eintrachtsformel und in Folge der über sie entstandenen heftigen Calvinistischen Streitigkeiten wurde nun Selneccer, den Fabricius als den bittersten Gegner der Papisten, Calvinisten und Anhänger des Flacius schildert, durch die zur Herrschaft gelangte Cryptocalvinistische Partei, besonders den Kanzler Crell zu Dresden und Dr. Gündermann im J. 1589 von seinen Aemtern entsetzt und zum zweitenmal von Leipzig verdrängt. Bei seiner Entlassung schrieb er ganz gelassen und unerschrocken an die Wand seiner Studierstube das Distichon:

„promtus ad exitium, si sic tibi, Christe, videtur,
quantumvis morbis canitieque senex."

zu teutsch: „Ich, der ich krank und schwach und nah' dem Grabe bin,
Geh, Herr! nach deinem Rath getrost ins Elend hin."

Man duldete ihn nicht einmal in der Stadt, wo er ein eigenes Haus besaß, sondern drohte ihm mit Einkerkerung, wenn er sie nicht verlasse. Selbst gegen alle Glieder seiner Familie wüthete der Haß seiner Feinde; auch sein Sohn und Schwiegersohn wurden ihrer Kirchenämter entsetzt. Unstät und flüchtig mußte er nun im Elend umherirren. Zunächst suchte er seine Zuflucht in Halle und Magdeburg und da sie ihm dort nicht ward, in Braunschweig, wo er Superintendent zu Hildesheim wurde. Im J. 1592 aber wurde er endlich nach dem Sturz der Cryptocalvinischen Partei und nachdem seine Hauptfeinde gefangen auf die Veste Königsstein gesetzt waren, wieder in seine Aemter zu Leipzig eingesetzt. Allein bald nach seiner Zurückkunft starb er und ward aus einem Leben voll Unruhe und Streit zur ewigen Ruhe eingeführt, die noch vorhanden ist für das Volk Gottes. Er reiste nämlich schon ganz matt und schwach nach Leipzig, auf das er sich recht kindlich freute. Als er immer schwächer ward, sprachen ihm seine Freunde zu, unterwegs auszuruhen. Er aber eilte nach Leipzig, denn daselbst wollte er sterben und begraben werden. Dort am 20. Mai angelangt, rief er den fünften Vers aus Psalm 77 aus, und legte sich in höchster Leibesschwachheit auf das Sterbebett. Als seine Kollegen ihn befragten: „Ob er auf die Lehre, die er so viele Jahre freudig bekannt, sterben wolle?" hat er es mit einem tiefen Neigen des Hauptes bekräftigt und ist dann in stillem Frieden den 24. Mai 1592 sechzig Jahre alt entschlafen.

Sein Leichenredner hat von ihm bekannt: „Er ist nicht ein Wetter-„hahn und Wendehals gewesen in der Lehre christlicher Religion, und „hat sich nicht als ein Rohr gehalten, das der Wind hin und her „wehet, auch nicht ein Mensch in weichen Kleidern, der um Herren-„gunst und weltlichen Ehren willen zu allen Veränderungen in Re-„ligionssachen sich hätte bewegen lassen, sondern in einmal erkannter „und bekannter Wahrheit ist er die Zeit seines Lebens fest und treu „verblieben und bis in die Gruben hinein verharret." Er war wirklich ein frommer und sanftmüthiger Mann, im Feuer der Trübsal

bewähret. Sein Wahlspruch war: „Mein Heil stehet in deinen Händen“ Psalm 31, 10., und zum täglichen Gebet hatte er sich selbst den Vers gedichtet:

Laß mich dein seyn und bleiben,
Du treuer Gott und Herr!
Von dir laß mich nichts treiben,
Halt mich bei reiner Lehr.
Herr! laß mich nur nicht wanken,
Gieb mir Beständigkeit;
Dafür will ich dir danken
In alle Ewigkeit.

Nächst Ringwaldt ist er der beliebteste und ausgezeichnetste Liederdichter dieser Zeit. Im J. 1587 gab er zu Leipzig seine Lieder gesammelt, heraus, unter dem Titel: „christliche Psalmen, Lieder und Lobgesänge, darinn die Psalmen in lateinischen und teutschen Versen übersetzt, auch andere geistreiche Lieder mit Melodien und Noten sich vorfinden.“ Weiteres über ihn vergl. Thl. II. 112. 209.

(Quellen: Joh. Andreas Gleich's Reformationshistorie der chursächsischen Albertinischen Linie. 1730. S. 92 f.)

Helmbold, M. Ludwig. Er ward geb. den 13. Jan. 1532 zu Mühlhausen in Thüringen, also in demselben Jahr mit Selneccer; er trat aber vor ihm und Ringwaldt als Dichter auf. Nachdem er zu Leipzig und Erfurt studiert hatte, wurde er im J. 1561 Conrektor an der Augustinerschule zu Erfurt, 1571 Rektor in Mühlhausen, seinem Geburtsort, das Jahr darauf Diakonus, und endlich im J. 1586 Pastor und Superintendent daselbst. Als er zu diesem Amt erwählt wurde, soll er eine solche Bangigkeit bekommen haben, daß er vor Schwermuth drei Nächte nicht schlafen und vor Zittern kaum eine Collekte in der Kirche singen konnte. Er war der fruchtbarste Dichter seiner Zeit. Sein Amtsvorfahr M. Starne nannte ihn wegen seiner vielen Lieder „den deutschen Assaph“, und auf dem Reichstag zu Augsburg im J. 1566 setzte ihm der Kaiser Maximilian II. mit eigener Hand den Lorbeerkranz aufs Haupt. Er starb 12. Apr. 1598.

Seine Lieder erschienen schon vom J. 1563 an. Zwei Sammlungen derselben gab er selbst heraus, nämlich: geistliche Lieder über etliche Psalmen. Mühlhausen. 1572. und „dreißig geistliche Lieder auf die Feste 1594,“ wozu sein Cantor Joachim von Burgk und Eccart Melodien lieferten. Obgleich mehrere recht gute Lieder von ihm gedichtet wurden, mag Gervinus doch nicht Unrecht haben, wenn er von seinen Liedern im Ganzen sagt: „Man gleitet in ihnen in die tiefste Prosa der Meistersänger, — eine Abart der Nik. Hermann'schen Manier“. Er schrieb auch zwei Bände gereimte Evangelien unter dem Titel: „schöne geistliche Lieder über alle Evangelien. 1615.“

Schalling, Martin, ein Straßburger von Geburt und Schüler des Melanchthon. Er ward geb. 21. April 1532 im gleichen Jahr mit Selneccer und Helmbold. Unter Melanchthons Leitung studierte er im J. 1550 zu Wittenberg, und wurde hierauf im J. 1558

evangelischer Prediger zu Regensburg, dann Pfarrer in Vilseck in der Oberpfalz, und hierauf Superintendent in Amberg. Dort wurde er, weil er die Unterschrift der Concordienformel im J. 1578 verweigerte, verhaftet, und obgleich er versöhnlichen Geistes den Mittelweg gehen wollte, seines Amtes entsetzt. Zuletzt wurde er Prediger in Nürnberg an der Marien- oder Liebfrauenkirche, wo er, nachdem er als ein wahrhaft frommer Mann und treuer Seelsorger fünfzig Jahre lang das evangelische Predigtamt verwaltet hatte, den 29. Dezember 1608 starb.

Er dichtete seine geistlichen Lieder in Nik. Hermanns volksmäßiger Manier, und ward durch sein Lied: „Herzlich lieb hab ich dich" der Liebling vieler frommen Seelen.

Bienemann (Melissander), Dr., Caspar, ein Nürnberger von Geburt und Schüler des Matthias Flacius. Im J. 1540 wurde er geboren und studierte zuerst in Jena, als Flacius, der heftigste Gegner Melanchthons, dort lehrte und den synergistischen Streit anfachte, dann zu Tübingen. Zuerst wurde er Professor in Lauingen, hierauf Abt zu Bahr und Generalsuperintendent zu Pfalz-Neuburg. Er war der griechischen Sprache so kundig, daß ihn Kaiser Maximilian II. als Dollmetscher nach Griechenland schickte, wo er seinen Namen griechisch in Melissander umwandelte. In den heftigen synergistischen Lehrstreitigkeiten verlor er unter allerlei schweren Verfolgungen seine Stelle zu Pfalz-Neuburg und gieng hierauf nach Jena. Hier wurde er im J. 1571 Doktor der Theologie und bald darauf Informator der Kinder des Herzogs Johann Wilhelm von Sachsen Weimar. Nachdem er dort von 1571—1573 seinem Amt mit solcher Treue vorgestanden war, daß der Herzog im Testament seinen Söhnen als letzten Willen hinterließ, sie möchten ihn doch ja allezeit gut versorgen, ward er im J. 1573 dennoch auch von dieser Stelle vertrieben, nachdem sein Gönner, der Herzog, die Augen geschlossen hatte. Er ward nämlich beschuldigt, ein Anhänger des Flacius zu seyn, der die strenge lutherische Lehre vom gänzlichen Unvermögen des Menschen festhielt und die Erbsünde gar für das Wesen des Menschen erklärte, und selbst ein Fußfall, den die verwittwete Herzogin Susanna seinetwegen bei dem Churfürsten August von Sachsen that, konnte das Unglück von seinem Haupte nicht abwenden. Nachdem er lange in der Verbannung gelebt, kam er endlich 1578 als Generalsuperintendent nach Altenburg, und führte dort die für den Unterricht der Jugend und der christlichen Bildung des Volks sehr heilsamen Katechismus-Examina ein. Dort beschloß er auch seinen Glaubenslauf am 12. September 1591.

Sein Wahlspruch war: »mortuus, en vivo!« (2 Cor. 6, 9. „als die Sterbenden und siehe wir leben") und zum täglichen Gebet hatte er sich den Vers erwählt:

Glaub, Lieb' und Hoffnung mir vermehr,
Zuletzt ein selig's End' bescheer!
Das ist allzeit mein höchst Begehr';
Ach Gott! mir diese Bitt' gewähr'.

Er dichtete im Ganzen fünf geistliche Lieder in den Jahren 1573 und 1574, und gab heraus: „christliche Reimgebete und Symbola durchlauchtiger Personen". Erfurt, 1589; auch ein „Trostbüchlein in hohen geistlichen Anfechtungen und schwermüthiger Traurigkeit", und ein „Ehebüchlein", von dem die alten Chroniken als Merkwürdigkeit anführen, daß es fünfzehn Jahre lang unter der Erde gelegen und ganz unversehrt geblieben sey, so daß es nun zum Gedächtniß in der Hauptkirche zu Weimar aufbewahrt werde.

(Quellen: Joh. Heinrich Acker, Rektor zu Rudolstadt, das Leben Bienemanns. 1717.)

Moller, Martin, ein Sachse. Er ward in der Nähe von Wittenberg zu Kropstädt am 10. November 1547 geboren als eines armen Maurers Sohn. Er studierte zu Wittenberg, wurde Cantor, darnach Diakonus zu Lemberg, 1572 Pfarrer zu Kesselsdorf, 1575 Pfarrer zu Sprottau, und endlich 1600 Oberpfarrer in Görlitz. Hier verlor er ein Jahr vor seinem Tode durch den Staar das Gesicht. Deßhalb mußte er sich, weil er das ihm so lieb gewordene Wort Gottes dennoch fort und fort seiner Gemeinde verkünden wollte, die Texte, über die er predigen wollte, vorlesen lassen und sodann darüber meditiren. Zu dieser Noth der Blindheit gesellten sich dann auch noch heftige Steinschmerzen, die endlich am 2. Merz 1606 seine Lebenskraft verzehrten. Er war ein Mann von inniger, herzlicher Frömmigkeit, und seine Heimfahrt war zu Gott. Sein Symbolum war: **»memento mori!«**

Seine Lieder stehen in seinen **Meditationes S. S. patrum.** Görlitz, 1584, und in seinem **Manuale de praeparatione ad mortem.** Görlitz, 1593, welches achtzig Sterblieder enthält.

Behemb (**Böhme**, **Behemus**), Martin, aus der Lausitz, wo er am 16. September 1557 in Lauban als der Sohn des dortigen Stadthauptmanns geboren wurde. Als eine fürchterliche Pest ausbrach, gieng er nach Wien und verdiente sich dort seinen Lebensunterhalt durch Informiren; durch Unterstützung des Professors Sturm konnte er, der von Haus arm war, endlich die Universität Straßburg beziehen. 1580 wurde er sodann Diakonus und später Oberpfarrer in seiner Vaterstadt Lauban. Dort starb er vierundsechzig Jahre alt, am 5. Februar 1622.

Er war ein Dichter voll tiefen innigen Gefühls. Sein ganzes Leben hindurch vertiefte er sich in die Passion Christi, um sie sich und Andern tief ins Herz zu prägen. Er verfaßte daher auch 150 Predigten über die Passion und brachte das Mark dieser Predigten wieder in 150 Reimgebete. Diese sind ein Bestandtheil seiner geistlichen Lieder, die gesammelt erschienen unter dem Titel: **Centuriae tres**

precationum rythmicarum oder andächtige Reimgebetlein. Lauban. 1606. 1608 und 1614.

Nicolai, Dr., Philipp, geb. 10. Aug. 1556 in Mengeringhausen in der Grafschaft Waldeck, wo sein Vater Pastor war. Er war unter wechselnden Schicksalen Prediger an verschiedenen Orten. Zuerst in seinem Geburtsort in Mengeringhausen, dann in Hirdike, von wo er jedoch im J. 1583 von den Papisten vertrieben wurde, denn er zeigte gar großen Eifer und Glaubensmuth in Vertheidigung des evangelischen Glaubens gegen Papisten und Calvinisten, und schrieb deßhalb viele Streitschriften. Hierauf kam er nach Köln, dann im J. 1587 nach Wildungen, wo er Hofprediger des Grafen zu Waldeck war, und darauf nach Unna in Westphalen. Hier wüthete im J. 1597 eine über ganz Westphalen sich verbreitende Pest aufs Grausamste, so daß in kurzer Zeit über 1400 Personen in Unna daran starben. Diese sah Nikolai alle vor seinem Fenster der Reihe nach beerdigen. Er selbst aber blieb, obgleich viele seiner nächsten Blutsfreunde starben und sein eigen Haus ergriffen ward, von der Pest unberührt. Da brachte er in diesen Tagen, wo die Leute umhergiengen, wie 5 Mos. 28. geschrieben ist, seine Zeit mit täglichen Todesbetrachtungen zu, wandte sich mit seinen Gedanken von der Welt ab und vertiefte sich in die Frage vom ewigen Leben, worüber er ganz fröhlich im Geist wurde, also daß er seiner Schrift, in die er seine damals gehaltenen Betrachtungen niederlegte, den Titel gab: „Frewden Spie„gel des ewigen Lebens, das ist gründliche Beschreibung deß herr„lichen Wesens im ewigen Leben, sampt allen denselben Eigenschaften „und Zuständen, auß Gottes Wort richtig und verständlich eingeführt: „auch ferner wohlbegründete Anzeig und Erklärung, was es allbereit „für den jüngsten Tag für schöne und herrliche Gelegenheit habe mit „den außerwehlten Seelen im himmlischen Paradiese. Allen betrübten „Christen, so in diesem Jammerthal das Elend auf mancherlei Wege „bawen müssen, zu seligem und lebendigem Trost zusammengefasset „durch Ph. Nicolai, der h. Schrift Doktor und Diener am Wort „Gottes zu Hamburg. Franff. a. M. 1599." In diesem Buch stehen als Anhang aus solcher Gesinnung hervorgegangen die vier Lieder, die er gedichtet hat, unter welchen vornämlich die zwei: „Wachet auf, ruft uns" — und „Wie schön leucht't uns" seinen Namen unsterblich gemacht haben. Neben dem, daß er zu Abfassung dieses Buchs die Schrift durchforschte, las er besonders auch Augustins Traktate, namentlich **de civitate Dei** und „bieß die hohen Geheimnisse wie Nüßlein auf und langte die wundersüßesten Kerne heraus". Sonst waren auch seine Lieblingsschriften, mit denen er sich am meisten beschäftigte, die Propheten Ezechiel, Daniel und die Offenbarung Johannis. Aus letzterer prophezeite er den Untergang der Welt auf das Jahr 1670, wie Ringwaldt einst auf das Jahr 1684. Von Unna kam er endlich, nachdem er daselbst im J. 1594 von Wittenberg den Titel

eines Doktors der Theologie erhalten hatte, im J. 1598 als Pastor nach Hamburg an die St. Catharinenkirche, wo er den berühmten David Scheidemann und Jak. Prätorius zu Organisten hatte. Hier ward er im zweiundfünfzigsten Jahre schon eingeführt zu den Freuden des ewigen Lebens am 26. Okt. 1608. Der Hamburger Prediger M. Dedeken hielt ihm die Leichenpredigt über Offenb. 14, 13. Seine Werke sind im J. 1617 in drei Folianten zusammengedruckt.

Nicolai hat in seinen Liedern, die sich vor allen andern zu seiner Zeit entstandenen durch hohen Schwung und innige Liebesgluth zum Herrn auszeichnen, am Schlusse dieses Jahrhunderts eine Saite angeschlagen, die in den folgenden Zeiten in den Jesusliedern, in den Liedern himmlischer Minne, nicht ohne reichen Nachklang geblieben ist und zuerst bei einem Joh. Scheffler und Joh. Frank volltönend uns entgegenklingt. Weiteres über ihn vergl. Thl. II. Nro. 634.

Herberger, Valerius, Pfarrer zu Fraustadt in Großpolen, geb. 21. April 1562 in derselbigen Stadt. Sein Vater lebte dort als Kürschner und Poet dazu. Der verwandte viel auf des Sohnes Erziehung und sagte oft: „Dieser Sohn muß mir studieren und wenn ich's soll erbetteln." Als er ihn zum erstenmal zur Schule führte, gieng er zuvor mit ihm in die Kirche und rief Gott über ihm an, daß er doch ein Gefäß der Barmherzigkeit und brauchbares Werkzeug der Kirche aus ihm machen möchte. Da der Knabe erst neun Jahre alt war, starb der treubesorgte Vater. Der Mutter wurde es gar sauer ihn recht zu versorgen, sie mußte zwei Jahre lang in einer schweren, theuren Zeit sich und ihre drei Kinder mit der Grützemühle ernähren. Da hätte Valerius fast müssen ein Schuhmacher werden, denn so wollte es sein Stiefvater haben — die Mutter hatte sich nun wieder verheirathet. Allein seiner Mutter Schwester, eine Metzgersfrau, Georg Wendens Weib, nahm ihn zu sich. Diese nahm aber Herberger auch einst wieder zu sich, als sie alt und wohlbetagt war, und verpflegte sie sechs Jahre lang bis an ihr Lebensende. Vor Allem nahm sich aber seiner sein Pathe, Pastor Martin Arnold an; der wurde sein zweiter Vater und brachte ihn 1579 nach Freistadt in Schlesien zu einem Bäcker in die Kost, damit er dort studieren könne. Des Vaters Gebet sollte erhöret werden. Dort konnte er drei Jahre lang durch die Mildthätigkeit vieler hohen und niedern Personen die Kosten für das Studieren erschwingen und der Stadtschreiber Scultetus nahm ihn bald als Hofmeister seiner Söhne in sein Haus auf. Hierauf studierte er auch noch in Frankfurt a. d. O. und in Leipzig die Theologie; in letzterer Stadt hielt er sich als Famulus im Hause des Prof. Med. Bahrdt auf. Er arbeitete so fleißig, daß dieser ihn oft des Nachts von den Büchern wegtreiben mußte. Ueber den frommen, fleißigen Jüngling hielt aber auch Gott seine schützende und bewahrende Hand und rettete ihn öfters aus augenscheinlicher Todesgefahr. Dreimal war er in Gefahr, ermordet zu werden; einmal wollte ihn ein Dieb, der sich

in seine Stube eingeschlichen hatte, um Geld zu finden, todtschießen; fünfmal war er in Wassersgefahr und zweimal hätte er durch einen schweren Fall aus der Höhe ums Leben kommen können. Erst zweiundzwanzig Jahre alt wurde er schon im J. 1584 Diakonus in seiner Vaterstadt, und sechs Jahre später Pfarrer daselbst, worauf er sich mit Anna Rüdigerin, der Tochter eines dortigen Rathsherrn, verheirathete. Für diese Ehefrau „voll Gottesfurcht und Taubeneinfalt" dankte er dem Herrn als für eine „treue Gesellin des Glaubens und des Lebens, des Gebets und der Sorgen." Er nennt sie „eine Tochter der Gottesfurcht und Bescheidenheit, ein lebendiges Exempel wahrer Demuth, einen Spiegel und Paradies häuslicher Glückseligkeit." Seit dem Religionsgespräch zu Thorn im J. 1595, durch welches die Katholiken sehr erbittert wurden, hatte Herberger in seinem Amte durch dieselben viel zu leiden, denn sie trachteten nun in Polen eine Kirche um die andere wegzunehmen. — Einsmals predigte er, es war am zweiten Adventssonntag des Jahrs 1598, über das Feuer, das am jüngsten Gericht über die Seelen der Gottlosen kommen werde, und ermahnte dabei mit beiden Augen als mit Feuereimern Wasser herbeizutragen. „Feuer, Feuer ist da, ihr Fraustädter" — so rief er in dieser Predigt plötzlich aus — „wann wird's kommen? Um Mitternacht. Wer hat's gesagt? Der Herr Jesus, Matth. 25, 6." Und siehe da, um Mitternacht des folgenden Tages brach in Fraustadt eine fürchterliche Feuersbrunst aus, die drei Viertheile der Stadt in Asche legte. Während des Brandes stand Herberger am Markt bei dem Rathhaus und betete von Mitternacht bis die Morgenröthe anbrach und bis er Erhörung fand. Am darauf folgenden Sonntag predigte er sodann über 4 Mos. 11, 1—3.: „Welches das rechte Zündpulver sey, das solche Brandschäden verursache und welches das beste Wasser sey, um das zeitliche und ewige Feuer zu löschen." Bald darauf kam das Unglück auch über sein Haus, das bei diesem Brand noch verschont geblieben war. Es starb ihm sein zweites Söhnlein, das durch seinen regen Geist und seine frühzeitige Frömmigkeit den Eltern große Freude gemacht hatte. Sein Tod gieng dem Vater sehr nahe. Auch stand es nicht lange an, daß es ihm einmal des Nachts träumte, er höre in der Kirche singen: „Verleih uns Frieden gnädiglich," bald darauf sey die Orgel voller Mönche gewesen, er aber in ein schönes, jedoch leeres Haus versetzt. Bei dem feindlichen Bestreben der Katholiken, den Evangelischen die Kirche zu entreißen, ahnete er, was dieser Traum bedeuten solle und ermahnte nach einem deßhalb in der Kirche verrichteten Gebet die Gemeinde, zum Herrn um Abwendung dieser Bedrängniß zu flehen. Eine Zeitlang blieb auch wirklich die drohende Gefahr noch abgewandt, aber im J. 1604 mußte die Gemeinde ihre Kirche den Katholiken abtreten und durfte noch froh seyn, daß sie sich in einem neuerkauften Hause ein Bethaus einrichten durfte, welchem Herberger in der ersten Predigt, die er darinn hielt, den

Namen „Kripplein Jesu" beilegte, indem er rief: „Hat das Jesuskind nicht Raum in der Herberge, so hat es doch Raum in dem Kripplein." Das größte Unglück sollte aber erst noch kommen. Im J. 1613 nämlich kam die Pest nach Fraustadt und raffte in den ersten Wochen 740, im Ganzen 2135 Menschen dahin, denn sie währete siebenzehn Jahre lang bis zum J. 1630. In dieser schweren langen Drangsalszeit arbeitete Herberger an seiner bedrängten Gemeinde als treuer Helfer an Leib und Seele. Er besuchte alle Kranke unermüdet und obwohl sie ihm manchmal von Weitem schon mit den Händen winkten, zurückzubleiben, achtete er doch nicht darauf oder trat wenigstens ans Fenster und rief ihnen noch gute Trostsprüchlein zu. Manche Leiche begrub er er in der ersten Zeit, da die Pest so grausam wüthete, mit dem Todtengräber ganz allein. Er gieng betend voran und der Todtengräber führte ihm die Leichen auf einem Karren nach, an dem ein Glöcklein hieng, daß die Leute in den Häusern bleiben sollen, um nicht angesteckt zu werden. Unter dieser täglichen Todesgefahr hielt ihn der Glaube an Gottes Schutz fern von Furcht und Eckel. Sein Trost dabei war dieser: „Wer Gott im Herzen, ein gut Gebet stets im Vorrath, einen ordentlichen Beruf im Gewissen hat und nicht fürwitzig ausgeht, wohin ihn weder Amt noch des Nächsten Wohlfahrt ruft, der hat ein starkes Geleite, daß ihm keine Pest beikommen kann." Wirklich wurde er auch in dieser ganzen langen Pestzeit mit all den Seinigen vom Würgengel verschont. Dennoch aber dachte er stündlich der nahen Todesgefahr und dichtete unter derselben in einer gesegneten Stunde des J. 1613 das Lied: „Valet will ich dir geben, du arge, falsche Welt" (vgl. Thl. II. Nro. 599). Oftmals wurden ihm ansehnliche Kirchenämter angetragen — in Breslau, Liegnitz, Troppau rc., weil er durch seine unermüdete Amtstreue und durch seine erbauliche Schriften, vornämlich seine „Herzpostille," so wie durch seine kräftige Verkündigung des Evangeliums weit und breit für einen Mann von apostolischem Geiste galt. Er verließ aber seine Fraustädter Gemeinde, die ihm durch Lieb und Leid so werth geworden war, nicht. Auch war seit 1615 sein ältester Sohn, Zacharias, daselbst an seiner Seite Prediger geworden. Damit nun aber das Maaß der Prüfungen und Leiden bei ihm voll werde, mußte er auch noch die Schrecken des dreißigjährigen Krieges erleben. Im J. 1622 kamen wilde Kosakenschwärme in die Gegend, welche Gelegenheit seine Feinde benützen wollten, ihn aufzuheben. Aber auch hier half ihm der Herr; von einem ehrlichen Hauptmann ward er, wie auch einst Justus Jonas in Halle (vgl. S. 63), gewarnt. Im J. 1623 endlich stellte ein Schlaganfall als Todesbote bei ihm sich ein, als er gerade am 19. Sonntag nach Trinitatis über das Evangelium vom Gichtbrüchigen predigen sollte. Am 21. Febr. 1627 wurde er abermals von einem Schlag betroffen. Doch hielt er nachher noch eine Leichenpredigt über 1 Mos. 18, 27. Diese soll er auch, als wäre sie seine eigene Leichenpredigt, mit ungemeinen Seufzern ver-

richtet und mit den Worten geschlossen haben: „Nun Ade, du arme „Erde und Asche, gehab dich wohl! Mein Jesus spanne mich aus, „ich bin doch eben das, was Abraham ist, mich verlanget nach der „Ruhe; Herr, meinen Geist befehle ich dir." Gleich nach dieser Predigt wurde er auf ein zwölfwöchiges Lager gelegt, von dem er nicht wieder aufstand. Er ertrug seine Schmerzen mit großer Geduld und rief öfters: „Jesus, ach sey und bleibe mir ein Jesus!" Dann entschlief er ganz sanft und stille 18. Mai 1627. Sein Tod erregte allgemeine und tiefe Betrübniß; seine Gemeinde verlor an ihm einen unvergleichlich treuen Hirten, die christliche Welt einen unerschrockenen Wahrheitszeugen. Sein Freund Priebisch in Glogau, den er zuvor darum gebeten hatte, hielt ihm die Leichenpredigt über Luc. 10, 20. (Vgl. V. 5 seines Valetliedes.)

Er dichtete mehrere Lieder, meist in seinen spätern Lebensjahren, und ist der geistliche Vater des berühmten Johann Heermann, der an der Spitze des nächsten Zeitabschnittes der geistlichen Liederdichtung steht.

(Quellen: **Vita, fama et fata Herbergeri** von Sam. Fr. Lauterbach. Prediger zu Fraustadt. 2 Theile. 1708. 1711. — Evangelische Kirchen-Zeitung. 1830.)

An diese Dichter reiht sich noch als Urheber eines interessanten Liedes im W. Gesangbuch (Nro. 596) —

Ludwig, Herzog von Würtemberg, geb. 1. Jan. 1554, der Sohn des berühmten Herzogs Christoph. Als dieser im J. 1568 starb, war er erst vierzehn Jahre alt und stand nun noch längere Zeit unter Vormundschaft. Am 1. Jan. 1579 übernahm er jedoch die Regierung des Landes selbstständig, wobei er seine Unterthanen von dem Vorsatze versicherte, „eine solche christliche, löbliche und allge„mein nützliche Regierung zu führen, daß Gottes Ehre, sein Wort „und die reine evangelische Lehre erhalten, der Unterthanen Wohlfahrt „und Aufnahm gefördert werde. Nicht nur wolle er der Regent seiner „Unterthanen, sondern auch ihr Vater seyn und sie sein Leben lang „in gnädigem Schutz und Schirm halten, auch ganz in seines Vaters „Fußstapfen treten." Er hatte dazu freilich allen guten Willen, nur mangelte es ihm an Kraft und Charakterfestigkeit; er war oft leichtsinnig und verschwenderisch und zu schwach für die eigentlichen Regierungsgeschäfte; er ließ seine Räthe zu viel schalten und walten. Dagegen hatte er in seiner Jugend eine gute, theologische Gelehrsamkeit erworben. Er war sehr bemüht, die Reformation an immer mehreren Orten einzuführen. Dabei verabscheute er aber die Lehre der reformirten Kirche nicht weniger, als das Pabstthum und war deßhalb geschäftig, die Concordienformel, die sein Haupttheologe Jakob Andreä durch seinen überwiegenden Einfluß in der lutherischen Kirche in Verbindung mit Selneccer (S. 98) im J. 1577 zu Stand gebracht hatte, nicht nur im eigenen Lande einzuführen, sondern ihr auch bei

den übrigen evangelischen Ständen das Ansehen einer Glaubensvorschrift zu verschaffen. Namentlich fanden vertriebene Glaubensgenossen bei ihm Hülfe und Zuflucht und seine Theologen erschienen überall, wo es Lehrstreitigkeiten beizulegen oder das Kirchenwesen zu ordnen galt, mit Rath und Hülfe. Seine Universität, Tübingen, an der J. Andreä und J. Heerbrandt lehrten, galt damals für die erste protestantische Universität in Deutschland. An den Religionsgesprächen nahm er in eigener Person den lebhaftesten Antheil, wobei es manchmal vorkam, daß er seinen Theologen, wenn sie stecken bleiben wollten, die rechten Sprüche ins Ohr sagte; er sah auch zuvor ihre Streitschriften durch und besserte oftmals an denselben. Den Gottesdienst besuchte er regelmäßig; täglich las er seinen bestimmten Abschnitt in der Bibel und schrieb sich darüber erklärende und erbauliche Anmerkungen auf; ja manchmal wandelte ihn sogar die Lust an, selbst auch zu predigen. So erhielt er den Beinamen: „der Fromme;" sein Wahlspruch war auch: „Nach Gottes Willen." Bei seinem milden und wohlwollenden Sinn und bei der freundlichen und leutseligen Art, mit den Leuten zu verkehren, vergaß ihm das Volk alle seine sonstigen Fehler im Regierungswesen und hieng mit herzlicher Liebe an ihm; er war aber auch redlich und gutmüthig gegen Jedermann und gegen Arme und Kranke sehr mildthätig. Ein Reisender, der in dem Wirthshaus zu Brackenheim nach ihm fragte, bekam deßhalb auch von der Wirthin die Antwort: „Wär's möglich, daß Gott stürbe, so verdiente Niemand Gott zu seyn, als unser Herzog Ludwig mit seiner Herzensgüte." In der Hälfte seiner Jahre jedoch fieng er schon dahinzuwelken an, weil ein unüberwindlicher Hang zur Völlerei seines Leibes Kräfte zerrüttete. Das fühlte er selbst auch gar wohl und bestellte daher sein Haus, so lang es noch Zeit war. Vier Jahre vor seinem Tode schon ließ er sich in der St. Georgenkirche zu Tübingen sein Grab bauen und trieb den Steinhauer, der es für kein Eilwerk hielt, da Se. Durchlaucht so bald nicht sterben werden, gar sehr an, damit zu eilen, weil ein Landsknecht sich nicht erst um Wehr und Waffe umsehen solle, wann der Feind vor den Thoren sey. Am 6. Merz 1587 verpflichtete er durch eine testamentliche Verordnung seinen voraussetzlichen Nachfolger, den Grafen Friedrich von Mömpelgard — denn er selbst hatte keine Kinder — darauf, daß er der reinen Lehre bis an seinen Tod treu verbleiben und die Kirchen- und alle Ordnungen und Freiheiten des Landes in ihrem Wesen erhalten wolle. Dieß versprach auch Friedrich am 12. Merz 1593 feierlich vor dem großen und kleinen Ausschuß der Landschaft und unter Berufung auf das jüngste Gericht. Bald darauf endete Ludwig plötzlich sein Leben. Am 7. Aug. 1593 kam er nämlich von Marbach zurück, wo er eine Hirschjagd gehalten und in großer Hitze einen kalten Trunk gethan hatte. Er legte sich dem Anschein nach noch ganz gesund zu Bett, gegen Morgen aber überfiel ihn plötzlich eine heftige Bangigkeit. Der Geheimerath Miel-

chior Jäger, sein vertrautester Rath, der schnell herbeikam, rief dem todtschwachen Herzog noch zu: „leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so rc.“ (Röm. 14, 8.), da dann derselbe dreimal mit halber Stimme geseufzet: „Ja, ja, ja!“, und als er vom Hofprediger Dr. Andreas Osiander noch erinnert wurde, daß er all seine Sorgen in den Schooß des Herrn legen, sonderlich das Vertrauen seiner Seligkeit auf das Verdienst Christi beständig und gottselig setzen und bei solcher Bekenntniß bis an sein letztes Ende verharren solle, hat der sterbende Fürst mit den Augen und Händen, die er auf sein Herz gelegt, da er mehr nicht reden konnte, es bekräftiget. Dann ist er Morgens zehn Uhr am Schlagfluß in einem Alter von neununddreißig Jahren sanft und stille in dem Herrn entschlafen. Ein Zeitgenosse schreibt: „Was für ein Geschrei, Heulen und Weinen am Hof und in der Stadt sich erhoben, ist unbeschreiblich.“

(Quellen: G. C. Pregizer's gottgeheiligte Poesien.)

Noch verdienen zwei der bessern Liederdichter dieser Zeit eine kurze Erwähnung: Dr. J. Pappus, geb. 16. Jan. 1549 zu Lindau am Bodensee, im fünfzehnten Jahr Magister in Tübingen und im einundzwanzigsten Prediger und Professor der ebräischen Sprache in Straßburg, wo er am 13. Juli 1610 als Professor der Theologie und Pfarrer am Münster starb — und Martin Rutilius, geb. 1550 zu Düben in Chursachsen, Archidiakonus in Weimar, wo er am 18. Jan. 1618 starb. Von ersterem ist das Lied: „Ich hab mein Sach Gott heimgestellt“ rc., von letzterem das am 29. Mai 1604 gedichtete Lied: „Ach Gott und Herr.“

Merkwürdig ist die in dieser Zeit übliche große Sparsamkeit im kirchlichen Gebrauch geistlicher Lieder. Es gab damals zwar schon sehr viele Lieder, aber die meisten wurden bloß in den Häusern oder auf den Gassen gesungen. Nur die gediegensten und bewährtesten Lieder von ganz objektivem, kirchlichem Charakter und Inhalt wurden in der Kirche gebraucht — ein deutlicher Wink für unsere Zeit, welche Lieder allein als Kirchenlieder die Aufnahme in ein Kirchengesangbuch verdienen. Nik. Selneccer giebt in seinen christlichen Psalmen vom J. 1587 nur wenige Lieder an, die zu seiner Zeit in der Kirche zu Leipzig im Gebrauche waren. Für jeden Sonntag war ein Kirchenlied voraus bezeichnet und zwar so, daß oft ein Lied für mehrere Sonntage festgesetzt war, z. B. für Septuagesimä: „Es ist das Heil uns,“ für Sexagesimä: „Vater unser im Himmelreich,“ für Estomihi: „Durch Adams Fall,“ für den Palmtag: „Aus tiefer Noth,“ für den Charfreitag: „Nun freut Euch liebe Christeng'mein,“ für Ostern: „Also heilig ist der Tag“ oder: „Christ lag in Todesbanden,“ für Himmelfahrt: „Nun freut Euch liebe Christeng'mein,“ für die gewöhnlichen Sonntage von Quasimodogeniti bis Rogate: „Vater unser im Himmelreich“ rc. So wurde es aber auch möglich,

daß dem Volke die kirchlich feststehenden Lieder geläufig und genau bekannt und zum unverlierbaren, theuren, in Noth und Tod tröstlichen Besitzthum wurden. Das Volk konnte diese Lieder alle auswendig singen und die Prediger hielten es für Hochmuth von Seiten des gemeinen Mannes, wenn er wie ein Schulmeister aus dem Buch singen wollte. Selbst noch im J. 1731 erschien in Nürnberg ein Gesangbuch mit grobem Druck, das achtzig Lieder enthält mit kleinem Druck, weil von diesen angenommen wurde, daß das Volk sie alle auswendig wisse.

In **Würtemberg** war bis zum J. 1583 das für den allgemeinen Gebrauch in Kirchen und Schulen der evangelischen deutschen Lande bearbeitete, mit einer Vorrede von Dr. Martin Bucer versehene und bei Georg Messerschmid in Straßburg im J. 1560 gedruckte Gesangbuch in kirchlichem Gebrauch. Es hat den Titel: „Das Gros Kirchengesangbuch, darinn begriffen sind die allerfürnemisten und besten Psalmen, geistliche Lieder, Hymni und alte Chorgesänge, aus dem Wittenbergischen, Straßburgischen und anderer Kirchen Gesangbüchlin zusamen bracht und mit vleis corrigiert und gedruckt. Hat nahe bei L stücken jezund mehr, dann das erste Kirchengesangbuch, Anno XLI allhie ausgangen, deren etliche ganz neu hinzugethan sind. Für christliche Stett und Dorfkirchen, Latinische und deutsche Schulen zugericht't. Gedruckt zu Straßburg bei G. Messerschmid. Anno MDLX." Bucer sagt in der Vorrede: „Weil dann nun dieß Werk für viel Kirchen, die nicht einerlei Gesang im Brauch haben, zugerichtet ist, sind auch mancherlei Psalmen und geistliche Lieder hie zusamen gesezet, damit jede Kirch hierinnen auch die finde, die sie zu brauchen pfleget. Also findest du hierinn erstlich fast alle, die Dr. M. Luther in seinem Büchlein zu Wittenberg hat lassen ausgehen, darnach die besten, die man zu Straßburg und in etlichen andern Kirchen und Gemeinden Christi, so uns bekannt sind, zu singen im Brauch hat." In fünf Abschnitten enthält dieses offenbar zu allgemeinem Gebrauch in der evangelischen Kirche bestimmte Gesangbuch 111 Lieder mit eben so viel Melodien, nämlich 1) etliche — neun — schöne Hymni, reimweis verdeutscht — von Luther, Wolff Capito und einigen Unbekannten, 2) achtzehn deutsche Chorgesänge, worunter zwei Litaneien, das deutsche Te Deum, Agnus, Grates, Patrem, Sanctus, Kyrie eleison etc. 3) dreiundvierzig Psalmengesänge von Luther, Jonas, Wolfgang Dachstein, Andreas Knöppen, Johannes Agricola, Symphorian Pollio, Burkhardt Waldis, Vitus Dietrich, Conrad Humbert, Ludwig Oeler, Adam Reißner, M. Greiter, H. Vogtherr, Johannes Englisch, E. Hegenwald, worunter das Magnifikat, Benedictus, zwei Simeonsgesänge und das Gloria, 4) vierundzwanzig geistliche Lieder von Luther, Huß, Speratus, Spengler, C. Humbert und 5) siebenzehn Festlieder von Luther, Joh. Zwick, Thomas Blaurer, Michael Weis. Von diesen sind folgende

vierundzwanzig Nummern in das neueste W. Gesangbuch aufgenommen: Nro. 1. 33. 34. 36. 78. 86. 102. 111. 160. 166. 180. 194. 195. 212. 215. 237. 206. 268. 290. 305. 313. 320. 597 und 600.

Im J. 1583 gab nun der Sohn Herzog Christophs, Ludwig der Fromme, den wir so eben als einen um kirchliche Angelegenheiten mit so großer Vorliebe bemühten Fürsten kennen gelernt haben (S. 107 f.), das erste Würtembergische Kirchengesangbuch heraus. Schon in der Ausgabe der großen Kirchenordnung vom J. 1582 war das Erscheinen dieses Gesangbuchs angekündigt. Es führt den Titel: „Würtembergisches Kirchengesangbuch, darinnen auserlesene, reine geistliche Lieder, Psalmen und Kirchengesäng aus gnädigem Befehl des durchlauchtigsten Herrn Ludwigen, Herzogen zu Würtemberg für die Kirchen und Schulen im Land geordnet. Tübingen bei Gregorius Kerner. 1583." In der Vorrede heißt es: „Von Gottes Gnaden Ludwig, Herzog zu Wirtemberg rc. — wir haben die Vorsehung gethan, daß die besten und reinsten geistlichen Gesäng, wie die vor dieser Zeit in teutsche Sprach gesangsweis gebracht und gottlob bis daher in unserm Herzogthum in Uebung gewesen, zusammengetragen und also selbige für die Kirchen und Schulen unsers Herzogthums zusammendrucken lassen." Dabei war zugleich das Verbot ausgesprochen: „Die Pfarrer sollen nicht eigenes Gefallens neue Lieder und ungewöhnliche Compositionen einführen."

Auch in andern evangelischen Ländern zeigte sich nach diesem in kleinem Format gedruckten Gesangbuch ein großes Verlangen und als der Vorrath erschöpft war, wurde es nicht nur im J. 1591 zu Stuttgart wieder neugedruckt, sondern es wurde auch davon im J. 1595 mit Vorwissen Herzog Friedrichs eine Ausgabe in begehrter größerer Form, in Folio, veranstaltet. Diese mit der kleinen Ausgabe sonst ganz gleiche **Folioausgabe** führt den Titel: „**Groß Kirchengesangbuch**, darinnen auserlesene reine, geistliche Lieder und Psalmen, auch lehrhafte und trostreiche, geistliche Gesäng für die Kirchen und Schulen im löblichen Herzogthum Würtemberg, auch anderer reiner Augsburgischer Confession verwandten Kirche, zusammengeordnet und in dieser großen Form mit schönen, kindlichen Figuralnoten und großen leßlichen Schriften mit Fleiß gedruckt seyn." Es enthält 109 Lieder mit 96 Melodien in fünf Abschnitten: 1) Geistliche Lieder auf die Fest- und Feyertäg — 28. 2) Geistliche Gesäng, darinn der Katechismus erklärt wird — 13. 3) Psalmen Davids — 38. 4) Andere geistliche Lob-, Lehr- und Betgesäng — 24. 5) Christliche Gesäng zum Begräbnus — 5, nebst der deutschen Litaney.

Dieses Gesangbuch blieb nun sowohl in der großen, als in der kleinen Formatausgabe auf lange Zeit das Landesgesangbuch in Würtemberg. Es enthielt, mit Ausnahme der Nro. 36: „O Lamm Gottes unschuldig", sämmtliche beim Straßburger Gesangbuch aufgeführten, im neuesten W. Gesangbuch jetzt noch befindlichen Liedernummern und

überdieß noch als neu die Nro. 30: „Nun lob mein Seel" — von Poliander und Nro. 605: „Wenn mein Stündlein" — von Nik. Hermann.

Die **reformirte Kirche** in Deutschland und der Schweiz hielt sich bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein fast ausschließlich an die bereits erwähnte deutsche Uebersetzung der Psalmen des Clemens Marot und Th. Beza mit Goudimels Melodien, welche erstmals zu Leipzig im J. 1573 unter dem Titel erschien: „Psalmen des königlichen Propheten Davids in teutsche Reimen verständlich und deutlich gebracht nach französischer Melodie und reimenartig durch Ambrosius Lobwasser, der Rechten Doktor und fürstl. Durchlauchtigkeit in Preußen Rath." Davon erschienen immer wieder neue Auflagen — Heidelberg, 1574. Leipzig, 1579. 1584. Straßburg, 1597.

Im Jahr 1607 gab **Moriz, Landgraf von Hessen** (1592 bis 1627), ein eifriger Anhänger der Calvinistischen Lehre und Enkel Philipps des Großmüthigen, der die Musica trefflich verstand, diesen Lobwasser'schen Psalter aufs Neue heraus, bald darauf im J. 1612 auch ein „christlich Gesangbuch" für die Hessen Cassel'schen Lande, wozu er in herbem, calvinischem Tonsatz unter andern die Melodien geliefert hat:

„Sey Lob, Ehr, Preis und Herrlichkeit" —
„Nun singt ein neues Lied" —
„Gott segne uns durch seine Güte." —

Blicken wir nun auf den Stand des evangelischen **Kirchengesangs** * in diesem Zeitraum hin, so sehen wir ihn, zumal gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, in seine Blüthezeit eintreten. Treffend sagt v. Winterfeld: „Während über den vielen Lehrstreitigkeiten das Kirchenlied meist trocken und lehrhaft wurde und die volle Offenbarung des ursprünglichen, evangelischen Geistes im Kirchenlied nicht mehr zu schauen war, brach sich dieselbe im Kirchengesang eine Bahn. Die Tonkunst war das Gebiet, das von den gehässigen, ermüdenden Streitigkeiten nicht berührt war, in ihr lebte der Friede, der ringsum fehlte; darum zogen sich auch die edelsten Geister auf dieses Gebiet zurück, in welchem aller Streit geschlichtet war, und der lautere, fromme, evangelische Geist strahlt uns aus dem Kirchengesang aufs Herrlichste entgegen."

Es verschwindet jetzt der seitherige Unterschied zwischen Sänger und kunstgemäßem Setzer mehr und mehr. Bis dahin hatte noch das aus dem Volksleben und Volksgefühl entsprungene und darum durch und durch volksmäßige Kirchenlied irgend einen Volksmann zur Erfindung einer Weise geweckt. Seitdem aber das Kirchenlied dieses Gepräge verlor und trocken, schulhaft, lehrhaft wurde, klang es auch nicht mehr mit so belebender und weckender Kraft bei den Sängern

---

* Quellen: Der evangelische Kirchengesang u. s. w. Von Carl v. Winterfeld, I. Thl. 1843.

im Volke an und die Erfindung einer Weise geht nun auf die schulgerechten, kunstmäßigen Setzer und Tonmeister über, deren Profession die Tonkunst war.

Daher kam es nun aber auch, daß die Tonmeister, welche seither bloß für den kunstmäßig berechneten Tonsatz verständig thätig waren, jetzt auch für das Volk zu bilden anfiengen und den Gemeindegesang, dem sie ihre neuen Weisen lieferten, als Aufgabe des Kunstgesangs zu betrachten begannen. Die Kunst sollte der Gemeinde nun nicht länger als etwas Fremdes gegenüberstehen, denn die Gemeinde sollte ja nach dem Sinn der evangelischen Kirche thätigen Antheil am Gottesdienst haben. Dieß war ihr aber bei der seitherigen Behandlung der Choräle sehr erschwert, da die Melodie, die doch wesentlich der Gemeinde angehört, in einer Mittelstimme, im Tenor, lag und dadurch so sehr verdeckt war, daß sie für die Mitsingenden gar nicht mit der gehörigen Klarheit und Faßlichkeit hervortreten konnte.

Es wurde daher nun, um dem weniger musikalischen Theil der Gemeinde das Mitsingen zu erleichtern, die Melodie in die Oberstimme, in den Discant, verlegt, „damit der Choral, wie er an ihm selbst gehe, deutlich gehört werde und die Gemeine in denselben zugleich mit einstimmen und singen könne.“ So äußert sich Johann Eccart, der Haupturheber dieser Aenderung, die bald auch in die reformirte Kirche übergieng, in welcher Samuel Marschall zu Basel im J. 1594 die Psalmenmelodien in einer neuen Bearbeitung herausgab „mit vier Stimmen zugericht't, also, daß das Choral allezeit im Discant.“ In der Vorrede äußert er sich dahin: „Er habe durch lange Erfahrung gelernt, wie diese Gattung, in der die gemeine Stimm' oder gewöhnliche Melodey in den Tenor gesetzt ist, sich zu der Art des Gesanges, mit der ganzen G'mein zu singen, weniger schicket. Denn es bringt bei denen, so der **Musica** unberichtet, etwas Unverstand's, also, daß sie oft nicht wissen, was man singet, dieweil das Choral unter die andern Stimmen, deren etliche darob, etliche darunter gesungen werden, gemenget ist.“ In Würtemberg brach dieser Neuerung der vielberühmte Theologe, Hofprediger Lukas Osiander zu Stuttgart Bahn bei Herausgabe eines neuen Singbuchs vom J. 1586, in dessen Vorrede er die Verlegung der Melodie in den Discant angelegentlich rechtfertigt und erklärt, es sey einzig darum geschehen, daß dem Volke das Mitsingen erleichtert werde. So verschwand denn die seitherige Motettenform des Chorals mit ihrer kunstreichen Stimmführung allmählich im Gemeindegesang und derselbe nahm nun die Form des Liedes für eine Stimme mit einfacher Begleitung der übrigen an.

Jetzt war es nämlich ganz natürlich, daß die Harmonie von der Melodie getrennt wurde, während beide zuvor genau mit einander vermischt waren. War einmal die Melodie in die obere Stimme, den Discant, verlegt, so mußten sich dieser die andern Stimmen alle

unterordnen und diese Gesangesglieder, vorher durch den Tenor, als eine Mittelstimme, getrennt, traten nun zusammen und bildeten Akkorde zu der stimmführenden Melodie. So traten jetzt die harmonischen Glieder als Akkorde der Melodie gegenüber und die Harmonie wurde die bloße Begleiterin der Melodie.

Auf diesem Wege hätte es nun aber leichtlich dahin kommen können, daß allmählich der Kunstgesang völlig im Gemeindegesang verschmolzen wäre. Da trat ein edler, begabter Tonmeister auf und zeigte an Liedern für die hohen Festtage, wie der alte, kunstvolle Tonsatz in seiner künstlichen Stimmenverwebung auch harmonisch entfaltet werden könne und so mit dem Choral zu dessen höherer Belebung sich zu verbinden vermöge. Nun erschien der Choral zwar in kunstreich gegliederter Harmonie, wozu alle Mittel des Tonsatzes aufgeboten wurden, und der Kunstgesang trat somit wieder dem Gemeindegesang entgegen.

Allein die Melodie blieb dabei doch unzertrennt und in deutlichen, großen Zügen ausgeprägt, so daß sie der Gemeinde deutlich vernehmbar war und diese sich mit ihrem Gesang an dieselbe anlehnen konnte. Es war damit die Vermählung des Kunstgesangs und des Gemeindegesangs vollzogen, wobei der Kunst ihr freies Recht angedieh durch vollkommene und dabei ächt deutsche, evangelische Entfaltung des Tonlebens, aber auch der Gemeindegesang in den vollen Genuß seiner Rechte kam und die volksmäßige Melodie das gemeinsame Band war, das beide innerlich mit einander verknüpfte oder kopulirte.

Diese Art des Kirchengesangs ward durch den großen Tonmeister Johann **Eccart** begründet und blühte in der von ihm gestifteten Gesangschule fort. Er war im J. 1553 in der thüringischen Reichsstadt Mühlhausen geboren und erhielt seine erste musikalische Ausbildung wahrscheinlich von Joachim v. Burgk, Organisten in Mühlhausen, und später von 1571—1574 zu München unter Orlandus Lassus. Sein erstes Tonwerk erschien nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt im J. 1574, von wo an er mit Joachim an mehreren musikalischen Werken arbeitete. Später kam er nach Königsberg in die Dienste des Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg, Verwalters des Herzogthums Preußen, und wurde hierauf im J. 1599 an Riccio's Stelle Kapellmeister in Berlin, wo er im J. 1611 starb. Sein Hauptwerk sind die zunächst für die Schloßkirche in Königsberg verfaßten fünfstimmigen Tonsätze über die in Preußen gebräuchlichsten Kirchengesänge vom J. 1597. Die Bahn zu jener neuen Art des Kirchengesangs brach er aber durch seine „Festlieder," durch die Compositionen von Helmbold's, Superintendenten zu Mühlhausen, „geistlichen Liedern auf die Feste" — die er mit Joachim v. Burgk unter dem Titel: „**odae sacrae Helmboldi**" ausarbeitete. Nach Gerbers Zeugniß vom J. 1790 wurden damals noch diese Festlieder Eccards im Mühl-

hausen'schen an Festtagen zum Anfang und Schluß des Gottesdienstes angestimmt.

Von ihm ist wahrscheinlich, schon in seinem achtzehnten Lebensjahr, im J. 1571, die Melodie zu dem Helmbold'schen Lied erfunden:

*„Von Gott will ich nicht lassen," * sonst gewöhnlich, wiewohl mit Unrecht, dem Demantius zugeschrieben.

In Eccarts Schule trat überhaupt die bloß aneignende Thätigkeit und das rein verstandesmäßige Geschäft des Setzers mehr und mehr zurück und je mehr diesen Tonkünstlern die tiefere Bedeutung der Harmonie offenbar wurde und das innere Leben derselben sich erschloß, desto mehr trat bei ihnen die schöpferische Kraft hervor, in der nun viele treffliche Melodien zugleich mit ihrer Harmonie, in innigster Verschmelzung beider, geschaffen wurden.

Unter diesen Sängern und Setzern neuer Melodien zeichnen sich neben Eccart aus:

Joachim v. **Burgk**, geb. in Burgk im Magdeburg'schen ums J. 1546; Burgk ist also nicht sein Familienname, sondern bezeichnet bloß den Ort seiner Herkunft. Er war vom J. 1566 an Cantor in der Reichsstadt Mühlhausen und Organist an der dortigen Hauptkirche zu St. Blasien, Lehrer und Freund Eccarts, mit dem er seit 1574 mehrere musikalische Werke ausarbeitete. Später wurde er Rathsherr in Mühlhausen und war dort ein sehr angesehener Mann, innig vertraut mit dem Superintendenten L. Helmbold daselbst, der sich als Dichter einen großen Namen erwarb. Er starb im J. 1596. Von ihm ist entschieden die Melodie:

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt" — vom J. 1575.

Dr. Nikolaus **Selneccer**, der Liederdichter (s. S. 97). Aus seinen „christlichen Psalmen, Liedern und Kirchengesängen" vom J. 1587 ist die wahrscheinlich von ihm selbst erfundene, obwohl nicht mit seiner gewöhnlichen Namenschiffer bezeichnete Melodie:

*„Nun laßt uns Gott, den Herren."

Martin **Zeuner**, Hof- und Stiftsorganist zu Onolzbach im Dienst des Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg, welchem zu lieb er ums J. 1603 die Melodie fertigte und in seinem Werke: „LXXXII schöne geistliche Psalmen nach dem Choral oder Ton in den brandenburgischen Fürstenthümern unterhalb Gebirgs gebräuchlich. Nürnberg 1616" mittheilte:

* „Herr Jesu Christ wahr'r Mensch und Gott" — in phrygischer Tonart.

Melchior **Vulpius**, geb. 1560 zu Wasungen im Hennebergschen, ein um den Kirchengesang hochverdienter Mann. Er war Cantor zu Weimar, wo er im J. 1616 starb. Er schrieb: „Cantiones

* Die mit * bezeichneten Melodien finden sich im neuesten W. Choralbuch.

sacrae, 1603« und ein „schön geistlich Gesangbuch, 1604." Von ihm ist die Melodie:

* „Sollt es gleich bisweilen scheinen" — es es b b as as g g.

Michael **Prätorius**, geb. zu Creuzburg in Thüringen am 15. Febr. 1571. Er war anfangs Prior des Benediktinerklosters Ringelsheim bei Goslar, dann Kammersekretair der Frau des Herzogs Julius von Braunschweig, Elisabeth, und später Kapellmeister am chursächsischen, magdeburgischen und wolfenbüttel'schen Hof. Schon seit 1596 machte er sich bekannt als einer der vorzüglichsten und strebsamsten Tonkünstler seiner Zeit, wahrhaft schöpferisch in bedeutsamer Entfaltung kirchlicher Weisen. Er starb zu Wolfenbüttel am 15. Febr. 1621. Von ihm ist wahrscheinlich die Melodie zu seinem eigenen Morgenliede:

* „Ich dank dir schon durch deinen Sohn."

Johann **Jeep**, geboren zu Dransfeld im Braunschweig'schen in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Er gab 1607 zu Nürnberg heraus: „Geistliche Psalmen und Kirchengesänge Dr. M. Luthers und anderer frommer Christen dem Choral nach componirt." Von ihm ist vielleicht die verbreitete Melodie:

* „Mein's Herzens Jesu, meine Lust,"
ursprünglich:
„Wo Gott der Herr nicht bei uns hält" — von J. Jonas.

Melchior **Frank**, Kapellmeister bei Herzog Johann Casimir von Sachsen-Coburg seit 1604. Er wurde geb. zu Zittau ums J. 1580, bildete sich in Nürnberg und starb zu Coburg 1. Juni 1639. Er ist der letzte Tonmeister, der in Eccarts Geiste und Form Tonsätze schuf und Eccarten auch am nächsten kommt. Im J. 1608 gab er in Coburg „Geistliche Gesäng und Melodeyen" heraus, später auch ein »**Rosetulum musicum.**« Von ihm sind die jetzt noch bekannten Melodien:

„Der Bräut'gam wird bald rufen" (vgl. Störl's / Stötzel's W. Choralbuch vom J. 1744. Nro. 177).

„Jerusalem du hochgebaute Stadt" — eine der tiefsinnigsten Weisen des evangelischen Kirchengesangs (vgl. W. Choralbuch von 1828, Anhang. S. 117).

„Ein Würmlein bin ich arm" (vgl. Störl / Stötzel Nro. 181).

„O großer Gott von Macht" (vgl. dass. Nro. 185).

Erfinder oder Sänger einer neuen Originalweise, obwohl nicht zugleich Setzer und eigentlicher Tonkünstler, wie die seither genannten, ist:

Dr. Philipp **Nicolai**, Pfarrer zu Unna und später Pastor zu Hamburg (s. S. 103). Er ist der Urheber der Melodie zu seinem eigenen Liede:

*„Wachet auf, ruft uns die Stimme" — vom J. 1599. Jak. Prätorius, dem sie gewöhnlich zugeschrieben wird, mag bloß bei ihrer Aufzeichnung behülflich gewesen seyn und lieferte 1604 den vierstimmigen Tonsatz dazu.

Bei folgenden Choralmelodien dieser Zeit sind die Urheber unbekannt:

*„Herr wie du willt so schicks mit mir" — ums J. 1560.
*„Ach wie nichtig, ach wie flüchtig" — mit Unrecht dem Joachim v. Burgk zugeschrieben.
*„Singen wir aus Herzensgrund" oder: „Da Christus geboren war" — erstmals im Mühlhauser Gesangbuch. Ohne Grund dem Scandelli od. Selneccer zugeschr.
„Lobet den Herren, denn er ist sehr freundlich" — vom J. 1568.
„Hört ihr Eltern, Christus spricht" — vom J. 1577.
*„Herr Jesu Christ du höchstes Gut" — aus A moll, a a gis a h̄ c h̄ a — ums J. 1581.
„Es steh'n vor Gottes Throne" — vom J. 1585 (vgl. Störl'/Stötzel'sches W. Choralb. vom J. 1744. Nro. 248).
„Jesus Christus unser Heiland" — mixolydisch; vom J. 1588.
*„Herzlich lieb hab' ich dich" — aus C dur — vom J. 1593, erstmals im Dresdener Gesangbuch mit einem Tonsatz des Seth Calvisius vom J. 1597. Eine Parallelmelodie des Amberger Organisten Matthias Gastritz vom J. 1571 fand keinen Eingang.
„Mein' Seel' erhebt den Herren" — vom J. 1594.
„Wacht auf, ihr Christen alle" — vom J. 1599.
„Du Friedensfürst, Herr Jesu Christ" — vom J. 1599 (vgl. Störl/Stötzel 1744. Nro. 187).
„Valet will ich dir geben" — vom J. 1613; wahrscheinlich von Teschner, Cantor zu Fraustadt.
„Jesu deine Passion" oder „Jesu Leiden, Pein und Tod" — vom J. 1619 (vgl. Störl/Stötzel 1744 Nro. 23.

Doch war auch die aneignende Thätigkeit in dieser Zeit noch rege, namentlich im Entlehnen von Weisen des weltlichen Volksgesangs. Folgende Melodien sind aus weltlichen Volksweisen entstanden:

*„Wie schön leucht't uns der Morgenstern" — weltlich Lied: „Wie schön leuchten die Aeugelein der Schönen und der Zarten mein," Tonsatz von Dr. Scheidemann. Vom J. 1599.
„Herr Jesu Christ, du höchstes Gut" — weltlich Lied: „Ich weiß ein a g f e a h h a Blümlein hübsch und fein." 1593.
*„Ich hab mein Sach Gott heimgestellt" — weltlich Lied: „Es liegt ein Schloß in Oesterreich." Von Melch. Vulpius bearbeitet und vor 1598 bekannt.
*„Herzlich thut mich verlangen" — weltlich Lied von Hans Leo Haßler (vgl. S. 118): „Mein G'müth ist mir verwirret, das macht ein' Jungfrau zart," vom J. 1601. Erstmals im J. 1613 auf obiges geistliches Sterbelied angewandt, und von H. Schein im J. 1627 als Choral gesetzt.

Es war überhaupt noch im ganzen sechzehnten Jahrhundert gewöhnlich, alte gangbare Volksweisen in geistliche Lieder umzubilden. Dafür sind auch folgende Schriften ein Beweis: Gassenhawer, Reuter- und Bergliedlein christlich, moraliter und sittlich verendert durch H. Knausten, der Rechte Doktor. Frankf. 1571. — Dye christliche Gesenge un de Lede op allerley Art Melodin der besten olden dudeschen Leder ff dörch Herm. Vespasium, Prediger tho Stade, Lübeck 1571.

Unter den eigentlichen Setzern dieser Zeit, die sich vorzugsweise mit dem Tonsatz fremder, sowohl älterer, als neuerer geistlichen Melodien beschäftigten, indem sie unter Anwendung der einfachen Satzweise dieselben durch die Harmonie verklärten und ihr inneres Leben aufs herrlichste entfalteten, sind vornämlich zu nennen:

Hans Leo Haßler, geb. 1504 in Nürnberg, ums J. 1585 Organist bei Graf Octavian Fugger in Augsburg, 1602 Hofmusikus in Prag an Kaiser Rudolphs II. Hof, der ihn in den Adelsstand erhob. Seine Bildung erhielt er unter Giovanni Gabrieli, dem berühmten Stifter der venetianischen Schule, von welchem er es lernte, den strengen Ernst des bisherigen deutschen Kirchenstyls durch einen gewissen Zug von Lieblichkeit zu mildern. Er starb als chursächsischer Hoforganist auf einer Reise zu Frankfurt a. M. im J. 1612. Von ihm erschienen im J. 1607: „Psalmen und christliche Gesäng mit vier Stimmen fugweis componirt" und im J. 1608: „Kirchengesäng, Psalmen und geistliche Lieder mit vier Stimmen simpliciter gesetzt." Die Erfindung und Ausführung seiner Werke wird als sehr schön, eigenthümlich und gediegen gerühmt. — M. Gotth. Erythräus, ein Straßburger, † 1617 als Rektor zu Altdorf. — Samuel Marschall, Organist der Stadt und Universität Basel. — Seth Calvisius, Cantor an der St. Thomasschule und Musikdirektor in Leipzig von 1594—1615. — Erhard Bodenschaz, † 1636 als Pastor zu Osterhausen in Sachsen; er gab 1608 „Harmoniae evangelicae cantionum ecclesiasticarum" heraus. — Auch Christoph Demantius, Cantor zu Zittau ums J. 1596 und von 1607—1643 zu Freiberg ist nennenswerth. Er ist geb. 1567 zu Reichenberg, † 20. April 1643. Im J. 1611 gab er heraus: „Threnodiae, auserlesene Begräbnißlieder."

Vor Allem aber in Hamburg blühte der Tonsatz in der neuen Harmoniefülle und ausgezeichnet stehen in dieser Hinsicht die vier Hamburger Organisten da — Jakob Prätorius, der ältere (Schulz); dessen Sohn, Hieronymus Prätorius, der berühmteste unter diesen Vieren, geb. 1560 in Hamburg, † 1629 als Organist zu St. Jakob; David Scheidemann, † 1625 als Organist zu St. Catharina, und Joachim Decker. Sie gaben gemeinschaftlich im J. 1604 das großartige vierstimmig gesetzte Choralwerk heraus: „Melodeyen-Gesangbuch, darein Dr. Luthers und andrer Christen gebräuchlichste Gesänge ihren gewöhnlichen Melodien nach — — in vier Stimmen

übergesetzt, begriffen sind.“ Dieses Werk enthält 88 Melodien, 21 von H. Prätorius, 30 von Decker, 19 von J. Prätorius und 13 von D. Scheidemann harmonisirt. Ihr Geschäft war dabei das „componere,“ was aber in der damaligen Sprache nicht das hieß, was wir jetzt darunter verstehen, sondern — „zu einer schon vorhandenen Melodie die begleitenden Stimmen setzen.“

So hatte sich nun in allen evangelischen Landen ein schöner Schatz von kirchlichen Weisen gebildet, die verherrlicht durch die neue kunstreiche Harmonie dem kirchlichen Gemeindegesang dargeboten wurden. Das umfangreichste Gesangbuch dieser Zeit, das Frankfurter vom J. 1569, enthielt 200 Melodien.

Nichts konnte aber der neuen Tonsatzweise in der reichen Harmonisirung mehr entsprechen, als die Tonmittel, welche die **Orgel** darbot und die so lange fast unbenützt und verborgen lagen. Jetzt erst lernte man den Reichthum der Orgel recht verstehen. Auf der einen Seite konnte sie dem Gemeindegesang zur sichersten und kräftigsten Stütze dienen, auf der andern Seite konnte die Kunst mit den Tonmitteln der Orgel eine viel wirksamere und reinere Harmoniefülle schaffen, als mit bloßen Menschenstimmen, und es zogen nun die Kunst so gut als der Gemeindegesang ihren Nutzen aus dem vollern Gebrauch der Orgel, der jetzt eintrat.

Seither hatte die Orgel bloß den Sängerchor zu unterstützen oder den Ton anzugeben; nun wurde sie auch für den Gemeindegesang gebraucht und ihr vortrefflicher Werth in dieser Hinsicht wurde gar bald erkannt. Eine gute Weile war freilich auch so noch das Orgelspiel mehr nur ein bloßes Nachklingen des Gesangs. Bei der durch allerlei Erfindungen und Verbesserungen in dem Orgelbau immer leichter werdenden Handhabung der Orgel wandte man aber doch nun nach dem Vorgang des Leipziger Organisten Elias Nikolaus, sonst Ammerbach genannt, namentlich nach dessen Tabulatur vom J. 1571, das sogenannte Coloriren an, die Ueberkleidung der einzelnen Schritte einer Melodie durch eine Fülle rasch dahin eilender Töne, jedoch so, daß die Wendung des melodischen Fortschritts stets genau erkennbar blieb.

Es waren auch wirklich im Lauf des sechzehnten Jahrhunderts die wesentlichsten Verbesserungen beim Orgelbau angebracht worden. Gleich zu Anfang des Jahrhunderts war durch zwei berühmte Orgelbauer, Namens Bader, die sogenannte Springlade erfunden worden, wodurch der große Vortheil entstand, daß das Pfeifenwerk in besondere Register geschieden werden konnte, indem man nun Pfeifen von einem bestimmten gemeinsamen Ton in ein besonderes Register zusammensetzen und den Wind zu denselben versperren oder ihm den Eingang öffnen konnte, wodurch der seitherige leidige Uebelstand beseitigt war, daß, wenn eine Clavis angeschlagen wurde, alle zu ihr gehörigen Pfeifen zusammenbrüllten. Jedes Register bekam nämlich

nun seinen eigenen Windkanal, durch den, wenn das betreffende Register gezogen wurde, der Wind den Pfeifen desselben zuströmte; für jeden einzelnen Ton eines jeden Registers wurde aber ein besonderes Ventil angebracht, das die einzelne Pfeife verschließt; diese Ventile zusammen wurden mit ihren aus der Windlade hervorragenden Enden an Stäbe gereiht, so daß ein solcher einzelner Stab auf den Druck der Tasten die Ventile desselben Tons durch alle Register öffnete, bis dieselbe aufsprang, so daß der Wind nun zuströmte und der Ton erklingen konnte. Dadurch entstand zwar nun außerdem auch noch der Vortheil, daß jedem Register sein den Ton bedingendes Maaß Wind zugeführt werden konnte und die Pfeifen um so bestimmter ansprechen, um so reiner tönen und um so stärker wirken konnten. Allein bei den vielen Ventilen war das Spiel oder das Traktament immer noch sehr erschwert, so daß an keine schnelle Aneinanderreibung der Töne zu denken war. Dem ward nun durch Erfindung der Schleifwindlade abgeholfen, auf der nicht jedes Register seinen eigenen Kanal hat, sondern alle auf der Lade stehenden Register unter sich Einen gemeinsamen Windkasten und Ein gemeinsames, aber um so größeres Ventil haben; eine bei jedem Register unter den Pfeifen hin und her zu verschiebende, mit so viel Löchern, als das Register Pfeifen hat, versehene Leiste oder „Schleife" öffnet oder verschließt dem Wind den Zugang zu dem einzelnen Register, je nachdem man einen solchen Schieber oder Schleife herauszieht oder zurückstoßt. Dadurch war nun die Handhabung der Orgel erleichtert, allein die reinere Intonation oder Stimmung litt darunter und der Ton wurde etwas matter, da bei dem gemeinsamen Windkasten, wenn mehrere Register gezogen werden, eines dem andern den Wind rauben kann. Nicht lange darnach kam die Reihe der Verbesserungen auch an die Bälge und die Claviatur; statt der vielen kleinen Bälge baute man nur wenigere, aber um so größere, und beschwerte sie mit einem Gegengewicht, damit sie, wenn sie niedergetreten waren, von selbst in die Höhe giengen; auch kamen statt der Faltenbälge, die wenig und dazu noch ungleichen Wind geben, weil bei ihrem Aufziehen der Wind einen Stoß bekam, die Spannbälge auf, die Hans Lobsinger in Nürnberg im J. 1570 erfand. Bei der Claviatur aber wurden die Tasten mit den Ventilen der einzelnen Pfeifen so verbunden, daß sie nun leicht mit einem Finger niederzudrücken waren, weßhalb auch die Tasten bedeutend schmäler gemacht werden konnten, so daß man nicht nur mehr Tasten auf einmal greifen konnte, sondern jetzt auch der Platz, welchen vorher bloß eine Oktave von C—C brauchte, für vier Oktaven hinreichte. Zugleich wurde auch die Eintheilung der Claviaturen in Oberwerk, Brustwerk und Rückpositiv gebräuchlich.

Bei solcher Vervollkommnung des Orgelbaus konnten schon im J. 1577 zu Bernau in der Mark und 1580 zu Stendal vorzügliche Orgelwerke erbaut werden. Besonders ausgezeichnet war aber die im

J. 1585 in der St. Marienkirche zu Danzig von Jul. Antonius erbaute Orgel mit 55 Stimmen und mehr als 4000 Pfeifen und die im J. 1596 zu Gröningen bei Halberstadt durch David Beck erbaute Orgel. Auch die zu Ulm und Nürnberg gehörten unter die berühmtesten. So konnte die mehr und mehr ihrer Vollendung nahe kommende Orgel den Gemeindegesang in den lutherischen Kirchen verherrlichen. Die reformirte Kirche aber verschmähte den Gebrauch der Orgel fortwährend.

Werfen wir nur noch einen Blick auf die katholische Kirche, so finden wir bei ihr unleugbar einen heilsamen Einfluß der Reformation auf ihre Kirchenmusik. Freilich hielt sie es unter ihrer Würde, den evangelischen Choralgesang, so herrlich er sich auch entfaltet hatte, in sich aufzunehmen. Musik und Gesang bei der Messe aber, welche völlig verweltlicht waren, erhielten nun wieder eine würdigere Gestaltung. Der Gegensatz des würdigen Gesangs in den evangelischen Kirchen hatte viele Väter des Tridentinischen Concils (1545—1563) den Meßgesang in katholischen Kirchen als zu unwürdig und allzu weltlich erkennen gelehrt. Er sollte daher ganz abgeschafft werden; darauf stellten Viele den Antrag. Doch setzten es Einige noch durch, daß die Entscheidung hierüber vorläufig auf die Composition einer Messe durch den gefeierten Palestrina (1524—1594) ausgesetzt bleiben solle. Derselbe bekam daher den Auftrag, eine Messe zu componiren, die bei kunstvoller Stimmführung doch in Hinsicht auf den Text verständlich und in Betreff der Musik frei von aller weltlichen Frivolität durchaus das Gepräge frommer Andacht tragen solle. Ganz in diesem Sinne lieferte nun auch Palestrina drei Messen in großartigem, ächt kirchlichem Styl und wurde so nicht nur der Retter der Meßmusik, sondern auch auf lange hinaus das Muster einer würdigen, zur Andacht erhebenden Kirchenmusik in den katholischen Kirchen.

3) Die Zeit des dreißigjährigen Kampfes um die evangelische Sache. 1618—1648.

Von Joh. Heermann — Paul Gerhard.

Wie für den Kirchengesang schon im vorigen Abschnitt, so trat nun auch für das Kirchenlied, das damals in der Entwicklung noch zurückgeblieben war, eine schöne Blüthezeit ein, also daß nun beide zusammen, Kirchengesang und Kirchenlied, in inniger Wechselwirkung zu immer herrlicherer Entfaltung gelangten.

Zweierlei Ursachen wirkten dazu mit. Fürs Eine — die äußere Trübsal und das namenlose Elend, das mit dem dreißigjährigen Krieg über Deutschland und die evangelische Kirche kam. Dieß zog die Gemüther von den trockenen Lehrstreitigkeiten und Lehrbetrachtungen und von dem dogmatischen Gezänke ab und trieb sie, den Herrn zu suchen und zu dem

Einen, was noth ist, sich zu wenden. Anfechtung lehrte auch hier aufs Wort merken. Es bildete sich eine ernste, tiefgehende, religiöse Stimmung der Gemüther und die in der Trübsal geübten und bewährten Seelen sprachen die Innigkeit ihres Glaubens, die Ruhe ihres Vertrauens auf Gottes Verheißungen, ihre Freude an dem trostreichen Worte des Herrn, ihre Christenhoffnung, die sie nicht zu Schanden werden ließ, in salbungsreichen Liedern im Gewand einer ächten Volks- und Bibelsprache aus. Ueberdrüßig des langen dogmatischen Haders ziehen sich die Gemüther von dem Gewirre des äußern Kampfes in das innere Heiligthum des Herzens zurück. Arndt besonders weist durch seine Bücher vom wahren Christenthum — oft schon „die ausgelegte Bibel" genannt — und durch sein Paradiesgärtlein, welche nächst der Bibel am verbreitetsten waren, aus dem Jammer und Elend des dreißigjährigen Kriegs die Gemüther himmelwärts und bewirkt so einen neuen Aufschwung. Statt daß also die Dichtkunst im Kriegslärm verstummt und durch den Greuel der Verwüstung zum Schweigen gebracht worden wäre, ist dadurch gerade die Geisteskraft am mächtigsten erregt worden. Davids Psalmen, an denen die geängsteten Seelen sich so oft gestärkt, wurden das Musterbild der Kirchenliederdichter in dieser Angst- und Schreckenszeit. Gervinus sagt: * „Die ganze deutsche Kirchenpoesie ist durch nichts so sehr gefördert worden, als durch den dreißigjährigen Krieg, der des David Nothzeit über die Einzelnen verhängte," und an einer andern Stelle: „das Musterbuch des christlichen Gesangs war dem Sänger „David in den Tagen des Jammers vom h. Geist eingegeben und so „wie Luthern einzelne Psalmen erst in ähnlichen Stimmungen ganz „aufgiengen, so verstanden auch jene Zeiten, wo der Protestantismus „eine Schule der Trübsal durchzumachen hatte, diese Poesie der Ermuthigung, der Furcht und Hoffnung, des Trostes und der Trauer „viel besser, als die spätern. Die Psalmen zu verstehen und zu machen, „sagt Trautschel geradezu, verlangt ein Davidisches, geängstetes und „in Nöthen gepreßtes Herz."

Fürs Andere — der Einfluß der gelehrten Dichterorden, besonders der fruchtbringenden Gesellschaft oder der Opitzisch-Schlesischen Dichterschule, ** durch welche die deutsche Sprache und der Versbau, seither fast ganz vernachläßigt, zu einer zuvor noch nicht gekannten Reinheit und Vollkommenheit gebracht wurden. Gerade ein Jahr nämlich vor Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs, im J. 1617, hatte, auf den Rath Caspar's von Teutleben, der Fürst Ludwig von Anhalt zu Cöthen die sogenannte

* Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. 3ter Band. S. 198 u. S. 27.

** Vgl. der neusprossende Palmbaum oder ausführlicher Bericht von der hochlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft Anfang rc. v. Neumark. Nürnberg 1668.

fruchtbringende Gesellschaft oder den Palmorden gestiftet. Diese Gesellschaft hatte nämlich zum Sinnbild den in allen Theilen nutzbaren Palmbaum und zur Devise: „Alles zum Nutzen“. Der Zweck aber, den sie sich vorgesetzt hatte, war: „Die hochgeehrte deutsche Sprache „in ihrem gründlichen Wesen und rechten Verstand, ohne Einmischung „fremder, ausländischer Flickwörter“ (wie sie damals durch die Kanzleisprache, die den lateinischen Satzverbindungen nachgemacht war, Mode geworden waren) „auf's zier- und deutlichste sowohl im Reden, „Schreiben als Gedichten zu erhalten.“ Mitglied dieser Gesellschaft war unter dem Namen „der Gekrönte“, der Schlesier, Martin Opitz von Boberfeld, geb. 1597 in Bunzlau, früher Professor der lateinischen Sprache und später polnischer Historiograph in Danzig, als der er im J. 1639 starb. Dieser lehrte in seiner Abhandlung „von der deutschen Poëterei. Brüg, 1624“, die deutschen Dichter die Gesetze der Prosodie hinsichtlich des Reims und der Quantität der Sylben. Vorher zählte man nämlich nur die Sylben im Vers ohne Rücksicht auf ihre Länge und Kürze, wobei es an allerlei Rauheiten und Härten im Versbau nicht fehlen konnte; auch war nach Luthers Tod ein Stillstand in der Reinigung und Veredlung der deutschen Sprache eingetreten und die lateinische Sprache hatte wieder die Oberhand gewonnen. Gegen solche fremde Auswüchse eiferte Opitz und wurde so eigentlich — wie ihn Gervinus treffend schildert — der Vater der deutschen Poëterei, der Gründer der gegenwärtigen Form der deutschen Poesie, der Bildner der Sprache, die bis auf unsere Zeiten die gebundene Rede von der Prosa unterscheidet. Was Luther für die Sprache im Allgemeinen und die Prosa im Besondern, das hat Opitz für die gebundene Rede geleistet. Er trieb, wie Gervinus weiter ihn schildert, die Phantasie und die kecken Sprünge und Bilder in der alten Volksdichtung aus, setzte an ihre Stelle logische Planheit und stellte der stoffartigen Dichtung des Mittelalters die Poesie der Form entgegen. Sein Einfluß war in der fruchtbringenden Gesellschaft allmächtig und sie war es, die durch ihre einzelnen Glieder den entscheidensten Einfluß auf die deutsche Dichtkunst übte und der regelrechten Kunstdichtung den Weg über die bloße Volksdichtung, die zu einer sehr niedern Stufe herabgesunken war, verschaffte.

Die meisten Dichter der fruchtbringenden Gesellschaft waren nun zugleich auch geistliche Liederdichter, und so nahm das Kirchenlied in dieser Zeit denselben Charakter an. Ganz vorzüglich brachte die Grundsätze des Opitz und die durch ihn verbesserten poetischen Formen sein Landsmann Joh. Heermann, der sich ganz nach ihm gebildet hatte, beim Kirchenlied in Anwendung. Wahrhaft Epoche macht für das Kirchenlied die von ihm im J. 1630 herausgegebene Sammlung seiner kräftigen und innig frommen Lieder, unter dem Titel: **Devoti cordis musica**, d. i. Haus und Herzmusica.“ Der fruchtbarste Dichter dieser sogenannten ältern schlesischen Schule ist jedoch

Rist, ausgezeichnet vor Allen durch eine fließende und korrekte Sprache, worunter aber manchmal — wie dieß die Schattenseite dieser Richtung ist — das Kernhafte des Gehalts und die Tiefe des frommen Gefühls Schaden litt. Er stiftete einen besondern Dichterorden, den Elbschwanorden, der übrigens ein bloßer Ableger des Palmordens war. Er selbst, an der Elbe wohnhaft, hieß nämlich: „der Elbschwan".

Einen charakteristischen Unterschied der geistlichen Dichtungen dieser Zeit von denen der beiden vorigen Abschnitte der Reformationszeit bildet in Betreff der Form die Korrektheit und Reinheit der Sprache und der fließende, gefällige Versbau, überhaupt das Kunstgemäße, in Betreff des Stoffs aber das, daß statt der körnigten Kürze und kraftvollen, bedeutsamen Gedrungenheit nun eine gewisse Breite und Ausführlichkeit sich einstellt, und daß statt des unmittelbaren Herzensergusses und kräftigen Bekenntnisses des Glaubens schon mehr das Lehrhafte und Individuelle in vielseitigen Betrachtungen über die religiösen Gegenstände sich geltend macht. Es ist in dem Kirchenliede dieser Zeit, wie Dr. Lange* treffend es schildert, „eine durch eine reichere Bildung und Individualität veredelte „Kraft des objektiven Zeugnisses von den Wahrheiten des Heils."

Nun die Lebensschilderungen der einzelnen Dichter, welche in dieser Zeit das Kirchenlied zu solcher Stufe erhoben.

Heermann, Johann, geb. am 11. Okt. 1585 zu Raudten im Fürstenthum Wohlau in Niederschlesien, wo sein Vater, ein frommer und ehrbarer, aber unbemittelter Mann, wie Herbergers Vater, das Kürschnerhandwerk trieb. Als er in seiner Kindheit einmal heftig erkrankte, flehte seine Mutter inbrünstig zu Gott um seine Erhaltung: „schenke ihn ihr Gott zum zweitenmale, so wolle sie ihn zum Studieren halten, auch wenn sie sich das Geld dazu erbetteln sollte." Ihr geschah, wie sie im Glauben gebeten hatte, und nun that sie auch, was sie gelobt hatte, obgleich sieben theure Jahre, die nach einander folgten, es ihr recht schwer machten, ihren Sohn zum Studieren zu erziehen. Ehe es bei ihm noch zum Studieren kam, kam er auf vier Lehranstalten herum; namentlich kam er in das Haus des Valerius Herberger zu Fraustadt, wo Geist und Herz des Knaben trefflich versorgt waren. Herberger liebte ihn wie sein eigen Kind, und gab ihm seinen Sohn, Zacharias, zur Aufsicht und häuslichen Unterweisung; er brauchte ihn auch bei seinen schriftlichen Arbeiten wie seine rechte Hand. Hier erhielt die empfängliche Seele des Jünglings einen tiefen Eindruck von dem ebenso geistreichen, als heiligen

* Die kirchliche Hymnologie oder die Lehre vom Kirchengesang, theoretische Abtheilung, ein Grundriß von J. P. Lange, Professor in Zürich. Zürich 1843.

Leben des frommen Dieners Christi, der ihm später auch in seinen Predigten das Vorbild war. Zugleich weckte zu Fraustadt der Rektor Joh. Brachmann seine köstliche Dichtergabe und bahnte ihm damit den Weg zu seinem weitern Fortkommen. Denn als er sofort auf die Schule nach Brieg kam, wo der berühmte Cantor Schickfuß seine Dichtergabe bald erkannte, erwarb er sich durch das Vorlesen seiner Gedichte, was oft auch in Gegenwart von Herzogen und fürstlichen Räthen geschah, hohe Gönner, und ward noch in Brieg, am 8. Okt. 1608, als ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling, unter großer Feierlichkeit öffentlich als Dichter mit dem Lorbeerkranz gekrönt. Er blieb aber im Herzen demüthig und sein Wandel war von früher Jugend bis ins Alter züchtig und nüchtern. Bald erhielt er nun das Amt eines Aufsehers über drei junge Edelleute, mit denen er sofort die Universität Straßburg bezog. Kaum hatte er dort ein Jahr zugebracht, so verdunkelten ihm Krankheitszufälle das Augenlicht, so daß er in die Heimath zurückkehren mußte, wo er nach einer äußerst mühevollen Reise seine Mutter gleichfalls krank antraf. Gott stellte aber ihn und seine Mutter wieder her und lenkte das Herz seines alten Gönners, des Herrn von Rothkirch, des Vaters von zweien seiner Zöglinge, daß er ihm nicht nur die Wegzehrung von Straßburg her ersetzte, sondern ihm auch die Caplanei an der evangelischen Stadtgemeinde zu **Köben** am linken Oderufer verschaffte. Am Himmelfahrtstag 1611 trat er dort sein Predigtamt an. Eine Woche darauf starb der alte Pfarrer daselbst und er rückte alsbald in dessen Stelle vor. Hier stand er an einer wohlgeordneten Gemeinde unter einem frommen, glaubenseifrigen Grundherrn, Herrn von Kottwitz, der als wahrhaft christliche Obrigkeit für Kirche und Schule, Sonntagsfeier und äußerliche Zucht in der Gemeinde sorgte. Daneben hatte er eifrige Prediger des Worts in der Nähe, mit denen er in lebendigem Geistesverkehr stand, besonders seinen alten Valerius Herberger, den er als seinen geistlichen Vater schätzte. Auch war sein Predigen an vielen Herzen sehr gesegnet und seine Kirche immer voll von Fremden. Seine Predigten waren frei von dogmatischem Gezänke und zielten nur auf das Heil und die Seligkeit der Zuhörer. Die Frau, die er sich erwählt hatte, war ihm durch ihren frommen Sinn zur treuen Verwaltung seines Amtes sehr förderlich; es war Dorothea, die Tochter des Bürgermeisters Feige in Raudten. Er lebte mit ihr ungemein glücklich, obwohl kinderlos, und liebte sie zärtlich. Aber unter dieser freundlichen Glückssonne konnten die köstlichen Geistesfrüchte nicht reifen, durch welche er nach des Herrn Willen die Welt erquicken sollte. Darum nahm ihn sein Meister in die Schule des Kreuzes. Nach einer Krankheit von wenigen Tagen starb ihm seine geliebte Frau am 12. September 1617; er besaß sie erst fünf Jahre. Eine schmerzlichere Wunde konnte ihm nicht geschlagen werden. In Wehmuth zerflossen sang er da das schöne Lied, „Ach Gott ich muß in Traurig-

keit". Sein Aussehen verfiel, sein Angesicht ward bleich, und er glaubte fest, er werde dieses große Leid nicht überstehen und bald „an seiner frommen Frau Seite ruhen" (vergl. V. 7 von „O Gott du frommer Gott" Nro. 13.). Der Herr aber hatte es anders beschlossen. Sein liebreicher, frommer Gott zog ihn an das Herz des Erlösers, wo allein der rechte Balsam für solche Wunden zu finden ist. Er schrieb trostreiche Passionspredigten, die ihn nicht nur zuerst in seiner Heimath, sondern auch in ganz Deutschland bekannt machten. Zu seiner immer gründlicheren Läuterung kam nun aber noch Trübsal auf Trübsal über sein Haupt. Am 18. Juli 1618 verband er sich mit Anna Teichmann, einem vater- und mutterlosen Waisen, die bald an ihm nichts als mühsame Krankenpflege zu verrichten hatte. Heermann hatte zwar in seinem ganzen Leben noch nicht sagen können, daß er einen einzigen recht gesunden Tag gehabt habe, vom J. 1623 an aber ward dieser leidende Zustand zu einer fast ununterbrochenen Krankheit. (Daher seine Bitte V. 1 in Nro. 13.). Der Sitz seines Uebels war in der Nase und Luftröhre, was ihn oft heiser machte und ihm das Predigen gar sehr erschwerte, so daß er, wie er selbst sagt, „je länger, je heftiger unter dem Reden stets würgen und husten mußte, als er gleich auf der Stelle todt bleiben sollte, ja er konnte zuletzt keine Periode laut aussprechen, wenn er auch hätte sein Leben damit retten sollen." Neben diesen Krankheitsleiden hatte er auch noch viele Kränkungen und Undank von Widerwärtigen in der Gemeinde zu dulden, da er die Sünde und die Sünder alles Ernstes strafte (vergl. V. 3 in Nro. 13.). Dazu kam nun noch, daß er mit seiner Gemeinde auch unter den Drangsalen des dreißigjährigen Kriegs zu seufzen hatte. Im J. 1629 brach die erste Kriegsdrangsal herein. Er mußte sich aus Köben retten und an einem sichern Ort über siebenzehn Wochen lang als Verbannter verbergen. Kaum war er zurück, so brach auch in Köben die schreckliche Pest aus, die im J. 1631 in ganz Schlesien wüthete; es starben allein in Köben 550 Menschen und darunter sein Caplan. Kaum war diese Noth vorüber, so zogen die wilden Wallenstein'schen Horden einher und plünderten das Städtchen, vom September 1632 bis Okt. 1634, dreimal, wobei Heermann jedesmal seine ganze Baarschaft, sein Hausgeräthe, Vieh und Getreide einbüßte. Einmal schwebte schon der Säbel eines Croaten über seinem Haupt, ein andersmal bedrohte ein ganzer Haufen roher Soldaten mit entblößtem Degen sein Leben. Nur wenig fehlte auch, daß er in der Oder ertrunken wäre; denn als er mit vielen andern Flüchtlingen auf einem Kahne sich ans andere Ufer retten wollte, drohte das kleine Fahrzeug vor der Menge Leute, die auf dasselbe sich geflüchtet hatten, unterzusinken und kaum waren sie in der Mitte des Stroms, als die verfolgenden Soldaten das linke Ufer erreichten und auf Heermann schoßen, so daß zwei Kugeln an seinem Haupte vorbei sausten. Der Herr aber schenkte ihm Heldenmuth in solchen Fähr-

lichkeiten (vergl. V. 4 in Nro. 13.), und führte ihn wunderbar durch alle diese Gefahren hindurch. Auch über den Seinigen, die er in Köben zurücklassen mußte, waltete Gott, daß ihr Leben und ihre Ehre unangetastet blieb. In diesen eilf schweren Leidensjahren, da er ein Davidisches geängstetes Herz hatte, von 1623—1634, hat Heermann größtentheils seine lieblichen heiligen Lieder verfaßt, obwohl sie erst, nachdem er aufgehört hatte zu predigen, im J. 1636 in seinem Werke: „Haus und Herzensmusik oder Devot musica cordis" gesammelt erschienen. Auf den Schwingen des Gesangs erhob er sich wie mit Adlersflügeln über alles Leid zu seinem Gott und Erlöser.

In dem genannten Jahr 1636 wurden endlich seine Leibesbeschwerden so groß, daß er die Kanzel nicht mehr besteigen konnte und sich vier Jahre lang durch Candidaten im Predigen vertreten lassen mußte. Als aber immer noch keine Besserung eintreten wollte, zog er sich auf Anrathen des Arztes von seiner Predigerstelle nach Lissa in Großpolen zurück, wo er sich vor der Stadt ein friedlich stilles Häuslein bauen ließ. Im Oktober 1638 bezog er dieses selbstgewählte Pathmos, „damit er," wie er sagte, „bei seinem steten, schweren Siechthum ruhig wohnen, leiden, beten, und wenn Gott wolle, unverhindert sein Leben schließen könne." Er zog in höchster Leibesschwachheit ein, und lag die neun ersten Wochen Tag und Nacht fast immer wie im Schlaf, ohne Gebrauch seiner Geisteskräfte. Sobald es besser mit ihm war, benützte er seine Ruhe zum Schreiben gottseliger, erbaulicher Schriften. Neun Jahre lang ließ ihm der Herr noch dazu Zeit und Kraft und er schrieb eine Menge solcher Schriften in Lissa. Eine besonders schwere Prüfung war ihm auch noch auf die letzte Zeit seines Lebens aufgespart. Sein ältestes und liebstes Kind von frommem Gemüth und ungemeinen Geistesgaben, Samuel, ward auf dem Gymnasium zu Breslau durch die Jesuiten verführt, ohne Wissen seines Vaters in die Jesuitenschule zu treten und am 25. Febr. 1640 die katholische Religion anzunehmen. Kaum hatte Heermann hievon sichere Kunde, als er ihm am 2. Merz „eine treuherzige Abmahnungsschrift" zusandte. „Sobald Gott meine Seele abfordert," sagt er darinn, „will ich vor Gottes Stuhl niederfallen und sie, die Verführer, innerhalb Jahresfrist vor sein Gericht fordern, und solltest „du dich nicht umkehren, dich zugleich mit; da sollt ihr Gott und „mir antworten. In deinen Briefen hast du dich allezeit unterschrieben: „„des Herrn Vaters gehorsamster Sohn bis in den Tod."" „Solltest du diese Zusage brechen, wollte ich deine Faust vor den „Richterstuhl Gottes mitnehmen, sie allda aufweisen und um Rache „bitten." Die Unterschrift lautete: „Johann Heermann, dessen „Seele betrübt ist bis in den Tod." Dieß wirkte so kräftig, daß der Sohn am 6. Merz wieder zum evangelischen Glauben zurückkehrte und den Vater um Verzeihung bat, die ihm derselbe auch ertheilte

mit den Worten: „Vaterherz bleibt doch Vaterherz." Der Sohn kehrte hierauf ins Vaterhaus zurück und wollte in Frankfurt an der Oder fortstudieren. Allein ein schwindsüchtiges Fieber, wie man sagt, die Wirkung eines Jesuitenpulvers, raffte ihn noch vor dem kränklichen Vater in der Blüthe seiner Jahre, am 6. Febr. 1643, dahin. Heermann ward dadurch so tief erschüttert, daß er den Sohn nicht zur Ruhestätte begleiten konnte. Nach dem Tode dieses Lieblings seiner Seele lebte er nur noch vier Jahre. Er wurde immer leidender, so daß er nicht mehr sitzen konnte, sondern angelehnt stehen mußte und des Nachts kaum zu liegen vermochte. Zuletzt nöthigte ihn große Schwäche, doch sich aufs Bett zu legen. Da schrieb er die Worte an sein Bett: „Herr, siehe, den du lieb hast, der liegt krank." Er litt geduldig unter getrostem Harren und inbrünstigem Flehen; sein unabläßiges Gebet war: „Herr Jesu, komm doch und spann aus," was auch V. Herberger, sein väterlicher Freund, Gott vorgetragen hatte. Am Morgen des Sonntags Septuagesimä 1647 den 17. Febr. verfiel er, nachdem in der Nacht ein Steckfluß eingetreten war, in einen sanften Schlaf, in welchem er hinüberschlummerte zu seines Herrn Freude. Am selbigen Sonntag war gerade das Evangelium von den Arbeitern im Weinberg, die gerufen werden, ihren Lohn zu empfangen. Zum Leichentext hatte er sich gewählt 1 Petr. 5, 2—4.

Heermann ragt in der ältern Schlesischen Dichterschule über alle die trefflichen Dichter, die aus derselben hervorgiengen, hervor durch Feinheit des Geschmacks, durch Klarheit und Zierlichkeit des Ausdrucks, durch Vermeidung der Härten und guten Versbau. Er beobachtete die neue Verskunst des Opitz, ohne wie dieser von dem alten Geist der Frömmigkeit zu verlieren. Er hat, sagt Gervinus von ihm, das Verdienst kirchlicher und poetischer Regelmäßigkeit. Jesus ist der Grundton seiner herrlichen Kirchenlieder, welche er bei der zweiten Ausgabe, die er zu Leipzig im J. 1644 veranstaltete, so sorgfältig feilte und säuberte, daß selbst der Geschmack unserer Zeit nur an wenig Stellen Anstoß nehmen mag. Der Reichthum und die Tiefe seiner innern und äußern Lebenserfahrungen spricht aus seinen Liedern. Sie sind jedem Christen, besonders den Kreuzträgern aus der Seele geschrieben, durch ihre Einfalt und Innigkeit auch dem Schwächsten verständlich und wohlthuend, und zeugen aufs schönste von brünstiger Liebe zu Jesu, von unerschütterlichem Glauben und von kindlicher Hingebung in den Willen des himmlischen Vaters. Unter den frommen Dichtern unsers Volks haben wohl wenige so dulden gelernt und so aus der Fülle des eigenen Herzens Andere dulden gelehrt. Seine Lieder, etwa 400 an der Zahl, fanden daher auch bald die allgemeinste Aufnahme und gehören zu den Kleinodien des evangelischen Liederschatzes. Schade, daß im W. Gesangbuch Lieder von ihm fehlen, wie: „Wo soll ich fliehen hin" — „So wahr ich lebe, spricht dein Gott" — „Zion klagt mit Angst und Schmerzen."

(Quellen: Evangelische Kirchen-Zeitung. 1832. Nro. 27—29. — Heinsius Kirchenhistorie. Thl. VI. S. 334; besonders aber: Neues Ehrengedächtniß des schlesischen Gottesgelehrten und Liederdichters Johann Heermann von Joh. David Heermann, Prediger zu Köben. Glogau 1759.)

Gryphius, Andreas (Greiff), Freund und Landsmann Joh. Heermanns, und nächst ihm einer der ausgezeichnetsten Dichter der schlesischen Dichterschule, auch Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen „der Unsterbliche". Er wurde am 11. Okt. 1616 zu Großglogau in Schlesien geboren, wo sein Vater, Paul Gryphius, Archidiakonus war. Schon seine Kindheit war voller Widerwärtigkeiten, Leiden und Mühen, — eine Vorbedeutung für sein ganzes Leben. Als er erst fünf Jahre alt war, starb ihm sein Vater an den Spuren einer Vergiftung. Bald darauf suchten ihn böse Fieber heim, „der Tod schwärmte über ihm." Als er eilf Jahre alt war, starb ihm auch seine Mutter, die sich wieder verheirathet hatte mit Pastor Mich. Eder zu Driebitz, später zu Fraustadt. Im J. 1631 verließ er das Haus seines Stiefvaters, wo er sich nicht wohl befand, und begab sich auf die Schule nach Görlitz. Von dort durch die Kriegsunruhen verjagt, flüchtete er sich zu seinem Bruder Paul in Rickersdorf, der bald darauf Pfarrer in Freistadt wurde. Dieser brachte ihn auf die Schule in Glogau. Nicht lange aber war er dort, so verheerte eine Feuersbrunst einen großen Theil der Stadt und er gerieth in die hülfloseste Lage. Hierauf schickte ihn sein Stiefvater auf die Schule nach Fraustadt, wo er unter der Leitung des berühmten Jak. Rollius den Grund zu seiner vielseitigen, gelehrten Bildung legte. Schon in seinem fünfzehnten Jahr zeichnete er sich als Dichter von Tragödien aus, und dichtete damals schon seine geistlichen Sonette, denen er die einleitenden Verse vorsetzte:

„In meiner ersten Blüth, ach! unter grimmen Schmerzen,
„Bestürzt durch's scharfe Schwert und ungeheuren Brand,
„Durch liebster Freunde Tod und Elend, als das Land,
„In dem ich aufgieng, fiel, als toller Feinde Scherzen,
„Als Lästerzungen, Spott, mir rasend drang zu Herzen,
„Schrieb ich dies, was du siehst, mit noch zu zarter Hand,
„Zwar Kindern als ein Kind, doch reiner Andacht Pfand."

Im Sommer des Jahrs 1636 kam er zu dem kaiserlichen Pfalzgrafen in Schlesien, Georg von Schönborn, unweit Freistadt, als Erzieher seiner Kinder. Das Jahr darauf, am 30. Nov. 1637, krönte ihn — so groß war der Ruhm, den er sich durch seine Gedichte erworben hatte — der Pfalzgraf mit einem frischen Lorbeerkranz zum kaiserlichen Poeten, erhob ihn zur Würde eines Magisters der Philosophie und schenkte ihm und seinen Nachkommen den Adelsstand. Nur kurz währte dieser Sonnenschein, da trübte sich wieder sein Geschick mit finsterem Gewölk, und eine prüfungsreiche Zeit brach für ihn an. Meist aus Religionshaß ergiengen bald viele Verleumdungen und Verfolgungen von Feinden und Neidern über ihn. Zu Ende des

Jahrs 1637 starb nun noch sein Beschützer und Gönner, der Pfalzgraf, und bald darauf wurde sein Bruder Paul von den Katholiken aus Freistadt vertrieben, so daß er sich selbst auch im Vaterlande nicht mehr für sicher hielt. Er floh mit tiefbetrübtem Herzen und bereiste Holland, wo er von 1639—1644 Vorlesungen über die verschiedenartigsten Wissenschaften hielt. Im J. 1640 verfiel er, nachdem er kurz zuvor den Tod seiner Schwester und seines Bruders Paul erfahren hatte, in eine langwierige und schmerzhafte Krankheit, durch die er an den Rand des Grabes kam. Gerade in dieser Zeit der Trübsal und meist während dieser Krankheit selbst, die er geduldig und glaubig litt, dichtete er seine schönsten Lieder. Sein Geist wurde durch solche harte Schläge im Feuer der Schmerzen geläutert und in Gott gestärkt. Nach erlangter Genesung machte er dann vom J. 1644—1647 viele gelehrte Reisen durch Frankreich, Italien und einen Theil von Deutschland. Der ruhmvolle Name eines Schöpfers der deutschen Tragödie gieng ihm überall voran.

Am 20. Nov. 1647 kehrte er endlich wieder in sein Vaterland nach Fraustadt zurück, und erst nachdem durch den Westphälischen Frieden die Schrecken des Kriegs geendet waren und Schlesien wieder neu aufathmete, fühlte er sich sicher, verheirathete sich im Jan. 1649 mit Rosina Deutschländer, der Tochter eines angesehenen Handelsherrn zu Fraustadt. Das Jahr darauf, am 3. Merz 1650, wählten ihn die Landstände des Fürstenthums Glogau zu ihrem Syndikus, welches ehren- und geschäftsvolle Amt er bis an sein Ende redlich und eifrig und zur allgemeinsten Zufriedenheit verwaltete. Oft hatte er den Wunsch geäußert, Gott möge ihn eines plötzlichen Todes sterben lassen; daher bereitete er sich auch stets auf den Tod und versetzte sich ganz in die Zeit seines Abscheidens (vergl. Nro. 622.: „Es ist vollbracht"). Was er sich gewünscht, gewährte ihm der Herr. Als er sich mitten in der Versammlung der Landesältesten auf dem Landhause zu Glogau befand, traf ihn am 16. Juli 1664 in seinem achtundvierzigsten Jahr ein tödtlicher Schlag.

Er dichtete vierundsechzig Lieder; gesammelt erschienen sie erst im J. 1698. Die meisten, besonders die zur Zeit der Prüfungen ums J. 1640 gedichteten, sind von ernster Schwermuth durchdrungen. „Alles ist eitel, Welt ist Tod, Schönheit ist Wust und Dunst, Lust ist Verderben" — das sind die Hauptsprüche und Hauptgedanken, die sich fast in allen seinen Liedern finden; dabei aber glänzte aus all den trüben Gedanken Glaube, Liebe und Hoffnung, die der vielgeprüfte und rastlos umhergeschleuderte Dulder nie fahren ließ, hell und schimmernd hindurch. In der Gediegenheit und Abrundung der Form steht er zwar dem Opitz und andern der schlesischen Schule nach, aber durch Schwung, Feuer, Innigkeit und Tiefe des Gemüths steht er weit über Opitz. Gervinus stellt ihn sehr hoch und sagt von ihm: „Was „Opitz mit Trockenheit begonnen hatte, vollendete Gryphius mit

„Schwung und ächter Poesie; ein Finger an ihm ist poetischer, als „der ganze Opitz; Würde und Erhabenheit lagen ihm näher, als die „schlichte Einfalt des Lutherischen Gesangs, ohne daß er den Luthe„rischen Sinn aufgab." Manchmal verfällt er jedoch durch die Ueberschwänglichkeit des Gefühls in Uebertreibungen.

(Quellen: Bredow's nachgelassene Schriften, 1816. — Bibliothek deutscher Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von W. Müller, fortgesetzt von Carl Förster. Leipz. 1822—1838. 14 Bdchen.)

Held, Heinrich, gleichfalls ein geborner Schlesier, denn er stammt von Guhrau in Schlesien, wo er auch als Licentiat der Rechte und Rechtspракticus sich aufhielt. Sein Leben gieng den gewöhnlichen Gang und bietet nichts Merkwürdiges dar. Im J. 1643, seinem Todesjahr, gab er heraus: „Vortrab teutscher Gedichte, poetische Lust und Unlust. Frankfurt a. O. 1643." Er ist einer der gediegensten Dichter der alten Schlesischen Schule.

Flemming, Paul, geb. 27. Okt. 1609 zu Hartenstein an der Mulde im Voigtlande, wo sein Vater, ein reicher und angesehener Mann, lutherischer Prediger war und von wo derselbe wenige Jahre nach des Sohnes Geburt nach Wechselburg an der Saale kam. Auf der Fürstenschule zu Meißen legte er einen guten Grund zu seiner gelehrten Bildung. In seine Jugendzeit fällt gerade der neue Aufschwung, den die deutsche Poesie durch Opitz nahm. Dadurch mächtig angeregt, erwachte in ihm frühe schon die Liebe zur Dichtkunst. Opitz wurde von dem feurigen Jüngling fast vergöttert. Von Meißen aus bezog er die Universität Leipzig, um hier die Arzneikunde zu studieren. Darüber aber wurde er der Dichtkunst nicht untreu; Freundschaft und Liebe waren damals die Sterne, die dem jungen Dichter leuchteten und die er auch vorzüglich besang. Ein warmes Freundesherz, ein frommer, keuscher Sinn und Wandel und ein lebendiger Natursinn spricht aus seinen damaligen Liedern. Im J. 1631 erhielt er die philosophische Magisterwürde zu Leipzig. Das Kriegsgetümmel jedoch und der traurige Zustand seines Vaterlands nach dem Tode Gustav Adolphs, in welchem er einen Heiland Deutschlands erblickt hatte, trieben ihn aus Sachsen fort. Er schied mit tief verwundetem Gemüthe, denn sein Herz war voll feuriger Liebe zum Vaterland und voll heiligen Eifers für den evangelischen Glauben. Er gieng nach Holstein, wo gerade der dortige Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein im Begriffe war, eine prächtige Gesandtschaft an seinen Schwager, den Russischen Czar Michael Feodorowicz nach Moskau zu senden. Der rüstige, wanderlustige Jüngling, wohl wissend, daß der ungereiste Mann damals nichts galt, bewarb sich um die Stelle eines Hofjunkers und Truchseß bei dieser Gesandtschaft, als welcher er abwechselnd mit andern Hofjunkern das Vorschneiden an der Gesandtentafel zu verrichten hatte. Auf die Empfehlung seines Freundes, des Leibarztes bei dieser Gesandtschaft, Hartmann Grahmann, erhielt er die gewünschte Stelle, und

bereitete sich nun zu der langen gefahrvollen Fahrt ernst und würdig durch Abfassung des Lieds: „In allen meinen Thaten" (vgl. Nro. 367). Die aus 34 Personen bestehende Gesandtschaft reiste unter Anführung des Philipp Crusius und Otto Brüggemann am 22. Okt. 1633 von Gottorf ab und langte am 16. Aug. 1634 in Moskau an, wo sie die Erlaubniß zum Durchzug einer andern Gesandtschaft erlangte, welche der Herzog an den Schach Sefi von Persien schicken wollte, um, wie es hieß, für sein Land einige Handelsvortheile zu gewinnen, wahrscheinlich aber um den phantastischen Plan auszuführen, der Christenheit einen Weg in den Orient zu bahnen, damit sie die Waffen von den Brüdern abwenden und gegen den alten Erbfeind, den Muselmann, kehren möchte. Das hoffte auch Flemming. Nachdem nun diese erste Gesandtschaft am 6. Apr. 1635 nach Gottorf zurückgekehrt war, gieng Flemming in selbigem Jahre noch mit jener zweiten, größern Gesandtschaft, die aus mehr als hundert Personen der verschiedensten Nationen bestand, am 27. Okt. auf einem neuen Schiffe von Travemünde ab. Ueber solches Reisen sang er in einem Liede:

„— — — ich will dirs besser weisen,
Wohin Du sichrer sollst und mit mehr Nuzen reisen:
Geh! sieh' Dich selbsten durch! Du selbst bist Dir die Welt!
Verstehst Du Dich aus Dir, so hast Du's wohlbestellt."

Kaum in der hohen See angelangt, hatten sie gefährliche Seestürme durchzumachen und strandeten am 9. Sept. vor der Insel Hochland bei Reval. Nach dreizehnwöchiger Rast gieng es nach Moskau und von da dem schönen Astrachan zu, wo sie am 15. Sept. 1636 ankamen. In lieblichen Liedern besang Flemming die Erlebnisse auf dieser schönen Reise. Doch nagte bald Mißmuth an seiner Seele über einen „freundgestalteten Feind", denn der stolze, ränkevolle und mißtrauische Gesandtschaftsführer Brüggemann haßte den offenen, freimüthigen Jüngling, behandelte das ganze Comitat tyrannisch und übermüthig und klagte sie der heimlichen Verschwörung gegen ihn an. Von Astrachan gieng es am 15. Okt. über das Caspische Meer, wo sie gleichfalls einen sehr gefährlichen Sturm zu bestehen hatten. Der Mast zersplitterte, das Schiff wurde leck und nur nach langen Mühen und Aengsten gelang es ihnen, sich an's Ufer zu retten. Flemming und sein Freund Olearius hatten sich ein Paar leere Fässer um den Hals gehängt, um, wenn das Schiff untergienge, todt oder lebendig ans Land getrieben zu werden. Gegen Ende des Jahrs kam die Gesandtschaft endlich nach Schamachia, dann im Juni 1637 nach Ordebil. Hierauf hatten sie unter den größten Beschwerden das Taurusgebirge zu übersteigen, wo sie oft des Nachts an Felsabgründen umherirren mußten, und langten endlich am 3. Aug. 1637 in dem prächtigen Ispahan an, dessen Herrlichkeiten Flemming in schönen Liedern besang. Kaum dort angelangt, gerieth die ganze Gesandtschaft in die größte Lebensgefahr durch einen Streit, der zwischen ihrer Dienerschaft und einigen Leuten von einer gerade auch anwesenden indischen Gesandtschaft beim Abladen des

Gepäcks entstand. Die Indier überfielen die Gesandtschaft und tödteten einige derselben. Flemming flüchtete sich bei diesem Ueberfall in die armenische Kirche, und das Haus des Herrn, zu dem er in seinem Reiselied gebetet hatte: „Ich traue seiner Gnaden, die mich für allem Schaden, für allem Uebel schützt," gewährte ihm Schutz und Rettung. Lange nachher noch hat er Gott dafür mit tiefer Rührung gedankt. Am 21. Dec. 1637 trat die Gesandtschaft ihre Rückreise an durch die blühende Landschaft Kisan, das alte Hyrcanien; die schöne Natur begeisterte Flemmingen zu manchen köstlichen Versen. Aber hier schon ergrief ihn eine Ahnung seines frühen Todes, denn er sprach es in einigen seiner Lieder aus, der schwere Zug mache ihn täglich mürber und habe sein stärkstes Theil schon umgebracht. Daneben fraß auch an seinem Herzen der Gram über seinen Vater, dessen Trost er gewesen, und über sein unglückliches Vaterland, von dem ihn oft Trauerposten erschreckten, sowie die Reue, daß er sie verlassen und seine Jugend übel verbracht habe, weil die Reise, die er zuvor als ruhmvoll für sein Vaterland ersah, sich als eitel vergeblich darstellte. Unter den größten Gefahren hatten sie nun noch durch die wilden tartarischen Völkerschaften sich durchzuschlagen, wo sie oft auf dürren Haiden unter den Höhlen der Schlangen ihr Nachtlager aufschlagen mußten und die feindlich gesinnten Tartaren auf sie lauerten. Am 18. Mai 1638 erreichte die Gesandtschaft das freundliche Circassien und Astrachan wieder. Aber auch dort war die Gefahr noch nicht vorüber, durch Brüggemanns verrätherische Verläumdungen gerieth die ganze Gesandtschaftsbegleitung in Gefahr, vom Patriarchen nach Sibirien gebracht zu werden. Endlich kamen sie im J. 1639 nach Moskau und am 13. Apr. nach Reval. Dort verlobte sich Flemming mit einer edlen Jungfrau Anna Niehusen, der Tochter eines angesehenen Kaufmanns daselbst. Sie hatte sein Herz schon beim ersten Aufenthalt zu Reval entzündet. Als sofort am 1. Aug. 1639 die Gesandtschaft wieder in Gottorp eingetroffen war, eilte Flemming nach Hamburg, um sich dort als practischer Arzt niederzulassen. Zuvor aber erwarb er sich in Leyden mit großem Ruhm zu Anfang des Jahrs 1640 die Doctorwürde in der Arzneikunde. Kaum war er aber nach Hamburg zurückgekehrt, so riß ihn der Tod am 2. April 1640 in der Blüthe seines Lebens dahin; sein Körper war durch die Mühseligkeiten der Reise zerrüttet. Er starb mit ruhiger Ergebung und in dem muthigen Bewußtseyn seiner Unsterblichkeit auf Erden und im Himmel. In der Grabschrift, die er sich drei Tage vor seinem Tode selbst noch dichtete, sagt er:

Verzeiht mir, bin ich's werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde,
Ich sag Euch gute Nacht und trete willig ab.
Sonst alles ist gethan, bis an das schwarze Grab.
Was frei dem Tode steht, das thut er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Athem aufzugeben?
An mir ist minder nichts das lebet, als mein Leben.

Die erste Ausgabe seiner Gedichte erschien zu Jena im J. 1642 durch Veranstaltung des Vaters seiner Braut. Flemming ist vorherrschend ein weltlicher Dichter und galt als der erste unter denselben, wie auch Gervinus ihn den schönsten Charakter unter den weltlichen Dichtern des siebenzehnten Jahrhunderts nennt. Er ist ein glänzendes Meteor am Dichterhimmel dieser Zeit, das belebend auf die Dichtkunst überhaupt einwirkte. Er huldigte zwar in den meisten seiner Gedichte dem Weltgeist, doch spricht ein reiner Sinn aus Allem. Mit seinem Lied: „In allen meinen Thaten" hat er eine schöne Opfergabe auf dem Altare des Herrn dargebracht, und wenn die meisten jener Lieder mit der Lust der Welt vergangen und vergessen sind: dieses ist im gesegneten Gedächtniß des deutschen Volks geblieben. Seine geistlichen Gedichte überhaupt sind zwar nicht alle frei von jenen Spielereien, die im Geschmack seiner Zeit lagen, „sie sind aber fern von aller falschen „Mystik und doch so voll vom wahren Christenthum, so durchdrungen „von der Kraft der Ueberzeugung, daß sie nur aus einem in lebendiger, „ausübender Gottseligkeit erstarkten Gemüth entsprungen seyn können."

(Quellen: Bibliothek deutscher Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, von W. Müller. — Paul Flemmings auserlesene Gedichte nebst einer Lebensbeschreibung von Gustav Schwab. Stuttg. 1820. —

Rist, Johann, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen „der Rüstige." Er wurde am 8. Merz 1607 zu Pinneberg an der Pinnau in der Holsteinischen Herrschaft Pinneberg geboren, wo sein Vater Prediger war, der ihn schon vor der Geburt zum Studium der Theologie bestimmte. Er kam zuerst auf die Schule nach Hamburg und dann auf das Gymnasium zu Bremen, wo er sich bereits als Dichter einen Namen erwarb. In seiner zarten Jugend schon war er, wie er selbst erzählt, drei Jahre lang mit Anfechtungen wegen der ewigen Gnadenwahl geplagt, da er sich einbildete, Gott habe ihn verworfen und dem Satan übergeben. Aus dieser Angst hat ihn Psalm 91 mehr als tausendmal errettet, weßwegen er auch damals schon Psalmen und Lieder zu dichten anfieng. Er studierte hierauf Theologie auf den Universitäten zu Rinteln, Rostok, Leipzig, Utrecht und Leyden. Auf den deßhalb gemachten Hin= und Herreisen hatte er oft große Lebensgefahr auszustehen; auf dem baltischen Meer litt er Schiffbruch und als er von Leipzig wegreiste, lag er unterwegs etliche Wochen an der Pest in einem unbewohnten Haus, bloß unter Aufsicht einer alten Frau, auf den Tod krank darnieder. Nebenher trieb er auch Mathematik, Chemie und Medicin und kehrte mit dem Ruf eines großen Gelehrten und Dichters ins Vaterland zurück. Hier wurde er Prediger zu Wedel an der Elbe, einem Flecken in der Pinneberg'schen Herrschaft, ganz nahe bei Hamburg. Dieses Amt bekleidete er als ein treuer Seelsorger und eifriger Prediger bis an sein Ende. Er war auf der Kanzel, wie im geistlichen Lied, das er sich zu seiner Hauptbeschäftigung erwählte, ein Mann, der mit Feuerkraft auf christlichen

Wandel drang und es als seinen Beruf erklärte, das zerfallene Christenthum aufzurichten; so schaffte er daher auch in seinem Kreise die Fastnachtsfeier ab. Dessen unerachtet wurde er von den Eiferern seiner Zeit angegriffen, als predige er nicht genug über Streitsachen und gegen irrige Lehren. Darauf antwortete er aber, „es seyen in seiner Gemeinde kaum zwei Fremdlinge mit irrigen Lehren, viele aber mit einem sündhaften Leben; das Verkezern wirke, statt eines lebendigen, fruchtbaren Glaubens, nur Hochmuth und gehässige Regungen." Durch seine Dichtergabe und seinen frommen Eifer war er weithin berühmt und unterhielt einen Briefwechsel nach allen Seiten, daß er fast keinen Tag ohne Briefe war; mit allen Hauptgeistlichen in allen Hauptstädten Deutschlands stand er in Verbindung und galt ihnen als ein „Vorkämpfer gegen des Teufels Rotte." Doch ließ er sich mit den Gegnern zu sehr in kleinlichte Streitereien ein, und überhäufte sie gar oft, besonders in den Vorreden zu seinen Werken, in verletzter Eitelkeit, voll Gift und Galle, mit groben Schimpfworten. Geistliche und weltliche Ehren wurden ihm viel zu Theil. 1644 wurde er kaiserlicher Hof- und Pfalzgraf und gekrönter Dichter, auch herzoglich mecklenburgischer Kirchenrath, und der Kaiser Ferdinand III. erhob ihn in den Adelstand. Aus Eitelkeit, von der er nicht frei war, und mehr zu seinem eigenen Glanze, stiftete er im J. 1660 einen besondern Dichterorden, den Elbschwanorden, aus etwa vierzig seiner Freunde bestehend. Dieser Orden bestand aber aus geringen Dichtern, leistete nicht viel und hörte bald nach seinem Tode wieder auf. Wenige Dichter sind wie er von der Mitwelt so gepriesen und vergöttert worden; er galt bei allen seinen Zeitgenossen als der nordische Apoll, als das auserwählte Rüstzeug des Herrn, als ein Fürst aller Poeten, als der Gott des deutschen Parnasses, als der große Limberschwan.

Seine besten geistlichen Lieder dichtete er in dem Zeitraum von 1637 bis 1644; bei seinem Wohnort hatte er einen Hügel, der ihm besonders lieb und theuer war; auf diesem dichtete er dieselben in gesegneter Einsamkeit und nannte den Hügel deßhalb seinen Parnaß. Gar viele derselben sind edle, christliche Früchte der Trübsal, wie er dieß selbst auch in den Worten bezeugt: „viele Lieder hat mir das liebe Kreuz ausgepreßt," denn in den spätern Jahren seines Lebens hatte er unter den Greueln des Kriegs, unter Hunger und Pestilenz gar viel zu leiden. Im J. 1644, beim ersten schwedischen Krieg, raubten ihm die „Kriegsgurgeln" seine ausgefertigten Schriften unverhoffterweise erbärmlich hinweg und im J. 1658, als die Feinde in Wedel plünderten, nahmen ihm die Croaten auf einmal über 2000 Reichsthaler weg und er mußte unter großer Angst und Gefahr flüchten. In einem andern Jahr starben in seiner Gemeinde, innerhalb 2 Monaten, über hundertfünfzig Personen. So gieng auch er durch viel Kreuz und Anfechtung, und die David'sche Noth, die über ihn kam, erzeugte auch in ihm David'sche Lieder, die in ganz Deutschland zu Trost und Erbauung vieler tausend Seelen

gesungen wurden. Aus solcher Stimmung sang er namentlich die Lieder seiner „Kreuzschule" vom J. 1659, darinn er redet, wie man das Kreuz im Gehorsam und in Gottes Liebe zum Heil und Segen zu wenden habe. Knechte und Mägde sangen seine Lieder und die Jugend lernte sie in der Schule auswendig. Selbst die Wittwe des katholischen Ferdinand II. hielt es um seiner Lieder willen für Schade, „wenn er zum Teufel fahren sollte." So ehrsüchtig er in mancher Hinsicht erscheinen mag, so hat er doch keines seiner Lieder in seiner eigenen Kirche singen lassen, obwohl man sie zu seinen Lebzeiten fast aller Orten in den Kirchen sang. Er starb sechzig Jahre alt zu Wedel am 31. Aug. 1667.

Rist schloß sich als Dichter unmittelbar an Opitz an und ist der fruchtbarste, nächst Opitz berühmteste Dichter seiner Zeit. Seine Lieder traten in folgenden zehn Sammlungen ans Licht, wozu ein ganzer Sängerkreis, der um ihn sich schaarte, die Melodien lieferte:

1. „Himmlische Lieder" in fünf einzelnen Zehn. 1641 und 1642. Es sind fünfzig Lieder mit fünfzig Melodien von Johann Schop. Dieß sind seine frischesten und besten Lieder, die unmittelbarsten Ergüsse dichterischer Begeisterung, köstliche Früchte seiner Dichtergabe, und zugleich von allgemeinerer kirchlicher Art. Das erste Zehn enthält Fest- und Passionsgesänge.
2. „Der zu seinem allerheiligsten Leiden und Sterben hingeführte und an das Kreuz geheftete Christus Jesus." 1648, mit zwanzig Liedern und neunzehn Melodien von Pape.
3. „Neuer himmlischer Lieder sonderbares Buch." 1651, mit fünf Abtheilungen, deren jede zehn Lieder hat:
   Erste Abtheilung: Klag- und Bußlieder mit zehn Melodien von Colerus und Stade.
   Zweite Abth.: Lob- und Danklieder mit zehn Melodien von Hammerschmidt.
   Dritte Abth.: Sonderbare Lieder, d. i. sonderbarer Personen sonderbare Lieder (Leuten verschiedener Lebensalter und Lebensverhältnisse in den Mund gelegt) mit einer Melodie von M. Jacobi, drei Melodien von Meier, fünf von Kortkamp, einer von Pape.
   Vierte Abth.: Sterbens- und Gerichtslieder mit zehn Melodien von Jak. Prätorius.
   Fünfte Abth.: Höllen- und Himmelslieder mit zehn Melodien von H. Scheidemann — seine geringhaltigsten Lieder voll eckelhafter, übertriebener, fleischlicher Schilderungen der Höllenpein und Himmelslust.

Mit dieser Sammlung machte er den Anfang, Gelegenheitsgedichte zu dichten für bloß gedachte Zustände der verschiedensten Art und Lieder allerlei nicht selbsterfahrenen, sondern nur vorausgesetzten Lebensereignissen anzupassen und allerlei Ständen, Lebensaltern und Geschlechtern anzueignen. Er macht sich von nun an ein Geschäft aus der geistlichen Liederdichtung. Nun als Dichter zu äußerlichen Ehren gelangt, hält er sich berufen, den von ihm gefühlten Mangel an Kirchenliedern und allerlei Lücken, die es deßhalb beim gottesdienstlichen Gesang noch gab, auszufüllen und zugleich manche nach der alten,

unvollkommnern Kunst gedichtete Lieder mit regelrechten verdrängen zu müssen. Auch mit seinen Liedern will er dem ganz verfallenen Christenthum wieder aufhelfen, deßhalb sollen sie fortan jedes Verhältniß des Lebens in geistlichem Sinne umfassen. Nun kommen aber deßhalb auch manche flüchtig hingeworfene und wässerige Lieder zu Tage, in denen das innerlich, lebendig erfahrene Wort nicht mehr verkündigt wird, dem doch allein die wahre Kraft innwohnt:

4. „Die sabbathische Seelenlust.“ 1651, mit achtundfünfzig Liedern und eben so viel Melodien von Thom. Selle. Hier stellt er den gereimten Episteln des Opitz gereimte Evangelien zur Seite.
5. „Frommer und gottseliger Christen alltägliche Hausmusik.“ 1654, mit siebenzig Liedern und achtundvierzig Melodien von J. Schop und zweiundzwanzig Melodien von M. Jacobi. Es sind Lieder für alle möglichen Stände, Lagen und Vorfälle im gewöhnlichen Leben.
6. „Neue musikalische Festandachten.“ 1655, mit zweiundfünfzig Liedern und zweiundfünfzig Melodien von Thom. Selle.
7. „Neue musikalische Katechismusandachten.“ 1656, mit fünfzig Liedern und achtunddreißig Melodien von A. Hammerschmidt und zwölf von M. Jacobi. Die ganze Theologie wollte er damit in Verse fassen.
8. „Neue musikalische Kreuz-, Trost-, Lob- und Dankschule.“ 1659, mit siebenzig Liedern und siebenzig Melodien von Jacobi. In diesen Liedern prägen sich seine Lebenserfahrungen und Herzensgedanken ab, die er während der Schrecknisse des Kriegsjahrs 1658 hatte. Er lehrt darinn, wie Angst, Betrübniß und Creuz der Christen ABC sey — aus Erfahrung.
9. „Neues musikalisches Seelenparadies,“ 2 Thle. 1660 und 1662, mit 164 Liedern und eben so viel Melodien von Chr. Flor.
10. „Neue hochheilige Passionsandachten.“ 1664, mit siebenundzwanzig neuen Liedern und dem Wiederabdruck der Passionslieder in Nro. 2. Hiezu gab Colerus sechsundvierzig Melodien.

Von den 611 Liedern, welche in diesen zehn Sammlungen des „rüstigen“ Dichters enthalten sind, kamen (nach Königs harmonischem Liederschatz. Frankf. 1738) 237 in kirchlichen Gebrauch, während von den 629 Melodien, womit er seine Lieder verherrlichen ließ, bloß 28 sich in der Kirche einbürgerten.

Ausgezeichnet sind nun Rist's Lieder durch leichten, fließenden Ausdruck, gefällige und reine Reim- und Strophenbildung. Philipp v. Zesen hat deßhalb Rist's Namen durch einen Buchstabenwechsel in „Es rinnt ja so“ verkehrt und zu seinem Lob gesungen:

„Aus seiner Feder es rinnt so schön
erfrischet Herz und Muth“ ꝛc.

Später aber hat man ihm dieß Lob in Tadel verkehrt, und, wie z. B. Gervinus, das „es rinnt ja so“ als bezeichnend für sein wässeriges Schreiben ausgelegt, weil breiten, bodenlosen Schwalles seine Lieder unaufhörlich dahinrannen. Wirklich verfiel auch Rist, weil es ihm so leicht war, Verse zu machen, in eine gar weite und breite Manier, bei der die Gedanken und Bibelsprüche allzubreit getreten

werden, und Alles zu lang geräth. Vertheidigt er doch selbst in der Vorrede zu seinem Seelenparadies dieses Breittreten der Bibelsprüche, indem er sagt, erst das Zerknirschen dieser Himmelsgewürze offenbare ihre rechte Kraft und ihren rechten Geruch. Er hat allerdings durch Vielschreiben und bloßes Gelegenheitsdichten seine herrliche Dichtergabe verwässert und oft bloß Reimereien und eine Menge gleichgültig, als Lückenbüßer hingeworfener, flacher Lieder geliefert. Wilhelm Müller sagt deßhalb in seiner Bibliothek deutscher Dichter von ihm: „es fehlt seiner Andacht Schwung und Innigkeit, die er oft durch hohlen Bombast zu ersetzen sucht, in ruhiger Betrachtung und tüchtiger Zufriedenheit spricht sich sein geistliches Lied am wahrhaftesten aus. Ueberhaupt schwankt er zwischen gezierter Ueberschwänglichkeit und prosaischer Faßlichkeit." Dabei ist aber doch nicht zu verkennen, daß Rist manches wahrhaft schöne Lied gedichtet und sich unter der Masse gewöhnlicher Lieder eine schöne Zahl gediegener Kernlieder befindet, die zu den schönsten des evangelischen Liederschatzes gehören, wie z. B. auch außer den ins W. Gesangb. aufgenommenen Liedern die Lieder: „Jesu, der du meine Seele" — „Ermuntere dich, mein schwacher Geist" — „Du Lebensfürst, Herr Jesu Christ" — „O Traurigkeit".

(Quellen: Molleri Cimbria literata. Tom. I. Pag. 546 seq. — Der neusprossende Palmbaum von Neumark. Nürnb. 1668. S. 467 f. — Der evangelische Kirchengesang von C. v. Winterfeld. II. Thl. 1845. S. 360—440.)

Höfel, Johann, Rist's Freund. Er wurde zu Uffenheim in Franken geboren am 24. Juni 1600; sein Vater lebte dort als fürstl. brandenburgischer Vogt. Er studierte in Straßburg, Gießen und Jena. Als gottseliger Jüngling, der nach dem köstlichen Spruche Prediger 12, 1. sich achtete, und mit einem bei jungen Leuten seltenen Ewigkeitsernste lebte, ließ er sich schon in seinem achtzehnten Jahr seinen Sarg verfertigen, um täglich an das Gebet Mosis, Psalm 90, 12, erinnert zu werden. Nachdem er sofort im J. 1628 Doktor der Rechte geworden war, ließ er sich 1631 als Raths- und Stadtconsulent in Schweinfurt nieder. Zugleich war er Rath und Advokat der Grafschaften Henneberg und Castell, so wie der Reichsstadt Rothenburg. Auch hier setzte er seine Uebung in der Gottseligkeit fort, hielt täglich seine Betstunde und rief in herzlicher Sterbensbereitschaft bei jedem Glockenschlag Gott um eine selige Stunde an. Die Liebe Christi drängete ihn also, daß er in Schweinfurt für alte, gebrechliche, arme und kranke Leute ein eigenes Häuslein auf dem Kirchhof bauen ließ, darinn sie verpflegt wurden. Nach dem Vorbild seines Herrn, der einst der bekümmerten Wittwe zurief: „Weine nicht!" wollte auch er die Beladenen und Mühseligen dieses süße Wort erfahren lassen und sie mit Hülfe und Trost erquicken (vergl. Nro. 473, 4. 5.). Er war deßhalb auch in seinem Wohnort als ein gottseliger und liebereicher Mann allgemein geschätzt und geliebt.

Im J. 1678 durfte er sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum feiern. Da rechnete er es selbst zusammen, daß er in den fünfzig Jahren über 3414 Meilen in seinem Beruf zu Kaisern, Königen und Fürsten gereist sey. In seinem Alter las er meist Leichenpredigten, deren er 4000 sammelte. Drei Stunden vor seinem Tode schrieb er, der allezeit seine Lebensstunden gezählt, noch an einen seiner Freunde: „Nun ist es an meiner Lebensuhr am letzten Körnlein." Sein Wahlspruch war: „**O vanitas! o aeternitas!**" „O Eitelkeit, o Ewigkeit!" So starb er denn nach dreiundachtzigjähriger Pilgerschaft, in der ihn Gott mit langem Leben gesättiget und ihm gezeiget hatte sein Heil, alt und lebenssatt am 8. Dez. 1683.

Im Jahr 1634 gab er »**musicam christianam**« heraus, worinn sich seine eigenen schönen Lieder finden: „O süßes Wort" und „Was traur' ich noch". Im J. 1681 gab er auch zu Schleußingen ein „historisches Gesangbuch" heraus, welches Lieder enthielt, die allerlei Ereignisse in der Kirche und im Reich Gottes besingen.

(Quellen: Casp. Wezels **analecta hymnica.** II. Bd. S. 287.).

Stegmann, Josua, geb. im J. 1588 zu Sulzfeld in Franken, wo sein Vater evangelischer Prediger war. Er studierte in Leipzig und wurde im J. 1617 Pfarrer und Superintendent zu Stadthagen und nach vier Jahren schon, im J. 1621, Professor und Doktor der Theologie auf der neu errichteten Universität Rinteln, zugleich auch Hessen-Schaumburg'scher Superintendent. Sein Todestag ist der 3. Juni 1632.

Seine Lieder, die zum Theil recht gut sind, erschienen unter dem Titel: „Angenehme Herzensseufzer." Lüneburg, 1630, 1633 und 163[illegible].

(Quellen: Carl Anton Dolle, ausführliche Lebensbeschreibung aller Professoren, die auf der Universität Rinteln gelehrt haben. 175[illegible]. II. Th.)

Wegelin, Josua. Sein Geburtsjahr ist unbekannt. In den dreißiger Jahren war er evangelischer Pfarrer in Augsburg, wo er ein „Augsburg'sches Gebetbüchlein mit vierzehn Morgen- und Abendliedern" herausgab. Ums Jahr 1640 sodann wurde er Pfarrer, Dr. der Theologie und Senior zu Preßburg in Ungarn.

Im Jahr 1660 erschienen seine geistlichen Arbeiten gesammelt unter dem Titel: „Gebete und Lieder."

Denike, David, geb. zu Zittau in Sachsen am 31. Jan. 16[illegible]. Sein Vater, der dort Stadtrichter war, schickte ihn 1619 auf die Universitäten Wittenberg, Jena und Königsberg. Nachdem er sodann in den Jahren 1625—1627 mehrere gelehrte Reisen nach Holland, England und Frankreich gemacht hatte, wurde er 1629 Hofmeister bei dem Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, 1639 Abt des Stifts Bursfeld und endlich 1642 Consistorialrath in Hannover, worauf er sich verehlichte mit Magdalena Elisabeth von Windheim, eines Patriziers Tochter zu Hannover. Als solcher wirkte er im

Segen zur Hebung des kirchlichen Lebens; auch genoß er stets das Vertrauen seines Herzogs, der ihn in vielen Angelegenheiten verschickte. Er war ein sehr gewissenhafter, gottesfürchtiger und besonders auch gegen die Armen sehr gutthätiger Mann. Am 1. Apr. 1680 starb er nach wohl vollbrachtem Tagewerk zu Hannover am Stein und Schlafsucht. Dr. Heinemann hielt ihm die Leichenpredigt über Ps. 16, 8—11., worinn derselbe ihm auch bezeugte: „Er hat nach Art und Weise eines Davids geistreiche Psalmen geschrieben, welche unter uns öffentlich gesungen werden und vielleicht Wenige wissen."

Seine Poesie ist für die damaligen Zeiten ziemlich rein, auch sehr feurig, fließend und geistreich. Zwanzig seiner Lieder standen im Rintel'schen Gesangbuch.

(Casp. Wezels Analecta hymnica. I. Bd. 2. Stück. S. 34—38.)

Gesenius, Justus. Er wurde am 6. Jul. 1601 zu Eßbeck im hannöver'schen Amte Lauenstein geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Nachdem er zu Helmstädt und Jena studiert hatte, wurde er im J. 1629 Prediger in Braunschweig, im J. 1636 Hofprediger in Hildesheim beim Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, dessen Hofmeister Denike gewesen war, und zuletzt Consistorialrath, Dr. der Theologie und Generalsuperintendent in Hannover, wo er am 18. Sept. 1671 starb. Er war einer der frommen und einsichtsvollen Theologen, die, wie Joh. Arndt, Joh. Gerhard, Valentin Andreä 2c., das in die lutherische Kirche eingedrungene Unwesen und Verderben tief beseufzten, hart tadelten und zweckmäßige Rathschläge gegen dasselbe gaben.

Er dichtete in seinen mittlern Jahren mehrere Lieder, wovon vierzehn in dem Hannöver'schen Gesangbuch stehen, das er in Verbindung mit seinem Freund und Collegen, Denike, im Jahr 1659 herausgab.

Das von Denike und Gesenius herausgegebene Hannöver'sche Gesangbuch ist dadurch merkwürdig, daß es zuerst ältere Lieder in veränderter Gestalt aufgenommen hat; die Veränderungen benahmen aber dem christlichen Kern und Gehalt der Lieder nichts, sondern suchten bloß die alten Härten und Rauhheiten in der Sprache und im Versbau nach Opitz'schen Grundsätzen über die Correktheit der Sprache abzuschleifen.

(Quellen: Hauberi primit. Schaumburg.)

Clausnitzer, Tobias. Er wurde im J. 1619 zu Thurn, eine Meile von Annaberg im Meissen'schen Gebiet in Sachsen, geboren. Im dreißigjährigen Krieg war er von 1644 an schwedischer Feldprediger, und hatte als solcher auf General Wrangels Befehl am 1. Jan. 1649 in Weyden die Westphälische Friedenspredigt zu halten. Gleich darauf wurde er in dieser in der Oberpfalz gelegenen Stadt erster Pfarrer und später Kirchenrath. Er starb 7. Mai 1684.

Es sind nur drei Lieder von ihm bekannt; er schrieb: „india-

nische Granadilla oder Passionsblume in gottseligen Betrachtungen des Leidens Christi in zwölf Predigten" und „himmlische Gedanken über die Wiedergeburt Christi".

Rinkart, Martin, geb. zu Eilenburg in Sachsen am 23. Apr. 1586. Sein Vater lebte dort als ein biederer Küfermeister, der seinem Wahlspruch: „schlecht und recht" lebenslang treu blieb. Nachdem sich Rinkart in der Schule seiner Vaterstadt nicht geringe Kenntnisse gesammelt hatte, bezog er im J. 1601 als fünfzehnjähriger Jüngling die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. Hier erwarb er sich seinen Unterhalt durch seine musikalische Fertigkeit, welche er dem Unterricht des Eilenburger Cantors, Georg Uhlemann, zu verdanken hatte. Im J. 1610 wurde er Cantor an der St. Nikolaikirche zu Eisleben und nach Verfluß eines Jahres Diakonus daselbst. Von dieser Stelle wurde er im J. 1613 zum Pfarramte in Erdeborn im Mansfeldischen berufen.

Als er sofort im J. 1617 eine Reise in seine Vaterstadt machte, trug man ihm das damals gerade erledigte Archidiakonat, um das er sich früher vergeblich beworben hatte, nun freiwillig an. Am 29. Nov. 1617 trat er dieses Amt mit dem frommen Wunsche an:

Auf dein Wort, Jesu, ich mein neu Netz frisch ergreife,
Geh' in die wilde See, die Segel weit ausschweife.
Hilf zieh'n, hilf fangen mir der Himmelskinder viel
Und richte Netz und Schiff und Wind zum guten Ziel.

Während der ganzen Dauer des dreißigjährigen Kriegs wirkte er in diesem Amte zu großem Segen seiner Vaterstadt und bewährte sich unter mancherlei harten Prüfungen und Drangsalen durch Geduld, aufopfernde Liebe und unermüdlichen Eifer als einen frommen und treuen Diener Gottes. Seine Amtstreue bewährte sich auf eine seltene Weise bei der im J. 1637 zu Eilenburg herrschenden pestartigen Krankheit. Die Schweden hatten, ehe sie nach Pommern abzogen, auf dem platten Lande Alles verwüstet und verheert, und es hatte sich vieles Landvolk in die Stadt geflüchtet, als die Seuche ausbrach. An einem Tage starben 40—50 Personen und im ganzen Pestjahr 8000. Der ganze Rath starb bis auf drei Personen aus und nur wenige Schulkinder blieben übrig. Da auch der Diakonus und der Prediger auf dem Berge starben, so mußte Rinkart, der in diesem Jahr auch seinen Bruder, den Cantor zu Eisleben, verlor, das Amt in beiden Kirchspielen allein besorgen und die Todten, welche auf dem Gottesacker beerdigt wurden, täglich dreimal zu Grabe begleiten, wo jedesmal 10—12 Leichen dahergetragen und zusammen in ein Loch verscharrt wurden. So half er 4480 Personen beerdigen. Ihn aber erhielt Gott bei voller Gesundheit, ohne daß ihm, wie die Chronik schreibt, auch nur ein Finger weh gethan hätte. Kaum war jedoch diese Noth vorüber, so kam gleich im J. 1638 eine schreckliche Hungersnoth über Eilenburg, bei der Viele den Hungertod starben. Die Noth war so groß, daß oft 20—30 Menschen einem Hund oder einer

Katze nachliefen, sie zu fangen und zu schlachten. Um eine todte, aus der Luft herabfallende Krähe schlugen sich oft vierzig Personen. Rings um den Graben der Stadt brannten Feuer, bei denen an hölzernen Spießen die nach Nahrung Schmachtenden ein Stück Aas brateten, das sie auf dem Schindanger sich abgeschnitten hatten. Ein Stein hätte sich erbarmen mögen, wenn vom Abend bis zum Morgen das arme Volk in den Düngerhaufen wühlend ein Klaggeschrei nach Brod erhob, das oft Tagelang um gut Geld erst nicht zu haben war. In diesen unaussprechlichen Drangsalen zeigte sich der mildthätige, erbarmende Sinn Rinkarts auf eine rührende Weise. Denn, obwohl er bald selbst großen Mangel litt und in dürftige Umstände kam, fühlte er sich doch nur glücklich, wenn er die vor Hunger Schmachtenden sättigen konnte. Er und einige andere menschenfreundliche Einwohner Eilenburgs, der Superintendent und der Bürgermeister, ließen wöchentlich ein oder zweimal Brod unter die Dürftigen vertheilen, so daß sich oft 4—800 Menschen vor seiner Wohnung versammelten.

Wie er den Hungrigen treulich Hülfe leistete, so wurde er auch mehrmals der Schutzengel seiner Vaterstadt, als im Verlauf des dreißigjährigen Kriegs zu verschiedenenmalen feindliche Kriegsheere die Stadt brandschatzen wollten. Am meisten that der edelmüthige Mann für die Rettung seiner Vaterstadt, als am 21. Febr. 1639 der schwedische Obristlieutenant von Dörfling die Summe von 30,000 Thalern von Eilenburg unter heftigen Drohungen zu erpressen suchte. Rinkart gieng hinaus ins Lager und wagte eine Fürbitte. Als er jedoch mit einer abschlägigen Antwort zurückkehrte, sprach er zu der Bürgerschaft: Kommt, meine lieben Kirchkinder, wir haben bei den Menschen kein Gehör, noch Gnade mehr, wir wollen mit Gott reden. Darauf ließ er zur Betstunde läuten, in welcher das Lied: „Wenn wir in höchsten Nöthen seyn", angestimmt wurde und Rinkart knieend Gebete sprach. Dieser rührende Zug der Frömmigkeit machte auf die schwedischen Befehlshaber einen so tiefen Eindruck, daß sie ihre Forderung auf 8000 Thaler herabstimmten und am Ende, weil fast nichts zu erschwingen war, auf Rinkarts flehentliche Bitte sich mit 2000 fl. begnügten.

All diese aufopfernde Liebe lohnten ihm aber seine Kirchkinder mit schmerzlichem Undank. Das bürgerliche Haus, das er besaß, belegte die Obrigkeit mit so schweren Abgaben, daß er sie nicht abtragen konnte, und daher von seinen Vorgesetzten mißhandelt und in einen siebenjährigen, ungerechten Prozeß verwickelt wurde, der seine schon zerrütteten Vermögensumstände vollends ganz zu Grund richtete. Bei den Soldatendurchmärschen wurde in sein Haus eine nicht geringe Anzahl einquartiert und seine Habervorräthe wurden ihm oft gewaltsam weggenommen. Seine Gläubiger ließen sich zu keinem billigen Abkommen bewegen, so daß dem armen Mann seine Besoldung auf viele Jahre verkümmert wurde. Im Schooß seiner Famlie fand er

jedoch unter solchen Kränkungen Labsal und erlebte an seinen Kindern viele Freude; er war zweimal glücklich verheirathet. Auch war er noch so glücklich, das vorläufige Dankfest wegen des Westphälischen Friedens am 10. Dez. 1648 mitfeiern, und das Ende der langen Kriegsdrangsale, unter denen er mühselig und beschwert, aber gottergeben sein Predigtamt zu führen hatte, schauen und etwas von dem „edlen Frieden" schmecken zu dürfen. Recht aus Herzensgrund konnte da der in der dreißigjährigen Kriegsnoth hart geprüfte und von Gott doch gnädig durchgebrachte Mann im Hinblick auf den „edlen Frieden", der nun für die Welt im Anzug war, sein Lied anstimmen: „Nun danket alle Gott" (Nro. 2.).

Er ward, vierundsechzig Jahre alt, den 8. Dez. 1649, erlöst aus aller Noth und zu einem edlern Frieden heimgeführt. Er beschloß somit im ersten Jahr nach dem Ende des dreißigjährigen Kriegs seine amtliche Laufbahn in seiner Vaterstadt, die er im ersten Jahr vor dem Anfang desselben begonnen hatte. In der Stadtkirche liegt er begraben, wo jetzt noch sein Bildniß hängt, mit der Inschrift:

Der Rinkart seinen Rink getrost und unverdrossen
Hat viermal siebenmal, doch gänzlich nicht beschlossen;
Bis er den Friedensschluß und diesen Chor besang,
Er sang und singet noch sein ewig Lebelang
von anno 1617 bis anno 1650.

So geschah es auch, denn wo ein Freuden- und Dankfest gefeiert wird in evangelischen Orten, da ertönt sein frommes Danklied: „Nun danket alle Gott", und also singt er noch heute unter uns fort. Er schrieb mehrere kleine, erbauliche Schriften, besonders die „Katechismuswohlthaten," und dichtete mehrere geistliche Oden und Lieder, neben dem, daß er in seinen „mathematischen Gedenk-rink" vom J. 1644 manche Gedichte auch weltlicher Art verwebte. Fünf geistliche Lieder sind von ihm bekannt geworden und in die älteren Gesangbücher übergegangen, namentlich auch noch: „Ach Vater unser Gott" und: „Hilf uns, Herr! in allen Dingen."

Er ist ein kunst- und schmuckloser Dichter voll frommer Einfalt, an Opitz Musterform gebildet. Bei seinen Zeitgenossen war er als Liederdichter so geschätzt, vielleicht überschätzt, daß der Professor der Dichtkunst, Dr. Andreas Rivinus zu Leipzig († 1656), von ihm sagt: „Deutschland könne auf diesen Dichter eben so stolz seyn, als Frankreich auf seinen Ronsart," und Buläus, Superintendent zu Wurzen, die Gewandtheit rühmt, mit der er auf der vaterländischen Leyer geistliche und weltliche Lieder hervorzauberte, und gar meint, die Nachwelt noch werde Rinkarten als einen so ausgezeichneten Musterdichter anerkennen, daß sie von Jedem, der als Dichter Vorzügliches leiste, sagen werde: „er rinkartissire."

(Quellen: M. Martin Rinkart nach seinem äußern Leben und Wirken. Von Louis Plato, Professor der Philosophie zu Leipzig. Mit einer Abbildung Rinkarts. Leipzig, 1830.)

Neben der schlesischen Dichterschule, zu der auch noch die im W. Gesangb. nicht bedachten, ausgezeichneten Dichter **Buchner**, Professor der Dichtkunst zu Wittenberg, Freund und Mithelfer von Opitz, auch Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft als „der Genossene", Andreas **Tscherning**, Professor zu Rostock und Freund von Opitz, ein geborner Schlesier, und David von **Schweinitz**, gehören, hat sich zu dieser Zeit in ganz verwandter Richtung und mit demselben Streben nach Reinigung der Sprach- und Liederform in Opitz'scher Manier bemerklich gemacht —

Die preußische oder königsberger Dichterschule.

Der Meister dieser Schule, in welcher der durch Eccarts, des großen Tonmeisters, herrliche Liederklänge in Königsberg bis zum J. 1608 geweckte Dichtergeist wehte, ist **Simon Dach**, welcher in Verbindung mit seinen Freunden Robertin und Alberti eine Dichtergenossenschaft in Königsberg gründete, die sich zu einem eigentlichen Bund zusammenschloß, in welchem bei regelmäßigen Zusammenkünften gelesen, gedichtet und allerlei Ernstes beredet wurde. Zu diesem Dichterbunde gehörten Männer wie Peter Titze, Valentin Thilo, G. Werner, Wilkow, Mylius, Faber, Kaldenbach rc. Ein eigenthümlicher, schwermüthiger Ernst herrschte in diesem Bunde; sie nannten sich auch „der Sterblichkeit beflißene"; nach Dach's Vorgang ist die **betrachtende** Weise bei ihnen vorherrschend. Die bedeutendern sind:

Weissel, Georg, der Vorläufer der Schule. Er wurde im J. 1590 zu Domnau in Preußen geboren. Zuerst war er drei Jahre lang Rektor zu Friedland auf Natangen, dann vom J. 1623 zwölf Jahre lang Pfarrer in Königsberg an der damals neugebauten Roßgart'schen Kirche. Hier hat er in Verbindung mit dem ältern Thilo, Diaconus in Königsberg, durch seine edle Dichtergabe manche jugendliche Geister, besonders auch Dach, zur Dichtkunst geweckt und für dessen späteres Wirken einen empfänglichen Boden bereitet. Er starb 1. Aug. 1635.

Dach, Simon, der Meister des Königsberger Dichterbundes. Er wurde zu Memel in Preußen, wo sein Vater Dollmetscher der lithauischen Sprache war, am 29. Juli 1605 geboren. Schon als Knabe zeigte er die ausgezeichnetsten Fähigkeiten, besonders auch in der Musik; die Geige war sein Lieblingsinstrument. Den Grund zu seiner Bildung legte er in der Domschule und auf der Universität Königsberg, gerade als Pfarrer Weissel daselbst wirkte.

Seine erste Anstellung erhielt er als Collaborator an der königsberger Domschule. Bei einem schwächlichen Körper und geringem Einkommen wäre er fast unter der Last der Schularbeiten unterlegen; sein empfindliches Herz ward mit tiefer Schwermuth erfüllt, wodurch seine Gesundheit fast zerrüttet worden wäre. Da sandte ihm Gott in dieser jammervollen Lage einen rettenden Engel zu in der Person

des churfürstlichen Raths bei der preußischen Regierung, Robert Roberthin. Dieser war ein Freund von Opitz und machte als Dichter zuerst in Preußen die Opitzische Weise geltend. Einige dichterische Versuche des armen Collaborators hatten seine Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt; er suchte seine Bekanntschaft, nahm ihn in sein Haus und an seinen Tisch auf und sorgte aufs theilnehmendste für ihn, so daß Dach wieder anfieng, aufzuleben. Er leitete anfangs die dichterischen Arbeiten Dach's, dieser aber überragte ihn bald, ehrte ihn jedoch stets in aller Bescheidenheit und Dankbarkeit als seinen Wohlthäter und Lehrer.

Im J. 1636 wurde er Conrektor an der Domschule, wodurch nicht allein für sein besseres Auskommen gesorgt war, sondern auch sein Geist eine angemessenere Thätigkeit gewann. Nun widmete er sich entschiedener der Dichtkunst. Er freite um die Tochter des Pfarrers von Tharau, in der Gegend von Königsberg, Aennchen mit Namen; ein glücklicherer Nebenbuhler aber trug den Sieg über ihn davon. In dieser Zeit dichtete er das zum wahren Volkslied gewordene Liedchen: „Aennchen von Tharau ist die mir gefällt" in der Mundart des preußischen Landvolks.

Im J. 1639 wurde er Professor der Poesie an der Universität zu Königsberg, weil er das Jahr zuvor den großen Churfürsten, der im Krieg mit den Schweden nach Königsberg gekommen war, mit einem Gedicht begrüßt hatte. Von dieser Zeit an pries der glückliche Mann allezeit den Ruhm und die Huld seines Churfürsten und aller Sprossen seines Stammes bei allen möglichen Ereignissen im churfürstlichen Hause. Er that dieß nicht aus höfischer Schmeichelei, sondern von Herzensgrund in einem zutraulichen, herzlichen Ton. Einmal bat er den Churfürsten in einem besondern Gedicht ganz naiv und treuherzig um ein Stückchen Land mit einer kleinen Hütte, als Lohn für die vielen Gesänge, die er schon zum Preis seines Namens verfertigt habe, und siehe da! der Churfürst schenkte ihm Curheim.

Im J. 1641 vermählte er sich und lebte glücklich und heiter. Als ihm aber im J. 1648 sein Freund Roberthin gestorben war, nahm er eine andere Richtung; tiefer Ernst und wehmüthige Sehnsucht zogen in seinem Gemüthe ein. Vom weltlichen Liede, in welchem er sich mit der anmuthigsten Leichtigkeit bewegte und durch einen naiven, kindlichnatürlichen, treuherzigen, aus voller Seele kommenden Ton sich auszeichnete, so daß er zu den besten weltlichen Liederdichtern Deutschlands gezählt zu werden verdient, wandte er sich nun ausschließlich zum geistlichen Liede. Ein großes Heimweh nach Oben ergriff ihn, sehnsüchtig schaute er nach dem Grabe (vergl. Nro. 601), und pries nun in vielen Liedern die Gestorbenen selig. Er bereitete sich alles Ernstes auf ein seliges Ende, eingedenk der Flüchtigkeit unserer Tage (vergl. Nro. 589). Als vollends noch mehrere seiner Freunde ihm in die Ewigkeit vorangegangen waren, so ward ihm die Erde immer leerer und kahler. Er rief den vorangegangenen Lieben

zu: „Freuet Euch, ich komme bald!" und nach einem jahrelangen Krankenlager spannte ihn der Herr endlich aus dem Joch und führte ihn von dannen, am 15. Apr. 1659, nachdem er ein Alter von vierundfünfzig Jahren erreicht hatte. Die Zeit seines Abscheidens hatte er mit großer Bestimmtheit vorausgesagt.

Er dichtete im Ganzen 150 geistliche Lieder, meist bei bestimmten Veranlassungen, besonders bei Sterbfällen. Knapp nennt ihn den „gediegensten und correctesten aller mehr betrachtenden geistlichen Lie„derdichter, von einer ganz eigenen Lieblichkeit im Gedankengang und „Ausdruck." Er ist auch wirklich in der Gefälligkeit und Leichtigkeit der Sprache und des Ausdrucks der vollendete Meister seines Jahrhunderts. Weiche Rührung ist der Grundzug in seinen geistlichen Liedern, von denen Wilh. Müller sagt: „sie sind mehr innige Gebete, „stille Betrachtungen, Seufzer der nach Erlösung schmachtenden Seele, „als erhebende Psalmen des Preises und Dankes. Alle sind innig „und fromm gefühlt, vor vielen aber die Sterbelieder aus den letzten „Jahren seines Lebens." Die bis zum J. 1649 gedichteten erschienen gedruckt in H. Alberti's musikalischer Kürbishütte 16$^{42}/_{50}$, die spätern in Königsberger Gesangbüchern.

(Quellen: Bibliothek deutscher Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts von W. Müller. — Simon Dach und seine Freunde als Kirchenliederdichter von A. Gebauer. Tübingen, 1828. — Das Leben Simonis Dachii, eines preußischen Poeten, von Gottlieb Siegfried Bayer in Mich. Lilienthals erläutertem Preußen. Bd. 1. S. 159—195.)

Alberti, Heinrich, Dach's Freund und Organist zu Königsberg. Er wurde am 25. Juni 1604 zu Lobenstein im Voigtlande geboren. Schon auf der Universität zu Leipzig, wo er die Rechte studieren sollte, ergab er sich bald ganz seiner Lieblingskunst, der Musik, in welcher er sich sofort in Dresden weiter ausbildete. Im J. 1626 gieng er nach Königsberg und machte sich dort durch die schönen Weisen der geistlichen und weltlichen Lieder, die er componirte, bei Hohen und Niedern sehr beliebt. Manche seiner Melodien kamen in den Mund des Volks als ächte Volksgesänge oder wurden in den Kirchengesang aufgenommen.

So erhielt er im J. 1631 die Stelle eines Organisten an der Domkirche zu Königsberg. Weil jedoch diese Stelle sehr einträglich war und Viele darauf spannten, erhielt er dadurch viele Neider und Feinde, die ihm sein Leben sehr verbitterten. Allein die innige Freundschaft, die er mit Dach pflegte, diente ihm zu großer Erquickung. Er hauchte den Liedern Dach's durch die schönen Melodien, welche er dazu componirte, erst vollends das rechte Leben ein, und gerade diesen Melodien hatten Dach's Lieder zunächst die schnelle Verbreitung zu verdanken, deren sie sich erfreuen durften.

Er gab folgendes Werk heraus: „Musikalische Kürbishütte oder Arien etlicher, theils geistlicher, theils weltlicher, zur Andacht, guten

Sitten, keuscher Liebe und Ehrenlust dienender Lieder." Acht Theile in Folio. 1642—1650.

Einsmals geschah es nämlich, daß er in seinem Garten, den er sich nahe bei Königsberg gekauft hatte und in dem seine Freunde aus dem Dichterbund sich oft versammelten, alle Kürbisse mit den Namen seiner Freunde und mit einem Verse, der jeden an seine Sterblichkeit erinnerte, beschrieb; unter diesen Kürbißreimen waren z. B. folgende:

„Dem Herbst verlangt nach mir,
Mich zu verderben
Dem Tod, o Mensch, nach dir,
Auch du mußt sterben."

Oder: „Ich und meine Blätter wissen,
Daß wir dann erst fallen müssen,
Wenn der rauhe Herbst nun kömmt,
Aber du, Mensch, weißt ja nicht,
Ob's nicht heute noch geschicht,
Daß dir Gott das Leben nimmt."

Dieß gefiel dem Roberthin so gut, daß er Alberti bat, er möchte diese Verse zu mehrerer Erinnerung in Melodie bringen. Also that nun Alberti und unter der Kürbishütte wurden sie dann abmusicirt. Er überlebte, als der letzte von den drei Leitern des Königsberger Dichterbundes, dessen musikalische Seele er war, seinen Dach und Roberthin, und starb, zum Tode wohl bereitet, als ein „der Sterblichkeit Beflissener" zu Königsberg am 6. Okt. 1668, nachdem auch er, wie Dach, die Zeit seines Ablebens genau vorausgesagt hatte. „In seinen geistlichen Liedern" — sagt Wilh. Müller — „herrscht eine fromme Erhebung, und ihr Styl ist einfach und edel." Matheson sagt von ihm: „aus jeder Zeile, die der ungeschminkte Mann geschrie- „ben hat, leuchtet sein rechtschaffenes, redliches Gemüth, sein Gott „und tugendliebendes treues Herz sowohl, als seine Kunst und Ge- „schicklichkeit hervor."

(Quellen: vergl. Dach.)

Thilo, Valentin, eines der Mitglieder des Königsberger Dichterbundes. Er wurde zu Königsberg, wo sein Vater Valentin Thilo Diakonus und als Dichter berühmt war, am 19. Apr. 1607 geboren. Nachdem er in Königsberg studiert hatte, bereiste er Holland und wurde sofort Professor der Redekunst und königl. polnischer Geheimer-Sekretär in Königsberg. Er starb 27. Jul. 1662.

Lang zuvor hatte ihn der rührend schöne Tod seiner einigen, allerliebsten Schwester, die er sein Lebenlang nicht vergessen konnte, sterben gelehrt (vergl. Thl. II. Nro. 97.).

An diese Dichter aus der Blüthezeit des deutschen Kirchenlieds reiht sich nun auch auf dem Gebiete des **Kirchengesangs**, der sich jetzt in innigster Wechselverbindung mit dem Kirchenlied immer herrlicher

zu entfalten beginnt, eine edle Schaar geistlicher Sänger und Tonmeister an.

Fast alle bedeutendern Dichter haben sich Sänger zugesellt, die, von ihren schwunghaften, in heiligem Gefühlsdrang gedichteten Liedern ergriffen und begeistert, sie mit köstlichen Melodien zu schmücken wußten. Es beginnt nun erst recht die Zeit der Melodienschöpfung und Ausbildung der Melodie. Noch mehr, als zuvor, tritt jetzt das rein verstandesmäßige Geschäft des Setzers zurück, ebenso auch die bloß aneignende Thätigkeit, und die schöpferische Thätigkeit des Sängers waltet jetzt fast allein vor. Dadurch erhielt auch die Melodie für sich allein schon, abgesehen vom Texte, einen immer größern Reichthum von Empfindung. Es sind nun fast durchaus namhafte Tonkünstler, welche neue Melodien schaffen.

Doch finden sich auch noch einige Spuren der bloß aneignenden Thätigkeit. So z. B. entstanden die Weisen:

* „Ach Gott und Herr" — eine in H. Scheins Cantional vom J. 1627 sich vorfindende Ueberarbeitung der Weise: „die Nacht ist kommen", die sich im Gesangbuch der böhmischen Brüder vom Jahr 1535 vorfand.
* „Nun danket alle Gott" — von Rinkart, dem Dichter des Liedes, nach einer ältern Melodie des Lucas Maurentius (Marenzo), des „göttlichen Componisten" und Capellmeisters zu Rom (1581 bis 1599) gefertigt.

Mehr noch wurde auch in dieser Zeit fort und fort das weltliche Volkslied zur geistlichen Melodienbildung benützt. Während des ganzen dreißigjährigen Kriegs erhielt sich noch die alte Sitte, weltliche Lieder in geistliche umzudichten. So erschien noch im Jahr 1621 ein Werk von H. Schein unter dem Titel: „Musica Boscareccia oder Wälderliedlein von einem Liebhaber mit geistlichen Texten versehen." Proben solcher geistlicher Umbildung weltlicher Volksmelodien aus dieser Zeit sind die Weisen:

* „Christus der ist mein Leben" — weltliches Lied: „Warum willst du wegziehen?"
* „Jesu, der du meine Seele."*

Blicken wir nun aber auf den lieblichen Bund hin, der sich damals zwischen Dichtern und Sängern oder Tonkünstlern schloß, so sehen wir, ein Joh. Heermann, obwohl selbst auch Sänger, hatte einen Johann Crüger, der kurz nach dem Erscheinen seiner Lieder im J. 1636 sie bereits auch mit herrlichen Weisen geziert dem Gemeindegesang übergiebt (1640); die preußische Dichterschule hatte eine festgeschlossene Tonschule neben sich, mit der sie Hand in Hand gieng und in der ein Joh. Stobäus die Lieder des Valentin Thilo und G. Weissel mit schönen Weisen begabte (1634), während Alberti nicht nur seine eigenen Lieder, sondern auch vor allen die des Simon Dach mit reichen Klängen verherrlichte (1642—1650). Um

* Diese mit * bezeichneten Melodien finden sich alle im neuesten W. Choralb.

Joh. Rist, der als wahrer Dichterkönig unter den Sängern dieser Zeit dastand, drängte sich gleichsam ein ganzer Hofstaat von Sängern, zwölf an der Zahl, die von 1641—1664 zu den 611 Liedern Rist's 629 Weisen sangen und sich durch das Ansinnen Rist's, seine Lieder in Musik zu setzen, hochgeehrt fühlten, indem sie nicht anders glaubten, als durch die Verbindung mit Rist's gepriesenen Liedern sey ihren Weisen die Unsterblichkeit gewiß. Unter ihnen ragt Joh. Schop weit hervor, besonders durch die Melodien, welche er 1641 und 1642 zu Rist's „himmlischen Liedern" fertigte. Joh. H. Schein sang seine eigenen Lieder und richtete viele ältere Melodien für den Kirchengebrauch zu in seinem Cantional von $16^{27}/_{15}$.

Was über das Leben und die Leistungen dieser Sänger, so wie über ihre tonkünstlerische Eigenthümlichkeit, über die Entwicklung des Kirchengesangs und über das dabei stets zu beachtende Verhältniß des Kunstgesangs und Gemeindegesangs zu sagen ist, versparen wir an den Schluß der nächstfolgenden Periode, wo wir sodann im Zusammenhang den Entwicklungsgang des Kirchengesangs durch's ganze siebenzehnte Jahrhundert bis in die erste Hälfte des achtzehnten betrachten und den Einfluß kennen lernen werden, welcher durch eine neue, von Italien ausgehende tonkünstlerische Richtung die alten kirchlichen Tonarten und Tonsätze allmählich verdrängt und auf den Trümmern der ältern Kunstrichtung eine durchaus neue Form des evangelischen Kirchengesangs begründet.

Eben darum brechen wir jetzt auch hier ab, denn in diesem Zeitraum schon übt bei den Tonkünstlern und Sängern neben der lange noch fortwährenden Geltung der alten kirchlichen Kunstrichtung die neuere mehr oder minder ihren Einfluß selbst bei manchen kirchlicheren Tonkünstlern aus, ob sie gleich erst vornen in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts eigentliche Geltung zu erlangen anfängt.

Vierte Periode.

Die Zeit des Gegensatzes zwischen lebendigem Gefühlschristenthum und äußerem Kirchenthum.

Vom westphälischen Frieden bis zum Beginn des siebenjährigen Kriegs. 1648—1756.

Das evangelische Kirchenlied als Andachtslied mit dem vorherrschenden Gepräge der Subjektivität.

Von Gerhard bis Gellert.

Durch den für Deutschland höchst bedenklichen westphälischen Friedensschluß war die Kraft der deutschen Nation gebrochen. Dieß

zeigt sich — wie Gervinus treffend nachweist — selbst auf dem Gebiet des weltlichen Liedes, wo nun für die Dichtkunst der Stoff allmählich versiegen gieng. In der Kirche trat nach dem vieljährigen Kampfe allgemeine Abspannung ein; der Geist erstarrte in todtem Buchstabenglauben, und es konnte das Kirchenlied, bloß auf dem Standpunkt des allgemeinen Kirchenglaubens, unmöglich mehr Saft und Kraft ziehen, so daß seine Lebensfrische dahin gewesen wäre. Eine neue Sylbenmessung, ein leichterer Versbau, correcter Ausdruck und zierliche Sprachgewandtheit, mit einem Wort, eine bessere Form war zwar durch die Opitzisch-Schlesische Schule für das Kirchenlied gewonnen; weil aber nun der rechte Lebensgeist nicht mehr in der Kirche waltete, so drohten die Kirchenlieder bloße schöngeformte Gebilde ohne Geist und Leben zu werden. Wie mit der Königsberger Schule die betrachtende Manier sich auszubilden anfieng, so hatte auch schon Opitz bereits gegen die Lyrik das didaktische Element der Dichtung hervorgestellt und den Zweck derselben dahin festgesetzt, daß sie lehren und nützen solle. Nachdem nun vollends mit dem Ende der dreißigjährigen Noth und Trübsal der geistlichen Dichtkunst die Schwungkraft genommen war und eine allgemeine Erschlaffung der Gemüther eintrat, lag die Gefahr für das Kirchenlied nahe, es möchte hinfort die Opitzische Bahn einseitig verfolgt und bloß die Form berücksichtigt werden, wobei über der fließenden, correcten und zierlichen Sprache das Kernhafte des Gehalts hätte Schaden leiden und die seitherige Glaubens- und Lebensfrische, ächte Volksthümlichkeit und körnigte Kraft hätte verkümmern müssen.

Da trat ein Mann auf, einzig in seiner Art, der das Kirchenlied vom Standpunkt des allgemeinen Kirchenglaubens, auf dem es damals keine Nahrung mehr gehabt hätte, auf den Standpunkt des Gemüths und persönlichen Glaubensgefühls hinüberführte und es in eine neue Entwicklungsstufe der subjektiven Lebendigkeit leitete. Dieser Mann ist Paul Gerhard, der andere Luther auf dem Gebiet des Kirchenlieds.

Er stand noch fest auf dem Grund des kirchlichen Bekenntnisses und Luthers kräftiger Geist lebte in ihm fort; dabei hatte er aber die höhere poetische Bildung seiner Zeit ererbt. Daher erreichte mit ihm die ältere Schule, in der das Kirchenlied vorherrschend das Gepräge der objektiven Kirchlichkeit hat, ihre höchste Vollendung, zugleich aber hat in ihm die neuere Schule der subjektiv-lyrischen Dichtung ihren Anfangspunkt. Er ist objektiv kirchlich und subjektiv lyrisch zugleich und so dem Janusbilde ähnlich, das rückwärts in die alte und vorwärts in die neue Zeitentwicklung schaut.

Treffend sagt Wackernagel von ihm:* „Gerhards Lieder spiegeln „den Uebergangscharakter seiner Zeit ab, wo neben dem christlichen „Gemeindebewußtseyn sich das persönliche Gefühlsleben, die subjektive

* P. Gerhards Lieder von Wackernagel. 1843. Vorrede S. 1.

„Richtung, anfieng geltend zu machen, so daß man ihn für den letzten „und zugleich vollendetsten der streng kirchlichen Dichter ansehen kann, „welche im confessionell kirchlichen Glauben gegründet waren, und „ihn aber auch die Reihe derjenigen Dichter eröffnen lassen kann, in „deren Liedern Preis und Anbetung des geoffenbarten Gottes zurück= „treten vor dem Ausdruck der Empfindungen, die sich der Seele im „Anschauen ihres Verhältnisses zu Gott, dem sich offenbarenden Heil, „bemächtigen. Er stand auf der Höhe der Zeit und beide Richtungen „vereinigten sich in ihm aufs Lebendigste."

Mit tiefer Innigkeit und lebendigem Glauben, im ächten Volks= ton und doch in einer würdigen, edlen Sprache, die er an der Bibel und an Luther, so wie an des h. Bernhards Hymnen und Arndts Pa= radiesgärtlein gebildet hatte, hat er in sinnlich lebendiger Anschauung die herrlichsten Lieder gedichtet, so daß man mit ihm in die schönste, vollste Blüthezeit des evangelischen Kirchenlieds eintritt. „Wenn Ein „Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts liebenswürdig ist," sagt Ger= vinus von ihm, „so ist es Gerhard; der Geist Luthers waltet in ihm „fort und in seinen Gesängen ist die herrschende Volksmanier der alten „Zeit weit ansprechender, als irgend die Correctheit der Opitzianer."

Um ihn reiht sich auch eine schöne Gruppe von geistesverwandten Dichtern, unter denen besonders Georg Neumark und Joh. Frank sich auszeichnen; letzterer aber weist schon entschiedener in die neue Entwicklungsstufe des Kirchenlieds hinüber, auf der die subjektive Lebendigkeit sich bis in die individuellsten und persönlichsten Züge mehr und mehr entfaltet, und ist so der Vorläufer der neuern Schule, in der die Darstellung der innern Erfahrung die alleinige Hauptsache ist.

So blühte nun durch Gerhards anregendes Musterbild das Glau= bensleben, das in der allgemeinen Abspannung der Zeit, im äußern Kirchenthum und in der bloßen Rechtgläubigkeit der Theologen zu ver= knöchern und zu erkalten drohte, im Kirchenliede herrlich fort. Mehr und mehr macht sich aber im weiteren Verlaufe das subjektive Ele= ment geltend; „die Dichter" — bemerkt deßhalb bezeichnend Dr. Daniel * — „singen nicht mehr im Namen und mit dem Mund der Kirche, sondern im Namen ihrer eigenen Person, und ihre Lieder betreffen nun weniger Lebensäußerungen der Kirche, als vielmehr persönliche Herzenszustände und Lebensereignisse im Privatleben. Da= her ist in diesen Liedern selten mehr das „Wir" in der Gesammtheit, sondern meist das „ich" in der Einzelheit zu finden."

Versuchen wir nun die **Dichter** dieser ganzen Periode, wie sich in ihnen von Gerhard an allmählich **das persönliche Gefühlsleben oder die subjektive Richtung im Kirchenlied** mehr und mehr ent= wickelte, nach bestimmten Gesichtspunkten zusammenzustellen, so ergeben sich uns **folgende Gruppirungen:**

* In der Einleitung zu seinen „evangelischen Kirchengesangbuch". Halle, 1842.

I. Gerhard und seine geistesverwandten Zeitgenossen.

Das volksthümlich-gläubige Andachtslied.

Diese Dichtergruppe steht sammt und sonders noch auf der Uebergangsstufe von der objektiv-kirchlichen Richtung zur subjektiven.

Gerhard, Paul, geb. im Jahr 1606 oder 1607 zu Gräfenhainichen in Chursachsen, wo sein Vater Bürgermeister war. Die Zeit seiner akademischen Laufbahn fällt in die Unruhen des dreißigjährigen Kriegs. Deßhalb verzögerte sich auch seine Anstellung so sehr, daß er noch im J. 1651 in einem Alter von fünfundvierzig Jahren als Candidat der Theologie und Privatlehrer im Hause des Kammergerichtsadvokaten Andreas Berthold zu Berlin lebte. Endlich wurde er im genannten Jahr Pfarrer in Mittenwalde, worauf er sich mit Bertholds Tochter, Anna Maria, verheirathete. Das brandenburg'sche Consistorium hatte ihn dem Magistrat zu Mittenwalde empfohlen, „als eine Person, deren Fleiß und Erudition bekannt, die „eines guten Geistes und ungefälschter Lehre, dabei auch eines ehr„lichen und friedliebenden Gemüths und christlichen, untadelhaften „Lebens sey." Fünf Jahre blieb er auf dieser Stelle bis in die Mitte des Jahrs 1657. Im Juli dieses Jahrs wurde er sofort auf das dritte Diakonat an der St. Nicolaikirche zu Berlin berufen. Dieses Amt verwaltete er als ein eifriger Prediger und treuer, herzlicher Seelsorger, so daß seine Gemeinde mit größter Liebe an ihm hieng. Zugleich machte er sich durch die herrlichen, geistlichen Lieder, die er schon während seines Privatstandes in Berlin zu dichten angefangen, weit und breit bekannt. Nach neun segensreichen Amtsjahren sollte er jedoch gerade in dem J. 1666, in welchem die erste Sammlung seiner geistlichen Lieder erschien, seiner geistlichen Stelle entsetzt werden.

Damit trug es sich also zu. Die strengen Lutheraner von der Wittenberger Schule, zu welchen auch sämmtliche Geistliche Berlins gehörten, stritten damals gegen den Syncretismus, oder die von Calixtus vorgeschlagene Vereinigung der verschiedenen christlichen Kirchen, und gegen den versteckten Calvinismus. Der große Churfürst Friedrich von Brandenburg aber, ein Bekenner der reformirten Confession und Herr eines Landes, in dem neben mehreren Millionen Lutheranern etwa 15000 Reformirte wohnten, ließ es sich sehr angelegen seyn, die Zwistigkeiten zwischen der lutherischen und reformirten Geistlichkeit, die sich in seinem Lande heftig bestritten, zu schlichten, und arbeitete auf eine Vereinigung der Protestanten zu Einer Kirche hin. Bekanntlich hatte er auch im westphälischen Frieden den Reformirten gleiche Rechte mit den Lutheranern verschafft. Nun behaupteten aber die Lutheraner in seinem Lande nur um so eifriger von der Kanzel die ausschließliche Wahrheit ihrer Lehre und widerlegten die Calvinisten als Ketzer in der Lehre vom Abendmahl und von der Gnadenwahl. In dem Gymnasium zu Berlin, das graue Kloster ge-

nannt, wurde gar im J. 1661 ein Schauspiel, unter dem Titel: „das h. Abendmahl," vor einem vollen Hause aufgeführt, wobei aller Witz aufgeboten wurde, um die Reformirten lächerlich zu machen. Der Churfürst veranstaltete nun in den Jahren 1662 und 1663 unter Leitung des Oberpräsidenten Schwerin zu Berlin ein Religionsgespräch zur versöhnenden Ausgleichung der streitigen Punkte. Bei diesem Religionsgespräch sollten Lutheraner und Reformirte **„amicabiliter"** darüber berathen: 1) „ob in den reformirten Confessionibus etwas bejahet oder gelehrt werde, wobei der, so es lehret oder glaubet und bejahet, **judicio divino** verdammt sey;" 2) „etwas davon verschwiegen oder verneint sey, ohne dessen Wissenschaft und Uebung der höchste Gott Niemand selig machen wolle." Darüber wurde nun verhandelt; statt Frieden, kam aber dadurch nur noch größere Bitterkeit in die Gemüther. Am 1. Sept. 1662 erschien deßhalb ein Receß, „daß die Bekenntnißschriften der Reformatoren auf der Kanzel zu refutiren oder zu consecriren das geistliche Ministerium (d. i. die sämmtlichen Geistlichen) zu Berlin sich so lang enthalten sollte, bis oben angeführte Fragen dem churfürstlichen Befehl gemäß genugsam beantwortet und enodiret wären." Da es nun bei dem Religionsgespräch immer nicht zu einer Entscheidung kommen wollte, weil die berlinische Geistlichkeit keinen Schritt von der Concordienformel wich und die Reformirten dieselbe durchaus nicht gelten ließen, so erschien am 16. Sept. 1664 für die Geistlichen beider Parteien, die sich jetzt nur noch schroffer entgegenstanden, ein geschärftes Edikt gegen Verunglimpfungen und Verketzerungen auf der Kanzel, und der berlinischen Geistlichkeit ließ der Churfürst seine besondere Ungnade androhen. Alle angestellten Geistlichen sollten überdieß durch Ausstellung bündiger Reverse sich auf dieses Edikt verpflichten, was seither bloß von den Ordinanden, die auf die erste Pfarrstelle befördert wurden, verlangt worden war. In diesem geschärften Edikt waren zugleich alle Widerspenstigen mit der Entfernung vom Amte bedroht und alle weltlichen Beamten, hoch und nieder, aufgefordert, die Uebertreter zur Anzeige zu bringen. Viele hundert Geistliche unterschrieben den Revers, obwohl innerlich widerstrebend. Darum gieng auch damals das Witzwort um, das man den Ehefrauen der Pfarrherren in den Mund legte:

„Schreibt, schreibt, lieber Herre, schreibt,
Auf daß ihr bei der Pfarre bleibt!"

Von der lutherischen Geistlichkeit Berlins weigerten sich aber zunächst der alte Probst Lilius und der Archidiakonus Reinhart, einen solchen Revers zu unterschreiben. Alsbald, im Apr. 1665, wurden sie dafür ihres Amtes entsetzt.

Um diese Zeit traf Gerhard ein harter Schlag im Schooß seiner Familie. Sein Sohn, Andreas Christian, starb, auf dessen Tod er dann das schöne Lied dichtete: „Du bist zwar mein" (Nro. 627). Bald aber

sollte ihn auch in seinen amtlichen Verhältnissen ein nicht minder schwerer Schlag treffen. Nachdem zu Anfang des J. 1666 Lilius zur Unterschrift sich hatte bewegen lassen, gieng es nun auf Gerhard los, dessen der Churfürst gern los gewesen wäre, denn er hielt ihn für den heftigsten Gegner der Reformirten auf dem Religionsgespräch, weil er bei demselben die gelehrten Angriffs- und Vertheidigungsschriften zu entwerfen hatte und bei einer ihm zugestoßenen Krankheit seine Collegen zu sich geladen und eindringlich ermahnt hatte, den Revers doch ja nicht zu unterschreiben. Wirklich war auch Gerhard die Seele der berlinischen lutherischen Geistlichkeit; es war aber weder Eigensinn noch Leidenschaftlichkeit, was ihn leitete. Genug, der Churfürst mochte ihn eben nicht mehr leiden; deßhalb ward er vor das Consistorium geladen und zur Ausstellung des Reverses aufgefordert und, da er sich dessen weigerte, weil er in der Lehrfreiheit sich nicht wolle beschränken lassen, am nämlichen Tage noch seines Amtes entsetzt. Als ihm dieß angekündigt wurde, sprach er mit unerschrockenem Muthe: „Es ist nur ein solches ein geringes berlinisches Leiden, ich bin auch willig und bereit, mit meinem Blut die evangelische Wahrheit zu besiegeln und als ein Paulus mit Paulo den Hals dem Schwerte darzubieten."

Seine Absetzung erregte unter den Berlinern einen großen Schmerz, denn sie schätzten ihn für ihren berühmtesten und liebsten Prediger. Die Bürgerschaft und die Gewerke Berlins verwandten sich für Gerhard beim Magistrat und dieser beim Churfürsten. Auf zwei Eingaben erfolgte aber jedesmal eine abschlägige Antwort. Doch endlich, nachdem die Stände sogar für Gerhard sich verwandt hatten, erließ ihm der Churfürst die Unterschrift und setzte ihn in sein Amt wieder ein. Dieß geschah durch ein besonderes Edikt vom 9. Jan. 1667. Man hatte dem Churfürsten vorgestellt, wie sich Gerhard immer friedlich gegen die Reformirten verhalten habe und es bei ihm nicht Ungehorsam, sondern Aengstlichkeit eines zarten Gewissens sey, daß er die Unterschrift verweigere. Der Churfürst ließ durch einen Geheim-Secretär Gerhard von seiner Wiedereinsetzung in's Amt benachrichtigen mit dem Beifügen, Se. Durchlaucht lebten der gnädigsten Zuversicht, er werde auch ohne Revers sich den Edikten gemäß zu bezeigen wissen.

Diese gutgemeinte Bemerkung gerade nun belastete das Gemüth Gerhards auf's schwerste. Eine solche mündliche Verhandlung hielt er für ebenso bindend als eine Unterschrift. Es hätte genügt, wenn er sich nur ferner im Predigen ruhig verhalten hätte; allein dem redlichen, geraden Mann war es unerträglich, mit seinem Gewissen nicht im Reinen zu seyn und auch nur den Schein zu haben, als verleugne er vor Menschen die erkannte und öffentlich bekannte Wahrheit. Er schrieb deßhalb in einer Vorstellung an den Magistrat vom 26. Jan. 1667: „Mein Gewissen will mir darüber voller Unruh und Schrecken werden, was aber mit bösem Gewissen geschieht, das ist vor Gott ein Greuel und zieht nicht den Segen, sondern den Fluch nach sich, womit

aber weder meiner Gemeine, noch mir würde gerathen seyn." Und an den Churfürsten selbst schrieb er: „sollte ich mich denn nun in dasjenige, dessen ich mich hiebevor aus höchst dringender Noth entzogen, auf's Neue wieder einlassen, würde ich mir selbst höchst schädlich seyn und eben die Wunde, die ich vorher mit so großer Herzensangst von mir abzuwenden gesucht, nur, so zu reden, mit eigenen Händen in meine Seele schlagen. Ich kann nicht anders finden, als daß ich, wo ich so wieder in mein Amt treten sollte, Gottes Zorn und schwere Strafe auf mich laden würde."

Auf diese Erklärung hin befahl der Churfürst, Gerhards Stelle durch einen andern zu besetzen. Nun war Gerhards Herz wieder erleichtert und er dichtete das Lied: „Ich danke dir mit Freuden." Am 31. Aug. 1667 ernannte der Magistrat seinen Nachfolger. Dieser aber zögerte mit seinem Eintritt bis tief in das J. 1668 hinein, so daß Gerhard unterdessen noch das Beichtgeld und die Accidenzien von seiner alten Stelle beziehen konnte. Diese zufälligen Einnahmen und manche Liebesgaben der Gemeinde waren nun das Einzige, was er zum Lebensunterhalt für sich und seine Familie in dieser Zeit hatte. Zwar soll der Herzog Christian von Merseburg ihn bald nach seiner Amtsentsetzung nach Merseburg eingeladen und, als er dieß abschlug, ihm einen Jahresgehalt ausgesetzt haben; es ist dieß aber nicht sicher verbürgt. Kurz vor Ostern 1668 starb ihm seine Frau, die ihm siebzehn Jahre lang eine treue Gefährtin in Freud und Leid gewesen war, und hinterließ ihm ein einziges sechsjähriges Söhnlein; zwei waren ihm früher schon gestorben.

In demselben Jahre noch, im Monat September, wurde er nach der Stadt Lübben im Gebiet des Herzogs von Merseburg berufen und hielt dort im Oktober, am zwanzigsten Sonntag n. Trin., seine Antrittspredigt. Hier wirkte er noch sieben Jahre lang zum Segen seiner neuen Gemeinde, hatte aber viele trübe Tage, so daß er oft von großer Schwermuth befallen wurde; im Magistrate saßen rohe Leute, die ihn auf allerlei Weise und mit den unbilligsten Nachreden beleidigten. Auf den Schwingen des Lieds erhob er sich aber allezeit wieder allem Herzeleid auf dieser armen Erde und dichtete seine schönsten Lieder im Gottvertrauen unter den schwersten Prüfungen, von denen einer seiner Zeitgenossen sagt, „sie hätten Gerhard eher zum Schreien, als zum Singen bringen sollen."

Als er sein Ende nahe fühlte, setzte er für seinen einzigen Sohn — das letzte liebe Vermächtniß der vorangegangenen Lebensgefährtin — noch ein Bekenntniß mit hinzugefügten Lebensregeln auf. Der Anfang desselben lautet so: „Nachdem ich nunmehr das siebzigste Jahr meines Alters erreicht, auch dabei die fröhliche Hoffnung habe, daß mein lieber, frommer Gott mich in Kurzem aus dieser bösen Welt erlösen und in ein besseres Leben führen werde, als ich bisher auf Erden gehabt habe, so danke ich ihm zuvörderst für alle seine Güte

und Treue, die er mir von meiner Mutter Leibe an bis auf die jetzige Stunde an Leib und Seele und Allem, was er mir gegeben, erwiesen hat. Daneben bitte ich ihn von Grund des Herzens, er wolle mir, wenn mein Stündlein kommt, eine fröhliche Abfahrt verleihen, meine Seele in seine väterlichen Hände nehmen und dem Leibe eine sanfte Ruhe in der Erden bis zu dem lieben jüngsten Tage bescheeren, da ich mit allen Meinigen, die vor mir gewesen und auch künftig nach mir bleiben möchten, wieder erwachen und meinen lieben Herrn Jesum Christum, an welchen ich bisher geglaubet und doch nie gesehen habe, von Angesicht zu Angesicht sehen werde. Meinem einigen hinterlassenen Sohn überlasse ich an irdischen Gütern wenig, dabei aber einen ehrlichen Namen, dessen er sich sonderlich nicht wird zu schämen haben." In solch herzlichem Glauben starb er lebensmüde im siebzigsten Jahr seines Lebens und im sechsundzwanzigsten seines geistlichen Amtes am 7. Juni 1676. In der Kirche zu Lübben ließ man sein lebensgroßes Bildniß aufhängen mit der Unterschrift: **Theologus in cribro Satanae versatus.**" („Ein Gottesgelehrter im Sieb des Satans gerüttelt.") Weiteres über ihn vgl. Theil **II.** zu Nr. 462. 364. 549. 604. 454.

Er hat im Ganzen 120 geistliche Lieder gedichtet. 88 davon traten allmählich in einzelnen Gesangbüchern ans Licht; so hatte z. B. das berliner Gesangbuch von 1653 32 und das auf des Churfürsten Befehl ausgegebene märkische Gesangbuch vom J. 1658 24 seiner Lieder, unter welchen sich Nr. 484. 93. 518. 105. 533. 141. 199. 549. 571. 454. 18. 66. 27. 469 befanden. Die erste vollständige Ausgabe erschien unter dem Gesammttitel: „Pauli Gerhardi geistliche Andachten, bestehend in 120 Liedern u. s. w. hervorgegeben und verlegt von Joh. Georg Ebeling, der berlinischen Hauptkirche Musikdirektor, in 10 Foliohesten, jedes von 12 Liedern." Davon erschienen die 5 ersten Hefte im J. 1666, die 5 letzten im J. 1667. Hier finden sich 30 Lieder zum erstenmal. Dann folgten 2 Stettiner Ausgaben vom J. 1669 und 1672, eine Nürnberger vom J. 1683 und eine Eislebener vom J. 1700. Endlich gab Feustking im J. 1707 Gerhards Lieder heraus „nach des Autoris Manual."

Nächst Luther hat als Kirchenliederdichter keiner so segensreich auf Mit- und Nachwelt gewirkt, als Gerhard, dieser ächte geistliche Volksdichter. Thomas Crenius sagt: „viele von andern Religionen besuchen nur darum die lutherischen Kirchen, weil dieses Mannes herzbewegliche Lieder darinnen gesungen werden." Er hat wirklich in einer Zeit, in welcher der Streit zwischen der lutherischen und reformirten Lehre aufs heftigste entbrannt war, unerschrocken für seinen lutherischen Lehrbegriff gestritten und die Zusammenmengung von Lutheranern und Reformirten fest und standhaft bekämpft und dennoch durch seine Lieder, welche von allen Religionsparteien mit gleicher Begeisterung aufgenommen wurden, für die wahre religiöse Einigung der Gemüther

am meisten gewirkt. Schon seinen Zeitgenossen galt er für einen David in der Schaar der heiligen Sänger. Hier noch vier **Zeugnisse aus alter und neuer Zeit über seinen Dichterwerth**:

Feustking sagt von ihm bei der Herausgabe seiner Lieder: „Ich sage „es frei, kein vergebliches, kein unnützes Wort findet man in Gerhards „Liedern, es fällt und fließt ihm Alles aufs Lieblichste und Artlichste, „voll Geistes, Nachdrucks, Glaubens und Lehre; da ist nichts gezwun„genes, geflicktes, zerbrochenes; die Reimen, wie sie sonst insgemein „etwas himmlisches und geistiges mit sich führen, also sind sie auch „absonderlich in Gerhard recht auserwählt, leicht und auserlesen „schön, die Redensarten sind schriftmäßig, die Meinung klar und „verständlich, in Summa, alles ist herrlich und tröstlich, daß es Saft „und Kraft hat, herzet, afficiret und tröstet."

Des wohlbekannten T. Fr. Hippels Mutter empfahl ihrem Sohne Gerhards Lieder mit folgenden denkwürdigen Worten: „Nach dem „Luther muß ich gestehen, keinen bessern Liederdichter, als Gerharden „zu kennen. Er und Rist und Dach sind ein Kleeblatt, das auserwählte Rüstzeug, Luther aber die Wurzel. Gerhard dichtete während dem „Kirchengeläute könnte man sagen. Ein gewisser Druck, eine gewisse „Beklommenheit, eine Engbrüstigkeit war ihm eigen. Er war ein „Gast auf Erden und überall in seinen 120 Liedern ist Sonnenwende „gesäet. Diese Blume dreht sich beständig nach der Sonne und Ger„hard nach der seligen Ewigkeit."

Wilhelm Müller bezeuget: „Mag an geistlicher Heldenkraft „Gerhard von Luther, an herzlicher Gluth von Flemming, an weicher „Rührung von Simon Dach und von den beiden letztern auch in „sprachlicher und prosodischer Vollendung übertroffen werden: fassen „wir aber sein und der genannten Männer ganzes Wesen zusammen, „so steht er keinem nach. Seine Frömmigkeit ist nicht einseitig, sie „hat sein ganzes Herz so durch und durch eingenommen, daß sie ihn „stark und kühn, feurig und eifrig, weich und gelassen, mild und „demüthig macht. Sein Inneres ist immer so voll und sein Mund so „willig, daß der Preis des Herrn und das Gefühl seiner Seligkeit ihm „so leicht von den Lippen fließen, wie das Gewöhnlichste. Seine „Sprache ist schlicht und einfach, wie die Wahrheit, ohne Pomp und „Ziererei, oft fast zu tief herabsinkend, aber doch immer von der „Wärme des Gefühls getragen, die das Höchste so gern recht nahe „und vertraulich zu sich heranzieht und den ewigen Gott so gern als „einen unsterblichen Bruder oder Vater umfängt."

Gervinus, sonst ein strenger Richter der geistlichen Liederdichter, rühmt ihm nach: „Gerhard gieng auf Luthers ächteste Weise wie kein „Anderer zurück, nur so modificirt, wie es die Verhältnisse verlangten. „Luthers Zeit gab der Glaube an die Gnade und das Versöh„nungswerk, die Erlösung und Sprengung der Höllenpforten das „freudige Vertrauen; ihm gibt's der Glaube an Gottes Liebe. Bei

„Luther nahm der alte zornig aussehende Gott der Katholischen die „himmlische Miene der Gnade und Barmherzigkeit an, bei Gerhard „ist der gnädige Gerechte ein mild liebender Mann, mit dem er traulich redet. Gerhard ist durchgehend getrost und froh von Gemüthe; „wie jene alten Volksdichter ist er ungeheuchelt und unangestrengt fromm; „gutartig und freundlich macht ihn die Seligkeit seines Glaubens; in „Sprechart ist er gefällig, einfältig und wohlthuend, wie in seiner „Denkart."

(Quellen: Paul Gerhard von L. G. Roth. Leipz. 1829. — P. Gerhards Leben und Lieder von Langbecker. Berlin 1841. — P. Gerhards geistl. Andachten in 120 Liedern von Otto Schulz. Berlin 1842. — Paulus Gerhards Lieder von Wakernagel. Stuttg. 1843. —)

An Gerhard reiht sich nun, zwar im Leben und nach dem kirchlichen Bekenntniß ihm entgegenstehend, aber auf dem Gebiete der geistlichen Liederdichtung mit ihm eins, folgendes Dichterpaar aus der reformirten Kirche:

Louise Henriette, Churfürstin von Brandenburg, Gerhards Landesfürstin. Sie wurde am 17. Nov. 1627 zu Grafenhaag (jetzt bloß Haag genannt) in Holland geboren als die älteste Tochter des eifrigen Protestanten Friedrich Heinrich, regierenden Fürsten von Oranien und Erbstatthalters der vereinigten Niederlande, eine Enkelin Colignys, der als Opfer des Hasses der Katholiken bei der Pariser Bluthochzeit fiel. Ihre Eltern gaben ihr eine gute und gottesfürchtige Erziehung, bei der sie bewahrt blieb vor den eitlen Zerstreuungen und Verderbnissen des Hoflebens, wie es damals von Paris aus fast an allen Höfen zur Mode geworden war. Die fürstliche Mutter hielt es nicht unter ihrer Würde, ihre Töchter bei der Hauswirthschaft anzustellen und ihnen allerlei weibliche Handarbeiten zur Pflicht zu machen. Ihre Jugendzeit fiel in die Schrecken des dreißigjährigen Kriegs, floß aber fern vom Kriegsschauplatz ruhig dahin, wie ein stiller, klarer Bach.

Am 7. Dec. 1646 vermählte sie sich, erst neunzehn Jahre alt, mit Churfürst Friedrich Wilhelm dem Großen von Brandenburg, der gegen das Ende des Kriegs im J. 1646 seine Residenz nach Cleve in der Nähe der Niederlande verlegt hatte, um dem westphälischen Friedenscongreß näher zu seyn. Sie zog aber nicht bälder mit ihm, als bis sie ihren an der Auszehrung darniederliegenden Vater bis an sein Ende mit Engelsgeduld und Liebe verpflegt und ihm am 14. Merz 1647 die Augen zugedrückt hatte. Nachdem dieß geschehen, hinderte sie auch noch der durch die Bedrängnisse jener Zeit herbeigeführte Geldmangel an der Abreise nach Cleve. Endlich, nachdem der Frieden geschlossen und die Kriegsnoth vorüber war, trat sie im Herbst 1649 die Reise nach Berlin an, wohin unterdessen der Churfürst seine Residenz verlegt hatte und das damals kaum ein Paar tausend Einwohner zählte und arg zugerichtet war. Unterwegs aber in Wesel erkrankte der von ihr noch in Holland geborne Erbprinz Wilhelm

Heinrich auf den Tod. Trotz ihres flehentlichen Betens und der sorgsamsten Pflege mußte sie ihn am 24. Okt. in ihren Armen verscheiden sehen und darauf mitten im Winter durch verwüstete Gegenden und auf rauhen ungebahnten Wegen ihre Reise nach Berlin fortsetzen.

Dort kam sie endlich glücklich an und verlebte nun hier in aller Stille etliche Wintermonate. Wahrscheinlich machte sie in dieser Zeit den Anfang mit der Abfassung ihrer geistlichen Lieder (Nr. 177 „Jesus meine Zuversicht" und Nr. 292 „Ich will von meiner Missethat" sind aus dieser Zeit). Bald aber mußte sie ihren Gemahl auf allen seinen Reisen, zumal in winterlicher Zeit, begleiten, denn er liebte sie so sehr, daß er meinte, nicht ohne sie leben zu können.

Ueberall, wohin sie auf diesen Reisen kam, ließ sie es sich von Herzen angelegen seyn, das Elend ihres Volks, das in Folge der Kriegszeiten hereingebrochen war, zu lindern und der Landwirthschaft und den Gewerben aufzuhelfen. In diesem Liebessinn führte sie den Kartoffelbau zuerst in der Mark Brandenburg ein und beschrieb Landwirthe aus Holland, die Musterwirthschaften anlegten. Keinen Tag ließ sie unbenützt verstreichen und theilte ihre ganze Zeit in Uebungen der Andacht, bei denen sie aufs strengste sich selbst prüfte und richtete, und in die Berathung hülfsbedürftiger Menschen. Wenn die Prediger in der ganzen Umgegend eine Wöchnerin fragten: „mit welchem Namen soll ich das Kindlein taufen?" so war die freudige Antwort: „Louise"; so sehr war ihr Name bald der Lieblingsname des Volkes geworden und ihr Bildniß hieng noch bis vor dreißig und vierzig Jahren selbst in den Häusern der geringsten Bürger.

Neben den leiblichen Bedürfnissen ihrer Unterthanen faßte sie aber besonders auch ihre geistlichen ins Auge; sie legte nämlich Schulanstalten an, wo es nur immer möglich war und suchte das kirchliche Leben zu fördern. Deßhalb veranstaltete sie die Herausgabe eines evangelischen Gesangbuchs im J. 1653, in das ihre eigenen Lieder aufgenommen wurden. Namentlich aber war sie stets darauf bedacht, den durch die Streitigkeiten der Reformirten und Lutheraner so oft gestörten Frieden in die Kirche zurückzuführen. So eifrig sie für ihren reformirten Glauben war, bei dem sie übrigens die Dortrechter Beschlüsse vom J. 1618 über die göttliche Vorherbestimmung zur Seligkeit oder Verdammniß nicht anerkannte, sondern bloß in Betreff des Abendmahls von den Lutheranern sich unterschied, so liebte sie doch den zur Mode gewordenen Kanzelkrieg zwischen Lutheranern und Reformirten nicht, sondern bezeugte auch den Lutherischen ihre große und wesentliche Geneigtheit. So stand sie auch mit den lutherischen Liederdichtern, z. B. mit Gerhard, obwohl die äußern Verhältnisse gespannt waren, in dichterischem Verkehr. Singen und spielen der schönen geistlichen Lieder, die damals erschienen, tägliches Lesen und Forschen in der heiligen Schrift, waren ihre liebste Beschäftigung.

Im J. 1653 jedoch kam eine große Betrübniß über sie, da sich

bei ihr so lange keine Aussicht mehr auf einen künftigen Thronerben zeigen wollte und sie die Volksstimme wohl vernahm, die laut sich äußerte: „Vom Churhaus geht Stamm und Wurzel aus, und wer ist Schuld daran?“ Lange Zeit verbarg sie ihren Kummer und schüttete nur vor Gott ihr bekümmertes Herz aus. Endlich glaubte sie aber ihrem Manne und dem Staate das große Opfer schuldig zu seyn, förmlich auf Ehescheidung anzutragen. Sie bereitete sich zu diesem Opfer, das sie freilich schwer ankam, durch Gebet und so erschien sie eines Tags vor dem Churfürsten und sagte: „Ich trage bei dir auf Ehescheidung an, nimm dir eine andere Gattin, die das Land mit einem Thronerben erfreut. Das bist du deinem Volke schuldig.“ Der Churfürst aber nahm dieses schöne Opfer nicht an, sondern sprach mit männlicher Entschlossenheit: „Was mich betrifft, so werde ich den vor Gott geleisteten Eid dir halten, und so es ihm dabei gefiele, mich und das Land zu strafen, so müssen wir es uns gefallen lassen. Meine Louise! hast du schon den Spruch vergessen: was Gott zusammenfüget, das soll der Mensch nicht scheiden?!“ Darauf reichte er ihr die Hand, blickte ihr freundlich ins Auge und sagte: „Nun, was nicht ist, das kann ja noch werden!“

Dadurch ward sie sehr erleichtert und zog sich nun in ihr ländliches Oranienburg zurück, wo sie mit Wohlthun und Beten ihre Zeit zubrachte. Sie fehlte nie beim Gottesdienst, bei dem sie in ganz einfachem Anzug erschien, auch sah sie vor dem Gottesdienst in keinen Spiegel. Endlich besserte sich im Frühjahr 1654 ihre Gesundheit, und sie gebar in demselben Jahre noch einen Thronerben, Carl Emil, den ihre herbeigeeilte Mutter dem Churfürsten an seinem Geburtstag in die Arme legen konnte. Simon Dach feierte dieses frohe Ereigniß, wie so manches andere in der churfürstlichen Familie, mit einem religiösen Gelegenheitsgedicht. Dieser frohe Tag war ein Dienstag; zum Dank dafür weihte sie daher jeden Dienstag bis an ihr Ende durch Beten und Anhören einer Predigt; auch stiftete sie zum dankbaren Gedächtniß eine Versorgungsanstalt für vierundzwanzig vaterlose Waisen in Oranienburg, das nachmals sogenannte Oranienburger Waisenhaus zu Berlin. So oft sie eines armen Kindes ansichtig wurde, erinnerte sie sich des Worts ihres Heilands Marc. 9, 37.

Nun traten aber wieder kriegerische Zeiten ein; sie mußte ihren Gemahl nach Königsberg begleiten und mit ihm dort unter großen Gefahren eine schwedische Belagerung aushalten, die nur dadurch aufgehoben ward, daß der Churfürst gemeinschaftliche Sache mit den Schweden gegen seinen Lehensherrn, den König von Polen, machte und sich so in einen weitläufigen Krieg verwickelte. Nun fielen die Polen und die wilden Tartaren ins Land und hausten gräßlich. Das machte ihr viele Sorgen und schwere Träume ängstigten sie, worunter ihre Gesundheit litt und ihr Inneres wie von einem täglichen Fieberschauer ergriffen wurde. Sie trug aber geduldig das Kreuz vom Herrn;

Jesus war ihre Zuversicht und ihr Heiland und ihr Leben. „Wenn „der Herr Jesus noch auf Erden gienge,“ sagte sie einmal, als beängstigende Kriegsnachrichten kamen, „ich wollte mich noch mehr „demüthigen, noch mehr ihm anhangen, als das kananäische Weiblein; „was ich aber auf leibliche Weise und mit Geberden nicht thun kann, „das will ich im Geist und im Herzen thun in gewisser Zuversicht, „daß er auch im Stande der Herrlichkeit ein solcher Hoherpriester und „treuer Heiland sey, der Mitleid haben und helfen kann.“ Auf ihre Anordnung mußte auch jeder Soldat ein N. Testament, nebst den Psalmen, bei sich führen.

Am 11. Juli 1657 gebar sie abermals einen Prinzen, den nachmaligen König Friedrich I. von Preußen. Nun kam im Winter $16^{57}/_{58}$ wieder eine Zeit der Ruhe, in der sie sich sehr glücklich fühlte. Allein ihr Leben glich einer Gliederkette, da eine Trübsal an der andern hieng. Im Herbst 1658 brach der Krieg gegen den Schwedenkönig Carl Gustav los, der sogenannte Pommer'sche Krieg, der bis 1660 währte und erst mit dem Tode des Schwedenkönigs durch den Frieden von Oliva endete. Hier folgte sie dem Churfürsten zur Winterzeit bis an die äußerste Spitze Jütlands und reiste dann auf dem stürmischen Meer nach Holland. Sie stand ihrem Manne in solchen bedenklichen und oft rathlosen Lagen mit weisem Rath, heldenmüthigem Zuspruch und freundlicher Sanftmuth bei, so daß auf sie gar Vieles paßt, was Sprüchw. 3, 10 ꝛc. zu lesen ist.

Kaum schien sie aber der Ruhe nach den Kriegsnöthen endlich genießen zu dürfen, als sie schmerzlich berührt wurde durch die große Unzufriedenheit, die sich in Preußen, wohin sie mit ihrem Gemahl zur Huldigung im J. 1663 gereist war, namentlich durch stürmische Landtagsverhandlungen, gegen den Churfürsten kund gab. 1664 gebar sie Zwillinge, die aber bald wieder starben, und als sie im J. 1666 ihr letztes Kind, Ludwig, zu Cleve geboren hatte, fühlte sie sich todesschwach, so daß sie auf ihr Ende sich zu bereiten anfieng. Sie sagte einmal: „Gott hat mich zu dem Scheiden in der Schule der Leiden vorbereitet und gestärkt, er hat die Zeichen seiner Ruthe in mein Fleisch gedrückt, aber auch seine Furcht in mein Herz gesiegelt.“ Ihr Leben sträubte sich freilich manchmal wider das Harte des Todes, so daß sie einigemal seufzte: „was bitter ist der Tod! Fleisch und Blut erschrickt vor ihm.“ Bald aber ermannte sie sich wieder und sprach: „ich nähere mich dem Hafen himmlischer Ruhe. Schon sehe ich Spitzen und Höhen der himmlischen Stadt; wenn ich wieder genäse, so würde ich von Neuem in das ungestüme Meer voller Klippen zurückgeworfen.“ Den Winter vollbrachte sie unter der Pflege ihrer Mutter zu Cleve, mit dem Frühjahr kehrte aber ihre Gesundheit nicht wieder und sie konnte nur in einer Sänfte nach Berlin gebracht werden.

Ungeachtet alles Flehens ihres Gemahls und trotz der sorg-

samften Pflege gieng ihr Leben rasch seinem Ende zu. Am 17. Juni 1667 empfieng sie ihren Beichtvater, Stosch, mit den Worten: „der „Proceß, den der Herr mit Elias gehalten, worinn er ihn einen Sturm, „ein Beben der Erde und ein Feuer hat erfahren lassen, ist auch über „mich gegangen; nun hoffe ich, es werde auch sein sanftes Sausen „nachfolgen, er werde mir mit Hülfe und Gnade erscheinen." Mit einem freudigen Ja! beantwortete sie am folgenden Tage die Frage ihres Beichtvaters: „ob sie fühle, daß Gott ihr gnädiger Vater sey?" und schlummerte dann, neununddreißig Jahre alt, am 18. Juni 1667 sanft und still hinüber, dahin, wohin sie ihr Herz schon oft vorausgeschickt (vgl. Nr. 177 v. 9), und worauf sie sich durch ein tägliches Bußgebet, das sie sich aufgesetzt, bereitet hatte. Zu dem tief gebeugt vor der Leiche seiner zwanzigjährigen Lebensgefährtin stehenden Churfürsten sagte sodann der Beichtvater: „Sie ist Euer Durchlaucht wie „eine Garde auf Wegen und Stegen gewesen; aber der Trost bleibt, „daß die letzten Seufzer dieser frommen Seele künftig um Christi „willen die Kraft eines täglichen Gebets haben werden." Die Leichenpredigt, bei der sie sich „alle Flattereien und Schmeicheleien" verbeten hatte, hielt Stosch über den von ihr selbst gewählten Text Hiob 13, 15.: „Ob mich der Herr gleich tödten wird, will ich doch auf ihn hoffen."

Vier Lieder sind von ihr noch erhalten, die Kernlieder Nr. 177 und 292 und „Gott, der Reichthum Deiner Güte, dem ich alles schuldig halt," sowie: „Ein ander stelle sein Vertrauen auf die Gewalt und Herrlichkeit." Sie erschienen zum erstenmal in dem durch sie besorgten Gesangbuch: „Dr. Martin Luthers und Anderer geistliche Lieder und Psalmen auf sonderbare Ihro churfürstliche Durchlaucht, der Churfürstin Louise von Brandenburg u. s. w. Befehl zusammengetragen und gedruckt durch Christoph Runge. Berlin 1653." Sie hat ihre Lieder nicht in der holländischen Sprache, wie Manche schon vermutheten, sondern gleich in deutscher Sprache gedichtet, wofür ihr Bußgebet, das sie gleich in deutscher Sprache aufsetzte, Zeuge ist. Vielleicht hat aber irgend ein Dichter, wahrscheinlich ihr treuer Schwerin, den wir sogleich kennen lernen werden, noch die Feile an ihre Lieder gelegt. Ihm schenkte sie auch eines der drei Exemplare dieses Liederbuchs, die sie auf Pergament drucken ließ; die andern zwei Exemplare waren für sie selbst und für ihren Gemahl bestimmt. Schwerin vermachte sein Exemplar dem Grafen Stolberg Wernigeroda, in dessen Familie es sich jetzt noch befindet. Weiteres über sie vgl. Theil II. Nr. 177. 292.

(Quellen: Leben der Churfürstin Louise, Gemahlin Friedrich Wilhelms des großen Churfürsten zu Brandenburg treu geschichtlich dargestellt zunächst für religiöse Freundinnen vaterländischer Vorwelt von Johann Wegführer. Leipz. 1838.)

v. Schwerin, Otto, Reichsfreiherr, der Vertraute der Churfürstin Louise und derselbe, welcher als Oberpräsident das Religions-

gespräch zwischen Lutheranern und Reformirten im J. 166$^2/_3$ leitete, das wir in Gerhard's Geschick so bedeutungsvoll eingreifen sahen. Er wurde geb. 8. Merz 1616 zu Stettin. Im J. 1648 brachte er das Erbkämmereramt der Kurmark Brandenburg an sein Haus und wurde Domprobst der hohen Stiftskirche zu Brandenburg, Verweser und Amthauptmann zu Crossen. Bald nach ihrer Ankunft in Berlin (1649) ernannte ihn die junge Churfürstin Louise zu ihrem Oberhofmeister. Als solcher stand er ihr treulich bei und gewann bald ihr völliges Vertrauen; die Liebe zum Herrn schlang zwischen der Fürstin und dem Diener ein gar inniges Band herzlicher Zuneigung. Schwerin erzählt selbst, die Churfürstin habe besonders in ihren Betrübnissen über so viele unglückliche und unzeitige Geburten begehret, daß er mit ihr und Andern, so um sie waren, die Zeit mit Singen, Beten, Lesen in der Bibel und andern Andachtsbüchern zubringen sollte, wie er denn zu dem Ende einige Gebete für sie selbst verfertiget habe.

Auch das Vertrauen des großen Churfürsten besaß er im vollsten Maaße; er mußte ihn überall, in und außerhalb des Landes, auf seinen Reisen begleiten und ihm bei allen nöthigen Geschäften dienen. Deßhalb ernannte ihn derselbe auch am 30. Aug. 1658, nachdem der Kanzler gestorben war und er dessen Geschäfte längere Zeit mit äußerster Treue und unverdroßnen Diensten versehen hatte, zum Oberpräsidenten des Geheimeraths und sämmtlicher Collegia. Der Churfürst sah nämlich, daß er seinen Willen, von den geringfügigsten Dingen stets und durchaus augenscheinlich unterrichtet zu seyn, nicht durchführen könne, daher ernannte er Schwerin zu seinem Stellvertreter. In dem Bestellungsdecrete heißt es, daß in Ermanglung eines gewissen Direktors und der davon abhangenden Ordnungen sich allerhand Confusion im Lande ereigne. Er wolle daher, um seinen Staat besser zu fassen und sich einige Erleichterung zu verschaffen, statt der ehmaligen Kanzlerwürde ein neues Amt errichten, das nicht nur die Justizsachen zu verwalten habe, sondern auch alle inn- und ausländische Sachen der Gebühr nach unter die geheimen Räthe vertheilen, die Rathsgänge ansagen, die Angelegenheiten vortragen, und ungesäumt expediren solle ꝛc.

Noch größeres Vertrauen schenkte dem Schwerin das edle fürstliche Paar dadurch, daß es ihn zum Erzieher seiner Söhne erwählte. Es waren die Prinzen Carl Aemil (geb. 1655, † 1674) und Friedrich (geb. 1657, nachher als Friedrich **III.** Churfürst und als Friedrich **I.** König von Preußen, der Vater Friedrich Wilhelm's **I.**). Nachdem Schwerin schon im J. 1661 angefangen hatte, den ältern Prinzen Aemil im Buchstabieren zu unterrichten, übergaben ihm am 12. Aug. 1662 die Eltern beide Prinzen sehr feierlich und mit gar beweglichen Worten in Zucht und Obhut. Als ein redlicher Christ und treubesorgter Lehrer, ganz nach dem Sinne des göttlichen Wortes,

that er denn auch sein Lehr- und Erziehungsamt an ihnen. Jeden Tag begann und schloß er mit den Prinzen im Gebet; er ließ sie den ganzen Catechismus lernen, las das Evangelium und sang allerlei liebliche, geistliche Lieder mit ihnen, besonders Psalm 103; daneben ließ er sie aber auch sonst in Allem unterrichten, wodurch der Geist gebildet und der Körper gestärkt wurde und flößte ihnen die edelsten Gefühle ein. Jedes Jahr nahm er sie fern von dem Geräusch des Hofs mit sich auf sein Schloß Alt Landsberg und lebte hier längere Zeit mit ihnen in aller Stille und Einfachheit. Er schrieb darüber ein besondres „Tagebuch, die Erziehung der Prinzen Carl Aemil und Friedrich betreffend", das er am 1. Jan. 1663 begann und das jetzt noch als Handschrift auf der K. Bibliothek in Berlin sich befindet. Die trefflichsten, edelsten Erziehungsgrundsätze kann man daraus lernen. Als die Churfürstin im J. 1667 das Zeitliche gesegnete, legte sie ihm sterbend noch ihre Kinder an das Herz.

Er aber diente seinem großen Fürsten noch zwölf, im Ganzen fünfundzwanzig Jahre lang, als dessen rechte Hand und ordnete während dessen thatenvoller Regierung alles im Krieg und Frieden, bis er ihm neun Jahre zuvor in die Ewigkeit vorangieng am 8. Juni 1679.

(Quellen: v. Orlich, Geschichte Friedrich Wilhelms, des großen Churfürsten. Berlin 1840.)

Buchholz, Andreas Heinrich, geb. 25. Nov. 1607 zu Schöningen, einem braunschweigischen Städtchen zwischen Halberstadt und Helmstädt, wo sein Vater Superintendent war. Im J. 1628 bezog er die Universität Wittenberg, um Theologie zu studieren. Die Kriegsunruhen vertrieben ihn im J. 1630 von dort, worauf er sich zu seinem Vater begab, der unterdessen als Superintendent nach Hameln gekommen war. Hier verwaltete er 1632 — 1634 das Konrektorat; endlich erhielt er im J. 1637 eine feste Anstellung als Rektor beim Gymnasium zu Lemgo. Auch von hier vertrieben ihn die Kriegsunruhen, so daß er sich im J. 1639 auf die Universität Rinteln flüchtete, wo er längere Zeit Vorlesungen hielt, bis er im J. 1641 daselbst als Professor der Dichtkunst angestellt wurde. Im J. 1663 wurde er als Wolfenbüttel'scher Superintendent und Hofprediger in die Hauptstadt seines Vaterlands, nach Braunschweig, berufen. Hier starb er im J. 1671.

Seine zahlreichen geistlichen Lieder finden sich in drei Sammlungen: „Deutscher poetischer Psalter Davids. Rinteln 1640." — „Geistliche deutsche Poëmata in zween Theilen gefaßet. Braunschw. 1651." — „Christl. gottselige Hausandachten, in welchen allerhand inbrünstige Herzensseufzer, Bericht in Glaubenssachen, Hauptsprüche der h. Schrift, neugesezte geistl. Lieder rc. begriffen. Braunschw. 1663."

(Quellen: Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten von C. H. Jördens. Leipz. 18⁰⁶/₁₂.)

Maukisch, Dr. Johann, geb. 14. Aug. 1617 zu Berthelsdorf bei Freiberg im Meißner Gebiet. Er studierte Theologie in Leipzig, wo er Doktor wurde. Im J. 1659 kam er als Professor der Theologie nach Danzig; hier war er auch Rektor des Gymnasiums und Prediger an der Dreifaltigkeitskirche und starb daselbst als Senior des geistlichen Ministeriums am 8. Juni 1669. Sein Wahlspruch war: »**Dives Jehovae misericordia**« — „reich ist Gottes Barmherzigkeit!" Im Gefühl dieser göttlichen Barmherzigkeit hatte er selbst auch jenes herzliche Erbarmen angezogen, von dem Paulus Coloss. 3, 12. redet und das sich auch in seinem Liede: „Ach Jesu, gieb mir sanften Muth" (Nr. 425), so lieblich kund gibt.

Er dichtete sechsundsiebzig geistliche Lieder, die sich in der von ihm zu Danzig 1656 herausgegebenen Sammlung befinden: „Lobsingende Herzensandacht über die Evangelia, welche des Sonntags und an den Hauptfesten in der Gemeine Gottes erkläret werden, da aus jeglichen Evangeliis die fürnehmste Hauptlehre kürzlich herausgezogen und mit lauter Schriftworten also durchgeführet wird, also daß man klare Sprüche von allen Glaubensartikeln haben und dieselben der Jugend mit Singen und Spielen in dem Herrn beibringen kann. Geschehen in Danzig den 18. Januarii, im Jahr Christi, da man seufzet: ACh Gott gebe Den FrIeDen Unsern LanDen" (also nach den Buchstabenzahlen — im J. 1656). Diese Lieder sind nicht bloße trockne Umschreibungen der einzelnen Evangelien, sondern es leuchtet aus vielen derselben eine wahre Herzensandacht hervor. Ein der preußischen Tonschule angehöriger Tonkünstler, der Organist Thomas Strutius zu Danzig, hat Melodien zu denselben gefertigt.

(Quelle! Der evangelische Kirchengesang von Carl v. Winterfeld. 1845. Thl. II. Pg. 152 ꝛc.)

Wilhelm II., Herzog zu Sachsen-Weimar, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen „der Schmackhafte". Er wurde in Altenburg geboren am 11. April 1598. Das Regiment, das er in seinem Lande führte, war löblich, gut und christlich. Namentlich zeichnete er sich im dreißigjährigen Krieg als ein ebenso tapferer, als frommer Held aus. In der Schlacht auf dem weißen Berg bei Prag riß ihm eine Stückkugel die Sturmhaube vom Haupt und in einer andern Schlacht, da Christian v. Braunschweig die Niederlage erlitt, gieng ihm eine Kugel durch den Leib, daß er als todt auf dem Platze liegen blieb und von Tilly gefangen wurde. In den Friedenszeiten erbaute er zu Weimar im J. 1658 die prächtige Schloßkirche, deßgleichen auch die Wilhelmsburg und benützte die Ruhe des Friedens zur Beschäftigung mit der Dichtkunst. Nachdem er in Folge der Wunden, die er im Kampf für die evangelische Sache erhalten hatte, namentlich an einem Schenkel langwierige und große Beschwerden ausgestanden hatte, starb er am 16. Mai 1662, betrauert von seinem ganzen Lande.

Neumark, Georg, der Erzschreinhalter des Ordens der fruchtbringenden Gesellschaft und in Weimar unter Herzog Wilhelm IV. von Sachsen-Weimar der eigentliche poetische Repräsentant dieses Dichterordens, in welchem er den Beinamen „der Sprossende" führte. Er wurde in der thüring'schen Reichsstadt Mühlhausen, der Geburtsstadt des großen Tonmeisters Joh. Eckart, wo auch Joachim v. Burgk lebte, geboren am 16. Merz 1621. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er von 1630—1640 auf dem Gymnasium zu Schleusingen. Um den Kriegsnöthen zu entgehen, zog er im J. 1643 auf die Universität Königsberg als Studierender der Rechtswissenschaft. Hier, wo gerade die Dichtkunst unter Simon Dach und dessen Schule in schönster Blüthe stand, verlebte er seine Jugendjahre, widmete sich mit großem Eifer nebenher auch der Dichtkunst, und studierte die deutsche Rede. In der ersten Zeit seines dortigen Aufenthalts trafen ihn schwere Unglücksschläge; so verzehrte ihm eine Feuersbrunst im J. 1646 seine ganze Habe „bis auf den letzten Heller". Diese traurigen Geschicke stärkten aber nur seinen Muth und sein Vertrauen auf Gottes Schutz und Fürsehung. Wirklich brach auch wieder eine glücklichere Zeit für ihn an. Durch seine Gedichte, von denen damals schon mehrere im Druck erschienen, und durch seine musikalischen Kenntnisse, besonders durch seine Fertigkeit im Spielen der Kniegeige (viola di Gamba) erwarb er sich viele Freunde und Gönner nicht blos in Königsberg, sondern namentlich auch in Danzig und Thorn. In letztere Stadt zog er denn auch nach fünfjährigem Aufenthalt zu Königsberg und verlebte in den Jahren 1649 und 1650 in derselben im Schooß der Liebe und Freundschaft glückliche Tage, so daß er Thorn seine zweite Vaterstadt nannte.

Nach neunjährigem Aufenthalt in der Fremde entschloß er sich endlich, in sein Vaterland zurückzukehren, und nahm den Weg über Hamburg. Dort lebte er als dienstlos in so großer Armuth, daß er sein Lieblingsinstrument, die Viola di Gamba, versetzen mußte, bis er endlich von dem schwedischen Residenten v. Rosenkranz als Sekretarius bei der schwedischen Gesandtschaft zu Hamburg mit einem Gehalt von hundert Thalern angestellt wurde (vergl. Thl. II. zu Nro. 368.). Er verließ jedoch schon im J. 1651 diese Stelle, denn es zog ihn nach Weimar, wo er am Hofe Herzogs Wilhelm IV., des edlen Beschützers der Dichtkunst und Oberhaupts der fruchtbringenden Gesellschaft, eine freundliche Aufnahme zu finden hoffte. Er sandte deßhalb dem Herzog einige seiner Gedichte zu. Er täuschte sich nicht in seinen Hoffnungen; der liebe Gott, den er in Allem wollte walten lassen, verließ ihn auch hier nicht.

Im Jahr 1651 wurde er zu Weimar als Kanzleiregistrator und Bibliothekar angestellt. Hier konnte er nun ungestört seine dichterischen Arbeiten fortsetzen. Er war des Herzogs Hofpoet, wurde aber dadurch leider ein Vielschreiber. Im Jahr 1653 trat er in die frucht-

bringende Gesellschaft und ward 1656 deren Sekretär oder Erzschreinhalter. Zuletzt wurde er herzoglicher Archivsekretär und kaiserlicher Hof- und Pfalzgraf. Bis in sein Alter grünte in ihm die Lust, wie er sagt, zur edlen, dichterischen Tugendkunst. Doch seine schönsten geistlichen Gedichte dichtete er in jener Zeit, „da Thränen und Sorgen sein täglich Frühstück waren". Er starb, sechzig Jahre alt, zu Weimar den 8. Juli 1681. Sein Wahlspruch war: »Ut fert divina voluntas«, d. i. „wie Gott will, so halt ich still."

Von ihm erschienen: „geistliche Arien. Weimar, 1675," „poetisches musikalisches Lustwäldlein. Hamb. 1652; „dasselbe mit Zusätzen unter dem Titel „fortgepflanzter musikalischer poetischer Lustwald" Jena, 1657." In letzterem sind seine weltlichen Gedichte enthalten, in denen er als keuscher, reiner Dichter Flemming am nächsten steht. Er hat auch manche Liederweisen erfunden, vornämlich die zu seinem eigenen Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten."

Spricht aus Gerhard ein gefaßtes Gemüth — bezeugt Gervinus — so aus Neumark ein geduldig leidendes. Gottvertrauen war der Grundzug seines Herzens, dem er unter allen Wechseln des Schicksals treu blieb, Gottvertrauen ist auch der Grundzug seiner geistlichen Lieder, die daher auch ihre wahre Innigkeit haben.

(Quellen: Bibliothek deutscher Dichter von Wilh. Müller. 1828 — Amarantes (Herdegen) historische Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang. Nürnb. 1744.)

Keymann, Christian, wurde am 26. Febr. 1607 zu Pankraz oder Kratschau im Pilsner Kreise in Böhmen geboren, wo sein Vater evangelischer Pfarrer war. Seit 1634 war er als Rektor zu Zittau in Sachsen angestellt. Er war gekrönter kaiserlicher Dichter und ein gar gelehrter und frommer Schulmann. In seiner letzten Privatlektion, die er kurz vor seinem Tode noch gab, hatte er seinen Schülern eine Ode aus Gryphius Gedichten diktirt, welche eines gelehrten Mannes letzte Rede aus dem Grabe vorstellt und also heißt:

Ade! Ihr Gäste dieser Erden,
Ich geh Euch vor, ihr folget mir:
Was ich jetzt bin, muß jeder werden,
Es gilt mir heute, morgen dir.
Ade! Das möcht't ihr heute von mir erben;
Die größte Kunst ist, selig sterben.

Bald darauf starb er am 13. Jan. 1662, seinen Jesum auch im Tode nicht lassend. Sein Namenssymbolum war: »me Christe corona.«

Im Ganzen dichtete er achtzig geistliche Lieder, von denen noch Manches werth gewesen wäre, in das W. Gesangbuch aufgenommen zu werden, wie z. B. das bekannte Weihnachtslied: „Freuet Euch, ihr Christen alle" und das schöne Adventslied: „Hosianna, Davids Sohne".

(Quellen: Christ Weisii memoria. Chr. Keymanni. Zittau, 1689.)

Frenzel, M. Johann, wurde zu Annaberg in Sachsen am 8. Mai 1609 geboren, wo siebenundfünfzig Jahre später Gottfried Arnold das Licht der Welt erblickte. Er lebte als Prediger und Canonikus zu Zeitz in Sachsen, und war ein gekrönter Dichter, auch Professor der Dichtkunst im Fürstenkollegium zu Leipzig. Allerlei drohende Lebensgefahren weckten ihn schon in der Jugend auf, daß er nicht sicher dahingieng, sondern in wahrer Gottesfurcht und steter Sterbensbereitschaft lebte. Im J. 1625, da er erst sechzehn Jahre alt war, fiel er in eine sehr schwere Krankheit, so daß man ihn für todt hielt und schon begraben wollte. Als er in Leipzig studierte und diese Stadt im J. 1637 durch General Banner belagert wurde, flog eine große Stückkugel hart an ihm vorüber, jedoch ohne ihn zu beschädigen; ein anderesmal, als er gerade in seiner Stube saß und studierte, schlug über seinem Haupt ein großer Stein durch das Dach. Deßhalb schrieb er überall in seinen Zimmern, die er bewohnte, die Worte an die Wand: »moriendum est« („du mußt sterben"). In solchen Ereignissen vernahm er eine Glocke zur Buße und machte deßhalb auch zu seinem täglichen Seufzer bis an sein seliges Ende die Worte: »vivere da recte, da bene, Christe, moriri,« oder: „Mein Herr Jesu, der du Tod und Leben in deinen Händen hast, gieb, daß ich christlich lebe, so lange du willt, und selig sterbe, wenn du willt" (vergl. V. 3 u. 5 in Nro. 539, „Herr Zebaoth"). Ueber die Art, wie er seine Lieder dichtete, wird der merkwürdige Umstand erzählt, daß er sich jedesmal, ehe er ein Lied verfaßte, zuvor auf der Erde herumgewälzt habe. Im J. 1674 starb er in guter Bereitschaft; an ihm ist der Denkspruch eingetroffen: „Wer stirbt, eh er stirbt, der stirbt nicht, wann er stirbt." Sein Symbolum war: »mihi Jehova fortis adjutor,« Psalm 71, 7. und »mihi Jesus firma anchora,« Jerem. 20, 11.

Er dichtete „zehn andächtige Bußgesänge", die im J. 1655 zum zweitenmal gedruckt wurden.

(Quellen: Wezel's Analecta hymnica. 1. Bd. 6. Stück. S. 51 ꝛc. — Götzen's Sendschreiben von Annabergischen Liederfreunden S. 14 ꝛc.)

Schenk, M. Hartmann. Er wurde geb. den 7. Apr. 1634 in Ruhla bei Eisenach, wo sein Vater Kaufmann war. Er studierte in Helmstädt und Jena, wurde hierauf im J. 1662 Pfarrer zu Bibra im Hennebergischen und im J. 1669 Diakonus zu Ostheim und Pfarrer zu Völkershausen in Thüringen. In seiner Studierstube hatte er ein Bild aufgehängt, auf dem er selbst abgebildet und wozu ein Kind und ein Todtenkopf gemalt war. Bei des Kindes Bild stand die Schrift: »talis eram,« „so war ich,". bei seinem eigenen Bild die Schrift: »sum ego modo,« „so bin ich," beim Todtenkopf die Schrift: »talis ero,« „so werde ich seyn." Er starb am 2. Mai 1681.

Seine geistlichen Lieder stehen in seiner „güldenen Betkunst.

Nürnberg, 1677." Sonst schrieb er auch „Lobgedichte der wahren und ungefärbten Gottesfurcht 2c."

Sacer, Dr. Gottfried Wilhelm, geb. zu Naumburg in Sachsen am 11. Juli 1635, wo sein Vater Oberbürgermeister war. Im J. 1653 fieng er an, in Jena die Rechtswissenschaft zu studieren, und bezog hierauf die Universität Greifswalde, wo er zugleich Führer einiger junger Edelleute war. In diesen seinen Studienjahren dichtete er den größten Theil seiner geistlichen Lieder, die sofort im J. 1659 und 1660 gedruckt erschienen. Er war ein frommer Jüngling und hielt fest am Herrn bis ins Alter.

Nachdem er als Fähndrich in Lüneburg Dienste geleistet und später als Hofmeister in Holland und Dänemark Reisen gemacht hatte, ließ er sich im J. 1670 in Braunschweig als Rechtskonsulent nieder und wurde 1671 Doktor der Rechte. Im J. 1683 kam er als Amtsadvokat nach Wolfenbüttel, und wurde 1690 daselbst Kammerkonsulent. In seinem Amte als Rechtsgelehrter und Staatsmann galt er als ein sehr gewissenhafter, redlicher Mann. Er starb zu Wolfenbüttel am 8. Sept. 1699, und viele Werke der Barmherzigkeit und des Glaubens, die er in wahrhaft christlicher Liebe verrichtete, sind ihm nachgefolgt.

Er war gekrönter Dichter und seine Gedichte gehören zu den edelsten in dieser Zeit. Im J. 1714 gab sein Schwiegersohn, der Gotha'sche Generalsuperintendent Georg Nitsche, seine Lieder zu Gotha in vollständiger Sammlung heraus, unter dem Titel: „geistliche, liebliche Lieder." Er schrieb auch eine Schrift „von der deutschen Poëterei. Stettin, 1661."

Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig-Wolfenbüttel, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft als „der Siegprangende". Er wurde am 4. Okt. 1633 zu Hitzacker im Lüneburgischen geboren. Sigmund v. Birken war sein Erzieher. Im J. 1659 studierte er zu Helmstädt. Schon in seinem zehnten Jahr war er Coadjutor in Halberstadt. Durch den Tod seines Vaters erhielt er im J. 1666 einige Landestheile, regierte hierauf vom J. 1685 an sein Land gemeinschaftlich mit seinem Bruder Rudolph August, und dann seit 1704 allein. Als er schon das siebenundsiebenzigste Jahr erreicht hatte, trat er im J. 1710 in Bamberg aus politischen Rücksichten zur katholischen Kirche über, wobei er aber seinem Lande die Gewissensfreiheit ausdrücklich reservirte.

Er soll diesen Schritt seiner Enkelin Elisabeth Christine zu lieb gethan haben. Diese war nämlich, um ihre Vermählung mit Kaiser Carl VI. möglich zu machen, auf sein Zureden katholisch geworden, und mahnte ihn dann, ihr nun auch hierinn nachzufolgen, wie er ihr es versprochen habe. Als er aber aufs Sterbebett kam, reuete ihn sein Uebertritt und er berief einen evangelischen Prediger von Salz=

dahlum, wo er sich aufhielt, um sich Trost zusprechen zu lassen. So starb er am 27. Merz 1714, einundachtzig Jahre alt.

Er dichtete 63 geistliche Lieder, lange vor seinem Uebertritt. Sie stehen alle in seiner Schrift: „Christfürstlich's Davids-Harpfenspiel zum Fürbild himmelflammender Andacht mit ihren Arien herausgegeben. Nürnb. 1667." Die Arien sind von seiner Stiefmutter Sophie Elisabeth, Herzogin zu Mecklenburg, die sich mit seinem Vater im J. 1635 vermählt und nach dessen Tod im J. 1660 ihren Wittwensitz auf dem Schloß Lüchow aufgeschlagen hatte, und schon 1651 das »Vinetum evangelicum oder evangelischer Weinberg mit 109 schönen Melodien« herausgegeben. Der fromme Fürst Bernhard, Herzog zu Sachsen, ließ Anton Ulrichs Lieder in das erste Meiningische Gesangbuch vom J. 1683 aufnehmen. Sie beschäftigen sich meist mit innern, frommen Gemüthszuständen, vertieft ins Innerste des Gemüths, weßhalb sie auch kein kirchliches Gepräge haben.

(Quellen: J. C. Böhmer's memoria aeterna D. Ant. Ulrici. Helmstädt, 1714.)

Flitner, Johann, geb. 1. Nov. 1618 zu Suhla im Hennebergischen, wo sein Vater ein Eisenbergwerk besaß und einen Handel mit Eisenwaaren, Gewehren und Wein trieb. Im J. 1637 fieng er in Wittenberg an, die Theologie zu studieren. Nachdem er sofort auch in Jena, Leipzig und Rostock studiert hatte, erhielt er im J. 1644 die Cantorsstelle zu Grimmen bei Greifswalde, und wurde im J. 1646 Diakonus daselbst. Dort hatte er an dem Stadtpfarrer Wicke einen „streitbegierigen Mann". Im ersten brandenburgischen Krieg, der im August 1659 ausbrach, hatte er viel Drangsal durchzumachen. Das vereinte kaiserlich-brandenburgische Heer fiel nämlich in das damalige schwedische Pommern ein, überschwemmte das Land und verfuhr überaus hart mit den Einwohnern. Flitner mußte sich endlich nach Stralsund flüchten. Doch durfte er im Mai 1660 nach geschlossenem Frieden wieder zu seiner verlassenen Heerde zurückkehren. Als hierauf sein Stadtpfarrer Wicke im Jahr 1664 starb, hoffte er nach einem alten Brauch in dessen Stelle vorrücken zu dürfen. Tief fühlte er sich jedoch gekränkt, als er dem Sohn des Generalsuperintendenten Battus von dem Senat zu Greifswalde, der die Nomination hatte, nachgesetzt wurde. Alle Bitten der Gemeinde, die mit größter Liebe an Flitner hieng, halfen nichts. Flitner versicherte zwar in einem Brief an den Rektor zu Greifswalde, er wolle des Sprüchworts eingedenk seyn: »bis vincit, qui se ipsum vincit« („doppelt siegt, wer sich selbst besiegt"). Allein es kam dennoch zu allerlei ärgerlichen Auftritten zwischen ihm und seinem neuen Stadtpfarrer. Als dieser endlich im J. 1673 starb, wurde ihm zwar die vorläufige Verwaltung der Stadtpfarreigeschäfte übertragen, allein der ihm beigegebene Pastor Solden stritt gleichfalls mit ihm und verklagte ihn beim Generalsuperintendenten, so daß er die Stelle

abermals nicht erhielt. In seinem Rechtfertigungsschreiben sagte er: „Es ist nun die Zeit meiner Anfechtung und Verachtung kommen; „Gott vergebe es denjenigen, welche mir so viel Widersacher auf den „Hals laden, der Herr wird sie schon finden. Gott vocire mich nur „von hinnen."

Dieser Wunsch sollte ihm auch bald erfüllt werden, und er durfte, als der neue Stadtpfarrer Wangerin schon im folgenden Jahr 1676 starb, die neue Besetzung der Stelle nicht mehr erleben, und ward mit abermaliger Kränkung verschont. In demselben Jahre nämlich mußte Flitner nach Ausbruch des zweiten brandenburgischen Kriegs, vor den Bedrückungen des brandenburgischen Feindes, der außer Stralsund ganz Pommern besetzt hatte, abermals nach Stralsund flüchten. Hier, in seiner alten Freistätte, starb er an der damals grassirenden weißen Ruhr am 7. Jan. 1678, des Streites müde und nach dem ewigen Frieden sehnlich verlangend. Wenig und böse war die Zeit seines Lebens (1 Mos. 14, 9.). Die beständigen Streitigkeiten mit seinen Stadtpfarrern verbitterten ihm das Leben, doch blieb er mit seinen Beichtkindern bis an sein Ende im besten Vernehmen, also, daß die Schuld wohl nicht an ihm zu suchen ist, denn sein Nachfolger hatte noch schwerere Kämpfe zu bestehen. Er hatte auch oft und viel mit bittern Nahrungssorgen zu kämpfen, um sich und seine Familie durchzubringen, und so klein auch sein Gehalt war, blieb ihm die Kirche denselben öfters schuldig, so daß er Schulden machen mußte.

Er hat zehn geistliche Lieder gedichtet und als guter Musikverständiger auch Melodien dazu componirt. Sie stehen alle in dem von ihm während seines ersten Aufenthalts in Stralsund bearbeiteten Werk: „Himmlisches Lustgärtlein, in welchem zu finden allerhand „auserlesene schöne Beicht-, Communion-, Gebet-, Historien- und „Lieder-Blümlein, gepflanzet aus dem großen Paradiesgarten der heil. „Schrift und reinen Kirchenlehrern von Joh. Flitner. Greifswalde, „1661." Der fünfte Theil dieses Werks, die Liederblümlein, führt den besondern Titel: „Suscitabulum musicum, das ist musikalisches Wekerlein." Es enthält vierundvierzig geistliche Lieder und darunter zehn von Flitner selbst.

In seinen Liedern, die sich durch eine gefeilte und reine Sprache vor manchen dieser Zeit noch auszeichnen, ist eine gewisse Weichheit vorherrschend, die sich etwas zum Ton der spätern pietistischen Schule hinneigt.

(Quellen: Hymnologische Forschungen von Dr. Mohnike. Stralsund, 1830. II. Thl.)

Frank, Johann, geb. 1. Jan. 1618 in der Stadt Guben in der Niederlausitz. Er studierte auf mehreren Universitäten, besonders auch in Königsberg, zu Simon Dach's Zeit, die Rechtswissenschaft und gab sich daneben mit der Poesie ab, für welche er ein ausgezeichnetes Talent besaß. Er hielt dieselbe so hoch in Ehren, daß er sie

in einer Zuschrift an Herzog Christian von Merseburg, womit er demselben sein geistliches Sion dedicirte, eine Säugamme der Frömmigkeit, eine Heroldin der Unsterblichkeit, eine Mehrerin der Fröhlichkeit, eine Verstörerin der Traurigkeit und einen Vorschmack der himmlischen Herrlichkeit nannte. Lange Zeit wirkte er als Bürgermeister in seiner Vaterstadt Guben, und starb daselbst den 18. Juni 1677.

Er behauptet mit P. Gerhard den ersten Rang unter den Kirchenliederdichtern. Im Ganzen dichtete er 110 Lieder, welche einzeln in den Jahren 1650—1660 erschienen, und zuletzt von ihm einige Jahre vor seinem Tode gesammelt herausgegeben wurden unter dem Titel: „Geistliches Sion. Guben, 1674." In dieser Sammlung steht auch die „Vaterunser Harfe," „der irdische Helikon" und seine „Susanna" abgedruckt. Seine Lieder sind nach ihrem innerlichen Gehalt den Gerhard'schen Liedern am nächsten verwandt. Gervinus stellt folgende Vergleichung zwischen Gerhard und Frank an. „Frank „ist schwungreicher und ungewöhnlicher, aber weniger gemüthlich und „innig als Gerhard, kunstreicher und deklamatorischer, aber weniger „volksthümlich und treuherzig als Gerhard. Dem Frank ist die Andacht Sache und Gegenstand, dem Gerhard Grundgefühl, das eine „äußere Gelegenheit in Bewegung setzt." Wie schon oben bemerkt wurde, ist aber auch bei Frank das subjektive Element zu entschiedenerer Geltung gekommen, als bei Gerhard, und er weist daher in eine neue Richtung der geistlichen Dichtkunst hinüber, die wir nun sogleich werden kennen lernen. Er war es nämlich, der zuerst die im geistlichen Lied nun bald so häufig wiederklingenden Töne angeschlagen hat, nämlich die Sehnsucht nach der innerlichen Vereinigung der glaubigen Seele mit Christo, welche durch Christi Geburt im Menschen beginnt, und den aus dieser Vereinigung entspringenden Trost und Seligkeit. Er ist der Vorläufer des Angelus Silesius.

(Quellen: Caspar Wezels Analecta hymnica. 1. Bd. 6. St. 1752.)

An Frank reihen sich noch drei würdige, gediegene Dichter aus der fruchtbringenden Gesellschaft an, die, wie er, Vorläufer der neuern Schule sind, in der die Darstellung der innern Erfahrung die Hauptsache ist. Es sind dieß die drei im Kreuz und Leiden schwer geprüften Dichter:

Homburg, Ernst Christoph, ein dem Joh. Frank nahe verwandter Dichter, seit 1648 Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen „der Keusche". Er wurde im J. 1605 zu Mühla bei Eisenach geboren und lebte als Gerichtsaktuarius und Rechtskonsulent zu Naumburg, der Geburtsstadt Sacers.

Er war ein gottesfürchtiger Jurist. Ein schweres Hauskreuz erhöhte seine Andachtsgluth; er litt nämlich an einer schmerzlichen Hauptkrankheit, während seine Ehefrau von den heftigsten Steinschmerzen geplagt war, so daß beide zusammen fast keine gesunde Stunde mit einander zu verleben hatten; dazu erschwerte ihm auch

mancherlei Neid und Feindschaft das Leben (vgl. Nro. 179: „O Wundergroßer," V. 4). Auch befand er sich zu Zeitz einmal wegen der Pest und sonst auf seinen vielen Geschäftsreisen, besonders nach den Niederlanden, oftmals in großer Leibs- und Lebensgefahr. In der Vorrede zu seinen Liedern meldet er daher auch, daß ihn dieselben zu ediren sein vieles Kreuz veranlaßt habe. So sagt er unter Anderem daselbst, er sey namentlich durch sein jedem bewußtes, angstvolles, schweres Hauskreuz bewogen worden, seinen Schöpfer zu preisen und für seine empfangene Wohlthaten ihm zu danken, denn in diesem habe er an Gottes Wort sich am besten trösten, stärken und aufrichten können. Kreuz lehre Gottseligkeit üben, Anfechtung auf das Wort merken. Der Christ ohne Kreuz sey ein Schüler ohne Buch, eine Braut ohne Kranz. Der himmlische Vater lehre, wenn er beschwere, entdecke viel Geheimnisse, wenn er unser Fleisch züchtige, mache fröhlich, wenn er betrübe, lebendig, wenn er tödte. — Er sey anfangs nicht Willens gewesen, seine Lieder in Druck zu geben, sondern sie für sich zu behalten, sich seines Kreuzes dadurch zu erinnern, seinen Glauben und Zuversicht mehr und mehr zu gründen, Gottes Allmacht in seiner stillen Kammer mit frohem Herzen und Munde zu danken. Durch Andere aber sey er veranlaßt worden, sie zu veröffentlichen. Er habe sie aber nicht der alamodischen, lüsternen Welt zu seinem Ruhme geschrieben, Gottes Wort nicht hochtrabend und gar prächtig abgehandelt, sondern seine Gemüthsstimmung und Herzensgedanken deutlich und einfältig an den Tag gelegt. Am 2. Juni 1681 erlöste ihn der Herr von allem Uebel und half ihm nach kurzem Ungemach, zur Freude zu gelangen, die ewig ist in seinem himmlischen Reich (vgl. Nro. 179, V. 5).

Unter seinen Zeitgenossen galt er für einen Dichter ersten Rangs. Seine Verse zeichnen sich durch Leichtigkeit und Wohlklang aus; er hielt sich nicht allein an die Opitz'sche Form, sondern auch an den Vorgang der Holländer und Franzosen. Er dichtete im Ganzen 150 Lieder, aus denen Einfalt und anmuthige Lebendigkeit spricht, die aber doch im Allgemeinen das Gepräge des gedrückten Seelenzustandes ihres Dichters tragen. Es sind meist Buß-, Kreuz-, Trost- und Sterbelieder und unter zweiundzwanzig Festliedern neun Passionslieder. Sie erschienen in zwei Theilen unter dem Titel: „Geistliche Lieder, I. Thl. Naumburg, 1658. II. Thl. Jena, 1659." Sein schönes Passionslied: „Jesu meines Lebens Leben" sollte im W. Gesangbuch nicht fehlen. Diese Liedersammlung war mit Melodien versehen von Werner Fabricius, Musikdirektor in Leipzig, und Paul Becker zu Weißenfels in zwei- und dreistimmigem Tonsatz.

(Quellen: Liedercommentar zum Naumburger Gesangbuch von Schamelius, Pastor zu Naumburg. 1724. — Winterfeld's evang. Kirchengesang. Thl. II. 1845.)

Albinus, Johann Georg, Mitglied der fruchtbringenden Ge-

sellschaft unter dem Namen „der Blühende". Er wurde geb. 6. Merz 1624 in Unternessa bei Weißenfels in Sachsen, wo sein Vater Pfarrer war. Im J. 1653 wurde er Rektor der Domschule zu Naumburg, der Geburtsstadt Sacers, und im J. 1657 Pfarrer zu St. Othmar, der Vorstadtkirche von Naumburg. Homburg, mit dem er also in einer Stadt zusammenlebte, war sein Herzensfreund. Auch er hatte die Kreuzschule durchzumachen und hielt sich dabei an Jesum, den großen Kreuzträger, durch dessen Umgang er die Sterbensfreudigkeit bekam, die sich in seinem Kernlied Nro. 598: „Alle Menschen" rc. ausspricht.

Als ihn, da er auf dem Sterbebette lag, sein Beichtvater ermahnte, treu zu bleiben seinem Herrn Jesu, den er gelehret, bis in den Tod, so beantwortete er das mit einem herzlichen: „Ja, allezeit!" und setzte noch hinzu: „dabei bleibt es, meinen Jesum laß ich nicht." Selbst da ihm die Zunge schon schwer zu werden anfieng, bekräftigte er dieß noch mit einem tiefen Neigen des Hauptes und starb getrost am 25. Mai 1679. Auf seinem Leichensteine in der Othmarskirche zu Naumburg steht jetzt noch zu lesen: „**Cum viveret, moriebatur et nunc cum mortuus vivit, quia sciebat, quod vita via sit mortis et mors vitae introitus**" („da er lebte, starb er und nun, da er gestorben, lebt er, dieweil er erkannte, daß das Leben ein Todesweg und der Tod ein Lebensweg sey"). Seine vier Lieder dichtete er auf besondere Veranlassungen. Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 351.

(Quellen: J. B. Liebler, Pfarrer zu Ober- und Niedernessa, Nachricht von des J. G. Albini Leben und Liedern. Naumb. 1728.)

Schirmer, M. Michael, geb. in Leipzig im J. 1606. Er war zuerst Rektor in Freiberg, dann Pastor in Striegenitz an der Mulde und zuletzt vom J. 1636 an Konrektor bei dem grauen Kloster in Berlin, während Gerhard als Candidat und Privatlehrer sich dort aufhielt. Er hatte durch viele Anfechtungen zu gehen und schweres Kreuz auszustehen, so daß er sich selbst „den deutschen Hiob" nannte; er war ein frommer, gottseliger Mann, der selbst zu den Armen und Elenden gehörte, die an allen Enden Angst und Leid haben müssen und doch Gott mit Singen loben (vgl. V. 4 in Nro. 96: „Nun jauchzet all"). In seinen letzten Lebensjahren wurde er noch überdieß von einer schweren Gemüthskrankheit befallen. Er starb „mit fertiger Lampe" den 4. Mai 1675.

Im J. 1650 gab er zu Berlin „biblische Lieder" heraus.

II. Die Nürnberger Dichter vom Blumenorden.

Das sentimentale Andachtslied im salomonischen Geschmack.

Der Nürnberger Rathsherr Harsdörffer, ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, unter dem Namen „der Spielende", stiftete

mit Johann Clajus im J. 1644 einen weitern gelehrten Dichterbund, den pegnesischen Blumenorden, dessen ausgesprochener Zweck „die Verehrung Gottes und Förderung deutscher Treue, so wie Cultivirung der deutschen Sprache" war. Klay und Harsdörffer sollten nämlich einmal mit Ehrengedichten um einen Blumenkranz streiten; dieser Streit blieb ungeschlichtet und die beiden Sänger begnügten sich mit einer Blume, die jeder aus diesem Kranz erhielt. Mit den übrigen Blumen entschlossen sie sich, andere Dichter zu begaben, die sie zu einer besondern Dichtergesellschaft vereinigen wollten. „Blumenorden" nannten sie daher diese Gesellschaft und „Pegnitzschäfer" wurden die meist aus eingebornen Nürnbergern bestehenden Mitglieder dieses Dichterordens getauft, theils, weil sie sich unter einander Hirtennamen gaben nach Art der alten Schäfergedichte, theils, weil das an der Pegnitz gelegene Nürnberg der Hauptsitz des Ordens war. Hirten und Blumen gründeten sie auf Jesum, den geistlichen Blumenhirten, nach dem Hohenlied Kap. 1, 7. 2, 1.

Im weltlichen Lied beschäftigten sich diese Dichter nach Gervinus treffender Schilderung auf dem volksthümlichen Grund des durch Hans Sachs in Nürnberg eingebürgerten Meistergesangs gar viel, wiewohl ungehobelt, mit der Schäferpoesie. Diese trugen sie sodann, sammt der in ihr liegenden Sentimentalität oder Empfindsamkeit, um so mehr auch auf das unter ihnen vorherrschende geistliche Lied über, als ihnen das Hirten- und Schäferleben in geheiligtem Lichte erschien. Denn sie sahen das Schäferwesen überhaupt als aller Dichtung zu Grund liegend an. Der ganze Stand der Hirten, so sagten sie, sey uranfänglich Gott in der Geschichte wohlgefällig gewesen, in ihm gleiche sich der geistliche und weltliche Stand gleichsam aus; die goldene Zeit sey gewesen, als Adam und Eva alles Vieh der Erde geweidet; Hirten seyen die Erzväter gewesen, Hirten haben zuerst die Heilslehre des Evangeliums verkündet rc.

So kam durch diese Dichterschule eine gewisse Sentimentalität und vorherrschende Geltung der Phantasie in das Kirchenlied, und die Subjektivität, der Werth einzelner Gefühle und Empfindungen, erhielt überwiegende Geltung. Während die Nachfolger Opitzens in der fruchtbringenden Gesellschaft und die Gerhard'schen Geistesverwandten durch das Unglück ihrer Zeit zu einer gewissen innern Stärke und Glaubenskraft geführt wurden, suchten die Pegnitzschäfer ihre Ruhe und Befriedigung auf der entgegengesetzten Seite in sentimentaler Weise durch Erweckung sanfter Gefühle und Regungen, wodurch ihre Poesie nur allzuoft und allzusehr süßlich und tändelnd wurde. Während seither noch, besonders auch in Gerhard, der Davidische Geist und Psalmenton vorherrschte, so zeigt sich nun der Uebergang des Geschmacks von David zu Salomo, wie Gervinus treffend bemerkt, wenn er sagt: „Der Uebergang vom Psalter zum hohen Lied ist der Kern der Veränderungen in der geistlichen Poesie dieser Zeit.

Das hohe Lied galt nun als Typus des geistlichen Liebs." Es war dieß zwar neben dem Musterbild Gerhards, der den Kirchenglauben durch subjektive Lebendigkeit zu beleben wußte, bis auf einen gewissen Grad ein weiteres heilsames Gegengewicht gegen die kühle Kunstgerechtigkeit und trockene, betrachtende Lehrmanier, welche sich doch immerhin bei manchen Kirchenliederdichtern, die bloß in Reimen predigende Lehrer über allerlei Lehrpunkte der christlichen Glaubens- und Sittenlehre waren, durch einseitige Verfolgung der Opitz'schen Bahn einschleichen wollte; allein die lyrische Subjektivität bekam dadurch doch gegenüber von der kirchenthümlichen Allgemeinheit ein allzugroßes Uebergewicht.

Die bedeutendsten Dichter dieser Schule sind:

Harsdörffer, Georg Philipp, der Stifter und Vater des pegnesischen Blumenordens, in welchem er den Namen „Strephon" führte. Er wurde am 1. Nov. 1607 zu Nürnberg geboren, und stammt aus einem alten rathsfähigen, schon seit drei Jahrhunderten in Nürnberg ansäßigen, angesehenen Patriziergeschlecht. Nachdem er im J. 1623 in Altdorf und 1626 in Straßburg die Rechtswissenschaft studiert und hierauf fünf Jahre lang Frankreich, Italien, Holland und England bereist hatte, brachte er im J. 1631 einen großen Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen aller Art nach Haus zurück. Er stieg nun mit schnellen Schritten aus den Untergerichten seiner Vaterstadt, in denen er zuerst als Assessor angestellt war, in das Stadtgericht und wurde 1655 Mitglied des hohen Raths.

Er war ein vielseitig gebildeter und ungemein wißbegieriger und fleißiger Mann, den man vorzugsweise nur „den Gelehrten" nannte. Sein Wahlspruch war: »**miseri mortales, nisi quotidie invenirent, quod discerent**« („beklagenswerthe Sterbliche, die nicht täglich finden, daß sie noch etwas Neues zu lernen haben"). In seinem Amt war er unermüdlich thätig und sein Ruhm verbreitete sich weit und breit, so daß selbst Fürsten und Edle ihn aufsuchten, um seinen Verdiensten zu huldigen. Er hatte Ehre und Glück in dieser Welt vollauf; auch seine häuslichen Verhältnisse waren die glücklichsten. Er schrieb und dichtete viel und beförderte das neuerwachte Studium der deutschen Sprache und Dichtkunst aus allen Kräften. Von ihm schreibt sich das Sprüchwort vom „Nürnberger Trichter" her. Er hatte nämlich in einer seiner Schriften geäußert, daß Jedermann aus seiner Poetik unter dem Titel: „Der poetische Trichter oder der Deutschen Dicht- und Redekunst. 3 Thle. Nürnberg 1650—1653" in sechs Stunden die deutsche Dicht- und Reimkunst erlernen könne.

Bei all seiner Dichtkunst und seinem großen Weltglück vergaß er aber doch nicht die wahre Kunst, sterben zu lernen. Dieß beweist seine Sterbensbereitschaft auf seinem Siech- und Siegesbett. Sein Beichtvater Dilherr bezeugt nämlich von ihm, er habe ihm freudig gesagt, daß der Tod einem Christen nicht, wie man zu reden pflegt,

ein böses, sondern ein gutes Stündlein sey. So starb er am 22. Sept. 1658 in einem Alter von einundfünfzig Jahren.

Seine geistlichen Lieder stehen in dem von ihm herausgegebenen Werk: „Herzbewegliche Sonntagsandachten, das ist, Bild=, Lieder= und Gebetbüchlein rc. Nürnberg 1649 und 1652."

(Quellen: Historische Nachricht von deß löblichen Hirten und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang bis auf das durch göttl. Güte erreichte hundertste Jahr, von Amarantes. Nürnberg 1744. [Im Juli des Jahrs 1844 wurde das dreihundertjährige Bestehen dieses Ordens festlich zu Nürnberg begangen.] — Bibliothek deutscher Dichter von Wilhelm Müller. 1828. — **Andreas G. Widmann de vita G. Ph. Harsdörfferi. Altd. 1707.**)

v. Birken, Sigmund, nach Harsdörffers Tod das Oberhaupt des pegnesischen Blumenordens, unter dem Namen „Floridan oder Tausendschön", und noch berühmter, als Harsdörffer. Er wurde am 25. April 1626 zu Wildenstein bei Eger in Böhmen geboren, wo sein Vater evangelischer Pfarrer war. Kaum drei Jahre alt, mußte er im J. 1629 mit seinem Vater, der um des evangelischen Glaubens willen vertrieben wurde, aus Böhmen flüchten, und kam sofort mit demselben nach einigem Umherirren nach Nürnberg, wo derselbe als Diakonus angestellt wurde. Als der Vater auf dieser Flucht einsmals voll Unruhe und Sorge war, fand der dreijährige Knabe auf dem Wege ein Blättchen Papier, auf welchem das Vaterunser stand und worein ein Pfennig eingewickelt war. Das reichte er dem Vater dar zu dessen großer Beschämung und Glaubensstärkung, so daß er voll Trostes weiter zog.

Sigmund erzählt selbst: „Anno 1629 mußte ich schon das Elend bauen, da ich keine drei Jahre alt war; dergleichen ist auch meinem Heiland in seiner zarten Kindheit widerfahren. Ich wurde mit meinen Eltern um der Religion willen vertrieben; Gott aber hat uns ein Aegypten, um dahin zu fliehen, angewiesen, die Königin der Reichsstädte, Nürnberg, welches ich mein mütterliches Vaterland nenne, wo Gott nicht nur für die Meinigen, sondern auch für mich gesorgt und daselbst wohl versorgt hat." Hierauf erzählt er weiter, wie eine schwere Theurung damals Stadt und Land gedrückt, wie Anno 1632 und 1634 die Seuche, die in Mittag verderbet, viele Tausend in Nürnberg hingerissen, hingegen aber wäre sein Haus, wie ehmalen die mit Blut bezeichneten Häuser der Kinder Israel in Aegypten, von dem Würgengel unbeschädigt geblieben. Sein Vater und er selbst wären einsmals später von einem hitzigen Fieber befallen worden, aber der göttlichen Liebe Gluth habe sie in solchem Feuerofen ganz unverletzt erhalten. Auf diese Trübsal folgte eine noch empfindlichere, indem er in wenigen Jahren aufeinander ein vater= und mutterloser Waise wurde, da er erst sechzehn Jahre alt war.

Er studierte nun im J. 1643 zuerst in Jena die Rechtswissen=

schaft. Weil aber sein Vater auf dem Sterbebett noch darüber sich unwillig bezeugte, machte er sich bald ein Gewissen daraus und übte sich in der Theologie, um, wenn er schon kein berufener Kirchendiener werden wollte, mit geistlichen Schriften ein Diener Gottes und Erbauer seiner Kirche zu werden. Zu diesem Entschluß gab den Ausschlag eine ganz besondere Leitung des Höchsten, die er in zwei gefährlichen Lebensumständen erfahren durfte. Als er nämlich einmal nahe an der Saale spazieren gieng, wich ihm der Fuß und er fiel in den Fluß, worinn er hätte ertrinken müssen, wenn nicht zunächst ein Weidenast oder vielmehr Gottes Finger zu seiner Erhaltung vorhanden gewesen wäre; ein anderesmal fiel er zu Jena in seinem Hause durch Unvorsichtigkeit drei Klafter auf einen Söller herab, stand aber durch der Engel Schutz ganz unversehrt wieder auf.

Im J. 1645 schon kehrte er nach Nürnberg zurück, weil seine Geldmittel nicht länger zureichten. Hierauf wurde er der Lehrer des nachmals als Dichter sich bemerklich machenden Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel (s. S. 169) und seines Bruders am Hofe des Herzogs August zu Wolfenbüttel. Als es ihm dort nicht weiter gefiel, machte er mehrere Reisen, besonders auch zu dem berühmten Rist in Wedel und trat in die fruchtbringende Gesellschaft unter dem Namen „der Erwachsene". Nachdem er sofort noch Erzieher einer mecklenburgischen Prinzessin in Danneberg gewesen war, begab er sich im J. 1648 am 20. Nov. wieder nach Nürnberg, wo gerade nach Vollziehung des westphälischen Friedensschlusses eine Reichsversammlung zusammen kam. Hier beschäftigte er sich nun mit dem Unterricht der adeligen Jugend und suchte sich als Redner öffentlich zu zeigen und mit den Gesandten in Verbindung zu seyn, weßwegen er auch von Oktavio Piccolomini zum Ordner und Leiter der Festlichkeiten beim kaiserlichen Friedens- und Freudenmahle im J. 1650 bestellt wurde, für das er auch Schauspiele und Reden schrieb. Dieß war vielleicht die nächste Veranlassung seiner Erhebung in den Adelsstand durch Kaiser Ferdinand III., dem er durch einen seiner Schüler in der Poëterei, dem Grafen von Windisch-Grätz, aufs beste empfohlen war. Dieß geschah am 15. Mai 1654, wozu noch im folgenden Jahr für den ziemlich ehrgeizigen Mann das Geschenk einer goldenen Kette mit des Kaisers Brustbild kam. Vorher hieß er Betulius, und es sind noch Nachkommen gleiches Namens von ihm in Stuttgart, welche das Adelsdiplom des Kaisers, das er damals erhielt, als Familienerbstück in Händen haben. * Im Jahr 1657 verheirathete er sich zu Baireuth, wo er auch einige Zeit sich aufhielt, mit der

* Diese Verwandten sind lange Zeit auf der in Stuttgart wohl bekannten Betulius'schen Apotheke gewesen. Vergl. M. Balthasar Haug, die Liederdichter des würtemb. Landesgesangbuchs nebst ihren kurzen Lebensumständen. Stuttg. 1780. S. 27.

Wittwe des Hofadvokaten Mülleck. Mehrere Jahre zuvor schon war er auch in den Pegnesischen Blumenorden, der zu Nürnberg seinen Sitz hatte, eingetreten und hatte hier die Blume Floramor zum Sinnbild sich erwählt mit der Aufschrift: „In den Himmel verliebt". Dazu schrieb er folgende Erklärung, in der sich ganz der Sinn ausspricht, der uns in seinem schönen Liede: „Lasset uns mit Jesu ziehen" (Nro. 378, V. 1) entgegen leuchtet:

„Liebt immerhin die Lust der Welt, ihr eitlen Seelen!
Die keine Schönheit hat, die lauter Unlust giebt:
Ich suche nur allein das Schönste zu erwählen,
Das soll der Himmel seyn, in den bin ich verliebt."

Nach Harsdörffer's Tod setzte er im J. 1662 die Gesellschaft der Pegnitzschäfer, die sich auflösen zu wollen drohte, aufs Neue und mit noch größerem Glanze, als jener, fort und ward ihr Oberhirte als gekrönter Dichter und kaiserlicher Pfalzgraf.

Als ihm seine Frau im J. 1670 gestorben war, verheirathete er sich 1673 zum zweitenmale mit der Wittwe des Dr. Theol. Joh. Weinmann zu Altdorf, und als auch diese nach sechsjähriger Ehe ihm von der Seite gerissen ward, lebte er vollends in stiller, gottgeweihter Einsamkeit, von Jugend auf durch die besondern Leitungen und Prüfungen Gottes, die er frühe zu erfahren hatte, gewöhnt, mit dem Herrn umzugehen. Er starb am 12. Juni 1681, von einem Schlagfluß gerührt, als er eben damit beschäftigt war, erbauliche Betrachtungen zu Papier zu bringen. Merkwürdig ist bei seinem Tode auch noch, daß kurz vor seinem Ende in dem sogenannten Irrwalde, dem Garten des Blumenordens zu Nürnberg, alle Birkenbäume, die ihm zu Ehren in demselben gepflanzt worden waren, mit einander zu grünen aufgehört haben und verwelkt sind.

Folgendes sind seine geistlichen Sammlungen: Teutscher Olivenburg, Nürnb. 1650. — Christlicher Weihrauch. 1652. — Passionsandachten. 1653. — Vom Fato oder Gottesgeschick. 1655. — Sonn- und Festtagsandachten. 1661. — Todesgedanken und Todten-Andenken. 1670. — Heiliger Sonntags- und Kirchenwandel. 1681. In diesen Schriften zerstreut befinden sich die zweiundfünfzig geistlichen Lieder, die er gedichtet hat und von denen sich gar manche durch eine liebliche Glaubensinnigkeit auszeichnen.

(Quellen: Historische Nachricht von deß löbl. Hirten- und Blumenordens Anfang und Fortgang ꝛc. von Amarantes. Nürnb. 1744. S. 79 bis 158. — Bibliothek deutscher Dichter von Wilh. Müller. 1828.)

Ingolstetter, Andreas, geb. zu Nürnberg im J. 1633. Er war daselbst als ein gelehrter Kaufmann bekannt, der fast alle lebenden Sprachen sprach. Später wurde er herzoglich würtembergischer Rath und nürnbergischer Marktvorsteher. Er verfaßte recht gute Gedichte, so daß ihn Sigmund von Birken im J. 1672 mit dem Namen „Polyander" in den Blumenorden aufnahm, wo er sich die

Ringelblume wählte mit der Beischrift: „Nach der Engelstadt ringend.“ Dazu setzte er noch die selbst gedichtete Erklärung:

„Die Blume, die vom Ring noch ihren Namen hat,
Heißt die Gedanken hin zu denen Sternen schwingen.
Im Ring der Ewigkeit ist jene Engelstadt.
Ich hoffe diesen Ring im Glauben zu erringen.“

Er war auch ein besonderer Liebhaber der Sternkunde. Bei dem Reichthum, den er sich durch seine Handlung erwarb, war er sehr wohlthätig gegen die Armen und labte Christi Glieder (vergl. V. 4 in Nro. 445: „Hinab geht Christi Weg“); auch erwarb er sich große Verdienste um Errichtung einer Armenkinderschule in Nürnberg. Bei allem Reichthum und Ansehen aber, in dem er auch als Dichter stand, war die Demuth seine schönste Zier; er griff nicht „in hoher Luft nach Ruhm und stolzer Hab“. So sehr seine Gedichte Andern gefielen, so wenig gefielen sie ihm selbst; deßhalb war er auch nie zu bereden, dieselben nochmals durchzugehen und in einer Sammlung dem Druck zu übergeben.

Auch ihm waren die Leidenstage nicht erspart. Er hatte durch das Podagra viel an Händen und Füßen zu leiden, doch nahm er dieß willig an mit dem in Gott gelassenen und zufriedenen Sinn, der sich in seinem Liede: „Ich bin in dir mein Gott zufrieden“ (Nro. 370), ausspricht. Von diesen Leiden ward er endlich erlöst den 6. Juni 1711 in einem Alter von achtundsiebenzig Jahren.

(Quellen: Amarantes. — Marperger's erstes Hundert gelehrter Kaufleute.)

Wegleiter, Dr. Christoph, geb. zu Nürnberg 22. Apr. 1659. Im J. 1676 bezog er die Universität Altdorf, um Theologie zu studieren; auch legte er sich bald mit besonderem Glück und Gaben auf die Dichtkunst, so daß ihn schon im J. 1679 als zwanzigjährigen Jüngling Sigmund von Birken in den Blumenorden aufnahm, mit dem Namen „Irenian“. Er verdiente diesen Namen, denn er war auch wirklich von ganz besonders friedsamem und stillem Wandel. Er eignete sich daher auch im Blumenorden die Blume „Friedelar“ zu, nebst der Beischrift „mit Gott und Menschen“, und dichtete folgende Erklärung hinzu, die auf seinen Namen „Wegleiter“ anspielt und seinen Friedensgeist zeigt:

„Die Welt vergnüge sich mit Unfried, Zank und Streiten:
Ich zieh den Frieden vor mit Menschen und mit dir.
Mein Gott, mein Friedefürst! Zeig' deine Wege mir,
So kann ich deine Heerd auf Friedenswege leiten.“

Er bereitete sich auch mit allem Ernste zu dem heiligen Amte eines geistlichen Wegleiters und Friedensboten in Altdorf und Straßburg vor, wo er noch zwei Jahre lang, von 1680 an, studierte.

Nachdem er viele gelehrte Reisen, besonders in den Niederlanden und England gemacht hatte, kehrte er, nachdem er auch Spener in Frankfurt aufgesucht hatte, zu Ende des Jahrs 1688 nach Nürnberg zurück und wurde in demselben Jahre noch als Professor der Theologie

und Diakonus an der Stadtkirche nach Altdorf berufen, worauf er 1697 Doktor der Theologie wurde. Er war der studierenden Jugend ein sehr nützlicher und seiner Gemeinde ein sehr erbaulicher Lehrer. Noch im besten Lauf seiner Jahre wurde er im J. 1703 durch eine Lähmung an den Kräften seines Gemüths und seines Leibes sehr geschwächt, wovon dieß ein Vorbote war, daß er in Folge seiner Vollblütigkeit schon einige Zeit zuvor bei seinen Vorlesungen öfters geradezu einschlief, da sich denn die Studenten in der Stille wegschlichen. Endlich schlief er in dem Herrn sanft und selig ein am 13. Aug. 1706, erst siebenundvierzig Jahre alt.

Er hat ungefähr sechzehn geistliche Lieder gedichtet, die sich, wie Bunsen bezeugt, durch Bildlichkeit der Sprache und sinnvolles Aneignen des Geoffenbarten auf den innern Menschen auszeichnen. Das herrliche Kernlied: „Beschränkt ihr Weisen" (Nro. 336) ist nach dem Typus des Hohenlieds über Cap. 6, 2 gedichtet.

(Quellen: Amarantes. S. 472—479.)

Schwämmlein, Georg Christoph, geb. in Nürnberg im J. 1632, wo sein Vater Schulmeister war. Er studierte in Leipzig und Jena Theologie, verfaßte als frommer Studiosus die geistlichen Lieder, die wir von ihm haben und ließ sie zwischen den Jahren 1652 und 1660 einzeln drucken. Hierauf kam er als Rektor an die Schule zu St. Jacob in Nürnberg, wo er als ein geschickter und frommer Schulmann im Segen wirkte bis in sein dreiundsiebenzigstes Jahr. Er hatte eine solche Sehnsucht, zu Jesu zu kommen, daß er in seinem Alter oftmals zu sagen pflegte:

„Ach! Daß die Schul bald ganz wär' aus,
Damit ich käm' ins Himmelhaus,
Von der Schul Unruh
Zur seligen Ruh!

Endlich im J. 1705 durfte er eingehen zu der Ruhe, die noch vorhanden ist für das Volk Gottes.

In seinen Liedern schlägt die Liebessprache des Hohenlieds bereits sehr stark vor.

Frank, Michael, obwohl nicht Mitglied des Blumenordens, sondern des Elbschwanordens, schließt sich nach dem ganzen Charakter seiner Lieder den Dichtern des Blumenordens an. Er ist geboren den 16. Merz 1609 zu Schleusingen in Sachsen, wo sein Vater als Kaufmann lebte. In der lateinischen Schule seiner Vaterstadt lernte er so gut, daß sein Lehrer Gottwalt ihm das Zeugniß gab, er besitze einen göttlichen Geist (ingenium divinum). Allein kaum war er dreizehn Jahre alt, so starb sein Vater am 1. Juni 1622. Dieser hatte in seinem letzten Willen erklärt, der älteste Sohn, Sebastian, und der jüngste, Peter, sollen vor den andern studieren. Bei Michael giengen die Mittel aus und er mußte sich zu einem Handwerk entschließen. Er wählte das Bäckerhandwerk und wurde im siebenzehnten Jahr, am 14. Okt. 1625, dem Bäckermeister Melchior Pfeiffer zu Coburg

auf zwei Jahre aufgedrungen. Nachdem die Lehrzeit um war, wäre er gerne auf die Wanderschaft gegangen, allein er mußte fürchten, er möchte in diesen Kriegszeiten unterwegs aufgegriffen und zum Kriegsdienst geworben werden. Deßhalb verheirathete er sich am 21. Juli 1628, noch nicht ganz zwanzig Jahre alt, mit Barbara Holzhäuserin aus Heldburg, erwarb sich dort das Meisterrecht als Bäcker, und trieb nun dieses Gewerbe zwölf Jahre lang bis zum J. 1640, doch ohne viel vor sich zu bringen. Er hatte allerlei Unglück; heimliche, nächtliche Diebstähle und öffentlicher Raub auf der Straße, vollends gar eine Plünderung seines Hauses durch rohes Kriegsvolk richteten ihn zu Grund, daß er gänzlich verarmte.

Als nun die Kriegsbedrängnisse immer schwerer wurden, sah er sich endlich genöthigt, als ein armer Exulant mit Weib und Kind nach Coburg zu flüchten, wo ihn der Bäckermeister Nik. Ruhr auf der Webergasse liebreich in sein Haus aufnahm und vier Jahre lang unterstützte. Dafür half er dann dem Bäcker im Betrieb seines Handwerks. Während dieser Zeit versäumte er aber die Wissenschaften nicht und trieb die Dicht- und Tonkunst, also daß er sich an ihr immer wieder herzlich erquickte. Dabei hatte er auch immer im Vertrauen zu Gott die Hoffnung, daß es ihm doch noch einmal gewährt seyn werde, seinem wahren Berufe, den Wissenschaften, sich hinzugeben. So soll er einmal während jener traurigen Zeit, da er brodlos in Coburg saß, in einer trüben Stunde, als schwermüthige Gedanken seine Seele niederbeugen wollten, mit den Worten nach seinem Psalter gegriffen haben: „Nun Gott wird mir ja einen Spruch lassen zukommen, daraus ich könne Trost schöpfen.“ Er schlug auf und sein Auge fiel auf die Anfangsworte des Psalm 57. Dadurch sey er alsdann wunderbarlich getröstet und gestärket worden und habe diesen Spruch: „Sey mir gnädig, Gott, sey mir gnädig; denn auf dich trauet meine Seele und unter dem Schatten deiner Flügel habe ich Zuflucht, bis daß das Unglück vorüber gehe,“ zum voraus als seinen Leichentext bestimmt. Im Gottvertrauen gieng er nun allezeit einher, obgleich das Unglück noch nicht vorübergehen wollte. So wurde er einmal auf einer Reise nach Frankfurt von Soldaten ganz nackt ausgezogen und hart mit dem Tode bedroht, weil sie nicht so viel Geld bei ihm fanden, als sie gehofft hatten, denn er hatte noch eiligst drei Dukaten in den Mund gesteckt und dort verborgen gehalten. Bei dieser augenscheinlichen Todesgefahr stand aber sein Gemüth, wie er selbst es beschreibt, so, daß er dachte:

Fährt nur die Seele wohl, der Leib mag immer hin,
Weil doch mein Sterben mir muß dienen zum Gewinn!

Ueber Weib und Kind aber, die er dahinten lassen mußte, tröstete er sich also:

Verlieren sie gleich mich, behalten sie doch Gott,
Der keinen läßt zu Schanden, noch zu Spott,
Der auf ihn traut und baut,

So vertraute er allezeit Gott und sein Wahlspruch war: „**Deus meus in te confido, non erubescam**“ — „auf dich traue ich, mein Gott, du läßt mich nicht zu Schanden werden.“ Darum schließt er auch sein Lied von der Nichtigkeit und Flüchtigkeit aller menschlichen Sachen (Nro. 588: „Ach, wie nichtig“) mit dem Wort: „Wer Gott hat, bleibt ewig stehen!“

Seine Hoffnung hat ihn aber auch nicht zu Schanden werden lassen. Am 18. Merz 1644 wurde er Schulcollege und ordentlicher Lehrer an den zwei untern Classen der Stadtschule zu Coburg. Mit feuriger Liebe widmete er sich nun seinem Beruf und seine Freude an der Dicht- und Tonkunst, die ihm oft im Elend verkümmert war, blühte nun erst recht gedeihlich bei ihm auf. Er knüpfte Verbindungen an mit Dach, Neumark, Moscherosch und erlebte im J. 1659 die ehrenvolle Freude, daß ihn der berühmte Rist als kaiserlicher Pfalzgraf mit der Dichterkrone krönte und in seinen Elbschwanorden aufnahm. In diesem Orden erhielt er den Namen „Staurophilus“ (Freund des Kreuzes). Als ihm diese Ehre widerfuhr, schrieb der bescheidene, einfache Mann ganz demüthigen Sinnes in seine große Wittenberger Bibel: „Gott gebe, daß ich diese große und unverhoffte Ehre zu seiner, des Allerhöchsten, Ehre einig und allein annehme und gebrauche und seine Wunder ausbreite, bis ich meinen Lauf vollendet habe und mit allen Engeln und Auserwählten ewiglich lobsinge.“

Wenige Monate vor seinem Tod träumte ihm, er sey in Coburg vollkommen zur Heimkehr nach Schleusingen gerüstet. Diesen Traum deutete er sich nun dahin, daß ihn der Herr damit auffordern wolle, sich zum Hingang ins himmlische Vaterland zu rüsten. In diesem Sinne schrieb er auch 20. Jul. 1667 an seinen Bruder Peter und fügte hinzu: „Doch will ich meinem lieben Gott still halten; wenn mein Leib so frisch wäre, als das Gemüth, Gottlob! so wollte ich heute noch aufstehen! Sein Wille geschehe, der ist allezeit der beste.“ Seine Deutung traf ein und als nun die Seinigen an seinem Todestag, 24. Sept. 1667, um sein Sterbebett standen und laut weinten, so tröstete er sie noch damit: „Sie möchten nur gedenken, als wenn er verreiset und zu seiner Zeit schon wieder zu ihnen oder vielmehr sie zu ihm kommen würden.“ Und so schied er mit heiterer Miene und ganz sanft von ihnen.

Er dichtete im Ganzen sechsunddreißig Lieder, welche nicht lange vor seiner Krönung erschienen unter dem Titel: „Geistlicher Harfenspieler. Coburg, 1657,“ wozu er auch einige Weisen sang. Seine beiden Brüder Sebastian († als Diakonus in Schweinfurt, 1660) und Peter († als Pfarrer zu Gleussen im Coburgischen, 1675) machten sich gleichfalls als Dichter und Sänger bekannt.

(Quellen: Hymnopöographia von Caspar Wezel. I. Thl. 1719 und dessen Analecta hymnica. 1. Bd. 6. Stück. 1752. — Unschuldige Nachrichten. 6. Beitrag. 1725. S. 904 f. — Der evangelische Kirchengesang von Carl v. Winterfeld. 1845. II. Thl. S. 473 f.)

III. Die Dichter der zweiten schlesischen Schule.

Das beschauliche Andachtslied mit mystischer Färbung.

War an die Stelle der alten Kraft, mit der Gerhard, Joh. Frank und ihre Geistesverwandten ihre persönlichen Gefühle im Liede aussprachen, durch die Dichter des Blumenordens in das Kirchenlied eine gewisse süßliche Weichheit und Sentimentalität, verbunden mit der Liebessprache des hohen Lieds, eingedrungen, so gesellte sich nun in der zum Unterschied von der ältern Opitzisch-Schlesischen Schule sogenannten zweiten schlesischen Schule dazu noch das mystische Element.

Schlesien war schon lange zuvor die Heimath der Schwärmerei und des Mysticismus, jenes Strebens „sich im Gefühle unmittelbar mit der Gottheit zu vereinigen". Hier hatte schon Schwenkfeld von Ossigk in den ersten Jahren der Reformationszeit den Grundsatz der alleinigen Geltung des innern frommen Lebens behauptet, da er noch am Hofe des Herzogs von Liegnitz lebte; hier hatte Valentin Weigel, der als Pfarrer in Tschoppau im J. 1588 starb, in seinem „güldnen Griff" im Gegensatze gegen alles äußere Kirchenwesen auf die Geltung des innern, „gottgegebenen" Geistes gedrungen; hier hatte der Görlitzer Schuhmacher Jakob Böhme († 1624) in seinen mystischen Schriften die Anschauung eines ewigen und wahrhaften Seyns, dessen Seligkeit das Menschenherz erfüllt, als das Höchste angepriesen. Dieser Männer Schriften fanden die allgemeinste Theilnahme und Verbreitung in Schlesien, und ihre Mystik ward nun überdieß noch unter katholischen Einflüssen weiter ausgebildet; die in Breslau einheimischen Jesuiten trieben besonders die Mystik Joh. Taulers, des Dominikanerdoktors zu Cöln und Straßburg († 1361), welcher die Vereinigung der Seele mit Gott, das Absterben von der Welt und Selbstsucht, und die Vollendung der Liebe, als ein Zurückgehen und Aufgehen in Gott, als Aufgabe des Christen aufstellte. So waren um diese Zeit zwei katholische Dichter aufgetreten, Jakob Balde und der Jesuite Friedrich v. Spee, welche in andächtiger Verzückung und mit größter Weltverachtung „geistfeurige Liebesübungen der in Gott verliebten Seele" ins Kirchenlied einführten.

Der Nachhall hievon zeigt sich, wiewohl in veredelter Gestalt, bei Angelus Silesius, dem Haupt der neuen schlesischen Dichterschule, dessen tiefgefühlte Lieder das Geheimniß der Vereinigung der Seele mit Gott zum Hauptgegenstand haben. Durch seine edle Mystik, die durch die Innigkeit der Gefühle das Gemüth im höchsten Grund erfaßte, erhielt die Poesie ein tieferes Leben und einen höhern Schwung. Als jedoch durch Hoffmann v. Hoffmannswaldau (geb. 1618, † 1679) und Caspar v. Lohenstein (geb. 1635, † 1683) in phantastischer Schwärmerei, namentlich auf dem Gebiet des weltlichen Lieds, die größten theils „überschwänglich süßen", theils „zerrbild-

artigen, wollüstig-grausamen" Uebertreibungen in der Darstellung und eine hochtrabende, schwülstige Sprache herrschend wurden, war für das Kirchenlied die größte Gefahr vorhanden, es möchte gleichfalls in solche Verirrungen einer schwärmerischen und krankhaften Phantasie hineingezogen werden. Doch erhielt sich in der Schlesischen Schule das Kirchenlied, wiewohl nicht ganz, doch möglichst frei hievon; die edle Mystik des Angelus Silesius behielt den Sieg und stand als bewahrendes Musterbild da. Im weitern Verlauf der Schlesischen Schule, welche ihren Einfluß auch über manche Dichter der spätern Pietisten, z. B. Bogazky, Woltersdorf, Rothe und die Oberlausitzer überhaupt erstreckt, tritt sogar eine Vermittlung ein zwischen lyrischer Subjectivität und kirchenthümlicher Allgemeinheit. Diese Vermittlung begann mit Caspar Neumann und vollendete sich durch den Einfluß der practischen, gesunden und einfältigen spenerischen Frömmigkeit in Benjamin Schmolke und Liebich. *

Die hieher gehörigen Liederdichter, die sämmtlich einer edlern Mystik huldigen und bei denen nun die Saiten, die Joh. Frank in der Sehnsucht nach endlicher Vereinigung der glaubigen Seele mit Gott angeschlagen, voll und hell erklingen, sind:

Angelus Silesius, oder aus dem sechzehnten Jahrhundert Dr. Johann **Scheffler**, der sich den Namen Angelus nach einem spanischen Mystiker Johann ab Angelis, dem Verfasser eines Gedichtes **los triumfos del amor** wählte und hiezu noch den Namen Silesius beisetzte, da er ein „Schlesier" von Geburt war. Er wurde nemlich geb. zu Breslau im J. 1624. Seine Eltern gehörten zu den Lutheranern. Sehr jung schon fühlte er in sich eine Neigung zu jener mystischen Gefühlsstimmung, die sich in schwärmerischen Entzückungen zur Anschauung der Gottheit zu erheben und durch eine sich selbst vergessende Betrachtung in die ewige Liebe zu versenken strebt. Als Jüngling versenkte er sich durch das Lesen der Schriften eines Tauler, Jak. Böhme, Schwenkfeld, Weigel, Joh. Ruysbroech und anderer Lehrer der geheimen göttlichen Weisheit immer tiefer in solche Mystik. Dazu mag auch das Studium der Medicin, das er auf der Breslauer Universität betrieb, noch das Seine beigetragen haben. Nachdem er seine Studien vollendet und den medicinischen Doktorhut erhalten hatte, bereiste er Holland, wo er für seine religiösen Bedürfnisse im Besuch der dortigen zahlreichen Sectenversammlungen reiche Nahrung fand.

Er kehrte nach Schlesien zurück, unzufrieden mit den Gebräuchen und dem Zustand seiner Kirche. Namentlich fühlte er sich durch die Streittheologie der lutherischen Rechtglaubigen und den dürren Buchstabenglauben, auf den man in der lutherischen Kirche ausschließlich drang, sehr unangenehm berührt; ohnedem hatte er ja von seiner mystischen Lecture her einen mystischen Separatismus, der alles äußere

* Dieselben werden daher erst später unter den Dichtern von vermittelndem Charakter — den sogenannten Orthodoxen — eingereiht.

Kirchenwesen im Vergleich mit der innern Frömmigkeit geringschätzt, eingesogen. Als er nun bald darauf Leibarzt beim Herzog Sylvius Nimrod von Würtemberg-Oels geworden war, sprach er sich öffentlich gegen die Satzungen und Gebräuche der lutherischen Kirche aus. Hierüber gerieth er mit der Geistlichkeit von Oels in Streitigkeiten und als er sich nun hiedurch zurückgestoßen fühlte, trat er, der schon von Jugend auf Geschmack an den Schriften der ältern Mystiker der katholischen Kirche, wie eines Tauler, Thomas v. Kempis u. s. w., gefunden hatte, im J. 1653 zur katholischen Kirche über und kam als Arzt in Dienste des deutschen Kaisers Ferdinand III. Mit wilder Heftigkeit stritt er nun in mehreren Streitschriften gegen die lutherische Kirche. Später nahm er sogar die priesterliche Weihe an, wurde Rath des Bischofs von Breslau und zog sich gegen das Ende seines Lebens in das Breslauer Jesuitenkloster St. Matthias zurück.* Hier starb er am 9. Juli 1677.

Er verfaßte im Ganzen 205 Lieder und schöne poetische Sprüche. Die Letztern, eine köstliche Reihe von himmlischen Weisheitsperlen, befinden sich in seiner Schrift: „der Cherubinische Wandersmann oder geistreiche Sinn- und Schlußreimen zur göttlichen Beschaulichkeit anleitend ꝛc. Glatz 1674." Viel früher aber erschienen seine 205 geistliche Lieder unter dem Titel: „Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche. Breslau 1657." Sie sind meist noch vor seinem Uebertritt zur katholischen Kirche gedichtet, denn der stille Frieden, der in ihnen weht, reimt sich nicht mit der Heftigkeit seiner Streitschriften, die er als Katholik geschrieben. Neun davon sind an die Jungfrau Maria und andere Heilige gerichtet. Georg Josephus, in Diensten des Bischofs von Breslau, gab dieselben im J. 1697 mit 184 Melodien zu Breslau heraus, die noch im Munde des Volks in Schlesien und in der Oberlausitz leben. 53 dieser Lieder stehen im Freylinghausen'schen Gesangbuch vom J. 1741 mit 37 eigenen Melodien, deren keine von Josephi ist. In der Vorrede der Seelenlust wird die „verliebte Seele" ermahnt, aller Weltliebe abzusagen und einzig den Erlöser zu lieben; in Christo sey die allerfreundlichste Anmuth, die alleranmuthigste Lieblichkeit, die allerlieblichste Holdseligkeit, die allerholdseligste Schönheit. Er sey der holdselige Daphnis, der sorgfältige Corydon, der treue Damon, ja der Preis und die Krone aller tugendhaften und auserlesenen Schäfer und Schäferinnen; hier sey die mildreiche Galathea (Gütigkeit), die edle Sophia (Weisheit), die schöne Callisto (Schönheit). Zu ihm, dem Schönsten unter den Menschenkindern, habe die geliebte Seele ihr Gemüth zu erheben, seiner selig machenden Umfahung werde sie

* Er bewirkte es auch, daß im J. 1662 die Katholiken in Breslau zum erstenmal wieder seit der Reformation am Frohnleichnamstage eine öffentliche Prozession, mit Trompeten- und Paukenschall, halten durften, wobei ihm die Ehre zu Theil ward, die Monstranz vorzutragen.

herzlich befohlen. Weitere Schriften von ihm sind: Betrübte Psyche. Breslau 1664. — Die köstliche evangelische Perle. Glatz 1667. — Sinnliche Beschreibung der vier letzten Dinge. Schweidnitz 1675. —

Er ist einer der ausgezeichnetsten Dichter voll sinniger Tiefe, lieblicher Innigkeit und geist- und liebevoller Milde, der unter einem tändelnden Liebeston ein Herz voll ernster, tiefer Liebe zu Christo birgt. Seine Lieder athmen die reinste Sehnsucht nach dem Heilande und ihr unergründliches Thema ist: Vereinigung der Seele mit Gott und Gottes mit der Seele in der Liebe. Bunsen schildert ihren Charakter so: „sie athmen die reine persönliche Liebe eines von den Wohltbaten Gottes in Christo und der Lieblichkeit des Erlösers besiegten und überwältigten (Nr. 132), aber nun gottesfrohen und seligen Herzens (Nr. 353, 5.), welches allenthalben, in Natur und Welt, den Heiland sucht und erkennt (vgl. Nr. 63) und in treuem Kampfe seinem göttlichen Vorbilde nachzuwandeln strebt (vgl. Nr. 377 und 379), nicht ohne unaufhörliche Sehnsucht nach innigerer Vereinigung, in deren Vorgefühl es sich Gott durch seinen ewigen Hohenpriester zum Opfer darbringt." (Nr. 348. 353.) Neumeister sagte von ihm: »Papaeus hic angelus, sed bonus.«

(Quellen: Casp. Wezel's Analecta hymnica. 1. Bd. 1. Stück. S. 24—40. Bibliothek deutscher Dichter von Wilh. Müller. 1828.)

Knorr v. Rosenroth, M. Christian, ein geborner Schlesier. Er wurde am 15. Juli 1636 geb. in Altrauden, einem Dorfe im schlesischen Fürstenthum Wohlau, wo sein Vater, Abraham Knorr, Pfarrer war. Einem seiner Vorfahren hatte Maximilian I. den Adelsstand verliehen; ihn erhob nachmals Leopold I. in den Freiherrnstand. Seinen ersten Unterricht genoß er in den Schulen zu Franstadt und Stettin, bezog sofort die Hochschulen zu Leipzig und Wittenberg und trat dann eine große Reise an durch Frankreich, England und Holland. In Amsterdam machte er die Bekanntschaft eines Armenischen Fürsten, des Oberrabbiners Maier Stern und dreier gelehrter Engländer, Lightfoot, Henry More und Helmont. Diese führten ihn auf alchymistische und kabbalistische Studien, denen er sich mit dem größten Eifer hingab. Er sammelte sich in diesen geheimnißvollen Wissenschaften viele Kenntnisse, durch die er sich die Gunst des im J. 1655 zur römischkatholischen Kirche übergetretenen Pfalzgrafen Christian August zu Sulzbach erwarb. Dieser ernannte ihn im J. 1668 zu seinem Geheimerath und ersten Minister. Er war ein ganz eigenthümlicher Mann, der die Bibel fast auswendig wußte und viele theologische und besonders kabbalistische Schriften schrieb, worunter ein sehr berühmt gewordnes Werk seine »Kabbala denudata« vom J. 1677 ist. Nach einundzwanzigjährigen treuen Diensten starb er zu Sulzbach 4. Mai 1689 (nach Andern im April 1688.)

Die Zahl seiner Lieder, die er nach der Art des Angelus Silesius und Joh. Frank dichtete, mit welchen er eins ist in glühender

Sehnsucht nach inniger Vereinigung mit Christo, dem Erlöser, ist 75. Fünf Jahre vor seinem Tode gab er sie heraus, ohne Nennung seines Namens, unter dem Titel: „Neues Helicon mit seinen neun „Musen d. i. geistliche Sittenlieder von Erkenntniß der wahren „Glückseligkeit und der Unglückseligkeit falscher Güter, dann von den „Mitteln, zur wahren Glückseligkeit zu gelangen und sich darinn zu „erhalten. Von einem Liebhaber christlicher Uebungen zu unterschied„lichen Zeiten mehrentheils zur Aufmunterung der Seinigen theils „neu gemacht, theils übersetzt, theils aus andern alten, bei Unter„richtung seiner Kinder geändert ꝛc. Nürberg 1684." Der Hauptgedanke, der wie ein rother Faden durch alle seine Lieder geht, ist der: „Einsamkeit, Seelengenuß im Guten, Abscheiden von der Welt ist der Weg zur Gemüthsruhe und Seligkeit." Jedem Lied ist eine „Aria" beigefügt, und er scheint allem nach auch der Sänger dieser Arien gewesen zu seyn.

(Quellen: Carl v. Winterfeld, der evangelische Kirchengesang. 1845. Zweiter Theil S. 512 ꝛc.)

Ludämilie Elisabeth, Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt, eine Tochter des Grafen Günther von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 7. April 1640. Sie war eine durch Gelehrsamkeit nicht bloß, sondern auch durch Frömmigkeit und Gottesfurcht ausgezeichnete Jungfrau. In ihrer zarten Jugend schon verachtete sie alles Zeitliche und hielt sich „zu ihrem Jesu". Sie starb als verlobte Braut ihres Vetters, des Grafen Christian Wilhelm von Schwarzburg-Sondershausen, an Einem Tage mit ihrer Schwester, Christiane Magdalene, den 12. Merz 1672. Als sie den Tod herannahen fühlte, genoß sie das heilige Abendmahl, wobei ihr das Herz von Jesu übergieng, daß sie ausrief; „Jesus ist mein ganzes Leben; Jesu, Du in mir und ich in Dir, das will ich Dir danken für und für. Jesus ist mein Alles; mit Jesu kämpfe ich, mit Jesu siege und überwinde ich, mit Jesu triumphire ich. Jesus über mir, Jesus neben mir, Jesus in mir. Mit Jesu wollen wir Thaten thun; nicht ich, Jesus wird's thun."

Sie hat 215 geistliche Lieder gedichtet, — ächte Jesuslieder, in denen sich, ganz in dem von Angelus Silesius angestimmten Ton, eine innige, brennende Liebe zu Jesu ausspricht. Sie sind nach ihrem Tode erschienen unter dem Titel: „die Stimme der Freundin. Rudolstadt. 1687."

Fritsch, Dr. Ahasverus, geb. 16. Dec. 1629 im Städtchen Mücheln zwischen Halle und Naumburg, wo sein Vater Bürgermeister war. Er studierte in Halle und Jena unter gar ärmlichen, bedrängten Umständen, so daß er sich durch Informationen fortbringen mußte. So bekam er auch die Information des jungen Grafen von Schwarzburg-Rudolstadt, wodurch er sein Glück machte.

Nachdem er nämlich Doktor der Rechte geworden war, ernannte ihn der Graf Günther von Schwarzburg-Rudolstadt, der Vater der

Ludämilie Elisabeth, zu seinem Hof- und Justizrath im J. 1661. Da stand er nun mit der jungen, frommen Gräfin in einem lieblichen, erquicklichen Geistesverkehr. Im J. 1679 wurde er Kanzleidirektor und Consistorialpräsident und endlich im J. 1692 Kanzler der Universität Jena und Erbherr auf Mellingen.

In allen diesen Aemtern war er als ein frommer und gewandter Staatsmann hoch geschätzt. Er stiftete zu gottseligen Uebungen eine fromme Gesellschaft unter dem Namen „fruchtbringende Jesusgesellschaft" und Spener lobte seine Frömmigkeit gar sehr (in seinen lateinischen Bedenken Thl. I. S. 289.). Als Dichter wurde er sehr beliebt und deßhalb im J. 1669 zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt. Außerdem schrieb er viele erbauliche Schriften unter vielem Kreuz, mit dem er heimgesucht wurde und das ihn zu herzlicher Andacht trieb.

So schrieb er, als im J. 1684 die Pest ganz Sachsen in großen Schrecken setzte, „erbauliche Todesgedanken". In der Vorrede meldet er, die grausame Pest habe damals in Deutschland viel hunderttausend Menschen hingerissen und ganze Städte und Dörfer wüste gemacht; in solch jammervoller Zeit habe er sich durch eine ernstliche Buße, Gebet, Geduld und Beständigkeit, besonders durch stete Betrachtung des Todes und darauf folgenden ewigen Lebens sammt den Seinigen wohl und christlich geschickt. Als dann nun der von ihm so oft betrachtete Tod wirklich herankam, übergab er seine Seele Gott mit den Worten; „Herr Christ! es ist genug, so nimm denn meine Seele zu „dir, ich bin nicht besser, als meine Väter; aber nicht mein, sondern „dein Wille geschehe. Mich verlanget nach dir, bis du kommest „und ich warte auf dich mit inniger Begierde. Komm doch und laß „deinen Diener, wie den alten frommen Simeon, in dem Frieden fahren. Amen!" So starb er zu Jena 24. Aug. 1701.

Seine geistlichen Lieder stehen in zwei Sammlungen, die er unter dem Titel herausgab: „Himmelslust und Weltunlust. Jena 1670." und — „zweiundsiebzig neue himmelsüße Jesuslieder. Jena 1668."

(Quellen: Kleine Schriften des verstorbenen fürstlich Schwarzburgischen Kanzlers Ahasverus Fritsch, mit dessen Biographie von Fr. C. v. Moser. Coburg 1792.)

Hoffmann, M. Gottfried, ein geborner Schlesier, geb. 5. Dec. 1658 zu Löwenberg oder Lemberg am Bober im Fürstenthum Liegnitz. Seine Eltern flüchteten mit ihm, als achtjährigen Knaben, des Glaubens wegen verfolgt von den Jesuiten, nach Sachsen. Er studierte in Leipzig und fand später eine Anstellung in Schlesien als Conrektor zu Lauban am Queis. Hier war er von 1688 — 1695 angestellt. Auf dieser Stelle war er auch der Lehrer und Bildner Benjamin Schmolkens, der sich in der dortigen Lehranstalt von 1687—1693 auf die Universität vorbereitete und dessen Dichtergaben er und Georg Wende weckten und ausbildeten. Im J. 1695 wurde er Rektor in Lauban und im J. 1703 kam er in gleicher Eigenschaft nach Zittau in der

Oberlausitz. Hier errichtete er eine Unterstützungskasse für arme Studenten. Am 1. Okt. 1712 starb er plötzlich, von einem Schlagfluß getroffen, nachdem er gerade mit seinen Schülern das h. Abendmahl genossen hatte. Das Lied: „Herzlich lieb hab ich dich," war sein Lieblingslied.

Er dichtete siebzehn geistliche Lieder. Sie stehen in seinen „erbaulichen Denkzetteln von etlichen Mitteln zur Lebensheiligkeit und den gemeinsten Jugendsünden, herausgegeben von Christian Altmann. 1717."

(Quellen: Casp. Wezels Analecta hymnica. Zweiter Bd. S. 302.)

Neunherz, M. Johann, ein geborner Schlesier, Gottfried Hoffmanns Herzensfreund, geb. 16. Aug. 1653 zu Schmiedeberg, wo sein Vater Kaufmann war. Nachdem er auf verschiedenen Pfarrstellen gewesen, wurde er endlich in seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahr, im J. 1709, Oberpfarrer in Hirschberg. Seinem Freund Hoffmann dichtete er ein Leichengedicht, das mit den Worten schließt: „Nur Einen Hoffmann hab' ich in der Welt gefunden." Im J. 1737 starb er zu Hirschberg als vierundachtzigjähriger, müder Wanderer.

Neumann, Kaspar, gleichfalls ein geborner Schlesier, geb. zu Breslau 14. Sept. 1648, wo sein Vater Steuereinnehmer war. Er sollte zuerst Apotheker werden, kam aber dann doch zum Studieren. Nachdem er in Jena seine theologische Studien vollendet hatte, kam er im J. 1673 als Reiseprediger zum Herzog zu Eisenberg und 1676 als Hofprediger zum Prinzen Christian von Sachsen-Altenburg, hierauf wurde er im J. 1678 Diaconus zu St. Magdalena und später Pfarrer an St. Elisabeth, der Hauptkirche seiner Vaterstadt; zugleich wurde er Professor der Theologie am Gymnasium. Als solcher starb er 27. Jan. 1715. Er bereitete sich bei Zeit durch christliche Todesbetrachtungen zu seiner letzten Stunde. Sein Wahlspruch war insgemein das Wort: „אֱמֶת" oder „Wahrheit." Als ihm im J. 1709 sein ältester Sohn, von dem er große Hoffnung gehabt, in Wittenberg plötzlich starb, schrieb er von da an immer in die Stammbücher: »vana vanitas, omnia sunt vanitas!« „es ist alles eitel!" So hielt er auch gar wenig auf sich selbst, obwohl er wegen seiner sonderbaren Gelehrsamkeit und vortrefflichen Redekunst sehr berühmt war.

Er dichtete 39 geistliche Lieder, die als Anhang in dem von ihm herausgegebenen „Kern aller Gebete. Berlin. 1737" stehen. Dieser wurde fast in alle europäische Sprachen übersetzt und Herzog Rudolph August v. Braunschweig hielt denselben so hoch, daß er von ihm bezeugte, er könne sich nicht satt daran lesen. Die demüthige Liebe und die reiche Glaubensfülle, die diesem wahrhaft frommen Mann zu eigen waren, reden zu uns aus seinen Liedern.

(Quelle: Caspar Neumanns Leben von Fr. Peter Tacke. 1741.)

Während noch in manchen mystischen Ascetikern dieser Zeit, z. B. in Dr. Heinrich **Müller** zu Rostock, dem bekannten Verfasser der Erquickstunden und der evangelischen Schlußkette († 1675), sowie in

M. Christian Scriver, dem salbungsreichen Erbauungsschriftsteller und Verfasser des Seelenschatzes, der als Hofprediger zu Quedlinburg im J. 1693 starb, die dieser jüngern schlesischen Schule charakteristische persönliche Liebe zu Jesu und innige Sehnsucht nach ihm in starken Gefühlsausdrücken sich kund gibt, so daß z. B. Scriver in seinem Jesusliede: „Jesu meiner Seele Leben" jede Strophe mit dem Refrain schließt: „ich bin dein und du bist mein, allerliebstes Jesulein": ist Neumann zwar herzlich in seiner Sprache und Darstellung, aber einfach und nüchtern, und redet nicht aus einer in Jesum verliebten Seele heraus rein persönliche Liebesgefühle, sondern stellt sich mehr auf den allgemeinen Standpunkt aller durch Christum Erlösten und der an Christo als ihrem Haupte hängenden Kirche, und lenkt somit die Schlesische Schule auf einen Mittelweg, wo bei aller Geltung der persönlichen Gefühle doch auch dem allgemein kirchlichen Standpunkt sein Recht widerfährt. B. Schmolke und noch später Ehrenfried Liebich, als die letzten Ausläufer der Schlesischen Schule, haben diese Vermittlung zwischen Subjectivität und Objectivität im Kirchenlied vollendet. Doch zuvor hätte dasselbe noch eine andere Schule zu durchlaufen, zu der wir jetzt übergehen.

IV. Die Dichter der Spener'schen Schule.

Das biblisch-praktische und erbauliche Andachtslied.

Auf der einen Seite drohte dem Kirchenlied das Einreißen einer widerlichen, in der Spielerei mit Gefühlen sich gefallenden Sentimentalität und einer mystischen Ueberschwänglichkeit, auf der andern Seite drohte die im letzten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts immer mehr überhand nehmende Erstarrung des kirchlichen Lebens in todtem Buchstabenglauben auch die dichterische Schwungkraft gänzlich zu lähmen und die Quelle des ächten Kirchenlieds, den lebendigen Glauben, ganz auszutrocknen, so daß höchstens noch aus den Tiefen der Mystik eine dichterische Ader geflossen wäre. Bei so allgemeinem todähnlichem Zustand der Kirche im Ganzen hätten auch die einzelnen Musterbilder eines Gerhard, Joh. Frank 2c. nicht in die Länge mehr belebend auf das Kirchenlied einzuwirken vermocht. Es that eine gründliche Erneuerung des ganzen kirchlichen Lebens noth, dann erst konnte auch für das Kirchenlied wieder ein frischer Lebensquell fließen. Dieses Werk der Erneurung des kirchlichen Lebens war Dr. Philipp Jakob Spener beschieden. Er ist der andere Luther der evangelischen Kirche.

Nur zu wahr ist das Wort eines erleuchteten Geschichtschreibers: Die Kirche stand in Gefahr, über dem Buchstaben und Schulglauben das christliche Leben zu verlieren. Alles kam bloß darauf an, ob Jemand rechtglaubig wäre, man fragte aber nicht, ob er auch rechtglaubig sey. Der Kopf der Prediger des göttlichen Worts war voll

von gelehrten Schulformeln und Begriffsbestimmungen, die seligmachenden Wahrheiten des Evangeliums wußten aber die Wenigsten eindringlich und nach der Fassungskraft des Volkes vorzustellen. Die gelehrte Streitkunst, angewandt gegen Katholiken und Reformirte, war von den Lehrstühlen auch auf die Kanzeln gezogen und hatte diese der Erbauung des Volks gewidmeten heiligen Stätten in Kampfplätze verwandelt, auf denen unter allerlei heftigen Schimpfreden viel unzeitige Gelehrsamkeit mit lateinischen, griechischen und ebräischen Citaten und viel vom orthodoxen, alleinseligmachenden Glauben und der Rechtfertigung zu hören war, fast nichts mehr aber von dem, was zur Heiligung, Besserung und Belebung des inwendigen Menschen förderlich war. Schrifterklärung und christliche Moral wurden fast ganz auf die Seite gesetzt.

Da deckte Spener, durch Arndts Schrift vom wahren Christenthum zu einem lebendigen Christenthum erweckt und durchdrungen von der Nothwendigkeit einer Reform des Kirchenwesens, mit seiner Schrift: „**Pia desideria** oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche", die als Vorrede zu Arndts Postille im J. 1675 und drei Jahre darauf im J. 1678 besonders gedruckt erschien, die Schäden unserer Kirche auf und zeigte die Heilmittel. Er drang darauf, daß man mehr auf Gottseligkeit sehen und den Kanzelvortrag ändern möchte, bei dem die Gemeinde bloß andersdenkende bestreiten, oder die Glaubenslehren schulgerecht und trocken, wie vom Katheder herab, auseinander setzen hörte, das theure Gotteswort aber nicht mehr vernahm, das nütze ist zur Lehre, zur Strafe, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit; er erklärte die Religion für eine Sache des Herzens, mit Einem Worte, er drang auf praktisches Christenthum und wahre Frömmigkeit, auf Anschließen der Glaubenslehre an die h. Schrift. Dadurch hauchte er der Theologie, der Kirche und dem religiösen Leben einen neuen Geist ein. Er drang besonders auf den Religionsunterricht der Jugend, weckte durch besondere Unterrichtsstunden im praktischen Christenthum, die er unter dem Namen: „**collegia pietatis**" ertheilte, viele Herzen, und fand bald einen großen Anhang Gleichgesinnter.

Auch hier zeigte sich die bemerkenswerthe Erscheinung auf dem Gebiet des Kirchenlieds, auf die Wackernagel aufmerksam macht, daß es stets die Bewegung und Entwicklung der Glaubenslehre repräsentirt, und jeder wesentlichen Erregung innerhalb einer Landeskirche im Einzelnen oder der evangelischen Kirche im Ganzen ein neuer Liedersegen folgt, weswegen auch für das Kirchenlied gilt, was A. v. Platen von der deutschen Poesie im Allgemeinen sagt:

— — — — — „so oft im erneuernden Umschwung
In verjüngter Gestalt aufstrebte die Welt, klang auch ein germanisches Lied nach."

Dieser von Spener neu hervorgerufene, wahrhaft fromme Geist sprach sich nun auch alsbald in frommen Liedern aus, wie bei Spener selbst, der übrigens als Dichter nicht so groß ist, denn als christlicher Lehrer, so noch mehr bei solchen, die durch seine Schriften oder durch seine **collegia pietatis** erweckt, als Freunde und Schüler sich um ihn schaarten. Es sind dieß die „**viri desideriorum**, die Männer der Sehnsucht," wie Zinzendorf sie nennt, die Männer voll thätiger Sehnsucht nach einer neuen Geistesrichtung und Belebung der evangelischen Kirche. Ihre Lieder sind voll gesunder Frömmigkeit und inniger Gottseligkeit. Die tiefere, gemüthliche Richtung des Glaubens im Gegensatz gegen die trockene Darstellung der Lehre bei den Rechtglaubigen oder Orthodoxen schuf nun geistliche Lieder, welche das geistige Leben der Glaubigen zum beschaulichen Gegenstand haben, weßhalb Dr. Grüneisen passend diese Liederzeit die der „beschaulichen Frömmigkeit" nennt.* Dadurch wurde aber natürlich das subjektive Element im Kirchenlied nur um so vorherrschender, denn das Seelenleben und die verschiedenen inwendigen Zustände der Glaubigen durch alle Stufen der Heilsordnung hindurch waren Gegenstand der geistlichen Dichtung. Dahin gestellt mag es bleiben, wie weit Gervinus Recht hat, wenn er behauptet, damit habe denn auch die kirchliche Poesie als Nationalpoesie mehr und mehr zu erlöschen angefangen, indem diese tiefern, in dem besondern Glaubensleben Einzelner begründeten Lieder vom Volk in Masse nicht mehr gehörig verstanden worden seyen.

Die bedeutendsten geistlichen Liederdichter unter jenen Männern der Sehnsucht sind:

Spener, Dr. Philipp Jakob, geb. 13. Jan. 1635 zu Rappoltsweiler im Oberelsaß. Er ward von seinen frommen Eltern — der Vater war Rath und Registrator — schon am Tage seiner Geburt dem Dienste der Kirche bestimmt. Der heranwachsende Knabe zeigte frühe nicht bloß ausgezeichnete Gaben, sondern auch einen für die Frömmigkeit ganz besonders empfänglichen Sinn. Die gewöhnlichen Kinderspiele hatten keinen Reiz für ihn; er las lieber ein gutes Buch und vor Allem die Bibel und Arndts wahres Christenthum. Noch in seinem spätern Alter wußte er sich aus dieser Zeit keines eigentlichen Vergehens zu erinnern und nur die Angst blieb ihm immer im Gedächtniß, die ihn einst in seinem zwölften Jahre bei einem Tanze, an dem er Theil nahm, überfallen und weggetrieben hatte. Als er dreizehn Jahre alt war, legte sich seine von ihm herzlich geliebte Pathin, die fromme Gräfin Agathe von Rappoltstein, an der Auszehrung auf das Sterbelager, das für ihn nun eine rechte Christenschule wurde. Besonders machte der Tod dieser ächten Chri=

* In dem trefflichen Aufsatz: „Ueber die Gesangbuchsreform, Deutsche Vierteljahrsschrift. April — Juni. 1830.

stin, die ihn zu ihrem Sterben rufen ließ, einen so unauslöschlich tiefen Eindruck auf sein junges Herz, daß er anfieng, nach seiner eigenen Auflösung sich zu sehnen und dadurch nur desto mehr von aller Eitelkeit der Welt abgezogen wurde. Er las um diese Zeit auch besonders gerne „Baily's Uebung der Frömmigkeit" und ward davon so ergriffen, daß er schon damals einen Theil dieses Buchs in deutsche Verse brachte, worin ihm der geistliche Liederdichter Sigismund Vorberg Anweisung gab. Bei einem solchen frommen, ernsten Sinn mußte bald etwas Tüchtiges aus ihm werden. Schon in seinem achtzehnten Jahr wurde er zu Straßburg, wo er studierte, Magister und in seinem neunzehnten Erzieher zweier Prinzen von der Pfalz.

Nachdem er in Tübingen im J. 1662 einige Monate Vorlesungen gehalten hatte und schon daran dachte, sich im Würtembergischen völlig niederzulassen, erhielt er im J. 1663 einen Ruf als Freiprediger nach Straßburg; hier hielt er zugleich, nachdem er Doktor der Theologie geworden war, den Studenten Vorlesungen. Seine Sanftmuth und sein freundlicher Ernst gewannen ihm alle Herzen, und obgleich er noch jung war, so verachtete doch Niemand seine Jugend, sondern hatte Jedermann Ehrfurcht vor ihm, denn er that sein Amt von Herzen, Gott und nicht den Menschen zu Gefallen.

Nach drei Jahren schon, im J. 1666, wurde er als erster Prediger nach Frankfurt a. M. berufen und war nun von da an ein hellleuchtendes Licht für die ganze protestantische Kirche Deutschlands, ihr zweiter Reformator. Das christliche Leben in der Kirche war dürr und todt geworden, die Kanzelvorträge waren bloße Streitpredigten. Da trat nun Spener auf und predigte für das Herz, suchte die Schrift zu erklären und die Seelen zu bekehren; er wollte auf der Kanzel nicht mit hohen Worten glänzen, noch viel weniger streiten, sondern wie ein Vater seine Kinder zu allem Guten ermahnen. Besonders nahm er sich auch des seither verwahrlosten Jugendunterrichts an, den die Prediger unter ihrer Würde hielten, führte Catechismusübungen mit den Kindern und die Confirmationsfeier ein. Darüber mußte er sich oft „den Schulmeister" schelten lassen. Er drang in Allem auf lebendige Frömmigkeit, und trachtete zuerst für seine Person auch darnach, überall in seinem Wandel ein Vorbild wahrer Frömmigkeit zu seyn; denn er stellte vom christlichen Lehramt in der Kirche den Satz auf: „nur solche, die selbst gottesfürchtig und wahrhaftig fromm sind, können Andern Lehrer und Führer zur Seligkeit werden." In seinem Urtheil über das, was Sünde sey, war er sehr ernst; Spielen, Tanzen und weltliche Lustbarkeiten hielt er für Dinge, die einem Christen nicht geziemten, denn ein Christ müsse eine andere Quelle der Freuden kennen.

Bald zeigte sich nun auch in Frankfurt die Frucht eines solchen Wirkens. Viele kamen zu ihm und baten ihn um weitern Unterricht

auf dem Weg des Lebens, und so entstanden im Aug. 1670 die **collegia pietatis** oder Erbauungsstunden in seinem Hause, bei denen er mit solchen Seelen in bestimmten Versammlungen gemeinsam aus Gott sich zu erbauen und gottselige Gespräche zu führen pflegte. Anfangs kamen nur einige gelehrte Freunde Speners, bald aber auch viele Ungelehrte, jeglichen Standes und Alters, und zwar in solcher Menge, daß er diese Erbauungsstunden von seinem Studierzimmer in die Kirche verlegen mußte. Diese gottseligen Uebungen waren von großem Nutzen. Spener verbreitete dadurch eine genaue Bekanntschaft mit der h. Schrift und suchte den Vorurtheilen entgegenzuwirken, als sey es der menschlichen Natur nicht möglich, genau nach Christi Vorschrift zu leben und als sey um des rechtfertigenden Glaubens willen kein Eifer in der Heiligung und in guten Werken nöthig. Er ermahnte auch am Schluß jeder Versammlung die Anwesenden, sich nicht für besser zu halten, als Andere, und sich nicht von Kirche und Abendmahl abzuziehen. Dem unerachtet wurde er aber wegen dieser Versammlungen heftig angegriffen: er gehe im Christenthum zu weit, hieß es, und thue des Guten zu viel. Dagegen aber bewies er in einer besondern Schrift vom J. 1677 aus der Bibel das allgemeine Priesterthum aller Christen, das ist, das Recht, welches Christus allen Menschen erworben und dazu durch seinen h. Geist alle seine Glaubigen salbet, kraft dessen sie Gott angenehme Opfer bringen, für sich und Andere beten und jeglicher sich und seinen Nächsten erbauen mögen und sollen. Im J. 1675 schrieb er sodann seine **pia desideria**, worinn er auf eine Reformation des ganzen Kirchenthums antrug.

Durch all' das zog er sich viele Feinde zu, besonders suchte der Darmstädter Theologe Menzer den Frankfurter Rath gegen ihn zu stimmen, wodurch er manche Kränkung zu erfahren hatte. Er aber schalt nicht, da er gescholten ward; mit Sanftmuth und Geduld trug er solche Demüthigungen. Betrübender als alle diese feindlichen Angriffe war aber für ihn der seit 1682 in Frankfurt und der Umgegend sich erhebende Separatismus, wodurch ihm auch in Frankfurt sein Amt täglich mehr erschwert wurde. Manche durch Spener's Predigten erweckte und durch seine Schriften auf die Mängel der äußern Kirche hingewiesene Seelen kamen nämlich darauf, sich von der Kirche, als einem Babel, nun ganz abzusondern; über den Versammlungen, die an vielen Orten nach dem Muster der Spener'schen Versammlungen entstanden, fieng das Volk an, den öffentlichen Gottesdienst zu verlassen. Spener, tief betrübt hierüber, warnte herzlich vor diesem Abweg, denn man „gehe beim Separatismus in Seelengefahren hinein".

Da berief ihn nach zwanzigjähriger gesegneter Wirksamkeit in Frankfurt Churfürst Johann Georg III. von Sachsen, welcher ihn auf einer Reise in Frankfurt hatte predigen hören und bei ihm communicirte, im J. 1686 auf die Stelle eines Oberhofpredigers in

Dresden, welche damals für die erste Stelle in der ganzen evangelischen Kirche galt und vom größten Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten überhaupt, und zunächst in Sachsen, war. Glaubig, wiewohl an das Wort Jeremiä Kap. 12, 3. erinnernd, auch von einer vornehmen Frau auf der Reise durch die Bibelstelle Zach. 4, 7., die sie in Gedanken und Gebeten für ihn aufgeschlagen hatte, mächtig gestärkt, bezog er diese Stelle am 11. Juli 1686 und erregte bald auch in Dresden durch seine Predigten, die biblisch einfältig auf gründliche Erneuerung des Herzens drangen, große Bewegung. Alles drängte sich in seine Predigten und selbst der Churfürst bekannte, „er habe nicht geglaubt, daß ihm Jemand das Herz so rühren würde, seit er seinen Spener habe." Durch eine Sonntagspredigt wußte Spener es dahin zu bringen, daß die Katechisationen in ganz Sachsen durch einen Landtagsbeschluß eingeführt wurden. So gieng es in den drei ersten Jahren recht gut, obgleich Spener viele geheime Neider am Hofe und unter den angesehensten Theologen und Geistlichen des Landes hatte. Als Mitglied des Consistoriums ließ es sich Spener recht sauer werden, für die sächsische Kirche zu sorgen, namentlich wußte er einen Befehl auszuwirken, daß auf den sächsischen Universitäten die Erklärung der h. Schrift nach den Grundsprachen zur Hauptsache des theologischen Studiums gemacht werden solle. Mancher Professor zu Wittenberg und Leipzig war damit sehr unzufrieden, aber einige fromme, junge und gelehrte Männer in Leipzig ergriffen diesen Befehl mit Freuden und suchten durch sogenannte **Collegia biblica** unter den Theologiestudierenden die Kenntniß der h. Schrift zu verbreiten. Es waren dieß A. H. Franke, Paul Anton und Joh. Caspar Schade, die zuvor in Spener's Haus mit noch viel andern Candidaten im Predigtamt unterwiesen worden waren. Diese Bibelstunden wurden oft von dreihundert Studenten besucht. Spener hatte daran seine Herzensfreude. Allein diese Männer wurden bald der Irrlehren beschuldigt, ihre Vorlesungen verboten und sie wegen übertriebener Erweisung der Frömmigkeit im Leben und äußerlichen Dingen unter dem Namen „Pietisten" verfolgt und von Leipzig weggewiesen.

Darüber hatte nun Spener viel zu leiden, da man wußte, daß er sie lieb habe. Und nun kam auch die Stunde, auf die seine Feinde schon längst gewartet hatten, daß er bei Hof in Ungnade fiel. Auf unwiderstehlichen Trieb seines Gewissens hatte er nämlich dem Churfürsten, der dem Trunk sehr ergeben war, bei Gelegenheit eines Bußtags im Febr. 1689 als Beichtvater schriftlich in einem sehr ehrerbietigen Schreiben bescheidene, aber ernste Vorstellungen über den Zustand seines Herzens und Lebens gemacht. Dieser aber, obwohl anfangs dadurch getroffen und gerührt, erblickte bald darinn eine Verletzung des ihm schuldigen Respekts und faßte, aufgeregt von seinen Hofleuten, einen so entschiedenen Widerwillen gegen Spener, daß er ihn von Dresden wegzubringen suchte. Er verständigte sich daher mit dem

Churfürsten Friedrich von Brandenburg, daß dieser ihn nach Berlin als Probst an die St. Nikolaikirche berief. Die Churfürstin und die Prinzen suchten ihn zu halten, aber vergeblich.

Unter vielen Thränen geleitete eine Menge Dresdener aus allen Ständen den scheidenden Lehrer und Seelsorger, und im J. 1691 trat Spener mit freudigem Muthe seine Stelle in Berlin an. Er traf hier zwar kein so großes, aber ein besseres Arbeitsfeld an. In dem churfürstlichen Hause waltete seit lange ein ernster, religiöser Geist und dem Churfürsten Friedrich Wilhelm, nachmaligem König von Preußen, lag Alles daran, daß die Kirche weislich und christlich geordnet werde. So konnte Spener in seinem bedeutenden Wirkungskreis, besonders auch als Consistorialrath, ungestört und im Segen wirken. Durch Lehre und Wandel, besonders auch durch seine vielen Schriften, stiftete er großen Segen allenthalben; er hatte des Jahrs oft sechshundert Briefe zu beantworten, die Gewissensfragen und Bitten um Rath und Trost enthielten. An der St. Nikolaikirche hatte er seinen Schüler, Caspar Schade, als Diaconus an der Seite, der ihm ein treuer Gehülfe war, ihn aber durch seinen Beichtstreit in großes Gedränge brachte. Eine der größten Freuden seines Lebens wurde ihm aber noch im Alter zu Theil, daß nämlich auf Thomasius Rath und durch seine Unterstützung und Leitung zu Halle im J. 1694 vom Churfürsten eine neue Universität gestiftet wurde, auf welcher die jungen Gottesgelehrten nicht zu stolzen Wortkriegen, sondern zu gründlicher Erkenntniß des Wortes Gottes und zu wahrer Gottseligkeit angeleitet werden sollten. Eben jene Magister, die zu Leipzig die biblischen Collegien gehalten hatten, seine Freunde und Schüler, A. H. Franke und P. Anton wurden als Prediger und Professoren der Theologie auf diese neue Universität berufen und fiengen an, dort in Spener's Geist zu wirken. Er durfte das Waisenhaus in Halle noch entstehen und sich erweitern sehen und von seinem Franke hören, wie wunderbar der Herr seinen Rath hinausführe.

Wie so Spener im Großen wirkte und Treue übte, so übte er die Treue auch im Kleinen, im Kämmerlein und im Haushalt. Er war Vater von eilf Kindern, die er in der Furcht des Herrn erzog und hatte hiebei eine stille, fromme Hausfrau zur Gehülfin. Er betete nicht nur fleißig mit seinen Kindern, sondern auch für sie — allein im Kämmerlein. Weil er in ganz Deutschland so viele Freunde hatte, betete er für sie nach der Lage der Länder, in denen sie wohnten, jeden Tag und erinnerte sich dabei auch der geringsten Brüder. Seine Demuth, Geduld und Freundlichkeit, seine Mäßigkeit und Einfachheit, seine stille Heiterkeit zog alle Leute zu ihm, vor Allem die Angefochtenen. Selbst seine Feinde liebte er von Herzensgrund; je heftiger sie waren, desto sanftmüthiger war er gegen sie. So lebte er und ward Vielen durch Schrift, Wort und Wandel ein Lehrer vom Herrn gesandt, ihm die Wege zu bereiten.

Als er die Zeit seines Abscheidens nahe fühlte, arbeitete er noch aus allen Kräften und gab seine „Theologische Bedenken" heraus. Im Januar 1705 ward allmählich seine Leibeshütte abgebrochen. Er schrieb aber noch viel und als er eben in einem Brief das Wort „todt" schreiben wollte, überfiel ihn plötzlich mit Steinschmerzen die Todeskrankheit, die er auch sogleich als solche erkannte. In den drei letzten Tagen bekam er nach einiger Zeit der Dürre, in der er heftig beklagte, daß er Gott so wenig nützlich gewesen und die Zeit seines Lebens nicht genug zur Verherrlichung der Ehre Gottes angewandt habe, auf sein Bitten um einige Empfindung der Gemeinschaft mit Gott, noch eine so große Freudigkeit, daß es für alle Umstehende zur größten Erbauung war. Zu seinem Freund Hildebrand v. Canstein, dem Gründer der ersten Bibelanstalt zu Halle, sagte er: „Du bist, „o Gott! ein Lehrer der Geister! Ich habe in den zehn Tagen meiner „Krankheit mehr von wahrer Theologie gelernt, als sonst in den fünf„zig Jahren meines ganzen Lebens." Am Abend vor seinem Tode, nachdem er viel von Simeon's Friedefahrt geredet hatte, ließ er sich noch das siebzehnte Kapitel Johannis, das er besonders lieb hatte und über das er nie predigen wollte, da es ihm für das Maaß seines Glaubens zu hoch sey, dreimal vorlesen, und verschied dann am 5. Feb. 1705 in den Armen der Seinigen „gar geschwinde und sanft, seine Seele in die Hände des himmlischen Vaters befohlen". Als Leichentext setzte er selbst Röm. 8, 10. fest, was trefflich zu seinem schönen Osterliede „Aus des Todes Banden" (Nro. 169) stimmt. Kein schwarzes Fädelein nahm er mit in den Sarg, so hatte er verordnet, — in einem weißen Kleide wollte er begraben seyn, „er, der lange genug um das Verderben der Kirche getrauert, nun aber eingehe von der streitenden in die triumphirende Kirche und voll Hoffnung auch für die noch streitende Kirche scheide." Der Herr aber wird ihn nach Dan. Kap. 12, 3. gekleidet haben „mit der Sonne in des Himmels Wonne" (vgl. Nro. 169, 8.) Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 213. 215. 305. 320. 331. 346. 598. 600. 634.

Er hat im Ganzen neun geistliche Lieder gedichtet, die gesammelt erschienen unter dem Titel: „frommer Christen erfreuliche Himmelslust." Sie sind voll tiefen christlichen Gefühls und nicht ohne dichterische Kraft. Gerhard war Spener's Muster und Lieblingsdichter.

(Quellen: Spener und seine Zeit. Eine kirchenhistorische Darstellung von W. Hoßbach. 2 Bände. Berlin 1828. — Ausführliche Lebensbeschreibung Ph. J. Spener's von C. H. Canstein. Leipzig 1729. — Basler Sammlungen. Jahrg. 1837.)

Schade, Johann Caspar, geb. 13. Jan. 1666 zu Kühndorf in Thüringen, wo sein Vater, der nachmalige Superintendent zu Schleusingen, Pfarrer war. Er ward frühe verwaist, denn sein Vater starb, als er erst zwei Jahre alt war. Der Rektor des Gymnasiums zu Schleusingen war sein Vetter und dieser nahm ihn, als in seinem dreizehnten Jahr auch die Mutter von ihm schied, in sein

Haus auf. Da ihm die elterliche Zucht fehlte, wurde er zu allerlei leichtsinnigem Wesen verleitet. Als er jedoch im J. 1685 die Universität Leipzig bezog, wurde er ein Stubengenosse A. H. Franke's, der damals schon ein ernstliches Christenthum führte. Durch ihn wurde er vor den gewöhnlichen Studentenverirrungen bewahrt und in's Wort Gottes hineingeführt. Dieß gab den ersten Anstoß zu seiner Bekehrung, einen weitern gab eine schwere, mit heftigen Anfechtungen verbundene Krankheit, die er durch Gebet glücklich überwand.

Nachdem er nun in Wittenberg seine Studien vollendet hatte, begab er sich wieder nach Leipzig und hielt hier, wie seine Freunde, A. H. Franke und P. Anton, in Spener's Geist die sogenannten Philobiblica collegia oder biblischen Collegien. „Wegen seiner allzutiefen Einsicht in den Verfall des damaligen Christenthums" zog er sich aber viele Anfeindungen zu und zuletzt, als Franke und Anton wegen dieser Vorlesungen von Leipzig vertrieben worden waren, lag der ganze Haß der Professoren auf ihm. Nachdem seine Feinde es hintertrieben hatten, daß er das ihm schon zugesagte Diaconat Wurthau erhielt (vgl. Thl. II. Nro. 463), wurde er einstimmig, ohne all sein Zuthun, in demselben Jahr mit Spener, im J. 1691, an die Nikolaikirche in Berlin als Diaconus erwählt. Seine erbaulichen Schriften hatten ihm dort zuvor schon viele Freunde erworben und eine bei der Durchreise zu Berlin gehaltene Predigt hatte großen Eindruck gemacht.

Sieben Jahre lang wirkte er dort in großem Segen als feuriger Prediger und eifriger Seelsorger neben seinem geistlichen Vater und jetzigen Vorgesetzten, Dr. Spener. Seine Predigten machten gleich Anfangs zu Berlin vielen Eindruck. Die schweren Zweifel, die er selbst durch Gottes Gnade überwunden hatte, so viele Anfechtungen und leibliche Leiden und Verfolgungen hatten ihn auf's Wort merken gelehrt, im Gebet und Verleugnung geübt und mit innerem Abscheu vor allem Scheinchristenthum erfüllt. Er gebrauchte das Wort Gottes auf der Kanzel als ein scharfes zweischneidiges Schwert, ohne Ansehen der Person; er drang mit eifriger Liebe auf Buße und Bekehrung und sein Hauptthema war und blieb stets:

„Ihr müßet von Neuem werden geboren,
Sonst seyd ihr zeitlich und ewig verloren."

Dabei stand er in großer Demuth auf der Kanzel und zeigte allezeit ein Herz voll Liebe (vgl. Thl. II. Nro. 13). Viele wurden durch ihn erweckt. „Ich zweifle," sagte Spener, „ob Jemand Schaden hören konnte, ohne gerührt und bestraft zu werden." So stand Schade neben dem sanften, evangelisch milden, erfahrungsreichen Spener an der St. Nikolaikirche als junger, evangelisch-scharfer, feuereifriger Prediger. Mit demselben Eifer und unter großer Aufopferung wirkte er aber auch als Seelsorger. Selbst bei ganz verhärteten Sündern fand er Eingang und viele schwer Angefochtene, die er getröstet, nannten ihn dankbar ihren „Seelenvater". Wenn er bei armen, verlassenen Leuten umhergieng, so blieb ihm oft kein Kreu=

zer Geld mehr in der Tasche und zu Hause hatte er oft keinen Thaler mehr, so aufopfernd war er gegen Arme. Namentlich ließ er auch mehrmal auf eigene Kosten Tausende von N. Testamenten drucken und verschenkte sie an die Dürftigen zur Seelennahrung. Für das Gesinde und für Handwerksleute hielt er in seinem Hause Erbauungsstunden und nahm sich besonders des Unterrichts der Kinder an. Als die Zahl seiner Gegner unter den Alten in der Gemeinde wegen seines Eifers, mit dem er das Scheinchristenthum strafte, mehr und mehr zunahm, fühlten sich die Kinder in Berlin am stärksten zu ihm hingezogen, so daß mehrmals nach seinen Predigten ganze Kindertrüpplein auf eigenen Antrieb zu ihm auf's Zimmer kamen, mit der Bitte, er solle sie aus der Predigt fragen oder mit ihnen beten. Unter solchem Wirken kaufte er auf wahrhaft erstaunliche Weise die Zeit aus, denn er fühlte, daß sein Amt seine Leibes- und Seelenkräfte verzehre und die Nacht bald einbrechen werde, da Niemand wirken kann.

Seine Kräfte wurden vollends aufgezehrt durch den Beichtstreit, den er im J. 1695 heraufbeschwor und der ihm und ganz Berlin viel Unruhe machte. In Berlin war nämlich die Ohrenbeichte eingeführt, da jeder Prediger jeden Einzelnen im Beichtstuhl hören, ihm dann die Hand auflegen und ihm unter der Bedingung, daß er bußfertig sey, die Vergebung seiner Sünden ankündigen mußte. Weil nun die Meisten dieß zur Sicherheit mißbrauchten, und wähnten, wenn sie nur die Hand auf dem Haupt fühlten, so seyen auch ohne weitere Herzensbuße ihre Sünden vergeben, so gerieth Schade in eine solche große Angst, wenn er zum Beichtstuhl gehen sollte, daß er die ganze Nacht zuvor jammernd und seufzend durchwachte, weil er fürchtete, er mache durch das Handauflegen die Leute sicher in ihren Sünden. Er erklärte sich daher immer heftiger dagegen, und gebrauchte endlich einmal öffentlich auf der Kanzel die harten Worte: „Beichtstuhl, Satanspfuhl! Höllenpfuhl!" Er fieng nun an, alle Beichtenden zusammenzunehmen, ihnen zumal eine Beichtrede zu halten und alle zumal mit der Absolution zu segnen. Dieß führte zu schweren Klagen; eine eigene Untersuchungscommission wurde niedergesetzt, und während Schade vor dieser sich freimüthig vertheidigte, tobte ein toller Volkshaufe vor dem Rathhaussaal. Man drang in Spener, als Probst der St. Nikolaikirche, ihn abzuschaffen; dieser lehnte es aber ab, indem er sagte: „Hat Schade zu viel gethan, so hat er es dem Herrn gethan; wenn man die Angst seiner Seele sieht, muß man zur innersten Erbarmung bewogen werden." Er bewirkte vielmehr, daß Schade bis auf Weiteres vom Beichthalten freigesprochen wurde, und später, freilich erst nach Schade's Tod, die Ohrenbeichte abgeschafft und die allgemeine Beichte ganz in Schade's Sinn eingeführt wurde.

Viele Seelenleiden machte es auch dem gewissenhaften Schade, daß so Wenige wahre Christen werden wollten und seine Arbeit so vergeblich sey. Darunter litt auch seine leibliche Gesundheit immer

mehr. Unter großer leiblicher Schwachheit hielt er im J. 1698 seine letzte Predigt über Joh. 17, die bei ihm und der Gemeinde das Gefühl erregte, es sey seine letzte. Wirklich ward er auch noch an demselben Tage von einem bösen hitzigen Fieber ergriffen, das besonders seinen Kopf angriff, so daß er zwei Tage lang heftig phantasirte. Aber auch in diesen Phantasien war es nur der Name des Herrn, den er mit lauter Stimme anrief. Er wiederholte oft die Worte: „Mein Jesu, dir leb ich, dein bin ich, dir diene ich, dir sterbe ich," mit solch lauter Stimme, daß man es auch außer dem Hause hörte. Da lief das Volk zusammen; etliche hörten mit tiefer Bewegung ihn so rufen, andere aber hatten's ihren Spott und sagten, Schade verzweifle. Als sich das hitzige Fieber verloren hatte, stellte sich ein schwindsüchtiges Fieber ein, das in fünf Wochen vollends seine Kräfte aufrieb. Sein Verlangen, daheim zu seyn, war groß; er rief oft: „Ach, Herr Jesu, spanne mich aus! Nimm mich nun in den Himmel, bald, fein bald zu dir in deine Herrlichkeit!" Sein Kranken- und Sterbebett war wahrhaft eine Kanzel, auf der er noch allen Seelen, die ihn besuchten, Buße und Glauben predigte. Besonders ließ er seine Katechismusschüler vor sein Bett kommen und betete mit ihnen. Am Abend des 25. Juli 1698 hatte er seine Ermahnungen und Gebete vollendet und verschied nun sanft und still bei vollem Bewußtseyn im Glauben an seinen Erlöser. Nun war erfüllt, was er in freudigem Vorgefühl in dem Lied: „Ruhe ist das beste Gut" (Nro. 328) gesungen hatte; er hatte das beste Gut erlangt, die Ruhe in Gott; drum führte der ihm nun auch frühe „Leib und Seel zur Ruh dem Himmel zu".

Schade stand erst in der Hälfte seiner Jahre, zweiunddreißig ein halb war ihre Zahl, als er starb. Spener hielt ihm die Leichenpredigt und redete im Eingang über die Worte: „Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen," die so ganz besonders auf Schade paßten, und alsdann über den Wahlspruch Schade's: „Gott, du bist mein Gott." Am Abend des Begräbnißtages aber drohte der aufgereizte Pöbel, den Leichnam aus dem Grabe zu reißen; ganze Haufen kamen herbei, zertraten und verwüsteten sein Grab und hätten den Leichnam mißhandelt, wenn nicht die dankbaren Juden von Berlin, denen er viel Gutes gethan, und die die Heilung eines todtkranken, jüdischen Kindes seinem Gebet zuschrieben, den Leichnam dieses Mannes, den sie als einen Propheten hoch in Ehren hielten, bewahrt hätten.

Spener bezeugt von ihm: „Er ist ein so ungemein treuer Diener des Herrn, daß ich keinen seines Gleichen weiß." Sein Wandel war auch so musterhaft, daß selbst seine Feinde ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen mußten, ob sie gleich ihn oft fast gern gesteinigt hätten.

Er hat im Ganzen vierundvierzig, zum Theil ächte Kernlieder voll Glaubens- und Feuergeistes gedichtet. Sie erschienen nach seinem Tod unter dem Titel: »**Fasciculus Cantionum,**« d. i. zusammengetragene geistliche Lieder eines „In Christo Seligen Lehrers, und

Seelenhirten. Cüstrin. 1699." 5 Bände, nebst seiner Lebensbeschreibung; 2. Aufl. 1720 f.

(Sonstige Quellen: Wezel's Hymnopöographia. 3. Bd. 1724. — Basler Sammlungen. Jahrg. 1837.)

v. **Canitz**, Freiherr, Friedrich Rudolph Ludwig, Spener's Hausfreund zu Berlin. Er wurde zu Berlin geb. 27. Nov. 1654, wenige Monate nach dem Tode seines Vaters, des Hofkammergerichtsraths Ludwig v. Canitz. Als sich seine Mutter bald darauf mit dem sächsischen Feldmarschall von der Golz wieder verheirathete, nahm ihn seine Großmutter, eine fromme Frau, in ihr Haus auf und hielt ihn treulich zur Gottseligkeit an. Nachdem er in Leyden und Leipzig studiert hatte, machte er vom Jahr 1675—1677 unter der Leitung eines erfahrenen Führers, des Kammersekretärs Weiß, gelehrte Reisen durch Italien, Frankreich, England und Holland. Damals und selbst schon in seiner Knabenzeit, zeigte sich bei ihm die Neigung zur Dichtkunst. Im Jahr 1677 wurde er Kammerjunker des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm und begleitete diesen drei Jahre lang auf seinen Feldzügen gegen die Schweden in Pommern und Preußen. Endlich fand er, dieses unstäten Lebens überdrüssig, eine Anstellung als Amtshauptmann von Zossen und Trebbin, verheirathete sich im Jahr 1681 mit einer frommen und liebenswürdigen Gattin, Dorothea v. Arnimb, und lebte fern vom Hof. Im Bund mit ihr that er den Armen und Bedrängten viel Gutes. Er trug so viel Erbarmen mit anderer Leute Noth in seinem Herzen, daß er einmal, als er bloß gelegenheitlich von einem des Amts entsetzten unglücklichen Mann hörte, seine Frau aufforderte, ihre Perlenschnur im Werth von 3000 Thaler, vom Hals weg, dem Unglücklichen zu schenken. Ein anderesmal, als bei der Abendmahlszeit plötzlich ein Bedienter mit der Nachricht eintrat, sein Rittergut Blumenberg sey abgebrannt, antwortete er ohne die geringste Beunruhigung über seinen persönlichen Verlust: „Ich will den armen Leuten ihre Häuser wieder aufbauen lassen." Und er that es.

Bald aber zog nun der Hof den talentvollen und umsichtigen jungen Mann hervor. Er wurde im J. 1682 als Hof- und Legationsrath brandenburgischer Bevollmächtigter beim oberrheinischen Kreise zu Frankfurt und nun der Reihe nach zu allerlei wichtigen Staatsgeschäften nach Wien, Hannover, Cöln, Celle rc. versandt. Der Nachfolger des großen Churfürsten, Friedrich Wilhelm III., gab ihm bald nach seinem Regierungsantritt im J. 1688 den Titel: „Geheimenrath;" meist lebte er aber auf seinem Gute Blumenberg, unweit Berlin, zurückgezogen vom Hofleben, wurde jedoch von da noch gar oft und viel zu den wichtigsten Unterhandlungen in Staatsangelegenheiten abberufen.

Er war ein sehr angesehener Mann und die Zierde des deutschen Adels seiner Zeit. Bald sollten aber auch allerlei Trübsale über ihn

kommen; am 9. Apr. 1691, in demselben Jahr, in welchem Spener nach Berlin zog, traf ihn das harte Geschick, seine Gattin zu verlieren. So gelassen er sonst war und so sehr er stets das Geduldsprüchlein im Sinne hatte:

— — „ich sehe nun geduldig an,
Was ich doch nicht mehr ändern kann,"

so wurde er dadurch doch tief niedergebeugt, daß er in einem Gedicht auf den Tod seiner Frau klagend ausrief:

„Was für Wellen und für Flammen
Schlagen über mich zusammen!
Unaussprechlicher Verlust,
Wie beklemmst du meine Brust!"

Sein Trost blieb noch sein einziger hoffnungsvoller Sohn, den er dem Dr. Joachim Lange in Halle ins Haus gab.

Im J. 1699, nachdem er zuvor zum wirklichen Geheimerath ernannt und vom Kaiser in den Reichsfreiherrnstand erhoben worden war, auch sich noch einmal verheirathet hatte, mußte er vom Haag, wo er bei den Ryswiker Friedensunterhandlungen thätig gewesen war, wegen Kränklichkeit, besonders wegen eines gefährlichen Brustgeschwürs, nach Berlin zurückkehren. Die Aerzte verhehlten ihm die Gefahr nicht, und gaben ihm nur noch acht Tage Lebensfrist. Er aber sah ruhig und mit christlicher Ergebung seiner Todesstunde entgegen und zog die Aerzte nebst andern Freunden zur Tafel, wo er sich noch mit gewohnter Freudigkeit des Geistes mit ihnen unterredete. Dann ließ er sich aus dem Gebeinhaus einen Todtenkopf holen und sprach viel und recht erbaulich über das Sterben; namentlich unterhielt er sich oft und gerne mit seinem geistlichen Hausfreund Spener über sein bevorstehendes Ende. Seit lange war er mit Todesgedanken vertraut; sang er doch schon in einem, im besten Lebensalter verfaßten, Gedichte:

„Daß ich mich vor der kalten Hand
Des Todes nicht entfärbe,
So mache mich mit ihm bekannt
Vorher noch, eh ich sterbe.
Wenn schnöde Wollust mich erfüllt,
So werde durch ein Schreckenbild
Verdorrter Todtenknochen
Der Kitzel unterbrochen."

Am Morgen des 11. Aug. 1699, da er noch herumgehen, aber wenig Luft schöpfen konnte, ersuchte er eine Anverwandte, die ihm abwartete, daß sie ihn an das offene Fenster führen möchte, um frische Luft zu schöpfen. Völlig angekleidet trat er vor dasselbe hin, eben als die Sonne aufgieng. Diese betrachtete er mit freudigen Augen und rief dann aus: „Ey! wenn das Anschauen dieses irdischen Geschöpfes so schön und erquickend ist, wie vielmehr wird mich der Anblick der unaussprechlichen Herrlichkeit des Schöpfers selbst entzücken," und als er das gesagt, sank er plötzlich todt darnieder. Hatte er ja doch auch in seinem schönen Morgenlied: „Seele, du mußt munter werden" Nro. 550, 11. es sich erseufzt:

— — „Daß mein Scheiden
Nicht ein Leiden,
Sondern sanftes Schlafen sey,
Und daß ich mit heißer Wonne
Seh die Sonne,
Wenn des Todes Nacht vorbei.“

Er selbst, der sein dichterisches Vermögen nicht so hoch anschlug, erklärte sich stets allen Ernstes und beharrlich gegen jede Veröffentlichung seiner Gedichte. Er wollte sie nur für Freunde bestimmt haben. Doch veranstaltete nach seinem Tode die erste Sammlung Dr. Joachim Lange unter dem Titel: „Nebenstunden unterschiedener Gedichte. Berlin, 1700;“ die vollständige Sammlung derselben erschien durch Joh. Ulrich v. König im J. 1727, nebst seiner umständlichen Lebensbeschreibung. Natürlichkeit der Darstellung herrscht bei ihm im Gegensatz gegen die Ueberschwänglichkeiten der zweiten schlesischen Schule vor. Seine geistreichen weltlichen Gedichte machen sich durch Feinheit und ruhige Klarheit bemerklich und sind Zeugnisse für sein reines, redliches Herz. Sie handeln besonders viel von der Nichtigkeit des Glanzes der großen Welt. Die geistlichen Lieder sind seine besten Arbeiten, obwohl sie keine eigentlichen Kirchenlieder sind; sie stellen fromme Gefühle in reiner Sprache dar.

(Quellen: Bibliothek deutscher Dichter v. Wilh. Müller. 1828. — Feddersens Nachrichten von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen. Band 1. S. 129 f. Leonard Meisters Charakteristik deutscher Dichter. 1. Bd. 1789. —)

Schütz, Johann Jakob, Rechtskonsulent zu Frankfurt, wo er am 7. Sept. ~~1640~~ geboren wurde. Er war der vertrauteste Freund Spener's und einer der ersten unter denen, welche die durch Spener im J. 1670 zu Frankfurt angefangenen collegia pietatis oder Erbauungsstunden besuchten. Er starb am 22. Mai 1690. „Sey Lob und Ehr“ (Nro. 28) ist das einzige Lied, das er gedichtet hat; er erregte übrigens damit viel Aufsehen. Im Jahr 1677 gab er heraus: „Christliche Lebensregeln oder vielmehr auserlesene Sprüche des N. Testaments, deren buchstäblicher Inhalt ohne ferneres Verkünsteln den gewissen Weg zu Gott, dem ewigen höchsten Gut und das Wesen der Tugenden einfältig, doch gründlich zeiget.“

Neander, Joachim, ein vertrauter Freund von Spener und Schütz, der erste bedeutende Dichter aus der deutsch-reformirten Kirche. Er wurde zu Bremen im J. ~~1640~~ geboren. In seinen Studentenjahren, als die unfruchtbare Schulweisheit der damaligen Zeit zwar seinen Kopf mit allerlei gelehrtem Formelnwesen füllte, aber sein Herz unerweckt ließ, lief er auch mit dem großen Haufen. So gieng er auch einsmals mit zwei seiner Kameraden in die St. Martinskirche zu Bremen, um etwas zum Lachen zu haben. Denn dort predigte Theodor Undereyk, den man, weil er Erbauungsstunden hielt und mit Nachdruck auf lebendiges Christenthum drang, einen Schwärmer und Mystiker oder Ketzer schalt. Allein statt zum Lachen, bekam

Neander etwas zum Weinen. Undereyk's Predigt traf so mächtig sein Herz, daß ihm die Thränen in die Augen traten; unter dem Schlußgebet vollends floßen sie ihm stromweise und beim Nachhausegehen sagte er zu seinen Kameraden: „Ich muß zu dem Manne gehen und ihn noch weiter über den Zustand meines Herzens hören." Sie wollten es ihm ausreden, aber er gieng doch hin und öffnete dem frommen Manne sein ganzes Herz. Dieser richtete ihn liebreich, als sein geistlicher Vater, auf und unterwies ihn in den Wegen des Herrn. Von dem an verließ er seine seitherigen Genossen und trat so in den Anfang der Bekehrung. Nach einiger Zeit ereignete sich wieder etwas, das ihn noch näher zu Gott hinzog. Er hatte sich nämlich noch nicht völlig der Zucht des Geistes unterworfen; so hatte er namentlich auch die Jagdliebhaberei noch nicht aufgegeben. Von dieser getrieben erstieg er einmal einen hohen, steilen Berg und verirrte sich so sehr, daß er den Weg nicht mehr finden konnte. Mittlerweile brach die Nacht ein, und ihm ward bange vor den wilden Thieren, die in dieser Einöde hausten. Schon wollte er sich mit augenscheinlicher Gefahr von dem hohen Felsen, auf den er gerathen war, herablassen, als ihn ein Grauen davor ankam. Nun war kein anderer Rath mehr, als daß er sich auf seine Kniee warf, Gott um seine Errettung anflehte und ihm eine gründliche Besserung an Herz, Sinn und Muth gelobte. Da war es ihm plötzlich, als fasse ihn Jemand an der Hand und ziehe ihn fort. Er folgte diesem Zug und fand glücklich den Weg nach Haus. Von da an suchte er alles Ernstes sein Gelübde dem Herrn zu bezahlen.

Was so an seiner Bekehrung angefangen war, das sollte, nachdem er seine Studien geschlossen hatte und Hofmeister einiger Frankfurter Kaufmannssöhne geworden war, vollendet werden. Er lebte mit ihnen still und zurückgezogen einige Jahre in Heidelberg, und zog dann mit ihnen nach Frankfurt. Hier lernte er Spener und dessen Freund, Joh. Jakob Schütz, kennen und kam mit noch mehrern frommen Männern aus Speners Kreis, besonders mit erweckten Handelsleuten, in Verkehr. Dieser Umgang mit Spener und seinen Freunden befestigte und gründete ihn vollends im Stande der Bekehrung. Die Erinnerung an diesen Umgang war ihm aber auch so theuer, daß er diesem Freundeskreis die von ihm im J. 1679 herausgegebenen „Bundeslieder" widmete, an welchen Spener eine große Freude gehabt haben soll.

Im J. 1674 kam er von Frankfurt nach Düsseldorf als Rektor der dortigen reformirten Schule. Diese blühte unter seiner Leitung bald sehr empor; die Schüler machten die schönsten Fortschritte. Durch musterhaftes Beispiel leitete er sie zur Gottseligkeit an und machte besonders die für die Theologie bestimmten mit der h. Schrift bekannt, auch hatte er nach Spener's Vorgang besondere Erbauungsstunden und predigte öffentlich auf der Kanzel in einfältig-biblischer, herzeindringlicher Rede Worte des Lebens. Dieß erregte Neid; er wurde

beschuldigt, ein Irrlehrer zu seyn und ihm daher das Predigen verboten. Eines Tags drangen sogar die Kirchenvorsteher zu ihm in die Schule ein und machten ihm über allerlei Irrlehren vor den Schülern heftige Vorwürfe. Diese nahmen sich aber seiner voll Liebe an und traten für ihn auf. Allein dem unerachtet wurde er von seiner Stelle verdrängt.

Da hielt er sich brodlos, als ein Vertriebener, mehrere Sommermonate lang in der wilden, höhlenreichen Felsschlucht bei Mettmann am Rhein auf, die von daher jetzt noch den Namen „Neander's-höhle" trägt. Dort dichtete er mehrere seiner schönsten Lieder, besonders das Lied: „Unbegreiflich's Gut".

Endlich wurde er im J. 1679 als Prediger an die St. Martinskirche in seine Vaterstadt Bremen berufen und wurde so der Amtsgenosse Undereyk's, seines alten geistlichen Vaters. Mit gewissenhafter Treue versah er hier sein Amt, das ihm ein lieber Beruf war. Doch auch hier sollte es an Haß und Verfolgung nicht fehlen; selbst seine nächsten Verwandten schloßen sich an die Lästerer an. Er aber predigte unerschrocken und unbekümmert um solche Verunglimpfungen die Wahrheit weiter fort. Mit beifolgendem Vers richtete er sich dabei stets wieder auf:

„Nun, Seele, geh' mit Freuden fort
„Durch Dornen und durch Stachelwort.
„Dein Heiland, der die Sanftmuth war,
„Geht vor dir her, er stirbt sogar.
„Fahr fort, so lang es dir gefällt,
„Mich recht zu hassen, falsche Welt!"

Musik, die er trefflich verstand, und Dichtkunst waren seine Trösterinnen in solchen Nöthen.

Schon nach einem Jahr jedoch, im J. 1600, wurde er von einer tödtlichen Krankheit befallen, daß er wenig mehr reden konnte und seine Sachen sogleich so einrichtete, als ob es sicherlich mit ihm zum Sterben gehe. Als ihn Einige fragten, was ihm denn das Leben so entleide, daß er so sehnlich verlange, von der Welt abzuscheiden, so antwortete er: „Ich weiß, daß es keine leibliche oder irdische Dinge sind, die dieses Verlangen bei mir verursachen; indeß unterwerf ich mich gern dem Willen des großen Jehova." Während des Krankheitslagers hatte er manche innerliche Kämpfe und Anfechtungen zu bestehen, in denen das väterliche Angesicht seines Gottes sich manchmal ihm verbergen wollte. Er tröstete sich aber dabei jedesmal mit der Losung: „Besser sich zu Tode gehofft, als im Unglauben untergehen." Der Tag vor seinem Sterben war das Pfingstfest. Ein Gewitter stieg am Himmel auf und der Donner rollte in gewaltigen Tönen. Da rief er freudig aus: „Mein Vater läßt sich hören. Ich wollte, daß er sich einmal recht hören ließe, daß es meines Vaters Elias-Wagen seyn möchte." Am Pfingstmontag den 31. Mai 1680

kam seine Todesstunde. Er ließ sich noch Hebr. Kap. 7—10 vorlesen, und als man ihn hierauf fragte, wie ihm wäre, sagte er: „Nun hat der Herr meine Rechnung gemacht. Herr Jesu, mache mich auch bereit!" und kurz darauf mit lallender Zunge: „Es gehet meiner Seele wohl; Berge sollen weichen und Hügel sollen hinfallen, aber Gottes Gnade wird nicht von mir weichen und der Bund seines Friedens nicht hinfallen." In diesem Sinne, den er zuvor schon in dem Liede: „Wie fleucht dahin" (Nro. 591) ausgesprochen, verschied er.

Er dichtete zweiundsiebenzig geistliche Lieder, die nach seinem Tod gesammelt erschienen unter dem Titel: *A* und *Ω*, Joach. Neandri Glaub- und Liebesübung, aufgemuntert durch einfältige Bundeslieder und Dankpsalmen, neu gesetzet nach bekannt und unbekannten Sangweisen, gegründet auf den zwischen Gott und dem Sünder im Blut Jesu befestigten Friedensschluß, zu lesen und zu singen auf Reisen, zu Haus oder Christenergötzungen im Grünen durch ein geheiligtes Herzens-Alleluja. (Cant. II. 14.): „Meine Taube in den Felslöchern, in dem Verborgenen der Steinritzen, laß mich hören deine Stimme." Bremen, 1680. Im J. 1716 erschien hievon bereits die 6. Ausgabe. Die vier ersten Ausgaben enthalten 56, die fünfte, vom J. 1691, mit neuen Melodien von Strattner, 64 Melodien.

Neander ist einer der edelsten Dichter. Bunsen sagt von seinen Liedern: „Sie klingen in einem eigenthümlichen Tone, einer eigenen Mischung von Erhabenheit und Gemüthlichkeit, von strenger Haltung und weichem Gefühle, von Formen und Bildern des alten und von den Schätzen des neuen, innerlichen Bundes, so daß man ihn den Psalmisten des neuen Bundes nennen möchte. Gleich David und Luther war er der Gesangsweisen mächtig, wie der Worte." Er componirte nämlich manche treffliche Melodie zu seinen eigenen Liedern. Wilh. Müller nennt seine Lieder „einfache, anspruchslose Stimmen eines Gemüths, das sich zu Gott gewendet und in ihm seine Seligkeit gefunden hat, ohne poetischen Glanz, aber warm und herzlich, biblisch im Sinn und Ausdruck und frei von unklarer Mystik."

(Quellen: Reiz, Historie der Wiedergeborenen. Thl. IV.)

Titius, M. Christoph, wurde am 24. Mai 1641 in dem Dorfe Wilkau bei Breslau in Schlesien geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Nachdem er in Altdorf und Jena studiert, wurde er im J. 1666 Pfarrer in Laubenzeddel in Franken, und sodann, im J. 1671, zu Hensenfeld im Nürnberger Gebiet. Zuletzt, im J. 1685, kam er als Diakonus nach Hersbrück, einem nürnbergischen Städtchen, wo er später auch Oberpfarrer wurde. Auf seinem Todtenbett wurde er von den Umstehenden gefragt: „Ob man ihn denn verlieren sollte?" Darauf antwortete er noch mit stammelnder Zunge: „Nicht verloren! nicht verloren!" Hierauf starb er am 21. Febr. 1703. Als Leichenpredigttext hatte er sich selbst erwählt Dan. 12, 13.

Er hat im Ganzen vierundfünfzig geistliche Lieder in einfachem, herzlichem Bibelton gedichtet. Er ließ sie zusammen drucken und gab sie zu Nürnberg im J. 1701 unter dem Titel heraus: „Morgen- und Abend-, Katechismus- und Tisch-, Beicht- und Communion-, Lob- und Fest-, Klang- und Trost-, Grab- und Himmelslieder." Besonders waren erschienen: „Sündenschmerzen, Trost im Herzen, Todeskerzen. Nürnb. 1664." — „Himmelreise, Seelenspeise, Engelweise. Nürnb. 1670."

(Quellen: Joh. Casp. Wezel's Hymnopöographia. Tom. III.)

Drese, Adam. Er wurde ums J. 1630 in Thüringen geboren. Zuerst war er im J. 1655 Capellmeister in Weimar unter Herzog Wilhelm IV., zur selben Zeit, als Georg Neumark an dem Hofe desselben lebte. Der Herzog ließ ihn zu seiner Ausbildung die Composition bei dem Kapellmeister Marco Sacchio in Warschau studieren. Hierauf wurde er beim Herzog Bernhard von Braunschweig Sekretär und Kapellmeister. Bis in sein fünfzigstes Lebensjahr führte er ein leichtsinniges Leben als ein üppiger Vergnügling; bei den Opern zu Weimar soll er fast jedesmal „die lustigste Person" gewesen seyn. Da kamen ihm Spener's Schriften in die Hände und machten in Verbindung mit Luthers Vorrede zum Brief an die Römer einen solchen heilsamen Eindruck auf sein Herz, daß er sich im J. 1680 völlig bekehrte, als Privatmann nach Jena zurückzog und anfieng, in seinem Hause Erbauungsstunden zu halten. Für diese verfertigte er nun mehrere geistliche Lieder, die er selbst auch in Musik setzte. Spener selbst rühmt in der Vorrede zu dem erbaulichen Traktat Drese's: „Unbetrügliche Prüfung des wahren, lebendigen und seligmachenden Glaubens," Jena, 1690, seinen gründlichen Ernst und seine tiefe Einsichten in das wahre Christenthum, das er mit ganz andern Augen und Tiefen anschaue, als der gemeine Haufe, auch unter uns Evangelischen, und als vielleicht unterschiedliche derjenigen, welche solche Art andern vorzustellen von Gott gesetzet sind. Zuletzt wurde er noch Kapellmeister des Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen zu Arnstadt, wo er des Pietismus halber in große Verdrießlichkeiten kam, und im J. 1718 starb.

(Quellen: Casp. Wezel's Analecta hymnica. Bd. I. 4. Stück. S. 28—30.)

Nachtenhöfer, M. Caspar Friedrich, geb. in Halle 5. Merz 1624, wo sein Vater Advokat und Pfänner war. Nachdem er bis 1647 in Leipzig studiert, wurde er im J. 1651 Diakonus zu Medern, und im J. 1671 Pastor zu Coburg. Er wirkte als ein frommer Pfarrer in Spener's Sinn, und starb als Subsenior zu Coburg 23. Nov. 1685. Er war viermal verheirathet.

Mehrere seiner geistlichen Lieder erschienen im J. 1684 im Coburger Gesangbuch. Er war zugleich auch ein trefflicher Tonmeister. Von ihm ist die Choralmelodie: „So gehst du nun mein Jesu hin." Auch verfaßte er eine Leidens- und Sterbensgeschichte Jesu in Versen.

Rodigast, M. Samuel, geb. 19. Oktober 1649 zu Gröben, einem Dorfe unweit Jena in Thüringen. Nachdem er seine Studien in Jena vollendet, wurde er dort Docent, dann im J. 1680 Conrektor und 1698 Rektor des Gymnasiums am grauen Kloster in Berlin, wo er Spener, mit dem er in freundschaftlichen Verhältnissen stand, zum Vorgesetzten hatte. Er starb zu Berlin, den 19. Merz 1708, und genoß wegen seiner Klugheit, Geduld und Gelassenheit große Hochachtung.

Haßlocher, Johann Adam, geb. in Speyer 24. Sept. 1645, wo sein Vater Rathsherr und Hospitalpfleger war. Er studierte 1664 zu Straßburg, gerade als Spener sich dort aufhielt, und wurde sodann nach einer gelehrten Reise durch Holland und Preußen im J. 1670 Diakonus und bald darauf Pfarrer in Kronweissenburg. 1675 wurde er Pfarrer an der Augustinerkirche in Speyer, wo er dreizehn Jahre die Heerde Christi treulich weidete, bis er bei der jämmerlichen Zerstörung durch die Franzosen die Stadt räumen und sich flüchten mußte. Die Kronweissenburger schickten ihm, wiewohl zu spät, aus alter Liebe etliche Wagen, um seine Effekten aus dem Feuer zu retten. Er sammelte nun, von Stadt zu Stadt ziehend, für seine armen Speyrer. Während er deßhalb in Frankfurt a. M. war, lernte ihn die Gräfin von Nassau-Weilburg kennen, und er wurde im Juli 1689, nachdem er das Jahr zuvor unter die „teutschgesinnte Genossenschaft" mit dem Beinamen „der Fromme" und unter Erwählung des Zunftspruchs: „nach dem Herzen Gottes," aufgenommen worden war, — als Nassau-Saarbrück'scher Consistorialrath und Hofprediger nach Weilburg in Nassau berufen. Arndts wahres Christenthum war sein Lieblingsbuch. Im einundachtzigsten Jahr starb er zu Weilburg am 9. Juli 1726 und sein Mitprediger, Rektor Schlosser, hielt ihm die Leichenpredigt über Röm. 7, 24. 25., die gedruckt wurde unter dem Titel: „Der über seine Sünde klagende, endlich aber davon wieder erlösete Adam."

Er dichtete über Bibelstellen fünfundzwanzig geistliche Lieder in einfachem herzlichem Bibelton. Schlosser sammelte sie unter dem Titel: „Zeugnisse der Liebe zur Gottseligkeit. Wetzlar, 1727." Zuvor schon waren sie ohne seinen Willen da und dort einzeln gedruckt worden.

(Quellen: Casp. Wezel's Analecta hymnica. 1. Bd. 5. Stück.

Laurentius Laurentii, geb. zu Husum in Schleswig-Holstein, den 8. Juni 1660. Dort war sein Vater ein angesehener Bürger, der als großer Freund der edlen Musica viel auf die musikalische Bildung seines Sohns verwandte, und ihn auch zu Kiel studieren ließ. Im J. 1684 wurde er Cantor und Musikdirektor an der Domkirche zu Bremen. Dort starb er auch am 29. Mai 1722.

Er gab 149 geistliche Lieder, die neben großer Einfalt und Einfachheit eine schöne Salbung haben, unter dem Titel heraus: „**Evangelia melodica,**" d. i. „geistliche Lieder nach dem Sinn der ordentlichen Sonn- und Festtagsevangelien eingerichtet. Bremen, 1700."

Darunter sind ächte Kernlieder, mit welchen er die hohen christlichen Feste herrlich geziert und geschmückt hat. Manche davon stehen im Hallischen Gesangbuch vom J. 1719. In der Vorrede zum genannten Werk versprach er auch geistliche Lieder über die Episteln, auf gewisse Sprüche der h. Schrift und allerlei Fälle des menschlichen Lebens.

(Quellen: Casp. Wezel's Analecta hymnica. 2. Bd. S. 546 rc.)

Freystein, Dr. Johann Burkhard, ein glaubiger und durch Spener's Predigten angeregter Hof= und Justizrath in Dresden, wo er im J. 1720 starb. „Mache dich, mein Geist, bereit," ist das einzige Lied, das von ihm bekannt ist.

Günther, Cyriakus, geb. in Goldbach bei Gotha. Er lebte als Lehrer am Gymnasium zu Gotha, wo er im Oktober 1704 starb. Seine geistlichen Lieder, über dreißig an der Zahl, erschienen im J. 1714 im Druck; sechzehn fanden Aufnahme im Freylinghausenschen Gesangbuch. Thl. II.

Aus der Anregung, die Spener auf dem Gebiet des kirchlichen und religiösen Lebens gegeben hatte und wovon wir als schöne Früchte diese ganze Reihe von Männern erblickten, die zu lebendigem Christenthum und ernstlicher Frömmigkeit geweckt, um Spener als geistlichen Vater sich schaarten, und in einfachen, herzlichen, biblischen Liedern ihre durch die schriftmäßige Erkenntniß Jesu Christi gewonnenen frommen und seligen Gefühle der Welt verkündeten, entwickelten sich im weiteren Verlaufe drei sich von einander sondernde Hauptrichtungen; aus dem einen Stamme giengen dreierlei Zweige hervor, 1) die Mystiker und Separatisten, 2) die Pietisten, und 3) die Herrnhuter. Darnach bilden sich auch aus der Spener'schen Schule der Frömmigkeit auf dem Gebiet des Kirchenlieds drei besondere Dichterschulen mit charakteristischen Verschiedenheiten, nämlich:

1) Die Mystiker und Separatisten.

Schon längere Zeit vor Spener waren besonders durch Jakob Böhme (1612) und dessen überspannten Anhänger, Johann Georg Gichtel (1664—1711), schwärmerische und separatistische Bestrebungen in der lutherischen Kirche, deren trauriger Zustand gerade die tiefer fühlenden am wenigsten befriedigte, laut geworden. Spener's Angriffe auf die trockenen und unfruchtbaren Kanzelvorträge seiner Zeit und auf das erstorbene Leben in der Kirche, deren Mängel er offen zu Tage legte, die Mißdeutung seiner Behauptung, „daß nur die Wiedergeborenen das Evangelium recht verstehen und lehren können," entfremdete nun noch in weiterem Umfang Viele der Kirche und ihren Dienern und Einrichtungen, „weil darinn nicht wiedergeborene Geistliche wären und man beim öffentlichen Abendmahl mit so vielen unwiedergeborenen und also unwürdigen Gliedern communiciren und in

Gemeinschaft treten müsse." Viele fiengen an, die Kirche nicht mehr für die wahre, sichtbare, und für nicht besser, als ein Babel, zu halten.

Aus der Anregung also, die Spener gab, fieng sich eine seinen guten Absichten ganz entgegengesetzte Richtung zu bilden an, eine Richtung, die er gerade aufs Sorgfältigste bei seinen Anhängern zu vermeiden gesucht hatte. Wiewohl er das Verderben der Kirche in starken Farben geschildert und zur Heilung desselben eine innige Verbindung aller Guten und Frommen gewünscht, ja selbst den Vorschlag gemacht hatte, Kirchlein in der Kirche (ecclesiolas in ecclesia) zu pflanzen, so hatte er doch immer aufs Entschiedenste behauptet, man müsse von derselben sich unter keinerlei Vorwand absondern. Er that auch Alles, um dieß zu verhindern, und gab daher im J. 1684 den Traktat heraus: „Der Klagen über das verdorbene Christenthum rechter Gebrauch und Mißbrauch."

Allein der einmal gegebene Anstoß wollte seinen Verlauf haben. Mit mehr oder weniger Geringschätzung der Kirche versenkten sich die Einen in die Tiefen des eigenen, religiösen Gemüths, in die innere Herzenskirche, und ergötzten sich an den mystischen Schriften der Alten, besonders der Franzosen und Italiener; auf dem Gebiete der Dichtkunst wirkte hier die zweite schlesische Schule nach. Die Andern dagegen fiengen an, in separatistischem Geiste von der Kirche, als einem Babel, auszugehen, sich ganz von ihr abzusondern und sie in feindseligem Geiste zu bekämpfen. Die Repräsentanten der erstern sind: G. Arnold und Dr. Petersen, mit seinen chiliastischen Ansichten von einem tausendjährigen Reich und einer Wiederbringung aller Dinge; der Repräsentant der letztern Dippel. Solcher Sinn zeigte sich zunächst in der Wetterau, um Frankfurt und am Rhein, angeregt durch Spener's Wirken zu Frankfurt in den Jahren 1666—1686.

Die Liederdichter dieser Richtung, z. B. ein Rock, Job rc., haben ihre Lieder besonders im „Darmstädter Gesangbuch" vom Jahr 1698 niedergelegt. Zinzendorf sagt von diesen Liedern: „Es fehlt bei ihnen über dem Eifern gegen das ungöttliche Wesen und dem Hoffen auf eine baldige Zukunft Christi das Gefühl der Sünderschaft und der Gnade Christi häufig allzusehr." Bei Manchen artete die religiöse Wärme gar ins Phantastische, in Ekel erregende Ausmalungen und Uebertreibungen aus, namentlich in mehreren Gesellschaften von Separatisten und Schwärmern, die sich an die Selbsterleuchtung durch das innerliche Wort hielten, wie z. B. bei der Philadelphischen Gesellschaft zu Straßburg und in den sogenannten „sieben asiatischen Gemeinden". Von ihnen stammen die Liedersammlungen: „Anmuthiger Blumenkranz aus dem Garten der Gemeinde Gottes rc. ans Licht gegeben im J. 1712", und — „Jesuslieder für seine Glieder, sonderlich für die Kleine und Reine, die mehr im Wesen haben, als im Scheine, 1720 und 1723. 2 Thle."

Auf die Lieder dieser von Löscher sogenannten „groben Pietisten",

zum Unterschied von den Spenerianern als „mittlern Pietisten", ist wie natürlich im W. Gesangb. so wenig als sonst in einem kirchlichen Gesangbuch Rücksicht genommen. Doch besitzt dasselbe Proben von den zwei hervorragendsten Geistern dieser Richtung, nämlich von:

Dippel, Johann Conrad, der unter dem Namen Christianus Demokritus seit dem Jahr 1697 in einer Menge heftiger, beißender Schriften kühne und beleidigende Angriffe gegen die evangelische Kirche und deren Lehrbegriff ausgeführt hat. Er wurde auf Schloß Frankenstein in Hessen bei Darmstadt im J. 1673 geboren, und studierte zu Gießen die Arznei- und Naturwissenschaft; darnach wurde er eine Zeitlang Hauslehrer auf einem Schloß im Odenwald. Um diese Zeit trat er zuerst als Gegner der Pietisten auf, später bewarb er sich in Straßburg um eine Professur, mußte aber von dort wegen des üblen Lebens, das er führte, im J. 1696 entfliehen. Hierauf wurde er durch das Lesen von Spener's Glaubensgerechtigkeit und vielleicht auch schon früher durch den Umgang mit Arnold, den er in Gießen kennen lernte, als er sich dort gleichfalls um eine Professur bewarb, auf einen bessern Weg gebracht. Dieß bezeugt er selbst mit den Worten: „Es würde das Letzte mit mir ärger geworden seyn, als das Erste, wo mir mein treuer Heiland nicht auf dem Fuße nachgegangen und unaufhörlich vor der Thür meines tückischen Herzens angeklopft, auch mir endlich von außen einen treuen Führer zugeschickt hätte, der meine wankende Seele durch die Kraft, so in ihm mächtig war, aus vielen Stricken errettet und auf den richtigen Pfad gebracht. Dieß war der weiland Herr Professor Arnold." Bald aber fieng er nun an, nicht bloß die Rechtglaubigen (Orthodoxen), sondern auch den ganzen evangelischen Lehrbegriff auf das Bitterste anzufechten.

In diesem seltsamen Mann war, nach Hoßbach's Schilderung, große Gelehrsamkeit in theologischen, arznei- und naturwissenschaftlichen Gegenständen mit einem starken Hange zur Mystik und mit einer unbändigen Gemüthsart so unglücklich gepaart, daß er, indem er die vielen Gebrechen der Kirche seiner Zeit heilen wollte, nur noch größere Verwirrung hervorbrachte. Er setzte die Religion lediglich in Liebe und Selbstverleugnung und behauptete, zur Theologie sey gar kein Studium erforderlich, weil Gott selbst Theologen mache; er schrieb bloß dem innerlichen Worte Gottes eine Lebenskraft zu; dem Leiden Christi sprach er die versöhnende Kraft ab und leugnete die Gerechtigkeit aus dem Glauben, leitete dagegen die Wiedergeburt von dem innerlichen Lichte her, und behauptete die Möglichkeit einer absoluten Vollkommenheit des Menschen in diesem Leben. Dabei verwarf er Kindertaufe, Beichte und Absolution und sah das h. Abendmahl, das jeder wahre Christ austheilen könne, für nichts an, als für eine Verkündigung des Todes Jesu und für ein brüderliches Liebesmahl.

Sein äußeres Schicksal war eben so stürmisch, als sein Gemüth. Er konnte weder zu Gießen noch zu Straßburg seinem Wunsche gemäß

eine Professur erlangen, und lebte meist als Arzt und Naturforscher im Privatstand in Hessen, seinem Vaterland. 1698 nämlich ergriff er das Studium der Medicin und legte sich auf Alchymie, wobei er nach acht Monaten eine Tinktur erlangt haben soll, durch die er so viel Geld machen konnte, daß er ein Landgut von 50,000 fl. zu kaufen im Stand war. Er konnte dieß aber nicht behaupten, und gieng 1705 nach Berlin, wo er am Stein der Weisen mit sehr unglücklichem Erfolg arbeitete. Dort wurde er im J. 1707 auf Betrieb des schwedischen Hofs, den er ehrenrührig angetastet hatte, gefänglich eingezogen, doch gegen Caution wieder frei gelassen. Hierauf begab er sich im Jahr 1710, nach kürzerem Aufenthalt in Frankfurt, nach Holland, wurde zu Leyden Doktor der Medicin, und lebte eine Zeitlang als Arzt in Amsterdam, wo er die berühmt gewordene „Dippel'sche Arznei" erfand. Der Ruf seiner medicinischen Kenntnisse und seiner Goldmacherkunst verschaffte ihm beim König von Dänemark die Stelle eines Kanzleiraths und Vicepräsidenten zu Altona, aber seine heftige und schmähsüchtige Sinnesart brachte ihn in eine Criminaluntersuchung, die damit endete, daß er im J. 1719 die Verbrennung seiner Schriften auf öffentlichem Markt durch den Henker mit ansehen und dann in Ketten nach der Insel Bornholm zu immerwährendem Gefängniß gehen mußte.

Im J. 1726 erhielt er jedoch die Freiheit wieder, kam dann als Arzt zum König von Schweden nach Stockholm; weil er aber auch hier eine ärgerliche Schrift herausgab und die Reichsstände einen Mann nicht dulden wollten, der die evangelische Kirche so lästerlich angefeindet hatte, mußte er Schweden bald wieder verlassen, und kam in demselben Jahre noch als Kanzleirath nach Berleburg in der Grafschaft Wittgenstein in Westphalen. Hier war er das Haupt des dortigen Separatistenvereins. Im Jahr 1730 kam Zinzendorf zu diesen Separatisten, um sie auf den wahren und einzigen Grund der Seligkeit zu führen. Da geschah es, daß Zinzendorf's Vorträge auch Dippeln durchs Herz giengen und eine Zeitlang wohlthätig auf ihn einwirkten. In dieser Zeit dichtete er das Bußlied: „O Jesu sieh darein" (Nro. 291.). Allein sein ungebrochener Sinn, seine Selbstsucht und seine unglückselige Spottsucht führten ihn bald wieder von der rechten Bahn ab und gestatteten der Versöhnungspredigt Zinzendorf's keinen dauernden Einfluß. Weil man ihn um diese Zeit öfters für todt ausgab, so stellte er im J. 1733 einen Bericht in Form eines Patents an das Licht, worinn er meldete, daß er vor dem J. 1808 nicht sterben werde. Er lebte aber nicht mehr lange — und starb in seinem separatistischen Sinne zur Berleburg im J. 1734, wo er am 25. April, ganz unvermuthet, des Morgens todt in seinem Bett gefunden wurde.

Zinzendorf sagte von ihm: „was Spener nicht erweint, das wollte Dippel erlachen."

(Quellen: Philipp Jak. Spener und seine Zeit, von Wilhelm Hoßbach. II. Thl. Berl. 1828. S. 116—120. — Baumgarten's Geschichte der Religionsparteien. S. 1119 &c. — Besonders aber: Dippel's Leben von Ackermann. Leipz. 1781.)

Arnold, Gottfried, wurde geb. 5. Sept. 1666 zu Annaberg im Meißnischen Erzgebirge, dem Geburtsort Joh. Frenzel's, wo sein Vater Präceptor an der Stadtschule war. Erst fünf Jahre alt verlor er schon seine Mutter und hatte bei den geringen Mitteln seines Vaters gar frühe allerlei bittere Entbehrungen durchzumachen, so daß er schon im dreizehnten Jahre durch Stundengeben seinen Unterhalt sich selbst erwerben mußte. Er wurde damals schon, wie er selbst sagt, „von „der göttlichen Weisheit immerdar merklich gerührt und gezogen, auch „öfters nachdrücklich und empfindlich gezüchtiget". Im Jahr 1682 bezog er das Gymnasium zu Gera und drei Jahre darauf die Universität Wittenberg, die durch ihre Streitsucht für das orthodoxe Lutherthum damals vor allen andern Universitäten hervorragte. Von seinen Studentenjahren erzählt er selbst, daß er durch die heftige und rechtmäßige Lust zum Studiren vor andern Lüsten und Lastern der Jugend bewahrt und durch die mehr als heidnischen Exempel der Lehrer und Studenten nicht verführt worden sey. Während seiner vierjährigen Studienzeit studierte er mit dem größten Heißhunger und glänzendsten Erfolg; die Versuchungen des Ehrgeizes und was sich Ungöttliches dabei mit untermengte, suchte er redlich durch fleißiges Gebet zu dämpfen. Besonders in der Welt- und Kirchengeschichte, die auch lebenslänglich sein Hauptfach blieb, erwarb er sich eine bewundernswürdige Gelehrsamkeit.

Nach vollendeten Studien wurde er im J. 1689 Hofmeister in einigen adelichen Häusern zu Dresden. Hier wirkte Spener bedeutend auf ihn ein; er besuchte dessen Erbauungsstunden gar fleißig. Dadurch wurden ihm die Augen geöffnet über das Verderben der Kirche und er mit einem praktisch-christlichen Geiste erfüllt. Aber Spener's Geist der Milde, Weisheit und Unparteilichkeit gieng nicht auf den heftigen und zu Uebertreibungen geneigten Schüler über. In schroffem Sinne strafte er mit Wort und Wandel die Sünden seiner Umgebungen und der unbequem gewordene Zeuge Jesu wurde daher schnell und unversehens entlassen. Auf Spener's Empfehlung kam er nun im J. 1693 als Hofmeister nach Quedlinburg zu Stiftshauptmann von Stammen, bei dem er sich vier Jahre lang aufhielt. Hier schrieb er im J. 1695 „das erste Marterthum" und im J. 1696 „die erste Liebe zu Christo oder wahre Abbildung der ersten Christen nach ihrem lebendigen Glauben und heiligen Leben". Sein für das Heilige glühendes Gemüth wandte sich nämlich unwillig von dem Anblick der ihn umgebenden Zerrüttung des christlichen Lebens hinweg und suchte Befriedigung in der Betrachtung des Zustands der ersten christlichen Kirche. Dieses von lebendigem Glauben und sittlichem Ernst und Eifer durch-

glühte Buch gefiel Spenern so wohl, daß er es als Probst zu Berlin nach seinen Predigten den Zuhörern männlichen Geschlechts auf der Bibliothekstube vorlesen ließ.

Arnold ward dadurch so rühmlich bekannt, daß ihn der Landgraf von Hessen-Darmstadt sogleich im folgenden Jahre 1697 aus eigenem Antrieb auf die Professur der Geschichte nach Gießen berief. Mit brennendem Eifer warf er sich hier in sein neues Amt. Er fieng an, sein mit dem größten Aufwand von Gelehrsamkeit ausgeführtes Werk, die berühmte „Kirchen- und Ketzerhistorie“ zu schreiben, wovon der erste Theil 1699, der andere 1700 zu Frankfurt a. M. erschien. Dadurch veranlaßte er zwar eine lebendigere und geistvollere Behandlung der Kirchengeschichte, und wies, wie kein Anderer vor ihm, auf das Schönste und Wichtigste in der Geschichte des Reiches Gottes hin; allein er war darinn ungerecht und parteiisch gegen die äußere Kirche; bei aller Gelegenheit entschuldigte er die Ketzer und Enthusiasten, und suchte sie als Verkannte zu Ehren zu bringen; wo er aber der Kirche, besonders auch der lutherischen, und ihren Theologen etwas aufbürden und zu ihrem Nachtheil schreiben konnte, säumte er sich nicht. Mit den darinn ausgesprochenen Grundsätzen sah er nun Alles um ihn her, besonders auf der Universität Gießen, im grellsten Widerspruch. „Täglich wuchs mein Ekel vor dem hoch„trabenden, ruhmsüchtigen Vernunftwesen des akademischen Lebens,“ — sagt er selbst — „bei allen Verrichtungen, Collegien, Disputatio„nen und andern Vorgängen fühlte ich die empfindlichsten Gemüths„schmerzen. Alle Worte und Werke gaben mir lauter Stiche in mein „zerschlagenes Gemüth, weil ich sogar Alles Christo und seiner Nie„drigkeit, Liebe und Einfalt, ja dem lebendigen Glauben und dem ganzen „Wege des Heils entgegenstehen sah. Wenn ein treues Gemüth unter „solchen Anstalten, die großentheils dem wahren Sinn und Evangelio „Christi zuwider sind, bleiben und dennoch seinem Gott auch redlich „und ungehindert dienen will, so ist leicht zu erachten, ob es seinen „Zweck und ein von der Welt unbeflecktes Herz erhalten könne. Welch „ein Elend ist es um die gemeine, mit Recht sogenannte Welt„weisheit! Wenn nun eine von Christo ergriffene Seele bei solchen „Handlungen seyn und mit examiniren, votiren, gratuliren, der„gleichen Dinge in allen Stücken billigen, doch aber dabei so viel „Mißbrauch des Namens Gottes, Ehrgeiz, Geldbegier und andere „Sünden erblicken soll: wie möchte sie dann ihr Gewissen anders „bewahren, als daß sie ihr Mißfallen durch Enthaltung bezeugte?“

Deßhalb legte er auch schon nach einem Jahre, ehe noch seine Kirchen- und Ketzerhistorie im Druck erschien, seine Professur in Gießen im J. 1698 nieder. In dem „offenherzigen Bekenntniß“, das er zur Rechtfertigung dieses Schritts veröffentlichte, gesteht er weiter noch, er habe gefunden, daß er dieses Amt nicht aus reiner Liebe für dasselbe gesucht, sondern daß allerlei Nebenrücksichten mit-

untergelaufen, insbesondere Ehrgeiz, Nahrungssorgen und Kreuzesflucht. Darum wollte er in der Kraft des großen „Durchbrechers aller Bande" diese Bande durchbrechen (vergl. Nro. 418, bes. V. 5.) und zog von Gießen weg nach Quedlinburg, wo er bis zum J. 1700 in dem Hause seines alten Freundes und nachmaligen Schwiegervaters, des Hofdiakonus Joh. H. Sprögel, in zurückgezogener Stille lebte.

Als seine Ketzerhistorie nun gedruckt erschien, hatte er wegen der darinn ausgesprochenen separatistischen Gesinnungen und gar mancher ungerechter Uebertreibungen, die er nachher selbst bereute, viel Anfechtung durch die Theologen zu erfahren; es wird überhaupt noch nie ein bekehrter, geistvoller Theologe heftiger und unerbittlicher verfolgt worden seyn, als er. Besonders durch seine in Quedlinburg geschriebene und zu Leipzig im J. 1700 gedruckte Schrift: „das Geheimniß der göttlichen Sophia", worinn er in auffallenden, mystischen und phantastischen Ausdrücken das verborgene Leben mit Christo in Gott beschreibt und die himmlische Weisheit Gottes in Christo, nach Art des Buchs der Weisheit und des Hohenlieds, als jungfräuliche Person behandelt, kam er vollends in das Geschrei „eines Schwärmers". Es ist eine beschauliche Mystik, die sich hier bei ihm kund giebt und bei der er, in die Tiefen des christlichen Gefühls versenkt, eine über alle Sinnlichkeit und bildliche Erkenntniß erhabene, unmittelbare Anschauung Gottes, welche für den Menschen die rechte Heiligungskraft und in ihrer Ausübung nichts anderes, als lauter göttliche Liebe sey, für das Höchste ansah. Weil er sich nun aber auch des Kirch- und Abendmahlgebens in Quedlinburg enthielt, und mit Joh. Conr. Dippel Freundschaft pflog, so fieng die dortige Geistlichkeit einen öffentlichen Streit mit ihm als sektirerischem Unruhstifter an, und gab ihm zum Theil unerweisliche Stücke Schuld, wie z. B. daß er eine Feuersbrunst veranlaßt habe.

Die verwittwete Herzogin von Sachsen-Eisenach berief ihn deßhalb gegen Ende des J. 1700 als Hofprediger nach Altstädt, damit er dort mit voller Gewissensfreiheit das göttliche Wort verkündigen könne. Bevor er nach Altstädt zog, hatte er sich am 5. Sept. 1700 mit der gottseligen Tochter seines alten, frommen Freundes Sprögel zu Quedlinburg verheirathet, obgleich er in seinem Buch von der göttlichen Sophia und anderwärts den ehelosen, der Gemeinschaft mit dem Herrn allein gewidmeten Stand, als einen besonders segensvollen, gepriesen und behauptet hatte, er könne und wolle nicht heirathen, da er mit der heiligen Sophia eine so feste Ehe geschlossen habe. Es gieng ihm hier, wie er in dem Liede: „So führst du doch" (Nro. 369, 9.) ausspricht. Manche wollten dieß, und daß er wieder ein Amt annahm, für einen Abfall vom Christenthum ansehen, und seine Gegner suchten ihn deßhalb wegen dieses Widerstreits gegen seine frühern Aeußerungen schadenfroh zu verdächtigen; er erklärte aber durch Wort

und That, daß hiedurch seine treue Anhänglichkeit an Christum nicht gestört und der durch die neue Geburt mit ihm vereinigte Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit bleibe. Namentlich aber bezeugt er, daß ihm Gottes Weisheit durch den Umgang mit dieser Gefährtin sowohl innerlich, als äußerlich viel Gnade und Wohlthat erzeigt habe, obgleich seine beiden aus dieser Ehe stammenden Kinder schon im J. 1709 in zarter Jugend dahinstarben. Auch in Altstädt, wo er bis zum J. 1705 blieb, genoß er keine ruhige Wirksamkeit. Unbedachte Aeußerungen von seiner Seite, z. B. „daß der gemeine Kirchendienst nicht allein an sich selbst unnöthig, sondern auch nach der heutigen Praxis der Lutheraner gar schädlich sey", oder: „daß der Mensch den Tempel in sich selbst finden könne und eine Seele, die Gott in sich trage, von allem Verlangen nach Kirchenversammlungen abgehe", gaben seinen leidenschaftlichen Gegnern hinreichenden Stoff, ihn überall als Sektirer und Separatisten auszuschreien, auch weigerte er sich, die symbolischen Bücher, besonders die Concordienformel, anzuerkennen.

So ward denn auf Antrieb der Orthodoxen durch die herzogliche Regierung seine Vertreibung aus Altstädt verfügt und er durch ein Dekret vom 16. Dec. 1704 unter scharfer Bedrohung des Landes verwiesen. Der König Friedrich I. von Preußen, der sich schon vor seiner Vertreibung beim herzoglichen Hof für ihn verwendet hatte, berief ihn nun als Pastor und Inspektor nach Werben in der Altmark Brandenburg, zu demselben Amt, das sein Schwiegervater Sprögel vor ihm bekleidete. Auf dieser Stelle blieb er vom J. 1705—1707, durch den König geschützt, ruhig und unangefochten. Hierauf bat die Gemeinde Perleberg in der Altmark um ihn beim König und dort verbrachte er nun noch seine letzten sieben Lebensjahre unter unermüdlicher Arbeit am Evangelium, Liebe gebend und Liebe nehmend. Er war selbst ruhiger geworden und mehr abgeklärt, und hatte nun auch von außen mehr Frieden, wie er selbst innerlich zu größerem Frieden gekommen war. „Mit großem Fleiß und Treue," sagt einer seiner Biographen, „mit Weisheit und unverdrossenem Muth hat er „sich nun der Erbauung seines Nächsten, sonderlich der ihm anver„trauten Gemeinden angenommen, und vornämlich dahin gearbeitet, „daß das falsche Christenthum entdeckt und zernichtet, die seligmachende „und lebendige Erkenntniß Jesu Christi aber den Seelen möchte bei„gebracht werden, in welcher Treue, Liebe und herzlichen Sorgfalt er „dann gleich einem Lichte sich selbst je mehr und mehr verzehret." Solche außerordentliche Thätigkeit, bei der er zugleich während seines Lebens achtundfünfzig verschiedene Werke schrieb, und darunter Folianten, von welchen ein einzelner Band 1000—1500 Seiten umfaßt, rieb seine Körperkraft auf.

Im J. 1713 wurde er von einer scorbutischen Krankheit, wahrscheinlich in Folge seiner sitzenden Lebensart, befallen, durch die er so sehr geschwächt wurde, daß selbst ein Besuch des Carlsbads im folgenden

Jahr ihn nicht herstellte. Da bereitete ein unversehener, roher Gewaltstreich seinem so vielfach erschütterten Leben ein schnelles Ende. Es war am Pfingstfest 1714, als preußische Werber, gerade während Arnold seiner Gemeinde das h. Abendmahl nach der Morgenpredigt austheilte, plötzlich mit Trommelschlag in die Kirche drangen und einige Jünglinge vom Altar hinweg zur Fahne schleppten. Dieser Unfug an heiliger Stätte gab dem ohnehin geschwächten Seelsorger den Todesstoß. Im Innersten alterirt, gieng er von seiner verscheuchten Heerde nach Hause, und als er, trotz seiner großen Schwachheit, am folgenden Tage noch eine Leichenpredigt hielt, ließ der Bürgermeister den Meßner hinter den geliebten Prediger auf die Kanzel stehen, um ihn, wofern er umsänke, sogleich in seinen Armen aufzufassen. Er vollendete jedoch seine Predigt noch, obwohl mit schwacher Stimme, „einem ehrlichen Krieger gleich, der bis zum letzten Athemzug seinen Posten behauptet". Todesmüde kam er in sein Zimmer zurück, und blieb drei Tage lang auf einem Lehnstuhl unter kindlichem Gebetsumgang mit Gott. Darnach legte er sich endlich aus großer Mattigkeit im Schlafrock aufs Bett und blieb daselbst in einem vergnügten, heitern Gemüthszustand. Kam Jemand zu ihm, so ermahnte er ihn sehr ernstlich zur ernsten Verleugnung und zum Ausgang aus der Welt und zu einem rechten Durchbrechen in die göttliche Gnade. Unter vielem Andern sagte er einmal: „Ich hätte nicht gemeint, daß Gott mich so ruhig auf meinem Todtbett machen würde," und bald hernach zu seiner Frau: „Wie wohl! wie wohl! Ach wie wohl ist mir! — Siehst du nicht die Engel? — Ach! wie schön!" Nachdem er eine Erquickung zu sich genommen, sprach er: „Ich esse Gott in allen Bissen Brod's", denn er schmeckte im Genuß der irdischen Speise, wie gut, wie süß, wie kräftig und heilsam das ewige göttliche Wort und Wesen sey.

So freudig er bis dahin war, in so tiefe Angst und schwere Anfechtung sollte er aber noch gerathen. In solcher Angst mußte ihm seine Frau, da er nicht auf dem Rücken liegend beten wollte, im Bett auf die Kniee helfen, worauf er also sprach: „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir! Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst." Einige Stunden vor seinem Ende, da ihn Jedermann schon für todt hielt, richtete er sich auf einmal in seinem Bett ganz allein auf und rief mit lauter Stimme: „Frisch auf, frisch auf! Die Wagen her und fort!" Darauf ward er stille und verschied ganz sanft unter Gesang und Gebet einiger treuen Freunde am 30. Mai 1714, erst siebenundvierzig Jahre alt. Kurz vor seinem Ende hatte er noch mit sehr beweglichen Worten gesagt: „Die Gerichte der letzten Zeiten werden unerträglich seyn."

Die ganze Stadt folgte seinem Sarge mit Thränen um den geliebten Seelsorger und Prediger, der unter ihnen als ein Vorbild der Weisheit, Demuth und Friedfertigkeit gewandelt hatte und dem das

Zeugniß Offenb. Joh. 2, 3. gebührt. Prälat Hiller, ein Sohn des sel. Ph. Fr. Hiller äußerte: „Ich wünsche mir Arnolds Werke, sein Gebet und Glaubensstärke und sein schönes Todes-Nu!"

Seine erste poetische Schrift erschien schon im J. 1697 unter dem Titel: „Göttliche Liebesfunken aus dem großen Feuer der Liebe Gottes in Christo Jesu entsprungen. Frankfurt a. M."; sie ist fast ganz vergriffen. In seiner mystischen Schrift: „Das Geheimniß der göttlichen Sophia. Leipz. 1700" streute er viele Lieder ein unter dem Titel: „Poetische Lob- und Liebessprüche von der ewigen Weisheit nach Anleitung des hohen Lieds Salomonis" in zwei Abtheilungen, wovon die zweite Abtheilung noch den besondern Titel führt: „Neue Liebesfunken" ꝛc. Von ihm gibt es auch ein größeres und kleineres Gesangbuch. Albert Knapp, der dreiundneunzig Lieder von ihm mit einigen Nachbesserungen herausgegeben hat, gibt über die gedankenreichen Arnold'schen, aus den edelsten Tiefen des christlichen Gefühls und inniger Frömmigkeit hervorgequollenen Lieder, die zu dem Edelsten und Köstlichsten gehören, was die geistliche Dichtkunst hervorgebracht, folgendes Urtheil ab: „Ihr Charakter ist heiliger Ernst, glühende Sehnsucht und Liebe, große, lebendige Herzenserfahrung und Verschmähung aller weltlichen Eitelkeit. Wenn wir aber in Zinzendorfs Liedern die kindliche Andacht, wie eine helle, rauchlose Flamme, freudevoll gen Himmel steigen sehen, so zeigt sich bei Arnolds Gesängen mehr noch eine verschlossene, ringende Gluth, die in fröhliche Flammen auszuschlagen sucht, aber noch von allerlei gährenden Elementen, gleich einem schmelzenden, kochenden Metall, umfangen ist. Der Unterschied dieser genannten Dichter liegt wohl darinn, daß Zinzendorf das Geheimniß der freien Gnade Christi weit tiefer ergriffen hatte, während der gleichfalls wiedergeborene Arnold mehr einseitig und vielleicht zu früh auf Christum, sofern er uns zur Heiligung gemacht ist, hinstrebte, und, weil ihm der kindlich heitere Geist durch die Versöhnung weniger aufgegangen war, seine Kraft vornämlich in der mystischen Vereinigung mit Gott vermittelst schwerer Kämpfe und Verleugnungen verzehrte, um auf diesem härteren Wege das einzubringen, was ein hell und gründlich in der Versöhnung lebendes Herz weit leichter und seliger ergreifen lernt."

(Quellen: Reiz, Historie der Wiedergeborenen, 4ter Thl. — Gottfr. Arnolds geistliche Lieder, bearbeitet, herausgegeben und mit einer Lebensbeschreibung Arnolds versehen von Albert Knapp. Stuttg. 1844.)

An Arnold reiht sich, wiewohl aus einer etwas spätern Zeit, an —

Tersteegen, Gerhard, der edle Mystiker der reformirten Kirche und mit Joachim Neander ihr trefflichster Liederdichter. Er steht übrigens, wie Dr. Lange richtig bemerkt, mit seiner mystischen Tiefe und Seligkeit in Gott so eigenthümlich da, daß ihn die reformirte Kirche seiner Zeit kaum fassen konnte.

Er wurde den 25. Nov. 1697 in der Stadt Mörs in West- 17.

phalen geboren und war der Sohn eines gottseligen Kaufmanns, der bald nach seiner Geburt starb. Frühe schon zeigte er vorzügliche Fähigkeiten und machte in der lateinischen Schule beträchtliche Fortschritte. Häusliche Umstände bestimmten seine Mutter, ihn, statt studieren, die Kaufmannschaft erlernen zu lassen. Vier Jahre, von seinem fünfzehnten Jahr an, erlernte er dieselbe bei einem Bruder seiner Mutter in Mühlheim an der Ruhr. Hier wurde er bereits im sechszehnten Jahre von der Gnade Gottes gerührt und bekehrt. Der Umgang mit einem christlich gesinnten Kaufmann nämlich machte einen solchen Eindruck auf sein junges Herz, daß er ganze Nächte mit Beten, Lesen und Nachdenken zubrachte. Den Ausschlag gab aber vollends bei ihm ein denkwürdiges Ereigniß auf einer Reise nach Duisburg. Auf derselben wurde er nämlich plötzlich von heftigen Kolikschmerzen überfallen, die ihm den Tod drohten; da warf er sich auf die Kniee und sprach im Gebet zu Gott, er möge ihm sein Leben noch länger fristen, damit er Zeit habe, sich auf die Ewigkeit gehörig vorzubereiten; mit einemmale waren seine Schmerzen verschwunden, so daß ihn dieß nun aufs kräftigste bewog, sich dem so guten und gnädigen Gott ganz zu übergeben, ohne den mindesten Vorbehalt.

Nach vollendeter Lehrzeit suchte sich Tersteegen ein stilleres Gewerbe, da er bei sich wahrnahm, daß die Kaufmannschaft ihm zu viele Zerstreuungen verursache und sein Wachsthum in der Gnade hindere. Er versuchte es zuerst mit der Leineweber-Profession, allein seine schwächliche Gesundheit nöthigte ihn, davon abzustehen; nun erwählte er das Seidebandmachen und hielt Niemand um sich, als ein kleines Mädchen, das ihm die Seide wickelte. Mühlheim an der Ruhr blieb nun lebenslänglich sein Wohnort.

Seine Lebensart war ganz still und einfach, seine Kleidung und Nahrung gering; meist genoß er bloß Mehl, Wasser und Milch, und trank weder Thee noch Caffee. Bei seinem geringen Einkommen war er doch sehr wohlthätig gegen die Armen. Das Haus, das er von seiner Mutter erbte — seine Miterben und Anverwandten, bei denen er wegen seines Wandels in der Nachfolge des armen Lebens Jesu so verächtlich war, daß sie ihn kaum mochten nennen hören, richteten es so ein, daß ihm nicht Geld, sondern das Haus zufiel, damit er nicht alles weggeben möchte — verkaufte er an seinen Bruder und wandte das dafür erlöste Geld größtentheils an die Armen, so daß er oft selbst in's Gedränge kam, wenn er mehrere Wochen krank darnieder lag und von seinen Anverwandten weder Pflege noch Hülfe erhielt. In solchen Prüfungen blieb aber sein kindliches Vertrauen auf des himmlischen Vaters Fürsorge fest und unbeweglich.

Allmählich führte ihn der Herr auch in innere Leiden und Dunkelheiten, wobei er ihm seine empfindliche Gnade entzog. Fünf Jahre lang dauerte diese Finsterniß, wobei er sogar einmal zu zweifeln anfieng, ob ein Gott sey (vgl. Nro. 416: „Mein Erlöser schaue doch").

Allein auf diese Finsterniß folgte ein desto helleres Licht, so daß er nun um so entschiedener und mit kräftigerer Salbung von der Liebe Gottes, unseres Heilandes, zeugen konnte. Auf einer Reise in eine benachbarte Stadt nämlich bekam er eine Mittheilung Gottes in seinem Innwendigen, die er mit Worten nicht ausdrücken konnte. Da hatte nun die in vorigem Jahre von ihm (nach V. 7 von Nro. 416) ersehnte Stunde geschlagen. Sein Herz war jetzt völlig beruhigt und die versöhnende Gnade Jesu Christi ward ihm überzeugend vor seine Augen gestellt. Bei dieser Gelegenheit dichtete er das schöne, leider im Würt. Gesangbuch fehlende Lied: „Wie bist du mir so innig gut, mein Hoherpriester du." Um diese Zeit geschah es auch, daß er mit seinem eigenen Blut eine edle Verschreibung an Jesum aufsetzte, die in der Sammlung seiner Werke noch zu lesen ist und deren Kern im sechsten Vers des Lieds Nro. 140 „Ruhe hier mein Geist" liegt.

Ein Jahr darauf, im J. 1725, ließ er auf Anrathen eines christlichen Freundes ein wenig von seiner strengen Lebensart nach und nahm einen Freund, Heinrich Sommer, zu sich, den er das Bandweben lehrte. Mit diesem arbeitete er nun täglich zehn Stunden am Bandwebestuhl, zwei Stunden wurden auf das einsame Gebet verwendet und Abends schrieb oder dichtete er. Damals entstand „der Frommen Lotterie" und ward der Anfang „des geistlichen Blumengärtleins inniger Seelen", einer Sammlung von Schlußreimen, Betrachtungen und Liedern, über allerhand Wahrheiten des innwendigen Christenthums gemacht.

Im J. 1727, da er dreißig Jahre alt war, fieng er an, nach wohlgelegtem Glaubensgrund, auch in den Privatversammlungen zu reden, welche in Mühlheim von dem gottseligen Pfarrer Theodor Undereyk, der den Joachim Neander zum Leben in Gott erweckt hatte, gestiftet worden waren. Auch an vielen andern Orten hielt er Erbauungsvorträge. Er that dieß mit einer solchen Herzlichkeit und einer solchen Fülle eigener Ueberzeugung, daß er dadurch ungemeinen Segen stiftete. Erweckte wurden durch seine süßen Reden im guten Sinn befestigt und viele Unveränderte, selbst rohe Menschen wurden von der durchdringenden Kraft seiner Rede oft so gerührt und erschüttert, daß sie zu einer gründlichen und dauerhaften Bekehrung gelangten. Eine große Menge Seelen erholte sich nun mündlich und schriftlich bei ihm Raths, so daß er seine Bandwebprofession niederlegen mußte. Vorher hatte er mehrere Anträge von Freunden, die ihm große Summen Geldes zur Verwendung stellen oder ihm lebenslänglichen Unterhalt zusichern wollten, ausgeschlagen; nun nahm er einige Liebesgeschenke von seinen vertrautesten Freunden an, soweit er zu seinem Unterhalt und zur Unterstützung der Armen bedurfte. Um nicht ganz ohne Arbeit zu seyn, verfertigte er Arzneien zur Austheilung an Freunde und Arme, die zuletzt so häufig begehrt wurden, daß er einen Gehülfen anstellen mußte.

Im J. 1746 bezog er mit einigen seiner Anhänger ein eigenes Haus und hatte nun eine bequemere Gelegenheit, für Kranke und Arme auf seine Kosten kochen zu lassen; auch miethete er ein Häuschen, in welchem er die vielen Fremden aus der Schweiz, Holland, England, Schweden rc., die durch seine, immer mehr sich verbreitenden Schriften zu ihm gezogen wurden, und sonstige auswärtige Freunde beherbergte; dasselbe erhielt daher den Namen „Pilgerhütte". Er erwarb sich die größte Liebe durch sein liebreiches Wesen, durch seine Tragsamkeit und Geduld mit den Schwachen und Strauchelnden (Nro. 218, 9.), durch seine besondere Weisheit, einen Jeden zur Offenherzigkeit zu bringen, durch sein mitleidiges Theilnehmen und Trösten bei allerlei Proben und Versuchungen. Ein bedrücktes Herz gieng nicht leicht ohne Trost und Stärkung von ihm. So half er dem einen für seine kranke Seele, dem andern für seinen kranken Leib, daß man ihn mit Recht „der Armen und Verlassenen Leibarzt" nennen konnte. Das Verlangen der Seelen wurde deßhalb auch so groß nach ihm, daß er oft zehn bis zwölf Tage in der Gegend, besonders im Bergischen, bis Barmen, umherreisen mußte und vom Morgen bis Abend mit Menschen umringt war. Er wäre gern unerkannt gereist; allein man paßte ihm unterwegs auf und brachte ihn in die nächste Kornscheuer, wo schon eine Anzahl von Leuten auf ihn wartete, um ihn zu hören. War er zu Haus, so wurde seine Stube nie leer; es waren oft zwanzig bis dreißig bekümmerte Seelen zugleich bei ihm. Bei den Versammlungen, die er hielt, waren oft 300 bis 400 Menschen gegenwärtig, und weil das Haus bis an die Thüre voll war, so nahmen sie Leitern, um damit in die Fenster zu steigen. So sehr er aber von heilsbegierigen Seelen aufgesucht ward, so wenig suchte er die Anlässe, sich sehen und hören zu lassen. Bei seiner Grundneigung zur Abgeschiedenheit und Stille kostete es ihn immer eine Selbstüberwindung, wenn er sich Andern hingeben mußte. Er sagte einmal zu einem Freunde, mit dem er in eine Versammlung gieng, um dort zu sprechen: „ich wollte mich lieber vor allen Menschen verbergen, als mich vor ihnen sehen und hören lassen." Er that es auch nur, um nicht dem Willen Gottes zu widerstreben. Sein Grundsatz war: „gerne bei den Kindern, am liebsten bei'm Vater." Dabei war er so demüthig, daß er von seinen Freunden nicht „Vater" genannt seyn wollte, und einmal zu Leuten, die sehr an ihm hiengen, sagte: „es beuget mich sehr, daß ihr Euch an meiner schlechten Person so viel gelegen seyn lasset," ein andermal auch: „ich wünschte gern, daß der Name Gerhard Tersteegen von allen Menschen vergessen und hingegen der Name Jesus in aller Menschen Herzen tief eingeprägt würde."

„Gott ist die Liebe" — war das Triebrad aller seiner Bewegungen. Daher war auch seine ganze Beschäftigung vom Morgen bis zum Abend, Gott und dem Nächsten zu dienen. Ungeachtet seiner

schwächlichen Gesundheit war er unermüdet mit Reden, Schreiben, Rathen, Helfen. Er verzehrte seine Kräfte im Dienste seines Herrn. Als einst eine Freundin zu ihm kam und sein ganzes Angesicht mit einem matten Schweiße bedeckt sah, sagte er zu ihr: „ich bin so schwach, habe viele Besuche und viele Briefe zu schreiben und noch sechs Briefe liegen unerbrochen da!" Da hierauf die Freundin aus Mitleid weggehen wollte, um ihm Ruhe zu lassen, sagte er lächelnd: „O nein! bleibe du hier; Tersteegen muß nicht geschont werden, der muß keine Ruhe haben." Und da er sah, daß sie traurig ward, stand er auf, gieng in der Stube umher, sang mit fröhlicher Stimme zween Verse und fuhr hernach im Gespräch weiter fort. Kaum hatte er oft des Morgens seine schwachen Kräfte gesammelt, so ward er von ganzen Haufen Rathsuchenden überfallen. Oft blieb er, der Kränkliche, bei den Kranken halbe und ganze Nächte.

Ob er wohl wenig Zeit hatte, sich auf seine geistlichen Reden vorzubereiten, so war in ihnen doch Licht und Ordnung. Im J. 1751 schrieb er eine seiner Reden über 2 Cor. 5, 14. selbst auf, nachdem er sie gehalten, und ließ sie drucken. Diese Rede wurde nun so begierig gelesen und so weit verbreitet, daß das Verlangen nach seinen übrigen Reden groß wurde und sich zuletzt acht Schreiber oben im Hause an einem besondern Ort setzten, damit sie alles wohl hören und aufschreiben konnten, was er in der Versammlung redete. So wurden dreißig Reden von ihm gesammelt, die unter dem Titel: „geistliche Brosamen" im Druck erschienen.

Dadurch wurde aber der Zulauf zu seinen Erbauungsstunden nur noch viel größer, so daß er in seinem Hause fünf bis sechs Zimmer mit seiner Stimme erfüllen mußte. Diese Anstrengung verursachte ihm im J. 1756 einen Leibschaden, der ihn nöthigte, öffentliche Reden in großen Versammlungen und weite Reisen zu unterlassen. Dagegen ritt er noch hie und da in benachbarte Orte oder gieng zu Fuß dahin und beschränkte sich auf das Reden in kleinern Kreisen. Mit dieser Wirksamkeit verband er noch die, welche ihm die Abfassung seiner weithin sich verbreitenden Lieder und Schriften darbot.

Sein ganzes Leben, und besonders die letzten dreißig Jahre desselben, waren ein immerwährendes Kränkeln; außer diesen Leibsbeschwerden, die er übrigens mit solcher Tapferkeit ertrug, daß er einmal bei den heftigsten Zahnschmerzen ausrief, er habe Geduld nöthig und dennoch das Lied sang: „Nur frisch hinein, es wird so tief nicht seyn" 2c., hatte er noch allerlei andere Bitterkeiten zu schmecken, welche bald die schiefen Urtheile schwacher Freunde, bald die harten Beschuldigungen und Spöttereien seiner Gegner ihm verursachten. So ward er namentlich auch beschuldigt, daß er die Leute von der Kirche, vom Abendmahl, vom Ehestand (er selbst blieb ledig) abhalte, worüber er sich jedoch vor der Geistlichkeit seines Ortes rechtfertigte, so daß diese ihn an seinem Wirken nicht hinderte. Das Alles aber ertrug er

mit einer ausgezeichneten Geduld, und manchen Feind verwandelte er durch seine Sanftmuth, Herzlichkeit und Weisheit in einen Freund.

Seiner Schwächlichkeit ungeachtet konnte er bis in den Merz 1769, also bis in sein vierundsiebenzigstes Jahr, thätig seyn, obgleich sein Körper durch Anstrengung und Leiden oft dergestalt geschwächt war, daß er wie ein Todter aussah. Im Mai 1768 hatte er noch die siebente Ausgabe seiner Lieder besorgt, wobei er in der Vorrede dd. 10. Mai sich also vor dem Herrn aussprach:

Zeuch, bis mein Alles wird in Dich seyn eingeführet,
Du kräftiger Magnet, der meinen Grund berühret,
Mit Deiner Gotteslieb,
Daß durch verborgnen Trieb
Des Geistes Hunger ewig nun
In nichts, was Du nicht bist, kann ruhn.
Es ist ihm viel zu eng, Dich selber muß er haben,
In Deinem Element muß er den Hunger laben.
Zeuch mich aus mir und aller Kreatur,
Es koste was es will, zeuch, zeuch mich nur.
Laß reißen alle Bande,
Bis daß ich selig lande
In Dich, den Hafen meiner Ruh.
Da thu ich dann die frohen Augen zu;
Da höret auf mein Hunger, Durst und Lauf,
Weil ich Dich selber kann im Seelengrund umfassen:
Mein Wille lieget da gebrochen und gelassen,
Mein Mund aus Ehrfurcht schweigt,
Mein Geist sich innig beugt,
Und sich zum Eigenthum, zu Deinen Füßen schmieget,
Erfährt dann, was es heißt, dieß Wort:
„Ich bin vergnüget."

Endlich wurde er von der Wassersucht befallen, die ihm große Noth und Engbrüstigkeit verursachte, so daß er die meiste Zeit im Lehnstuhl zubringen mußte. In diesem Zustand litt er außerordentlich, doch hörte man kein ungeduldiges Wort aus seinem Munde, ja man sah nicht einmal eine ungeduldige Miene an ihm. Wenn er nach einem Schlummer von einigen Minuten wieder aufwachte, so seufzte er gemeiniglich: „O Gott! o Jesu! o süßer Jesu!" Zu einem Jeden, das ihn besuchte, redete er noch nach der Beschaffenheit seiner Umstände gar tröstlich und erbaulich. So sagte er zu einer sich von ihm verabschiedenden Frau: „O Schwester! Der Weg ist ein guter Weg, folge nur dem Lamme getrost nach, wo es mit dir auch hingehen möchte!" Endlich fiel er in einen tiefen Schlaf, aus dem man ihn nicht mehr erwecken konnte und in diesem schlummerte er auch hinüber, so daß man kaum sagen konnte, welches sein letzter Athemzug gewesen. Die Umstehenden aber meinten, eine Menge Engel um sich zu haben, die seine Seele mit Freuden aufnähmen und in das ewige Reich der Wonne, Friede und Herrlichkeit triumphirend einführten, wo er nun dem Herrn ein neues Lied im höhern Ton anstimmen wird. Er starb 5. April 1769.

Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 218. 263. 586.

Der selige Jung Stilling, der seine Wirksamkeit noch in der Nähe beobachtet hat, urtheilte von ihm, daß nur wenig Menschen, seit der Apostel Zeit, in solcher Einfalt und solcher Kraft des Geistes Christi Menschenseelen geworben hätten für das Reich des Herrn, als Tersteegen.

Tersteegen hielt sich zu keiner Sekte oder Partey, so sehr auch namentlich die Herrnhuter durch persönliche Versuche Zinzendorfs und Doblers ihn an sich zu ziehen suchten. „Mein Sinn und Religion ist „diese," sagte er, „daß ich als ein durch Christi Blut mit Gott Versöhnter mich im täglichen Sterben, Leiden und Beten durch den Geist „Jesu herausführen lasse aus mir selbst und allem Geschaffenen, um „Gott ganz allein zu leben in Christo Jesu, und diesem meinem Gott „durch Glaube und Liebe anhangend hoffe ich mit demselben Ein Geist „zu werden und aus seiner puren Erbarmung in Christo die ewige „Seligkeit zu erlangen. Mit Allen, die unter allerlei Volk also gesinnt sind, habe ich einerlei Religion." Dieß war der Sinn dieses ächten Mystikers. Seine Mystik war der schmale Weg des innern Betens, Sterbens und geheimen Lebens mit Christo in Gott, der Quelle des Lebens. Dabei war er frei von aller Schwärmerei und stolzer Einbildung, sein Sinn war einfach und lauter. Er übte sich beständig im Schauen auf Gott allein, damit er durch dieses Anschauen immer mehr erleuchtet werde zum Wandel in der Liebesehrfurcht. Er glaubte mit voller Gewißheit, daß Gott auf eine besondere Weise in ihm gegenwärtig sey (vgl. Nro. 263: „Gott ist gegenwärtig"). In der Vorrede zum geistlichen Blumengärtlein stellt er den Kern des wahren Evangelii also dar: „Uns von Natur grundverdorbenen Adamskindern ist in dem sanften Namen Jesus Immanuel die „sanfte, wallende Liebe Gottes innwendig in unserem Herzensgrund „wieder eröffnet und unaussprechlich nahe geworden. Weil nun das „Reich Gottes so nahe herbei, ja innwendig in uns gekommen ist, so „dürfen wir gar keinen weitern Umweg mehr machen durch vieles „Wissen und eigenes Wirken, sondern wir können durch diesen eröffneten, neuen, lebendigen Weg fein gerade eingehen in das Heiligthum „der innigen und ewigen Gemeinschaft Gottes. Wir lassen uns durch „diese tief verborgene, nahe Gottesliebe ausführen aus aller betrüglichen Lust dieser Welt und dem quälenden Leben der Selbstheit und „geben zu dem Ende unser Herz und Willen so bloß und blind dieser „innigen Liebe gefangen, daß sie unser Ein und Alles sey, und uns „führe nach ihrem freien Belieben. Sehet da die ganze Sache! Sodann bleibt und wird man nur immer mehr ein einfältiges Herzenskindlein, übt sich frei, ohne Kunst, im Innebleiben, Lieben, Leiden „und Ueberlassen, und wird dergestalt aus lauter Gnade gerecht und

„hat Gemeinschaft mit dem Vater in seinem Sohn Jesu Christo,
„1 Joh. 2, 28.“

Darum sind auch seine Lieder durch und durch beseelt von den Grundgedanken: „Gott ist gegenwärtig“ und „Gott in uns“; darum sind sie der reinste Ausfluß der innigsten Gemeinschaft mit Gott und Christo und bei ihrer unnachahmlichen Tiefe doch voll Klarheit und Einfalt. Dr. Lange sagt über ihren äußern Werth: „Die Innigkeit „und Festlichkeit des christlichen Gefühls schafft sich bei ihm oft die „reinsten und holdesten Formen, die an Göthe's Dichtungsformen „erinnern.“

Er dichtete im Ganzen 111 geistliche Lieder, die zusammengestellt sind in dem Buch: „Geistliches Blumengärtlein inniger Seelen oder kurze Schlußreimen, Betrachtungen und Lieder über allerhand Wahrheiten des innwendigen Christenthums, zur Erweckung, Stärkung und Erquickung in dem verborgenen Leben mit Christo in Gott. 1731.“ Dreißig Jahre nach seinem Tod hatte dieß bereits die zehnte Auflage und jetzt die vierzehnte erlebt. Er selbst hatte noch im J. 1768 die siebente Ausgabe besorgt.

Ganz fassen und verstehen wird seine Lieder nur — wie er selbst sagt — „ein Gemüth, das durch die Abtödtung seines Fleisches, „seiner Sinnen, seiner Affekte, seiner Begierden und seines Willens „sehr innig, geistlich und stille gemacht, wie auch durch die Ver„leugnung der mannigfaltigen Ueberlegungen der Vernunft sehr ver„einfältigt und kindlich geworden ist.“

Er gab auch heraus: „Gott geheiligtes Harfenspiel der Kinder Zion, bestehend in einer starken Sammlung auserlesener und geistreicher Lieder als J. Neandri und vieler andern alt und neuer Autoren.“ — „Kleine Perlenschnur.“ — „Das verborgene Leben mit Christo in Gott.“ — „Weg der Wahrheit.“ — „Lebensbeschreibung heiliger Seelen.“

(Quellen: Geistliche und erbauliche Briefe über das innwendige Leben und wahre Wesen des Christenthums von W. Gerh. Tersteegen, 2ter Bd. III. Thl. Spelldorf 1799. — Gerhard Tersteegens Lebensbeschreibung. Solingen 1775.)

2) Die Pietisten.

Sie sind der reinste und edelste Zweig aus dem Spener'schen Stamm. Speners wohlthätiger Einfluß auf Belebung wahrer Frömmigkeit zeigt sich nämlich in seinem schönsten Lichte bei den auf dem Boden der Kirche stehenden Kirchenlehrern, welche, angeregt durch Speners Wirksamkeit im östlichen Deutschland, vornämlich in Sachsen, während der Jahre 1666—1691, statt von der Kirche sich abzusondern, wie die Mystiker und Separatisten, sie von innen heraus durch lebendigen Schriftglauben zu beleben, zu erwärmen und zu erneuern

suchten. In Dresden nämlich hatte Spener* stets eine Anzahl von Kandidaten des Predigtamtes um sich, die er in der heilsamen Führung dieses Amtes unterwies. Solche Schüler Speners fiengen nun auf verschiedenen Universitäten, besonders in Leipzig, die sogenannten biblischen Kollegien zu halten an, in welchen sie die h. Schrift, die fast gar nicht mehr getrieben wurde, mit gottseligen Ermahnungen erklärten, um dadurch vor Allem die Studierenden zu gründlicher Erkenntniß des Worts Gottes und zu wahrer Gottseligkeit anzuleiten. Dieß erregte große Bewegung und Theilnahme unter Studierenden und Bürgern und das ganze darniedergelegene Bibelstudium kam in großen Flor. Zugleich zeigten die Besucher dieser Kollegien eine auffallende Veränderung in ihrem Lebenswandel, daß sie dem wüsten, akademischen Leben entsagten und sich durch ernstes Studium und Uebungen der Frömmigkeit zu würdigen Kirchendienern vorbereiten wollten, auch den neuen Geist, der sie beseelte, äußerlich in Kleidung, Sprache, Mienen und Geberden, oft mit allerlei Uebertreibungen, darzulegen suchten.

Dieß erregte bei den Andern vielfaches Gespötte und so kam für sie der Spottname „Pietisten" auf, der dadurch erst recht in Gebrauch kam, daß 1689 Carpzov in Leipzig bei einer Leichenpredigt für einen solchen Studierenden, Namens Martin Born, worinn er diese frommen Versammlungen angriff, diesen Namen zum erstenmal öffentlich gebrauchte und der Professor der Poesie, Joachim Feller, ein für diese Beerdigung gefertigtes Leichengedicht mit den Worten anfieng:

„Es ist jetzt Stadt-bekannt der Nam der Pietisten;
was ist ein Pietist? der Gottes Wort studiert
und nach demselben auch ein heilig Leben führt."

Als es nun Spenern, nach viel Streit über Pietismus und nach anfänglicher Austreibung der pietistischen Lehrer von manchen Universitäten, mit Hülfe des Thomasius gelang, gerade die ausgezeichnetsten unter diesen Lehrern, einen August Hermann Franke, Paul Anton und Joachim Justus Breithaupt im J. 1691 an der neuerrichteten Universität Halle als Professoren der Theologie angestellt zu sehen, so wurde von nun an Halle der Sitz des Pietismus. Spener sah hier seine kühnsten Wünsche in Betreff der Universitäten verwirklicht, denn diese in seinem Geist wirkenden Männer machten die praktisch erbauliche Schrifterklärung zur Hauptsache in der Theologie, verbannten aus derselben die Philosophie und setzten einen ungekünstelten, biblischen Vortrag an die Stelle der bisherigen gelehrten Streitkunst; dabei beschäftigten sie sich desto mehr mit Uebungen der Frömmigkeit auch in besonders dazu gehaltenen Versammlungen und

---

* Vgl. W. Hoßbach's Schilderung in der Schrift: „Spener und seine Zeit. Berlin 1828."

predigten, ganz in Speners Weise, laut klagend über die in der evangelischen Kirche herrschenden Mißbräuche. Dabei drangen sie auf einen von der Welt sich absondernden Wandel und bestritten zwar in einem streng sittlichen und christlichen Geist, doch nicht ohne übertriebene Strenge, manche körperliche und geistige Genüsse, die man seit Luther fast allgemein für zuläßig gehalten hatte, den Tanz, das Theater, den Scherz, das Lachen, den Besuch von Gesellschaften, das Tragen kostbarer Kleider, das Spazierengehen, Fechten, Karten- und Kegelspiel rc. — die sogenannten Mitteldinge.

Es währte nun nicht lange, so waren „Hallenser", „Pietisten", „Spenerianer" gleichbedeutende Namen; ihre Gegner nannten sich selbst „Orthodoxe" und hatten in Wittenberg ihren Hauptsitz. Denn die dortigen Lehrer hielten sich, weil sie auf Luthers Lehrstuhl saßen, schon lange für berufen, über der Reinheit der lutherischen Lehre zu wachen. Diese beschuldigten die Pietisten der Verfälschung der reinen Lehre und warfen sie mit den Schwarmgeistern zusammen, so daß sich darüber fast alle Lehrer der deutschen evangelischen Kirche in zwei Parteyen theilten und fünfzig Jahre lang heftig gestritten wurde.

Dieser Halle'sche Pietismus war aber, wie Hoßbach es darlegt (Thl. II. S. 199 f.): „eine ganz andere Erscheinung, als jenes ängstliche, trübe, gesetzliche, am Einzelnen und Unbedeutenden hangende „Wesen, als jenes krampfhafte Abmühen mit Reuegefühlen und Buß„übungen, als jener im Gewande äußerlicher Demuth einhergehende „geistliche Hochmuth, als jenes erzwungene, geistlose, phantastische „Spiel mit einer angelernten, nicht aus der Fülle eines christlich be„wegten Gemüthes hervorquellenden Frömmigkeit, in welches er später „ausartete und welches, auch zu unserer Zeit hervorgetreten, durch den „Namen „Pietismus" als etwas Verwerfliches bezeichnet wird. Der „sogenannte Pietismus Speners und der Hallenser war äußerlich an„gesehen nichts anderes, als die strenge sittliche Richtung auf ein „thätiges, im Glauben und in der Liebe lebendiges Christenthum, „entgegengesetzt der begriffsmäßigen Starrheit der herrschenden Lehre „und der unfruchtbaren Kälte des christlichen Lebens; innerlich aber „ruhte er auf der theologischen Grundanschauung von dem in der „menschlichen Natur liegenden Verderben, zu dessen Hinwegschaffung „es einer höhern, als natürlichen Kraft bedarf, die in Beziehung auf „die Lehre als Erleuchtung, in Beziehung auf das Leben als völlige „Erneuerung durch das Wort und den Geist Gottes sich darstellt und „eine wahre innerliche Frömmigkeit erzeugt, die nicht allein die immer „lebendige Quelle der Sittlichkeit, sondern auch das wesentlichste Er„forderniß aller wahren Theologie ist." Dieß der wahre Pietismus der Hallenser, bei dem die entschiedene Richtung auf das Innerlichste und Lebendigste im Christenthum das Charakteristische ist.

Eine edle Schaar von geistlichen Dichtern gieng nun aus den Reihen dieser Halle'schen Pietisten hervor, die, wie überhaupt, so auch

besonders durch ihre frommen Lieder segensreich und nachhaltig auf die Neubelebung der deutschen evangelischen Kirche wirkten und sich viele Freunde auch in andern Ländern gewannen. Der Grundcharakter der Lieder aller dieser Pietisten ist die bildliche Darstellungsweise, die Vertrautheit mit den Ausdrücken und mit dem Geiste der h. Schrift, ein herzliches, eifriges Verlangen nach einem wahren und liebethätigen Christenthum, heiliger Ernst, ein warmes, christliches Gefühl und ein edler Tiefsinn. Doch nahm die pietistische Liederdichtung außer Halle und dem nächsten Kreis, der sich um die Hallenser gebildet hatte, hauptsächlich in zwei Ländern eine besondere Schattirung an, in Würtemberg und in der Oberlausitz.

Nach diesen Gesichtspunkten sind also die pietistischen Liederdichter in drei Hauptgruppen, deren jede ihre besondere charakteristische Merkmale hat, zu sondern, nämlich in Halle'sche, in Würtembergische und in Oberlausitzer Pietisten.

A. Die Halle'schen Pietisten.

In der Halle'schen Dichterschule tritt gleichfalls ein Unterschied hervor zwischen den Dichtern der frühern und spätern Zeit. In der frühern Zeit tragen die Lieder das Gepräge der Einfachheit und gesunden Frömmigkeit, in der spätern treten Ausartungen des frommen Gefühls und Uebertreibungen hervor. Das Jahr 1720 ist hiefür als der Wendepunkt anzusehen.

a) Die ältere Halle'sche Dichterschule. Von 1691—1720.

Der Geist, der diese Schule durchweht, geht hauptsächlich von August Hermann Franke aus, ihr Hauptsänger aber ist Anastasius Freylinghausen. Dieser ist es auch, der in dem Gesangbuch, das er zum Gebrauch für die Sing- und Betstunden im Halle'schen Waisenhause veranstaltete und wovon der erste Theil im J. 1704, der zweite Theil im J. 1714 erschien, die schönsten Liedererzeugnisse dieser Schule gesammelt hat. In diesen Liedern herrscht Innigkeit und Klarheit und der Sinn eines einfältigen und lebendigen Christenthums, wie sich dieß schon in den Liedern der zunächst um Spener sich reihenden Dichter gezeigt hat; „die Frömmigkeit und Heiligung ist dabei von der Gefühlsseite und als Wachsthum in gottgefälligem Wirken" behandelt, ihnen eigenthümlich ist aber mehr oder minder ein „Dringen auf täglichen Bußkampf in Tödtung des alten Adam durch Wachen, Singen und Beten und auf das hieraus fließende Theilhaftigwerden der göttlichen Natur." Die über Spener hinausgehende Lehre, daß jeder Christ durch einen schweren Bußkampf zu dem beseligenden Genusse der göttlichen Gnade hindurchdringen müsse, ward nämlich mehr und mehr in Halle einheimisch, während Spener sich noch in

seinen theologischen Bedenken III. 588. dagegen also ausgesprochen hatte: „daß ein Jeglicher zu seiner Wiedergeburt durch eine solche „Verwesung gehen müßte, daß die Seele eine Weile ebenso wenig „Labsal von innen und außen empfinde, als Christus an dem Kreuz, „saget mir die Schrift nirgends.“

Neben Freylinghausen und Franke ragen in dieser Schule besonders auch noch Richter, Herrnschmidt und Schröder hervor. Die Reihe dieser Dichter eröffnet:

Franke, August Hermann, der Stifter des Halle'schen Waisenhauses und Professor der Theologie zu Halle. Er wurde den 12. Merz 1663 zu Lübeck geboren. Dort war sein Vater Doktor der Rechte und Syndikus beim Domkapitel, kam aber im J. 1666 als Hof- und Justizrath nach Gotha, wo er starb, als sein Sohn, August Hermann, erst sieben Jahre alt war. Dieser war ein lernbegieriger Schüler, dem Studieren, wie er selbst sagt, beständig das liebste Geschäft gewesen. Eine fromme, früh verstorbene Schwester wies ihn früh zum Beten an, so daß er in seinem zehnten Jahr sich von seiner Mutter ein eigenes Kämmerlein einrichten ließ, damit er hier in der Stille lernen und beten könnte. Als er nun in Leipzig von 1684—1687 studierte, hatte er bereits einen ernsten, Wahrheit suchenden Sinn, aber er arbeitete doch noch mehr bloß auf Erweiterung seiner Erkenntniß, als auf ein wahres Leben im Glauben hin. Selbst, da er im J. 1686 als Privatdocent mit Paul Anton anfieng, in Speners Geist, der ihn hiezu in Dresden, wo er ihn öfters besuchte, unterwiesen hatte, jene Bibelstunden (collegia philobiblica) zu halten, suchte er noch, wie er selbst gesteht, den Frommen, wie der Welt zu gefallen; „meine Theologie war im Kopf und nicht im Herzen,“ sagt er selbst.

Als er jedoch auf seiner Bildungsreise, die er im J. 1687 antrat, nach Lüneburg kam, trug sich etwas besonderes mit ihm zu. Es wurde ihm eine erst mehrere Wochen später zu haltende Predigt über Joh. 20, 31. aufgetragen; beim Studieren auf diese Predigt, in der er vom wahren und lebendigen Glauben handeln wollte, kam er zu der Erkenntniß, daß ihm dieser Glaube selbst noch fehle; er fühlte seine Sünden und daß der Unglaube oder bloße Wahnglaube die Ursache davon sey. Dadurch kam er in einen heftigen Seelenkampf und wollte schon die Predigt absagen; doch rief er Gott um Rettung aus diesem elenden Zustande an und an einem Sonntag, da er mehreremal auf den Knieen und unter Thränen also gebetet hatte, erhörte ihn der Herr plötzlich, alle seine Zweifel verschwanden und er ward versichert in seinem Herzen der Gnade Gottes in Christo Jesu und „ward wie mit einem Strom von Freude überschüttet.“ Mittwochs darauf hielt er nun mit großer Herzensfreudigkeit die Predigt; es hieß jetzt bei ihm, wie 2 Cor. 4, 13. zu lesen steht, und er bezeugt es selbst: „von hier an ist es mir mit dem Christenthum ein Ernst und leicht geworden, alles ungöttliche Wesen und alle weltlichen Lüste zu verleugnen.“

Von da an rechnet also Franke seine Bekehrung, weßwegen er Lüneburg seine geistliche Geburtsstadt nennt, wo Gott in seinem Herzen den Brunnen der lebendigen Erkenntniß Jesu Christi gegraben habe.

Eingedenk des Worts: „Wenn du dich bekehrest, so stärke deine Brüder," kehrte er um die Fasten 1689 mit brennendem Eifer für den Herrn nach Leipzig zurück und fieng nun aufs Neue die biblischen Vorlesungen zu halten an, nachdem er sich mit Spener in Dresden zuvor hierüber besprochen hatte. Besonders als er den zweiten Brief an den Timotheus erklärte, hatte er oft 300—400 Studierende als Zuhörer; viele bekehrten sich herzlich. Bald aber erhob sich ein heftiger Sturm gegen diese biblischen Vorlesungen, zumal da die Kollegien der Professoren darüber leer gelassen wurden. Man beschuldigte Franke der Heuchelei und des Hochmuths und nahm es ihm übel, daß er den Weg zur Seligkeit nicht so leicht darstelle. Es entstand der erste Streit gegen die Pietisten, wie Franke und seine Schüler hier zuerst genannt wurden, und die Folge war, daß besonders auf Benedikt Carpzov's Betrieb im J. 1690 die biblischen Vorlesungen verboten wurden. In demselben Jahr begab sich Franke von Leipzig weg nach Dresden zu seinem lieben Spener.

Bald aber, im Juni 1690, wurde er als Diakonus nach Erfurt berufen, wo er an Dr. Breithaupt, Vorsteher des Consistoriums und Professor und Prediger daselbst, einen treuen, gleichgesinnten Freund und Mitarbeiter fand. Hier predigte er ganz in Speners Geist und drang, statt bloß auf äußerlich ehrbaren Wandel und Erkenntniß, auf Erneurung des Herzens, lebendigen Glauben und heiliges Leben. Seine Predigten machten so gesegneten Eindruck, daß eine große Menge und selbst Katholiken von Erfurt und der Umgegend herbeiströmten, und manche der Letztern zur evangelischen Kirche übertraten. Dieß erregte Neid und Feindschaft. Evangelische Weltleute und eifernde Katholiken vereinten sich nun zu Franke's Sturz und suchten es bei dem katholischen Churfürsten von Mainz, der damals noch Landesherr von Erfurt war, dahin zu bringen, daß Franke abgesetzt werde. Man suchte den Vorwand, er verbreite ketzerische Bücher; er erhielt nämlich viele Büchersendungen, um Neue Testamente und Arndt's „wahres Christenthum" zur Belehrung des unwissenden Volks zu verbreiten. Ein solches Packet wurde aufgegriffen und Franke vor den Rath gefordert, um der Beschuldigung überführt zu werden; als nun aber auf Franke's Geheiß vor dem Rath das Packet eröffnet wurde, so enthielt es — lauter Bibeln, so daß seine Verkläger sich schämen mußten und verstummeten. Dem unerachtet aber erschien plötzlich ein churfürstlicher Befehl, „Franke sey aus Erfurt zu entfernen, da man dort nicht den Urheber einer neuen Sekte dulden könne." Franke beschwerte sich anfangs dagegen vor dem Rath, und als man ihm rieth, lieber selbst seine Entlassung einzureichen, antwortete er, was Sprüchw. 28, 1. zu

lesen steht. Auf dieß wurde er ohne Weiteres seines Amtes, ohne Urtheil und Recht, entsetzt und ihm befohlen, innerhalb zwei Tagen die Stadt zu verlassen. Franke aber war froh, um des Namens Jesu willen zu leiden; sein Wohnhaus war in diesen zwei Tagen angefüllt mit Abschiednehmenden, da er in der Kirche nicht mehr Abschied nehmen durfte; diese ermahnte er aufs beweglichste, zu beharren bis ans Ende. Am 27. Sept. 1691, nachdem die Bürger und Schulkinder mehreremals vergeblich Bittschriften für ihn eingegeben hatten, verließ er sofort Erfurt „in der Empfindung des überschwänglichen Trostes des heiligen Geistes" — wie er selbst sagt — um zu seiner Mutter nach Gotha zu gehen. Unterwegs dichtete er das herrliche Lied: „Gottlob ein Schritt" (Thl. II. zu Nro. 584).

Wenige Monate darauf aber, im December 1691, wurde er durch den Churfürsten von Brandenburg als Professor der griechischen und orientalischen Sprachen an die neugestiftete Universität Halle und zunächst als Prediger in Glaucha, der Vorstadt Halle's, berufen. Sein neues Predigtamt übernahm er im Febr. 1692, und zwar in einer äußerst verwilderten Gemeinde, voll arbeitsscheuer Ueppigkeit und bitterer Armuth. An der Stelle, wo er später sein Waisenhaus erbaute, stand eine Menge Bier- und Tanzhäuser für die Hallenser. Da die Universität erst im J. 1694 förmlich eingeweiht wurde und er erst von da an seine Professur zu besorgen hatte, so konnte er sich unterdessen ausschließlich seinem Beruf als Seelsorger und Prediger an dieser Gemeinde widmen. Im J. 1695 nahm er den edlen Johann Anastasius Freylinghausen als seinen Pfarradjuncten an und im J. 1715 wurde er Pastor an der St. Ulrichskirche in der Stadt Halle selbst, wohin ihm auch Freylinghausen von Glaucha aus folgte.

In diesen beiden Berufskreisen, als Prediger und als Professor der Theologie, wirkte er in großem Segen, also daß Daniels Worte Kapitel 12, 3. ihm gelten. Die ganze Stadt kam durch seine Leben weckenden Predigten in Bewegung; alles strömte nach Glaucha und die Stadtkirchen wurden leer. Den ersten Funken des Segens nach langem vergeblichen Arbeiten ließ ihm Gott in der verwilderten Glauchaer Gemeinde aufgehen durch die Erbauungsstunden, die er daselbst anfieng. Um besser wirken und zum Besuch des Abendmahls ermahnen zu können, opferte er sein zeitliches Interesse, indem er seit 1699 auf das herkömmliche Beichtgeld nach Speners Sinn ganz und gar verzichtete. Sowohl in seiner Gemeinde, als auch außerhalb derselben suchte er durch Abfassung und Vertheilung kleiner, zu christlicher Erbauung dienender Schriften, Traktate genannt, wahres, lebendiges Christenthum zu wecken. Als Professor der Theologie beförderte er vor Allem das Bibelstudium und regte unter den Theologen wieder das Interesse für biblisch-praktisches Christenthum an. Sein Grundsatz dabei war: „die Kraft und Frucht der Erkennt„niß muß sich darin zeigen, daß das Herz gebessert werde. Ein Quent-

„chen lebendigen Glaubens ist höher zu schätzen, als ein Centner des „bloßen geschichtlichen Wissens, und ein Tropfen wahrer Liebe ist mehr „werth, als ein ganzes Meer der Wissenschaft aller Geheimnisse." Unter den Studenten selbst entstand dadurch eine solche Erweckung, daß oftmals Landsleute oder Tischgesellschaften sich vereinigten, um zusammen zu beten oder die Bibel zu lesen.

Eine solche Wirksamkeit Franke's mußte natürlich den Haß der orthodoxen Partey aufs Höchste steigern; neben vielen theologischen Kämpfen hatte Franke besonders auch und zunächst mit der Stadtgeistlichkeit zu Halle, die ihn wegen des großen Zulaufs in seiner Kirche beneidete, zu kämpfen. Diese warnten vor dem Gang in Franke's Kirche, wie vor dem Gang zur Hölle, verbreiteten die schmutzigsten Erzählungen über die Abenderbauungsstunden, die Franke hielt, und reichten sechsundzwanzig Klagepunkte gegen ihn ein, so daß eine churfürstliche Untersuchungscommission kam, die aber zu Franke's Ehre endete. Alle solche Anfechtungen schreckten ihn aber nicht zurück, er sah vielmehr ein Zeichen darinn, daß der Herr sich zu seiner Arbeit bekenne und verwies mit innerer Freudigkeit auf die Worte des Herrn: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Alles Weitere überließ er Gott und diesen gottgelassenen Sinn hat er aufs Schönste in dem Lied: „Was von außen," Nro. 372, ausgesprochen.

Wirklich gab sich Franke auch an den Früchten aufs Schönste zu erkennen und sein Gottvertrauen zeigte sich aufs Herrlichste in der Gründung seiner wohlthätigen Stiftungen, besonders des Waisenhauses. Wöchentlich an einem bestimmten Tage kamen die Glauchaer Armen an seine Thür, um Brod zu betteln. Als er sie nun einmal im J. 1694 zusammenkommen ließ und aus dem Worte Gottes examinirte, fand er die größte Unwissenheit und Rohheit bei ihnen. Da trieb er Geld auf, um für die Armen das Schulgeld zu bezahlen, aber die Kinder giengen doch nicht zur Schule. Nun hieng er eine Büchse in seiner Wohnstube auf, schrieb seine Absicht darüber und die Bibelsprüche 1 Joh. 3, 17. und 2 Cor. 9, 7. Einmal legte der Commissionsrath Knorr vier Thaler und sechzehn Groschen in die Büchse. „Das ist ein ehrlich Kapital," sagte hierauf Franke, „davon muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule damit anfangen." Sogleich kaufte er für zwei Thaler Bücher und bestellte einen dürftigen Studenten, um die armen Kinder in seinem Hause und unter seiner Aufsicht täglich zwei Stunden zu unterrichten. Anfangs gieng es schwer, die Kinder verkauften die Bücher und blieben weg. Allein er ruhete nicht, und bald war seine Armenschule so blühend, daß er einige Zimmer miethen und noch mehr Studenten als Lehrer anstellen mußte. Nun erhielt er viele Unterstützungen. Als er jedoch mit Schmerzen sah, daß bei manchem Kinde zu Hause das wieder verdorben wurde, was in der Schule gebauet war, so wünschte er besonders bei den Waisenkindern unter diesen Armen für ihre ganze

Erziehung zu sorgen. Zuerst brachte er neun Waisenkinder bei guten Leuten unter und sorgte auch für Speisung armer Studenten. Als aber die Zahl der Waisen und der armen Studenten immer mehr wuchs und ihm immer reichlichere Geldunterstützungen zuflossen, so kaufte er bis zum Jahr 1697 zwei Häuser. Als auch diese zu klein wurden, so legte er auf dem Platz, wo die vielen Bier- und Tanzhäuser standen, am 13. Juli 1698 im Namen Gottes den Grundstein zu einem großen Waisenhaus.

Der Bau dieses Hauses ist ein Werk des Glaubens und des Gebets. Als sich schon beim Anfang des Baues viele Schwierigkeiten zeigten, seufzte er einmal in seinem Kämmerlein zu Gott um Hülfe, und als er sich hierauf auf den Bauplatz begab, reicht ihm ein Arbeiter eine eben erst aus dem Schutt hervorgezogene Münze mit der Umschrift: „יְהֹוָה Conditor Condita Coronide Coronet," d. i. „Jehova der Erbauer vollende den Bau". Dieß richtete ihn wieder auf, daß er ganz fröhlich weiter baute. Er mußte jedoch von Woche zu Woche von der guten Hand Gottes erwarten, was ihm dargereicht wurde zur Fortsetzung des Bau's. Gott ließ aber diese Hoffnung auch nicht zu Schanden werden. Obgleich ihm oft alles Geld ausgegangen war, kam dennoch stets zur rechten Zeit eine Unterstützung, so daß im J. 1700 und 1701 das ganze Gebäude von den Waisenkindern und armen Studenten bezogen werden konnte. Er rühmet es: „Von Woche zu Woche, von Monat zu Monat hat mir der Herr zugebröckelt, wie man den kleinen Küchlein das Brod zubröckelt, was die Nothdurft erfordert." Es ist erhebend, die von Franke selbst erzählten, vielfachen Beispiele zu lesen, wie Gott jedesmal, wenn während des Bau's und in den nächstfolgenden Jahren der ersten Einrichtung die Geldnoth aufs Höchste gestiegen war, sein Gebet erhörte und ihm mit Liebesgaben, die gerade zur rechten Stunde kamen, zu Hülfe eilte (vgl. Thl. II. zu Nro. 372). Durch solche gnädige Hülfe Gottes, der die Herzen der Menschen, Vornehmer und Geringer, Reicher und Armer, Bekannter und Unbekannter, zu Franke's Unterstützung lenkte, konnte es geschehen, daß seine Anstalten, klein im Glauben, wie ein Senfkorn gepflanzt, groß und herrlich einherwuchsen, so daß sie schon zur Zeit seines Todes ihren gegenwärtigen Umfang hatten, und im Waisenhaus allein 143 Waisenkinder unter zehn Aufsichtspersonen erzogen, 2207 Kinder und Jünglinge in den verschiedenen Schulen von 175 Lehrern unentgeldlich unterrichtet und 150 Schüler und 225 arme Studenten aus der Kasse des Waisenhauses täglich gespeist wurden. Außer dem Waisenhaus kam noch eine Buchhandlung, Buchdruckerei und Apotheke rc. hinzu, so daß die Gebäude alle zwei über 800 Fuß lange Straßen bilden. Ein solches Werk sah Franke mit Gottes Hülfe aus einem Kapital von 7 Gulden unter seinen Augen und Händen aufsteigen. Er gab aber Gott allein die Ehre und setzte an das Haupt-

portal des Waisenhauses die Ueberschrift: Jesaj. 40, 31. Freilich hat ihn die feindselige Welt auch über diesem Werke angefochten, er baue zu kostbar und großartig, reiche schlechte Kost, unterschlage Gelder ꝛc., so daß eine Regierungscommission das Waisenhaus untersuchte. Er aber gieng gerechtfertigt daraus hervor und hatte Gottes Lohn im Herzen.

Neben diesem gottseligen Werk, womit auch ein Pädagogium für Kinder höherer Stände verbunden war, hat er namentlich auch noch mit seinem Freund Canstein eine Bibelanstalt gegründet zur Verbreitung wohlfeiler Bibeln an die Armen, aus der bis heute zwei Millionen Bibeln abgegeben wurden; zugleich beförderte er das Missionswerk und sandte den Erstling unter den evangelischen Missionaren, Bartholomäus Ziegenbalg, im Jahr 1706 zu den Heiden an die Malabarische Küste.

Das Alles vermochte der Glaube und die Gottes- und Menschenliebe, von der dieser fromme Mann durchdrungen war. Ueber sein häusliches Leben bezeugt ein christlicher Freund, daß sich alle in Eph. 4, 32. empfohlene Tugenden in seinem Hause gefunden, und er auch hier im Kleinsten sich als ein Diener Gottes bewiesen. Er lebte nämlich dreißig Jahre, seit 4. Juni 1694, in einem glücklichen Ehebund mit Fräulein Anna Magd. v. Wurm. Sein Sohn, Gotthilf August, wurde noch zu seinen Lebzeiten Doktor und Professor der Theologie zu Halle, und seine Tochter verheirathete sich im J. 1715 mit seinem frommen Pfarradjunkten Freylinghausen. Evangelisch war sein ganzer Wandel, sanft und liebreich sein Umgang.

In den letzten Jahren seines Lebens kamen auch Krankheitsleiden über ihn; er litt an einem peinlichen Uebel des Harnzwangs. Als ihn diese Krankheit endlich aufs heftigste und tödtlich anfaßte, ließ er sich das Lied singen: „Nur frisch hinein, es wird so tief nicht seyn." Auch erquickte er sich am Vorlesen von Ph. Nikolai's Freudenspiegel des ewigen Lebens, wovon er mehrmals bezeugte, daß ihm dieses ein süßes Labsal gebe. Nachdem er in seinen letzten Tagen noch viel gebetet und kurz vor seinem Tode in die Worte ausgebrochen war: „Meine Seele hat sich gefasset in ihn; Herr, ich warte auf dein Heil," entschlief er am Trinitatisfeste den 8. Juni 1727. Sein Gedenkspruch war: „Quocunque die ante aeternitatem uno stamus pede," d. i. „jeden Tag stehen wir mit einem Fuße vor der Ewigkeit."

Viele Lieder hat er nicht gedichtet, aber desto salbungsreichere.

(Quellen: A. H. Franke. Eine Denkschrift zur Säkularfeier seines Todes von Dr. Guerike. Halle, 1829.)

Freylinghausen, Johann Anastasius, Franke's treuer Gehülfe und Tochtermann. Er wurde am 2. Dezember 1670 zu Gandersheim im Fürstenthum Wolfenbüttel geboren, wo sein Vater Bürgermeister war. In seinen Kinderjahren, als ihn seine fromme Mutter im Christenthum unterrichtete, machten die Beschreibungen vom jüngsten

Gericht und von der Qual der Verdammten den tiefsten Eindruck auf ihn; er weinte zuweilen Nachts im Bett wegen der ewigen Höllenpein der Gottlosen; hörte er Jemand fluchen, so ward er in die äußerste Furcht versetzt. Sein Großvater mütterlicher Seits, zu dem er im zwölften Jahre nach Lübeck kam, wo derselbe Prediger war, hielt ihn viel zum Bibellesen und Auswendiglernen von Psalmen an, was ihm später, obwohl er damals noch nicht viel davon verstand, wohl zu Statten kam. Im J. 1689 bezog er die Universität Jena, wo er in der letzten Zeit mit einem durch Dr. Breithaupt in Erfurt erweckten Studenten Homeyer zusammenwohnte und von ihm veranlaßt Luthers, Arndt's und Spener's Schriften zu lesen begann, daraus er, wie er sagt, „einigen Aufgang des Lichts verspürte." Weil man nun damals so viel von Franke's „ernstlichen Predigten" in Erfurt reden hörte, so entschloß er sich, mehr erst noch aus Neugierde, mit noch andern Studierenden um Ostern 1691 eine Reise nach Erfurt zu machen. In diesen Predigten Franke's und Breithaupt's war ihm, wie er sagt, Alles als eine neue Sprache ganz annehmlich zu hören; sie giengen ihm so süße ein und er erkannte den Unterschied zwischen den seither gehörten so, daß er auf Breithaupt's Einladung, in seinem Hause zu wohnen und eine ansehnliche Hofmeistersstelle zu übernehmen, beschloß, nach Erfurt zu ziehen. Seine Eltern mahnten ihn jedoch ab, über den Erfurter „irrigen und verführerischen Männern, die im Christenthum zu weit giengen, sein Glück und seine Beförderung im Vaterland nicht zu verscherzen." Doch wirkte Breithaupt, an den Freylinghausen der Eltern Brief gesandt hatte, endlich ihre Erlaubniß aus, und so zog er nun nach Erfurt. Einsmals las aber sein Vater auf einer Reise den Namen seines Sohnes in dem sogar am Galgen angeschlagenen Verzeichniß der Pietistenschüler, die man zu Erfurt von allen Kanzeln ausgeschlossen habe; auf dieß sandte er seinen ältern Sohn ab, den verirrten Bruder sogleich von Erfurt abzuholen. Dieser aber führte seinen Bruder zu dem gerade von Erfurt abziehenden Franke, welcher in seiner Glaubensfreudigkeit einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß er bei den Eltern selbst ein Fürsprecher Franke's ward, und es nicht lange anstand, bis das ganze Haus glaubig wurde, und nun selbst auch als pietistisch verschrieen war.

Nun erlaubten die Eltern ihrem Sohne, mit Franke im J. 1692 nach Halle zu ziehen und dort seine Studien zu vollenden. Nachdem er diese vollendet, kehrte er nach Gandersheim zurück, predigte dort fleißig und wurde im J. 1693 Privatlehrer. Nach einiger Zeit aber berief ihn Franke, im Dez. 1694, in seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahr, als seinen Vikar, was er freudig annahm. Hier hatte er Franken in seinem Predigtamt an der Glauchaer Kirche zu unterstützen. Er hielt stets die sonntäglichen Nachmittagspredigten, die Wochenpredigten, die öffentlichen und Privatkinderlehren, viele Erbauungsstunden in der Kirche, gab Unterricht in den Schulen des Waisen-

hauses und hielt den Studierenden eine Vorlesung in der Predigtkunst; auch unterstützte er Franken in seinem ausgedehnten Briefwechsel. Bei all dem war es seine vornehmste Sorge, „sich selbst und die ihn hören, selig zu machen."

In dieser untergeordneten, vielgeschäftigen Stellung beharrte er zwanzig Jahre lang, von 1695—1715, ohne einen Kreuzer Gehalt zu beziehen, da Franke Alles auf die Armen und die Wohlthätigkeits-anstalten verwenden mußte. Die schönsten Aussichten auf genügende Versorgung wies er ab, und arbeitete so an der Seite seines Freundes zum wesentlichsten Nutzen der Universität und des Waisenhauses um des Herrn willen als ein wahres Muster christlicher Geduld, Genügsamkeit und Selbstverleugnung. Er durfte aber freudig bekennen: „Dennoch habe ich in der Zeit bei Niemand Schulden machen dürfen, sondern immer noch so viel übrig gehabt, daß ich Nothleidenden etwas zuwenden konnte." Von ihm kann man mit Recht sagen: „Er hat nicht das Seine gesucht, sondern das, was Jesu Christi ist."

Als endlich Franke im J. 1715 von der Predigerstelle in der Glauchaer Vorstadt nach Halle selbst an die St. Ulrichskirche berufen wurde, erhielt Freylinghausen die erste öffentliche Anstellung, bereits fünfundvierzig Jahre alt, und verheirathete sich mit Franke's einziger Tochter, Johanna Anastasia, deren Taufzeuge er gewesen war und die ihre Taufnamen nach den seinigen erhalten hatte. Im J. 1723 wurde er nach Dr. Herrnschmids Tod Subrektor des Pädagogiums und Waisenhauses. Aus Bescheidenheit bewarb er sich nie um eine Professur der Theologie. Er war überhaupt so demüthig und anspruchslos und trug so wenig zur Schau, was in ihm war, daß er einmal trefflich mit den Worten geschildert wurde: „er ist gleich den vollen Gefäßen, die sich von den leeren dadurch eben unterscheiden, daß sie am wenigsten klingen."

Nachdem im J. 1727 Franke heimgegangen war, dessen „rechte Hand" er gewesen und dem er, wie es Paulus seinem Timotheus nachrühmt, wie ein Kind dem Vater am Evangelio gedient, wurde er sein Nachfolger im Pastorat an der St. Ulrichskirche und im Direktorat des Waisenhauses und Pädagogiums. In größtem Segen führte er das von Franke angefangene Werk fort, so daß gegen sein Ende die von Franke gestifteten Anstalten die schönste Blüthezeit erreichten. In seinen Predigten stellte er den durch Liebe thätigen Glauben an Christum, den Versöhner und Heiland der Welt, als Grund und Wurzel aller christlichen Tugenden dar, eine eigenthümliche Anmuth und Sanftmuth zog in seinem Vortrag Jedermann an. Franke verglich seine Vorträge oft mit einem anhaltenden, sanften Regen, der tief eindringe. Seine Theologie gründete er ganz auf die h. Schrift und besonders auf die apostolischen Briefe; die Bibel lag beständig neben ihm, wenn er arbeitete.

Auch ihm war sein Kreuz zubeschieden. Er litt viel an sehr

heftigen Körperschmerzen, die er aber oft durch seine angestrengte Thätigkeit zu besiegen wußte. Beim empfindlichsten Zahnweh, das ihn oft nöthigte, seine öffentlichen Arbeiten auszusetzen, pflegte er geistliche Lieder zu dichten, so namentlich das Lied: „Geduld ist noth, wenn's übel geht" und „Mein Herz gib dich zufrieden" (Nro. 474). Sein Freund Wigleb sagte daher einmal: „Wenn unser Freund Zahn- „schmerzen hat, so sollte man sich allemal freuen, denn, wenn die „Hennen schreien, so hat man davon allemal ein Ei zum Besten." Nach einem im Segen vollbrachten Tagewerk starb er am 12. Febr. 1739 in einem Alter von neunundsechzig Jahren.

Unter allen aus dem Pietismus hervorgegangenen Dichtern ist er der ausgezeichnetste und für den Kirchengesang bedeutendste. Er selbst hat vierundvierzig geistliche Lieder gedichtet, von denen manche im Würt. Gesangbuch zu vermissen sind. Ihr Grundton ist, nach Bunsen, die Sehnsucht des Glaubens in Liebe und Hoffnung und in redlichem Kämpfen und Dulden. Dr. Lange bezeugt: „seine bessern Lieder „sind durch Reinheit der Erkenntniß, Innigkeit des Gefühls, klare „Bestimmtheit des Gedankens, Schönheit und Feier des Ausdrucks „ausgezeichnet." Er war auch ein guter Musikverständiger und schuf die charakteristischen „Halle'schen Melodien".

Besonders verdient hat er sich gemacht durch sein Gesangbuch, dessen erster Theil im J. 1704 und dessen zweiter Theil im J. 1714 unter dem Titel erschien: „Geistreiches Gesangbuch, den Kern alter und neuer Lieder, wie auch die Noten der unbekannten Melodien in sich enthaltend." Später, nachdem jeder dieser zwei Theile viele, immer wieder vermehrte Auflagen erlebt, z. B. Thl. I. im J. 1733 die 17te mit 758 Liedern, wurde es im J. 1741 in Einem Band von Dr. Gotthilf August Franke herausgegeben. Ein von Freylinghausen selbst besorgter und für den kirchlichen Gebrauch in Glaucha gefertigter Auszug mit 1056 Liedern erschien im J. 1718. Es war damals und noch längere Zeit in religiösen Privatversammlungen und bei Haus- und Privat-Andachten Erweckter sehr gebraucht.

(Quellen: Leben und Charaktere einiger gelehrter und frommer Männer des vorigen Jahrhunderts von Dr. Georg Christian Knapp. Halle, 1829. — Franke's Stiftungen. II. Band. 3. Stück von G. C. Knapp. — Leben und Charakter des J. A. Freylinghausen von August Herm. Niemeyer. Halle, 1786.)

Breithaupt, Dr. Joachim Justus, geb. im Febr. 1658 zu Nordheim im Hannover'schen, wo sein Vater Superintendent war. In seiner Jugend machte einst der Anblick des frommen Abts Daträus einen solchen Eindruck auf sein empfängliches Herz, daß er in eine abgelegene Kammer eilte und Gott kindlich anrief, er möchte ihn doch auch einen solchen Mann werden lassen, wie dieser. Bei der Abreise ließ ihn der Abt rufen und sagte zu ihm gleichsam als Antwort auf sein Gebet: „Mein Sohn! bete und studiere fleißig; du sollst auch ein solcher Mann werden, wie ich bin." Der Eindruck hievon blieb

ihm sein Lebenlang. Zu Helmstädt studierte er Theologie von 1676 an, und hielt sich auch eine Zeitlang bei Spener in Frankfurt auf.

Nachdem er sodann einige Zeit im J. 1680 Conrektor zu Wolfenbüttel gewesen, sofort auch in Kiel Vorlesungen gehalten hatte, wurde er durch einen recht augenscheinlichen Ruf Gottes Hofprediger und Consistorialrath beim Herzog von Sachsen-Meiningen. Unter dem Beistand des gottseligen Herzogs konnte er hier recht im Segen wirken. Einem alten Vertrag gemäß mußte aber der Herzog seinen ihm lieb und werth gewordenen Beichtvater an die Stadt Erfurt abtreten. Die Trennung ward beiden Theilen herzlich sauer.

So zog Breithaupt denn nun im J. 1681 nach Erfurt, wo er zugleich Vorsteher des Consistoriums und Professor der Theologie wurde. Er verwaltete sein Predigtamt ganz in Spener's Sinn mit großem Segen, trieb die Katechismuslehre fleißig und erweckte durch seine öffentlichen Kanzelvorträge und durch Privaterbauungsreden viele Seelen, brachte auch das verfallene Beichtwesen in bessern Stand. Als nun Franke als Diakonus nach Erfurt kam, erneuerten beide Männer ihre schon auf der Universität gehabte Bekanntschaft und schlossen sich in gleichem Sinn und zu gleichem Wirken eng aneinander an. Der Sturm, der sich nun hauptsächlich gegen Franke erhob, traf auch Breithaupt empfindlich, und auf eine für ihn besonders beleidigende Art wurden „die pietistischen Conventikel" oder Privaterbauungszusammenkünfte Franke's und Breithaupt's verboten. Besonders auch durch die Katholiken hatte er in seinem Amte harte Bedrückungen zu erfahren; am meisten aber wurde er durch Franke's ungerechte Vertreibung schwer betrübt.

Er ließ sich aber in seinem Wirken zu Gottes Ehre nicht irre machen, und stärkte sich durch's Gebet. „Alle meine Sachen gehen schwer," sagte er einmal, „aber durchs Gebet wird Alles bei mir durch- und ausgekocht. Im Gebet stärkt Gott dergestalt, daß, was ich dann mit ihm anfange, gehen oder brechen muß." Er war überhaupt ein großer Beter. Er betete für die ganze Kirche, für seine Obern und Freunde, am eindringlichsten aber für seine Feinde. Besonders gern betete er auf den Knieen. Einsmals, als er längere Zeit wegen Gichtschmerzen, die ihn schon damals und vollends sein Lebenlang plagten, seine Füße nicht mehr regen konnte und es nun endlich mit ihm besser geworden war, sagte er: „Ach, sehet einmal meine Füße an, ich kann sie wieder im Gebet vor Gott beugen und dem Zurufe Davids folgen: „Kommet, lasset uns anbeten und knieen und niederfallen vor dem Herrn, der uns gemacht hat.""

Nicht lange nach Franke's Abgang, schon im Herbst 1691, wurde der ebenfalls nun heftig angefochtene und sogar am Leben bedrohte Breithaupt als erster Professor der Theologie, Direktor des theologischen Seminariums und magdeburgischer Consistorialrath an die neue Universität Halle berufen. Da die Universität noch ganz neu war,

so hieng es hauptsächlich von ihm ab, welcher Geist auf ihr herrschend werden sollte; er legte es aber in Verbindung mit seinen beiden Collegen, dem alten lieben Freund Franke und P. Anton, darauf an, sie zum Wohnsitz und zur Mutter eines lebendigen, thätigen, auf die heilige Schrift gegründeten Christenthums zu machen. Er hatte anfangs auch, wie Franke, mit der Hallischen Stadtgeistlichkeit, die über Pietismus schrie, viel zu kämpfen; sie stießen sich besonders an dem biblischen Collegium, das er Sonntags Nachmittags den Studierenden hielt. Auch war die Universitätskirche, in der er predigte, so voll, als Franke's Kirche zu Glaucha.

In der Folge wurde er auch noch magdeburgischer Generalsuperintendent und Abt zu Kloster Bergen. Da traf er nun überall die heilsamsten Einrichtungen mit unermüdeter Thätigkeit. Er betrieb eine durchgreifende Verbesserung des Schulwesens, errichtete auf Filialien neue Predigerstellen und leitete die ihm untergebenen Prediger mit einer seltenen Liebe, Weisheit und Geduld. Dabei bildete er viele Jünglinge auf gottselige Weise zum Kirchendienst heran. Die, welche ein Predigtamt begehrten, prüfte er gründlich, ob ihre Absichten lauter und rein wären, und ob sie mit Wahrheit sagen könnten: „Ich glaube, darum rede ich." — „Versuchet Euch doch selbst, ob ihr im Glauben stehet" — darauf drang er auch hier, wie in seinem so beginnenden Liede Nro. 326. Ehe noch die öffentliche Prüfung begann, redete und betete er mit ihnen einzeln auf seinem Zimmer. Leichtsinnige, heuchlerische und unsittliche Leute zum Predigtamt zu ordiniren, war er durch Nichts in der Welt zu bewegen. Dabei nahm er sich aber doch der Irrenden voll väterlicher Liebe an.

Er hatte ein Herz voll Liebe gegen Jedermann, vor Allem gegen die Armen, auf die er alle seine Ersparnisse verwendete; gegen die, welche ihm dienten, war er ein gar leutseliger Herr. Seine Demuth machte ihn auch für die Geringsten zugänglich. Klavierspiel und heilige Dichtung waren seine Erholung nach seinen vielen Amtsgeschäften, um derenwillen er Sommers und Winters um vier Uhr aufstand. Als mit herannahendem Alter seine Gichtschmerzen immer heftiger wurden, trug er sie doch mit standhafter Geduld, und wenn ihm je einmal bei allzu großer Heftigkeit des Schmerzes ein Seufzer entfloh, so bestrafte er sich alsbald selbst und sagte zu den Umstehenden: „Ach! Kinder, ärgert Euch an mir doch nicht, daß ich so ungeduldig bin." Wegen seiner vielen Geschäfte fand er, wie er selbst sich ausspricht, keine Zeit, sich eine für sein Temperament und Amt geeignete Frau auszuwählen. So blieb er ledig und sorgte allezeit allein für das, was dem Herrn angehörte und gewann durch's Wort der Wahrheit viel tausend geistliche Kinder und Kindeskinder, die dort am Tage der herrlichen Offenbarung Jesu Christi seine Krone seyn werden. Er starb den 16. Merz 1732 zu Bergen. In seinem Testament hatte er verordnet, daß seine ansehnliche Bibliothek versteigert

und aus dem dadurch gelösten Gelde ein Stipendium für arme Studierende aufgerichtet werde. Sein Symbolum war mit Bezug auf seinen Taufnamen: Justus ut palma florebit«. Psalm 92, 13.

Manche seiner geistlichen Lieder verfaßte er auf den Knieen; darum weht auch aus ihnen ein ernster, lauterer Christensinn. Sie erschienen vom Jahr 1767—1771 zu Halle in drei „Sammlungen heiliger Lieder."

(Quellen: C. P. Leporin's Memoria Caplatoniana. 1725. — v. Dreihaupt, Beschreibung des Saalkreises. Thl. II. S. 594 rc. — Nachrichten von der Amtsführung rechtschaffener Prediger. 5. Band.)

Lange, Dr. Joachim, geb. zu Gardelegen in der Mark Brandenburg den 26. Okt. 1670, wo sein Vater Bürgermeister war. Seine fromme Eltern hielten ihn frühe zur Gottesfurcht an. Als er fünfzehn Jahre alt war, machte eine heftige Feuersbrunst, die 150 Gebäude, und darunter auch sein elterliches Haus, in Asche legte, einen so tiefen Eindruck auf sein Herz, daß er, während das Feuer noch in hellen Flammen stand, den ernstlichen Vorsatz faßte, sich vor dem höllischen Feuer zu hüten und sich Gott so viel mehr aufzuopfern. Weil seine Eltern dadurch in die größte Dürftigkeit gerathen waren, nahm ihn seiner Mutter Bruder eine Zeitlang zu sich nach Quedlinburg; 1689 sodann kam er nach Magdeburg, wo er an dem frommen Christian Scriver einen trefflichen Beichtvater bekam. Sofort bezog er die Universität Leipzig und wurde hier der Stubengenosse A. H. Franke's, der ihn unentgeldlich zu sich nahm. Dort hielt er sich zu den frommen Studierenden, die Casp. Schade's, P. Anton's und Franke's biblische Vorlesungen besuchten. Er war zwar im Vertrauen auf Gott bloß mit acht Reichsthalern nach Leipzig gezogen, und doch war er stets vergnügt, weil seine Seele so reichliche Nahrung hatte. Franke verschaffte ihm auch im Hause des Thomasius eine Privatlehrerstelle, was ihm zu großer Unterstützung gereichte. Nachdem nun Franke und Breithaupt Professoren in Halle geworden waren, studierte er auch noch in Halle, wo er wieder mit Franke, dem er zunächst wohnte, einen gesegneten Umgang hatte.

Im J. 1693 kam er sodann zu dem Geheimenrath v. Canitz in Berlin, diesem edlen Freunde Spener's, dessen einzigen Sohn er als Hofmeister zu unterrichten hatte. An Spener und Casp. Schade bekam er hier treffliche Führer auf dem Weg der Gottseligkeit. Hernach wurde er längere Zeit Lehrer, theils in Cöslin, theils am Friedrichswerder Gymnasium in Berlin, wo er sich durch seine Gelehrsamkeit sehr berühmt machte. Da geschah es, daß seinen Augen der Staar und völliges Erblinden drohte. In seiner Angst hierüber trieb ihn ein Wort seines Bruders zum Gebet; der schrieb ihm nämlich: „Traue nur Gott! denn Gott ist lauter Auge, der dir dein Gesicht ohne Abnahme auf die Zeit deines Lebens erhalten wird." Wirklich ward er auch geheilt, so daß er noch im siebenundvierzigsten Jahr ohne Brille

angestrengt lesen konnte. Er hatte aber darunter um so verlangender sich ausstrecken gelernt nach Jesu, dem süßen Licht (vgl. Nro. 553: „O Jesu, süßes Licht"). Er pflanzte seinen Schülern angelegentlich Liebe zum Wort Gottes ein, denn er sagte oft, ein gewissenhafter Schulmann sey kein bloßer Sprachmeister, sondern habe es mit unsterblichen Seelen zu thun, und müsse deren geistlicher Vater werden.

Endlich im J. 1709 wurde er als Professor der Theologie nach Halle berufen, wo er nun seines lieben Franke's und Breithaupt's, Anton's und Herrnschmidt's College wurde. Er wurde ein berühmter Theolog, und führte allerlei gelehrte Streitigkeiten, besonders auch mit A. Bengel hinsichtlich dessen Erklärung der Offenbarung, wobei er viel Heftigkeit und Derbheit zeigte. Er war von 1701 an, schon als Rektor in Berlin und noch mehr als Professor in Halle, in den pietistischen Streitigkeiten der gelehrte Vorfechter des Pietismus, besonders gegen Löscher, den Vorfechter der Orthodoxen, und gegen Christian Wolf. Durch seine große Gelehrsamkeit, welche gewöhnlich den Theologen seiner Partei weniger zu eigen war, überragte er alle die gelehrten Gegner des Pietismus und leistete demselben auf dem gelehrten Kampfplatz die besten Dienste. Doch war er zu bitter und schmähete zu sehr. Seine Hauptschriften sind: Der „Antibarbarus. 1711", und „die Gestalt des Kreuzreichs Christi in seiner Unschuld. 1718."

Oefters war er Prorektor der Universität und wußte, gleich als er es das erstemal im Jahr 1721 war, durch sein kräftiges Auftreten die zügellosen Halle'schen Studenten zur Ordnung zu bringen. So war er stets unter allen Umständen ein kräftiger Streiter des Herrn, und verfocht göttliches und menschliches Recht beherzt und ohne Menschenfurcht. In seinen letzten Jahren verlor er den sonst so großen Beifall, was ihm sehr nahe gieng. Am Himmelfahrtstag 7. Mai 1744 durfte er Christo die Nachfahrt halten.

Sein Wahlspruch war: „*φρονιμως και ἀκεραιως*," „klug und ohne Falsch."

Seine Lieder erschienen zuerst in Freylinghausens Gesangbuch.

(Quellen: Dr. Joachim Lange's Lebenslauf, von ihm selbst verfaßt. Halle, 1744. — Casp. Wezel's Analecta hymnica. 2. Bd. S. 453—472.)

Herrnschmidt, Dr. Johann Daniel, geb. 11. April 1675 in der Schwäbischen Reichsstadt Bopfingen, jetzt zu Würtemberg gehörig, wo sein Vater Prediger war. Im Jahr 1698 bezog er die Universität Halle, gerade, als dort Franke, Breithaupt und Anton in den ersten Jahren ihres Wirkens für Weckung des wahren, lebendigen Christenthums standen. Von letzterem, von Dr. P. Anton, wurde er ins Haus und an den Tisch aufgenommen. Durch den christlichen Geist, der ihn in dieser Zeit überall anwehte in den Hörsälen und auf den Kanzeln, wurde er bald in eine nähere Gemeinschaft mit Gott gezogen und zur Uebung des thätigen Christenthums angeleitet.

Er wurde einer der erweckten Studenten. Gegen das Ende seiner Studienzeit ließ ihn Franke am Pädagogium Unterricht geben und nahm ihn an seinen Tisch auf, benützte ihn überhaupt als Gehülfen bei verschiedenen Geschäften und vertraute ihm die Seelenführung einiger jüngern Studenten an. Er war ein gar eifriger, frommer und gewissenhafter Jüngling, so daß er sich das Vertrauen und die Liebe Aller gewann.

Der Wunsch seines alten Vaters, der Diakonus in Bopfingen war, und dem es nun schwer fiel, seinem Amte nachzukommen, rief ihn im Frühling 1722 aus dem lieben Kreis der Hallischen Freunde als Pfarrvikar ins elterliche Haus zurück. In demselben Jahr noch rückte sein Vater auf die Pfarrstelle und er sodann auf die Helfersstelle in Bopfingen vor. Auf dieß verheirathete er sich mit Kath. Schwarz, mit der er zwanzig Jahre lang eine rechte Christenehe führte, die mit dreizehn Kindern gesegnet war. Auf dieser Stelle hatte er schwere Kriegsdrangsale durchzumachen; der spanische Erbfolgekrieg nämlich fiel gerade in diese Zeit und versetzte ganz Schwaben und besonders die Gegend um Bopfingen in Jammer und Schrecken. In den Jahren 1703—1704 verlegten die Preußen ihren Feldspital nach Bopfingen, in den sodann nach der Schlacht bei Höchstätt eine Menge verwundeter Preußen gebracht wurde. Diese hatte er nun Tag und Nacht als Seelsorger zu berathen. Er that dieß aber treulich, ohne zu ermüden, und Gott verlieh ihm dazu gnädiglich die nöthigen Leibes- und Seelenkräfte.

Im J. 1712 wurde er auf einmal, und ohne all sein Zuthun, von dem Fürsten zu Nassau-Idstein als Superintendent und Consistorialrath nach Idstein berufen. Er trat diese Stelle erst an, nachdem er darüber zuvor seine ehemaligen Lehrer in Halle befragt hatte und verwaltete sie vier Jahre lang mit größter Treue und Klugheit.

Im J. 1716 erbat sich ihn Franke, nachdem er von der Pfarrstelle zu Glaucha an die zu St. Ulrich in Halle versetzt worden war, beim König von Preußen als Professor der Theologie und Gehülfen an der Direktion des Waisenhauses zu Halle. Hier wirkte er, wiewohl kurz, bloß sieben Jahre, doch im Segen. Demuth und Aufrichtigkeit leuchteten ihm aus den Augen und gewannen ihm, bei all seinem ernsten Wesen, doch schnell alle Herzen. Durch sanfte Gemüthlichkeit übte er auf Alle, die mit ihm zu thun hatten, eine solche Gewalt aus, daß nicht leicht Jemand in seiner Gegenwart leidenschaftlich zu reden und zu handeln fortfahren konnte. Als Prediger und Gelehrter besaß er treffliche Gaben; die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben an Christum war ihm der Kern der ganzen christlichen Lehre, die er auf dem Katheder und auf der Kanzel vortrug. Besonders auch auf seinem Krankenbett trieb er diesen Artikel am liebsten.

Er hatte sich zwar bei einer Familie von acht lebendigen Kindern kümmerlich und knapp zu nähren, allein durch seinen lebendigen Glau-

ben war er von allen Sorgen befreit und rühmte mit Freudigkeit von der Treue des Herrn, daß er durch sie nie Mangel gehabt habe. Seine Hülfe war der Gott Jakobs. Wie er auf ihn sich verließ und sein Mund von seinem Lobe überströmte, davon sind seine Lieder „Lobe den Herren, o meine Seele“ (Nro. 29), und „Gott will's machen“ (Nro. 375), die schönsten Denkmale.

Sein Tod erfolgte zwar frühe wider Aller, nur nicht wider seine Erwartung. In den Erbauungsstunden, die er im Waisenhaus hielt, erklärte er im J. 1722 jedesmal nichts, als Sprüche, die vom ewigen Leben handelten. Zuletzt hatte er mit großer Freudigkeit am 23. Januar 1723 den Text Offenb. 22, 1—4. abgehandelt und bereits einer christlichen Freundin mitgetheilt, daß er das nächstemal die ganze Materie vom ewigen Leben mit der Erklärung des Textes Offenb. 22, 20. beschließen wolle. Er sollte diese Erbauungsstunde noch halten dürfen, damit aber auch seine Thätigkeit in diesem zeitlichen Leben beschließen. An demselben Abend noch ward fast sein ganzes Haus, und er mit, von einem heftigen Katarrhfieber befallen. Am siebenten Tage der Krankheit stand es anscheinend so gut bei ihm, daß er sagte: „Gott hat mein Herz gestärket; wenn's die Väter wüßten, würden sie mit mir ihn loben, doch sie thun es schon ohnedem. Wäre es sein gnädiger Wille, nun auch dem Leibe etliche Stunden Ruhe zu geben, würde ich mich völlig erholen. Ich will dann erwarten, was Ihm zu thun beliebt.“ Allein bald schwand alle Hoffnung auf Genesung und er verschied, noch nicht ganz achtundvierzig Jahre alt, am 12. Febr. 1723. Nach achtzehn Stunden folgte ihm seine treue Lebensgefährtin im Tode nach.

Er ist einer der besten geistlichen Liederdichter unter den Pietisten und hat im Ganzen siebenzehn Lieder gedichtet, darunter manche ächte Kernlieder; sie wurden in Freylinghausens Gesangbuch aufgenommen.

(Quellen: Pregizer's gottgeheiligte Poesien auf das Jahr 1723. S. 525—537.)

Richter, Dr. Christian Friedrich, der fromme Arzt am Hallischen Waisenhaus, geb. zu Sorau in der Niederlausitz im J. 1676; er studierte in Halle zuerst Medicin und später auch Theologie. Im Jahr 1698 machte ihn Franke zum Inspektor seines Pädagogiums. Zu Ende des Jahrs 1699 aber stellte er ihn als praktischen Arzt am Waisenhause an. Als Franke im Jahr 1700 von einem Kranken, Namens H. Burgstaller, den er auf seinem Sterbebette besuchte, verschiedene chemische Manuscripte und zugleich die Versicherung erhalten hatte, man werde darinn auch eine Anweisung zu einer aus Gold zu bereitenden, vorzüglichen Arznei finden, trug er seinem Arzte Richter auf, in Gottes Namen einmal die Zubereitung dieser Arznei zu versuchen. Die ersten Versuche mißlangen und es wurden beträchtliche Summen vergebens aufgewandt. Endlich aber gelang der chemische Proceß. Die dadurch gewonnene sogenannte »**essentia dulcis**« be-

währte sich nun an vielen, langwierigen und schweren Krankheiten als ein außerordentliches Arzneimittel, das so starken Absatz fand, daß es dem Waisenhaus großen Gewinn brachte und viel zu dessen Emporbringung beitrug. Die Beschreibung davon ist in einem, unter dem Titel: „Höchst nöthige Kenntniß des Menschen," im J. 1715 zu Halle erschienenen, Arzneibuch zu lesen.

Sein Bruder, Dr. Christian Sigismund Richter, der mit ihm diese Arzneien bereitete, setzte ihm in der Vorrede zu dessen trefflicher Schrift: „Erbauliche Betrachtungen vom Ursprung und Adel der Seelen, von deren Verderben und Wiederherstellug", die er nach dem Tode des Bruders 1718 herausgab, das schöne Denkmal: „In seinem Leben war „sein Hauptzweck, in die wahre Liebe Gottes und seines Heilandes „einzudringen und in der seligen Gemeinschaft Gottes zu wandeln. „An der Welt scheinbarer Herrlichkeit aber, ihren Schätzen und Lust- „barkeiten, hatte er kein Gefallen (vgl. Nro. 354: „O wie selig"); er „hielt auch ein sonst wohl verdientes Lob von andern Menschen für „eitel. Denn er suchte keinen Ruhm vor Menschen, sondern trachtete „vielmehr je und je ein mit Christo in Gott verborgenes Leben zu „führen (vgl. Nro. 344: „Es glänzet"). Er jagte mit ganzem „Ernste nach beides dem innerlichen und äußerlichen Frieden (vgl. „Nro. 334: „Mein Salomo dein"). Reich zu werden in der Welt, „hatte er sich nie in den Sinn kommen lassen. Meines Wissens hat „er nie in seinem Leben einen Menschen für seinen Feind gehalten; „seine Freunde liebte er aufrichtig und beständig, und wenn sie ihm „zu nahe traten, wie in dieser Unvollkommenheit wohl geschehen kann, „überwand er's mit Geduld und Sanftmuth. Seinen Nächsten, wel- „chen er für unschuldig hielt, vertheidigte er bei aller Gelegenheit, wenn „er auch darüber etwas hätte leiden sollen. Sein einziges Vergnügen „bestand darinnen, daß er den Nothleidenden und Armen zu dienen „Gelegenheit hatte und seinem himmlischen Vater für alle erzeigte „Güte im Geistlichen und Leiblichen in der Stille danken konnte."

Er schrieb mehrere gottselige Traktate, auch eine merkwürdige medicinische Abhandlung über die Kreuzigung Christi. Deßgleichen verfaßte er auch mehrere geistliche Melodien, z. B. „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen" — „Wirf ab von mir das schwere Joch".

Er hatte es oft vorhergesagt, er werde in der Blüthe seiner Jahre dahin sterben. Schon in einem Liede, das er zehn Jahre vor seinem Tod, am 6. Nov. 1701 dichtete, sang er:

„Gottes Stimme läßt mich wissen,
Die in meinem Herzen schallt,
So vor Freude in mir wallt,
Daß ich soll die Weisheit küssen:
Denn in Kurzem wird gescheh'n,
Daß ich werd' zur Hochzeit geh'n."

Er hat mein Gebet erhört
Und mir meinen Wunsch gewährt,
Denn er hat mir meine Tage
Auf mein Bitten abgekürzt
Und des Satans Streich gestürzt.

Und so geschah es auch. Er fieng bald zu kränkeln an; solches Leiden achtete er aber als seinen rechten „Gottesdienst" (vgl. Nro. 488: „Gott, den ich"), und nachdem er in der letzten Nacht seines Lebens noch mit großer Freudigkeit und Ernst von dem Frieden Gottes in der glaubigen Seele geredet hatte, starb er, erst fünfunddreißig Jahre alt, am 5. Okt. 1711, freudig und getrost, denn er wußte festiglich:

„Ich mag leben oder sterben,
Daß ich nicht mehr kann verderben."

Er war ein wahrhafter Gottesgelehrter und gesegneter Arzt, ein wahrer Jünger Christi, in dessen Schule er die verborgene Weisheit gelernt und eine tiefe Einsicht in die geheimen Wege Gottes, nebst vieler Erfahrung, erlanget hat.

Davon zeugen auch seine dreiunddreißig geistliche Lieder voll ächter christlich-biblischer Mystik; sie behandeln mit köstlicher Salbung die tiefsten christlichen Grundgedanken von der Wiedergeburt und Heiligung, vom Leben im Lichte und im Elemente des göttlichen Erbarmens, vom Wandel im kindlichen Geiste der Gotteskindschaft und der herzinnigsten Liebesverbindung mit dem Herrn. Sie erschienen nach seinem Tode, gesammelt in einem Anhang zu der oben erwähnten Schrift: „Vom Ursprung und Adel der Seele. Halle, 1718." In das Freylinghauser Gesangbuch wurden vierundzwanzig aufgenommen. Bunsen sagt von seinen Liedern: „sie sprechen ein dem Angelus Silesius verwandtes, aber mehr betrachtendes, tiefchristliches Gemüth aus, sie sind inhaltschwer und doch lieblich." Dr. Lange sagt von ihm: „Er ist lehrreich und doch lyrisch, von bedeutender Tiefe, so, daß er oft nicht zum reinen, vollendeten Ausdruck seiner Anschauungen kommt."

Wolf, Dr. Jakob Gabriel, geb. zu Greifswalde im J. 1684. Er wurde im J. 1716 außerordentlicher und im J. 1742 ordentlicher Professor der Rechte und preußischer Hofrath in Halle und war ein gottesfürchtiger, glaubiger Jurist, der mit den Männern des Glaubens in Halle im innigsten Herzensverkehr stand. Er starb am 6. August 1754.

Seine geistlichen Lieder, achtundzwanzig an der Zahl, hat er in der Jugend, meist in den ersten Zeiten seines Aufenthalts zu Halle und noch vorher gedichtet; neunzehn derselben erschienen zum erstenmal schon gedruckt im zweiten Theil von Freylinghausens Gesangbuch vom J. 1714.

Zerstreut in verschiedenen Gegenden Deutschlands lebten folgende Freunde, Schüler und Anhänger dieser Hallischen Gottesmänner:

Schröder, Johann Heinrich, geb. 1666 in Hallerspringe im Fürstenthum Calenberg in Hannover. Er war in seiner Jugend, als er zu Leipzig studierte, ein Schüler Franke's. Ums Jahr 1700 wurde er Pfarrer in Möseberg bei Wollmirstädt im Magdeburg'schen, wo er — nicht im J. 1714, sondern nach der allgemeinen Kirchenzeitung vom J. 1829 — im J. 1728 starb.

Er hat nur fünf Lieder gedichtet, darunter aber zwei der ausgezeichnetsten Kernlieder, „Eins ist Noth" und „Jesu hilf siegen", die er ums Jahr 1697 gedichtet hat.

Schmidt, Johann Eusebius, geb. zu Hohenfeld in Thüringen, im Jahr 1670, war zu Leipzig ein Schüler Franke's, mit dem er zeitlebens aufs innigste befreundet blieb, und kam im J. 1697 als Prediger nach Siebleben bei Gotha, wo er, sechsundsiebenzig Jahre alt, im J. 1745 starb.

Er hat zweiundvierzig tiefgefühlte, fromme Lieder gedichtet, die in Freylinghausens Gesangbuch stehen.

Lackmann, Peter, gleichfalls ein Schüler und Freund Franke's; sein Geburtsort und Geburtsjahr sind unbekannt. Anfangs war er Pfarrer zu Wenningen im Lauenburgischen, ums J. 1704 Pfarrer in Wagria, und später Oberpfarrer und Schulinspektor zu Oldenburg im Holstein'schen. Er war ein eifriger Anhänger der Lehre vom tausendjährigen Reich und trieb überhaupt apokalyptische Studien. Er starb im Sept. 1713.

Seine Lieder gab, nebst eigenen, sein Sohn — Adam Heinrich Lackmann († als Professor der Geschichte zu Kiel im J. 1753) — unter dem Titel heraus: „Geistreiche Gedichte zur Erweckung heiliger Regungen, großentheils aus ganzen Sammlungen — — erlesen, zum Theil aber jetzo allermeist ans Licht gestellet. Homb. 1730."

Winkler, Johann Joseph, geb. 23. Dez. 1670 zu Luckau im Meißen'schen Gebiet in Sachsen. Er war mit Spener, als dieser in Berlin wirkte, bekannt und vertraut. Zuerst war er Nachmittagsprediger an der St. Petrikirche zu Magdeburg, später Feldprediger, als welcher er Feldzüge in den Niederlanden und Italien mitmachte. Dann wurde er Diakonus und seit dem J. 1714 Oberprediger an der Domkirche zu Magdeburg; seit 1716 auch Consistorialrath. Er nahm an den von König Friedrich I. von Preußen veranstalteten Unionsverhandlungen zwischen den Lutheranern und Reformirten thätigen Antheil und hatte hierüber viele Anfechtungen zu leiden.

Bei einer Anwandlung von Todesfurcht dichtete er nach 2 Mos. 15, 16. das Lied: „Mein treuer Hirt, wie komm ich doch hinüber? mir grauet vor dem finstern Todesthal." Hier bezeugt er dem Herrn:

> Du zogst mich aus der dicken Finsterniß,
> Ich folgte dir mit Herzensfreud
> Und ließ der blinden Welt die schnöde Herrlichkeit.

Du hast mich durch die Wüste durchgetragen,
Da mancherlei Verführung mich gedruckt:
Dein süßer Trost hat in so manchem Zagen
Mein mattes Herz mit neuer Kraft erquickt.
Weiß ich von mancher Trübsalslast,
So weiß ich auch, wie du mir beigestanden hast."

Er war ein Mann voll christlichen Tiefsinns und starb am 11. Aug. 1722 ohne weitere Todesfurcht mit dem Ruf: „So geht's zum neuen Zion hin. Hallelujah! Gottlob, daß ich hinüber bin."

Die zehn gediegenen Lieder, die er gedichtet hat, stehen in Freylinghausens Gesangbuch.

Deßler, Wolfgang Christoph, geb. am 11. Febr. 1660 in Nürnberg, wo sein Vater, Nikolaus Deßler, Goldschmied war. Er erlernte zuerst die Goldschmiedkunst, mußte dieselbe aber wegen Kränklichkeit und Schwächlichkeit aufgeben, und bezog nun die Universität Altdorf, mußte aber auch das eigentliche Studieren wegen seiner kränklichen Umstände aufgeben. In Nürnberg, wo er sich nun aufhielt, machte er die Bekanntschaft des berühmten Erasmus Finx aus Lübeck (Francisci), der ihn in der christlichen Dichtkunst unterwies, und dem er bei Herausgabe verschiedener Werke an die Hand gieng, da er viel Sprachkenntnisse besaß. Er übersetzte viele ausländische Werke ins Deutsche. Als es mit seiner Gesundheit sich zu bessern schien, übernahm er im J. 1705 zu Nürnberg die Conrektorstelle bei der Schule zum h. Geist. Doch kamen bald wieder Krankheitsleiden über ihn; ein Schlagfluß hinderte ihn zwei Jahre lang, seiner Schule vorzustehen.

In seinen letzten Lebensjahren stiegen seine Leiden, er litt viel an Steinschmerzen, und bekam fünf Jahre vor seinem Tode ein Geschwür auf der Brust, das ihn dem Tode nahe brachte und nur durch eine Geschwulst am Schenkel gehoben ward, die ihm aber nun gleichfalls die heftigsten Schmerzen verursachte. Da war wohl durch Wüsten seine Reise (vgl. Nro. 339: „Wie wohl ist mir"), er lehnte sich aber mit stiller Ergebung und in schöner, christlicher Geduld auf den Herrn und eilte aus solch dunkler Schwermuthshöhle den Armen seines himmlischen Seelenfreundes zu, den er in edlen, tiefsinnigen Liedern besang. Endlich gieng er nach einem leidensvollen Lauf zur „Sicherheit und Ruhe" ein, am 11. Merz 1722.

Er hat im Ganzen sechsundsechzig Lieder gedichtet, die in drei verschiedenen Liedersammlungen, die er herausgab, sich befinden, nämlich in: 1) „Gottgeheiligter Christen nutzlich ergezende Seelenlust unter den Blumen göttlichen Wortes. Nürnb. 1692," — mit fünfundzwanzig Liedern über auserlesene Sprüche und eben so viel Melodien, die zum Theil er selbst, zum Theil Benedikt Schultheiß, Organist in Nürnberg, componirt hat; 2) „Funken der Liebe Jesu. 1712", und 3) „Blut- und Liebesrose oder Passionsandacht," wovon

Dr. Marperger im J. 1723 zu Nürnberg die zweite Auflage besorgt hat. Sie enthält zwanzig Passionsgesänge.

(Quellen: Der umständliche Lebenslauf desselben in der Auflage seiner „Seelenlust" vom J. 1726.)

Gotter, Ludwig Andreas, geb. 26. Mai 1661 in Gotha, wo sein Vater Oberhofprediger und erster Superintendent war. In seiner Vaterstadt war er anfangs als geheimer Sekretär und dann als Hof- und Assistenzrath zum Friedenstein angestellt. Ueber seinen Lebensgang konnte sonst nichts näheres aufgefunden werden, als daß ihm eine große Herzensdemuth nachgerühmt wird und er ein frommer, geistreicher Mann aus Franke's Schule war. Als einst beim Druck seiner „erbaulichen Passionsbetrachtungen" im J. 1735 sein Name angedeutet war, wollte er alle seine Lieder verbrennen, weil doch, wie er sagte, wenn gleich etwas Erbauliches in ihnen anzutreffen, die Nennung seines Namens die Erbaulichkeit hindern dürfte. So schrieb er darüber im J. 1735 an den bekannten Hymnologen Caspar Wezel, der ihn persönlich kannte und „als christlich-frommen Politikus" rühmt. Er starb den 19. Sept. 1735.

Das vollständige Manuscript seiner 231 Lieder findet sich in der gräflich Wernigerode'schen Bibliothek. Einzeln erschienen sie vom J. 1697 an und sind durch eine ganz besonders salbungsreiche Herzlichkeit ausgezeichnet. Er übersetzte den ganzen Psalter Davids in bekannte Melodien und brachte die ganze Passion Christi in Ein erbauliches Lied von siebenundsechzig Strophen, das eben unter obigem Titel gedruckt wurde. Vierundzwanzig seiner Lieder wurden in das Freylinghausen'sche Gesangbuch aufgenommen.

(Quellen: Caspar Wezel's Analecta hymnica. 2ter Bd. 1tes Stück. 1756.)

Crasselius, Bartholomäus, geb. 21. Febr. 1667 ~~zu Weißen~~ in Sachsen, ein Schüler Franke's. Zuerst war er Pfarrer zu Nidden in der Wetterau, nachher zu Düsseldorf in Rheinpreußen. Sein Todesjahr ist unbekannt; nach Einigen ist es das Jahr 1724.

Er dichtete neun Lieder, darunter herrliche Kernlieder; Nro. 122: „Heiligster Jesu", das in Arnolds göttlicher Sophia steht, soll auch von ihm seyn; ebenso: „Hallelujah, Lob, Preis und Ehr".

Müller, Michael, geb. im J. 1673 in Blankenburg am Harze in Niedersachsen. Von früh auf zog ihn der Herr durch Leiden und Trübsale aller Art von der Welt weg zu ihm, daß er auf dem stillen Ruh- und Friedenssteg ausgieng vom irdischen Vaterland und mit dem Blick auf den himmlischen Morgenstern das ewige Vaterland suchte (vgl. Nro. 117: „Auf, Seele, auf"). Unter Franke und Breithaupt studierte er die Theologie in Halle. Er war zwar von Kindheit an kränklich, kaum aber hatte er ausstudiert, so wurde er im J. 1697 von mehreren heftigen Blutstürzen befallen, so daß er auf dem Krankenbette eine lange und schwere Leidensschule durchzumachen hatte. Stets am Rande des Grabes stehend lernte er die Klugheit einer

ernsten Sterbensbereitschaft. Endlich konnte er eine Hauslehrerstelle bei der v. Gaisberg'schen Familie auf dem Schlößchen Schaubeck zu Kleinbottwar in Würtemberg annehmen. Er hatte hier die Tochter des Hauses zu erziehen. Neben diesem Geschäft, das er mit aller Treue versah, suchte er auch auf die Erwachsenen in seiner Umgebung durch tägliche Betstunden segensvoll einzuwirken, und war wegen seines stillen, frommen Wandels und liebreichen Wesens allgemein geschätzt und geliebt. Die Blutstürze kamen aber von Zeit zu Zeit immer wieder, bis er endlich, zu Ende Februars 1704, so bedenklich erkrankte, daß sein nahes Ende vorauszusehen war.

Sein Sterbebette wurde für seine Freunde, die stets um ihn waren, und einen jüngern Bruder, der sich zu Großbottwar in einer Apotheke aufhielt, zu einer rechten Glaubensschule, denn sein stilles und geduldiges Leiden und seine Sterbensfreudigkeit gereichten Allen zur größten Erbauung und Glaubensstärkung, so daß namentlich der Bruder dadurch ganz für den Herrn gewonnen wurde. Gleich zu Anfang der Krankheit sagte Müller: „Ich bin zu Beidem gleich bereit, zu leben und zu sterben, möchte Keines vor dem Andern erwählen. Ich will nur, was Gott will." Als die Freunde ihm ihr Mitleiden bezeugten über seine schmerzensvolle Lage, sprach er zu ihnen: „Ach! freuet Euch vielmehr, daß meine gebrechliche Hütte vollends zusammensinkt und ich bald erlöset werde von dem Leibe dieses Todes. Ich klage über nichts, mein Herz ist vielmehr voll Dank gegen den Herrn, der mich armen Sünder so wunderbar und gnädig von Jugend auf bis diese Stunde geführt." Als es nun immer schneller mit ihm dem Ende zugieng, verabschiedete er sich noch von seiner Herrschaft und ermahnte die Anwesenden mit großem Ernst zu ungeheuchelter Gottesfurcht und thätigem Christenthum, indem er sagte: „Ach! lieben Freunde! es ist gefährlich, mit bloßem Wissen und allerlei äußerlichen Formen der Frömmigkeit sich aufzuhalten. Es gelangt Niemand zur wahren Weisheit, der nicht allem eigenen, obwohl bestscheinenden Wissen, Wollen, Können und Wirken gänzlich abstirbt und sich mit Verleugnung alles Scheinwesens und aller Heuchelei in der lautern Glaubenseinfalt hingibt." Kurz vor seinem Ende blickte er die Umstehenden mit starren Blicken an und rief: „Haltet Glauben, haltet Glauben!" (vgl. V. 6 — Orig. V. 10 — in Nro. 117) und entschlief sodann, wie er es zuvor gesagt, Abends sechs Uhr am 13. Merz 1704. Sein Leichentext war Hiob 16, 19. Neben der Kirche zu Kleinbottwar wurde sein müder Leib begraben.

Seine Lieder erschienen unter dem Titel: „Psalter Davids nach mehrentheils bekannten Gesangmelodeyen reimweiß übersetzt. Stuttgart 1700." Nach seinem Tod erschienen im J. 1706 von ihm: „Geistliche Erquickstunden". Vierunddreißig seiner Psalmlieder wurden in das Freylinghausen'sche Gesangbuch aufgenommen.

(Quellen: Reitz, Historie der Wiedergeborenen. 6ter Band.)

Muthmann, Johann, geb. zu Reimersdorf im Fürstenthum Brieg in Schlesien den 28. Aug. 1685. Als er auf der Schule zu Oels war, nahm ihn der berühmte Sinapius als Abschreiber an und ließ ihn an dem Unterricht Theil nehmen, den er einigen jungen Edelleuten ertheilte; er bedauerte aber stets, daß in der Schule die h. Schrift so wenig betrieben werde, die überhaupt damals in jener Gegend rar war. Als ihn in seinem zwanzigsten Jahr die Jesuiten in ihr Garn zu ziehen suchten, flüchtete er sich eiligst nach Leipzig mit nicht mehr als fünf Thalern in der Tasche. Er hatte aber hier schon die treue Durchhülfe Gottes reichlich zu erfahren. Gott erweckte ihm nämlich, während er dort studierte, viele Wohlthäter; manches verdiente er sich auch durch Stundengeben, und so konnte er die dringendsten Bedürfnisse befriedigen, lernte dabei mit Wenigem vergnügt zu seyn und blieb vor Ausschweifungen bewahrt. Er hielt auch einmal in Leipzig mit einigen Jesuiten auf öffentlichem Markt ein Religionsgespräch, in dem er mit Ehren bestand.

Nach seinem Abgang von der Universität wurde er Diakonus in Kronstadt, und ob er gleich Christum und sein Evangelium damals noch nicht aus eigener Herzenserfahrung kannte, so erwarb ihm doch seine Beredtsamkeit und sein gefälliges Wesen den Beifall und die Liebe Aller, so daß er gute Tage hatte, darüber aber zu wenig an seine eigene Bekehrung dachte, und deßhalb später oft ausrief: „Herr! gedenke nicht meiner Kronstädt'schen Blindheit und Untreue!" War es doch auch das demüthige Gefühl, das ihn stets begleitete: „An meiner Treu ermangelt mancherlei." Es gieng aber auch damals schon für ihn nicht ohne Anstoß ab; weil er nach dem Sinne der Halle'schen Lehrer an den Tanzbelustigungen keinen Antheil nahm, ward er von Manchen eines tadelnswerthen Pietismus beschuldigt.

Von Kronstadt kam er im J. 1707 als Pfarrer nach der Stadt Teschen im östreichischen Oberschlesien. Hier mußte gerade wieder den Evangelischen statt der von den Katholiken genommenen Kirchen eine neue Kirche gebaut werden. Am 9. Juni hielt er unter einem voll Aepfel hängenden Baume — dem Sinnbild seines fruchtbaren Wirkens — mitten in einem Garten die Einweihungspredigt für die zu erbauende Kirche und begann am 4. Aug. sein Amt. Von diesem Amte schreibt er selbst: „Es war meine hohe Schule. Ich habe „hier nach und nach so viele Zeugnisse von der Treue Gottes erlebt, „daß davon ein sehr erwecklicher Traktat geschrieben werden könnte „(der schönste Traktat hierüber ist aber sein Loblied auf die Treue Got„tes: „Gott ist getreu, er selbst", Nro. 46). Das Amt war eines der „wichtigsten. Die vierzigtausend Seelen, welche sich zur Kirche in „Teschen halten, leben sehr zerstreut, manche in einer Entfernung „von zehn bis zwölf Meilen, an der Gränze von Polen, Ungarn und „Mähren. Sie reden, lesen, schreiben polnisch, deutsch, böhmisch und „sind ungleichen Landes und Gemüthsart. Einige wohnen in Städten,

„Andere in adelichen Dörfern und Höfen, wieder Andere auf hohen „Gebirgen. Sie haben verschiedene Gerichtsbarkeit. Fast kein Ort ist „rein evangelisch, eine Menge lebt in gemischter Ehe, was tausenderlei „Gewissensnoth verursacht. Die Unwissenheit war um so größer, da „die Leute seit mehr, als fünfzig Jahren, regelmäßige evangelische „Predigt und Unterricht entbehrt hatten. Aberglaube und Sitten„losigkeit hatten sich schrecklich verbreitet. Dazu war die Armuth un„beschreiblich groß. Ich aber war ein unerfahrener, unbekehrter Jüng„ling von vierundzwanzig Jahren. Doch gelobet sey mein Erbarmer, „der mir eine wichtige Lektion nach der andern aufgab. Arbeit gab „es genug, und Gottlob! ich war von Natur munter, zu aller Arbeit „bereit und unerschrocken bei Widerspruch und Verfolgung. Zunächst „mußte das Volk zum Lesen ermuntert werden. Vierzig- bis fünfzig„jährige Personen griffen zum ABC-Buch. Ich sorgte für gute Bücher. „Die Hirtenkinder setzten sich auf dem Felde zusammen, um mit ein„ander zu lesen und zu singen. An Sonntagen gab's oft sieben„bis achttausend Zuhörer und bis gegen zweitausend Communikanten. „Die Wochentage wurden zum Reisen verwendet, wobei die Kranken „besucht und für alte und gebrechliche Leute Bibelstunden gehalten „wurden. Daß man dieselben als pietistische Conventikel verschrie, „durfte nicht beachtet werden. Ich fühlte aber, daß ich viel Licht, „Kraft und Gnade von Oben bedurfte, das trieb mich zum Gebete „und ich durfte ausnehmende Proben der Treue Gottes „erfahren. Seine Treue that unaussprechlich viel an „meiner Seele (V. 4 in Nro. 46). Sie trieb mich an, mit Furcht „und Zittern meine eigene Seligkeit zu schaffen, mit Kraft und Nach„druck das Evangelium zu verkündigen, zu beharren in der Fürbitte „und Danksagung, mit Ernst zu zeugen gegen Alles, was der Seele „an der Gemeinschaft mit Gott hinderlich seyn konnte; sie lehrte mich, „meinen jugendlichen Neulingseifer zu bezähmen und mit barmherziger „Liebe an den mir anvertrauten Seelen zu arbeiten; sie demüthigte „mich, offenbarte mir meine Selbstgefälligkeit (V. 3) und gab mir „großen Segen durch den Umgang mit rechtschaffenen Christen, ins„besondere mit meinem inniggeliebten Kollegen, Mitbeter und Mit„streiter Steinmetz (dem nachmaligen Abt des Klosters Berge bei „Magdeburg) (V. 4) und schützte mich in vielen Lebensgefahren „(V. 2)."

So zählt er selbst die Proben von Gottes Vatertreue auf, die er an Seele und Leib erfahren durfte. Eine merkwürdige leibliche Bewahrung durch die treue Hand Gottes durfte er auch im Mai 1717 erfahren. Er hatte sich bei einer acht Meilen weit gehenden Reise zu Kranken durch vierzig Kranke, die er auf der Heimreise noch in Seiberwitz zu berathen hatte, verspätet, so daß es Abend wurde, als er die durch den geschmolzenen Schnee stark angeschwollene Else durchreiten mußte. Sein Pferd ward vom Strome fortgerissen und es

war an dem, daß Mann und Pferd von den Wellen verschlungen worden wären; er aber rief: „Herr Jesu, hilf!" und sein Pferd, das er anspornte, schwang sich glücklich noch an's Ufer herauf. Da sang er, wie neugeboren, fröhlich das Lied: „Nun lob mein Seel den Herren" (Nro. 30) und als er wohlbehalten heimkam, sah er nach seiner Uhr; sie war voll Wassers und stand auf neun Uhr fünfundvierzig Minuten; gerade in diesem Augenblick hatte sich zu Hause seine Frau auf die Kniee niedergeworfen und für ihn gebetet.

Solche treue Durchhülfe Gottes hatte er auch in seinem Bräutigamsstand zu erfahren. Er hatte sich nämlich mit Eva Josepha v. Schimonsky, der Tochter eines katholischen Landstandes, verlobt, deren Mutter aber evangelisch war. Dabei hatte er nicht auf zeitliches Vermögen, sondern auf christliche Tugenden gesehen. Der alte Adel aber und die angesehenen Verwandten der Braut wollten die Heirath um jeden Preis hindern und wirkten ein Verbot aus. Es war dieß im J. 1713. Da träumte ihm, es gebe ihm Jemand ein schwarz eingebundenes Buch, welches drei Kapitel enthielt; das erste handelte vom Glück der Menschen, das zweite von ihrem Unglück und das dritte von dem göttlichen Trost im Unglück. Ueber dem letztern Kapitel stunden folgende alte Verse, die er sonst vorher und nachher nirgends gelesen oder gehört zu haben sich entsinnen konnte:

„Hat dich schon dein lieber Gott
Was verlassen in der Noth:
So bleibt er dir doch getreu,
Und macht von der Noth dich frei!"

Etwa eine halbe Stunde, nachdem er von diesem Traum erwacht war, eilt ein alter Freund des Hauses, ein Edelmann, daher, der ganzen Familie anzukünden, wie man gegen die Töchter Arges im Schilde führe. Augenblicklich floh die Mutter mit ihren Töchtern nach polnisch Biala und er begleitete sie. Von da flüchteten sie vor dem Haß des katholischen Adels nach Wien, wo sie sich über dreizehn Wochen lang unter manchen Prüfungen, aber auch unter manchen Erfahrungen der Treue Gottes, aufhielten. Niemand glaubte mehr, daß die Heirath zu Stande komme. Da faßte er mit seiner Braut den Entschluß, einen Tag zum Fasten und Beten auszusetzen und die Sache in einem Gebet dem Allmächtigen, der allein helfen konnte, vorzutragen. Dieß geschah den 13. Dec. 1713 und gerade der 13. Dec. 1714 ward der Erhörungstag, an welchem die erste günstige Wendung in ihrem Geschick eintrat. Am 15. beteten sie noch einmal ein solches, von Muthmann selbst aufgesetztes Gebet für die vollends glücklich zum Ziele gelangenden Wünsche ihres Herzens, und siehe da! die Erhörung kam dießmal schon nach einem Monat; gerade am 15. des nächsten Monats, am 15. Jan. 1715, unterschrieb der Kaiser das Erlaubnißdekret ihrer Verheirathung. Da sah er die Verheißung Matth. 18, 19. recht schön erfüllt, und nun wurden sie im Februar

genannten Jahrs getraut. An der Seite dieser ihm von Gott so treulich zugeführten und erhaltenen Frau lebte nun Muthmann viele Jahre in Teschen und wirkte daselbst im Segen und unter dem Schutze Gottes. Im J. 1722 durchreiste er einen großen Theil Deutschlands, um für seine arme Gemeinde zu sammeln und predigte deßhalb an vielen Orten, besonders auch zu Isny und Reutlingen. In letzterer Stadt am 25. Okt. 1722.

Da erhoben zwei Kollegen, Schmidt und Henschel, denen der große Ernst, mit dem Muthmann auf ein lebendiges, wahres Christenthum drang, zuwider war, eine Klage bei der östreichischen Regierung wider ihn, er sey in pietistische Irrthümer gefallen, und verdrängten ihn dadurch im J. 1730 mit dem frommen Rektor Sagarneck und noch zwei andern an der Gnadenkirche zu Teschen angestellten Predigern, dem nachmals vielberühmten Abt Steinmetz und Sassadius, als Pietisten und Schwärmer vom Amte. Das unverdiente Schicksal dieser Männer erregte aber allenthalben so große Theilnahme, daß sie bald wieder ehrenvolle Anstellungen erhielten. Nachdem sich Muthmann mit den übrigen Mitverbannten, der Zahl nach, sammt Frauen und Kindern, dreißig Personen, ein Jahr lang brodlos bei dem frommen Grafen Henkel in Pölzig, der ihnen eine Zufluchtsstätte bot und bei dem auch Bogazky einige Zeit verweilte, aufgehalten, wurde er im J. 1731 Diakonus zu Grawa bei Saalfeld und bald darauf im J. 1732 Diakonus in Saalfeld selbst, endlich im J. 1739 Pfarrer und Superintendent in Pößneck im Herzogthum Sachsen-Coburg-Saalfeld.

Da geschah es einsmals, daß er zu Schlöttwein, unweit Pößneck, um Michaelis 1747 Kirchenvisitation zu halten hatte. Er fuhr dorthin mit seiner Frau. Zum Schluß des Predigtgottesdienstes, in dem über die h. Engel gepredigt wurde, ließ er aus dem Lied: „Herzlich lieb hab ich dich" (Nro. 346) den dritten Vers singen, der also anhebt: „Ach Herr! laß dein' liebe Engelein am letzten Ende die Seele mein in Abrahams Schoos tragen." Als dieser gesungen war, stellte er mit der Gemeinde noch das gewöhnliche Examen an, wobei er Röm. 14, 17. 18. zu Grunde legte. Als er nun an das Wort „Freude im h. Geist" kam, und, nachdem er von dem Gnadenreich gesprochen, noch über das Reich seiner Herrlichkeit und die Freude in demselben reden wollte, fieng er plötzlich an, zu stammeln und zu sinken. Es hatte ihn ein Schlag getroffen. Er ward sofort in die nahe Pfarrwohnung gebracht, wo er nach zwölf Stunden vollends von seinem Erlöser völlig aufgelöset wurde, nachdem er bloß noch das Wörtlein „Ruhe" von sich hatte hören lassen. So gieng er in die ewige Ruhe. Sein Symbolum war: „Gott ist getreu!" — wie es auch an der Spitze seines Liedes Nro. 46 steht. Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 30. 46. 346.

Es sind von ihm fünf Lieder bekannt, wovon vier sich in dem

zu Magdeburg im J. 1738 gedruckten Büchlein: „Einige Scherflein zum Heiligthum in etlichen schriftmäßigen Liedern" befinden; sie stehen auch in den Cöthnischen Liedern; das fünfte: „Zeuch uns nach dir, so laufen wir" befindet sich im Wernigeroder Gesangbuch vom J. 1746.

(Quellen: Das kleine, von ihm selbst verfaßte und seine wichtigsten Lebenserfahrungen enthaltende Büchlein: „Die göttliche Treue, aus vieljähriger, eigener Erfahrung bemerkt und mittelst Darlegung einiger Zeugnisse demüthig erwogen. Pößneck. 1740." — J. J. v. Moser, Beitrag zu einem Lexikon jetzt lebender Gelehrten. 1740.)

Emilie Juliane, Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 19. Aug. 1637 zu Rudolstadt. Sie war die Tochter des Grafen Albert Friedrich von Barby und der letzte Sprößling dieses Geschlechts, das mit ihr ausstarb. Im J. 1665 vermählte sie sich mit Albrecht Anton, Grafen von Schwarzburg-Rudolstadt. Bei der Belagerung von Philippsburg im J. 1676 wurde ihr ein Sohn, August Friedrich, erschossen, worauf sie das rührende Klaglied dichtete: „Es lieget, Gott, mein Herz gepresset". Als eine fromme und geistreiche Frau, allgemein geschätzt, starb sie den 2. Dez. 1706.

Sie dichtete im Ganzen 587 Lieder, darunter: „Wer weiß, wie nahe mir" (Nro. 590). Ihre Gedichte erschienen nach ihrem Tode unter dem Titel: „Der Freundin des Lammes geistlicher Brautschmuck. 1714." Selbst gab sie noch heraus: „Tägliches Morgen-, Mittags- und Abendopfer. Rudolstadt. 2te Aufl. 1699."

Lange, Ernst, geb. in Danzig im J. 1650, wo er auch als Bürgermeister im J. 1727 starb. Knapp nennt ihn einen „edlen, tiefsinnigen Mann voll Geist und Kraft".

Er hat viele, seither nicht genug bekannte Lieder gedichtet, welche in zwei Sammlungen erschienen: „LXI gottgeheiligte Stunden in so viel Liedern. Danzig 1711," und „die Psalmen in deutsche Lieder übersetzt. Danzig 1720" (nach Art des Lobwasser). Vierundzwanzig Lieder stehen in Freylinghausens Gesangbuch, und neun im Wernigerode'schen vom J. 1746.

(Quellen: Casp. Wezel's Analecta hymnica. 2r Bd. 1756. 1s Stück.)

Schlicht, Levin Johann, geb. 23. Okt. 1681 zu Calbe in Sachsen, wo sein Vater Archidiakonus war. Er konnte schon im zehnten Jahr lateinisch reden und studierte später in Halle. Im J. 1700 machte ihn A. H. Franke, als einen frommen und in den alten Sprachen ganz besonders bewanderten Jüngling, zum Lehrer an seinem Pädagogium in Halle. Im J. 1708 wurde er Rektor der Sander'schen Schule zu Altbrandenburg, in demselben Jahre noch Pfarrer im Flecken Parey und zuletzt im J. 1716 Prediger an der St. Georgenkirche zu Berlin, wo er am 7. Jan. 1723 an einem Schlagfluß starb.

Greding, Johann Ernst, geb. 30. Juni 1676 in Weimar,

Anfangs war er Rektor der evangelischen Schule zu Hanau und später Pfarrer in Altheim bei Hanau — ein frommer Mann voll herzlicher Liebe zum Gekreuzigten. Sein Todesjahr ist unbekannt.

b) Die jüngere Halle'sche Dichterschule. Von 1720—1740.

Bei den jüngern Dichtern des Halle'schen Pietismus zeigt sich gegenüber der größern Einfalt und Natürlichkeit der frommen Gefühlsäußerungen, wie sie noch bei der ältern Halle'schen Schule zu finden ist, fast durchaus mehr oder weniger eine gewisse Ueberspannung in Sprache und Gedanken — eine „Verzärtelung der Frömmigkeit." Die Nachwirkung der zweiten schlesischen Schule ist bei manchen dieser Dichter, die, wie z. B. Bogazky und Woltersdorf, in Schlesien lebten, unverkennbar. Zunächst zeigt sich dieß in der starken Anwendung der bildlichen oder sinnlich allegorischen Darstellungsweise; es findet ein übertriebener Gebrauch alttestamentlicher Bilder statt, und manche andere Bilder von Christo, als dem „Lämmlein", vom Bräutigam und der Braut, werden allzu sehr ausgemalt; auch ist die Sprache überhaupt oft zu dunkel, geschraubt und unverständlich. Die Gefühlswärme fängt an, zur süßlichen Empfindelei zu werden, besonders, wenn vom Blute und den Wunden Christi die Rede ist. Es ist hier bereits das Vorspiel der durch Zinzendorf angeregten Herrenhut'schen Dichtungsart; so besonders bei Woltersdorf, Lehr und Allendorf, während Bogazky, obgleich dunkel in seiner Sprache, sich mehr an die ältern Dichter anschließt, Rambach dagegen vermittelnd auftritt und sich mehr an die Dichter der kirchlichen Richtung anschließt, indem er dem Uebergreifen und Uebersprudeln des Gefühls das Gleichgewicht hält durch das bei ihm vorwiegende, didaktische Element und die mehr auf das Allgemein-Kirchliche gerichtete Betrachtung. Lernen wir nun einige der bedeutendsten dieser Dichter nach ihrem Leben kennen:

v. Bogazky, Carl Heinrich. Er wurde geb. 7. Sept. 1690 zu Jankowe, dem Rittergut seiner Eltern, in Niederschlesien. Sein Vater, Joh. Adam v. Bogazky, war kaiserlich östreichischer Obristlieutenant. Schon in seinem fünften Jahr verließ ihn sein Vater, der in das Feld zog und mit dem er von da an nicht mehr zusammenlebte. Seine Mutter und Großmutter aber, deren Erziehung er nun ganz überlassen war, waren fleißige Beterinnen und der Segen ihres Gebets ruhte auf ihm. Schon als achtjähriges Kind fieng er an, aus dem Herzen und mit eigenen Worten zu beten.

Als vierzehnjähriger Knabe wurde er Page am Hofe zu Weißenfels. Mangel an Geld hinderte ihn damals, die verführerischen Gesellschaften der andern Pagen mitzumachen und eine vierteljährige Krankheit, in die er verfiel und während der er die ganze Bibel durchlas, brachte ihn zu dem ernsten Entschluß, Gott redlich

zu dienen und nichts zu thun, was er als Sünde aus der Bibel erkannt habe. Darüber hatte er nun von seinen Kameraden allerlei Spöttereien zu erdulden; er aber verfaßte, während diese die Zeit mit eitlen Dingen verderbten, Reimgebete und geistliche Lieder, indem er den Inhalt der Gebete, die er betete, in Verse brachte und sich so ein eigenes Gebetbüchlein anlegte.

Sein Vater wollte ihn durchaus zum Soldaten machen, auf seine Bitten stand er aber davon ab und gestattete ihm, sich in Breslau auf die Universität vorzubereiten. Dort war er ein fleißiger Kirchgänger und wurde eines Tags durch eine Predigt „von der Freude im h. Geist", die er in Scrivers Seelenschatz las, so sehr von einer geistlichen Freude ergriffen, daß er dachte: „ich wollte, ob ich gleich noch ein ganz junger Mensch war, mein ganzes Leben so eingeschlossen bleiben, wenn ich dieser Freude nur oft könnte theilhaftig werden." Er lernte so fleißig, daß er dadurch wohl den Grund zu seiner nachherigen Kränklichkeit und Schwachheit legte.

In seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahr kam er endlich durch die Unterstützung des Grafen Reuß v. Köstriz, Heinrich XXIV., zum Studieren und bezog nun als Studierender der Rechtswissenschaft im J. 1713 die Universität Jena. Auch hier bewahrten ihn Kränklichkeit und andere Umstände vor den Gefahren des rohen und wüsten Studentenlebens, und namentlich die Predigten des Dr. Buddeus waren recht gesegnet an seinem Herzen. Da geschah es einsmals, im J. 1714, daß ihn sein alter Wohlthäter, der Graf Reuß, zu sich nach Köstriz kommen ließ und dort auf seinem Zimmer mit ihm niederkniete und betete; dieß, und der christliche, fromme Geist, den er im ganzen Hause des Grafen wahrnahm, machte den größten Eindruck auf ihn. Als ihm nun der Graf rieth, einen Besuch bei Franke in Halle zu machen, so gieng er dorthin, obwohl noch ganz erfüllt von allerlei Vorurtheilen gegen Franke und das Gift seiner Lehre, von dem man so viel sprach. Dort hörte er Franke und die andern gottseligen Lehrer predigen, erkannte dieser Männer christliche Gesinnung und gieng, gereizt durch das Beispiel vieler vornehmer frommer Leute, die er im Gasthof traf und nach dem Essen zusammen beten sah, zu Franke auf seine Stube, ihm zu bezeugen, wie er nun ganz dem Herrn zum Opfer und Eigenthum sich hingeben wolle. Dieser kniete mit ihm nieder zum Gebet und segnete ihn unter Handauflegung ein. Als er nun am Weihnachtsfest 1714 zum zweitenmal nach Halle gieng und einer Erbauungsstunde anwohnte, die Franke seinen Hausgenossen hielt, durchdrang ihn die göttliche Kraft also, daß er ausrief: „O! es müssen ewig höllische Flammen über mir zusammenschlagen, wenn ich wieder untreu würde und abwiche!"

An Ostern 1715 zog er nun ganz auf die Universität Halle und faßte am Grabe seiner Mutter, die fern von ihm schnell weggestorben und zu deren Beerdigung er gereist war, den Entschluß, nun

die Theologie zu studieren. Zuvor hatte er aber noch einen für sein kindliches Herz schweren Kampf mit seinem Vater zu bestehen. Dieser hatte ihm im östreichischen Militär eine Cornetsstelle verschafft. Als er aber beharrlich dieß von sich wies, brach sein Vater allen Verkehr mit ihm ab. Allein er tröstete sich mit Psalm 27, 10. und fieng im J. 1716 das Studium der Theologie unter ernstlichem Gebet an und setzte es bis zum J. 1718 fort. Wenn er aus einer Vorlesung kam, kniete er nieder und betete. So waren ihm alle Tage recht selige und gesegnete Tage, wie er selbst sagt, „rechte Bräutigamstage“. Während er vorher in der Bibel nur lauter Moral und Pflichten suchte, erfuhr er jetzt allenthalben Christum und sein süßes Evangelium, und dieses, so wie ganz besonders der hohe Artikel von der Rechtfertigung, wurde ihm immer heller aufgeschlossen. In dieser Zeit schrieb er auch bereits sein „güldnes Schatzkästlein“ über die herrlichen evangelischen Sprüche, die ihm immer lebendiger und tröstlicher wurden. Es erschien im J. 1718 zu Breslau.

Seine Kränklichkeit erlaubte ihm nun nicht, ein öffentliches Predigtamt zu übernehmen, denn wenn er nur eine halbe Stunde ununterbrochen in einem Zimmer reden sollte, so griff dieß sein Haupt so an, daß er nicht schlafen konnte. Deßhalb verwandte er seine ganze Lebenszeit auf Privatseelsorge, Schriftstellerei und Reden in Privatversammlungen. Als Adelicher wußte er besonders bei adelichen Herrschaften, die er auf Reisen durch Schlesien, Böhmen und Sachsen aufsuchte, für die Sache Christi zu wirken und viele Vornehme für den Herrn zu gewinnen. Selbst auf dem Reisewagen unterließ er es nicht, von Christo zu zeugen und den Leichtsinn zu strafen.

Längere Zeit hielt er sich zu Glaucha in Schlesien auf, wo er bei der Errichtung eines Waisenhauses durch den frommen Pfarrer Mischke sehr thätig war und dem Waisenhaus und den Armen all seine Habe verschenkte, so daß er nicht einmal genug Wäsche mehr für sich übrig hatte. Hier verehelichte er sich auch am 26. Febr. 1726 mit der, durch ihn bekehrten Tochter seiner Mutterschwester, Eleonora, geb. v. Fels. Mit ihr führte er ein schönes Gebetsleben, und obgleich sie allerlei Mangel in ihrem Hausstand hatten, so hielten sie sich doch im Gebet stets an Psalm 127, Phil. 4, 6. und Matth. 6, 8. und der Herr half immer wieder durch. Bogazky war oft so arm, „daß er nicht mehr als zwei sogenannte Gröschel hatte“, aber Gott erweckte stets mitleidige Herzen, daß er es freudig bezeugen konnte: „ich erfuhr es recht, daß meine Haushaltung seine Haushaltung war.“

Am 11. Nov. 1734 verlor er diese treue Lebensgefährtin, die ihm zwei Söhnlein hinterließ, und von da an lebte er im Wittwenstand größtentheils zu Saalfeld an dem frommen herzoglichen Hofe. In seiner Betrübniß bekam er einmal durch den Spruch: „Also hat Gott die Welt“ ꝛc. eine gar besondere Stärkung; er sagte

den Spruch wohl dreißigmal hinter einander her, wie die Kinder, und je mehr er ihn so hersagte, desto mehr ward er im Glauben gestärkt, so daß er dachte: „ei nun! damit willst du auch einmal in den Tod gehen und mit diesen Worten dich trösten."

Im J. 1746, als er sechsundfünfzig Jahre alt war, zog er endlich auf Gotthilf August Franke's Antrag, der ihm freie Wohnung, Licht und Holz versprach, ins Waisenhaus nach Halle und bezog dort sein Stüblein, erquickt durch den Spruch: Offenb. 21, 3. Hier hielt er nun den Studierenden regelmäßige Erbauungsstunden, reiste zur Erbauung der Seelen in der Gegend umher und schrieb seine jetzt noch an so vielen Herzen gesegneten Schriften, z. B.: „die christliche Hausschule" — „das Gebetbuch für alle Tage des Jahrs" — „das tägliche Hausbuch der Kinder Gottes". Er war, obgleich ängstlich und verlegen, durch sein sanftes, theilnehmendes, herzliches und wohlwollendes Wesen sehr beliebt und als Jugendfreund, der er bis ins hohe Alter blieb, von den jungen Leuten wie ein Vater geschätzt. Eine große Summe Geldes, die er durch ein Vermächtniß erhalten hatte, verwendete er ganz für die Förderung des Reichs Gottes (vgl. 208: „Wach auf du Geist") und zum Besten des Waisenhauses. Bei zunehmendem Alter gab er seine Erbauungsstunden auf; in seinen letzten Jahren wurde er zwar immer kränklicher und schwächer, aber sein Geist blieb ruhig und heiter und sein Sinn war auch in seiner letzten Krankheit auf Den gerichtet, dessen Dienst und Verherrlichung er sein ganzes Leben gewidmet hatte. Sein ganzer Sinn ist am schönsten in seinem Lied Nro. 414: „O Gottes Sohn" ausgesprochen. Im freudigen Aufsehen auf den Herrn, der ihn im Frieden und in wahrer Treue zu sich nahm (vgl. Nro. 444: „Welche Stund im ganzen Leben"), starb er als ein Simeon von vierundachtzig Jahren am 15. Juni 1774.

Weiteres über ihn vgl. Thl. II. zu Nro. 5. 414. 444. 499. 495.

Er ist ein edler Dichter, der sich den Besseren der frühern Zeit würdig an die Seite reiht. Geistesfeuer und Glaubenswärme spricht erregend aus seinen Liedern, nur ist ihr Ton nicht volksmäßig genug, und oft auch nicht allgemein verständlich. Seine Lieder erschienen zu Halle im J. 1749 zum erstenmal gesammelt unter dem Titel: „Uebung der Gottseligkeit in allerlei geistlichen Liedern"; die dritte Auflage vom J. 1771 enthält 411 Lieder.

(Quellen: C. H. v. Bogazky's Lebenslauf, von ihm selbst beschrieben. Herausgegeben von Dr. Knapp. Halle 1801.)

v. Bonin, Ulrich Bogislaus. Er wurde an der Ostsee zu Cartzin bei Cöslin in Hinterpommern geboren am 28. Sept. 1682. Als adelicher Fähndrich trat er schon in seinem achtzehnten Lebensjahr in den Kriegsdienst und machte mehrere Feldzüge mit. Nachdem er zehn Jahre lang Soldat gewesen war, verließ er im J. 1710, durch das Lesen der erbaulichen Schriften A. H. Franke's und Bunians

erweckt, den Soldatenstand und entschloß sich, obwohl schon achtundzwanzig Jahre alt, in Halle noch die Theologie zu studieren. Hierauf wurde er Hofmeister in dem reichsgräflich Reuß-Ebersdorf'schen Hause, wo er den jungen Grafen Heinrich und dessen Schwestern Erdmuth Dorothea, die nachmalige Gattin des Grafen v. Zinzendorf, und Benigna Maria, die wir sogleich als geistliche Liederdichterin näher kennen lernen werden, zu erziehen hatte. Nachdem der junge Graf als Heinrich XXIX. zur Regierung gelangt war, wurde er von dem gräflichen Hofe zu Ebersdorf als Rath angestellt, in welcher Stellung er auch als ein christlicher Rathgeber und treuer Diener bis an sein Ende verharrte. Er war ein Mann von tiefer Frömmigkeit, den Joh. Jak. Moser „seinen alten vertrauten Freund und Gevatter" nennt. Im zweiundsiebenzigsten Jahr gieng er heim, 9. Jan. 1752.

Die geistlichen Gedichte dieses „alten Jüngers Christi", die viel Aehnlichkeit mit den Liedern Bogazky's haben, erschienen zuerst einzeln vom J. 1725 an und wurden von ihm unter dem Titel: „Poesien von Theophilus Pomeranus. Greiz 1727" herausgegeben. Fünf Lieder davon stehen in Freylinghausens Gesangbuch.

(Quellen: v. Bonin's erbauliche Schriften nebst dessen Leben. 3te Aufl. Leipz. 1760.)

Benigna Maria, Gräfin von Reuß-Ebersdorf, wurde geb. zu Ebersdorf den 15. Dez. 1695. Ihr Vater war der Reichsgraf Heinrich XXVIII. von Reuß-Ebersdorf, der ihr von Kind auf eine christliche Erziehung gab und für seine Kinder den frommen Bonin als Hofmeister berief. Bei vortrefflichen Gaben erwarb sie sich bald ausgedehnte Kenntnisse und wurde selbst der lateinischen, griechischen und ebräischen Sprache mächtig. Wider solche Vorzüge an Stand und Geburt, Gaben und Gelehrsamkeit, wodurch sie leicht zu eitler Selbstüberhebung hätte verleitet werden können, hieng ihr aber der Herr, der ihre Seele liebte und suchte, sehr weislich und heilsam an ihrem Leib auf verschiedene, ganz sonderbare und empfindliche Weise ein Gegengewicht an, welches sie von der Welt ab- und dem Himmel zuzog, und er hat auch seinen Zweck an ihr so vollständig erreicht, daß sie eine ungemein demüthige und liebevolle Jüngerin Jesu wurde. Sie blieb ihr Lebenlang im ledigen Stande und zog sich nach ihrer Eltern Tod vom Hofe ihres Bruders, der als Heinrich XXIX. zur Regierung der Reuß'schen Lande kam, auf das Land zurück nach Pottiga, einem Dorf in der Herrschaft Lobenstein, wo sie in einem herrschaftlichen Hause lange Jahre ein stilles Leben führte, verborgen in Christo. Johann Jakob Moser lernte sie dort, als er im J. 1740 sich in Ebersdorf niederließ, näher kennen und erbat sie sich zur Taufzeugin bei der Taufe seines jüngsten Sohnes im J. 1747, wie er auch stets in einem gesegneten und erbaulichen Briefwechsel mit ihr stand.

Drei Stücke nennt Moser, welche ihm in ihrem Umgang eine

große Ehrerbietung gegen sie begründet haben, nämlich: „1) eine gründliche Herzensdemuth; 2) eine in Gott mit aller Macht eindringende Gabe des Gebets. Wenn sie mit mir oder einigen andern Vertrauten sich vor Gott hinlegte, habe ich mein Lebtag dergleichen Gebet nicht gehört, da sie, wenn sie anfieng, recht warm oder brünstig im Geist zu werden, mit Gott so redete, daß die tiefste Demüthigung vor diesem allerhöchsten Wesen und die kindliche Freudigkeit und Dreistigkeit eine solche edle Mixtur machten, dabei ich mich oft erinnerte, so werde der selige Lutherus gebetet haben, als ihm Veit Dietrich und Andere mit so großer Bewegung ihres Herzens heimlich zugehöret; 3) eine demüthige und sanftmüthige Liebe. Kinder Gottes von Bauern- wie von edlen Geschlechtern waren ihr gleich lieb; so fest und treulich sie auch über der einmal erkannten Wahrheit hielt und sich weder zur Rechten noch Linken bewegen oder in eine oder die andere Form ziehen ließ, so war sie doch dabei gegen alle Personen von allen Parteien, von denen sie glauben konnte, daß ein rechtschaffener Grund oder auch nur Anfang bei ihnen sey, von Herzen liebreich, glaubte und hoffte immer das Beste." So hatte sie auch wider den Grafen v. Zinzendorf, der im J. 1722 ihre Schwester, Erdmuth Dorothea, geehlichet hatte und somit ihr Schwager war, Vieles einzuwenden, so daß sie in den letzten zwanzig Jahren ihres Lebens keinen Verkehr mehr mit ihm hatte, denn ihr Geist war tief in den Staub gebeugt über die von ihm, wie sie meinte, angerichtete Zerrüttung der evangelischen Kirche, und weil, wie sie sagte, „die eigene Aufblähung ihn zur Wasserblase mache"; aber dennoch begegnete sie ihm und seinen Anhängern in Worten und Schriften immer wieder ungemein sanftmüthig und geduldig. Sie lebte ein seliges Leben in Christo unter stetem Wachen und Beten in kindlichem Glauben, wie sie auch oft zu sagen pflegte: „nichts zu viel, das man glaubt. Laßt uns nur fortglauben, beten und lieben." So schrieb sie einmal an Moser: „O wie glückselig sind wir, daß Jesus Christus unser wahres Alles seyn will und ist. Er werde es auch vollends gar in allen Fächlein, Kräften und Bewegungen, die in uns sind." An ihrem Geburtstag, den 15. Dez., dem Ignatiustag, schrieb sie im J. 1746 an eben denselben: „In dem Kalender ists immer Ignatiustag, welches mir sehr angenehm, um der Worte willen, die diesem Johannitischen Jesusjünger zugeeignet werden: „„**Sentio in me fontem, aquam scaturientem dicentemque: veni ad Patrem**, d. i. ich spüre in mir eine Quelle, die mit Wasser überfließet und spricht: Komme zum Vater."" Ja, ja, ich komme, und mein Leben soll ein Laufen seyn zu diesem allerliebsten Vater in Christo Jesu. Das quellende und sprechende Wasser lehret und verkläret Vater und Sohn, es machet eine Ueberkunft aller göttlichen Wahrheiten ins arme Herz. Bei diesem Brunnen des Lebendigen und Sehenden will ich bleiben und keine löcherige achten."

Auf ihr Ende wurde sie durch lang anhaltende, unaussprechliche Leiden des Leibes vollends zubereitet und in dem Ofen des Elends auserwählt und dem Bilde Jesu auch darinn ähnlich gemacht. Wenige Wochen vor ihrer Auflösung schrieb sie von Pottiga aus dd. 4. Juli 1751 noch an Moser: „Ich bin sehr verlassen, von Gott aber keines„wegs. Meine Umstände werden von Jedem jämmerlicher befunden, „als man es sich vorstellen kann, ich bin ganz ungestalt und zugleich „ein Wunder, daß ich noch lebe. Aber, o wie lang, wie lange! bis „ich durch und dahin komme, wo der Zweck unseres Lebens, Leidens „und Glaubens erreichet ist; doch ich werde ihm noch danken, daß er „meines Angesichtes wahre Hülfe und mein, mein ganz eigener Gott „und Heiland ist, daß er mir überschwänglich hält und halten wird, „was sein Wort den mit ihm Leidenden verspricht, und er schenkt mir „auch Zufriedenheit und sein offenes Herz, da ich zum Segen aus„und eingehen kann. — Zinzendorf soll zu Ebersdorf seyn; ich „frage nicht und will nicht wissen, was er beginnet: es gehet doch „nicht besser in der Welt; was geht die mich sammt ihren Kindern — „und auch Ketzern an? Jesus ist allein mein Objekt!" Am 30. Juli 1751 hatte sie vollends die schrecklichsten Schmerzen auszustehen, die fast unerträglich waren, so daß sie winselte wie ein Kind. Endlich aber in der Nacht vom 31. Juli auf den 1. Aug. ist sie stille geworden und hat gesagt: „Nun ist meine Zeit da; ich habe nun den Heiland gesehen!" und darnach: „Nun spannt an!" worauf sie bald in den Armen einer ihrer glaubigen Mägde ganz sanft eingeschlafen. Ihr treuer Bonin, der ihren Tod meldet, fügt bei: „sie gehört gewiß zu denjenigen, von welchen Offenb. 7, 14. 15. geschrieben steht."

(Quellen: J. J. Moser's monatliche Beiträge zur Förderung des wahren Christenthums. Jahrg. 1752. 1tes bis 3tes Stück. 1753. 5tes Stück.)

Rambach, Dr. Johann Jakob, geb. 24. Febr. 1693 zu Halle. Von Kind auf liebte er Gott und gehorchte seinen Eltern, die bald nach seiner Geburt zu lebendiger Erkenntniß Christi gelangten und ihn christlich auferzogen. Es waren unbemittelte Handwerksleute. Weil ihm nun alles Lernen so leicht wurde und er in der Schule die besten Anlagen zeigte, so wollten sie ihn studieren lassen. Er besuchte daher das Gymnasium in der Vorstadt Glaucha. Schon hatte er sich die vorzüglichsten Schulwissenschaften erworben, da kam ihm der Gedanke in die Seele: „du bist arm und von geringer Herkunft, du verursachst deinen Eltern große Kosten, die ihnen sauer werden; es gehört lange Zeit dazu, ein wahrer Gelehrter zu werden; du mußt aber so bald als möglich deinen Eltern behülflich werden, sie und ihre Kinder zu ernähren." Er verließ daher, vierzehn Jahre alt, das Gymnasium und begab sich in seines Vaters Werkstätte an die Hobelbank, um das Schreinerhandwerk zu erlernen. Nie sah man an ihm eine Spur des Mißvergnügens über diesen Entschluß.

Nur zwei Jahre jedoch blieb er beim Schreinerhandwerk. Da erfuhr auch er: „Gottes Wege sind nicht unsere Wege und seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken." Als er nämlich einst mit seinem Bruder eine gefertigte Arbeit auf das Schloß Moritzburg zu tragen hatte, verrenkte er sich den Fuß, so daß er viele Monate nicht mehr arbeiten und gehen konnte. In dieser Zeit las er seine Schulbücher wieder durch und die Erinnerung an alles Erlernte machte ihm große Freude. Als nun die Aerzte erklärten, er werde das Schreinerhandwerk nicht mehr treiben können, entschloß er sich auf Zureden seiner Eltern und Lehrer in Gottes Namen wieder zum Studieren. Mit erstaunlichem Fleiß holte er das Versäumte wieder nach und konnte schon nach vier Jahren, im J. 1712, das akademische Studium beginnen. Um einer etwas schweren Sprache und angeborenen Heiserkeit willen, glaubte er, nicht Geistlicher werden zu können und wollte Medicin studieren. Durch die Vorstellung jedoch, daß er sich im Lehramt nützlich machen könne, wenn ihm auch das Predigen beschwerlich werden sollte, ließ er sich bewegen, Theologie zu studieren, und so ward der evangelischen Kirche einer der größten und brauchbarsten Theologen des achtzehnten Jahrhunderts erhalten. Während seiner ganzen Studienzeit wandelte er unsträflich, geleitet von Weisheit und Gottesfurcht, und mied die Fallstricke der Jugend. Nach drei Jahren nahm ihn Dr. Michaelis zum Mitarbeiter bei Herausgabe einer hebräischen Bibel an. Hierauf setzte er noch zu Jena seine Studien fort, wo Dr. Buddeus als ein Vater an ihm handelte und ihn in seinem Hause wohnen ließ, in dem er mit Spangenberg noch ein Jahr zusammen war. Er begann Vorlesungen zu halten, die wegen ihrer Deutlichkeit, Gründlichkeit und Erbaulichkeit großen Beifall fanden, so daß er im J. 1723 als Professor nach Halle berufen wurde.

Der Beifall, den er hier bei den Studierenden fand, war so groß, daß sein Lehrzimmer, der große Singsaal im Waisenhaus, oft mit 400—500 Zuhörern angefüllt war. Alle vierzehn Tage hatte er auch zu predigen, wobei er stets die Regel Franke's befolgte: „in jeder Predigt auf die Spur hinzuweisen, welcher die Zuhörer nur nachgehen dürften, um gründlich umgeändert, rechte Christen und ewig selig zu werden." Er suchte als Theolog hauptsächlich durch Lehre und Wandel zu erbauen. Während die Meisten um ihn her über spitzfindige Menschenmeinungen sich stritten, lag ihm die Verbesserung des Unterrichts der Jugend in der Religion vor Allem am Herzen. Er war auch ein wahrer Kinderfreund und gehört zu den besten Jugendschriftstellern seines Zeitalters. Besonders bekannt ist sein „wohlunterwiesener Informator oder deutlicher Unterricht von der Unterweisung und Erziehung der Kinder".

Er selbst aber erfüllte auch als dankbares Kind die Pflichten gegen seine armen Eltern. Mit innigster Freude unterstützte er sie und zog sie bei allen wichtigen Veränderungen seines Lebens zu Rath,

so daß er sich nicht bälder zu etwas entschloß, als bis sie ihre Einwilligung gegeben hatten. Im J. 1724 hatte er sich mit Johanna Elisabetha, einer Tochter des Halle'schen Professors Dr. Joach. Lange, verheirathet, die ihm zwei Kinder gebar und nach sechs Jahren schon starb. Er rühmt von ihr in einem herrlichen „Denkmal der Liebe", das er ihr setzte: „die Gnade hatte ihre natürliche Freundlichkeit geadelt, ihr Herz mit wahrer Demuth geziert und ihre Nieren mit Keuschheit umgürtet"; sie regierte das Haus als eine ächt christliche Hausfrau, fern von Geiz und Verschwendung; mit ihrer Liebe zum Worte Gottes war eine zärtliche Liebe auch zu den geringsten Kindern Gottes verbunden und sie gehört zu den seltenen Seelen, von denen man vermuthen kann, daß sie ihre Taufgnade treu bewahret haben (vgl. Thl. II. Nro. 463). Obgleich Rambachs Schwiegervater einer der hitzigsten Kämpfer in den pietistischen Streitigkeiten war, hielt doch er sich völlig frei von der ungestümen Parteiensucht und von all den Verketzerungen und Schmähungen, die hier im Schwange giengen. Thätiges Christenthum zu befördern, blieb sein Hauptzweck; in seinen Grundsätzen richtete er sich allein nach Gottes Wort. Er pflegte oft zu sagen: „ein Gottesgelehrter muß durch die h. Schrift gebildet werden." Wenn er gelästert, verspottet und verleumdet wurde, that er es nicht wieder. Eifer in der Rechtglaubigkeit war bei ihm unzertrennlich mit Herzensgüte und Rechtschaffenheit verbunden.

Nachdem er im J. 1730 zum zweitenmal sich verheirathet hatte mit Anna Elisabetha Büttner, kam er im J. 1731 als Professor nach Gießen. Er schied am 14. Juli von Halle mit der Ahnung, daß er bald werde für immer von hinnen scheiden müssen. In Gießen fand er Vieles nicht so, wie in Halle, wo er mitten unter gleichgesinnten Collegen und Freunden lebte. Man wußte hier wenig von dem Ernst eines lebendigen Christenthums, seinen freimüthigen Tadel war man nicht gewohnt und Neid und Mißgunst umlauerten ihn. Er hatte daher hier manchen Spott und Widerspruch zu erfahren; allein er blieb still und gelassen, und arbeitete in seinem Berufe mit unermüdlicher Treue fort. Was ihn hierinn stärkte, war das Gebet; er war ein großer Beter. Sein Freund Fresenius bezeugt von ihm: „Groß war seine Kraft im Beten. Wenn er in seinem Amt öffentlich „ein Gebet verrichtete, so geschah es mit einer solchen Innbrunst, daß „Jeder, der ihn beten hörte, bekannte, der Geist der Gnade und des „Gebets sey reichlich über ihn ausgegossen gewesen. Ich schätze die „Stunden glücklich, da ich mich mit ihm in seinem Kämmerlein im „Gebet vor Gott sammeln konnte. Hier merkte man, wie sich alle „Kraft, die in ihm war, vom heiligen Eifer wider die Sünde, vom „Glauben, von der Liebe, von der Sorge in seinem Amt, von der „Verleugnung der Welt und vom Verlangen nach dem Himmel con„centrirte und äußerte. Besonders wenn er für Fürst und Land,

„für Kirche und Schule betete, war er nicht anders anzusehen als „der Hohepriester des A. Testaments, welcher, wenn er vor den „Herrn trat, nicht anders erschien als mit dem Brustschildlein, „worinn die Namen der zwölf Stämme eingegraben standen." Auch bezeugen Alle die, welche ihn für sich selbst haben beten hören, seine große Demuth vor Gott. Da zerfloß seine Seele in Empfindungen seiner Unwürdigkeit vor Gott und er bezeugte aus dem Innersten derselben mit großer Lebhaftigkeit, daß er ohne Gott nichts sey und vermöge, daß er allein durch Gottes unverdiente Gnade zu seinen wichtigen Aemtern, Glück und Ehre gelangt sey und durch sie allein auch darinn müsse erhalten werden. Er that auch gerne Jedem Gutes, meist im Verborgenen, so daß erst nach seinem Tode seine ausgebreitete Gutthätigkeit recht bekannt wurde. Im J. 1734 sollte er erster Professor der Theologie zu Göttingen werden. Allein der Landgraf von Hessen ließ ihn nicht ziehen, und so blieb er auf seinem Posten.

Das Jahr darauf legte ihn aber ein hitziges Fieber aufs Krankenbett, das er auch sogleich als sein Sterbebett erkannte. Wenige Tage zuvor hielt er noch die Osterfestpredigt (10. Apr.), in der er „das offene und leere Grab Christi" darstellte und im Eingang die Worte Hiobs Kap. 17, 1. „das Grab ist da" erklärte. Seine Ahnung beim Abschied von Halle traf jetzt ein. Seine beständige Rede war nun: „Gott mache es, wie es ihm gefällt." Mit Thränen im Auge segnete er seine vier unerzogenen Kindlein, betete für sie und bereitete sich in der Stille auf seinen Abschied. Seiner Frau, die ihn fragte, was er noch im Stillen seufze, antwortete er: „Ich bete die dritte Bitte: „Herr, dein Wille geschehe. Bete du sie auch und wirf dein Anliegen auf den Herrn." Eine halbe Stunde nachher, als er bemerkte, wie tief seine Frau sich bekümmere, sagte er: „Hörst du, wie unser Jakob (zwei Jahre alt) in der Stube unten so lieblich singt:

„„Er kann und will dich lassen nicht,
Er weiß ja wohl, was dir gebricht!""

Der Knabe sang aber nicht, sondern schrie eben und der Vater legte seiner Stimme diese tröstlichen Worte unter. Er wollte nun seine Kinder nicht wiedersehen und von keinen irdischen Angelegenheiten mehr reden, damit er in völliger Richtung des Herzens auf Gott und in ungestörten Gedanken an den Himmel sterben möchte. Einmal ließ er sich, als er vom nahegelegenen Thurm ein Lied abblasen hörte, das Lied: „Wie wohl ist mir, o Freund der Seele, wenn ich in deiner Liebe ruh" (Nro. 339.) besonders noch blasen. Je näher sein Ende kam, desto heftiger betete er, namentlich zu wiederholtenmalen die Worte: „Ach lieber, himmlischer Vater! wenn es dein heiliger Wille „ist, so erhalte mir meinen Verstand bis an mein seliges Ende und „bewahre mich vor aller Verwirrung." Aus der Ferne ließ er sich auch noch seinen Freund Fresenius holen, um sich mit ihm zu erbauen. Gott erhörte sein Flehen und erhielt ihn bei Verstand, so daß er

betend im frohen Andenken an Christum sterben konnte. Als Fresenius vor sein Bett trat und ihn fragte: „Hältst du dich noch beständig an Jesum?“ war sein letztes Wort: „omnino ita est! Ja, ich halte mich an meinen Jesum und bin bereit, zu ihm zu gehen.“ Nachdem er das gesagt, verschied er 19. April 1735. Fresenius hielt ihm die Leichenpredigt über Offenbarung 3, 7 u. 13.

Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 85. 339.

Seine Lieder erschienen vom J. 1720 an zuerst vereinzelt und dann gesammelt in den Sammlungen: „Poetische Festgedanken. Jena. 4te Aufl. 1726,“ mit einunddreißig Liedern; die 1. Aufl. enthielt bloß vierzehn. — „Geistliche Poesien. Gießen. 1735.“ 2 Theile mit Cantaten, Sonnetten und achtzehn geistlichen Liedern. Er besorgte auch das neu eingerichtete Hessen-Darmstädter Kirchengesangbuch vom Jahr 1733, zu welchem er 112 neue Lehr- und Sittenlieder dichtete, weil er in den seitherigen Gesangbüchern einen großen Mangel daran wahrnahm. Er ist einer der vorzüglichsten Liederdichter seiner Zeit, voll Geistestiefe im Bund mit der schönsten Klarheit; zwar waltet der Lehrton bei seinen Liedern vor, aber es ist nicht der trockene, sondern der durch die Glaubensfrische belebte Lehrton. Bunsen sagt von Rambachs Liedern: „Sie bilden ein schönes und sehr nöthiges Gleichgewicht gegen den überwiegenden Hang der meisten Sänger dieser Zeit zur Gefühlsdichtung und Selbstbetrachtung. Er hat der lyrischen Subjektivität und der kirchlichen Allgemeinheit nebeneinander ihr Recht angedeihen lassen.“ Dr. Lange urtheilt: „eine freiere Bildung, „Sinn für den dogmatischen Gedanken und eine ausgezeichnete poetische „Gabe ließen seine Lieder in einer weiter geförderten Gestalt erscheinen.“

Sein Enkel ist der bekannte Herausgeber der Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten der Kirche, A. J. Rambach.

(Quellen: Dr. J. J. Rambach's Lebenslauf von M. Daniel Büttner. 3te Aufl. Leipz. 1737.)

Allendorf, Johann Ludwig Konrad, wurde geb. im J. 1693 zu Josbach bei Marburg. Er war zuerst Hofprediger zu Cöthen, wo er mit Lehr, dem Hofmeister der Prinzessin und nachherigen Diakonus daselbst in inniger Herzensfreundschaft lebte. Im J. 1759 wurde er Pastor zu St. Ulrich und Scholarch in Halle, wobei ihm zugleich die Stelle eines Stolberg-Wernigerode'schen Consistorialraths übertragen wurde. Als solcher starb er zu Halle am 3. Juni 1773.

Er dichtete 132 „Liebeslieder auf Christum das Lamm Gottes und den Bräutigam der glaubigen Seelen,“ in welchen ein besonderer Schwung herrscht. Zugleich ist er der Herausgeber der sogenannten Cöthnischen Lieder. In Verbindung mit Lehr gab er nämlich zu Cöthen kleine Liedersammlungen „zur Privatermunterung“ heraus, in welchen je etliche eigene, so wie Lieder von Kunth (s. u.), von Sam. Lau († 1746 als Superintendent zu Wernigerode) und Andern standen. Diese kleinen Liedersammlungen erhielten von dem Orte

ihrer Entstehung und dem Wohnsitz ihres Herausgebers den Namen „Cöthnische Lieder"; der Ton des Hohenlieds und dessen Liebessprache herrscht in weichen, oft allzusüßlichen Klängen in denselben vor. Sie sind auf dem Boden der Kirche die nächsten Verwandten der Herrenhut'schen Lieder. Die erste Sammlung erschien im J. 1733 zu Cöthen unter der Titelbemerkung: „Allen gottliebenden Seelen, die ihr einziges Vergnügen in seiner Vereinigung suchen, zur Erbauung", hierauf erschien eine weitere Sammlung im J. 1736 zu Königsberg mit Approbation der theologischen Fakultät, und im J. 1740 zu Stargard unter dem Titel: „Stimmen aus Zion." Die vollständigste Sammlung erschien zu Halle im J. 1768. Wir haben daraus folgende Lieder im W. Gesangb.: Nro. 316. 52. 388. 98. 190. 318. 334. 132. 544. 412. 504. 397. 339. 336. 631. 641. 19. 332. 84. 309. 414.

Lehr, Leopold Franz Friedrich, wurde geb. 3. Sept. 1709 zu Kronenberg bei Frankfurt a. M., wo sein Vater als Nassau-Idstein'scher Hofrath lebte; seine Mutter war eine geborne Michelsen; sie mußte ihn, um den Zudringlichkeiten fremder Religionsgenossen auszuweichen, auswärts taufen lassen, und deßhalb auch frühe schon vom elterlichen Hause weg auf das Gymnasium nach Idstein schicken, wo er bis in sein achtzehntes Jahr, bis zum J. 1727, blieb. Seine Lehrer waren zwar recht wohl mit ihm zufrieden, weil er folgsam, artig und fleißig war und gut lernte; er selbst aber war um so weniger mit sich zufrieden, denn er legte nachmals das Geständniß ab, daß sein Sinn in dieser Zeit bei all dem eitel und im Irdischen befangen gewesen sey. Doch hatte schon im J. 1717 der kräftige Segen, den einst unter Handauflegung A. H. Franke bei einem Besuch in seinem elterlichen Haus über ihn als achtjährigen Knaben sprach, sein Herz angefaßt, so daß er das lebenslänglich nicht vergessen konnte. Zu einem ernstlichen Vorsatz, sich Jesu mit Leib und Seele hinzugeben, kam es bei ihm aber erst kurz vor seiner Abreise von Idstein. Als er da nämlich von dem Prorektor Hecht, seinem seitherigen treuen Lehrer, Abschied nahm, ermahnte ihn dieser voll Eifer und Liebe zu einer rechten Furcht des Herrn, was bei ihm einen tiefen Eindruck machte und Einfluß auf sein ganzes Leben hatte. Dazu kam nun noch, daß er bald darnach, gerade ehe er auf die Hochschule ziehen wollte, an das Sterbebett seines Vaters berufen wurde. Während er bei dem todtkranken Vater ein halbes Jahr verweilte, empfieng er manche heilsame Ermahnungen und lernte einsehen, wie der Glaube an Christum allein im Tode Ruhe und Frieden gewährt. So ward das in Idstein begonnene Bekehrungswerk am Sterbebett des Vaters mächtig gefördert. Er wurde an demselben oft so sehr bewegt, daß er Tag und Nacht in Thränen fast zerfloß, und oft und viel auf den Knieen um die Gnade Gottes rang. Er erzählt selbst: „So oft ich meines Vaters „Leichnam angesehen, ist es mir gewesen, als ob derselbe sich auf„richte und zu mir sage: „„Eile, eile, mein Sohn, und errette deine

„Seele, und siehe nicht hinter dich!““ So von Gott in der Herzens-theologie zuvor schon zubereitet, bezog er im J. 1729 die Hochschule Jena, um Theologie zu studieren; er hatte hier besonders den Dr. Buddeus zum Lehrer und Pfleger seines neu erwachten christlichen Lebens. Nach einem Jahr gieng er sodann nach Halle, wo er J. J. Rambach und den jüngern Franke als Lehrer hatte und sich vornämlich an Freylinghausen anschloß. Er unterrichtete in seinen Freistunden dessen Kinder und hielt daneben auch im Waisenhause gesegnete Erbauungsstunden für Erwachsene.

Im Juli 1731 berief ihn die Fürstin von Anhalt-Cöthen zum Hofmeister der Prinzessin. Erst nach langem Beten und reiflichem Erforschen des Willens Gottes konnte er sich dazu entschließen; er bekam aber zuletzt eine solche innere Ueberzeugung, dieß sey der Wille Gottes, daß er im Oktober endlich mit Entschiedenheit sagte: „Wenn „ich auch zu Cöthen in eine Hölle gehen sollte, so will ich doch hinein; „denn mein Gott und Jesus wird mit mir gehen, mir in Allem bei-„stehen und selbst Alles durchführen.“ Er verwaltete nun dieses Amt neun Jahre lang mit großem Segen; er that Alles um Christi willen und im Hinblick auf Christi Vorbild; je mehr dieß erkannt wurde, desto lieber wurden auch seine Ermahnungen von seiner fürstlichen Schülerin und ihren Eltern, deren Vertrauen und Liebe er in hohem Grad zu genießen hatte, aufgenommen. Dabei war sein ganzes Benehmen äußerst liebreich, mild und freundlich, voll Aufrichtigkeit und Bescheidenheit. Sein Wirkungskreis war ihm so lieb geworden, daß er es ablehnte, als ihn im J. 1736 die Prinzessin von Würtemberg-Neustadt zum Stiftsprediger in Walloe in Dänemark, wo sie Aebtissin war, machen wollte; auch später noch schlug er manchen andern Ruf aus, z. B. nach Halle und nach Köstriz, wohin ihn der mit ihm befreundete Bogazky empfohlen hatte. Einen besonders lieben Freund fand er in dem Hofprediger Allendorf zu Cöthen, mit dem er sich zu gemeinschaftlichem Wirken für das Reich Gottes in der Nähe und Ferne verband. Sie verabredeten daher auch die Herausgabe von Sammlungen frommer Lieder um wohlfeilen Preis, die sich denn auch als „Cöthnische Lieder“ unter dem Volk weit verbreiteten. Er selbst lieferte hiezu reichliche Beiträge.

Im J. 1740 wurde er Diakonus in Cöthen. Wie er dieses Amt antrat, davon erzählt sein Freund Allendorf also: „Ich kann nicht ohne die innigste Bewegung meines Herzens daran gedenken, wie Lehr sich beim Antritt seines Amtes bezeugte; er krümmte sich, wie ein Würmling in dem Staub, und klagte sein Unvermögen dem Herrn mit heißen Thränen; mir war nicht anders, als wenn der Herr zu ihm spräche: „„Ich weiß deine Armuth, du bist aber reich.““ — Es war ihm eine Herzenslust, nun Gottes Wort und die Liebe Christi, die er in süßen Liedern seither gepriesen hatte, auch von der Kanzel herab predigen zu dürfen. Er bemühte sich nach der Regel des Apostels

Paulus, so viel es ohne Verletzung der Wahrheit geschehen konnte, Allen Alles zu werden; freundlich und eifrig strebte er diesem Ziele zu und gewann sich dadurch Aller Herzen; in schönster Eintracht stand er auch mit seinem Pastor Zeideler am Dienst des Worts Gottes. Der Fürst und die Gemeinde liebten ihn so sehr, daß sie ihn nicht ziehen lassen wollten, als er im J. 1742 auf sehr dringliche Weise auf eine auswärtige Superintendentenstelle berufen wurde. Er selbst schwankte lange hin und her; da traf er einst auf einem Spaziergang einen Hirten bei seinen Schafen auf dem Feld, welcher bitterlich weinte. Als er ihn um die Ursache seines Kummers fragte, antwortete der Hirte: „Ich habe gehört, daß der Herr Diakonus uns verlassen will. „Nun bin ich so alt geworden und habe mich noch nicht bekehrt, und „Gott hat jetzt sein Werk in mir angefangen; wenn Er nur so lange „bliebe, bis ich recht bekehrt bin." Dieß bewegte ihn so, daß er sich alsbald entschloß, zu bleiben und die Superintendentenstelle auszuschlagen, denn er hielt die einzige Menschenseele, die er retten konnte, für höher im Werth. Bald darauf, im Juli 1742, verheirathete er sich mit Christina Maria Stilf, der Tochter eines Kaufmanns zu Magdeburg; sie kamen als Brautleute noch miteinander dahin überein, sich nach 1 Cor. 7, 29. vor aller übertriebenen, Gott den gebührenden Vorzug raubenden Anhänglichkeit bewahren zu wollen.

Am 18. Jan. 1744, als er noch nicht ganz zwei Jahre verheirathet war, reiste er mit seiner Frau nach Magdeburg. Seine Predigt, die er zuvor noch am Neujahrstag in Cöthen hielt, klang wie eine Abschiedspredigt, und auch während der Reise stiegen Todesahnungen in ihm auf. Nachdem er zu Kloster Bergen, dem Wohnsitz des ehrwürdigen Abts Steinmez, eine Erbauungsstunde über Hohel. 2, 3. gehalten hatte, sagte er zu seinem Schwiegervater: „Kloster Bergen hat meine letzte Kraft empfangen." Bald darauf überfiel ihn im Hause seines Schwiegervaters zu Magdeburg eine heftige Krankheit. Während einer Predigt nämlich, die er auch zu Magdeburg hielt, war er in einen außerordentlichen Schweiß gerathen, so daß sich wenige Stunden darnach der weiße Friesel an ihm zeigte. Er erkannte alsbald die Tödtlichkeit der Krankheit und sagte zu seiner Frau: „Ich bin jetzt von meiner Heimath als im Himwegeilen!" Sein Biograph erzählt: „Sein Krankenbette wurde nun zur Kanzel, von der aus er wo möglich noch eindringlicher predigte, als zu Cöthen. Je mehr sein Ende nahte, desto merklicher wuchs seine Glaubenskraft." Als der Hofmedikus, den ihm der Herzog zugeschickt hatte, vorschlug, man könne ihn noch auf einem Wagen mit vier Pferden nach Haus schaffen, sprach er mit lächelnder Miene: „meine Hoffnung und Hülfe stehet nicht auf dem Wagen mit vier Pferden; doch will ich Vorsorge auch nicht mißbilligen, denn will der Herr haben, daß ich da bleiben soll, so will ich gern achtzig Jahre alt und grau werden, wie dieses Tuch," und deutete dabei auf sein Schnupftuch. „Sein Wille geschehe." — Eine

Stunde kam jedoch noch über ihn, da der Gedanke an seine Predigersünden die Freudigkeit seines Glaubens trübte; er ließ aber mit Ringen im Gebet nicht nach, bis daß er im gewissen Gefühl der Vergebung aller seiner Sünden sagen konnte: „Gottlob, auch mich nimmt Jesus an!" Auf dieß wurde er ganz heiter und gab seinen Freunden auf, seiner Gemeinde in Cöthen zu sagen, er sey auf die Versöhnungsgnade, die er geprediget, gerne und fröhlich gestorben. Der Abt Steinmez besuchte ihn noch kurz vor seinem Ende. Auf die Frage: „Ob er wüßte, wie es Simeon zu Muth gewesen," sagte er: „O ja! ich weiß, was es für eine Seligkeit ist, wenn man Jesum fassen und damit in die Ewigkeit gehen kann." Der Gedanke, „mein Heiland nimmt die Sünder an," über den er einst so schön gesungen (vgl. Nro. 309), gab ihm solche innerliche Ergötzung, in der er auch sanft zum Heiland aller Sünder hinüberschlummerte am 26. Jan. 1744, erst vierunddreißig Jahre alt. Sein letztes Wort war: „Mein Lamm!"

Er dichtete geistreiche und sehr erweckliche Lieder, die zuerst vom J. 1735 an vereinzelt in öffentlichen Gesangbüchern und besonders in den kleinen Cöthnischen Liedersammlungen erschienen, und sodann später vollständig gesammelt wurden unter dem Titel: „Himmlisches Vergnügen in Gott und Christo, bestehend in geistlichen Gedichten, von Samuel Helmich zusammengetragen. Halle, 1757." Schade, daß die Lieder: „Der schmale Weg führt doch gerad ins Leben", und „Ich eile meiner Heimath zu" keine Aufnahme im W. Gesangbuch fanden.

(Quellen: Leben und Lieder L. F. F. Lehr's von G. C. Giese, Pfarrer zu Kesseldorf in Schlesien. Leipz. 1746; abgedruckt aus den Klosterberg'schen Sammlungen nützlicher Materien. 1. Thl. 5. Stück.)

Kunth, M. Johann Sigmund, wurde geb. 5. Okt. 1700 zu Liegnitz in Schlesien. Er studierte vom J. 1723 in Jena, Wittenberg und Leipzig Theologie, wurde sofort im J. 1730 Pfarrer zu Pölzig im Altenburgischen, wohin nach seinem Abzug Lehr berufen werden sollte; 1737 kam er als Pfarrer nach Löwen im Fürstenthum Brieg und wurde endlich noch Superintendent in Baruth in der Oberlausitz, wo der Reichsgraf von Solms sein Patronus war. Hier starb er im Jahr 1779.

Er dichtete drei Lieder, welche im Wernigerod'schen Gesangbuch vom J. 1746 und in den Cöthnischen Liedersammlungen von 1733 an erschienen. Er gab auch heraus: „Weihnachts- und Katechismuspredigten. Breslau, 1740."

(Quellen: Caspar Wezel's Analecta hymnica. 2. Bd. 1756.)

Scheitt, Dr. Christian Ludwig, geb. 1709 in Waldenburg im Hohenlohe'schen Fürstenthum gleichen Namens, das jetzt zu Würtemberg gehört. Er war Hofrath und Bibliothekar in Hannover, wo er im J. 1761 starb. Seine Lieder stehen in den Cöthnischen Liedersammlungen.

Woltersdorf, Ernst Gottlieb, durch Lehr zum geistlichen Leben erweckt, wurde geb. 31. Mai 1725 zu Friedrichsfelde bei Berlin, als der sechste unter den zehn Söhnen des dortigen Pfarrers Gabriel Lukas Woltersdorf, der ein treuer Diener des Worts Gottes und ein für das Seelenheil seiner Kinder christlich besorgter Vater war. In früher Jugend schon brach er durch einen unglücklichen Fall von einem Wagen den Arm, der zwar wieder geheilt wurde, aber ihm lebenslänglich ein Zeichen der heilenden Liebe seines Gottes blieb. Im Jahr 1735, als er das zehnte Jahr erreicht, kam er mit seinem Vater, der Prediger an der St. Gertrudenkirche geworden war, nach Berlin. Hier bereitete er sich bis in sein siebenzehntes Jahr im Gymnasium zum grauen Kloster auf das Studium der Theologie vor. Er war ein stiller Jüngling, still floß auch sein Leben dahin ohne auffallende, gewaltige Begebenheiten. Im J. 1742 bezog er mit seinem ältern Bruder die Universität Halle, wo ihnen der besorgte Vater im Waisenhaus eine Stätte verschafft hatte. Der Segen A. H. Franke's, der auf diesem Hause ruhte, gieng auch auf Woltersdorf über. Unter der Leitung der Professoren Joachim Lange, Michaelis, Baumgarten und Knapp legte er einen guten Grund in der Gottesgelehrtheit, neben dem, daß er sich durch Informationen an einer der untersten deutschen Schulen des Waisenhauses seinen Unterhalt sicherte und zum Jugendlehrer heranbildete. Er führte zwar hier mit seinem Bruder einen unsträflichen, mit manchen schönen Werken geschmückten Wandel nach dem Wort Gottes, aber sein Christenthum war doch bloß ein äußerliches. Da geschah es, daß er gegen das Ende des Jahrs 1742 den Diakonus Lehr von Cöthen in der biblischen Vorlesung des Diakonus Niemeyer einen Vortrag von der Liebe Jesu halten hörte, der den innersten Grund seines Herzens traf. Jetzt erst ward ihm die Liebesfülle Christi recht lebendig und führte ihn zugleich zu tiefer Erkenntniß seines Sündenelends. Bei allem guten äußern Schein darüber in seinem Gewissen beunruhigt, verfiel er anfangs, statt sich Christo ganz zu ergeben, auf ein gesetzliches Wirken, durch das er sich der Liebe Christi erst werth machen wollte. „Ich wurde endlich müde und matt," sagt er selbst, „weil ich keine Kraft in meiner Seele erlangte. Ich meinte immer, mein Herz müsse erst besser gestellt seyn, wenn ich Jesum als Heiland ansehen sollte. Endlich verloren alle zu mir das Zutrauen und hielten mich für unlauter. Da gieng ich wie ein verirrt und verloren Schaf und zuletzt schwand mir alle Hoffnung einer wahren Bekehrung." So rang der achtzehnjährige Jüngling fast anderthalb Jahre lang in hartem, ängstlichem Glaubenskampf nach dem Frieden Gottes in Christo. Endlich brachte ihn ein im christlichen Glaubensleben erfahrener Freund von allem eignen Wirken ab und wies ihn allein zu Christo durch den Glauben, worauf er zu großem Frieden gelangte und die Liebe Gottes nun reichlich in sein Herz ausgegossen wurde. Als Frucht dieses Kampfes blieb ihm Zeitlebens der feste,

frohe Glaube, „daß ich einen Heiland habe!" den er so schön in dem Liede: „Komm mein Herz" (Nro. 256) ausspricht.

Nun da er den Frieden Gottes in Christi Wunden schmeckte, fieng er an, wie er selbst sagt, „einige Verslein von dem süßen Blute „seines Erlösers aufzusetzen," nachdem er bei seiner von Kindheit auf in ihm regen Neigung zur Dichtkunst bis ins siebenzehnte Jahr den Schöpfer in den Creaturen nach dem ersten Glaubensartikel unter Broke's Vorgang in Liedern, die er jetzt „todte Werke" nannte, besungen und während jener Kampfeszeit das Dichten vor Kummer ganz vergessen und seine Harfe an die Weiden gehänget hatte.

Nach vollendeten Studien wäre er gern ganz in Halle geblieben, allein die Aerzte riethen ihm wegen seines durch vieles Studieren geschwächten Unterleibs im Frühjahr 1744 eine größere Reise, auf der er christliche Prediger und Gottesmänner aufsuchte, besonders auch den Abt Steinmetz zu Klosterbergen und den Superintendenten Lau in Wernigerode. Er sammelte sich dadurch viele Erfahrungen für sein christliches Leben und zeigte große Neigung zur Brüdergemeinde zu treten, was ihm aber sein erfahrener Vater abrieth. Nach dieser Reise kam er zu Ende des Jahrs 1744 als Hauslehrer und Vikar zu dem Prediger Stilke in Zerrenthin bei Prenzlau in der Ukermark, wo er täglich drei Kinder zu unterrichten und alle Sonntage zu predigen hatte. Anfangs mußte er fühlen, wie schwer sich's predigt, wenn Niemand hören will; aber das Predigen war ihm nie eine Last, sondern „ein Privilegium, eine Freude und Seligkeit," wenn er gleich darüber viel Haß und Anfeindungen zu erdulden hatte. Er getröstete sich aber mit Joh. 15, 18. und die Arbeit des noch nicht zwanzigjährigen Jünglings erweckte allmählich viele Seelen selbst in der weitern Umgebung. Im J. 1746 kam er auf Empfehlung des Hofpredigers Zachariä nach Drehna in der Niederlausitz als Hauslehrer des jungen Grafen v. Promnitz, den er zu Christo heranzog und dem er später seinen bekannten „fliegenden Brief" zueignete. Hier hatte er zugleich zu predigen, dabei aber einen schweren Stand, weil er den vielen sektirerischen Richtungen unter den dortigen Erweckten entgegenwirkte. Um auch den in der Umgebung von Drehna wohnenden Wenden das Heil in Christo ans Herz legen zu können, trieb ihn die brennende Liebe zum Herrn, die wendische Sprache zu erlernen, worauf der Herr ihm eine Thüre aufthat auch unter diesem Volke.

Zu Anfang des Jahres 1748 erhielt er eine Aufforderung, in der Stadt Bunzlau im schlesischen Fürstenthum Liegnitz eine Gastpredigt zu halten; Andreas Rothe, Prediger in dem benachbarten Thommendorf, hatte ihn der Gemeinde, die einen Gott erleuchteten Prediger wünschte, als den rechten Mann empfohlen. Er hielt sich anfangs dazu für zu jung, tröstete sich aber mit Jerem. 1, 6. 7. und gieng hin. Seine am 18. Febr. gehaltene Gastpredigt machte einen solchen Eindruck, daß er mit großer Stimmenmehrheit zum zweiten

Stadtpfarrer erwählt wurde. Die Gegenparten wußte es aber dahin zu bringen, daß er erst am 23. Okt. in sein Amt eingeführt werden konnte. Mittlerweile führte er ein wanderndes Predigerleben unter den benachbarten Gemeinden.

In dieser Zeit wachte auch der Trieb, dem Herrn Lieder zu dichten, erst recht in ihm auf. Er hatte nämlich das Leben des unterdessen verstorbenen Diakonus Lehr und bald darauf auch das des seligen Lau zu lesen bekommen und ward dadurch so ergriffen, daß er in einem Dankpsalm an seinem Geburtstag 1748 den Herrn bat:

„Lehr und Lau sind abgeschieden; ich dein Würmlein bleibe hier,
Darum bitt ich: Milder Gott! laß mich ihren Geist beerben,
Und in meinem Maaß, wie sie, glauben, lehren, leben, sterben.
Nachtigallen singen herrlich; Lehr war Gottes Nachtigall,
Zeigtens doch schon seine Reden und noch mehr der Lieder Schall.
Dieses bat ich Jesum auch: Laß mein Dichten wohl gelingen,
Laß mich so wie Lehr und Lau segensreiche Lieder singen."

Daß dieses Gebet augenscheinlich erhört worden, erkannte er selbst darinn, daß er in den ersten Jahren seines Amtes, da ihn die Geschäfte fast hätten ersticken sollen, eine solche Vermehrung seines h. Dichtertriebes bei sich verspürte, daß er selbst nicht wußte, wie es zugieng. Er sagt selbst von seinen Liedern: „Ich habe sie vom Herrn „empfangen. Ich muß gestehen, daß mir's oft wie ein Brand im Herzen „gewesen ist, der mich trieb, dem Herrn und seinem Volk von dieser „und jener wichtigen Sache ein Lied zu singen. Ich nahm mir vor, „ein Lied in gewöhnlicher Größe zu schreiben, aber da ich hineinkam, „sind 40, 50, 100, 200 und mehr Verse fertig worden. Manchmal „konnte die Feder dem schnellen Zuflusse nicht folgen. Oft mußte ich's, „wenn ich so hintereinander fortgeschrieben, erst überlesen, wo ich wissen „wollte, was es wäre und mich selbst wundern, daß das stand, was „ich wirklich fand. Oftmals hatte ich keine Lust, aber es war, als „müßte ich wider Willen schreiben." So sind seine Lieder aus dem Herzen gequollen und nichts Gemachtes, denn er selbst sagt einmal: „Es ist gewiß eine sehr elende Arbeit, geistliche Lieder zu dichten ohne „den Geist Gottes."

Gleich seine Antrittspredigt nun über Jerem. 1, 7. verursachte große Bewegung unter der Gemeinde. Seine Widersacher suchte er durch Liebe zu gewinnen. Im Mai 1749 segnete sein alter Vater sein Ehebündniß mit der Tochter des Predigers Zietelmann in Flieth ein. Der Herr, dem sie gemeinschaftlich dienten, war mit ihnen. Bald zeigte sich auch in der Gemeinde ein großer Hunger und Durst, so daß seine kirchlichen Lehrvorträge nicht ausreichten und er neun verschiedene Erbauungsversammlungen und eine zehnte für die Landbewohner einrichten mußte. Das Reich Gottes litt Gewalt und es schien, als ob das Feuer Christi die ganze Stadt entzünden wollte. Selbst unter freiem Himmel, in dem bunzlauer Stadtwald, mußte er manchmal

predigen, weil die Kirche nicht Raum genug hatte. Besonders seit Weihnachten 1749 nahm diese allgemeine Erweckung ihren Anfang, wovon er selbst gesteht, es sey wie beim Fischzug Petri gewesen, daß das Netz zerreißen wollte. Dabei lag er aber mit Furcht und Zittern allezeit unter glaubigem Anhangen zu den Füßen des Herrn, daß Gott ihn nicht fallen lasse und er sein Amt recht verwalte, allein zu des Herrn Ehre. Bald zeigten sich auch Verirrungen und sektirerische Richtungen. Diesen aber arbeitete er kräftig und erfolgreich entgegen durch gründliche Belehrung auf dem Grunde der allen Irrthum und Sektirerei kräftig bekämpfenden symbolischen Bücher der lutherischen Kirche. Insbesondere aber nahm er sich auch der Kinder, „der zarten Lämmlein", an, gedenkend an den Befehl des Herrn — Jes. 45, 11. Das war ihm seine liebste Arbeit; er that auch gegen sie ganz als ein Kind, um desto leichter ihre Seelen Jesu zuzuführen und betete fleißig mit ihnen. Auf den Unterricht der Confirmanden verwandte er namentlich vielen Fleiß; er besprach sich mit Jedem allein. Besonders seit einer Confirmation im J. 1751 erweckte er die jungen Seelen so sehr, daß von nun an die Neuconfirmirten alle Sonntage zu ihm kamen, wozu sich dann noch viele Kinder gesellten, so daß er einen großen Saal miethen und im folgenden Jahr die große Schaar in zwei Parthien theilen mußte, mit deren Jeder er wöchentlich eine Betstunde hielt. Er sah davon recht liebliche Früchte und gar oft versammelten sich die Kinder für sich selbst auch in ihren Häusern häufleinweise zum Gebet. Für die Kinder arbeitete er aber auch als Schriftsteller, wovon in seinen Psalmen manche treffliche Kinder- und Jugendlieder, sein Bunzlauer Katechismus und besonders sein „fliegender Brief an die Jugend über das Glück früher Bekehrung," der bald ganz Deutschland durchflog, schönes Zeugniß geben. Wenn er so den Tag über sich müde gearbeitet hatte, nahm er die Stille der Nacht dazu, Lieder und Psalmen zu dichten und erbauliche Schriften zu schreiben, die weit über Bunzlau hinaus und selbst über die Gränzen Deutschlands im Segen wirkten und noch wirken.

Im J. 1754 übernahm er noch eine weitere Arbeit im Vertrauen auf den Herrn. Er ließ sich nämlich durch die Bitten des frommen Maurermeisters Zahn in Bunzlau, der selbst ein Waisenkind gewesen und mit Begierde die Nachrichten vom Halle'schen Waisenhaus las, bewegen, die Leitung der von diesem Manne gegründeten kleinen Waisenanstalt zu übernehmen. Durch seinen Aufruf wurden bald viele Wohlthäter dieser Anstalt zugewendet und Woltersdorf konnte am 5. Apr. 1755 den Grundstein zu einem förmlichen Waisenhaus legen, wobei er über Jesaj. 40, 26—31. redete. Auch dieses Haus wand sich, wie sein Vorbild zu Halle, unter den merkwürdigsten Proben der göttlichen Vorsehung durch sehr schwierige Umstände hindurch; besonders waren die Kriegsjahre 1757 und 1758 schwere Prüfungsjahre. Als in Folge einer im letztgenannten Jahr ausgebrochenen

hitzigen Krankheit der Stifter des Hauses, Zahn, und der Waisenvater, Jänisch, starben, übernahm Woltersdorf selbst die Stelle eines Waisenvaters und Direktors und besorgte alle Geschäfte des Hauses allein. Er war aber allezeit freudig versichert, der Herr werde so herrlich helfen, daß sich Alles noch verwundern werde. Und wirklich bestand auch das Haus im J. 1760 aus 104 Personen mit fünf studierten Lehrern; es stand da als ein „Triumph des Glaubens über den Unglauben," was auch Woltersdorf's Thema bei der Weihrede am Tag der Grundsteinlegung gewesen war.

Seine Liebestreue gegen sein liebes Bunzlau bewies Woltersdorf auch dadurch, daß er mehrere an ihn ergangene Rufe auf ehrenvolle Stellen mit ansehnlichem Gehalt ausschlug, obgleich er bei einer zahlreichen Familie von sechs Kindern viel mit äußerer Noth und Armuth zu kämpfen hatte. Er fühlte sich unzertrennlich an Bunzlau und das Waisenhaus durch den Herrn gebunden. Allein schon das folgende Jahr war das letzte seines Lebens. Er hatte sich eigentlich im Dienst des Herrn verzehrt. Obwohl er seit 1760 viel an seinem kränklichen Leibe zu leiden hatte, so rastete er doch nicht, und wollte wirken, so lange es Tag ist. Sonntags, den 13. Dez. 1761, starb sein lieber Mitarbeiter, der Stadtpfarrer Järschky; in der Wehmuth über diesen Tod brachen seine Kräfte. Er verrichtete an selbigem Tage zwar noch sein kirchliches Amt und hielt, obwohl er Mittags schon über Frost klagte, Abends doch seine Kinderstunde noch mit Munterkeit. Er sprach darinn mit den Kindern gar herzlich vom Tod und ließ das Lied singen: „Die Zeit ist nunmehr nah." Aber schon in der Nacht bekam er ein heftiges Fieber und am andern Morgen lag er an der Milzentzündung todtkrank darnieder. Er hatte die heftigsten Schmerzen, war aber dennoch munter im Geiste und sagte die Stelle 2 Cor. 1, 8. rc. mehreremal zu Freunden, die ihn besuchten. Am 17. traf ihn ein Schlagfluß; die Schmerzen nahmen zu, seine Klagen aber ab. Als seine Frau mit einem seiner Kindlein weinend am Bette stand, sagte er mit Glaubensfreudigkeit: „Wenn du sonst keinen andern Kummer hast, als diesen —!" Sofort lag er nun still. Abends aber redete er viel, jedoch so leise, daß man nur die Worte aus dem vierten Vers seines Liedes: „O Ursprung des Lebens," verstand:

„Hallelujah! es jauchzet, es singet, es springet das Herz,
„Es weichet zurücke der traurige Schmerz!"

Nachdem er noch ein wenig Suppe gegessen hatte, gab er auf die Frage seines Bruders: „Nicht wahr, das Manna schmeckt wohl besser?" mit lächelndem Blick noch die Antwort: „Wenn man dich genießet, wird Alles versüßet." Das waren seine letzten Worte, und als die Glocke sechs Uhr schlug, entschlummerte er sanft, erst sechsunddreißig Jahre alt. Anderthalb Stunden zuvor hatte er gefragt, ob es noch nicht sechs Uhr sey.

So war sein Ende, wie sein Leben, sanft, gottergeben, glaubens=

muthig, lobesdurstig, liebesfreudig. Seine zärtlich geliebten Lämmer, die Confirmandenkinder, welche zur Stunde seines Todes gerade zum Unterricht im Haus versammelt waren, erfuhren zuerst, daß, der sie so zärtlich geliebt, heimgegangen sey. Ihr Jammergeschrei erfüllte das Pfarrhaus, trug durch alle Gassen die Trauerbotschaft und erfüllte alle Häuser mit Wehklagen und Jammern. Für seine Wittwe und seine sechs unerzogene Kinder sorgte der Herr, indem er Seelen erweckte, die sich ihrer Dürftigkeit annahmen. So wurde seine Zuversicht nicht zu Schanden, die er oft aussprach, wenn er sein letztes Stück Brod mit den Armen theilte, der Herr werde die Seinigen keine Noth leiden lassen.

Neben fünfunddreißig erbaulichen Schriften, die er verfaßte, dichtete er 211, und mit den Nachträgen 218 geistliche Lieder, die meisten zwischen 1748 und 1751, und gab sie, namentlich die mit vierzig und mehr Versen, zuerst einzeln im Druck heraus. Hierauf ließ er sie nach Art der Cöthnischen Lieder in zwei Sammlungen, die eine vom J. 1750, die andere vom J. 1751, unter dem Titel: „Evangelische Psalmen," erscheinen. Von besonderer Innigkeit und herzbewegender Wärme sind unter denselben manche seiner Kinder- und Jugendlieder, und es ist nur zu beklagen, daß das W. Gesangbuch Lieder von ihm, wie: „Bleibt, Schäflein, bleibt", oder: „Blühende Jugend" nicht besitzt. Woltersdorf ist ein lebendiges Zeugniß der dichtenden Kraft des h. Geistes in der lutherischen Kirche. Er sagt selbst, es sey ihm unumstößliche Wahrheit, daß zwar alle vernünftige Regeln der Dichtkunst sehr gut seyen, daß aber dennoch das Göttliche in der Dichtkunst nicht anders, als auf den Knieen, erlernt und umsonst gegeben werde. Er lebte ganz in der freien Gnade des Evangeliums als in seinem Element, und so war er einer der treuen Glaubenszeugen, welche sich der Herr vor der Zeit des großen Abfalls vom lautern Heilsweg, vor dem mächtigen Eindringen des Unglaubens und der Gleichgültigkeit in seine Kirche in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auf die Zinnen der Kirche gestellt hatte. Gegen die in der nächsten Periode uns kundwerdende Richtung auf dem Gebiet des Kirchenlieds, die er zu seinen Lebzeiten noch mächtig hereindringen sah, hat er das ernste Wort gesprochen: „Wenn ihr's „gut machen wollet, so dichtet ihr moralische Fabeln oder ihr betrachtet den herrlichen Schöpfer und besingt seine große Majestät. „Wie kommt es aber, daß ihr die heimliche Weisheit des herrlichen „Evangelii von Jesu Christo, der gekommen ist, die Sünder selig zu „machen, so selten oder gar nicht in euren Gedichten finden laßt? „Ihr müßt den Schönsten unter den Menschenkindern noch nicht gesehen haben; ihr habt ohne Zweifel die Herrlichkeit seiner Blutrubinen, außer welcher kein ander Heil ist, noch nicht erblickt."

Die Sänger der Cöthnischen Lieder, und besonders Lehr, waren ausgesprochenermaßen seine Muster in der geistlichen Liederdichtung.

Daher auch bei ihm oft der süßlich tändelnde Ton und salomonische Hirtengeschmack nach Art des Hohenlieds. Er neigt sich sogar noch entschiedener zu der Herrenhuter Weise, wie er selbst auch gesteht, daß man ihn, weil er sich vieler ungewöhnlicher Redensarten und sinnlicher Bilder bediene, zu den Herrenhutern rechne. Die Erlösung durch das Blutvergießen des Lammes Gottes ist auch ihm die Hauptsache und seine Lieder sind der Abdruck eines nur in den Wunden des Lammes seine Zuflucht suchenden und dort sich sicher fühlenden Gemüthes. So hat er über die Worte: „Laß meine Seel ein Bienelein auf deinen Rosenwunden seyn," ein großes Lied gedichtet mit dem Titel: „die Glaubigen als Bienen auf den Wunden Jesu", und ein anderes mit dem Titel: „Beständiger Genuß des blutigen Verdienstes Jesu", worinn es z. B. heißt: „Dein Blut ist süßer Freudenwein" u. s. w. Es waren auch in seiner Gemeinde viel Herrenhutisch Gesinnte. Er protestirt übrigens gegen seine Zusammenstellung mit den Herrenhutern, da er den Plan dieser Gemeinde im Lehren und Handeln nicht billige. Im Uebrigen vertheidigt er aber die dunkeln ungewöhnlichen Redensarten und das starksinnliche Reden von Blut und Wunden des Erlösers, denn durch die Sinne sollen die Herzen bewegt werden; wenn nur die Sache in ihrem Maaße bleibe und nicht ein übertriebenes, schwulstiges, unanständiges, ekelhaftes, unverständliches oder gar lächerliches Wesen herauskomme.

(Quellen: Die evangelischen Psalmen v. E. G. Woltersdorf. Von neuem gesammelt und mit des Verfassers Lebenslauf vermehrt von Dr. E. F. Schneider. 2. Aufl. Dresden. 1842.)

B. Die Würtemberger.

Der von Spener ausgestreute Samen fand in Würtemberg einen so empfänglichen Boden, wie fast in keinem andern deutschen Lande. Hier hatte nämlich der geistreiche und fromme Valentin Andreä, Spezial zu Calw und später Hofprediger Eberhards III., zuletzt Prälat von Bebenhausen und Adelberg († 27. Juni 1654), durch sein lebendiges und kräftiges Wort, das er predigte, und durch seine zahlreichen Schriften das Feld wohl zubereitet und tiefe Eindrücke hinterlassen. Er war der Vorläufer Spener's, ein Theolog, der von dem Grundsatz ausgieng, daß das wahre Christenthum nicht in todtem Wissen und Lehrmeinungen bestehe, sondern in der Verbindung des kindlichen Glaubens mit der im Leben sich beweisenden gottseligen Gesinnung. In diesem Sinne hatte er mit unermüdlicher Thätigkeit durch das Licht der lautern evangelischen Wahrheit den lebendigen evangelischen Sinn in den Gemüthern angefacht, und das große Ziel, nach dem er in allen seinen Schriften rang, war, das in Kirche, Staat und Wissenschaft eingebrochene Verderben durch Verbindung der lautern Schrifterkenntniß mit einem rechtschaffenen Wandel auszurotten und seine Zeitgenossen von der unfruchtbaren Orthodoxie zum thätigen

Glauben zu erheben. In diesem Sinn rief er auch zur Begründung einer strengen Kirchenzucht die Kirchenkonvente ins Leben. Zugleich hatten sich in Würtemberg die Bücher Johann Arndt's vom wahren Christenthum in außerordentlicher Ausdehnung verbreitet.

So konnte es nicht fehlen, daß Spener gleich bei seinem ersten Hervortreten als Reformator der kranken Kirche in Würtemberg den größten Anklang fand. Die angesehensten Lehrer der Gottesgelehrtheit auf der Landesuniversität Tübingen, Dr. Christoph Reuchlin († 1707) und Andreas Adam Hochstetter († 1718), lehrten in dem gottseligen Sinne Speners, dessen vertraute Freunde sie waren, und förderten sein Werk; ersterer hielt im J. 1706 Privaterbauungsstunden in seinem Hause, die bald viele Nachahmung fanden. Zu Calw, im Hause des Vorstehers der Handelscompagnie, Mose Dörtenbach, zu Eßlingen, Großbottwar, Leonberg und andern Orten bildeten sich solche Versammlungen. Viele Geistliche begannen in Spener's Geist und Sinn zu predigen und ihr Amt zu verwalten. Vor Allen leuchtet der Hofprediger Hedinger hervor, der ganz in Spener's Fußstapfen trat und wie dieser am Dresdener Hofe, so am Stuttgarter als fürstlicher Beichtvater und Hofprediger für ernstes und gottseliges Christenthum ohne Menschenfurcht wirkte. Der berüchtigte Sporergeselle, Johann Georg Rosenbach, der seit 1701 mit mächtigem Bekehrungseifer mehrere deutsche Länder durchzog, und schroff die kirchlichen Mißbräuche, besonders auch das Predigtamt angriff, fand, fast überall ausgestoßen, wie z. B. in Heilbronn und Großbottwar, Schutz bei Hedinger, der ihn in seinem Hause Erbauungsstunden halten ließ.

Im Anfang mischte sich nun auch in Würtemberg bei Manchen mehr oder weniger Schwärmerei und Separatismus mit ein; auch mehrere junge Geistliche, z. B. Gmehlin, Diakonus zu Herrenberg,* und die Repetenten Schmoller und Bauer, zeigten einen rücksichtslosen Eifer gegen die herrschende Orthodoxie und gegen bestehende Kirchenordnungen, und verloren ihre Aemter, weil sie zuletzt bedenkliche separatistische Bewegungen unter dem Volke veranlaßten. Das Consistorium trat daher anfangs gegen den Pietismus auf; es wurden Commissionen nach Tübingen, Bottwar, Calw rc. zur Untersuchung der Privatversammlungen geschickt, mehrere Geistliche des Landes verwiesen, und endlich im J. 1707 alle Privatversammlungen unter Androhung der Landesverweisung verboten. Schon am 28. Febr. 1694 hatten die am Buchstabenglauben klebenden orthodoxen Theologen ein Edikt Eberhard Ludwigs zu bewirken gewußt, wodurch wegen der pietistischen Streitigkeiten den Lehrern der Theologie ein pünktliches Verharren bei der Lehre der symbolischen Bücher eingeschärft und den Kirchen- und Schuldienern, Alumnen u. s. w. eine besondere Lehrvorschrift in Betreff der besonders angeregten Lehrpunkte vom tausend-

* Geb. 1677 zu Pfullingen; er dichtete das Lied: „Ach treib aus meiner Seele."

jährigen Reich, innern Licht u. s. w. ertheilt wurde, wobei sie ohne weiteres Skrupuliren zu bleiben schuldig seyen, so lieb einem Jeden sey Gottes Huld und die fürstliche Gnad."

Die starre buchstäbliche Orthodoxie stellte sich aber in Würtemberg vergeblich der kräftigen Wirksamkeit des pietistischen oder frommen Geistes entgegen, der sich unter einer Menge von Kirchen- und Schullehrern, und besonders auch in der Masse des Volks, immer mehr verbreitete. Im J. 1722 erhielt die würtembergische evangelische Kirche eine schöne Frucht von Spener's Saat, die Einführung der feierlichen Taufbundeserneuerung oder Confirmation nach vorangegangenem Unterricht aus Gottes Wort. Von besonderer Bedeutung war aber ein im theologischen Stift zu Tübingen entstandener brüderlicher Verein der Stipendiaten nach dem Vorbild der von A. H. Franke und P. Anton in Halle und Leipzig gestifteten Vereine unter den Studierenden; der Bund galt praktischer Schriftkenntniß und lebendigem Christenthum. Aus diesem Verein giengen Männer hervor, die bald die wichtigsten Posten der Kirche und der höhern Lehranstalten einnahmen. Neben Georg Konrad Rieger, dem gesegneten Stadtspezial von Stuttgart († 1743), und Andern, gieng hauptsächlich Albrecht Bengel, der nachmalige Klosterpräceptor und Prälat, aus diesem vom Geist des Halle'schen Pietismus erfüllten Verein hervor. Bengel's Einfluß und Geistesthätigkeit verschaffte dem Pietismus den Sieg in Würtemberg und er ist eigentlich als der Vater der würtembergischen pietistischen Schule anzusehen. Nachdem er im J. 1713 bei Franke in Halle sich aufgehalten, der im J. 1717 einen längern Besuch in Würtemberg machte, bildete er achtundzwanzig Jahre lang in der Klosterschule zu Denkendorf treffliche Schüler für den Dienst der Kirche, indem er sie in gottseligem Sinne vor Allem zur Liebe des Herrn und seines Wortes durch praktische und gründliche Schriftkenntniß zu wecken wußte. Aus dieser Pflanzschule für das Reich Gottes giengen Männer hervor, wie der Prälat Oetinger zu Murrhardt († 1782), der Consistorialrath und Prälat Joh. Christian Storr (s. u.), Ph. Matth. Hahn, Pfarrer in Kornwestheim und Echterdingen († 1790), Joh. Ludw. Fricker, Pfarrer in Dettingen unter Urach, der Stammvater der religiösen Gemeinschaften auf der Alp († 1766), Ph. Dav. Burk (s. u.), Prälat Joh. Christoph Glöckler in Anhausen († 1768), Cosmann Fr. Köstlin, Oberpfarrer in Eßlingen, der Kanzler Jeremias Fr. Reuß († 1777), der Pfarrer Flattich in Münchingen († 1797), der Zucht- und Waisenhauspfarrer Beckh zu Ludwigsburg († 1780), 2c.

So fand der Pietismus durch Bengel's Ansehen und seine ausgezeichneten Schüler selbst bei der Geistlichkeit des Landes, zumal unter den Vorstehern der Kirche, die thätigsten und eifrigsten Beförderer und Beschützer, und blieb auf lange hinaus selbst im Consistorium und der Synode herrschend. Bengel hatte einmal geäußert: „Ich begreife

nicht, was man gegen die Privatversammlungen hat. Warum soll denn Jeder für sich bleiben und fromm seyn? Es ist eben, wie wenn Leute über Feld gehen und ich wollte ihnen befehlen: Gehet ja nicht mit einander, sondern je Einer einen Büchsenschuß hinter dem Andern." Zwar verfolgte Herzog Carl Alexander von 1733—1737 den Pietismus „als ein Uebel und Unkraut, was in der Folge große Gefahr und Nachtheil nach sich ziehen könne," aufs Strengste, so daß er eine Frau von Molk, den Pfarrer von Dürrmenz und den von Zainingen nebst dem dortigen Schultheißen auf die Festung und des letztern Pfarrers Frau ins Ludwigsburger Arbeitshaus bringen ließ, „als hochmüthige Gleißner, die wider die Obrigkeit lehren und Zwietracht unter ihre Gemeinden säen." Allein im J. 1743 wurde ein Generalrescript erlassen, das die Privatversammlungen gestattete und mit großer Weisheit ordnete, und schon im J. 1734 hatte die theologische Fakultät zu Tübingen auf das Gutachten des frommen Professors Dr. Christian Eberhard Weißmann († 1747) dem in Sachsen und den meisten andern Ländern verketzerten und angetasteten Grafen von Zinzendorf und der Sache seiner Brüdergemeinde gute Aufnahme bereitet und sich zu seinen Gunsten ausgesprochen, so daß er in Tübingen zum geistlichen Stand übertrat, worauf später manche würtembergische Geistliche, wie z. B. Steinhofer, Oetinger ꝛc., in genaue Verbindung mit der Brüdergemeinde traten.

Doch traten die Würtemberger Pietisten, fest auf dem Boden der Kirche fußend, entschieden auf die Seite der Halle'schen Pietisten; Bengel kam in Zerwürfniß mit der Herrenhuter Gemeinde und bei dem vorherrschend kirchlichen Sinn sahen Viele die Brüdergemeinde als ein den Separatismus begünstigendes „Kirchlein in der Kirche" mit einigem Mißtrauen an, so besonders auch der christliche Staatsmann Joh. Jakob v. Moser. Die gediegenste, gründlichste Schriftbildung, der entschiedenste Bibelglaube mit edlen mystischen Elementen durchwebt und ein reger kirchlicher Sinn sind die hervorstechendsten Züge der würtembergischen pietistischen Schule; dem ganzen Alt-Würtemberg ward dadurch der Stempel eines kernhaften Bibelchristenthums aufgedrückt.

Die geistliche Dichterschule nun, die auf diesem Boden emporwuchs, hat zum Vorläufer den Hofprediger Hedinger, zum Vater und Stifter den Prälaten J. A. Bengel, zum Hauptsänger den Pfarrer Ph. Fr. Hiller. Während bei der Halle'schen Dichterschule auch auf ihrer ersten Entwicklungsstufe eine gewisse Weichheit des Gefühls und etwas Düsteres, ein zu subjektives Zurückgehen in die innere Natur und daher auch weniger Volksthümliches sich zeigt, bei der weitern Entwicklung aber gar Ueberspannung des Gefühls und tändelnde, widerlich-süßliche Auswüchse desselben eintraten, was zuletzt bei den Herrenhutern die höchste Spitze erreichte: so

zeigt sich bei den Würtemberg'schen Dichtern eine mehr kirchliche und volksthümliche Haltung, — denn Volk und Kirche waren in Würtemberg mehr vom Geiste der Frömmigkeit durchdrungen, eine gesunde, kernhafte Bibelsprache und eine kräftige Frömmigkeit; der Kern der biblischen Wahrheiten ist volksmäßig und nach dem ganzen schwäbischen Charakter gemüthlich dargelegt; die „keusche Schrifterklärung Bengel's voll Kraft und heiterer Gediegenheit" — wie Knapp sie nennt — prägt sich in ihren Liedern überall aus und die Bengel'sche Mystik versenkte die Sänger seiner Schule weniger in die geheimnißvollen Tiefen des Erlösungsgangs innerhalb der menschlichen Natur, wie dieß bei einem Angelus Silesius und Tersteegen der Fall war, sondern gieng vielmehr hauptsächlich auf die Dinge, die da kommen sollten mit der Schlußentwicklung des Reichs Gottes, und weckten so eine begeisterte, lebendige Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit und das ernste Gefühl der Nähe des Herrn. Wie ferne sich aber diese Dichter von allen Ueberschwänglichkeiten des Gefühls zu halten wußten, ist aus Hiller's Vorrede zum Liederkästlein S. VIII. zu ersehen, wo derselbe sich also äußert: „Ich habe mich der Einfalt beflissen. Uebertriebene Ausdrücke einer fliegenden Einbildung, gar zu gemeinschaftliche und vertrauliche Redensarten von Christo als einem Bruder, von Küssen und Umarmen, von einzelnen Seelen, als ob eine jede besonders eine Braut Christi wäre, kindische Liebkosungen gegen Jesu als einem Kindlein, habe ich vermieden und ernsthafte Gemüther werden mir diese Ehrerbietung gegen die Majestät unseres Heilandes nicht tadeln." Neben Hiller steht als einer der gediegensten und fruchtbarsten Dichter dieser Schule Joh. Jak. v. Moser, der edle Staatsmann und Patriot, und wir treffen unter diesem Dichterkreis die edelsten, ehrwürdigsten Väter der würtembergischen Kirche.

Diese Dichterreihe eröffnet —

Hedinger, Dr. Johann Reinhard, geb. zu Stuttgart den 7. Sept. 1664, wo sein Vater Kanzleiadvokat war. Er verlor ihn schon in seinem vierten Lebensjahr und bekam sodann an dem Kanzleiadvokaten Joh. Bernhard Schmoller in Stuttgart einen Stiefvater, der ein frommer, für die christliche Ausbildung seines Stiefsohnes eifrig besorgter Mann war. In einem Alter, da andere noch spielen, ergriff er die Grundwahrheiten des Christenthums mit Feuer und zeigte einen ganz besondern Trieb, Gott einmal in seinem Hause zu dienen. In seinem fünften Jahre konnte er schon in das Gymnasium eintreten, und auf die Frage des Lehrers: „was willst du werden?" antwortete er frischweg: „ich will ein Doktor der Theologie werden." Daß das kein kindischer Einfall war, bewies er alsbald durch Gehorsam und Fleiß. Im dreizehnten Jahr kam er in die Klosterschule zu Hirsau und zwei Jahre darauf in die zu Bebenhausen. Er war ein recht besonderes und ausnehmendes Exempel eines vor Gott und allen Menschen angenehmen und werthen Jünglings. Vor der Zeit wurde

er wegen seiner ausgezeichneten Kenntnisse in das theologische Stipendium zu Tübingen befördert, von wo er, nachdem er in allen Fächern ruhmvoll bestanden, in den Dienst der Kirche übertrat. Nachdem er an einigen Orten Vikariatsdienste geleistet, begleitete er im J. 1687 den würtembergischen Prinzen Johann Friedrich als Reiseprediger und Sekretär nach Frankreich und im J. 1688 den Prinzen Carl Rudolph nach England, wo er von den dortigen Männern Gottes, Boyle, Wotton x., ungemein viel gelernt zu haben bezeugt. Auch bereiste er später, von seiner Regierung mit Geld unterstützt, Norddeutschland, Holland, Dänemark und Schweden, um christliche Gelehrte und Prediger kennen zu lernen. Hier suchte er namentlich auch Spener auf. Nachdem er zurückgekehrt war, mußte er im J. 1692 als Feldprediger mit dem Administrator Friedrich Carl gegen die Franzosen ziehen, wo er bei dem unglücklichen Treffen vor Oetisheim mit Verlust all seines Gepäcks sich nach Heilbronn flüchten mußte und schwer erkrankte. Im J. 1694 verheirathete er sich mit Christina Barbara, Tochter des Stadt- und Amtsvogts Zierfuß in Kirchheim u. T., mit der er in einer überaus glücklichen, friedsamen, wiewohl kinderlosen Ehe lebte.

In demselben Jahre wurde er vom Landgrafen zu Hessen-Darmstadt als Professor des Natur- und Völkerrechts nach Gießen berufen, wo er nach zwei Jahren Dr. der Theologie wurde und auch das Universitätspredigtamt versah, durch welches er in der Gemeinde mit großem Segen wirkte. Er kam dort in den Verdacht, ein Gegner des Pietismus zu seyn, weil er gegen die groben Auswüchse einer sich fälschlich zu den Pietisten rechnenden Partei eiferte.

Der Ruhm seiner großen Gelehrsamkeit verbreitete sich allenthalben, so daß man im Vaterland daran dachte, ihn zurückzurufen. Der unterdessen zur Regierung gekommene Herzog Eberhard Ludwig berief ihn in seinem vierunddreißigsten Jahr, im J. 1698, als seinen Hofprediger und Beichtvater und zugleich als Consistorialrath und Probst von Herbrechtingen nach Stuttgart. Er war ein von Gott in jeder Hinsicht ausnehmend gesegneter Mann von hoher Statur und edler Gesichtsbildung, in seiner Jugend jungfräulich schön, von außerordentlicher Beredtsamkeit und Gelehrsamkeit, und konnte sich in deutscher und lateinischer Sprache mit gleicher Zierlichkeit und Geläufigkeit ausdrücken, ein Schmuck des Vaterlands und der Kirche. Ganz besonders zeichnete er sich durch eine edle Freimüthigkeit aus und bewies sich als einen unerschrockenen, mit dem Geist von oben gewappneten Diener Gottes an dem von den Lastern jener Zeit angesteckten Hof des jungen, leichtsinnigen Herzogs. Mit solchem in Gott gestärkten, unerschrockenen Muth redete er gleich bei seiner Antrittspredigt am 13. Aug. 1699 in der Hofkirche zu Stuttgart, indem er über Jer. 17, 16. predigte und dem Herzog zurief: „**serva, princeps, animam tuam,**“ bewahre, großer Fürst, der

Seele theures Pfand, das Gott mit seinem Blut so kostbar hat erworben." Er bat sich zugleich die Gnade aus, frei vor seinen Fürstenstuhl hintreten und ihn demüthigst erinnern zu dürfen, was sein zeitliches und ewiges Wohl befördern könne. Zudem verhehlte er es nicht, „daß einen treuen Propheten ein herzliches Grauen ankommen müsse, der in die jämmerliche Zerrüttung des Hoflebens nach dem gemeinen Schrot mit erleuchteten Augen öfters eingesehen." Wie er hier gepredigt, so that er auch. Er scheute sich nicht, seinem Herzog, dessen Leichtsinn so ernster Warnung bedurfte, oftmals ergreifende Vorstellungen zu machen. Gar Manches lebt davon noch im Munde des Volkes.

So wollte er einmal im Amtsornat dem Herzog wegen einer ärgerlichen Maßregel, die dieser hatte eintreten lassen, seine Bedenken vortragen. Die Wachen, denen der Herzog, dieß ahnend, befehlen ließ, Niemand zu ihm einzulassen, stellten sich, als Hedinger sich von ihnen nicht abweisen ließ, mit gekreuzten Gewehren vor den Eingang. Er aber faßte die Waffen mit sanfter, ruhiger Kraft, drückte sie hinunter, schritt über sie weg und trat vor den Herzog. Dieser zog sich vor ihm von einem Gemach ins andere zurück, bis er endlich stille stand und auf Hedinger's ergreifende, aus Gottes Wort genommene Vorstellungen jene Maßregel außer Wirksamkeit setzte. Ein anderesmal, als der Herzog einer Dame zu lieb an einem Sonntagsmorgen vor dem Gottesdienst ausfahren wollte und von seinem Schloß gerade an der Hofkirche vorüberfuhr, stellte sich ihm Hedinger im amtlichen Ornat in den Weg und erinnerte ihn daran, wie schwer er sich durch ein solches Beispiel von Sonntagsentheiligung an Gott versündige. Vor den Pferden stehend sprach er zu dem finster blickenden Herzog: „Wenn Euer Durchlaucht mit einem Käpplein voll Bluts gedient ist, so fahren Sie nur zu; ich fürchte den Tod nicht!" Der Fürst kehrte, in seinem Gewissen getroffen, um und mußte den um sein Seelenheil eifernden Seelsorger hochachten.

Solche Glaubenskraft und Furchtlosigkeit gebrauchte er aber nicht allein gegen seinen Fürsten und dessen Höflinge, die ihn öfters verspotteten, sondern bei vorkommenden Fällen auch gegen seine Mitconsistorialen. Unter Anderem brachte er so die ersten Thaler zur Erbauung des Stuttgarter Waisenhauses zusammen. Er hielt denselben nämlich einmal bei Besetzung einer Pfarrstelle eine ernstliche Anrede, wie erschrecklich es seyn würde, wenn sie die Thaler, mit welchen der im Uebrigen würdige Candidat ihre Stimmen erkauft habe, für sich behalten wollten. Uebrigens war er ein Mann voll Liebe und wohlthuender Salbung, der sich seiner Gemeinde mit herzlicher Sanftmuth annahm und durch dessen Dienst viele Seelen zu Christo bekehrt wurden. Gegen Andersdenkende, gegen schwache und irrende Brüder verfuhr er aufs Gelindeste.

So wirkte er fünf und ein halb Jahre lang auf seiner wichtigen

Stelle. Er hielt treulich, was er in seiner Antrittspredigt ausgesprochen hatte, „wie es sein einziges Vorhaben sey, seine noch übrige Lebenszeit für die Bekehrung so vieler armer Seelen, für die Ausbreitung der allerheiligsten Lehre Gottes, für die Befestigung seiner seligmachenden Wahrheit und für das Heil der streitenden Kirche treulich zu arbeiten, muthwillens Keinen durch Vorenthaltung der heilsamen Wahrheit zu versäumen und dazu wo möglich den geraden Weg zu gebrauchen. Solche Freudigkeit, Gott und der Kirche zu dienen, werde er sich durch keine Menschenfurcht und Liebe rauben lassen; Ehre und Schande, gute und böse Gerüchte seyen in seinen Augen geringe Reizungen, von dem gelegten Grunde zu weichen." Er ermahnte daher auch hohe und niedrige Glieder seiner Hofgemeinde öffentlich und privatim. Standhafter Muth gegen Hindernisse und Bedrohungen, aber auch tausendfacher Kampf und Bekümmernisse begleiteten jeden wohlbedachten Schritt, den er in der Kraft des Herrn zu treuer Ausrichtung seines Amtes that. Es ist von ihm bezeuget: „mit dringender und bis in den Tod brennender Liebe gegen seinen Fürsten und sein Haus, mit unendlicher Bekümmerniß seiner Seele um den Schaden Josephs, mit unerschrockenem Muth und standhaftem Herzen gegen allen Widerspruch, Hohn und Widerstand der bösen Geister und Menschen in allen Ständen, mit freudigem und nach seiner von Gott besonders empfangenen Gabe verwunderlich-beredtem Aufthun seines Mundes stand er seinem Beruf bis an sein Ende vor." Außerdem wirkte er in großem Segen durch seine vielen Schriften und besonders durch die Herausgabe seines mit Anmerkungen und Erklärungen versehenen N. Testaments.

Von großer Arbeit und rastloser Geistesanstrengung reifte sein Leib früher, als man es ahnen mochte, dem Grab entgegen. Er aber war kaum vierzig Jahre alt und doch der Welt so müde, daß er innigst verlangte, bald zu seinem Jesu aufgenommen zu werden. Am 15. Dez. 1704 erkrankte er an einem heftigen Fieber, wobei ihn sogleich die volle Gewißheit seines baldigen Hingangs durchdrang. Ein halbes Jahr zuvor aber war er schon durch die Schrecknisse des Todes gedemüthigt worden und starb dadurch, ehe er starb. Darum ergoß er sich nun auch in freudige Lobpreisungen Gottes, denn es war für ihn der größte Triumph, sterben zu dürfen, da er Phil. 3, 11. sich zum Ziel gesteckt hatte; es war ihm jetzt, wie er selbst sagt, alle Todesfurcht wie hinweggestrichen, daß er sprach: „Freuet Euch, ihr Christen, die Predigt, daß es die Gerechten gut haben, gilt noch. Diesen Gewinn bringet die Gottseligkeit, daß rechtschaffene Christen sich vor dem Tod nicht fürchten dürfen. Ein Spott! ein Spott aus dem Tod ist worden!" Doch sollte er auch etwas von der Bitterkeit der Anfechtung zu schmecken bekommen. Es machte ihm nämlich zu schaffen, daß er einmal in einer gewissen Sache nicht genug gethan und sich von einer falschen Klugheit habe bethören lassen. Da bekannte er und

wollte es allen Predigern kund gethan wissen, „falsche Klugheit gebe „keine Freudigkeit auf dem Todtenbett; was er in glaubiger Frei„müthigkeit, ohne Menschenfurcht und Eigendünkel je geredet, das „mache ihm jetzt ein freudiges Gewissen; habe er bisher mit einem „Schwert dreingeschlagen, so wolle er, wenn Gott ihn in's Leben zu„rückführen sollte, mit zweien dreinschlagen und sich nichts davon „abhalten lassen, sondern es sogleich auf's Abschaffen ankommen „lassen." Ein andermal sagte er auch, wie dieß A. H. Franke, der mit ihm befreundet war, nachmals seinen Zuhörern in der Neujahrslektion des J. 1721 berichtete: „Er rechne, daß er nur zehn Jahre gelebt habe, nämlich in dem Leben, das aus Gott ist und nach der davon empfundenen Kraft." Bald aber ward er wieder mit einem solchen Strom himmlischer Freudigkeit überschüttet, daß sein Mund voll Lachens und seine Zunge voll Rühmens ward. Von Zeit zu Zeit ließ er den Kapellmeister Schwarzkopf zu sich bitten, daß er ihm auf der Harfe geistliche Lieder anstimmte und Macht= und Glaubenslieder sang. Als ihm nun dieser einmal das Lied: „Jesu hilf siegen ꝛc." angestimmt hatte, rief er fröhlich aus: „Viktoria! Viktoria! der Sieg ist errungen!" Dann ermahnte er die Seinigen, die er vor sein Bett berief, mit seinem gewohnten Ernst und Feuer, sich immer mehr von dem kaltsinnigen oder lauen, kraft=, lieb= und fruchtlosen Christenthum, gegen das er auch das kernkräftige Lied: „Das was christlich ist ꝛc." (Nro. 392) gedichtet hatte, abzuwenden und Christo in lebendigem Glauben nachzufolgen. Am letzten Tage seines Lebens geschah es, daß sein Freund und College, der Hofprediger Dr. Joh. Friedrich Hochstetter, zu ihm eintrat, als er sich gerade auf der Harfe das Siegeslied: „Mit Fried und Freud" spielen ließ. Dem rief er freudig entgegen: „**Inter jubila moriar**, mit Jubelgesang will ich sterben"; that dann noch ein herzliches, priesterliches Gebet für sein Vaterland, seine Kirche, seinen verirrten Herzog und verschied sofort sanft und stille am Morgen des letzten Weihnachtsfeiertags, der gerade ein Sonntag war, in der Hälfte seiner Jahre, erst vierzig Jahre alt, am 28. Dez. 1704. So ist er im Glauben und Frieden dahin gefahren, und hat mit seinem Tod versiegelt, was er in seinem Leben gezeuget hatte. Hochstetter hielt ihm am 30. Dez. die Leichenpredigt über Phil. 1, 21., die später gedruckt wurde unter dem Titel: „Wahrer Christen hohes Glück in ihrem Leben und Sterben." An seinem Leichensteine auf dem äußersten Kirchhof zu Stuttgart war die von ihm selbst aufgesetzte Grabschrift zu lesen:

Vermodert diese Hütten,
  So lebt mein Geist ja noch;
Was könnt ich beßres bitten,
  Als Freiheit von dem Joch?
Getrost, ich scheide munter,
  Das Beinhaus lacht mich an,
Ich fühl' des Glaubens Wunder,
  Zu geh'n die finstre Bahn.

Der Herr ist meine Freude,
Der siegelt meinen Stein,
Dem bleib ich, wann ich scheide
Und faule ganz allein.

Weitere Lebens- und Charakterzüge von ihm vgl. Thl. II. zu Nro. 13. 1. 166. 417. 600. 392. 439.

Er dichtete im Ganzen neunundvierzig Lieder, die theils in seinem Gesangbuch: „Andächtiger Herzensklang in dem innersten Heiligthum Gottes. Stuttg. 1700, 1705 und 1713," theils in seinem „Passionsspiegel. Stuttg. 1702 und 1716" und in seinem „Gesang- und Gebetbuch sammt Lebensregeln. Stuttg. 1700" stehen. Seine Lieder sind, obwohl oft zu blumen- und bilderreich, voll Geist und Feuer, voll heiligen Ernstes und edler Gedanken. Die Grundgedanken, die sie alle wie ein rother Faden durchziehen, sind ein aus der Wiedergeburt quellendes Christenthum, stündliche Wachsamkeit und lauterer Wandel vor Gott, brennende Liebe zu Jesu und vorzüglich ein ihm eigenthümliches Verlangen, abzuscheiden und bei Christo zu seyn.

(Quellen: Christoterpe von A. Knapp. 1836. S. 269—330. — M. G. C. Pregizer's gottgeheiligte Poesien. — Lebenslauf Hedinger's in der dritten Auflage seines „andächtigen Herzensklangs. 1713."

Hiller, Friedrich Conrad, geb. zu Stuttgart im J. 1662. Hier lebte er über dreißig Jahre lang, bei der herzoglichen Kanzlei als sogenannter „Kanzleiadvokat" angestellt. Er war ein frommer Jurist und ein guter Christ dabei, der mitten in den trockenen Berufsgeschäften seine Seele viel mit himmlischen Gedanken ergötzte und „neben Handhabung der weltlichen Rechten auch Christo in seinem Reich begehrte zu dienen und den Lauf des göttlichen Worts und Gottesdienstes zu befördern". Er war verheirathet mit Margaretha geb. Zorer, die ihm am 21. Juni 1687 eine Tochter, Juliane Rosine, gebar; dieselbe wuchs unter der christlichen Erziehung ihrer frommen Eltern zu einer gottseligen Jungfrau heran und wurde mit den Trostsprüchen der h. Schrift und allerlei Liederversen so vertraut, daß ihre Eltern sie oft im Schlaf ganze vollständige Liederverse des kräftigsten Inhalts, z. B. „der am Kreuz ist meine Liebe," singen hörten. Ihr Vater leitete sie so eifrig zum Bibellesen an, daß sie die h. Schrift sammt Luthers Randglossen sechsundfünfzigmal in ihrem Leben durchgelesen hat. Sie verheirathete sich nach dem Tod ihrer Eltern, die sie bis an's Ende kindlich und treulich pflegte, im J. 1732 mit M. Joh. Gottfried Neuhäuser, Pfarrer zu Obertürkheim, und starb als kinderlose Wittwe am 17. Jan. 1787. Noch in ihrem Alter rühmte sie dankbarlich von ihren Eltern: „Sie haben mir den Weg zur Seligkeit so rein und lauter gezeigt, wie ihn die Apostel Christi gehabt und wie er in der Augsburg'schen Confession enthalten ist, und haben mich überhaupt bis zu ihrem Tod zu allem Guten treulich angehalten, denn es ist ihre größte Sorge gewesen, daß ihre Kinder

selig werden möchten." Ein solch treuer, christlich besorgter Vater war also Fr. Conrad Hiller. In seinem Leben war er gar oft und viel krank, und in solchen Umständen suchte er den Herrn und erquickte seine Seele durch die heilige Dichtkunst, für die ihm reiche Gaben anvertraut waren. Im J. 1726 gieng er in einem Alter von vierundsechzig Jahren, seine Frau und Kinder zurücklassend, in seines Herrn Freude zum „schönen Jerusalem".

Im Ganzen dichtete er 172 geistliche Lieder, die er gesammelt herausgab unter dem Titel: „Denkmal der Erkenntniß, Liebe und Lob Gottes in neuen geistlichen Liedern, auch Arien und Cantaten nach Anleitung des Catechismus Lutheri, inngleichen Sonn-, Fest- und Feiertäglicher Kirchentexte mit musikalischer Composition und Sinnbildern dem dreieinigen Gott, Vater, Sohn und h. Geist zu Lob, Preis und Ehren aufgerichtet von Fr. Conr. Hiller. Stuttg. 1711." Den einzelnen Liedern sind die Noten vorangedruckt; die Compositionen, meist arienmäßige Weisen, sind von dem damaligen Kapellmeister und Stiftsorganisten Johann Georg Störl, der in demselben Jahr auch das Choralbuch zu Hedinger's Gesangbuch herausgab. In der Vorrede, die unter dem 13. Mai 1711 geschrieben ist, sagt Hiller: „Da ich bei einigen Jahren her meinen ordentlichen Berufsgeschäften Unpäßlichkeit halber öfters nicht abwarten können, wollte ich die edle Zeit nicht vergeblich hinstreichen lassen, sondern vielmehr mich durch ein solches Geschäft in meinem Christenthum erbauen." In der Zuschrift, die er seinem Werke voranstellt, heißt es: „Meinem Blutbräutigam Jesu Christo, wahren Gottes- und Mariensohn, dem einigen Heiland der Welt, übergibt diese Arbeit mit der Zuschrift:

Ich lege Dir
In Demuth für,
Was du mir hast zuvor gegeben,
Und bitte dich:
Herr! laß doch mich
Nach deinem Rath und Willen leben —

der durch Gottes Blut von Sünde, Tod, Teufel und Höll erlöste F. C. Hiller."

Ehrenreich Weißmann, damaliger Stiftsprediger und Consistorialrath in Stuttgart, später Prälat in Maulbronn, sein durch Frömmigkeit und gleiche Liebe zu Christo mit ihm verbundener Gönner und Freund, der Vater des frommen Christian Eberhard Weißmann zu Tübingen, leitete dieses Liederwerk Hillers unterm 8. Juni 1711 mit einem Vorwort ein, worinn er über seinen Herzensfreund folgendes Zeugniß ablegt: „Den frommen und Christo treu gelehrten Juristen haben wir beizuzählen den **Autorem** dieses Buchs, **Juris Consultum** und bei Hochfürstl. Würt. Kanzlei lang und wohlmeritirten **Advocatum ordinarium**, als welcher, was er etwa für **horas subscisivas** seinen politischen Berufsgeschäften abbrechen

können oder wo ihn Gottes Hand auf's Krankenbett darniedergeleget und ihm Anlaß gegeben, seine betrübte Seele mit himmlischen Gedanken zu ergötzen, die meiste Zeit dahin gewandt, die Wahrheit der christlichen Religion auf katechetische Manier zu untersuchen und die ganze Connexion des evangelischen Glaubensbekenntnisses in schönen, holdseligen Liedern und Gedichten vorzustellen." Dazu setzt er dann gar wahr und lieblich hinzu: „Ein frommer Jurist und Rechtsgelehrter im weltlichen Reich des Kaisers ist wohl ein Prophet, Priester, Engel und Heiland zu nennen."

Unter Hiller's Liedern finden sich manche Kernlieder, die sich schnell den Eingang in die Würt. Kirchengesangbücher zu verschaffen wußten und beim Volke sich bald einbürgerten. Noch zu seinen Lebzeiten wurden mehrere seiner Lieder, besonders Nro. 629: „Ruhet wohl, ihr Todtenbeine" in das für die Hofkirche angeordnete Gesangbuch vom J. 1725 aufgenommen und das im J. 1741 eingeführte Würt. Landesgesangbuch enthält sodann bereits deren mehrere. Er selbst gibt sie für nichts, als für „schlechte, einfältige Catechismuslieder" aus.

Seine Vettern waren der Professor der Theologie und orientalischen Sprachen, Matthäus Hiller zu Tübingen und der Kammerrath Joh. Markus Hiller in Stuttgart.

(Quellen: Fr. Conr. Hiller's Denkmal der Erkenntniß 2c. Stuttg. 1711 — und der Lebenslauf seiner Tochter nach handschriftlichen Nachrichten im Christenboten. 1845. Nro. 23.)

Wieland, M. Johann Martin, geb. in Biberach ums J. 1685, aus demselben Geschlechte der oberschwäbischen Reichsstadt, aus dem auch der gepriesene deutsche Dichter Christoph Martin Wieland stammt, der als der Sohn eines Biberacher Predigers im J. 1733 daselbst geboren wurde. Im J. 1705 wurde er in Tübingen, wo er Theologie studierte, Magister, bei welcher Gelegenheit er unter dem Vorsitz des Dr. Reuchlin, welcher seinen bisher bewiesenen christlichen Jugendfleiß herzlich rühmet, eine Dissertation oder gelehrte Abhandlung schrieb und öffentlich vertheidigte, welche nach 1 Petr. 2, 9. „von der Würde der Christen" handelte. Nach vierjähriger Vikariatszeit übertrug ihm im J. 1711 der Oberstwachtmeister der Garde zu Fuß, Johann Ernst Friedrich v. Gaisberg, Herr zu Schaubeck und Kl. Bottwar, die Pfarrstelle zu Kl. Bottwar, anderthalb Stunden von dem Städtchen Marbach am Neckar, dem Geburtsort Schillers, in dem freundlichen, fruchtbaren Bottwar-Thale gelegen. Dieß war seine erste und einzige Stelle, auf der er vierzehn Jahre lang als ein treueifriger Hirte und Prediger wirkte. Mit seinem Gutsherrn, der ein frommer, gottseliger Mann war, stand er in lieblicher Herzensgemeinschaft. Als dieser nun einmal nach seiner Rückreise von Tübingen, wo er sich längere Zeit aufgehalten hatte, diesen seinen bis in den Tod treu gewesenen Pfarrer, der schon seit fünf Jahren kränkelte und dem Tod entgegen-

reiste, das erstemal wieder sah und sprach, so sagte er zu ihm: „Herr Pfarrer, ich und er werden dieser Tage mit einander sterben." Und so geschah es. Wieland starb den 22. Merz 1725 an einem Donnerstag; seine Handschrift hört in den Kirchenbüchern schon mit dem 19. Juni 1720 auf, an welchem Tage sein eigenes Kind als letztes von seiner Hand ins Taufbuch eingetragen ist. Der Gutsherr aber starb vierzehn Tag darauf am 5. April in der Osterwoche 1725, gleichfalls an einem Donnerstag. Der Pfarrer Christian Batz von Großbottwar hielt die Leichenpredigt.

(Quellen: M. G. C. Pregizer's gottgeheiligte Poesien. Tübingen. 1725. S. 86 und Anhang S. 38. 1721. S. 341 — und handschriftl. Nachrichten.)

Bengel, Dr. Johann Albrecht, geb. 24. Juni 1687 zu Winnenden, wo sein Vater, Albrecht, der mit einer Urenkelin des Reformators Joh. Brenz verheirathet war, als Diakonus lebte. Er verlor denselben, da er erst sechs Jahre alt war, durch eine ansteckende Krankheit, welche dieser bei einem Krankenbesuche in dem Filial Hertmannsweiler geerbt hatte. Damit verlor der junge Bengel zwar eine Stütze seiner Wohlfahrt, aber nicht des himmlischen Vaters Vorsorge. Ein Freund seines Vaters, Spindler in Stuttgart, nahm ihn zu sich und ließ ihn das dortige Gymnasium besuchen. Schon zu der Zeit, als er seinen Vater verlor, stand er in einem herzlichen, kindlichen Gebetsumgang mit dem Herrn und hatte viele göttliche Rührungen an seiner jungen Seele zu erfahren. In der Stadtkirche zu Winnenden waren mehrere Sprüche aus dem Brief an die Römer angeschrieben; die bereiteten dem Knaben eine ganz besondere Freude. Die Kraft des göttlichen Worts drang dergestalt in sein kindliches Gemüth ein, daß bei ihm ein kindliches Vertrauen zu Gott, ein Ernst im Beten, ein Verlangen nach einem bessern Leben, ein Vergnügen an der h. Schrift und eine heilige Scheue vor dem Bösen entstand. Er zog in diesen jungen Jahren schon das Ernsthafte dem Tändelnden, das Göttliche allem Andern vor; allen geräuschvollen Zerstreuungen abhold, war er gern in der Einsamkeit mit ernsten Gedanken und selbst in seinen Freistunden mit dem heiligen Bibelbuch beschäftigt. Er war eine von den seltenen Seelen, die von Kindheit auf in ihrer Taufgnade bleiben. Frühe schon hatte er aber auch allerlei innerliche Anfechtungen, zwischen die hinein er jedoch, besonders bei seinen ersten Gängen zum h. Abendmahl, von der Leutseligkeit Gottes die innigsten Friedensblicke bekam. Als seine Mutter sich zum zweitenmal mit dem Klosterverwalter Glöckler in Maulbronn im J. 1703 verheirathet hatte und er dort von Stuttgart aus öfters Besuche machte, zog ihn der nachmalige Prälat Weißensee, der damals Klosterpräceptor in Maulbronn war, an sich und wirkte heilsam auf ihn ein.

Im Herbst des Jahrs 1703 kam er in das theologische Stift zu **Tübingen**. Hier hatte er an Dr. Christoph Reuchlin und Andreas

Adam Hochstetter gottselige Lehrer in der Theologie und im lebendigen Christenthum, die ihn nach Spener's und Franke's Grundsätzen unterrichteten. Zugleich war gerade zu der Zeit im Stift unter den ältern Stipendiaten ein ungemeiner Eifer für die Gottseligkeit rege und ein Kreis gottesfürchtiger Jünglinge hatte sich nach dem Vorbild der Studierenden zu Halle und Leipzig zu einem brüderlichen Verein für praktische Schriftkenntniß und lebendiges Christenthum verbunden. Diesen schloß sich der junge Bengel von ganzer Seele an. In dieser Zeit geschah es auch, daß die Zweifel, welche bei Wahrnehmung so vieler Abweichungen unter den verschiedenen Ausgaben der h. Schrift in ihm aufstiegen, ihn gewöhnten, bei seinem Schriftstudium nicht nur fleißig zu beten, sondern auch mit der genauesten Pünktlichkeit auf alle Einzelnheiten des göttlichen Wortes zu merken. So legte er hier schon den Grund zu seinen spätern ausgezeichneten Arbeiten über das N. Testament.

Nachdem er im Herbst 1706 seine Studien vollendet hatte, wurde er zu Anfang des nächsten Jahrs Pfarrverweser in Mezingen unter Urach, im J. 1708 Repetent im Stift zu Tübingen und 1711 bis 1713 Stadtvikar in Stuttgart, als gerade sein Lehrer Dr. Hochstetter Oberhofprediger daselbst war. Den Schlußstein erhielt seine religiöse Jugendbildung durch eine von ihm im Sommer 1713 unternommene gelehrte Reise durch Deutschland, wo er sich namentlich bei A. H. Franke in Halle längere Zeit aufhielt. Von dem Segen, den diese Reise für ihn hatte, schreibt er selbst von Halle aus: „Ich „schätze es für eine große Gnade Gottes, daß ich so viele herrliche, „lebendige Beispiele davon sehen kann, was die Kraft des Herrn aus „den Menschen zu machen vermag. Bis dahin war ich fast nur für „mich allein ein Christ, hier aber lerne ich einsehen, was es um die „Gemeinschaft und die Verbindung der Heiligen ist."

Nach seiner Rückkehr ins Vaterland im Sept. 1713 wurde er Präceptor unter den Klosterschülern zu Denkendorf und hielt daselbst am 7. Dez. 1713 seine Antrittsrede über das sein ganzes Erziehungs- und Unterrichtsgeschäft in's hellste Licht setzende Thema: „**de certissima ad veram eruditionem perveniendi ratione per studium pietatis**, d. i. über den Fleiß in der Gottseligkeit als das zuverläßigste Hülfsmittel zur Erwerbung ächter Gelehrsamkeit." Dieses Lehramt verwaltete er in Denkendorf achtundzwanzig Jahre lang, von seinem sechsundzwanzigsten bis vierundfünfzigsten Lebensjahr, mit unausgesetztem Fleiß und im größten Segen. Es war ihm so wichtig und theuer, daß er mehrfache Berufungen auf ein theologisches Professerat in Tübingen und im Ausland ablehnte. Er zog in dieser Pflanzschule für den Kirchendienst treffliche Schüler und ächte Pflanzen der Gerechtigkeit heran, denn er suchte die Klosterjugend zur Ehrerbietung gegen heilige Dinge zu gewöhnen und ihnen frühe einen Samen von denjenigen Sachen beizubringen, die ihnen mit der

Zeit beim Kirchendienst am brauchbarsten seyn möchten. Mit seinem Lehramt in Denkendorf war auch ein Predigtamt verbunden, welches er als eine wahre Herzenssache mit entschiedener Vorliebe versah. So gelehrt er schrieb, so einfach und natürlich, fast katechetisch, predigte er, so daß auch Kinder und gemeine Leute ihn ohne Mühe verstehen konnten; sein Endzweck dabei war nicht der Beifall der Menschen, sondern die Ehre Gottes, die Liebe zu Jesu und das Heil der Menschen. Am liebsten trieb er dabei die Grundwahrheiten von Glauben, Liebe und Hoffnung und nahm seine eigenen Herzensbedürfnisse zum Maaßstab dessen, was er in seinen Predigten als Seelennahrung bot. Neben etwa 1200 Briefen, die er des Jahrs als Rathgeber vieler angefochtenen Seelen an Leute von hohen und niedern Ständen, in der Nähe und Ferne, zu schreiben hatte, führte er mit seltener Gelehrsamkeit und tiefen Geistesblicken geschriebene schriftstellerische Arbeiten aus. Man zählt deren dreißig, wovon hauptsächlich von unvergleichlichem, bleibendem Werthe sind seine Schriften über die Kritik des N. Testaments, in denen er es sich zur Aufgabe machte, den reinen, unverfälschten Text des N. Testaments aufzufinden, damit Niemand, wie es ihm als jungem Stipendiaten gegangen war, durch die verschiedenen Lesarten Zweifel bekäme an der Göttlichkeit der Schrift; ferner seine Erklärung des N. Testaments — Gnomon — nach dessen Vollendung er mit freudigem Dank gegen den Herrn die zwei ersten Verse des Lieds: „Höchster Formirer der löblichsten Dinge" (vgl. Würt. Gesangbuch von 1741, Nro. 287) absang; endlich seine Schriften über die Offenbarung Johannis und die biblische Zeitrechnung, wobei er freilich die Zeit des Kommens Jesu genau auf das Jahr hinaus berechnet haben wollte und sich täuschte, da die Zeit und Stunde der Vater sich selbst vorbehalten hat. Doch weckte er dadurch in weiten Kreisen eine Bereitschaft und Sehnsucht auf jenen großen Tag, und lebt deßhalb heute noch im Mund des Volks als ein Prophet.

Im April 1741, als er fühlte, daß seine Kräfte dem Lehrberuf nicht mehr gewachsen seyen, legte er sein Klosterpräceptorat nieder und wurde Prälat zu Herbrechtingen, wo er in stiller Einsamkeit lebte und um so ungestörter dem Predigtamt sich widmen konnte. Er hielt hier so eindringliche Predigten, daß die Leute mit Verwunderung und Freude sprachen: „Solche Predigten haben wir in unserem ganzen Leben noch nie gehört." Auch hielt er vielen begierig gewordenen Seelen Erbauungsstunden über die Offenbarung Johannis, welche er dann unter dem Titel: „sechzig Reden über die Offenbarung," drucken ließ. Sie sind ein Lieblingsbuch der würtembergischen Gemeinschaften geworden. Im J. 1749 wurde er sofort Consistorialrath und Prälat von Alpirsbach, wodurch er aus seiner Einsamkeit heraus zur Leitung der höchsten Angelegenheiten der vaterländischen Kirche berufen ward und seinen Wohnsitz

nach Stuttgart verlegen mußte. In diesem Wirkungskreis that er viel zur geistigen Belebung der äußerlichen Kirchenverfassung; er beklagte oft das vorherrschende weltliche Regiment in der Kirchenverwaltung und hatte den Seufzer allezeit auf dem Herzen: „Ach! daß die Hülfe aus Zion käme und der Herr sein gefangen Volk erlösete." Neben dem, daß er in der Landschaft und im Consistorium saß, bemühte er sich auch, einer kleinen Privatgemeinde in Stuttgart zu dienen und hielt Erbauungsstunden in seiner Wohnung. Auch bot er Gesunden und Kranken, die nach der evangelischen Wahrheit sich sehnten, aus der reichen Fülle seiner christlichen Erkenntniß und Erfahrung mit der freudigsten Bereitwilligkeit Belehrung, Ermahnung und Trost. Seine äußere Erscheinung schon flößte Ehrfurcht ein und es wird erzählt, wie einst ein Jüngling dadurch erweckt worden sey, daß er ihn mit der Stirne, auf der das Wort „Ewigkeit" zu lesen gewesen sey, unter den Großen des Landes an des Fürsten Tafel sitzen sah.

In demselben Segen wirkte er auch in seiner Familie. Er war nämlich seit dem J. 1714 mit Johanna Regina, Tochter des Landschaftseinnehmers Fr. Seeger, verheirathet, die ihm zwölf Kinder gebar, wovon sechs den Vater überlebten. An ihr hatte er eine Gehülfin, wie er sie suchte, die bereit war, mit ihm im Aufblick zum Herrn Freude und Leid zu theilen. Gegen seine Kinder war er ein weiser, liebevoller Vater und hielt mit ihnen regelmäßige Hausandachten, wobei er besonders Arndt's wahres Christenthum, Franke's Predigten und Dr. Heinr. Müller's Erquickstunden benützte.

Er war sein Lebenlang schwächlich und kränklich, eigentlich schon von Geburt an, denn er wurde jäh getauft. Die letzte Krankheit aber kam über ihn im Oktober 1752. Sein Kranken- und Sterbebett war ein wahrer Ausdruck seines ganzen Lebens. Nicht allzu viel Worte, aber desto mehr Kraft. Es schien, er habe gleichsam Alles zusammengespart auf die letzte Abschiedsstunde. Denn in dieser legte er, obgleich leiblich ganz schwach, bei der Feier des h. Abendmahls, das er mit den Seinigen genoß, mit vielen Worten und großer Kraft sein Glaubensbekenntniß ab, und sprach eine halbe Stunde lang die Beichte und ein herzliches Gebet für Kirche und Vaterland und alle Menschen, so daß die, welche es hörten, es die Tage ihres Lebens nicht vergessen haben. Man sang dabei den zehnten und eilften Vers aus dem Lied: „Wer weiß, wie nahe" (Nro. 590). Er aber bezeugte: „Mein Grund ist das Vertrauen, welches ich in Kraft des h. Geistes auf das Hohepriesterthum Jesu setze, in welchem mir Alles geschenkt ist." Als ihm im letzten Augenblick noch zugerufen wurde: „Herr Jesu, dir leb' ich, dir leid' ich, dir sterb' ich, dein bin ich todt und lebendig, mach mich, o Jesu, ewig selig," so zeigte er bei den Worten: „dein bin ich" mit der rechten Hand auf die

Brust, seine Einstimmung damit anzuzeigen und entschlief hierauf still und sanft am 2. Nov. 1752, fünfundsechzig Jahre alt. Dr. Wilh. Gottlieb Taflinger, der Stiftsprediger zu Stuttgart, hat ihm die Leichenpredigt gehalten über Ebr. 7, 24. 25.

Weitere Lebens- und Charakterzüge von ihm vgl. Thl. II. Nro. 13. 40. 141. 144. 307. 395. 590. 28. 349. 629.

Er hat im Ganzen zehn Lieder voll Geistestiefe und Kraft gedichtet.

(Quellen: Dr. J. A. Bengel's Leben von M. J. Chr. F. Burk, Stadtpfarrer in Großbottwar (Bengel's Urenkel). Stuttg. 1832. 2te Aufl.)

Weißensee, Philipp Heinrich, ein Freund Bengel's, wurde geboren im J. 1673 zu Vichberg, wo sein Vater bei fünfzig Jahre lang Pfarrer und zugleich gräflich Limpurg'scher Consistorialrath war. Im J. 1697, nachdem er in Tübingen sein theologisches Studium vollendet und an einigen Orten vikarirt hatte, wurde er Pagenpräceptor zu Stuttgart und im J. 1703 Klosterpräceptor in Maulbronn. In demselben Jahr hatte sich Bengel's Mutter als Wittwe mit dem dortigen Klosterverwalter Glöckler verheirathet. Er fand nun an dem jungen Bengel, der als Gymnasist oft zu seinen Eltern nach Maulbronn kam, großes Gefallen und zog ihn mit väterlicher Liebe an sich. Es bildete sich so auch zwischen Beiden ein inniges und herzliches Verhältniß, daß sie auch später noch, besonders vom J. 1716 an, nachdem Bengel gleichfalls Klosterpräceptor in Denkendorf geworden war, durch wöchentlichen Briefwechsel die vertrauteste Freundschaft mit einander pflogen und über Alles, was Amt, Herz und Haus betraf, sich schrieben. Die Würze aller ihrer Unterredungen war die gemeinschaftliche Liebe zu dem gemeinschaftlichen Herrn. In Maulbronn verheirathete er sich mit Maria Dorothea, geb. Schreiber, mit der er in guter und glücklicher Christenehe lebte. Doch kamen auch Drangsale über sie, besonders die Kriegsnoth machte ihnen viel Sorge, so daß er mit seiner schwangern Frau im Mai 1707 bei dem verheerenden Einfall der Franzosen, umschwärmt von beständigem Kriegslärmen und unter allerlei Drangsal, sich nach Hall flüchten mußte. Unterwegs war der Wagen, in dem sie fuhren, zweimal umgestürzt. Das Beten aber, das sie fleißig trieben, rettete sie aus diesen Nöthen (vgl. Nro. 265: „Jesu hilf beten", V. 4).

Das Jahr darauf, im J. 1708, kam Weißensee als Klosterpräceptor nach Blaubeuren, wohin er mitten im Winter mit einem neugebornen Kindlein durch eine vom Feind ausgesaugte Gegend reisen mußte, so daß die Eltern sammt ihrem Kindlein öfters ohne Bett im Stroh und auf der Erde liegen mußten. Sechzehn Jahre lang wirkte er hier als Präceptor und von 1724 an noch vier Jahre als Prälat dieser Klosterschule für die Heranbildung künftiger

Diener am Worte Gottes, welches er denselben tief ins Herz einprägte. Namentlich bildete er hier im J. 1717 und 1718 den fünfzehnjährigen Klosterschüler Friedrich Christoph Oetinger, den bekannten nachmaligen Prälaten von Murrhardt († 1782), in dem er jene unbegränzte Hochachtung vor dem Worte Gottes und der darinn verborgenen Weisheit weckte und bei dem er damals schon den Grund zu jener tiefen mystischen Richtung legte, wodurch er sich später bemerklich machte. Oetinger erzählt nachmals selbst in seiner „Genealogie der reellen Gedanken eines Gottesgelehrten", er sey zu Weißensee im J. 1717, da er in's fünfzehnte Jahr gegangen und jener Professor gewesen, in's Kloster nach Blaubeuren gekommen, da seine Mutter ganz eingenommen gewesen sey von der Politesse, Geschicklichkeit und Anmuth im Vortrag Weißensee's. „Weißensee," fährt er weiter fort zu berichten, „war nicht nur daheim in der Naturgeschichte, „sondern er war auch ein tiefer mystischer Theolog, der excellenteste „Poet in Würtemberg, der schönste Redner, der akkurateste Geometer. „Dieser brachte mir ganz neue Ideen bei von der Mystik, von dem „Gebete, auch von Telemachs Zucht durch Mentor, welches französische „Buch er mit uns gar schön traktirte. Bald hernach kam A. H. „Franke nach Blaubeuren. Dieser reformirte dem Weißensee seine „mystischen oder Arnold'schen Ideen und hielt den Alumnen schöne, „eindringliche Reden." Mit welcher Lehrtreue Weißensee sein Amt an den jungen Zöglingen des Predigtamts verrichtete, ist besonders auch daraus zu ersehen, daß er die löbliche Gewohnheit hatte, jeden Alumnus täglich nach dem Abendgebet zu fragen, wie er seinen Tag zugebracht, was für Züge Gottes an sein Herz gekommen, was für Gedanken und Entschließungen er auf die gute Seite lege? Doch Gott wollte auch ihn noch immerfort in die Lehre nehmen. Er hatte in Blaubeuren die schmerzensvolle Prüfung durchzumachen, seine zwei einzigen hoffnungsvollen Söhne durch einen frühzeitigen Tod sich entrissen sehen zu müssen. Er trug aber dieses schwere Geschick mit stiller Ergebung in den Willen des Herrn. Ein einziges Töchterlein bloß blieb ihm noch übrig, mit dem er, als einem neugeborenen Kindlein, in Blaubeuren aufgezogen war — die nachmals berühmt gewordene Dichterin Magdalena Sybilla **Riegerin** (vgl. unten), welche er nun für seinen Sohn erklärte und deßhalb auch in die Schrift nicht bloß, sondern in die Natur- und Weltgeschichte und in die Ton- und Dichtkunst einführte. Er erlebte die Freude, sie am 31. Aug. 1723 mit dem damaligen Vogt, Emmanuel Rieger in Blaubeuren, trauen und manche glückliche Jahre in der nächsten Nähe ihren und ihres Gatten Umgang genießen zu können.

Im August 1727 jedoch wurde er als **Prälat** oder **Abt** von **Hirsau** in den engern Ausschuß der Landschaft nach **Stuttgart** berufen. In einem auf seinen Abzug von Blaubeuren gedichteten ruhmvollen Abschiedsgedicht wird er gerühmt als —

„— ein Mann von Glauben und Gewissen,
Von schöner Wissenschaft, von Wahrheit, Treu' und Ehr',
Der stets auf Gottes Ehr', des Nächsten Heil beflissen,
Der sich um Zions Brüch' und Josephs Schaden mehr
Als eignen Nothfall kränket" rc.

Als Prälat von Hirsau, mit welcher Stelle auch der Sitz im Consistorium verbunden war, ordinirte er im J. 1738 in der Klosterkirche zu Hirsau in Gegenwart des Reichsgrafen Heinrich XXIX. von Ebersdorf den wohlbekannten M. Fr. Christoph Steinhofer, der als Klosterschüler von Blaubeuren seine treue Pflege zu genießen hatte und zuletzt als Dekan in Weinsberg im J. 1761 starb, zum Hofprediger in Ebersdorf. Er war auch einer der ersten, der sich in Würtemberg des Missionswesens und der Heidenbekehrung annahm; er brachte für die Missionäre an der malabarischen Küste in Ostindien viele reichliche Collekten zuwege. Als der gewaltthätige Herzog Carl Alexander von Würtemberg, der in östreichischen Diensten zur katholischen Kirche übergetreten war, im J. 1737 mit dem Umsturz der kirchlichen Verfassung des evangelischen Würtembergs umgieng und mit Hülfe der Jesuiten das Land wieder katholisch machen wollte, so daß man schon von der Uebergabe der Stuttgarter Stiftskirche und der Klöster im Lande an katholische Priester sprach, wurde auf Weißensee die Schmach gelegt, er sey einer von denen, welche sich bereits zum Abfall erboten haben. Das gährende Volk wies mit Fingern auf ihn; er aber litt diese unverdiente Schmach geduldig, und sein treuer Schüler Oetinger, der damals Repetent im Stift zu Tübingen war, lag in derselben Nacht, 13. Merz 1737, da der Herzog so plötzlich und auf so furchtbare Weise sein Leben endete, daß das Volk jetzt noch meint, er sey durch eine böse, geisterhafte Gewalt getödtet worden, auf seinen Knieen mit jungen christlichen Freunden und betete mit besonderem Eifer und unwiderstehlicher Gewalt zum Herrn um Erlösung von der drohenden Noth des Vaterlands, bis er mit der Gewißheit der Erhörung im Herzen gegen zwei Uhr um Mitternacht, zur selben Stunde, da der Herzog starb, aufstehen und rufen konnte: „Nun lasset uns Gott loben und danken, wir sind erhört, Rettung ist da!"

Man scheint aber um jenes Verdachtes willen Weißensee nach dem Tod des Herzogs nicht mehr gern in Stuttgart gesehen zu haben, und versetzte ihn deßhalb im J. 1740 als Probst und Generalsuperintendenten in das Kloster Denkendorf. „Durch Glücksspiel und Menschenhaß" sey er auf diese Stelle gekommen, schreibt seine Tochter, die unterdessen wieder mit ihrem Vater in Stuttgart zusammenleben konnte, wohin ihr Mann im J. 1731 als Amtsvogt befördert worden war. In Denkendorf hatte er noch einige Monate den Genuß, mit seinem lieben Bengel, der dort noch Klosterpräceptor war, als dessen Vorgesetzter und Mitarbeiter zusammen zu seyn, bis Bengel im J. 1741 als Prälat nach Herbrechtingen kam. Er verlebte nun

vollends seinen Lebensabend in stiller Gottesruhe, und der Herr sättigte ihn mit langem Leben und zeigte ihm sein Heil. Seine Frau, mit der er allezeit in guter, friedevoller Ehe gelebt und die mit ihm grau geworden, gieng ihm zuerst in die Ewigkeit voran. Siebenundsechzig Jahre alt zog er nach Denkendorf, und vierundneunzig Jahre alt zog er von da heim in die ewige Gottesstadt. Er starb am 6. Januar 1767 als der ehrwürdige Vater und Senior der evangelischen Kirche Würtembergs und liegt in der Denkendorfer Klosterkirche neben seiner Frau begraben.

Er hat das Büchlein des Thomas a Kempen von der Nachfolge Christi nach der ihm inwohnenden vortrefflichen Gabe in der geistlichen Poesie in deutsche Verse gebracht, das aber wenigstens im Jahr 1718, wo er es schon vollendet hatte, noch nicht im Druck erschienen war. Seine Lieder finden wir in des würtembergischen Hofkaplans Grammlich († 1728) „Betrachtungen", und in Samuel Urlsperger's, frühern Hofpredigers in Stuttgart und spätern Predigers in Augsburg († 1772), „Unterricht für Kranke und Sterbende. Stuttg. 1723." Im erstern Buche ist Nro. 3. 9. 10. 11. 13. 14 und in letzterem Nro. 7 von ihm gedichtet.

(Quellen: Anhang der zweiten Sammlung der geistlichen und moralischen Gedichte von Magd. Sph. Riegerin. 1746. — Oetinger's Selbstbiographie, herausgegeben von Dr. Julius Hamberger. Stuttgart, 1845. — Pregizer's gottgeheiligte Poesien. 1718. Vorrede. — 1727. S. 280—285.)

Frommann, Dr. Johann Ulrich, in Bengel's Jugendjahren Prediger in Tübingen, wo er am 28. Nov. 1669 geboren wurde. Sein Vater war Dr. und Professor der Rechte, Joh. Andreas Frommann, ein Mann voll Rechtes, der Gott und sein heiliges Wort herzlich geliebt, ernsthaft und doch dabei sehr liebreich gewesen und am 7. Febr. 1690 starb. Seine Mutter war Anna Tabitha, die Tochter des Dr. und Professors der Philosophie, Johann Ulrich Pregizer in Tübingen, von dem er auch seinen Taufnamen erhielt. Er hatte noch drei Geschwister, Johann Christian, Expeditions- und Kirchenrath, der vier Jahre als Geißel für das Vaterland in Straßburg festgehalten wurde, Johann Andreas, Prof. jur. und später Geheimerath und Visitator der Universität († 1730), und Maria Barbara, verheirathet an Dr. Mich. Graß, Dr. und Prof. der Rechte in Tübingen († 1732). Zwischen diesen vier Geschwistern war allezeit die festeste Vereinigung und Verbindung in herzlicher und aufrichtiger Liebe, so daß man von ihnen sagen konnte, was Psalm 133 steht. Nachdem Johann Ulrich, der mittlere unter seinen Brüdern, im J. 1693 seine Studien in Tübingen vollendet hatte, trat er eine gelehrte Reise an und besuchte auch noch andere Universitäten, wie Jena, Leipzig, Altdorf. Auf der Leipziger Universität hielt er sich zwei Jahre lang auf und schloß sich besonders an Rechenberg und Joh. Olearius an. Dann durchreiste er noch mit seinem Bruder, Jo-

hann Andreas, Norddeutschland und suchte namentlich auch Spener in Berlin, und Franke und Breithaupt in Halle auf.

Nach seiner Rückkehr im Merz 1698 wurde er Diakonus zu Böblingen und in demselben Jahr noch in gleicher Eigenschaft nach Tübingen befördert. Nachdem er dieses Amt in großem Segen dreizehn Jahre lang verwaltet hatte, wurde er im J. 1711 außerordentlicher und vierter Professor der Theologie, Abendprediger und Superattendent des theologischen Seminars zu Tübingen, bei welcher Gelegenheit er eine Disputation „de stultitia Atheismi" hielt. Am 24. Mai 1698 hatte er sich mit Justina Dorothea, Tochter des Klosterverwalters Johann Isaak Andler zu Bebenhausen, verheirathet. Aus diesem glücklichen, in Gott gesegneten Ehebund entsproßen ihm zwei Söhne, Johann Andreas und Johann Ulrich, welch letzterer in den vierziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts Consistorialrath in Stuttgart neben Tafinger war.

Als im Monat Juli des Jahrs 1715, wenige Monate vor seinem frühen Tode, einige seiner Verwandten, die bei ihm auf Besuch waren, sich verabschiedeten und ebendamals die Pauperes (Currentschüler) vor seinem Haus das Lied: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende," sangen, berief er alle acht Knaben in sein Haus und ließ sie in Gegenwart der scheidenden Freunde dieß Lied ganz aussingen, indem er sprach: „Wer weiß, ob wir Alle wieder gesund und lebendig in dieser Zeitlichkeit zusammenkommen?" Am Sonntag darauf, Morgens früh, redete er auch mit seiner geliebten Ehefrau von neuen herannahenden Trübsalen sehr bedenklich und bezeugte sein Verlangen nach der seligen Himmelsruh. Am 17. Nov. desselben Jahres 1715 nun, Dom. 22 p. Trinitatis, hielt er in anscheinend bester Gesundheit und Körperkraft in der Georgenkirche die Abendpredigt, die vom wahren Christenthum handelte. Da bekam er plötzlich in der Mitte der Predigt eine gebrochene Stimme. Er selbst, solches an sich spürend, sagte: „Unser Zustand leidt es nicht, die Predigt länger auszuführen," und schloß mit dem bekanten Liede: „O Gott, du höchster Gnadenhort" (Nro. 124 im W. Gesangb. von 1741). Weil aber noch einige Personalien abzulesen waren, die er selbst lesen wollte, ehe er von der Kanzel gieng, so faßt er dieselbigen in die Hände und machte den Anfang zu lesen, fieng aber zugleich an, von einem Schlag getroffen auf die linke Seite zu sitzen, daß er sich mit der rechten Hand an der Kanzel halten mußte. Darauf liefen mehrere Personen herbei, ihn mit den Armen zu halten und herabzutragen. Unter unbeschreiblichem Jammern der zugegen gewesenen christlichen Gemeinde über ihren so plötzlich dahingefallenen, werthgeschätzten Seelsorger und Prediger wurde er nun ins nächste Haus und von da, Abends sieben Uhr, in seine eigene Wohnung getragen. Die linke Seite war ganz gelähmt.

Da lag er nun auf dem Sterbebett. Nachdem er doch wieder den Gebrauch seiner Stimme erlangt hatte, strömte sein Mund

fort und fort über von glaubigen, kräftigen Worten. Sein Erstes, das er ausrief und immer wiederholte, war sein Wahlspruch: „Des Herrn Wille geschehe!" Obgleich man ihn bat, er solle seiner schonen und mit vielen Reden sich nicht bemühen, fuhr er dennoch aufs Erbaulichste fort, aus Gottes Wort zu reden und stromweise den guten Schatz seines Herzens auszuschütten, indem er sprach: „Das Wort Gottes sey seiner Seele Nahrung." Die Abnahme seiner Kräfte, die er von Tag zu Tag, von Stund zu Stund mehr spürte, nannte er die Predigt, die der Herr ihm nun halte. Oefters rief er aus: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und die ihm Gewalt thun, reißen es an sich (Matth. 11.)." — „O! es ist eine wichtige Sach' ums Sterben," sagte er zu seiner Schwester hingewandt. „Das Christenthum ist ein großer Ernst und das Himmelreich muß Gewalt leiden. Ja! sterben ist ein wichtiges Werk!" Als seine Schmerzen immer heftiger wurden, bekannte er, Jesus sey sein Trost und Licht; gegen seines Erlösers Leiden, der eine Dornenkrone getragen, halten die seinigen doch keinen Vergleich aus. Dabei ergötzte er sich an dem Wahlspruch seines Ahns, des Kanzlers Pregizer: „Der Herr wird es ersehen auf dem Wege." Dann ermahnte er noch die Umstehenden, unter denen auch sein älterer Bruder und Dr. Johann Andreas Hochstetter waren, kräftig, be solch menschlicher Hinfälligkeit ihre Ruhe und ihr Heil allein im Hrrn zu suchen, zumal da es sonst eine so schwere Sache ums Sterben ey, und nachdem er dann auch ein herzliches Bekenntniß seines lebendigen Glaubens abgelegt und für die Seinigen, so wie für das Wohl seines Vaterlands, laut und eindringlich gebetet hatte, entschlief e am 21. Nov. 1715, erst sechsundvierzig Jahre alt.

Der Kanzler der Universität, Johann Konrad Reuß, hielt ihm eine Gedächtnißrede und Dr. Johann Andreas Hochstetter die Leichenpredigt über Psalm 73, 23—26., woraus er vorstellte „das aufrichtige Christenherz Nathanaels ohne Falsch" und meldete, Hedinger sey ein Exempel eines solchen, den der Herr bei seiner rechten Hand gehalten und geleitet, welcher sein einiges, höchstes Gut allein in seinem lebendigen Gott gesetzt und gesucht und um dessen höchst vergnügende Gemeinschaft und herrlichen Genuß in seinem Leben und Sterben sich bekümmert hat. Die ganze Gemeinde, die in großer Liebe an ihm hieng, betrauerte tief seinen Verlust, und seine Schüler erließen einen dichterischen Nachruf, worinn es unter Anderem über ihn, den sie nur ihren „Evander" nannten, so heißt:

> Es floß dein sel'ger Mund von Trost und theuren Lehren
> Gleich einer Felsenquell mit großem Nutzen ꝛc. —
> Du bist nach dem von Gott in dich gelegten Pfund
> Uns Allen, kurz gesagt: Calovius im Lesen,
> Im Vortrag Seligmann, im Eifer Arndt gewesen.
> So schlafe selig denn, Elias unsrer Zeit!

Sein Gedächtniß, als das Gedächtniß eines Gerechten, blieb noch lange im gesegnetsten Andenken in der Gemeinde und auf der Hoch=

schule. Sein Schwager und Gevatter, Georg Konrad Pregizer, Prof. der Theol. und Diakonus in Tübingen, rief noch lange in jedem Jahrgang seiner gottgeheiligten Poesien beim Datum seines Todestags, 21. Nov., das Andenken an ihn seinen Lesern ins Gedächtniß, und pflanzte immer wieder eine frische Dichterblüthe auf sein Grab. So singt er im Jahrgang 1718 von ihm:

„Sein Tugendnam lebt noch, Nathanael stirbt nicht,
Evander glänzet schon drei Jahr in Gottes Licht.
Wer Jesu auch so treu, wie er, standhaft gewesen,
Der stirbt nicht, wann er stirbt, im Tod wird er genesen."

(Quellen: **Programmata exequialia Tubingensia** — ein Folianten-fascikel auf der Stuttgarter Staatsbibliothek. — Jöchers Gelehrten-Lexikon. 1750. — M. G. C. Pregizers gottgeheiligte Poesien. 1717. — 1718 ꝛc.)

Tafinger, Dr. Wilhelm Gottlieb, Bengel's Freund und College, wurde am 1. Mai 1691 zu Vaihingen an der Enz geboren, wo sein Vater Vogt war. Er stammte aus einer östreichischen Familie, welche Kaiser Carl V. in den Adelsstand erhoben hatte. Der Urgroßvater, kaiserlicher Rath und östreichischer Landrechner, hatte sich des Evangeliums wegen von Oestreich nach Würtemberg geflüchtet. Schon als einjähriges Kindlein hatte er die Drangsale des Kriegs zu erfahren; seine Eltern flüchteten ihn bei dem Raubeinfall der Franzosen im J. 1692, nachdem sie rein ausgeplündert waren, auf einem Kissen in's freie Feld. Das Jahr darauf wurden ihnen ihre zwei Häuser, die sie in Kirchheim und in Vaihingen besaßen, jenes durch Zufall, dieses durch Feinde eingeäschert. Sie zogen sich nun auf ihr kleines Gut in Kleinglattbach, das ihnen allein noch geblieben war, aber wegen des Kriegs ganz wüst lag, zurück. Von hier aus besuchte der Sohn die eine halbe Stunde entfernte, lateinische Schule zu Vaihingen bis in sein zwölftes Jahr. Dann wurde er durch besondere Fürsprache der Herzogin ins theologische Stift zu Tübingen aufgenommen, und konnte bei seinem großen Fleiß und Lernbegierde schon im achtzehnten Jahr die theologische Prüfung erstehen. Gott hielt in seiner Jugend seine schützende Hand stets über ihm und rettete ihn viermal vom Ertrinken und zweimal bei einem gefährlichen Sturz vom Pferde.

Im J. 1709 wurde er als achtzehnjähriger Jüngling in seiner Vaterstadt Vaihingen als Vikar und von da im J. 1711 als Feldprediger angestellt; als solcher machte er unter der Heerführung des Herzogs Eberhard Ludwig drei Feldzüge mit, wobei er öfters für den erkrankten Reiseprediger des Herzogs vor demselben zu predigen hatte. Nach geschlossenem Frieden erhielt er im J. 1714 das Diakonat Bietigheim, wo er sich am 21. Aug. verheirathete mit Regina Barbara, Tochter des Andreas Adam Hochstetter, welcher als Prof. d. Theol. zu Tübingen Bengel's Lehrer gewesen und kurz zuvor vom Herzog als Consistorialrath und Oberhofprediger in Stuttgart angestellt worden war. Aus dieser Ehe entsprossen ihm

zwei Söhne, Friedrich Wilhelm, der als Professor der Rechte in Tübingen im J. 1777 starb, und Johann Andreas, welcher Professor am Stuttgarter Gymnasium war. Im Jahr 1717 wurde er Diakonus in Tübingen. Zu seinem großen Schmerz starb ihm hier am 7. Merz 1722 sein hoffnungsvolles Söhnlein, Andreas Gottlieb, schnell in der Nacht hinweg, nachdem er gerade des Vormittags über Hiob 7, 3. gepredigет und sich so selbst mit den bald aufhörenden und viele ewige Freudentage nach sich ziehenden Leidensnächten unwissend, aber kräftig getröstet hatte. Im Dez. 1727 wurde er zum Reise- und Abendprediger am Hof zu Ludwigsburg ernannt, da er beim Herzog von den Feldzügen her noch in gutem Andenken stand. Am Sonntag Septuagesimä, 25. Jan. 1728, nahm er einen sehr beweglichen Abschied von seiner Gemeinde, wobei er nach 2 Tim. 4, 6. vorstellte, wie die Zeit seines Abscheidens vorhanden sey, er aber dabei nicht nur an seine Amtsveränderung, sondern auch an das Ende seines zeitlichen Lebens als ein sterblicher, hinfälliger, zumalen oftmals schwächlicher Mensch ernstlich zu gedenken habe.

Als der Hof im J. 1734 nach Stuttgart zog, wurde er Hofkaplan neben dem frommen Hofprediger und Prälaten, Johann Oechslin, und zugleich Consistorialrath. Er stieg nun allmählich zu den höchsten Kirchenämtern auf; 1738 wurde er Prälat von Herrenalb, 1742 Generalsuperintendent von Adelberg mit der Aufsicht über das Zucht- und Waisenhaus, 1744 Stiftsprediger an der Hauptkirche zu Stuttgart, in welchem Jahr Joh. Christian Storr Hofkaplan wurde. Im Jahr 1750 erhielt er zugleich mit Bengel und dem Hofprediger Eberhard Ludwig Fischer, mit welchen er im Consistorium saß, die theologische Doktorwürde. Als sich im Okt. 1752 Bengel aufs Sterbebett legte, berief ihn dieser als seinen Beichtvater, wo sodann die Fassung, mit der Bengel starb, einen tiefen Eindruck auf ihn machte, weil derselbe „seinen Wanderbündel so gut in Bereitschaft gehabt hatte". Er hielt ihm auch die Leichenpredigt. Zuvor hatte er Bengel's Forschungen über die Offenbarung Johannis für eine zwanzigjährige, vergebliche Arbeit erklärt; von da an aber hielt er ihn für einen von Gott ganz außerordentlich ausgerüsteten Mann Gottes.

Schon sechs Jahre vor seinem Tode, da er sechzig Jahr alt wurde, dachte er mit Ernst an sein Scheiden und traf eine ausführliche, schriftliche Anordnung, wie es mit seinem Begräbniß gehalten werden solle. Damit der Leichenredner, als welchen er sich seinen Gevatter, Storr, erlesen hatte, gebunden sey, sich aller Lobsprüche zu enthalten, schrieb er ihm nicht nur den Text (Pf. 71, 17. 18.), sondern auch den Auftritt der Predigt (2 Cor. 13, 13.), den Eingang (Pf. 119, 59.), sammt dem Vortrag und der Eintheilung, auch die Personalien sammt dem Schluß von Wort zu Wort vor, und überließ ihm bloß die Ausarbeitung und Nutzanwendung des Textes, welche mit seinem Beispiel

nicht anders erläutert werden sollte, denn daß er so gelehrt, so zu sterben verlangt habe, und die Gemeinde nochmals bitten lasse, daß sie doch die Verheißung, einzugehen in die Ruhe, nicht versäumen und ihrer Keines dahinten bleiben soll. Den Schluß der abzulesenden Personalien setzte er im Wesentlichen so fest: „Der Wohlthaten Gottes „sind viele, so daß sie nicht zu zählen sind. Wie oft Gott mein Gebet „in der Angst erhört, in meiner Schwachheit mich unterstützt, in allen „meinen Aemtern mir beigestanden, in welchen ich Vieles erfahren, die „wichtigsten Veränderungen bei Hof erlebt, auch fünf würtembergischen „Fürsten die Leichenpredigt gehalten und den beiden letzten evange„lischen Fürsten (— er schrieb dieß unter der Regierung des katholischen „Herzog Carl —) die Augen zugedrückt habe, soll ich insonderheit „nicht vergessen, und wofern etwas Gutes dabei geschehen, nicht mir, „sondern dem Namen Gottes alle Ehre geben und alle meine Ver„säumnisse, auch alle meine Fehler demüthig vor Gott abbitten, als „ich hiemit thue mit geängstetem und zerschlagenem Herzen und mit „gläubiger Zuversicht, es werde von meiner Zuhörer Blut Keines von „meiner Hand gefordert werden, weil ich das Blut Jesu vor seinen „Richterstuhl bringen will. — Wer einen Fehler an mir gesehen, der, „bitte ich, möchte desselben mit Mitleiden gedenken, das Uebel verab„scheuen und mit mir einen ernstlichen Vorsatz zur Buße fassen, und „wer etwas Gutes an mir wahrgenommen, möchte Gott darüber die „Ehre geben und um Bewahrung eines unverletzten Gewissens auf die „Stunde des Todes herzlich beten. — Meine Hinterlassenen befehle „ich dem Troste Gottes an und segne sie durch Jesum Christum noch„mals; meiner gnädigsten Landesherrschaft, der Kirche, dem Vater„land rc. rc., Freunden und Feinden, wenn ich deren haben sollte, „wünsche ich Gutes und flehe Gott an, daß er noch aus meiner Leiche „einen Segen erwachsen lasse, einen tiefen Eindruck von Tod und „Ewigkeit zum ewigen Seelenheil schenken, Alles, was sich ziehen „läßt, zu sich ziehen und Alle erretten, Alle hier zeitlich segnen und „dort ewig selig machen wolle."

Er starb am 23. Juli 1757, und Joh. Christian Storr, der zwei Jahre später sein Nachfolger als Stiftsprediger und Prälat wurde, hielt ihm wirklich, wie er es festgesetzt, die Leichenpredigt.

Er besorgte in Verbindung mit Spezial Joh. Christoph Bilhuber in Urach († 1762), Hofprediger Dr. Fischer und Präzeptor Hammer am Gymnasium in Stuttgart das im J. 1741 erschienene würtembergische Landesgesangbuch, wodurch er stets in Würtemberg in gesegnetem Andenken bleiben wird. In diesem finden sich einige seiner Lieder, z. B. „Zum Leben führt ein schmaler Weg" — „Gott ist ein Gott der Liebe" — „Jesu, als du erstlich kamest" — „Der Mensch lag tief in Sündennoth." —

(Quellen: Der Christenbote. Jahrg. 1833. Nro. 18 — nach handschriftlichen Nachrichten. — M. G. C. Pregizer's gottgeheiligte Poesien.)

Fischer, Dr. Eberhard Ludwig, wurde geboren zu Groß-Heppach im Remsthale am 6. Aug. 1695, wo sein Vater Pfarrer war, und später auch seine Schwester, die Mutter des bekannten Oberamtmann Huber (vgl. unt. Per. V.), als Pfarrerin lebte. Er studierte zu Tübingen und wurde dort im J. 1716 Magister. Als Repetent des theologischen Seminars rief er im J. 1723 in einem gereimten Neujahrswunsch den Stipendiaten zu:

— — „Der, den Ihr kennt und wißt,
„Und den Ihr andern auch kräftig predigen müßt,
„Ist Christus an dem Kreuz, der Grundstein unsres Lebens;
„Wer nicht auf diesen baut, der baut und lernt vergebens."

Im J. 1727 wurde er Pfarrer in Zavelstein bei Teinach im Schwarzwald, wo er am 6. p. Trinitatis seine Antrittspredigt über Röm. 15, 29—33. mit vieler Erbauung hielt. Von hier aus wurde er im J. 1732 als Professor der Poesie an das Gymnasium zu Stuttgart berufen, wo er zugleich Mittwochsprediger war. Im schwäbischen Magazin von gelehrten Sachen heißt es von ihm: „Fischer hat sich in Tübingen vor Allen, besonders wegen seiner „Stärke in der Philologie und in den schönen Wissenschaften, hervor„gethan, und hätte, wie seine Zeitgenossen sagten, darinn den Ton „angeben können. Am Gymnasium machten er und G. C. Rieger „(welcher von 1721—1733 Professor an demselben war) den „guten Geschmack wieder aufleben und hatte besonders die Dichtkunst „als eines seiner Pensen einen großen Gönner und Beschützer an ihm. „Dieser Mann wäre in jedem Fach groß geworden." Im J. 1742 wurde er an Rieger's Stelle Stadtpfarrer bei St. Leonhard, 1743 nach Rieger's Tod, im April des genannten Jahrs, an dessen Stelle Stadtspezial an der Hospitalkirche und 1744 Oberhofprediger und Consistorialrath, was er bis an sein Ende blieb. Als solcher verheirathete er seine Tochter an den Hauptmann Phil. Friedrich v. Rieger, den Sohn seines ehrwürdigen Collegen G. C. Rieger, welcher in den Jahren 1758—1762 als Oberst der allmächtige Günstling des Herzogs Carl war, von diesem aber dann so schnöd behandelt und gefangen gesetzt wurde (vgl. unt.). Neben seiner Oberhofpredigerstelle erhielt er 1746 die Abtei Hirsau, 1748 die Stelle eines Beichtvaters bei der regierenden Herzogin, der evangelischen Prinzessin Elisabethe Sophie Friederike von Brandenburg-Kulmbach, mit welcher der Herzog im genannten Jahr sich vermählte, die aber im J. 1755 das Land wieder verließ, um bei des Herzogs ausschweifendem Leben den vielfachen Mißhandlungen zu entgehen, denen sie ausgesetzt war. Zuvor machte er im J. 1753 die Reise des Herzogs mit seiner Gemahlin nach Italien mit, wovon er eine sehr anziehende Beschreibung verfaßt hat. Im J. 1750 erhielt er mit Bengel und Tafinger die theologische Doktorwürde, wurde 1752 Mitglied des größern landständischen Ausschusses und 1757 endlich Mitglied des

engern Ausschusses, wo er sodann die Abtei Hirsau mit der Abtei und Generalsuperintendenz Adelberg vertauschte.

Von dieser Zeit an begann nun für ihn eine wichtige politische Laufbahn. Der Ausschuß hatte damals sammt der ganzen Landschaft mit dem Herzog, der sich alle mögliche Uebergriffe in die Gerechtsame der Landschaft erlaubte und das alte gute Recht seines Volkes mit Füßen trat, gewaltige Kämpfe. Besonders, nachdem der rechtschaffene, freimüthige Landschaftsconsulent, Joh. Jak. v. Moser, im J. 1759 der Landschaft entrissen und auf die Festung Hohentwiel gesetzt war (vgl. unten), scheute sich der Herzog nicht mehr, offen auszusprechen, daß die Verfassung nichts mehr tauge, daß die alten Gerechtsamen bloß dem Unglück oder der Schwachheit der Fürsten abgezwungen seyen, also nichts gelten und nur noch der Wille des Fürsten „tiefniedrigst zu verehren" sey. Der schamlose Diensthandel, den der Kirchenraths-direktor Wittleder trieb, die gewaltsamen Aushebungen zum Militär-dienst, die Erpressungen, die Frohnen, der Wildschaden, erdrückten fast das Land. Da deckte der im September des Jahrs 1763 einbe-rufene Landtag alle Greuel der bisherigen Regierungsweise auf statt dem Herzog, wie er es haben wollte, Geld zu verwilligen. Nachdem nun der Herzog die Hauptsprecher „strafwürdige Verbrecher" gescholten und den Landtag aufgelöst hatte, bevollmächtigte dieser den engern Ausschuß, alle Mittel zur Wahrung der Verfassung zu ergreifen. Hier lenkte und beherrschte nun Fischer alle Schritte des Ausschusses als ein Mann von Geist und Gewandtheit und voll Entrüstung gegen den Herzog, weil dieser seinen Schwiegersohn, den Obersten Rieger, so schmählich behandelte. Auf sein Betreiben reichte der Ausschuß am 30. Juli 1764 eine gerichtliche Klage gegen das verfassungswidrige Benehmen des Herzogs beim Reichshofrath ein und wandte sich an die Könige von Großbritannien, Dänemark und Preußen, welche die würtembergische Verfassung garantirt hatten. Auf mehreren Landtagen wurde nun unterhandelt, wobei Fischer manchmal durch seine Klug-heit und die Feinheit seines Geistes den Verhandlungen die Richtung zu geben wußte, daß das Vaterland seine Freiheit erhielt. Im Jahr 1770 sah er noch die Früchte seiner Arbeit, indem in diesem Jahr endlich, am 2. Merz, der Erbvergleich zwischen dem Herzog und der Landschaft zu Stand kam, wodurch der Herzog alle ältern Landes-verträge bis 1753 sammt allen daraus fließenden Rechten und Frei-heiten auch für die Zukunft anerkannte und alle seitherigen Mißbräuche abzustellen versprach. Es ist dieß die **magna charta** Würtembergs, und Fischern hauptsächlich hat sie Würtemberg zu verdanken. Manche freilich wollen es demselben verdenken, daß er ehrgeizig, wie er war, dem engern Ausschuß, welcher bei den Streitigkeiten, die dem Erb-vergleich vorangiengen, eine so hohe Bedeutung und selbstständige Stellung erhielt, nun nach geschlossenem Erbvergleich zur Eigenmacht verhalf und seine Alleinherrschaft auf viele Jahre begründete, nament-

lich, daß er und durch ihn der engere Ausschuß sich weigerte, dem allgemeinen Landtag nun Rechenschaft zu geben von der seitherigen Verwendung der Landesgelder, oder der Verwaltung der sogenannten „geheimen Truche," aus der der Staatsprozeß geführt worden war, wie es die Prälaten Reuß von Lorch, Oetinger von Murrhardt, Faber von Alpirsbach und der Abgeordnete Dann von Tübingen beantragt hatten. Er starb jedoch bald darnach, ein Jahr, nachdem sein unglücklicher Schwiegersohn Rieger aus der Verbannung wieder zurückkehren durfte und der Herzog sich mit ihm ausgesöhnt und zum Commandanten von Hohenasperg gemacht hatte, im J. 1773, in einem Alter von siebenundsiebenzig Jahren.

Fischer gab eine von christlichem Ernst und Frömmigkeit zeugende Schrift heraus unter dem Titel: „Sammlung von dreißig geistlichen Betrachtungen über die christliche Lehre der Wahrheit, wie sie ist zur Gottseligkeit. Stuttgart und Ludwigsburg. 1747." In das 1741 in Verbindung mit ihm herausgegebene Würt. Landesgesangbuch wurden vier geistliche Lieder von ihm aufgenommen: „Es ist ein köstlich Ding" und „Herr Jesu der du selbst", ersteres auf den Confirmationstag, welcher in Würtemberg am 4. April 1723 zum erstenmal gefeiert wurde, letzteres auf den Einsegnungstag eines Predigers gedichtet; sodann noch ein Lied für die Schulvisitation und Schulpredigt: „Liebster Jesu, sieh die Kinder" und ein Erndtelied: „Gott, der du groß von Gnad".

(Quellen: Das Kloster Hirsau von Stadtpfarrer Steck in Murrhardt. 1844. — Mosers schwäbische Merkwürdigkeiten. S. 372. — M. G. C. Pregizer's gottgeheiligte Poesien. 1727. S. 7—13.)

Storr, Dr. Johann Christian, ein Schüler Bengel's, wurde geboren den 3. Juni 1712 in der damaligen Reichsstadt Heilbronn, wo sein Vater, Johann Philipp, Prediger war und durch seinen Eifer für die Rechtglaubigkeit, namentlich auch bei dem Handel mit dem schwärmerischen Sporergesellen Rosenbach, sich bemerklich machte. Er verlor zwar frühe seine Eltern, erhielt aber durch Gottes besonders über ihm wachende Vorsehung an seinem Pathen, Bürgermeister Wachs und an dem Kreisrath Wächter in Stuttgart liebevolle Pflegväter. Durch einen besondern Gnadenakt des Herzogs Eberhard Ludwig von Würtemberg wurde er in seinem vierzehnten Lebensjahr, ob er gleich ein Ausländer war, in das Kloster Denkendorf im Jahr 1726 aufgenommen, wo er an dem dortigen Klosterpräceptor J. A. Bengel einen rechten Lehrer zur Gottseligkeit bekam. Derselbe faßte auch eine besondere väterliche Zuneigung zu dem jungen Storr, die er ihm zeitlebens bewahrte. Nachdem er nun auch noch das theologische Stift in Tübingen besucht und mehrere Jahre lang Vikariatsdienste geleistet hatte, wurde er im J. 1737 Hofmeister im Hause des Regierungspräsidenten v. Gemmingen und 1739 Vikar und

Hofmeister am Hofe der verwittweten Herzogin Johanna Elisabetha, Wittwe des Herzogs Eberhard Ludwig, die, allgemein geschätzt wegen ihrer Frömmigkeit und strengen Tugend, ihren stillen Wittwensitz zu Kirchheim u. T. hatte. Im J. 1743 wurde er Pfarrer in Hirsau und nach Verfluß eines Jahres schon Diakonus an St. Leonhard zu Stuttgart, von wo aus er am 20. Nov. 1744 auf die evangelische Hofkaplanei berufen wurde, auf welcher sechs Jahre zuvor Tafinger gestanden war. In demselben Jahre verehlichte er sich mit Euphrosine Margarethe, geb. Röslin. Aus dieser mit vier Kindern gesegneten Ehe stammt Gottlob Christian Storr, der später als Professor der Theologie in Tübingen den Glauben der Väter und das schriftmäßige Christenthum in Deutschland fast allein noch aufrecht hielt und hierauf bis 1805 als Oberhofprediger und Consistorialrath in Stuttgart im Segen wirkte, und dessen Tochter die erste Frau des gegenwärtigen, um das Zustandekommen des neuesten würtembergischen Landesgesangbuchs und Kirchengebetbuchs besonders verdienten Consistorialraths, Prälaten **Dr.** Klaiber war.

Das amtliche Wirken seines würdigen Schülers schildert Bengel folgendermaßen: „Er hat geistliche Weisheit und Verstand, einen herz„haften Eifer um Gottes Ehre und doch eine sanfte Manier, die Herzen „zu gewinnen, eine scharfe Urtheilskraft, bei deren Gebrauch man „kein mühsames Nachdenken, kein Haschen nach Beifall spürt, einen „deutlichen, fließenden Vortrag, ein anständiges, vorsichtiges, liebliches „Benehmen. Er hat bei Hohen und Niedern, bei Fremden und Ein„heimischen großen Eingang, und der ungemeine Zulauf beweiset, daß „er gegen ihre Gewissen offenbar sey." Im J. 1748 hatte er in einer Predigt gegen die bei den Vermählungsfeierlichkeiten des Herzogs Carl veranstalteten Lustbarkeiten eines Carnevals oder öffentlichen Maskenballs sehr stark sich ausgesprochen; denn er hielt sich in seinem Gewissen verbunden, gegen diese Lustbarkeit, die manchen Anlaß zur Sünde geben konnte, und in dieser strengen, alt protestantischen Stadt noch ganz neu war, offenes Zeugniß abzulegen, wie er auch in V. 2 seines Lieds: „Es ist etwas" (Nro. 342) gegen die Weltlust zeuget. Seine Predigt machte einen solchen Eindruck, daß Viele, welche es bereits im Sinne hatten, sich Maskenkleider machen zu lassen, dieß unterließen. Der Herzog aber wurde, da er es für einen öffentlichen Angriff auf seine eigene Person und für eine persönliche Beleidigung ansah, darüber so entrüstet, daß er ihm seine Predigt abfordern ließ und von dem Geheimenrath verlangte, Storr müsse von der Hofkaplanei entfernt werden. Der Direktor Bernhard Bilfinger wußte jedoch die drohende Gefahr von ihm abzuwenden und vermittelte die Sache. Er stellte Storr vor, er möchte in Zukunft das Carneval unberührt lassen und sich darauf beschränken, nur das Böse, das Manche dabei thun, zu strafen, hiemit thue er doch auch seinem Gewissen Genüge, und es könne ihm Niemand bei. Storr wollte sich anfangs nicht dazu ver-

stehen und sagte: „Ein Knecht dürfe nicht für die Folgen seyn, wenn er nur des Herrn Willen thue. Er könne nicht versprechen, anders zu handeln; lieber wolle er freiwillig von seiner Stelle abtreten." Er gerieth aber dennoch in große Verlegenheit, weil er auf der einen Seite durch sein Schweigen die redlichen Seelen nicht irre machen und auf der andern nicht eigensinnig erscheinen wollte. In dieser Noth wandte er sich an seinen väterlichen Freund Bengel, und legte ihm die ganze Sache in einem Briefe dar, den er mit den Worten schloß: „Ich kann nichts als beten: „„Rath mir nach deinem Herzen, o Jesu, Gottes Sohn"" (Nro. 599, V. 2.)." Bengel rieth ihm: „Bleiben Sie bei Ihrer Erklärung, daß Ihnen Gottes Wille über Alles gehe, und daß Sie sich nicht vorläufig verbinden können, in allen Fällen zu schweigen, daß Sie übrigens künftig bei allen ins Einzelne gehenden Ermahnungen alle Worte aufs Sorgfältigste überlegen werden. Die besondern Ausdrücke: Carneval, Lusthaus rc. können Sie ja meiden, und doch die Warnung so einrichten, daß Alle, die nicht gerne verstockt sind, die Anwendung selber machen müssen."

Diesem Rathe folgte Storr und blieb so Hofkaplan, bis er im J. 1757 auf die Stadtpfarrei St. Leonhard befördert wurde. Von 1749—1752 hatte er die Freude, seinen treuen Lehrer Bengel in Stuttgart zu wissen und seinen Umgang gar häufig genießen zu dürfen. Im J. 1759 endlich wurde er Consistorialrath, Prälat von Alpirsbach und Stiftsprediger zu Stuttgart. Obgleich er viel an den Augen litt und auch manche andere körperliche Leiden zu tragen hatte, so war er doch nie müde, im Weinberg des Herrn zu arbeiten. Das Predigen setzte er bis in sein Alter fort, denn es war ihm eine Herzenslust; daneben hielt er auch Privaterbauungsstunden, in welchen theils Kinder, theils Erwachsene noch weitern Unterricht aus der h. Schrift von ihm begehrten. Namentlich aber schrieb er auch viele erbauliche, gottselige Schriften, die jetzt noch unter dem würtembergischen Volk in gesegnetem Gebrauche sind und in gar vielen Familien zur Privatandacht gebraucht werden; besonders zu nennen sind hier seine: „Predigten über die Episteln und feiertäglichen Evangelien. Stuttg. 1750", sodann sein „christliches Hausbuch" — sein „Beicht- und Communionbuch" und die „Handbibel". Während seiner letzten beschwerlichen und vielfachen Aemter und unter seinem zunehmenden Körperleiden studirte er mit besonderem Eifer und Liebe die prophetischen Bücher des A. Testaments, wovon er bezeugte, daß ihm dieses Studium gar viel zur Ermunterung und Erquickung, und zur Erweiterung und Erhöhung seiner Hoffnungen auf die zukünftige Welt geholfen habe.

Ein Jahr vor seinem Ende nöthigten ihn endlich seine immer heftiger werdenden Brustbeschwerden, das Predigtamt aufzugeben. Dieselben endeten zuletzt mit einer Wassersucht, die ihn zwar drei Wochen lang meistens in ein Schlummern versetzte, aber die Gegen-

wart, Ordnung und Ruhe seines Geistes doch nicht unterbrechen konnte. Sein Sohn, Gottlob Christian, zeugt von den letzten Lebenswochen seines Vaters: „Was er sprach, war zusammenhängend, war „Ausdruck seiner Hingabe an Gottes Willen und bei tiefer Demüthi„gung vor Gottes Heiligkeit so entfernt von ängstlicher Sorglichkeit, „so voll zuversichtlicher Voraussetzung der Erbarmung Gottes und der „Gnade Jesu Christi, daß sein Tod, wie sein Leben, der überzeugendste „Beweis war, er habe geglaubt, was er gelehrt. Gott sey gelobet für einen solchen Vater!" In solcher Herzensverfassung, in der er selbst in Wahrheit sagen konnte: „Ich dein, o Jesu, und du mein" (Nro. 342), starb er, fast einundsechzig Jahre alt, und ward „entrücket allen Leiden" am 8. Mai 1773. In demselben Jahre gieng auch der Oberhofprediger Fischer heim; dieser für Würtemberg von größter politischer, er aber von größter kirchlicher Bedeutung und ungemeinem Eifer für das Reich Gottes.

Er hat mehrere geistliche Lieder verfaßt, die in seinen erbaulichen Schriften zerstreut erschienen.

(Quellen: Christenbote. Jahrg. 1832. Nro. 21. — J. A. Bengel's Leben und Wirken von M. Joh. Chr. Fr. Burk. Stuttg. 1832. S. 137—142.)

Burk, M. Philipp David, Bengel's Schüler und Tochtermann, wurde geb. 26. Juli 1714 zu Neufen, wo sein Vater, Philipp Jakob, einundvierzigjähriger Präceptor war. Der Vater unterrichtete ihn in den alten Sprachen, und die Mutter, eine gottselige Frau, die Tochter des Spezials J. Ph. Höniger zu Neufen, erzählte ihm frühzeitig die Lebensgeschichten der Erzväter und Apostel, besonders aber Jesu Christi selbst, und lehrte ihn manche schöne und glaubensvolle Gebete, welche später erst wie aus einem langen Schlaf der Vergessenheit in seinem Gemüth aufwachten und ihn in dem einfältigen Glauben, der sich an Jesum hält, ungemein bestärkten. Ein so gut angefangener Unterricht trug seine schöne Früchte; die Fähigkeit des Verstandes, die Biegsamkeit des Willens und die wohlgeordneten Sitten, die sich an dem jungen Knaben zeigten, bewogen seine Eltern, unerachtet ihrer sehr geringen Vermögensumstände, ihn zum Studium der Theologie zu bestimmen. Als eilfjähriger Knabe wurde er am 13. Juni 1726 außer der Ordnung bereits in die Klosterschule Denkendorf aufgenommen, wo er Bengel als Lehrer traf und ganz still und eingezogen lebte; die Klosterschüler, die er hier traf, äußerten ihn immerzu ein wenig, was ihm oft sehr empfindlich wurde, ihn aber vor vielem jugendlichen Muthwillen bewahrte und noch mehr in die Stille gewöhnte, daß er Freude am Wort Gottes und am Arndt'schen wahren Christenthum bekam. Nach wenigen Monaten, am 21. Okt. 1726, wurde er schon in die höhere Klosterschule Maulbronn, und schon an Ostern 1729, noch nicht ganz fünfzehn Jahre alt, in das theologische Stift zu Tübingen befördert. Er konnte aber erst am 13. Juni in Tübingen aufziehen, da er von einer hitzigen Krankheit befallen wurde,

in der es dem guten Gott gefiel, ihn noch kräftiger zu sich zu ziehen und vorher noch näher zum Dienst am Evangelio vorzubereiten. Namentlich blieb es ihm unvergeßlich, wie sein ehrwürdiger, alter Großvater Höniger ihn, als er wieder in der Genesung war, besuchte und ihm Joh. 5, 14. zu Gemüth führte. Er gieng jedoch die zwei ersten Jahre in Tübingen immer noch so hin, „ohne sich zu etwas Gewissem resolviren zu können;“ er wäre zwar immer gern gründlich bekehrt gewesen und sah es ein, daß er sich noch nicht auf dem wahren Weg zum Leben befinde, worüber er auch viele Bestrafungen in seinem Inwendigen hatte, besonders bei gewaltigen Wettern ꝛc. Er gesteht hierüber selbst: „Wenn es auf meinen eigenen Willen angekommen wäre, würde ich gewiß mein Lebtag in meinem erbärmlichen Zustand dahin gegangen seyn.“ Da verfiel er zu Ende des Jahrs 1730 abermals in eine, und zwar sehr langwierige, Fieberkrankheit, worauf er dann mit vielem Ernst zum eigentlichen Studium der Theologie übertrat. Er versprach nun zwar dem Herrn mit vielen Thränen, sich hinfort seinem Dienste zu widmen; er konnte aber noch kein rechtes Vertrauen zu Jesu fassen und wurde immer wieder in Schrecken gesetzt über seine Sünden. Da entdeckte er seinen Herzenszustand einem frommen, im Christenthum sehr erfahrenen Jugendfreund und Compromotionalen, Joh. Christoph Glöckler, nachmaligem Spezial zu Tübingen († 1768 als neuernannter Prälat von Anhausen). Dieser hieß ihn das 11. Kap. des Hebräerbriefs, vom Glauben, lesen. Das that er — um die Adventszeit 1731 — und da gefiel es Gott, den 16. Vers und den 26. an seiner Seele zu segnen und ihn damit zum Leben, das aus Gott ist, aufzuwecken. Das Wörtlein „darum“ in V. 16. diente ihm zu dem Schlusse, daß Gott auch seiner sich nicht schämen werde, sein Gott zu seyn, wenn er nur recht Verlangen trüge nach dem himmlischen Vaterland. Durch die Kraft dieser Worte ward selbigen Abend Alles licht in seiner Seele und er bekam ein solches Vertrauen und Freudigkeit zu Gott, daß er sich nun von allem Andern abgezogen fühlte, und sich allein an Jesum halten lernte. Hierinn half ihm Glöckler treulich weiter und von da an beharrte er auch im herzlichen Gebet und wurde immer ernstlicher bemüht, die Wahrheit zur Gottseligkeit aus Betrachtung des Worts Gottes zu erkennen und mit redlichem Gehorsam zu üben, bis er endlich zu heiterer und froher Erkenntniß des herrlichen Evangelii von Christo Jesu gelangte, in der er dann auch singen konnte:

Ich, ein weggeworf'ner Rebe,
Bin nunmehr in dich versetzt,
Daß ich jetzt des Glaubens lebe,
Und mich keine Noth verletzt.

So war er nun, als die Vikariatszeit im J. 1733 für ihn anbrach, vom Geiste Gottes herangebildet zu einem freudigen, gesegneten Zeugen von der Gnade Gottes, die in Christo Jesu erschienen ist. Auf allen seinen Vikariaten zu Nehren, Neufen, Steinenberg, Wiernsheim, Dürrmenz, Oeschelbronn, Steinheim auf dem Aalbuch arbeitete

er mit besonderem Fleiß und Eifer an dem Heil der Seelen, und Gott gab auch dazu das Gedeihen, besonders in Wiernsheim. Hierauf wurde er im J. 1738 Bengel's Vikar und Amanuensis zu Denkendorf, so wie Informator seiner Kinder, was er auch blieb, als Bengel im J. 1741 als Prälat nach Herbrechtingen zog. Diesen Aufenthalt bei Bengel hielt er in seinem ganzen Leben für eine von den größten Proben der göttlichen Vorsorge über ihn. Er wurde auch in diesem vierjährigen Aufenthalt in Bengel's Hause mit ihm und seinen Schriften so vertraut, und erwarb sich so sehr dessen Zutrauen, daß ihn dieser sein „anderes Ich" nannte.* Er gab daher auch die Bengel'schen Schriften heraus und schrieb ganz in Bengel's Geist und Manier einen Gnomon über das A. Testament, wie Bengel einen über das Neue geschrieben hatte.

Durch seine Anstellung als Pfarrer zu Bolheim und Diakonus zu Anhausen, im J. 1742, wurde er nun zwar aus Bengel's Haus abgerufen, trat aber bald in noch genauere Bande mit diesem ihm über Alles theuer gewordenen Hause, indem er sich am 23. Juni 1744 mit Bengel's dritter Tochter, Maria Barbara, verheirathete, die ihm in einem sechsundzwanzigjährigen, glücklichen, im Herrn geführten Ehestand vierzehn Kinder gebar. Nachdem er in Bolheim während acht Jahren unter mancherlei Schwierigkeiten, von innen und außen, an Jungen und Alten vielen Nutzen geschafft hatte, kam er im August 1750 auf die Pfarrei Hedelfingen zwischen Eßlingen und Stuttgart. Hier besonders erfuhr er die segnende Hand des Herrn, welcher sein Wort nicht leer wieder zurückkommen, sondern ausrichten ließ, wozu es gesandt war. Sowohl seine öffentlichen Vorträge in der Kirche, deren salbungsreiche Kraft auch viele Fremde herbeizog, als auch seine zahlreich besuchten Hausandachten und sein Privatumgang mit heilsbegierigen Seelen schlugen zu vielem Segen aus. Es gelang ihm auch unter Gottes herzlenkender Gnade, in Hedelfingen viele gute Ordnungen wieder in Gang zu bringen und durch anhaltende Ermahnungen und Lockungen die Gemüther seiner Gemeinde also zu stimmen, daß die sonst gewöhnlichen Tänze bei den Hochzeiten und die Kirchweihunordnungen unterblieben. Dafür blieb aber auch ihm der Haß der Welt nicht erspart; davon zeugt eine Kugel, die ihm ins Kammerfenster geschossen worden war, an dem eisernen Fensterstänglein aber matt wurde und nur die Fensterrahme zersplitterte.

Am 18. Febr. 1758 erhielt er das Dekanat Markgröningen. Auch hier war sein Dienst am Evangelio mit vielem Segen begleitet; besonders aber hatten die Pfarrer seiner Superintendenz ein ganz besonderes Zutrauen und Liebe zu ihm, die er auch selbst auf

---

* Quotidiana hujus quadriennii consuetudine ita sensum percepit meum, ut post decessum quoque meum — — variis de rebus pro me, quasi ἰσόψυχος, respondere possit. — Vorrede zum Gnomon N. Testamenti. §. 25.

allerlei Weise zu erwecken und zu befestigen suchte, allermeist durch die Einführung der sogenannten „Collegialität", indem er es veranstaltete, daß sich die Geistlichen der Markgröninger Diöces und Umgegend jeden Montag nach dem monatlichen Bußtag zu einer Pastoralkonferenz abwechselnd in Pfarrhäusern versammelten, um zur Erweckung collegialischer Liebe gemeinschaftlich zu beten, das Wort Gottes zu betrachten, die gehaltenen Predigten sich mitzutheilen, und sich über allerlei Amtserfahrungen und Dinge, die zum Bau des Reichs Gottes gehörten, zu unterreden. Stets hielt er sich im Umgang mit seinen Pfarrern wahrhaftig als ihren Bruder und Collegen, wie er überhaupt im Verkehr und bei allen seinen Amtsverrichtungen eine heitere und fröhliche Liebe zeigte. Er besaß eine besondere Fertigkeit, jedes Zusammentreffen mit Andern zu einem lieblichen Zeugniß von Christo zu benützen, und wußte namentlich auch mit gemeinen Leuten und Kindern gar herzgewinnend zu reden. Die Kinder, die er kindlich und einfältig unterrichtete, hiengen mit so großer Liebe an ihm, daß sie sich in die Wette beeiferten, ihn zu grüßen, wenn er nur über die Straße gieng, da es denn auch selten ohne gute Erinnerungen an die zarten Herzen der Kleinen abgieng. Die meiste Zeit seines Lebens, was ihm nur immer seine Amtsgeschäfte übrig ließen, verwendete er auf die Betrachtung des Worts Gottes, dessen Verbreitung in wohlfeilen Preisen unter dem Volke er sich überdieß ein Hauptanliegen seyn ließ. Damit seine Seele zu speisen, war seine einzige, wahre Freude, davon lebte er, davon floß sein Mund über, damit waren alle seine Handlungen und Reden tingiret und gewürzet, und das Leben seines Geistes stand ganz und gar in demselbigen. So verwandte er, wovon seine gnomonischen Schriften zunächst über die **zwölf kleinen Propheten** vom J. 1753 und über die **Psalmen** vom J. 1760 zeugen, viele gelehrte **Studien** auf die Auslegung der h. Schrift durch die im Text selbst gegründeten Zergliederungen des Textes, da er sich bemühte, unter Gebet, Aufmerksamkeit und Vergleichung der Worte des Textes selbst unter einander den wahren Sinn zu finden. Er schrieb auch eine wichtige Schrift „von der **Rechtfertigung** und deren Versicherung im Herzen Gottes, 1757" (zweite Auflage 1763—1765), und gab eine Predigtsammlung unter dem Titel: „**Evangelischer Fingerzeig**" in 7 Bänden, 1760—1766, sowie Sammlungen zur Pastoraltheologie heraus. Bei alle dem machte er auf den Ruhm eines großen Theologen nie Anspruch, es war ihm viel wichtiger, ein rechter Diener Jesu zu seyn. Er faßte überhaupt sein Herz allezeit in Sanftmuth und Demuth, und gestand es einmal selbst: „menschliche Urtheile über meine geringe Arbeit können mich, wenn sie günstig sind, nicht aufblasen. — Denn es ist Gottes Erbarmung, wenn er mir ein Wort zu seiner Ehre gelingen läßt; so können mich auch menschliche Urtheile, wenn sie widrig sind, nicht niederschlagen, noch beleidigen; denn ich fühle selbst, wo es mir fehlt. Ich habe gar keine Tasche, darein ich

das allergeringste Lob einstecken könnte. Für Scheltworte habe ich eine Tasche, welche deßhalb aufbehalten, damit, wenn mein eigenes Herz was aus mir machen will, ich durch das, was Andere an mir auszusetzen gefunden, dergleichen Gedanken niederschlagen könne. Das Hauptmittel der Demüthigung aber ist die von Gott geschenkte Erkenntniß der eigenen Nichtigkeit und Verderbniß."

So demüthig dachte der Mann, der weit und breit geschätzt war als ein ehrwürdiger Knecht Jesu Christi. Oft, wenn er mit zeitlichen Dingen, Büchern, Geld 2c. umgieng, fiel ihm plötzlich nicht scharf, sondern lieblich, ins Gemüth: „Ueber eine Weile gehet dieß nicht mehr an. Mit welch gleichgültigen Augen und freiem Herzen kannst du es ansehen! Was wird es dich rühren, wenn du einmal hinüber bist?" So fühlte er sich oft als einen Hinwegeilenden, wozu auch seine natürlicher Weise schwächliche Leibeshütte half. Dabei gieng es bei ihm durch mancherlei innerliche Uebungen und Läuterungen, Anfechtungen und Demüthigungen. Wie er im Leiblichen nie Vollauf, aber auch nie Mangel hatte, so gieng es in seinem inwendigen Herzenszustand zwar meist trocken, enge, sparsam, kleinlaut, durch's Gedränge durch, und doch fehlte es ihm nicht je und je an guter Gewißheit und getroster Freudigkeit. Er nannte dieß eine mittlere Art der Führung, dabei es Gott immer so ordentlich und mäßiglich mit ihm gehalten, und besang es in einem Lied: „Lebt Jemand so wie ich, so lebt er mäßiglich."

Ohne sein Zuthun wurde ihm im J. 1766 die Stadtpfarrei und Spezialsuperintendentur in Kirchheim u. T. übertragen, wo er zu Anfang des Jahrs 1767 aufzog und in der Nähe seinen Herzensfreund Brastberger, Spezial in Nürtingen, traf. Hier wartete seiner eine große Geschäftslast. Neben der Seelsorge über eine große Anzahl Beichtkinder hatte er auch viele Predigten zu halten, und der Anlauf aus der Diöces währte fast ununterbrochen fort. Dieß war ihm aber nur eine Veranlassung, den ausdrücklichen Entschluß zu fassen, „daß er sich in dem Dienst seines Herrn eben vollends aufzehren wolle." In seinem Tagebuch finden sich hierüber die denkwürdigen Worte: „Seit ich zu Kirchheim bin, hab ich einen anhaltenden sensum „im Gemüth, wider welchen ich mich immer wahre, so gut ich kann, „und kann mich dessen doch nicht gar erwehren. Es heißt immer: „„Du wirst eben unter der Last erliegen und desto bälder sterben."" „Ich bin des Abends so müd, wie ein Taglöhner. Und nie hab ich „ausgeschafft, daß nicht schon auf folgende Täge neue Lasten bestellt „wären. Meine beste Nahrung, die Meditation des Worts Gottes, „wird mir wochenweise abgespannt und entzogen. Ich will mich gerne „aufzehren, wenn nur der innerliche Mensch keinen Schaden leidet. „Ach Herr, erbarme dich! Meine Augen werden schwach. Schlaflose „Nächte stellen sich ein. Selten geht ein Tag vorbei, da ich nicht „die Gebrechlichkeit und den Nachlaß meiner Hütte empfinde. Da

„thut mir jener Trost wohl — daß die wichtigen und geplagten Leiber „aller Glaubigen einmal aus dem Staub und Moder wieder herge- „stellet seyn und als umgestaltet dem verklärten Leibe ihres großen „Erlösers ähnlich sehen werden, — und verborgentlich wünsche ich, „nicht eben bald oder spät, nur aber gebührlich reif zur Ewigkeit „zu werden." Bei allem Druck und bei aller Schwachheit genoß er doch auch immer wieder der Unterstützung seines gnädigen Herrn, daß er nie ganz müde und verdrossen wurde, sondern sich immer wieder im Aufsehen auf Jesum ermuntern und stärken konnte im Herrn und in der Macht seiner Stärke. Als es ihm einmal gar zu schwer fallen wollte, auch fast über die Erträglichkeit seiner geschwächten Kräfte an den Seelen zu arbeiten, richtete er sich mit den Worten Pauli 2 Tim. 2, 10. wieder auf.

Endlich unterlag er unter der Last, wie er es geahnet. Nachdem er während der dreijährigen Dienstzeit in Kirchheim mehrmals mißlich scheinende Krankheiten auszustehen gehabt, überfiel ihn seine letzte Krankheit mit heftigem Fieberfrost, als er gerade — am 3. Febr. 1770 — über Ebr. 6, 7. 8. mit Zuziehung von V. 4 des Lieds: „Lobe den Herren, den mächtigen" eine Beichtrede hielt. Es brachen einige Geschwüre in der Brust auf und seine Lunge wurde unbrauchbar. Er aber sah diese seine letzte Krankheit als einen Tiegel an, den der Herr gebrauchte, ihn von Allem loszumachen, was sich nicht auf den lauteren, einfältigen Glauben an Jesum, den Heiland, und den Zugang durch Christum zum Vater gründete. Nichts als dieses — das bekannte er oft — bleibe ihm übrig, nämlich der lautere Halt an die Gnade Gottes in Christo Jesu; was er Andern geprediget und gezeuget, das beweise sich nun als Wahrheit an seinem Herzen. „O! wenn einer auf das Todtenbett kommt" — so rief er einmal aus — „es wird einem Alles abgestreift, das eigene Wissen, Wirken, Haben, „nichts bleibt einem übrig, als das bloße Erbarmen in Christo. „O, mein Herz möchte mir oft im Leibe zerschmelzen, daß Gott an „einen solchen armen Wurm so gnädig gedenken mag. „„Ein „Würmlein bin ich arm und klein"" — doch Gottlob nicht „„mit „Todesnoth,"" sondern mit Lebenslicht umgeben. O wie wird „mir's seyn" — setzte er dann mit Thränen hinzu, „wenn ich mei„nen lieben Herrn Jesum, von dem ich so viel geprediget habe, das „erstemal sehen werde: wenn ich in diese Betrachtung komme, so „zerfließt mein Herz wie Wachs: — es werden doch viele Glaubige „seyn, die mich mit Freuden in die ewigen Hütten aufnehmen werden!" So freute er sich auf sein Ende, von der Furcht vor dem Tode auch unter den größten Demüthigungen nicht angefochten. »Non timet mortem, qui sperat vitam« — sagte er deßhalb einmal mit heiterer Miene zu seinem ältesten Sohn, der als Vikar bei ihm war. Während er nun so selbst dem Tode nahe war, kam die Nachricht von dem Absterben seines zweiten Sohns, der in Tübingen die Medicin

studierte. Als die Seinigen, die es lange vor ihm zu verbergen suchten, ihm endlich davon Kunde gaben, antwortete er ganz gefaßt: „Es freut mich besser, daß er mit guter Hoffnung aus dieser Welt gegangen ist, als wenn er kaiserlicher Leibmedikus geworden wäre.“

Endlich, nachdem es eine Weile wieder besser mit ihm werden zu wollen schien, während dessen er aber im Willen Gottes ruhend denen, die ihm eine gute Besserung wünschten, häufig erwiederte: „Es wird gehen entweder zum Leben oder zum Leben, wie mein sel. Schwiegervater zu sagen pflegte“, kam sein Todestag. Vor Freunden, die ihn noch besuchten, bezeugte er etlichemal: „Ich eile meiner Heimath zu,“ sagte dann mit vielem Nachdruck sein eigen Lied her: „Der Herr wird mich erlösen von allem, allem Bösen,“ und ließ sich dann das Lied: „Jesu deine tiefen Wunden“ singen und Johannis Kap. 11 und 17. vorlesen. Nach vielen gottseligen Reden, die er that, sagte er am Abend zu einigen seiner Zuhörer, die um sein Bett her standen: „Wenn ich alle meine Zuhörer beisammen hätte, so wüßte ich ihnen nichts Anderes zu sagen, als: „Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sey mit Euch Allen. Amen!“ Nun, da es Nacht ward, wünschte er noch in aller Stille mit den Seinigen das h. Abendmahl zu feiern. Sein Sohn, der hiezu das Lied: „Komm, mein Herz, aus Jesu Leiden,“ sprach, reichte es ihm und er sprach in seinem und seiner Frau Namen ein Bekenntniß ihres sündlichen Verderbens, aber auch ihres Danks und Glaubens. Nachdem er dann die Seinen noch ermahnt und seinen Kindern das erbauliche Exempel ihrer Großmutter, Johanna Regina, der Wittwe Bengel's, die an selbigem Abend in Stuttgart begraben wurde, mit den Worten: „Solcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach,“ vorgestellt hatte, sagte er: „Es ist genug, ich muß nun ruhen.“ Er wollte nun auch durch keine Zwischenreden mehr gestört seyn; seine Frau und sein ältester Sohn waren allein bei ihm, so begehrte er's, und nun schlummerte er ganz sanft, noch ehe der zwölfte Stundenschlag das Ende des 22. Merz 1770 anzeigte, ohne alle Zuckungen, hinüber. Sein Wunsch von vielen Jahren her, „daß er nur ohne Geräusch in der Stille heimgehen dürfte,“ ward ihm gewährt, und Jesu Wort augenscheinlich an ihm erfüllt, daß, der sein Wort halten würde, den Tod nicht sehen sollte. Da im Haus und in der Nachbarschaft Alles in stiller Nachtruhe war, gelang es ihm, ganz in der Stille und von Niemand gestört, in sein rechtes Vaterland einzugehen. Archidiakonus Osiander hielt ihm am 25. Merz die Leichenpredigt über Joh. 14, 6., welche Stelle er sich schon in Tübingen, da er als Jüngling gefährlich krank lag, in jenem wichtigen Zeitpunkt, als das geistliche Leben in seiner Seele anfing, zum Leichentext erwählt hatte. Magd. Sybilla Riegerin dichtete auf seinen Tod einen Trauergesang: „Nachgeholte Thränen bei dem Grabe eines besonders treuen Freundes.“ Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 366. 155. 256. 605. 123.

Sein Enkel ist der verdiente Herausgeber des besonders unter den Pietisten Würtembergs vielgelesenen christlichen Volksblattes: „Der Christenbote" und Verfasser einer „evangelischen Pastoraltheologie in Beispielen" — M. J. C. Fr. Burk, Stadtpfarrer in Großbottwar.

Die geistlichen Lieder, die er dichtete, finden sich theils in dem um's J. 1753 zu Eßlingen in 12. erschienenen Schriftchen: „Gnade und Wahrheit in etlichen neuen Liedern auf zerschiedene Weise gepriesen", wo Nro. 5. 7. 8. 9. 12. 13. 15 ihn zum Verfasser haben, theils in seinem „evangelischen Fingerzeig auf den wahren Verstand und heilsamen Gebrauch der gewöhnlichen Sonn-, Fest- und Feiertägl. Evangelien." 6 Bände. Leipz. 1760—1766.

(Quellen: M. Ph. Dav. Burk's Lebensgeschichte, herausgegeben von M. Joh. Albrecht Burk [seinem ältesten Sohne]. Tübingen 1771.)

Hiller, Philipp Friedrich, wurde geboren am 6. Jan. 1699 in Mühlhausen an der Enz, wo sein Vater, M. Johann Jakob Hiller, Pfarrer war. Seine Mutter, die ihn von Jugend auf zur Gottesfurcht und zum Gebet anhielt, hieß Maria Elisabeth und war die Tochter des M. Daniel Griesinger, Pfarrers zu Großglattbach bei Vaihingen. Da Hiller kaum erst zwei Jahre alt war, verlor er seinen Vater durch den Tod, worauf sich seine Mutter im J. 1706 zum zweitenmal verheirathete mit Bürgermeister Weiß in Vaihingen. In seinem achten Jahre schon kam er bei dem Einfall der Franzosen, die Alles niederbrannten und mordeten, mit seinen Eltern auf der Flucht bis nach Heidenheim, in dieselbe Gegend, in der er zweiundsechzig Jahre später sein Leben beschließen sollte. Diese Flucht mag dem tieffühlenden, zarten Knaben zuerst einen Eindruck von der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge und von der Pilgerschaft der Christen, worüber er in seinen Liedern so viel Rührendes singt, eingeflößt haben. In seiner Kindheit wurde er auch aus mehreren augenscheinlichen Todesgefahren gerettet; namentlich war er einmal nahe daran, in der Brenz zu ertrinken, worüber er später dem Herrn sang:

— — — dann bin ich fast ersoffen,
Du zogst mich aus dem Tod; ach! mache mich getreu,
Daß ich, wie Moses war, in deinem Hause sey. (Ebr. 2, 5.)

Frühe schon ergiengen an sein weiches, empfängliches Herz allerlei liebliche Gnadenzüge des h. Geistes. Er dankt dafür bei der Herausgabe seines Paradiesgärtleins in der ersten Zueignung Jesu Christo, seinem Herrn und seinem Gott, folgendermaßen:

Ich denke noch der Zeit, da in den kleinsten Jahren
Ich deines Geistes Kraft an meinem Geist erfahren.
Mir träumet noch davon, daß aus der zarten Brust,
Die du beweget hast, vor unbekannter Lust
Ein Thränenbächlein floß, als man mir bei dem Spielen
Vom Himmel vorgesagt. Was da für Thränen fielen,
Die lege, lieber Gott, mir zum Gedächtniß bei,
So weiß ich, daß von mir auch was im Himmel sey! —

Als ich das erstemal zu deinem Tische gieng,
Da weißt du, was mein Herz für einen Funken fieng,
Von deinem Geist entzünd't: ach! lösch ihn noch nicht aus,
Ach! weihe dir mein Herz zu einem Gotteshaus.

Diesen frommen Sinn nahm er als vierzehnjähriger Knabe mit sich in die Klosterschule nach Denkendorf, wo er vom J. 1713 bis 1716 unter der Aufsicht und Geistespflege J. A. Bengel's stand. Der Umgang mit ihm ist ihm zeitlebens ein Same zu himmlischer Frucht geblieben. Bengel's Geist hatte damals schon den entschiedensten Einfluß auf ihn, der berufen war, einmal der Hauptsänger der Bengel'schen Schule zu werden. Als er jedoch im J. 1716 von Bengel weg in die Klosterschule nach Maulbronn kam, ließ er sich, wie er selbst gesteht, „eine Zeitlang in die Schlinge des Satans ziehen; Gott aber habe ihn doch nicht verstockt werden lassen, sondern nach dem Reichthum seiner Barmherzigkeit wieder zu sich bekehrt;" er gerieth durch Verführung leichtsinniger Kameraden auf Abwege, fand aber bald wieder den Rückweg zu Gott. Besonders schön preist er daher später in dem Liede: „Gott, der du Allen gütig" (Nro. 295) die vergebende, ziehende, tragende, rettende Gnade Gottes. Im J. 1719 bezog er das theologische Seminar in Tübingen; gerade als er magistriren sollte, starb sein Stiefvater, dessen Unterstützung er eben jetzt so hochnöthig gehabt hätte; die Vorsorge des himmlischen Vaters half jedoch dem armen Waisen mit Ehren durch.

Nach vollendeten Studien wurde er im J. 1724 zuerst drei Jahre lang Pfarrgehülfe in Brettach, vikarirte dann vom elterlichen Haus aus für die Speziale zu Roßwag und zu Vaihingen, später in Schwaigern, und kam sofort als Informator zu dem Marktvorsteher Müller in Nürnberg, wo er vom J. 1729—1731 verweilte. Hier geschah es, daß er, angeregt durch das schöne Lied: „O Jesu Christ, mein schönstes Licht" (Nro. 349), das P. Gerhard über ein Gebet in Arndt's Paradiesgärtlein gedichtet hatte, alle Gebete des ganzen Arndt'schen Paradiesgärtleins in Lieder brachte und herausgab unter dem gereimten Titel: „Arndt's Paradiesgärtlein vom neuen angelegt, wo der Gewissensdorn die Glaubensrosen trägt. Der erst und ander Theil verfaßt in deutsche Lieder, sowohl zu Gottes Ruhm, als auch zum Dienst der Brüder." Nürnberg bei Rüdinger, 1729, und unter demselben Titel der dritte und vierte Theil im J. 1731. Die Zuschrift ist an die würtembergische Prinzessin Luise Friederike gerichtet, das ganze Werk aber in Reimen Jesu Christo gewidmet, wo es am Schlusse der Widmung heißt:

„Der Reimer dieses Buchs, geliebtester Jesu Christ,
Heißt: der verloren war, und nun gefunden ist."

Die schönsten Gefühle seines jugendlichen Herzens sind darinn entfaltet. In Nürnberg hatte er viele, fast unerträgliche Anfechtungen,

Gott aber ließ ihm seine Erbarmung unter denselben reichlich wiederfahren.

Im Spätjahr 1731 kehrte er nach Haus zurück, wurde noch einmal Vikarius, und zwar zu Hessigheim am Neckar, und hierauf im J. 1732 als Pfarrer in Neckargröningen angestellt. Hier hatte er bei einem geringen Einkommen mancherlei Entbehrungen durchzumachen und namentlich in der nun zum drittenmal erfahrenen Flucht vor den Franzosen eine harte Nothzeit auszustehen; er mußte flüchten, da seine Frau eben in den Umständen ihrer ersten Geburt war. Er hatte sich nämlich bald nach seiner Anstellung mit Maria Regina, jüngster Tochter des Pfarrers M. Joh. Fr. Schickardt zu Hessigheim, verheirathet; mit ihr lebte er in herzlicher Liebe und ungestörtem Frieden, wie er selbst bezeugt: „Ich bat Gott um eine Gehülfin, die ihn liebte und die mich liebte und er hat mir's gewährt." In der Zueignung seines Schatzkästleins nennt er sie „Gehülfin recht nach meinem Herzen", und soll mit ihr, wie sie in der Familie Hiller's es sich jetzt noch erzählen, in siebenunddreißigjähriger Ehe stets von Einem Teller gegessen haben. Im J. 1736 wurde er unvermuthet als Pfarrer nach Mühlhausen, seinem Geburtsort, berufen. Dort hatte er bei den dem Separatismus zugethanen „Herren" (Schultheiß und Gemeinderäthen) des Orts viele Uebung in Liebe und Ernst; er pflegte davon zu sagen, daß sie ihm den Katechismus gut hätten lernen gemacht.

Nach zwölf Jahren, am 11. Juni 1748, wurde er auf die Pfarrei Steinheim bei Heidenheim befördert. Hier hatte ihm Gott ganz besonders den Weg des Kreuzes und der Demüthigung ausersehen. Nicht nur hatte er bei einer sehr zahlreichen Familie von sieben lebenden Kindern mit Armuth und Mangel zu kämpfen, sondern es erkrankte ihm auch seine Frau etlichemal tödtlich. Im dritten Jahr seiner Amtsführung zu Steinheim traf ihn der schwere Schlag, die Stimme zu verlieren, welche früher, und besonders in seinen Klosterjahren, so rein und schön und klangvoll war, daß er beinahe zur Hofmusik gezogen worden wäre. Dieser allen Aerzten unergründliche und durch keinerlei Arzneimittel zu hebende Zufall entstand in einem halben Jahr nach und nach wie eine zunehmende Heiserkeit, bis endlich der Schall der Stimme ganz dahin war und er dadurch zu allen öffentlichen Amtsgeschäften untüchtig wurde. Dieß war ihm ein vieljähriger Kummer und die empfindlichste Presse seines Gemüths, so von seiner lieben Kanzel und von dem kräftigen Wirken in seiner Gemeinde ausgeschlossen zu seyn. Sein Amt behielt er jedoch bei; für den öffentlichen Dienst mußte er aber einen Vikar annehmen. Gerade in dieser Unbrauchbarkeit jedoch machte ihn der weise Gott nicht nur Einer Gemeinde, sondern der ganzen Kirche viel brauchbarer, als zuvor. Er trieb nämlich jetzt das Studium des göttlichen Worts mit doppeltem Ernste, und mit einem David'schen, geängsteten und ge-

beugten, aber doch glaubigen Herzen dichtete er neben Anderem seine zwei „Liederkästlein". Diese Stimme drang durch ganz Würtemberg, tönt noch bis auf den heutigen Tag fort und erschallt selbst an den Gebirgen des Kaukasus, an den Ufern der Weichsel und in den fernsten Wäldern Amerika's. Während seiner verfallenen Stimme sey er, so geht die Sage, oft in seiner Gartenlaube gesessen und habe die Harfe gespielt, deren er sehr kundig war, auch manche Lieder seines Schatzkästleins aus dem Stegreif mit heißerer Stimme dazu gesungen; die Seinigen sollen sie ihm geheim nachgeschrieben und er sie sodann später verbessert und bereinigt der Oeffentlichkeit übergeben haben.

In seiner Gemeinde war er als der stimmlose Pfarrer und als unerschrockener Zeuge wider die Gottlosen allerlei „heimlichen Ränken" ausgesetzt. Er hatte, wie sein Sohn erzählt, viel Schaden, Verdruß, heimliche Tücke, offenbare Widerwärtigkeiten von dem gewaltigen, aber leichtesten Theile der Gemeinde, die er schriftlich und mündlich, öffentlich und besonders mit der Wahrheit Gottes verpflegte, auszustehen. Es hatte die Gemeinde nämlich in ihrer Mitte mehrere harte, übelwollende Glieder, welche die Krankheit ihres Pfarrers ohne Mitleiden beurtheilten und nach allerlei geheimen Umtrieben sich zuletzt an den Spezial in Heidenheim um Entfernung Hiller's wandten. Auf ihrem Wege nach Heidenheim, so geht die Sage, soll nun die in dieser Absicht abgesandte Deputation ein beschriebenes Papier gefunden haben, das ihrem Pfarrer auf einem Spaziergang aus der Tasche gefallen war, dessen Handschrift sie aber nicht kannten; auf diesem Papier sey ein vortreffliches Lied zu lesen gewesen, von dem sie ganz gerührt worden seyen, und so haben sie nicht gesäumt, es dem Herrn Spezial vorzulegen mit der Bitte, daß nicht der stimmlose Hiller, sondern ein solcher Mann, wie der, welcher dieses Lied habe machen können, ihr Pfarrer seyn sollte. Der Spezial habe bald hernach die Bürgerschaft in Steinheim auf dem Rathhaus versammelt, die Beschwerden der einen Partei ruhig angehört und ihnen sodann, nachdem sie noch einmal vorgebracht, einen solchen Pfarrer, der ein solches Lied machen könne, wünschen sie, ihren eigenen Pfarrer als Verfasser des Liedes vorgestellt, worauf sie ihn dann mit Reue und Beschämung, aber auch mit erneuerter Liebe wieder angenommen haben. Solche Feindseligkeiten suchte Hiller stets mit sanftmüthigem Ernste zu beantworten, mehr noch aber mit priesterlicher Fürbitte zu vergelten. Da sein eigenes Verhalten in Wahrheit und Gerechtigkeit war, so achtete er muthig die Gottlosen für nichts, dagegen die geringsten und verachteten Frommen mit aller herzlichen Liebe hoch. Er übte stets die Regel Matth. 10, 16. und wenn Fehler geschahen, so gewann seine Geduld jederzeit, was die Fehler hätten verderben können. Er konnte deßhalb auch in seinem Lied: „Die Beschwerden" (Nro. 337) V. 3 und 4 recht aus Erfahrung singen.

Neben seinen dichterischen Arbeiten war Hiller aber troß seines Sprachleidens als Lehrer des göttlichen Worts nicht ganz unthätig; er hielt wenigstens Kinderlehren, wobei er Kinder und Erwachsene von Nahem befragte und selbst seine Frau zu Antworten veranlaßte. Ebenso hielt er auch „aus dringender Bekümmerniß für seine Gemeinde", wie er selbst sagt, Sonntags Erbauungsstunden in seinem eigenen Hause, wo er mit einer leiseren Sprache ausreichen konnte. Es soll wahrhaft rührend gewesen seyn, wenn der milde, geduldige Mann als Seelsorger mit einzelnen seiner Beichtkinder sprach, sich anstrengend, ihnen auch aus heiserer Kehle das Lebenswort ins Herz zu rufen. Jetzt noch soll, von dem frommen Hiller vor siebenzig Jahren gesät, ein Same gottseliger Christen in Steinheim seyn.

Eine seiner Töchter, die als verwittwete Pfarrerin Fischer von Unterhausen im J. 1828 zu Urach starb, bezeugt von ihm, „ihr lieber Vater habe in seinem Leben nicht viel geredet, aber desto mehr gethan. Er sey meistentheils auf seinem Studierzimmer gewesen und der Erforschung des göttlichen Worts obgelegen; jedoch habe er, so oft er zu den Seinigen gekommen, stets eine sehr milde, priesterliche Liebe und Freundlichkeit, manchmal auch ein kaum abgetrocknetes Auge mitgebracht, wodurch ihnen seine längere Abwesenheit gar erquicklich ersetzt worden, und es sey wohl zu bemerken gewesen, wie Vieles er insgeheim mit seinem Herrn und Heiland in dieser Welt zu thun gehabt habe; seine Kinder seyen von ihm auf der einen Seite mit fester Grundsätzlichkeit und gehörigem Ernst, auf der andern aber voll überfließender Liebe und Herzlichkeit erzogen worden." Und einer seiner Söhne, der ehemalige Pfarrer zu Eybach (ein anderer wurde Prälat zu Alpirsbach), bezeuget, „die Seinigen haben oft gesehen, wie er sich in Nöthen in dem Herrn gestärkt, und es erfahren, daß er seines Angesichtes Hülfe und sein Gott gewesen; in seinen trostlosen Umständen floß tröstender und köstlicher Unterricht, Ermahnung und Rath aus seinem Munde für sie und Viele in und außer der Gemeinde." Sein Leib war schwach und klein, aber muntere Gottseligkeit herrschte darinn und machte seinen Umgang angenehm, gewürzt und lebhaft. Wenn gleich die viele Medicin nicht zur Wiederherstellung seiner Stimme wirkte, so wurde doch seine schwache Natur und Gesundheit wider alles Vermuthen bis zu einem hohen Alter gestärkt, in welchem er stets grünend und frisch blieb. Zuletzt wurde er aber des Lebens in gutem Frieden satt und in der Welt ein ganzer Fremdling (vgl. Nro. 337, 5.). Rührend ist es, wie er in seinem hohen Alter und unter den Lasten, die ihn drückten, seinen Gott und Erhalter anruft in dem Lied seines Schatzkästleins: „Verwirf mich nicht im Alter" (Nro. 521, besonders V. 7). Er soll jedoch drei Jahre vor seinem Tode unversehens den Gebrauch seiner Stimme wieder erhalten und sie sofort zu freudiger Verkündigung des Worts Gottes noch verwandt haben.

Oefters hatte er, besonders auch in dem Liede: „Herr, meine Leibeshütte" (Nro. 603), den Wunsch ausgesprochen, ohne langes Krankenlager aufgelöst zu werden und einen ruhigen Heimgang zu haben, was dem durch so langwierige Leiden geübten Mann wohl doppelt erwünscht gewesen seyn mag. Diesen Wunsch erfüllte ihm auch Gott. Nach Vollendung seines siebenzigsten Lebensjahrs, als er die meisten seiner Kinder versorgt sah, befiel ihn am 24. April 1769 Nachts unvermuthet ein Steckfluß. Dieser lähmte die linke Seite und beraubte ihn der Sprache, so daß er nur noch zu den herbeieilenden Angehörigen sagen konnte, „es sey ihm wehe." Sogleich hernach stockte der Athem und er, der in gesunder Zeit so viel vorausgebetet, bedurfte nun auch im entscheidenden Augenblick keines besondern Seufzers mehr, um seinem schon lang gefundenen Gott sterbend in die Arme zu fallen.

Sein Zeitgenosse, der bekannte Prälat M. M. F. Roos, giebt ihm das Zeugniß: „Er war ein treuer, begabter Knecht Gottes, der nach der Anweisung Luthers durch Gebet, Betrachtung und Anfechtung ein erleuchteter Gottesgelehrter geworden ist." In Demuth aber wies er allen Eigenruhm von sich. In seiner Vorrede zum Paradiesgärtlein äußerte er sich so: „Auf dem Titel der ersten Ausgabe in Nürnberg steht mein Name von einer fremden Feder also: „Von einem durch „das Kreuz **P**robierten **F**reund des **H**eilandes" (**Ph. Fr. H**iller). „Es kommt aber meinem Sinne dieß nicht gleich. Ich heiße kein „Freund, sondern ein Knecht oder ein Gefundener des Heilandes. „Durch Kreuz bin ich, Gottlob! geloffen, und trage noch, aber pro„biert und bewährt kann ich mich nicht nennen. Ich sehe auch nicht „gerne, daß der Anfangsbuchstabe H. an dem Wort Heiland meinen „Namen bedeute. Er und ich sind unendlich ungleich."

Die zwei Hauptliederwerke Hiller's sind „das Paradiesgärtlein geistlicher Gebeter in Liedern. 1te Aufl. Nürnberg, 1729—1731" in oblonger Form; 2te Aufl. Tübingen, 1744, in Oktavform, und das „geistliche Liederkästlein" in zwei Theilen, vom J. 1762 und 1767. Das erste enthält die Erzeugnisse Hiller's im jugendlicheren Alter, Lieder über die Gebete in Arndt's Paradiesgärtlein; das andere die reichen Gnadenerfahrungen des reifen, gealterten Mannes in 732 kurzen Liedern über ausgewählte Bibelsprüche. Der beste Wein wie in Kana, sagt Knapp, und die köstlichste Gabe war Hillern aufs Ende vorbehalten. Außerdem schrieb er auch „das Leben Jesu" in Versen, eine „poetische Beschreibung des Thaues" und gereimte „Morgen- und Abendandachten", sowie eine mit Liedern durchwebte Schrift: „das System der Vorbilder des A. Testaments in sechs Schattenstücken"; auch ein „Beichtbüchlein." Neuerdings ist eine vollständige Sammlung aller Lieder Hiller's in Einem Bande, 1079 an der Zahl, erschienen (vgl. unten). Unter dieser großen Masse sind

freilich auch manche matte, als Kirchenlieder weniger taugliche Lieder, manchmal ist es auch ein bloßes Reimen eines Bibelspruchs. Allein diese Lieder tragen das Kennzeichen an sich, daß sie auf den Knieen vor Gott gedichtet sind von einem lautern und einfältigen Bibelchristen; es sind Herzensergüsse eines zu Christo, dem Sohne Gottes, bekehrten Mannes, der da sagen konnte: „Ich glaube, darum rede ich." Hiller war berufen, die Forschungen und Gaben Bengel's der Kirche und dem Volksleben vermittelst der Dichtkunst anzueignen. Jetzt noch wirken seine Lieder unter dem Volke kräftig fort, und der Grund davon ist, wie Knapp treffend sagt, „theils die Bündigkeit, mit „der er den Kern einer biblischen Wahrheit volksmäßig und mit ver„borgener Hoheit in wenige Verse zusammenfaßt, theils die Klar„heit, womit er die Grundgedanken der Schrift darlegt, theils die „keusche Besonnenheit, welche die Schrift und deren Kernsinn nie zu „übertreiben sucht und besonders auch die Liebe zu Gott und Christo „mit geziemender Ehrerbietung und nüchterner Würde verbindet." Durch letzteres namentlich zeichnete er sich vor der tändelnden, süß-lichen und überschwänglichen Richtung der jüngern Halle'schen Schule und der Herrnhuter sehr vortheihaft aus.

Ueber das besonders weit verbreitete „Liederkästlein" spricht Knapp folgendes Urtheil aus: „Es weht darinn überall neben der „lautersten Ehrfurcht vor der h. Schrift eine so milde, erbarmende „Liebe und Weitherzigkeit, gepaart mit unüberhörbaren Buß- und „Gewissensstimmen, daß es sich wohl erklären läßt, warum alle „religiösen, so verschiedenen Parteien des evangelischen Würtembergs „diesem Dichter so herzlich zugethan sind und sich im gesegneten Ge„brauch dieses goldenen Kleinods vereinigen. Man findet darinn „einen Reichthum geistlicher Erkenntniß und Erfahrung in der Kraft „salomonischer Körnigkeit und Sprüchwörtlichkeit, und Fingerzeige „und Trost für die seltensten Lagen des Lebens und die geheimsten Be„dürfnisse des Herzens, daß es nicht zu verwundern ist, daß dieses „Buch seit siebenzig Jahren immerfort ohne Zahl als ein Gemeingut „der würtembergischen Christen gedruckt wird und nächst der Bibel „und Arndt's wahrem Christenthum der größte geistliche Segen auf „das altwürtembergische evangelische Volk von diesem Buch ausge„gangen ist und es unter demselben das gesegnetste Ansehen genießt. „Es spiegelt sich auch darinn ganz der eigenthümliche Geist und „Grundton Altwürtembergs ab. Wie theuer es den Altwürtem„bergern ist, zeigt der rührende Vorfall, als vor etwa zwanzig „Jahren eine würtembergische Colonie in Grusien, Madschar bei „Karaß, von einem tscherkessischen Raubzug überfallen und in die „Sklaverei geschleppt wurde. Dazumal, als man die Söhne von den „Vätern, Töchter aus Mutterarmen riß, zerschnitten die glaubigen „Eltern noch in Eile zwei Hiller'sche Schatzkästlein und gaben „ihren weinenden Kindern einzelne Blätter mit, damit sie in der Wüste,

„wohin sie nun pilgerten, noch einen Halt für die Seele und ein „himmlisches Manna hätten."

Prälat M. Magnus Fr. Roos hat in seinem „christlichen Hausbuch" die Hiller'schen Lieder, besonders die aus dem Schatzkästlein, erklärt und Morgen- und Abendandachten darüber geschrieben.

In den Brockhaus'schen Blättern, 1840, S. 1454 wird Hiller nächst Gerhard der größte Kirchendichter, und im achtzehnten Jahrhundert der größte genannt. „Paul Gerhard," äußert sich Knapp in dieser Beziehung, „ist zwar noch vollstimmiger als Hiller, Angelus Silesius übertrifft ihn durch den jugendlichen Frühlingshauch einer unnachahmlichen Gottesfreude und holden Kindlichkeit, Gottfried Arnold durch ein eigenthümliches Geistesfeuer; Hiller aber übertrifft sie durch klare Schriftmäßigkeit und biblische Einfalt, durch seine Vielseitigkeit und gediegene Kürze, durch Entfaltung vieler neutestamentlicher Grundgedanken, worunter das kindliche Lob Gottes, die tiefere Einsicht in das Geheimniß unserer Versöhnung, wie der Leiden, die in Christo sind, und das Warten auf des Herrn Zukunft die Hauptbestandtheile bilden. Kein Dichter hat das göttliche Wort so vielfach besungen, wie Hiller. Darum wirkt er auch im Bund mit diesem Wort so kräftig fort, und sein Gedächtniß wird nicht erlöschen." Unbegreiflich ist es, wie ein Aufsatz in der Hengstenberg'schen evangelischen Kirchenzeitung vom Jahr 1842 das Würt. neue Gesangbuch deßhalb tadeln mochte, daß es so viele Hiller'sche Lieder in sich schließe, und wie es denselben den Charakter als Kirchenlieder absprechen konnte. Hiller ist der geistliche Hauptsänger des evangelischen Altwürtembergs; das geistliche Volkslied in der ächten Volks- und Bibelsprache ist bei ihm zu finden, und damit gerade sind, wenn wir zurückblicken auf die Entstehung des deutschen Kirchenlieds, wenigstens die bessern seiner Lieder auch ächte Kirchenlieder.

Weitere Züge aus Hiller's Leben vgl. Thl. II. Nro. 349. 295. 376. 335. 603.

(Quellen: Christoterpe von A. Knapp. Jahrg. 1842. — Ph. Fr. Hiller's geistliche Lieder zum erstenmal vollständig gesammelt von Carl Chr. Eberh. Ehmann [jetzt Pfarrer in Truchtelfingen], nebst dem Abriß seines Lebens. Reutlingen. 1844. — Christenbote von M. Burk. Jahrg. 1832. Nro. 1. — Die ersten ausführlicheren Nachrichten über sein Leben stehen in Otto Fr. Hörner's Nachrichten von Liederdichtern des Augsburg'schen Gesangbuchs. Schwabach. 2te Aufl. 1775.)

v. Pfeil, Christoph Carl Ludwig, Freund Bengel's, wurde geboren in Tübingen im J. 1712. Sein Vater, der am 25. Mai 1722 starb, war Quirin Heinrich Pfeil, Würt. Rath und Hofgerichtsassessor, auch Bebenhausen'scher Vogt zu Lustnau, seine Mutter Anna Maria, geb. Zeller. Er war im J. 1734 Würt. Gesandter beim Reichstag und später in den vierziger Jahren Würt. wirklicher Regierungsrath und Präsident des Tutelarraths, zuletzt auch preußischer Minister und Gesandter bei dem schwäbischen und fränkischen

Kreise — ein frommer Staatsmann. Er schloß sich aufs innigste an Bengel an, dessen Ideen über die Offenbarung er sich ganz besonders zu eigen machte, so daß er eigentlich der Sänger der apokalyptischen Ideen Bengel's genannt werden kann. Er starb zu Deufstetten bei Crailsheim, wo er auf seinem Gute sich aufhielt, am 14. Febr. 1784. Seine Schwester, Christina Beata, war seit 1737 verheirathet mit W. L. Oetinger, Stadt- und Amtsphysikus in Tuttlingen.

Er dichtete viele geistliche Lieder von eigenthümlicher Art. Sie sind in zwei Hauptwerken enthalten: „Evangelischer Liederpsalter von Chr. C. L. v. Pfeil, herzogl. Würt. wirklicher Regierungsrath und **Praes. consil. Tutelaris.** Stuttg. 1747"; vorangedruckt ist ein Gutachten Bengel's dd. 10. Juni 1747, und „Apokalyptische Lieder von der offenbarten Herrlichkeit und Zukunft des Herrn. Tüb. 1753."

Sibylle

Riegerin, Magdalena Sybilla, Tochter des Prälaten **Weißensee** (vgl. S. 293), wurde am 29. Dez. 1707 zu Maulbronn geboren, als ihr Vater daselbst noch Klosterpräceptor war. Ihre Pathin war die verwittwete Frau Herzogin Magdalena Sybilla von Würtemberg, die Mutter Eberhard Ludwigs,* von der sie auch ihren Taufnamen erhielt. Von ihrer Kindheit schreibt sie selbst:

„ich sog ein Kopfweh schon an Mutterbrüsten ein
und trat gleich als ein Kind in diesen Leidensorden."

Da sie nämlich noch in Mutterleib war, hatte ihre Mutter großen Schrecken bei dem Raubeinfall der Franzosen durchzumachen; beide Eltern flüchteten, von beständigem Kriegslärm umschwärmt, nach Schwäbisch-Hall, wobei der Wagen zweimal umstürzte. Kaum war sie aber zehn Wochen zur Welt geboren, so mußte sie im Merz 1708 bei dem Aufzug ihres Vaters als Klosterpräceptor zu Blaubeuren eine beschwerliche Reise über die rauhe Alb mitten im tiefsten Schnee mitmachen, während der sie keines Bettleins oder Wiege zu genießen hatte. Diese Umstände mögen wohl der Grund der Kränklichkeit und der außerordentlichen Nerven- und Kopfleiden gewesen seyn, mit denen sie ihr ganzes Leben lang zu kämpfen hatte. Als Kind hatte sie auch einmal die bewahrende Gnade Gottes, die über ihr junges Leben wachte, recht deutlich zu erfahren; sie spielte hinter dem Kloster an dem dort befindlichen Blautopf, der Quelle des Blauflüßchens, und stürzte hinein in das tiefe Wasser; allein Gott rettete sie durch einen Maurer, der gerade auf dem nahen Dach arbeitete und sie alsbald herauszog. Weil ihrem Vater seine zwei hoffnungsvollen Söhne gestorben waren, so erklärte er sie für seinen Sohn, weßhalb er sie auch weiter führte, als es sonst bei Mädchen gewöhnlich ist; er

* Diese, die Tochter Ludwigs VI. von Hessen-Darmstadt, war selbst auch eine geistliche Dichterin. Ihre Lieder im Stuttgarter Gesangbuch oder Hedinger's Herzenklang vom J. 1713 sind: „Ach, treuer Gott, barmherzig's Herz" — „Fahr hin, o Eitelkeit" — „Hallelujah mit Freuden" — „Hier liegt mein Heiland" — „Nun so komme mein Verlangen" — „Was ist doch höher" († 9. Aug. 1712).

machte sie unter den außerordentlichsten Fortschritten nicht allein mit der h. Schrift auf's genauste bekannt, sondern lehrte sie auch Natur- und Weltgeschichte. Sie genoß so sehr seiner Liebe, daß sie fast stets um ihn blieb; unter des Vaters Anleitung sang und spielte sie auf dem Clavier und übte sich in der Dichtkunst. Ihre Körper- und Geisteskräfte entwickelten sich nun schnell, doch verließ sie von ihrer ersten Lebenszeit an das Kopfweh keine Stunde, worüber sie den Herrn mit den Worten pries:

Doch der ist treu und liebevoll,
Er hat es gut mit mir gemeint,
Mir so den Sündenweg verzäunt,
Daß ich der Höll' entrinnen soll;
Dieß sollt' mich von der Welt entfernen,
Nur Demuth und Geduld zu lernen.

Ehe sie noch sechzehn Jahre alt war, am 31. Aug. 1723, verheirathete sie sich mit Emmanuel Rieger, damals Stadt- und Amtsvogt in Blaubeuren. Sie fand an ihm einen frommen Lebensgenossen und gewissenhaften, gegen alle seine Nebenmenschen liebreichen, für Gottes Ehre eifernden Mann; er war der Bruder des theuren Gottesmannes Georg Conrad Rieger, Stadtspezials in Stuttgart, und Sohn Joh. Mich. Rieger's, Gerichtsverwandten in Cannstatt, und hatte ein Jahr lang, auf Empfehlung seines Bruders, die Kost in Weißensee's Haus, wo er dessen geistreiche und sittsame Tochter kennen lernte. Als sie den Ehebund geschlossen hatten, verfaßte er ein Gebet, in dem er Gott darüber so anredete: „In meinem Ehestande lasse mich und meine Ehegattin in deiner Furcht wandeln, leite uns in deiner Wahrheit, erhalte uns im Glauben und Vertrauen an dich, befestige unsere Herzen in wahrer Liebe, stärke uns in der Hoffnung, stehe uns bei im Kreuz, erhöre unser Gebet, segne unsere Nahrung, und erhalte uns zum ewigen Leben." Bei dieser Sinnesart führten sie auch eine recht glückliche, von Gott mit Frieden gesegnete Ehe, und die mit zärtlicher Liebe an ihrem Vater hängende Tochter durfte so vier Jahre lang noch mit ihrem Vater zusammenleben, bis derselbe im Mai 1727 als Prälat von Hirsau nach Stuttgart berufen wurde.

Im J. 1730 kam sie nach Calw, wo ihr Mann als Rath und Vogt angestellt wurde, und in diesem Jahre war es auch, daß sie anfieng „zu Gottes Preis die Nebenstunden einzurichten und was zu reimen und zu dichten". Die schönen Früchte davon sind „andächtige Sonntagsübungen", die sie als ein herrliches Muster einer Gott und Menschen wohlgefälligen Sonntagsfeier auf jeden Sonn- und Festtag im Kirchenjahr, siebenundsechzig an der Zahl, aufsetzte. Sie sang dieselben am Clavier und bereitete damit ihrem Gatten manche Freude. Zugleich erfreute sie auch, von ihrem Manne aufgemuntert, dem sie ihre Erstlingsversuche gewidmet hatte, ihre Anverwandte und Freunde mit allerlei lieblichen Gelegenheitsgedichten, die sich durch edle Einfachheit im Schriftton auszeichnen.

Schon nach einem Jahr, im J. 1731, erhielt ihr Mann die Amtsvogtei Stuttgart, mit dem Nebenamt eines Rentkammer-expeditionsraths. So war sie nun wieder nach bloß fünfjähriger Trennung mit ihren geliebten Eltern zusammen; neun Jahre lang sollte ihr dieß vergönnt seyn, bis ihr Vater im J. 1740 abermals von ihr getrennt wurde, indem er als Prälat in's Kloster Denkendorf kam. Zuvor ward sie von allerlei Trübsalen heimgesucht, die sie aber mit Geduld und Gott ergebener Fassung trug. Die Nerven- und Kopfleiden wurden in ihrem Ehestand immer heftiger und sie hatte es zu erfahren, daß bei ihr ein gesunder und starker Geist in einem kränklichen und schwächlichen Körper wohnen mußte. Im J. 1737 hatte sie besonders viel durchzumachen an einem lang anhaltenden Magenkrampf, sie dichtete aber darunter ein Gebetslied zu Gott, worinn sie unter Anderem sagt:

„Fahr fort mit deiner Zucht, beug selbsten meinen Rücken,
Damit ich mich recht lern' in deine Wege schicken,
Und mach' mein Herz vor dir geduldig, willig, still,
Bis du den Zweck erreichst, der mein Heil schafft und will.
Heißt aber mich dein Rath, aus Mesech's Hütten fliehen —
Dein Will' ist auch mein Will' — ich werd' ihn gern vollziehen;
Hier bin ich deine Magd, mach's nur durch Jesu Blut
(Dieß einz'ge ding' ich aus) mit meinem Ende gut."

Das Jahr darauf verlor sie am 25. April ihren hoffnungsvollen Sohn, Philipp Conrad, durch den Tod. Auch hier suchte sie in der heiligen Dichtkunst vor Gott Trost und sang ein Lied, das mit den Worten beginnt:

„Nein! nein! verborgner Gott, ich will mich nicht beschweren;
Was du thust, ist und bleibt gut, heilig und gerecht."

und also schließt:

„Ach Vater! laß mir dieß zu Trost und Heil gereichen,
Aus dieser Thränensaat schaff' viele wahre Frucht;
Daß du mein Heil begehrt, sey dieß das Gnadenzeichen,
Das ist das einzige, das meine Seele sucht.
Bereite mich nun selbst auf dieser Kummererde,
Daß ich dir, wie mein Kind, auch so gefällig werde."

Wie einst in ihrer Jugend, so hielt Gott auch im J. 1742 seine schützende Hand über ihr Leben; als sie nämlich einsmals ausfuhr, giengen ihre Pferde mit dem Wagen, in dem sie saß, durch, sie wagte aber in dieser augenscheinlichen Lebensgefahr einen kühnen Sprung vom Wagen und blieb unverletzt.

Alle möglichen Heilmittel hatte sie bereits gegen ihre körperlichen Leiden versucht, aber immer fruchtlos; Alles half ihr nichts, es ward vielmehr nur immer ärger mit ihr, wie einst bei dem Weibe, das zwölf Jahre den Blutgang gehabt (Mark. 5, 25. 26.). Der vielen vergeblichen Arzneien, sammt der Lust zu leben, ganz überdrüssig, nahm sie wieder ihre Zuflucht nebst dem Gebet zur Poesie und ihrer anmuthigen Schwester, der Musik. Da bekam sie die Gedichte des fürstlich Weißenfels'schen Arztes **Dr.** D. W. Triller, Verfassers von 154 geistlichen Liedern, zur Hand; diese flößten ihr das Vertrauen ein, er werde ihre

Leiden am besten zu beurtheilen und zu lindern wissen. Sie wandte sich daher an ihn in einem poetischen Schreiben und klagte ihm ihre Noth. Hier schreibt sie unter Anderem von ihrer Person:

> „sie sucht und findet zwar die wahre Pharmacee
> in ihres Heilands Blut, in seinen tiefen Wunden,
> in dieser Uebergab: Herr, nur dein Will geschech,
> so oft sie Trost bedarf, auch in den schwersten Stunden,
> die stärkt sie mit Geduld, ihr schwacher Glaube siegt,
> wenn gleich Vernunft und Muth bisweilen unterliegt."

Seine vorgeschlagenen Mittel thaten nun auch wirklich die erwünschte Wirkung, wenigstens so, daß die Schmerzen sich bedeutend verminderten. Zugleich bat sich Triller von ihr ihre sämmtlichen Gedichte aus, da ihr schönes Talent ihn anzog. In ihrer Bescheidenheit bedachte sie sich lange, ihm dieselben zu senden; endlich gab sie Triller's wiederholten Bitten nach, und dieser, überzeugt, welchen Dienst er dadurch den Freunden einer einfach biblischen Poesie leisten würde, gab dieselben im Druck heraus unter dem Titel: „Frauen Magd. Syb. Riegerin geb. Weißensee Versuch einiger geistlichen und moralischen Gedichte in den Druck gegeben rc. von D. W. Triller, **Phil. ac Med. Doctor** und **Archiatr. Nassoviensis. Frankf.** 1743." Es waren dieß ihre geist- und spruchreichen siebenundsechzig andächtigen Sonntagsübungen in Liedern. Sie wurden überall mit großem Beifall aufgenommen und bewogen die Universität Göttingen, die Verfasserin kraft der dieser Universität von Kaiser Carl VI. verliehenen Vollmacht zur kaiserlichen gekrönten Dichterin zu weihen und ihr den Lorbeerkranz zu übersenden. Dieß feuerte sie an, noch mehr zu dichten, und so konnte Triller bald eine zweite Sammlung ihrer Gedichte erscheinen lassen unter dem Titel: „Magd. Syb. Riegerin rc. geistlich- und moralischer, auch zufällig vermischter Gedichte neue Sammlung. Stuttg. 1746."

Ein schwerer Schlag traf sie aber im J. 1758 durch den schnellen Verlust ihres geliebten Mannes, von dem sie in einem ihrer Gedichte sagen konnte:

> „ein Mann nach meinem Herzen,
> Ein Herz mit mir in Freud und Schmerzen."

Acht Jahre zuvor war derselbe Stadtvogt von Stuttgart und Regierungsrath geworden, in welchem Amte er in Gemeinschaft mit seinem Bruder, Georg Conrad, zum größten Segen Stuttgarts wirkte, den jetzt noch bestehenden Armenfonds zur Verpflegung der Armen gründete und eine Armenordnung verfaßte. Gott war mit ihm und gab ihm Kraft und Klugheit zu seinem Werke. Schon seit 1757 hatte er sich in der Stille zum Tod bereitet, indem er die Abnahme seiner Kräfte spürte und sich ohne Vorwissen seiner Frau das Buch: „Adamis versüßte Todesbitterkeit. Leipz. 1721" gekauft und demselben Bemerkungen beigeschrieben hatte, wie z. B.: „Gib mir den Glauben Hiobs, daß ich wisse, daß mein Erlöser lebe rc." Da reiste er am 6. Febr. 1758, an welchem Tage sein Schwiegervater seinen sechsundachtzigsten Geburtstag feierte, ohne seine Frau,

die eine Krankheit zurückhielt, nach Denkendorf, um mit den übrigen Kindern an dieser Familienfreude Theil zu nehmen. Ueber Tisch wurde ein Lied vorgelesen, das seine Frau auf diesen Tag gedichtet hatte, was ihn bis zu Thränen rührte. Er schrieb den Schmerz der Abwesenheit seiner Frau zu, allein plötzlich wurde er, da die Familie noch zu Tische saß, von einem Schlagfluß befallen und schnell nach Stuttgart zurückgebracht, zu nicht geringem Schrecken und Jammer seiner selbst sehr leidenden Frau, wo er dann zwei Tage darauf starb. So ward sie unerwartet schnell eine Wittwe, in welchem Stande sie noch achtundzwanzig Jahre lang zu Stuttgart lebte — als eine rechte Wittwe, die ihre Hoffnung auf Gott stellet und bleibet am Gebet und Flehen Tag und Nacht (1 Tim. 5, 6.). Endlich durfte sie nach vollbrachtem Pilgerlauf am letzten Tag des Jahres 1786 im einundachtzigsten Lebensjahr heim zum Herrn.

(Quellen: Der von der Dichterin selbst in poetischer Form verfaßte Lebenslauf im Anhang zur zweiten Sammlung ihrer von Triller im J. 1746 herausgegebenen Gedichte. — Der Lebenslauf Emmanuel Rieger's im Christenboten. Jahrg. 1832. Nro. 7. — Jak. Brucker's Bildersaal enthält der Dichterin Bildniß von schönem, heiterem Angesicht, voll männlichen Geistes.)

v. **Moser**, Johann Jakob, aus einem ansehnlichen Geschlecht in Würtemberg mit dem adelichen Beinamen „von Filseck und Weilersberg", wurde geboren den 18. Jan. 1701 zu Stuttgart, wo sein Vater Expeditionsrath war. Seine Mutter, Helena Catharina, eine geb. Misler, war eine Anverwandtin des Würt. Reformators Johannes Brenz. Schon in früher Jugend zeigte er hervorragende Gaben und hatte bereits in den Knabenjahren eine große Begierde, Bücher zu schreiben, wie er auch einmal seinem Vater keine Ruhe ließ, den Ausschuß von feilgebotenen Büchern eines Buchhändlers, 1200 Stück zu einem Kreuzer per Band, meist theologischen und philosophischen Inhalts, zu kaufen. Diese las er alle durch, während seine Kameraden spielten. Die göttliche Gnadenhand bewahrte ihn in dieser Zeit mehreremal auf eine recht augenscheinliche Weise in Lebensgefahren aller Art vor dem Tod. Nach dem Tode seines Vaters, im J. 1717, bezog er als sechzehnjähriger Jüngling die Universität Tübingen, um die Rechte zu studieren. Er arbeitete hier so fleißig, daß er sich alle Morgen um zwei Uhr durch den Nachtwächter wecken ließ; schlechte und wollüstige Gesellschaft mied er und suchte dagegen fleißige und gesittete Studenten auf. Auch hier suchte ihn die erbarmende Liebe Gottes, ohne daß er es für jetzt beachtet hätte; er ward nämlich auch hier aus allerlei Lebensgefahren, namentlich einmal vom Ertrinken im Neckar, gerettet.

Schon im neunzehnten Jahr ließ er sich von eitler Ehrsucht, doch auch von dem Wunsche geleitet, seiner Mutter, die sieben Kinder zu ernähren hatte, nicht mehr lästig zu fallen, zum außerordentlichen Professor der Rechte in Tübingen machen, und hielt Vorlesungen. Er hatte jedoch manche trübe Stunde, weil sich bei dem jungen Professor keine Zuhörer einfinden wollten. Deßhalb reiste er,

nachdem er sich von dem Herzog den Regierungsrathstitel erbeten hatte, im Herbst des Jahrs 1721 mit wenigem Geld und in schlechter Figur nach Wien, um dort sein Glück zu machen. Hier fand er bald Zutritt in vielen vornehmen Häusern, besonders auch beim Kaiser Carl VI. selbst; ja, der Prälat von Göttweig bot ihm sogar aus Auftrag des Reichskanzlers ein ansehnliches Amt, und die beste Versorgung an, wenn er katholisch werden wollte. Moser berichtet hievon selbst: „Arm war ich zwar, und ich hatte damals bei „einem so ehrbaren und tröstlichen Wandel, daß man mich vielfältig „Andern zum Muster eines tugendhaften, jungen Mannes vorstellte, „keinen Funken wahrer Religion, nicht einmal einer natürlichen, ob= „gleich ich mich's gegen Niemand merken ließ; aber ich lachte bei „diesem Antrag doch herzlich und sagte zu dem Prälaten: „„Der „„Handel kommt mir verdächtig vor; er biete mir gleichbald freiwillig „„auf meinen Luther so viel auf; wenn er gesagt hätte, ob ich nicht „„tauschen wolle, so hätte ich es in Ueberlegung ziehen können, da „„er mir aber, gegen Vertauschung meiner Religion mit der seinigen, „„zu der seinigen so viel zulege, so müsse seine Waare schlechter seyn, „„als die meinige."" Nachdem er nun in Stuttgart im J. 1722 sich mit Friederike Rosine, Tochter des herzogl. Oberraths J. J. Vischer, verheirathet und einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, eine Anstellung im Vaterland zu erhalten, gieng er wieder allein nach Wien, wo er am Reichsvicekanzler, Graf von Schönborn, einen Gönner hatte, und besorgte diesem manche schriftliche Arbeiten. Der Verdienst wollte aber nicht recht zureichen, ihn in Wien und seine Frau mit dem Kinde in Stuttgart zu ernähren. Einsmals hatte er nur noch einen einzigen Gulden und gerade hatte ihm auch seine Frau dringend um Geld geschrieben, so daß er schweren Herzens war; da ließ ihn Graf Schönborn zu sich rufen, kam ihm mit einem Hut voll Geld entgegen, das ihm der Kaiser, der gehört hatte, daß er im Gedränge sey, zustellen ließ; zugleich sicherte er ihm einen ansehnlichen Gehalt zu, worauf er nun von allen Seiten ausgezeichnet wurde. So durfte er die göttliche Hand erkennen, die, wie sie die Vögel unter dem Himmel versorgt, die nicht säen und erndten, auch ihn versorgt hatte den Tag vor Abend. Doch stellten sich bei ihm nach einiger Zeit durch seine angestrengten Arbeiten allerlei körperliche Leiden ein.

Darum, und um den gefährlichen Versuchungen zum Abfall von der evangelischen Kirche, wofür ihm stets ein hoher Preis geboten wurde, zu entgehen, nahm er den Antrag des würtembergischen Hofs, ihn als wirklichen Regierungsrath mit vollem Gehalt anzustellen, an, und ward am 25. Juni 1726 in das Collegium der Regierungsräthe zu Stuttgart als fünfundzwanzigjähriger Jüngling eingeführt. Hier zeichnete er sich durch strenge Pünktlichkeit und unerschütterliche Gerechtigkeit aus; im J. 1729 aber kam er, weil er sich dem Willen der berüchtigten herzoglichen Maitresse, Grävenitz, nicht

fügen wollte, als Professor der Rechte nach Tübingen, und lehrte dort von 1729—1732 sein Lieblingsfach, das deutsche Staatsrecht, mit außerordentlichem Beifall. Jetzt hatte er großen Zudrang, aber auch von Neidern viele Plackereien und Feindseligkeiten zu erdulden. Hier geschah es nun, daß er, der zwar stets eine gewisse Gottesfurcht in sich trug, aber doch dabei an den wichtigsten Wahrheiten der Religion zweifelte, zum lebendigen Christenthum bekehrt wurde. Ein Bedenken Spener's, der einen Naturalisten mit Joh. 7, 17. gründlich abgewiesen hatte, war davon die segensreiche Ursache. Nun erkannte er den bösen Grund seines Herzens und sah ein, daß er so nicht könnte selig werden, weßhalb er freudig nach dem Evangelium griff. Zu gleicher Zeit war auch, vor ihm verborgen, bei seiner Frau eine solche Herzensveränderung vorgegangen, und als diese Eheleute, bei denen so die Gnade Gottes eine Zeit lang verborgen gearbeitet hatte, ohne daß sie sich etwas darüber mittheilten, aus Furcht, es möchte eines dem andern hinderlich seyn, einsmals bei einer Landspazierfahrt ihre Herzen gegenseitig aufschlossen, da war ihre Freude groß, und sie liebten sich nun aus diesem Grunde ganz von Neuem und noch viel herzlicher, als jemals. Nun fiengen sie mit einander das Herzensgebet an und suchten den Verkehr mit christlichen Leuten; es sammelte sich nach und nach ein Häuflein ernster Seelen um den Professor und es bildete sich eine Erbauungsstunde, die Moser mit großem Segen hielt. Seine Vorbilder waren Spener und Franke, deren eifriger Schüler er wurde.

Neben vielem feindlichen Druck wegen seiner Schriften, weßhalb er 1732 seine Professorstelle niederlegte, gieng es bei ihm nun auch im Leiblichen durch manche Noth und Sorgen, so daß die Hausfrau oft verzagen wollte. Moser tröstete sie aber, es seyen nur Prüfungen des Glaubens. Da war er einmal fast ganz ohne Geld, so daß er dem Briefträger nicht einmal das Porto bezahlen konnte, das fünf Thaler ausmachte; aber siehe da! in dem Brief selbst lagen zehn Louisd'or, die ihm der Bischof von Hildesheim zum Geschenk machte. Dadurch ward nun das Vertrauen der Eheleute auf Gottes Hülfe so gestärkt, daß sie, wenn der Vorrath in Zukunft zu Ende gieng, ruhig die Hülfsstunde Gottes erwarteten, der sie auch nie zu Schanden werden ließ.

So ward Moser denn auch, nachdem der Herzog Alexander im J. 1733 zur Regierung gekommen war, in demselben Jahr wieder auf seine Regierungsrathsstelle nach Stuttgart berufen. Mit Thränen nahm er zu Anfang des Jahrs 1734 Abschied von Tübingen, wo er so viele Seelen für die Ewigkeit gestärkt hatte. Als er vor die Stadt gekommen war, gaben sie ihm unter Gesang und mit Segenswünschen das brüderliche Geleite. In Stuttgart erquickte er sich besonders an den Predigten des frommen Stadtpfarrers zu St. Leonhard, G. Konrad Rieger, und des Hofkaplans Oechslin. Es war-

teten aber seiner zahllose Geschäfte, die er mit unglaublicher Thätigkeit und Schnelligkeit erledigte. Es wurde ihm das unter der Regierung des katholischgewordenen Herzogs Alexander doppelt wichtige und schwierige Departement der Religionsangelegenheiten übertragen. In dieser Stellung verschaffte er dem Consistorium das Recht der unmittelbaren Besetzung der Pfarrstellen, das ihm Eberhard Ludwig entzogen hatte, aufs Neue wieder, denn er hatte die Ansicht, daß nicht durch Niederdrückung, sondern durch Erhebung der Kirche auch dem Staat Segen zufließe. Gegen Separatisten zeigte er viel Milde und liebreiche Schonung. Als aber einst der katholische Graf Fugger bei Gruppenbach eine katholische Kirche und Kloster wider Fug und Recht erbaute, ließ er mit durchgreifender Entschiedenheit Kloster und Kirche schleifen. Jesum wollte er aus keinerlei Menschenfurcht verleugnen, deßwegen gieng er auch einmal, als der Herzog allen Kanzleiverwandten bei Strafe befohlen hatte, mit ihren Weibern und erwachsenen Töchtern auf dem Carneval sich einzufinden, nicht auf den Ball und ließ auch Niemand von seiner Familie dazu; der Herzog wagte es nicht, ihn darüber anzutasten. Aufgefordert durch Rieger hielt er auch als Regierungsrath Erbauungsstunden, und hatte die Freude, daß auch seine Mutter und seine Geschwister mit ihren Ehegatten in eine nähere Geistesgemeinschaft mit ihm traten.

Zu Anfang des Jahrs 1736 nahm er jedoch den Ruf nach Frankfurt a. d. O. als Professor und Direktor der Universität mit dem Titel Geheimerrath an und zog im Mai dorthin. Da sah es aber betrübt aus und alle seine redlichen Bemühungen, der Universität aus ihrem tiefen Verfall herauszuhelfen, wollten nicht anschlagen. Er hatte in seinem Amt viel Verdruß, der an seiner Gesundheit nagte, so daß er oft an heftigen Kopfschmerzen und Engbrüstigkeit, überhaupt an hypochondrischer Melancholie zu leiden hatte. In dieser Leidensschule, in der er inbrünstig nach bleibendem Frieden und Ruhe in Gott rang, geschah es, daß er in seinem inwendigen Glaubensleben einen schönen Segen davontrug; er gelangte nämlich zu einer bleibenden Versicherung der Vergebung seiner Sünden, durch die er nun ganz der Gnade leben lernte, während er seither immer noch in Selbstgefälligkeit durch eigene Werke und ein heiliges Leben schön zu werden gesucht hatte. Von da an rechnet er seinen eigentlichen Gnadenstand.

Lange schon hatte er sich gesehnt, von Frankfurt erlöst zu werden, da kam mit einemmale ein Schreiben des Königs von Preußen, vom 14. Febr. 1739, das ihn seines Amts in Frankfurt in Gnaden enthob. Er hatte nun zwar für sich und seine Familie, die aus sieben Kindern bestand, nicht zu leben; allein mit jenem Schatz der Gewißheit der Sündenvergebung im Herzen und mit dem unbedingtesten Vertrauen auf Gottes Vorsehung machte er sich mit den Seinen auf den Weg nach Ebersdorf im sächsischen Voigtlande, wo die gräflich Reuß'sche

Familie residirte und sich allerlei Gelehrte und ernstliche Christen aufhielten (s. S. 260). Hier verlebte er acht Jahre. Er hatte keine Besoldung, nur ein geringes Vermögen, und ließ dazu noch sein großes Werk über das deutsche Staatsrecht, das er hier größtentheils schrieb und durch das er sich einen Ruf in ganz Europa erwarb, auf eigene Kosten drucken, so daß es oft so knapp bei ihm hergieng, daß er einmal mehrere Wochen hindurch nur noch zwölf Kreuzer baares Geld für sich und sein Haus hatte. Und doch genoß er Ruhe und Freude im Vertrauen auf den Gott, der die Vögel nährt und die Lilien kleidet. Von hier aus hatte er in verschiedenen Landes- und Reichsangelegenheiten und im Auftrag mehrerer Fürsten mancherlei Geschäftsreisen zu machen, auf welchen ihm manche Lebensgefahr drohte. So wäre er einmal beinahe einen jähen Abgrund mit seinem Reisewagen hinabgestürzt, und ein anderesmal hatte er bei einer Ueberschwemmung sich und seine Frau auf einem morschen Balken über das Wasser zu retten. Aber auch hier half ihm Gottes wunderbare Rettershand sichtlich durch. Als jedoch in Ebersdorf, wo damals Steinhofer, der nachmalige Dekan von Weinsberg, Hofprediger war, Zinzendorf immer mehr Eingang fand und die Ebersdorfer sich gänzlich mit der Herrenhut'schen Brüdergemeinde vereinigten, gefiel es ihm nicht mehr, indem das Herrenhut'sche Wesen mit seinem einfachen und nüchternen Christenthum nicht übereinstimmte. Als nun Steinhofer ihn endlich, weil er sich unverholen dagegen ausgesprochen hatte, vom Abendmahl ausschloß, sprach er ganz erfreut: „Strick ist entzwei und ich bin frei!“ und verließ Ebersdorf, um zum Landgrafen Friedrich Carl zu Hessen-Homburg zu ziehen, der ihn als Geheimerrath anstellte, um sein Schuldenwesen und die Regierungsangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Als dem Landgrafen aber die Beschränkungen, die Moser, eintreten ließ, nicht mehr länger behagten, zog er sich nach Hanau zurück und schrieb dort mit größtem Fleiß Bücher.

Auf einen erhaltenen Antrag zog er endlich, seinen Geheimerrathstitel zurücklassend, im Oktober 1751 als einfacher Landschaftskonsulent nach Stuttgart, getrieben von redlicher Vaterlandsliebe. Anfangs genoß er selbst das Vertrauen des Herzogs Carl, der seit 1744 regierte und ihn über Vieles befragte, auch ihm einmal schrieb: „Wollte Gott, es dächte ein Jeder so patriotisch, wie der Herr Consulent und ich, es gienge gewiß Herrn und Lande wohl.“ Deßhalb faßte sogar, wiewohl mit Unrecht, die Landschaft ein Mißtrauen gegen ihren Consulenten und wollte sich längere Zeit in nichts mehr seiner bedienen. Als jedoch Graf von Montmartin ans Ruder kam, des Herzogs Herrschsucht ins Unglaubliche trieb und seinen schändlichen Lüsten allen Vorschub leistete, als man von der Landschaft gebieterisch „unbegränzten und unbeschränkten Gehorsam“ verlangte, gab es einen fortwährenden Krieg zwischen dem Herzog und der Landschaft, welche die Verfassungsrechte nicht wollte umstoßen lassen. Weil nun hiebei Moser als Con-

sulent der Landschaft stets das Wort führen mußte und das auch unerschrocken that, so fiel der ganze Haß des Hofs und des Grafen Montmartin auf ihn. Als der Herzog einst ohne Bewilligung des Landtags Geld aus der Landschaftskasse verlangte, hatte Moser geäußert: „Ehe ich wider Pflicht und Eid handeln wollte, ehe wollte ich meinen grauen Kopf hergeben.“ Da ward er einsmals, am 12. Juli 1759, vor den Herzog nach Ludwigsburg beschieden. Als er dort im Vorzimmer so lang warten mußte, bis er angemeldet war, sagte er geschwind noch, ehe er eintrat, zu einem anwesenden Geheimensekretär:

„Unverzagt und ohne Grauen
Soll ein Christ,
Wo er ist,
Stets sich lassen schauen.“ (Nro. 462, V. 7.)

Der Herzog kündigte ihm nun seine Gefangensetzung an wegen der respektswidrigen, ehrenrührigen Schriften der Landschaft, die er verfaßt habe. Sogleich wurde er unter Husarenbegleitung nach Hohentwiel abgeführt, wo er zwar ein ziemlich gutes Zimmer mit schöner Aussicht auf die Schweizeralpen erhielt, aber von einem sehr rauhen und lieblosen Commandanten im strengsten Gewahrsam gehalten wurde. In vier Jahren kam er nicht aus dem Zimmer; Niemand, selbst kein Geistlicher durfte mit ihm sprechen, nicht einmal der Gang in die Kirche war ihm vergönnt; kein Buch durfte er lesen. Als er heftig an Gliederschmerzen zu leiden anfieng, wollte man ihn nicht einmal pflegen; die Kost war längere Zeit nur für's Hungersterben; eingeheizt wurde im Winter so schlecht, daß er sich, ob er sich gleich mit allen möglichen Kleidungsstücken zudeckte, fast das Mark in den Gebeinen erfrieren lassen mußte. Als daher einmal der Commandant mit seinem Hund erschien, und dieses alte mürrische Thier gar freundlich gegen Moser that, sagte er, dadurch aufs Innigste gerührt, zu dem Commandanten: „Es gehe ihm, wie dem Lazarus. Weil sich die Menschen nicht über ihn erbarmen wollen, so bezeuge ihm doch dieses arme Thier sein Mitleid, so gut es könne.“ Das Härteste, was jedoch diesem Mann, dem das Bücherschreiben zur süßen Gewohnheit geworden war, begegnen konnte, war, daß man ihm gar kein Papier oder Schreibzeug gestattete. Er erhielt endlich eine Bibel und ein Steinhofer'sches Predigtbuch. Da erquickte er sich denn besonders an den Psalmen, und es giengen ihm oft die Worte bei:

„Wer da fühlet Davids Pein,
Weiß, was Davids Psalmen seyn.“

Namentlich hielt er sich an die drei letzten Verse von Psalm 91. Es war sein ernstlicher Vorsatz, als er „seine Universität Hohentwiel“ bezog, in der besten Erkenntniß und in der Gnade zu wachsen. Er hätte nun gern geistliche Lieder gedichtet, deren er schon im J. 1732 ein halbes Hundert herausgegeben hatte. Da machte er denn die Lichtputze zur Feder und die weißen Wände seines Kerkers zum

Papier. Zuerst kratzte er alle Wände mit Versen voll, so weit er hinaufreichen konnte, dann, um sie mit herausnehmen zu können, kratzte er damit sein Predigtbuch und seine Bibel voll, wo nur irgend ein leerer Raum zu finden war. Ueber tausend geistliche Lieder waren es, die er so hinkratzte und die nach seiner Befreiung gedruckt erschienen als Zeugnisse, wie tief er in der Erkenntniß Christi stand. Ein harter Schlag traf ihn im J. 1762 durch die Kunde von dem Tod seiner treuen Lebensgefährtin, die als eine edle christliche Dulderin hauptsächlich aus Kummer über ihres Mannes Schicksal dahinstarb. Auf dieß wurde er selbst an Hüftweh und Gliederschmerzen so erbärmlich krank, daß man sein Ende erwartete; auf sein Gesuch jedoch, daß ihm ein Geistlicher das h. Abendmahl reichen dürfe, wurde gar keine Antwort gegeben. Er erlangte aber seine Gesundheit auf eine ganz außerordentliche Weise wieder, obwohl er so schlecht war, daß er sich einer Krücke und eines Stocks bedienen mußte, und damit dennoch kaum einige Schritte weit sich schleppen konnte. Als er nun eines Morgens in der Bibel die Geschichte von der Heilung des Gichtbrüchigen gelesen und Jesu in seinem Herzen die Ehre gegeben hatte, daß er auch jetzt noch auf dem Thron eben dieß thun könne, wo er Glauben antreffe, kam gerade der Commandant zum erstenmal mit einem Arzt, der eine Arznei verordnete. Als diese kaum fort waren und Moser noch keine Arznei über den Mund gebracht oder ein sonstiges Heilmittel gebraucht hatte, stand er in Gedanken auf und fand zu seinem Erstaunen, daß er stehen und ohne Krücke und Stock einen Schritt — und noch einen Schritt — und endlich — das ganze Zimmer durchgehen könne ohne alle Schmerzen und von Stund an geheilt sey. Zum dankbaren Andenken nahm er nach seiner Befreiung die Krücke mit nach Haus.

Diese erfolgte nun endlich, nachdem sich die Landschaft klagend wegen dieser ungerechten Gefangenhaltung ihres Consulenten an den kaiserlichen Hof gewandt hatte. Der Herzog wollte ihn aber anfangs bloß unter der Bedingung frei geben, daß er unter Benennung seiner großen Fehler und Vergehungen um Gnade bitte. Dieß verweigerte Moser jedoch standhaft, indem er erklärte, er könne als ein nun auf der Grube gehender Mann seine Freiheit nicht mit dem Verlust seiner wohl und sauer erworbenen Ehre erkaufen und wolle lieber Alles standhaft abwarten, was ferner vom Herzog über ihn beschlossen werde und der Herr aller Herren ihm zulassen möchte. Endlich erfolgte am 6. Sept. 1764 ein Befehl des Reichshofraths zur alsbaldigen Entlassung Moser's, die denn auch am 25. Sept. 1764 erfolgte. Er gieng noch in den Gottesdienst, wo man gerade das Lied: „Sey Lob und Ehr dem höchsten Gut," sang; und reiste dann in einem wahren Triumphzug eines Märtyrers für Recht und Wahrheit nach Stuttgart. Ueberall, wo er durchkam, füllten sich die Straßen mit Leuten, die ihn segneten und zu sehen und zu sprechen begehrten.

So kam er in seinem Stuttgart wohlbehalten an, und ward wieder in sein Amt eingesetzt. Die schwere Gefangenschaft hatte seine Leibs- und Seelenkräfte nicht geschwächt, so daß er selbst sagte, es sey ihm wie dem Daniel ergangen, von dem erzählt werde: „Sie zogen Daniel aus dem Graben, und man spürte keinen Schaden an ihm, denn er hatte seinem Gott vertrauet" (Dan. 6, 23.). Er lebte nun noch einundzwanzig Jahre und der Herr „sättigte ihn mit langem Leben und zeigte ihm sein Heil", wie er nach Psalm 91. sich dessen in seinem Kerker getröstet hatte. Der Herr muß den viel geprüften und oft kränklichen Mann besonders gestärkt haben, denn selbst noch im höchsten Alter gieng er aufrecht und rasch, und hatte keine Runzel in seinem Angesicht, so daß die Fremden ihn oft den „alten Jüngling" nannten. Als im Jahr 1770 durch den Erbvergleich Frieden wurde zwischen dem Herzog und der Landschaft, kam es in der Landschaft selbst zu Streitigkeiten, indem von dem engern Ausschuß Rechenschaft über seinen Haushalt während der Landesirrungen verlangt wurde, die derselbe nicht geben wollte (vgl. S. 304 oben). Als Moser auch hier auf die Seite des Rechts und der Wahrheit trat, fiel der Haß des engern Ausschusses, der in dem Streit Sieger blieb, auf ihn, und er wurde seiner landschaftlichen Dienste entlassen; doch mußten sie ihm, wie er es gegen sie beim Kaiser durchgesetzt hatte, einen jährlichen Ruhegehalt von 1500 fl. bezahlen. Nun fieng sein Abend an, ein lieblicher Sabbath zu werden, alle Mißtöne verschwanden immer mehr und es trat freundliche Ruhe ein. Im ganzen Lande galt er hoch geachtet als ein ehrlicher Mann und selbst der Herzog wandte ihm seine Gnade wieder zu, und erklärte ihm persönlich, er wisse nun, daß er einen ehrlichen Mann, guten Patrioten und getreuen Unterthanen an ihm habe. Zwar vermißte er seine Lebensgefährtin stets schmerzlich, aber an seinen Kindern, die er aufs herzlichste liebte, ohne eine blinde Liebe zu ihnen zu haben, durfte er so viel Freude erleben, daß er selbst sagte, er dürfe sich kecklich unter die glücklichsten Väter rechnen. Bis ins hohe Alter schrieb er Bücher über Bücher, denn er war ein außerordentlich begabter Mann; er schrieb im Ganzen 500 Bände und sein Name erhielt einen europäischen Ruf.

Von Natur hatte er ein heftiges, schnelles Temperament, aber die Gnade milderte Vieles an ihm, unter deren Regiment er überhaupt sein ganzes Wesen stellte. Aufrichtigkeit und Geradheit, Redlichkeit und Wahrhaftigkeit waren so hervorstechende Züge bei ihm, daß sich eine Lüge, Falschheit oder Schmeichelei an ihm gar nicht denken läßt. Seine Hauptsorge aber blieb jederzeit, selig zu werden. Gegen sich selbst übte er daher ein strenges Richteramt. Er hatte nur Einen Wunsch, Gott auch im Sterben zu preisen und Andern dadurch zur Erbauung zu gereichen, wie er dieß in seinem Liede ausdrückt: „Lobend will ich schlafen gehen, loben sey mein letztes Wort."

Lieblich war denn nun auch sein Ende. Er freute sich recht auf seinen Tod, den er beim Antritt des Jahrs 1785 bestimmt vorhersah. Er bekam heftige Steinschmerzen, bei denen er aber nicht murrte und sich oft mit einem seiner Lieder erquickte, das mit den Worten beginnt: „Ich möchte heim." Zu seinem Freund, Regierungsrath Breyer, der ihn oft besuchte, hatte er einmal gesagt: „Sie werden sehen, ich be„komme ein sanftes Schlagflüßlein. Ich bitte den lieben Gott darum. „Da wird es heißen: „„Denn mein Tod wird seyn, als wenn ich schlief „„ein, weiß nicht, wie mir g'schicht."" Wie ist einem, wenn man ein„schläft? Man kommt vom Bewußtseyn, und dann ist Einer drüben. „Ach! wär' ich da! Ich sehe den Tod als eine rechte Wohlthat an." Wie er sich's gewünscht, so geschah ihm auch. Der Herr, der ihn „mit langem Leben gesättigt hatte," zeigte ihm nun auch noch „sein Heil." Als er beim Abendessen saß und zuvor noch eine ganz besondere Heiterkeit an seinem ganzen Wesen zu bemerken war, reichte er plötzlich seinem Freund die Hand, sank in den Sessel zurück und schlief ein. Sein Tod war das Einschlafen des Gerechten und geschah am 30. Sept. 1785. Den Seinigen hatte er noch hinterlassen: „Wenn ich gestorben bin, so gönnet mir die Ruhe und singet: Hallelujah!" — er durfte ja nun heim als ein Simeon von vierundachtzig Jahren.

Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 371. 462. 28. 608. 142.

Sein Urenkel ist der Oberamtmann Franz Knapp in Kirchheim, der jene Lichtputze noch in Händen hat.

Er dichtete im Ganzen 1200 geistliche Lieder, die ein köstliches Zeugniß ablegen von seiner christlichen Erkenntniß und Erfahrung. Schon im Jahr 1732 gab er zu Tübingen heraus: „Fünfzig geistliche Lieder," und 1757 eine „Sammlung von fünfundvierzig Krankenliedern." Die tausend Lieder, die er in seinem Gefängniß dichtete, gab er, sammt den frühern, in einer Gesammtausgabe heraus unter dem Titel: „Gesammelte Lieder, so zum Theil schon vormals gedruckt, zum Theil aber bisher noch ungedruckt gewesen. 1ter Bd. Stuttg. 1766. 2ter Bd. 1767." Es sind „Lieder vom wahren Christenthum" — „Lieder gegen das falsche Christenthum" — „Lieder über die gewöhnliche Beichtformel für Natürliche, Erweckte und Glaubige" — „Lieder für allerlei Personen, Umstände und Zeiten" — „Lieder vom Kreuz und Leiden" — „Lieder in Krankheiten, wie auch vom Tod, jüngsten Gericht, Himmel, Hölle und Ewigkeit." Im Jahr 1766 gab er auch noch heraus: „Lieder über Steinhofers Sonn-, Fest- und Feiertagspredigten," und „Lieder über die Grundwahrheiten der evangelischen Religion, nach Anleitung des W. Confirmationsbüchleins." Daneben war er der größte Hymnologe seiner Zeit. Er besaß eine Bibliothek von 250 Gesangbüchern, und wollte selbst ein Gesangbuch herausgeben, das fünftausend Lieder enthalten sollte; es erschienen aber davon bloß drei Theile unter dem Titel: „Evangelischer Liederschatz oder

glossirtes großes Würt. Gesangbuch mit einigen Nutzanwendungen. Tübingen 1730—1732."

Auch sein ältester Sohn, Friedrich Carl v. Moser, der als Hessen-Darmstädt'scher Minister und Kanzler, wie sein Vater, viele Trübsale und fürstliche Kränkungen zu erstehen hatte und 1798 als Privatmann zu Ludwigsburg starb, war ein trefflicher geistlicher Liederdichter.

(Quellen: Leben Joh. Jak. Moser's von ihm selbst beschrieben. Stuttg. 1777. — Züge aus dem Leben Joh. Jak. Moser's von K. Fr. Ledderhose. Heidelberg 1843. — Das Leben seiner Frau ist beschrieben in Krafft's „neuen Mittheilungen. Straßburg 1844" und im Christenboten. 1844. Nro. 35.)

Rieger, Philipp Friedrich, geb. zu Stuttgart im J. 1723 als der älteste Sohn des dortigen gesalbten Predigers und nachmaligen Stadtspezials Georg Conrad Rieger, der damals noch Professor am Gymnasium und Mittwochprediger war, und der Regina Dorothea, Tochter des Heinrich Scheinemann, Consistorial- und Kirchenraths, Neffe der Dichterin Magdalena Sybilla Riegerin (vgl. S. 322). Sein frommer Vater streute zwar frühe den Samen der Gottseligkeit in des Sohnes Herz, starb aber (im J. 1743) zu frühe für den sprudelnden Jüngling, der nun gerade in der gefährlichsten Zeit den Vater nicht mehr als Wächter und Leiter hatte. Bei seinen trefflichen Kenntnissen und ausgezeichneten Anlagen wurde er schon in seinem neunzehnten Jahr, im J. 1742, Auditor bei einem preußischen Kürassierregiment. Von da trat er kurz vor dem Ausbruch des siebenjährigen Kriegs im J. 1755 in den vaterländischen Kriegsdienst und wurde Regimentsquartiermeister und Hauptmann bei dem Kreisdragonerregiment, das zu Ludwigsburg lag. Er wohnte aber zu Stuttgart, weil seine Frau, die Tochter des Oberhofpredigers Dr. Eberh. Ludw. Fischer (vgl. S. 302) diese Stadt nicht verlassen wollte. Als ihm nun einsmals der Herzog den Befehl zuschickte, sich zum Regiment zu verfügen, sah er dieß als eine Ungnade an, und dachte jetzt auf Mittel, sich beim Herzog zu empfehlen.

Dieß gelang ihm auch bald. Er war im vollen Feuer der Jugend, rasch und unternehmend, und solche Leute liebte der Herzog. Ueber Alles wußte er mit seiner heitern Laune und durch sein geistreiches Wesen Reiz und Leben auszugießen. Den Werth dieser Eigenschaften erhöhte eine empfehlende Gestalt, das schöne Bild blühender Gesundheit und herkulischer Stärke, im Gang und Wesen eine angeborene Majestät, durch edle Bescheidenheit gemildert. Der junge Herzog fühlte sich vom Geist des jungen Rieger's bald genug bezaubert und es bildete sich in Kurzem ein unzertrennlich scheinendes Verhältniß zwischen Beiden. Rieger wurde des Herzogs Günstling und Gespiele, der an seinen Lieblingsabenteuern den thätigsten Antheil nahm. Als nun im J. 1757 das Kreisdragonerregiment mit den Reichstruppen in's Feld rückte, machte ihn der Herzog in den ersten

Tagen des Dezembers zum Major beim Generalstab und geheimen Kriegsrath und gab ihm verschiedene Aufträge, die er stets mit einer dem Herzog besonders angenehmen Schnelligkeit ausrichtete, wobei er ihm dann gewöhnlich etwas Neues zu erzählen wußte oder auskundschaftete, was der Herzog gern wissen wollte. So machte er sich diesem unentbehrlich, stieg bald zum Obersten, war, ohne den Titel zu haben, Vicepräsident des Kriegsdepartements, und hatte eine eigene Kanzlei und Kasse in seinem Haus, um das auszuarbeiten und auszuzahlen, was der Herzog nicht den gewöhnlichen Behörden übergeben wollte. Darüber erstattete er an den Herzog unmittelbar seine Berichte. Hatte dieser schnell Geld nöthig, so wandte er sich an Rieger, der dann oft nach einigen Stunden schon 20—30,000 fl. von bürgerlichen Familien zu Stuttgart herbeischaffte, die er pünktlich wieder befriedigte. Während aber der Herzog fort und fort im Strudel der Genüsse sich umtrieb, vergrub sich jetzt Rieger unter Akten und Büchern und widmete sich mit dem angestrengtesten Fleiß den Geschäften, deren er sich auch bald so geschickt und vollkommen bemächtigte, daß jede Angelegenheit von einiger Wichtigkeit durch seine Hand gieng. Aus einem Günstling und lustigen Gesellschafter war er nun nach Verfluß kurzer Frist erster Rathgeber und endlich Beherrscher des Herzogs und seines Landes geworden. Kein Weg zu diesem, als durch Rieger. Er vergab alle Aemter und Würden.

Dabei war er zwar dienstfertig und nichts weniger als berauscht durch die demuthsvolle Unterwerfung, mit der ihm selbst die Ersten des Landes begegneten; auch war er uneigennützig, so daß er dem, der ihm Geschenke bot, mit Stockschlägen drohte, und brauchte sein Ansehen nicht, sich zu bereichern, sondern um viele Glückliche zu machen, die ihm dann als dem Schöpfer ihres Wohlstandes huldigen sollten; dieß war der einzige Genuß, wornach er strebte. Allein dieser Ehrgeiz und Stolz, mit welchem er seinen Wirkungskreis allmählich auf alle Verwaltungsgegenstände ausdehnte, und sein feuriges Temperament, das ihn oft zu harten, unbesonnenen Handlungen hinriß, so daß er einmal einem Oberamtmann, der ihm unhöflich einen Brief beantwortet hatte, in dessen Kanzleistube mit seinem Stock eine tüchtige Tracht Schläge gab, weil der Herzog, dem er den Brief gezeigt, im Scherz geäußert hatte, ein solcher Brief verdiene eine Tracht Schläge, machten ihm viele Neider und Feinde. Durch die rücksichtslose Härte aber, mit der er den Herzog in seinen übertriebenen Militärplanen und seinem, die Rechte der Landschaft mit Füßen tretenden, verschwenderischen Treiben unterstützte, machte er sich vollends im ganzen Lande verhaßt. Als der Herzog im J. 1757 sechstausend Mann an Frankreich abgab, um sie gegen Friedrich den Großen in's Feld zu schicken, besorgte Rieger die Aushebung mit solcher Strenge, daß er die jungen Leute in den Häusern und sogar in den Kirchen überfallen und die Widerstrebenden in Ketten in die Kasernen ab-

führen ließ; als aber sofort im J. 1759 die Landschaft dem Herzog das Geld zur Unterhaltung seines übermäßig großen Soldatenstandes verweigerte, war es Rieger, der ihm rieth, das Landschaftsgebäude mit Militär zu umzingeln, und als dieß geschehen war, in den Landschaftssaal eintrat und der versammelten, eingeschüchterten Landschaft 150,000 fl. abpreßte.

Während Rieger so in der Gunst des Herzogs immer höher stieg, gieng ein anderer Günstling desselben, der Minister Graf v. Montmartin, voll Neid und Eifersucht insgeheim damit um, Rieger zu stürzen, damit er den Platz allein habe. Längere Zeit kämpften Beide mit aller Macht um den Alleinbesitz der Fürstengunst. Endlich gewann es Montmartin durch seine größere Schlauheit dem arglosen Rieger ab, der nichts von niedrigen Ränken wußte. Er bestach einen Schreiber in Riegers Kanzlei, der dessen Handschrift täuschend nachmachen konnte und es später auf dem Todtenbett bekannte, er habe für Montmartin falsche Adressen Riegers und einen falschen Brief schreiben müssen, in welchem Kleist, der General eines im J. 1762 bis Baireuth vorgedrungenen feindlichen preußischen Heers, an Rieger insgeheim die Mittheilung macht, daß er den Herzog für seine Feindseligkeit gegen Preußen in Stuttgart überfallen werde, und deßhalb mit Rieger unterhandelt. Montmartin schickte diesen Brief an Freunde nach Baireuth, die ihn dort auf die Post geben mußten, und als nun der Brief in Stuttgart angelangt seyn mußte, weckte er den darauf listig vorbereiteten Herzog, Nachts ein Uhr, daß er selbst mit ihm auf die Post gieng und den Brief wegnahm. Als er das falsche Machwerk gelesen, gerieth er in blinde Wuth und glaubte ohne alle nähere Untersuchung an Rieger's Verrätherei, von dem er wähnte, er werde dazu durch Haß gegen Montmartin und durch seinen Schwiegervater, den in der Landschaft als Prälaten sitzenden Oberhofprediger Fischer, verleitet worden seyn. Und nun brach jählings der Donnerschlag über Rieger los, der in vollkommener Sorglosigkeit davon nichts ahnete. Die Wachtparade war der gewöhnliche Ort, wo Rieger's Stolz die größten Huldigungen einnahm und er in einer kurzen Stunde einer Größe und Herrlichkeit genoß, für die er den ganzen Tag über Lasten getragen hatte. Eben dieser Ort nun, an dem er als einem Gott sich hatte huldigen lassen, wurde zum schrecklichen Schauplatz seiner tiefsten, erbarmungswerthesten Erniedrigung. An demselben Tage noch, an dem der Herzog jenen falschen Brief durch Montmartin in die Hände gespielt bekam, am 28. Nov. 1762, schickte er einen Leibhusaren an Rieger, er solle noch vor der Parade ins Schloß kommen. Als nun dieser sich entschuldigen ließ, weil er die Nacht krank geworden sey und zur Ader lassen müsse, indem sonst ein Schlagfluß zu befürchten stehe, wurde der Herzog noch mehr in seinem Verdacht bestärkt, und ließ ihm durch einen Adjutanten sagen, er müsse, so krank er sey, auf die Parade kommen. In dem Augenblick, da Rieger aus dem Kanzlei-

bogen arglos, mit seiner gewohnten Miene, auf den Paradeplatz (den jetzigen alten Schloßplatz) heraustrat, um sich dem Herzog zu nähern, gieng derselbe raschen Schritts ihm entgegen und riß ihm unter dem Ruf: „Schändlicher Verräther!" mit eigener Hand den Orden von der Brust, worauf Graf Wittgenstein ihm Degen und Achselschnur abnahm. Wie vom Donner gerührt konnte der Unglückliche nur noch die Worte stottern: „Ew. Durchlaucht sind falsch berichtet." Allein der Herzog rief: „Nur zu gut berichtet!" stieß ihm mit dem Stock auf die Brust und brüllte: „Fort mit dem schlechten Kerl!" Da ward nun Rieger von der Parade weg, Angesichts des ganzen Offiziercorps, in einem elenden Wagen, der am äußersten Ende des Paradeplatzes bereit stand, unter Husarenbedeckung und unter dem Hohngeschrei des Volks, das sich schnell auf den Straßen sammelte, zuerst auf die Festung Hohenasperg, und dann am 5. Dez. nach Hohentwiel abgeführt, wo schon seit drei Jahren der edle Landschaftskonsulent Moser, der die Rechte der Landschaft wider die Gewaltsstreiche des Herzogs, dessen Werkzeug Rieger war, heldenmüthig vertheidigt hatte, in Ketten und Banden seufzte.

Obrist von Reischach, der bei ihm in der Kutsche gesessen, übergab ihn dem Commandanten, Generalmajor v. Roman, der Rieger — obwohl mit Unrecht — Schuld gab, ihn beim Herzog übel angeschrieben und um sein Regiment und auf diesen Platz gebracht zu haben. Nun war er in des Feindes Gewalt, der ihn streng und hart hielt und in eines der schlechtesten Arrestantenzimmer, im zweiten Stock der Burg, ohne alle Aussicht von Innen und Außen und bloß mit einer Bettlade und einem Nachtstuhl versehen, sperren ließ. Rieger war es selbst, der einige Jahre zuvor, als er mit dem Herzog auf der Festung war, diese schlechtesten unter allen Zimmern der Burg als Arrestantenzimmer vorgeschlagen hatte. Der damalige Vikar in Hohentwiel, M. Siegel, nachmaliger Pfarrer in Laichingen, belauschte den Gefangenen in der ersten Nacht, die er in seinem Kerker zubringen mußte, und durfte zu seiner großen Freude hören, wie der Mann, vorher so viel, und nun in Nichts herabgesunken, mit größtem Eifer betete, und so laut, daß er Alles verstand. Es war aus dem Geist und im Geist gebetet, es floß wie eine Rede. Nach zwei Wochen wurde er auf drei Tage in ein besseres Zimmer, in dem vorher Consulent Moser gesessen, gebracht, bis die Zimmerleute ein Gerüst in sein Gefängniß hineingemacht hatten, mittelst dessen ihm das Essen hinuntergelassen werden konnte. Als er die Handwerksleute so arbeiten hörte, glaubte er nicht anders, als das Schaffot zu seiner Hinrichtung werde aufgeschlagen. In diesen drei Tagen las er die Leidensgeschichte Jesu und streute die erbaulichsten Anmerkungen in Absicht auf sich selbst dabei ein. War er damit fertig, so betete er, las ein Paar Lieder und fieng wieder von vornen an, wie er sich auch alsbald von der Frau des Commandanten eine Bibel und ein Gesangbuch

erbeten hatte. Es ist dieß sicherlich dem Segen seines vor Gott verklärten Vaters zuzuschreiben, auch ein Beweis, wie schwer gute, in der Jugend empfangene Eindrücke von Gott und seinem Wort sich ganz auslöschen lassen, daß ein solcher Mann nun so bald an Gottes Gnade sich halten konnte. Am vierten Tag wurde er in sein voriges Zimmer zurückgebracht, und von da an hörte er sechzehn Monate lang keines Menschen Stimme, sah keines Menschen Aug, nichts als Mittags und Nachts eines Menschen Hand, die sein Essen herunterließ, eine Laterne ansteckte, und, wenn er gespeist hatte, wieder auslöschte; in den langen Winternächten mußte er sechzehn volle Stunden in der Finsterniß harren. Den Gesang der Kirche konnte er hören, aber weiter nichts. Wie schmachtete er da nach einem Gottesdienst, wie sehnte er sich nach Zuspruch! Alles wurde verweigert, und er tief unter die Würde eines Menschen herabgesetzt; sein Zimmer wurde ihm nicht gereinigt, daß die Luft ganz verpestet wurde, kein Messer, keine Scheere zugelassen; Bart und Nägel waren der Natur überlassen. Rechts neben dem Ofen hatte er sein Plätzchen, auf welchem er knieend viele Stunden lang sein Gebet mit solcher Inbrunst und unter Vergießung so vieler Thränen täglich verrichtete, daß der Boden, auf welchen seine Thränen herabfloßen, ganz schwarz ward. Oft verlor er aber seine Fassung wieder und kam bei der heftigen, schnellen Aufbrausung, die ein Hauptzug seines Wesens war, in ein heftiges Jammern hinein, so daß man oft ganze Nächte lang auf dem Wall sein Wehklagen und Schreien vernahm. Das ganze Land aber sah in diesem jammervollen Schicksal das Walten der vergeltenden Gerechtigkeit Gottes.

Ein Mann nur nahm sich in christlicher Liebe des Unglücklichen an und erschien ihm als Engel des Trostes, — der ein halb Jahr nach Rieger's Gefangensetzung am 17. Juni 1763 in Hohentwiel neu eintretende Garnisonsprediger, Jak. Friedr. Dettinger, nachmaliger Waisenhauspfarrer in Stuttgart. Das Wehklagen des Gefangenen, das er so oft hörte, schnitt ihm durch's Herz, und obgleich der Herzog so erbittert über Rieger war, daß Niemand eine Fürbitte wagte, so machte er sich doch zu Fuß auf den Weg nach Stuttgart, und erbat sich beim Herzog eine Audienz, in der er erzählte, wie es dem Obersten ergehe, und freien Zutritt zu dem Gefangenen forderte, der ihm als Beichtkind angehöre und für dessen Seele er Gott verantwortlich sey. Der Herzog hörte ihn geduldig an und gab ihm den Befehl an den Commandanten mit, „daß Rieger in mildere Haft kommen und von dem Garnisonsprediger fleißig besucht werden solle." Freudig zog der edle Mann mit dieser Engelsbotschaft nun seine weite Straße heim und übergab, in Hohentwiel angelangt, noch bevor er seine Frau gegrüßt hatte, alsbald den herzoglichen Befehl dem Commandanten. Ohne Scheu trat er nun nach erhaltener Erlaubniß bei dem Gefangenen ein, der in der schauerlichsten Gestalt, mit lang gewachsenem Barte, als ein todähnliches Geripp, mit den tiefen Furchen des Grams

in dem erdfahlen Angesicht, auf einem unter seinen Thränen vermoderten Bette lag. Als ihn dieser sah, war er ihm gleich einer Engelserscheinung; er rief ihm auf rührende Weise entgegen: „Wie lieblich sind die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen!" Jesaj. 52, 7. Geduldig ließ er sich die Hände von ihm halten, während er geschoren, gereinigt und umgekleidet wurde. Er durfte nun die Gottesdienste besuchen und bisweilen auf der Veste spazieren gehen. Von nun an arbeitete Oettinger mit unermüdeter Treue und Geduld an dem tief verwundeten Gemüthe Rieger's. Anfangs wünschte er beständig seine Verurtheilung zum Tode; ja, er warf sich einmal vor Oettinger und dem Commandanten auf die Kniee nieder und bat sie mit einem Thränenguß und den höchsten Beschwörungen, sie möchten doch dazu helfen, daß das Todesurtheil über ihn beschlossen und ausgeführt werden möchte. Er berief sich dabei darauf, daß er von Gott im Gebet die unmittelbare göttliche Versicherung erhalten habe, daß es geschehen werde. Deßhalb wollte er auch lange keinen Trost und keine Beruhigung gelten lassen. Mehr und mehr gelang aber der unermüdeten Thätigkeit des treuen Seelsorgers die heilsame Kur an Rieger's Seele, und die Ermahnungen seines ehrwürdigen, in Gott ruhenden Vaters, die jetzt mächtig in ihm aufwachten, thaten das Ihre. Er kam zu immer gründlicherer Selbsterkenntniß und aufrichtiger Reue über seine Sünden und lernte nun am Muster des Sünderheilandes, der sein Trost ward, „stille seyn und schweigen, stille fortglauben und im Zagen unverzagt bleiben" (Nro. 123, 1 u. 5.). Er drang immer näher in den Genuß der Liebe Gottes ein und wurde in seinen schweren Banden ganz fröhlich, gelassen, mit Gott und in Gott vergnügt. Aus dem Worte Gottes, das er nun mit solcher Kraft las, als wenn es indeß sein einziges Studium gewesen wäre, sammelte er sich einen solchen Schatz in seiner Einsamkeit, daß Schubart, der nachmals auf Hohenasperg mit ihm zusammentraf (vgl. unten) bezeuget: „Es ist mir kaum jemals ein Mensch bekannt worden, der die Bibel so in Mark und Geist verwandelt hätte, wie dieser." Da konnte es also Rieger recht aus der Erfahrung singen: „Das beste Brod ist Thränenbrod" (Nro. 123, V. 3.). Er dichtete auch wirklich dieses Lied, mit Ausnahme von V. 5. 8 u. 9, ursprünglich mit einundzwanzig Versen, nach den Hauptzügen Jesu in der Leidensgeschichte, während seiner Gefangenschaft.

Endlich, nachdem er 1460 Leidenstage in seinem traurigen Kerker hatte zählen müssen, wurde er im Januar 1767 seiner Haft entlassen. Der Markgraf von Baden und der König von Dänemark, ein Garant der würtembergischen Verfassung, hatten sich für ihn beim Herzog verwendet, der nun, nachdem Montmartin, der niederträchtige Nebenbuhler und Todfeind Rieger's, durch die Uebermacht der öffentlichen Stimme, die ihm mit dem Galgen des Juden Süß drohte, und durch das Andringen der Landschaft gezwungen worden war, das Feld zu räumen,

milder gestimmt war. Er erschien nun in Stuttgart unter dem Titel eines dänischen Obersten, den er während der Verhandlungen über seine Loslassung erhalten hatte, und lebte geraume Zeit zu Stuttgart ganz still und verborgen im Schooß der Seinigen. Auf eine Einladung des damaligen Prinzen Louis, nachmaligen Herzogs Ludwig Eugen, Bruders des Herzogs Carl, der sich in Wasserloo bei Hanau aufhielt und ihm schrieb: „tant que vous a fait mal mon frère, tant que vous ferai bien," begab er sich eine Zeitlang zu demselben und hielt sich dann auch in Hamburg und in Dänemark auf. Nach einer Abwesenheit von etwa vier Jahren kam er im Sommer des J. 1775 wieder nach Stuttgart zurück, worauf ihn der Herzog eines Tags zu sich auf die Solitude einlud. Im dortigen Akademiespeisesaal sahen sich die Beiden zum erstenmal wieder. Es war ein Freitag. Der Oberst gerieth beim ersten Anblick seines Herrn in eine außerordentlich sichtbare Gemüthsbewegung. Plötzlich rafft er sich aber zusammen, und will dem Herzog die Hand küssen; dieser faßt seine Hand, umarmt ihn und sagt zu ihm: „Bleib Er mein Freund, wie Er es immer war." Rieger zerfloß in Thränen und konnte nicht reden. Alle Anwesenden staunten. Die Gräfin von Hohenheim, Carls Gemahlin, küßte mit Ausdruck die linke Achsel des Herzogs. Nun faßte Carl Rieger an der Hand, gieng so mit ihm durch den Speisesaal, wo die Zöglinge sich unterdessen gesammelt hatten, und zeigte ihm die ganze Einrichtung der Akademie. Darauf zog er ihn zur Tafel, bei der Rieger, der durch die wahren Beweise der erneuerten Freundschaft, die ihm der Herzog gab, sich wieder gefaßt hatte, seine alte Munterkeit und Unterhaltungsgabe zeigte. Als ihm deßhalb der Herzog beim Auseinandergehen zurief: „Er ist immer noch der alte Rieger!" erwiederte er: „Bei den Würtembergern rostet alte Liebe nicht." Bald darauf brauchte ihn der Herzog, der eben damals die Akademie nach Stuttgart verlegte, die untere Kaserne zur Aufnahme derselben einzurichten. Von da an genoß er wieder das volle Vertrauen des Herzogs. Er erhielt sein Oberstenpatent wieder, wie auch den Orden. Als ihm dieser angehängt wurde, dachte er, wie er nachher selber verlauten ließ, an die Worte aus Herbergers Valetlied (Nro. 599.):

> In meines Herzens Grunde
> Dein Nam und Kreuz allein
> Funkelt all' Zeit und Stunde,
> Drauf kann ich fröhlich seyn.

Im J. 1776 machte ihn der Herzog zum Commandanten auf der Veste Asperg und bald darauf zum Generalmajor, so daß ein heiterer Lebensabend für ihn hereinbrach. Am Worte Gottes hielt er fest und erwählte es sich zu seiner liebsten Beschäftigung, dichtete auch manch frommes, geistliches Lied und setzte sich mit glaubigen Männern, wie Lavater in Zürich und Pfarrer Hahn in Kornwestheim, in Verbindung. Oft noch dachte er auf seinem Asperg an seinen „Schmelz-

ofen", wie er sein Gefängniß in Hohentwiel zu nennen pflegte. Allein die ihm angeborene Härte und Heftigkeit seines Wesens war selbst in diesem Ofen nicht ganz weggeschmelzt worden und der christliche Geist der Liebe vermochte sein Naturfeuer nicht ganz zu mildern. Er beklagte diese launige Heftigkeit, unter der auch Schubart, als sein Gefangener, viel leiden mußte, häufig selbst gar bitterlich mit dem Ausdruck: »naturam expellas furca, tamen usque redibit,« und bekannte oft und viel wider sich selbst das Galatische Emblem (Kap. 4, 15.): „Wie waret ihr dazumal so selig!" Er versah seinen Posten mit dem raschen Feuer, das man zuvor an ihm gewöhnt war, bis an sein Ende. Ueber diesen Amtsgeschäften fiel er in mancherlei Distraktionen, die sein Gemüth nicht mehr in der vorigen guten Fassung ließen, kam auch je und je wieder ins Fluchen hinein beim Exercieren, was er freilich nachher immer bereute; doch hat er Grund und Boden nie ganz verloren. Den Ausbrüchen seines heftigen Temperaments, unter dem besonders auch die Soldaten zu leiden hatten, so daß lang nach seinem Tode noch die Sage auf Hohenasperg gieng, er schreite mit seinem eisernen Stöckchen gespensterweise umher, begegnete seine Frau oft dadurch, daß sie nach der Schachtel lief, in der er den langen Bart von Hohentwiel zum Gedächtniß aufbewahrte, um seine heftige Laune zu zähmen.

Er starb schnell in seinem neunundfünfzigsten Lebensjahr, im J. 1782, an einem Schlagfluß. Seine Heftigkeit war auch die Ursache seines schnellen Todes. Er pflegte im Zorn das Kraftwort im Munde zu führen: „Mich möchte der Schlag rühren." Als er nun einst mit der ihm eigenen Sorgfalt den Spital besuchte, wo ein Soldat lag, mit dessen Aufführung er nicht zufrieden war, sagte er zu demselben: „Kerl! da liegst du nun!" Der Soldat aber, der, dem Tode nahe, den Befehlshaberstock nicht mehr fürchtete, bezahlte ihn mit einer Antwort, die den an blinden Gehorsam gewöhnten Mann so aufregte und ergriff, daß er auf dem Heimweg mitten auf dem Festungsplatz vom Schlag getödtet niederstürzte. Der Soldat erlebte noch sein Leichenbegängniß, kroch, als der Sarg vor dem Commandantengebäude stand, mit Mühe ans Fenster und sagte: „Gelt! da liegst du nun auch!" legte sich dann wieder hin und starb.

(Quellen: Schiller's kleine prosaische Schriften: „Das Spiel des Schicksals. Ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte" [mit mancherlei Ausschmückungen und sagenhaften Umständen verwoben]. — Sophronizon von Dr. Paulus in Heidelberg. 6. Jahrg. 1824. 2. Heft. S. 1—9. S. 9—16. S. 17—24. [Originalmittheilungen von Zeitgenossen und Augenzeugen, z. B. Spittler, Vikar Siegel ꝛc.]. 5. Heft. S. 31—52. „Würtemb. Denkwürdigkeiten von Präc. Hoch zu Beilstein." — 1. Jahrg. 1819. 1. Heft. S. 41—52. „Unmittelbare Justizpflege.")

Im Herzogthum **Würtemberg** war in dieser ganzen Periode ein reges Leben in der Herausgabe von Gesangbüchern und geistlichen Liedersammlungen.

Als eigentliches **Landes-Gesangbuch** erhielt sich immer noch, und auf lange Zeit, das von Herzog Ludwig in der vorigen Periode theils in kleinerem, theils in Folioformat angeordnete Kirchengesangbuch (vgl. S. 111.). Von dem in Folioformat erschien im J. 1664 durch des Prälaten Erikus (Ehrenreich) Weißmann's Besorgung eine neue Ausgabe unter dem alten Titel: „Wirtembergisches gros Kirchengesangbuch u. s. w." Es enthielt unter einem besondern Titel einen Anhang „etlicher schöner Lieder, so vorhin in diesem Gesangbuch nicht gewesen". Die Zahl der in diesem Anhang befindlichen Lieder ist vierundvierzig, meist bloß Lieder von den Dichtern des zweiten Abschnitts der dritten Periode, einem Ringwald, Moller, Schalling, Nicolai, Pappus, Herberger, Helmbold u. s. w.; von den Dichtern des dritten Abschnitts ist außer Rist und Joh. Heermann noch keiner vertreten. Jetzt erst fanden also endlich, und zwar bloß anhangsweise, folgende Nummern des neuesten W. Gesangbuchs zum erstenmal eine Stelle in einem W. Landesgesangbuch: Nro. 26. 36. 160. 346. 347. 482. 492. 493. 599. 606 und 646*, und außer diesen Lieder wie: „Es ist gewißlich an der Zeit" — „Aus meines Herzens Grunde" — „Ich hab mein Sach Gott heimgestellt" — „Herzlich thut mich verlangen" — „Nun laßt uns Gott den Herrn" — „Was mein Gott will" — „Jesu, der du meine Seele" — „O Traurigkeit" — „Zion klagt mit Angst und Schmerzen"

In demselben Jahr 1664 erschien neben dieser vermehrten Auflage des für den kirchlichen Gottesdienst bestimmten Gesangbuchs ein für die Hausandacht bestimmtes und gleichfalls mit Noten versehenes Gesangbuch in kleinerem Format unter dem Titel: „Christliches Hausgesangbuch oder Uebung der Gottseligkeit in christlichen und trostreichen Gesängen nach Ordnung der öffentlichen Kirchengesänge auch in gewisse Klassen gebracht und zu rechtschaffener frommer Christen Hauskirche auf diese letzte, beschwerliche Zeiten gerichtet. Tübingen bei Gregorius Kerner. 1664." Es erschien in Duodez und wurde meist mit dem Kirchengesangbuch kleinen Formats, welches Kerner gleichfalls fort und fort unter dem Titel: „Deß Weiland durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Ludwigs, Herzogs zu Wirtemberg, Kirchengesangbuch, darinnen auserlesene u. s. w." neu verlegte, zusammengebunden. Dieses Hausgesangbuch enthält im Ganzen 120 Lieder, und unter diesen alle die vierundvierzig bei der Auflage des großen Kirchengesangbuchs von 1664 im Anhang mitgetheilten Lieder; manche dieser Lieder sind unter die beigegebenen Morgen- und Abendgebete eingestreut, wie z. B. Nicolai's Lied: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern" dem sonntäglichen Morgensegen als „Morgengesang

---

* Es ist demnach im Vorherigen folgendes zu berichtigen: S. 111. Lin. 3 von unten ist „O Lamm Gottes, unschuldig" zu streichen und dafür zu setzen: und der Nro. 160. — S. 112. Lin. 2 von oben ist einzuschalten: und Nro. 289. „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn."

aus dem 47. Psalmen" angehängt ist. Von den Nummern des neuesten W. Gesangbuchs finden sich hier, außer den schon beim Anhang zum großen Kirchengesangbuch erwähnten, folgende als neu vor: Nro. 2. 7. 16. 196. 209. 274. 294. 331. 351. 366. 368. 571. 572. 588. 598. 610., und sonst noch Lieder, wie: „Ach Gott, wie manches Herzeleid" — „Christ, der du bist der helle Tag" — „Da Jesus an dem Kreuze stund" — „Der Tag hat sich geneiget" — Ein Würmlein bin ich" — „Erschienen ist der herrlich Tag" — „Erstanden ist der heilig Christ" — „Freu dich sehr, o meine Seele" — „Hinunter ist der Sonnenschein" — „Ich dank dir schon durch" — „Ich fahr' dahin mit Freuden" — „Meine Kraft ist hin" — „O Herre Gott, dein göttlich Wort" — „O Welt ich muß dich lassen" — „Singen wir aus Herzensgrund" — „Wer Gott vertraut hat wohl gebaut" — „Wo soll ich fliehen hin". Vertreten sind nun hier Dichter, wie Stegmann, Simon Graf, M. Prätorius, Rinkart, Schirmer, Clausnitzer, Keymann, Albinus, Mich. und Joh. Frank, Meyfart, Wilhelm von Sachsen-Weimar, Neumark und Gerhard, jedoch meist bloß, wie z. B. letzterer, mit einem Liede; auch der Gesang der böhmischen Brüder ist repräsentirt.

So wußte man damals, wie es auch später Spener in seinen theologischen Bedenken Thl. IV. S. 40. 320. wieder beantragte, noch strenge zu unterscheiden zwischen eigentlichen Kirchenliedern, die der gemeinsame Ausdruck des Glaubens der Gemeinde sind und als solche sich bereits seit geraumer Zeit das kirchliche Bürgerrecht erworben haben, und zwischen Liedern, welche mehr bloß subjektive Gefühle der Privatandacht Einzelner, je nach den verschiedenen Privatverhältnissen, ausdrücken, und mengte beide noch nicht so unter einander, wie jetzt, da ein Kirchengesangbuch zugleich auch die Stelle eines Schulgesangbuchs, eines Hausgebetbuchs und eines Morgen- und Abendsegenbuchs vertreten und Anleitung zu religiösen Selbstbetrachtungen geben soll. Merkwürdig ist dabei zugleich, wie sich in Würtemberg Lieder, wie z. B. „Ach bleib bei uns Herr Jesu Christ" — „O heiliger Geist kehr bei uns ein" — „Alle Menschen müssen" — „Herr Jesu Christ dich zu uns wend" — „Liebster Jesu, wir sind hier" — „Nun danket alle Gott" — „Wer nur den lieben Gott" — „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut" — „Jesu, meine Freude" — „Meinen Jesum laß ich nicht", durch ein Hausgesangbuch den Weg in das Kirchengesangbuch bahnen mußten.

Bis dahin währte es aber noch geraume Zeit. Im J. 1672 erschien eine neue Auflage des kleinen, im J. 1686 ein neuer Abdruck des großen Kirchengesangbuchs, wobei jedes in seiner alten Gestalt verblieb und bei letzterem selbst nicht in den Anhang neue Lieder aufgenommen wurden. Der Anhang bekam bloß den etwas veränderten Titel: „Etliche christliche Gesäng, welche in unterschiedlichen evangelischen Kirchen auch pflegen gesungen zu werden." Selbst bei einer

abermaligen Auflage des kleinen Kirchengesangbuchs vom J. 1698, „gedruckt zu Tübingen bei Georg Kerner", welchem immer noch das Hausgesangbuch unter dem Titel: „Geistliches Gesangbuch oder Uebung der Gottseligkeit in trostreichen Liedern xc. Col. 3, 16" beigedruckt ist, blieb sowohl in Betreff des Kirchen- als des Hausgesangbuchs Alles beim Alten, nur daß in letzterem vier alte Gesänge vom Anhang des großen Kirchengesangbuchs weggelassen wurden: „Ach Herr, du allerhöchster Gott" — „Das alte Jahr vergangen ist" — „Ein wahrer Glaub Gottes Zorn stillt" — „O wir armen Sünder", weil sie eine allzu ausschließliche besondere Beziehung auf die Nothzeiten des Religionskriegs in Deutschland hatten.

Erst im J. 1711 erhielt das Kirchengesangbuch eine veränderte Gestalt, insbesondere einigen Zuwachs neuer Lieder. Es erscheint nun in der Hof- und Kanzleibuchdruckerei von Christian Gottlieb Rößlin's Wittib zu Stuttgart unter dem Titel: „Groß Würtembergisches neuvermehrtes Kirchengesangbuch, darinnen neben denen bisher gewöhnlichen alten Liedern und Psalmen, auch ein ziemlicher Anhang anderer neuer schöner geistreicher und bereits an unterschiedlichen Orthen eingeführten Gesängen enthalten, und mit neuen Schriften und musikalischen Noten versehen. Zu Dienst Kirchen und Schulen deß löbl. Herzogthums Würtemberg und anderer reiner evangelischer Orthen angeordnet. Stuttg. 1711." Es enthält in fünf Abschnitten: 1) Geistliche Lieder auf die Fest- und Feiertäg — 30; 2) Geistliche Gesäng, darinn der Katechismus erklärt wird — 13; 3) Psalmen Davids — 26; 4) andere geistliche Lob-, Lehr- und Betgesäng — 40; 5) geistliche Sterb- und Begräbnißgesäng — 10 und die deutsche Litanei nebst 103 Melodien. Unter diesen Liedern befinden sich nun auch die meisten (37) der seither bloß im Anhang zum K. Gesangbuch aufgeführten; dreißig dagegen, die seither entweder im K. Gesangbuch selbst (25) oder im Anhang (5) standen, sind ausgelassen, z. B.: „Christum wir sollen loben schon" — „Der du bist drei in Einigkeit" — „Danket dem Herrn, denn er ist sehr freundlich" — „Fröhlich wöll'n wir Hallelujah singen" — „Herr, es sind Heiden" — „Jesaja dem Propheten" — „Komm Gott Schöpfer h. Geist" — „Komm du Tröster, h. Geist" — „Vater unser der du im Himmel bist" — „Was fürchst du Feind Herodes" u. s. w. Dagegen sind merkwürdiger Weise hier die zuvor noch nicht einmal in einem Anhang oder im Hausgesangbuch befindlich gewesenen Passionslieder Gerhard's und Joh. Heermann's: „Ein Lämmlein geht" und „Jesu deine tiefe Wunden" (Nro. 130 und 155 im neuesten Würt. Gesangbuch) eingereiht. Angehängt ist nun eine „Zugabe einiger neuer und geistreicher Lieder, welche in den evangelischen Kirchen, besonders in dem Herzogthum Würtemberg, auch gemeiniglich pflegen gesungen zu werden". Deren sind es 93 mit 59 Melodien. Unter diese sind 38 von den Liedern, die seither im Hausgesangbuch von 1664 standen,

und als ganz neu, ohne vorher selbst nur im Hausgesangbuch gestanden zu seyn, 55 aufgenommen worden. Unter den letztern sind folgende Nummern des neuesten Würt. Gesangbuchs: Nro. 13. 138. 141. 177. 198. 277. 360. 364. 373. 385. 417. 461. 462. 464. 466. 484. 528. 549. 559. 614 und sonst noch Lieder wie: „Du o schnödes Weltgebäude" — „Freuet Euch, ihr Christen alle" — „Hast du denn Jesu dein Angesicht" — „Herr Jesu Christ mein Herr und Gott" — „Hilf Herr Jesu laß gelingen" — „Jesu du mein liebstes Leben" — „Jesu meines Lebens Leben" — „O Ewigkeit, du Donnerwort" — „O Jesu süß, wer" — „O Jesu, wann soll ich erlöset" — „Treuer Wächter Israel" — „Was frag ich nach der Welt" — „Zeuch mich, zeuch mich" u. s. w. Nun widerfährt endlich Gerhard einiges Recht, indem er jetzt mit zehn Liedern vertreten ist, neben ihm, Joh. Heermann, Joh. Frank und Rist, die gleichfalls mehr berücksichtigt sind, sind nun auch vertreten: die Churfürstin Louise von Brandenburg, Schenk, Homburg, Titius, Rodigast, Dach und Alberti, ja sogar Angelus Silesius und ein damals noch lebender Dichter, Schröder.

Die Aufnahme solcher neuern, obwohl größtentheils immerhin bereits vierzig bis sechzig Jahre alter Lieder in das Kirchengesangbuch war vorbereitet durch die in Würtemberg damals wegen der Kriegsdrangsale alle Tage gehaltenen Betstunden, welche erst, nachdem am 25. Jan. 1715 ein großes Bet- und Friedensfest gefeiert war, durch ein Generalrescript vom 4. Jan. für Stuttgart auf Donnerstag, für das übrige Land aber auf Mittwoch in jeder Woche, also auf einen Tag beschränkt und stehend angeordnet wurden. Zu dem besondern Gebrauch in jenen täglichen Betstunden war nämlich im J. 1689 eine Liedersammlung erschienen mit dem Titel: „Neue geistreiche Gesäng, welche in den Betstunden gesungen werden", wovon im J. 1702 eine neue Ausgabe erschien mit dem Titel: „Gesang- und Gebetbüchlein für die im Herzogthum Würtemberg angeordneten Betstunden. Stuttgart." in 12. Diesem war im J. 1710 ein „Gesang- und Gebetbüchlein für die Betstunden in der Hochfürstl. Würt. Hofkapelle. Stuttg." in 12. gefolgt. Das sind die „schon ziemliche Zeit gewohnte und zum öffentlichen Choral eingeführte neue Gesänger und Melodien", von welchen das Consistorium in seiner Vorrede zum Kirchengesangbuch von 1711 dd. 1. Aug. sagt, „daß sie mit eingerücket worden zu Entzündung und Vermehrung der Andacht unter dem gemeinen Volk."

Ueberdieß waren auch bereits seit den siebenziger Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts und vornämlich zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts durch Dr. Häberlin und Dr. Hedinger Privatsammlungen geistlicher Lieder, Privatgesangbücher, veranstaltet worden und in einzelnen Kirchen der größern Städte, wie in Tübingen oder in der Hofkirche zu Stuttgart, in kirchlichen Gebrauch gekommen. Mit dem Hausgesangbuch von 1644 scheint überhaupt in Würtemberg die

Losung gegeben worden zu seyn zur Herausgabe einer Menge Gesangbücher; mehr und mehr erschienen nun fast von Jahr zu Jahr „neu eingerichtete" — „vermehrte" Gesangbücher zum kirchlichen und zugleich zum Hausgebrauch. Es scheint das von der Kirchenbehörde allzu starr festgehaltene Princip der Stetigkeit, wornach sie bei dem sich doch von Jahr zu Jahr mehrenden Liedervorrath keine dem kirchlichen Bedürfniß und dem ganzen Stand der Kirchenliederdichtung angemessene und durchgreifende Veränderung an dem Landesgesangbuch vornehmen wollte und die Lieder der edelsten Dichter aus der Blüthezeit des Kirchenlieds entweder ganz vernachläßigte, oder nur äußerst karg bedachte, sich gerächt zu haben. Es wurde nun eben durch Privatarbeiten für die Bedürfnisse der Kirche gesorgt, und zwar in solcher Ausdehnung, daß sich allgemach eine große Menge und ein großer Unterschied von Gesangbüchern bildete und, wenn gleich auf den meisten Dörfern das eigentliche Landesgesangbuch sich noch im Gebrauch erhalten haben mag, wenigstens die bedeutendsten Städte des Herzogthums, z. B. Waiblingen, Tuttlingen, Tübingen rc. ihr eigenes Gesangbuch hatten, ja, zu Stuttgart sogar in den verschiedenen Kirchen, z. B. der Hofkirche und Stiftskirche, ganz verschiedene Gesangbücher gebraucht wurden und die Gemeindemitglieder am Ende in ein und dieselbe Kirche ein buntes Allerlei von Gesangbüchern mitbrachten und es „nicht mehr ein Gesang aus einerlei Buch war."

Die **als Privatarbeit anzusehenden**, obwohl da und dort in kirchlichen Gebrauch übergegangenen **Würt. Gesangbücher** dieser Zeit sind nach der Zeit ihres Erscheinens und nach den Herausgebern geordnet folgende:

1) Im Jahr 1676 erschien von der theologischen Fakultät zu Tübingen besorgt: „Rechtschaffener Christen erwünschte Seelenlust begreifend I. ein Gesangbüchlein, darinn die Kirchengesäng auß den ältern Exemplarien wiederholt, newere reine Lieder mit eingebracht, die lateinischen **Hymni** angehänget und die **Autores** hinter jedem Gesang benamst sind. II. Gebetbüchlein (Dr. Habermann's). III. Dr. Joh. Brenzen Katechismus und **Andreae Osiandri** Communikantenbüchlein (letzteres erschien zum erstenmal in Tübingen, wo Osiander* Kanzler war, im J. 1590) sammt einer Vorrede der theologischen Fakultät zu Tübingen gedruckt und verlegt von Joh. Heinrich Reisen. Im J. Christi 1676." Als besonderer Anhang sind dabei achtundzwanzig **hymni selectiores.** Noten finden sich hier keine; das Büchlein hat Taschenformat und umfaßt 390 Lieder. In der Vorrede sagt die Fakultät: es sey in gegenwärtiger Edition (eine frühere erschien bei Reisen schon im J. 1663) Abmängeln und Fehlern, welche **privata auctoritate** eingeschlichen, zuvorgekommen, in der Reimart zwar richtige, aber keinen Schriftgeist habende Lieder ausgelassen, zur Ersetzung aber derselben andere erbaulichere und von geistreichen **Autoribus** componirte aus dem Marpurg'schen und Nürnberg'schen Gesangbuch reichlich einbracht worden."

Dieses Gesangbuch ist offenbar für die Bedürfnisse einer Universitätsgemeinde eingerichtet; darauf weist die Beisetzung der Namen

---

* Von ihm sind die Lieder: „Mein'n Gott ich allzeit preiß" — „Truz Teufel, Welt und Tod." Er ist geb. zu Blaubeuren 1562, † 1617.

des Verfassers bei jedem Lied und der Anhang alter lateinischer Hymnen im Original hin.

2) Im Jahr 1677 erschien erstmals zunächst für den Gemeindegebrauch in Tübingen von Brunnius besorgt die **Tübinger Seelenharfe.** Dieselbe wurde später in acht verschiedenen Ausgaben immer wieder aufgelegt, z. B. im J. 1709 unter dem Titel: „Tübinger vermehrte Seelenharfe oder Würt. Gesangbüchlein von 270 Liedern," im J. 1712 mit 300 Liedern und einer Vorrede von Dr. A. A. Hochstetter, im J. 1734 mit 326 Liedern. Man unterschied später auch eine kleine und große Seelenharfe. Die kleine Seelenharfe in 16. erschien im J. 1714 unter dem Titel: „Tübinger kleine Seelenharfe oder Würt. Gesang- und Gebetbüchlein", die große Seelenharfe erschien im J. 1738 in 12. mit einer Vorrede W. Ad. Drommer's und einer Anzahl von 309 Liedern unter dem Titel: „große, geistliche Seelenharfe oder vollständiges Würt. Gesangbuch."

3) Im J. 1689 erschien von Dr. Georg Heinrich Häberlin zu Tübingen besorgt die erste Auflage des nachher so vielfach verbreiteten sogenannten **„Häberlin'schen Gesangbuchs".** Es führte den Titel: „Gesangbuch mit einer ausführlichen Vorrede aus den **Patribus** von der ersten Christen Singandacht." Tübingen, in 12. Im Lauf der Zeit erlebte dieses Büchlein drei Hauptauflagen:

Im J. 1704, unter dem Titel: „Würt. Haus- und Kirchenandacht, bestehend in etlich hundert geistlichen Liedern (176), so theils von Dr. Luthern, theils von andern geistreichen Lehrern sind herausgegeben worden, denen beigefüget diejenige, so in allhiesiger Hofkapelle gesungen werden, nebst Habermann's Morgen- und Abendsegen 2c. und einer Vorrede von Dr. G. H. Häberlin. Mit schönen Kupfern verziert und in Vermehrung vieler Lieder zum andernmal gedruckt zu Stuttgart und verlegt von Bernh. Mich. Müller."

Im J. 1734, durch Georg Conrad Rieger, den würdigen Stadtpfarrer in Stuttgart besorgt, unter dem Titel: „Neueröffneter Andachtstempel oder evangelisches Kirchengesangbuch von 490 Liedern." Es ist dieß eine durchaus umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage, in welcher nach Spener's Vorschlag die Hausandacht von der Kirchenandacht geschieden und bloß das kirchliche Bedürfniß berücksichtigt ist durch Aufnahme von Liedern, die sich zunächst für den öffentlichen Gottesdienst eignen. Darum hat es auch den Titel: Kirchengesangbuch. Zugleich ist Spener's Rath befolgt, meist und hauptsächlich Lieder von der Art und Wirkung der Erneuerung und Heiligung aufzunehmen und so eine vollständige Ordnung des Heils darzulegen.

Im J. 1740, unter demselben Titel. Diese Auflage enthält bloß 454 Lieder, aber „dem Alter zu Dienst und auch anderer Augen zu gut" mit großer Schrift gedruckt.

4) Im Jahr 1691 gab heraus:

a) der Cantor und Collaborator Dan. **Speer** zu Waiblingen ein mit Noten versehenes Gesangbuch unter dem Titel: „Neuvermehrtes Würt. Gesangbuch, worinnen alle Gesäng, Psalmen und geistliche Lieder sowohl die beim öffentlichen Gottesdienst, als Privatandacht zu Hauß gebräuchlich, theils mit Noten auf's fleißigste versehen, theils deren Melodien, wo selbige zu suchen, angezeigt. Nebst Joh. Habermann's Morgen- und Abendsegen 2c. auf sonderbare Veranleitung und Begehren mit Fleiß elaboriret und mit gnädigster Approbation zum erstenmal in Druck gegeben. Stuttg. bei **Melch. Gerh. Lorber.**"

b) M. Joh. Heinr. Schellenbauer,* geb. in Brackenheim 1643, † 1687, Professor am Gymnasium zu Stuttgart, ein Gesangbuch unter dem Titel: „Neuvermehrtes Gebet- und Gesangbuch."

5) Im Jahr 1700 erschien:

a) mit einer Vorrede von Erikus Weißmann, damaligem designirtem Prälaten zu Herrenalb, Spezialsuperintendenten und Spitalprediger zu Stuttgart, demselben, welcher im J. 1664 das alte Landesgesangbuch in Folio herausgegeben hatte, ein Gesangbuch unter dem Titel: „Geistlicher Himmelsschlüssel, d. i. Würt. Gesangbuch nebst einem vollständigen Gebetbuch. Stuttg."

b) von Dr. Johann Reinhard Hedinger, dem bekannten Hofprediger zu Stuttgart (vgl. S. 281), bearbeitet, das nachmals nur das Hedinger'sche Gesangbuch genannte Werk unter dem Titel: „Andächtiger Herzensklang in dem innersten Heiligthum Gottes oder neues, zusammengelesenes Gesangbuch von 400 Liedern zum heiligen Gebrauch der Würt. Hofkirche mit verschiedenen Anhängen herausgegeben von Dr. Joh. Reinh. Hedinger. Stuttg." in 8. Hievon erschienen unter demselben Titel nach Hedinger's Tod von einem seiner Freunde nach dem von demselben zuvor noch entworfenen Aenderungsplan bearbeitet zwei weitere Auflagen „allen Gott liebenden Seelen zu andächtigem Gebrauch, sowohl in als außer den Kirchen" im J. 1705 mit 737 Liedern** und im J. 1713 mit 870 Liedern in gr. 12. Dieses Hedinger'sche Gesangbuch enthält nicht nur sehr viele Gerhard'sche und Rist'sche, sondern auch Lieder aus der zweiten Schlesischen und der Spener'schen Schule. Es ist ein reichgeschmücktes, vortreffliches Liederwerk. Mit Zugrundlegung dieses Gesangbuchs hat auch der Hofkapellmeister Störl zu Stuttgart im J. 1711 die erste Auflage seines „Choralschlagbuchs" ausgearbeitet, worinn, wie es auf dem Titel ausgesprochen ist, die sämmtlichen Lieder dieses Gesangbuchs bedacht sind.

6) Im Jahr 1709 erschien erstmals von Dr. Andreas Hochstetter, Stadtdekan und Professor der Theologie zu Tübingen, geb. in Maulbronn 1668, † 1717, ein Gesangbuch unter dem Titel: „Geistlicher Seelenschatz oder neueingerichtetes vollständiges Würt. Gesangbuch, sammt dessen historischen und praktischen schönen Vorrede von der ersten christlichen Kirchenart und Andacht zu singen." Tüb. 1709. in 16. und 12. Weitere Auflagen erschienen hievon im J. 1712 und 1716.

7) Im Jahr 1720 erschien von M. Jak. Fr. Golther, Pfarrer in Reinerzau, der als Pfarrer in Magstatt im J. 1765 starb, ein Gesangbuch unter dem Titel: „Himmlisches Haus- und Kirchenparadies oder neuvermehrtes Würt. Gesang- und Gebetbuch." Stuttg. in 12.

---

* Von ihm ist das Lied: „Lebt Jemand so wie ich, so lebt er wunderlich."

** Diese Ausgabe enthält von den Liedernummern des neuesten Würt. Gesangbuchs außer den beim Würt. Landesgesangbuch von 1583 und 1664, und bei dem Würt. Hausgesangbuch von 1664 namhaft gemachten, so wie außer den Gerhard'schen Liedern, welche sich reichlich daselbst schon vorfinden, folgende Nummern: 12. 13. 94. 97. 110. 128. 130. 132. 138. 154. 155. 169. 177. 181. 225. 229. 251. 277. 317. 353. 356. 360. 370. 385. 392. 402. 417. 425. 461. 463. 466. 555. 579. 584. 614. 646.

In der Ausgabe vom J. 1713 dagegen finden sich folgende weitere Nummern: Nro. 4. 5. 37. 67. 131. 149. 328. 344. 367. 378. 386. 403. 438. 439. 559. 568. 590.

8) Im Jahr 1727 erschienen:

a) „Geistlicher Seelenschatz oder neuvermehrtes **Tuttlingen'sches Gesangbuch** in zwei Theilen von M. Gottfr. Conr. Hochstetter, Spezialsuperintendenten in Tuttlingen. Tübingen. 1727." Wahrscheinlich ist es eine Ueberarbeitung des bei Nro. 6. aufgeführten Gesangbuchs.

b) „Der Kinder Gottes **himmlische Seelenlust**, d. i. neu vollständiges und vermehrtes, auf die Haus- und Kirchenandacht im Herzogthum Würtemberg gerichtetes Gesang- und Gebetbuch, darinn nicht allein alle alte Kirchengesänge, sondern auch die allerneuste, in großer Anzahl geistreiche Lieder, welche zuvor niemals gedruckt gewesen, zu finden sind — von M. Andr. Hartmann, Waisenhausprediger in Stuttgart. Stuttg. bei Reißlin." Es enthält 505 Lieder.

Im J. 1739 erschien davon eine zweite Auflage mit 526 Liedern. Merkwürdig ist an der ersten Ausgabe, daß sie im Anhang das Würt. Confirmationsbüchlein in seiner ursprünglichen Fassung, wie es mit weitläufigern und schwerern Fragen von 1722—1730 im Gebrauch war, enthält.

9) Im Jahr 1729 erschien abermals ein neues, dem Kirchengebrauch gewidmetes Gesangbuch unter dem Titel: „Das zur Ehre Gottes und Erquickung glaubiger Seelen eingerichtete, bequeme Gesangbuch," bestehend in 404 lauter auserlesenen alten und neuen Liedern, welche sowohl in denen hochfürstl. Hofkapellen, als übrigen Kirchen in dem Herzogthum Würtemberg pflegen gesungen zu werden. Stuttg. bei Bernh. Mich. Müller, mit den Bildnissen der Herzoge und der Würt. Confession. Davon erschien schon 1731 eine zweite unveränderte und 1736 eine dritte vermehrte Auflage mit 460 Liedern.

Es ist ein Auszug des größern Liederwerks, welches erstmals schon im J. 1725 mit 666 Liedern, und in einer zweiten Auflage im J. 1732 mit 648 Liedern unter dem Titel erschien: „Die von einer himmlischen Seele in Gesang und Gebet gesuchte **Erquickstunden** in dem Heiligthum Gottes zu Anfeurung der Andacht sowohl in der Hochfürstl. und in der Stiftskirche, als andern öffentlichen Kirchen des Herzogthums Würt. u. s. w. Stuttg. bei Bernh. Mich. Müller."

So folgte in diesem Zeitraum in Würtemberg Gesangbuch auf Gesangbuch; im J. 1736 war sogar noch einmal ein neuer Abdruck des alten Kirchengesangbuchs Herzog Ludwigs in kleinem Format für den Handgebrauch veranstaltet worden, zum deutlichen Zeichen, daß sich dieses neben der Masse neuer Gesangbücher an manchen Orten noch fort und fort behauptet hatte. Man kam jedoch mehr und mehr zu der Einsicht, daß diesem Wirrwarr von Gesangbüchern durch ein amtlich autorisirtes, als stehend und bindend einzuführendes Gesangbuch vorgebeugt werden müsse. Ein von der Kirchenbehörde selbst ausgearbeitetes allgemeines Landesgesangbuch konnte jetzt auch nur um so gediegener ausfallen, je mehr bei der reichen Mannigfaltigkeit der Privatarbeiten Material gesammelt und vorgearbeitet, so wie ein öffentliches Urtheil über viele neuere Lieder schon begründet war.

Das Bedürfniß eines stehenden, amtlich autorisirten Gesangbuchs hatte sich bereits im J. 1723 durch die Herausgabe eines **offiziellen Gesangbuchs für die Stuttgarter Hofkirche** geltend ge-

macht. Die Herausgabe wurde von dem Hofprediger und Consistorialrath Dr. Eberhard Friedrich Hiemer zu Stuttgart besorgt. Es führt den Titel: „Würtembergisches allerneustes Gesangbuch von erbaulichen alten und neuen Liedern auf gnädigstes Befehlen Sr. Hochfürstl. Durchlaucht des regierenden Herzogs (Eberhard Ludwig) in diese Form gefasset und dem öffentlichen Gottesdienst bei Hof insbesondere gewidmet. Tübingen bei J. G. und Chr. Cotta." Die Zahl der Lieder ist 267. Eine zweite Auflage vom J. 1725 enthielt 309 Lieder, denen unten die Namen der Verfasser beigedruckt sind. Von den Liedernummern des neuesten Würt. Gesangbuchs finden sich, außer den schon früher bei den alten Landesgesangbüchern namhaft gemachten, folgende, als zum erstenmal in ein offizielles Würt. Kirchengesangbuch aufgenommen, darinn vor: Nro. 3. 5. 11. 12. 28. 37. 64. 67. 82. 90. 93. 94. 105. 109. 112. 115. 122. 132. 142. 152. 179. 213. 229. 292. 311. 328. 330. 344. 349. 356. 379. 386. 403. 418. 438. 454. 463. 533. 539. 553. 578. 584. 590. 629. Die Absicht, in welcher dieses Hofgesangbuch angeordnet wurde, geht deutlich aus der Vorrede zu demselben dd. 18. Mai 1723 hervor. Dort heißt es nämlich ausdrücklich: „Bei Herausgabe desselben „hat man die Absicht gehabt, um der großen Menge und des „großen Unterschieds der Gesangbücher willen vor den „gesammten Hochfürstl. Hof eine besondere Edition dem öffentlichen „Gottesdienst zu widmen, damit Jedermann bei öffentlicher Andacht „aus einerlei Buch, sowohl alte, als auch auserlesene neue Lieder „mitsingen könne." So gieng die Hofkapelle dem ganzen Lande mit der Einführung eines stehenden und alleingültigen neuen Gesangbuchs voran, wie sie auch durch eine fest geregelte Gottesdienstordnung vorangegangen war, welche durch ein Synodalrescript vom 13. Juni 1714 für die übrigen Kirchen des Landes vorgeschrieben wurde.*

Nun sollte aber endlich auch das ganze Land wieder ein allgemeines, ausschließlich und allerwärts zu gebrauchendes **eigentliches Landesgesangbuch** erhalten. Das unter dem Administrator Carl Friedrich erlassene Generalrescript dd. 18. Nov. 1741, durch welches die Einführung dieses Landesgesangbuchs angeordnet wurde, sagt deßhalb auch: „Demnach Wir aus wichtigen Bewegnissen und auf die unterthänigste Vorstellung des Fürstl. Synodi Uns gnädigst entschlossen haben, die Einführung und Gebrauch der geistlichen Lieder bei dem

* Nach derselben begann der Gottesdienst am Sonntag mit Absingung von V. 1 des Lieds: „Komm heiliger Geist", darauf folgte das Predigtlied, sofort wurde das Gebet und die Epistel vor dem Altar verlesen, dann kam der Gesang: „Herr Jesu Christ dich zu uns wend" oder: „Liebster Jesu, wir sind hier" oder: „Nun bitten wir den h. Geist", hierauf folgte die Predigt auf der Kanzel, worauf noch vor dem Altar Collekte und Segen gesprochen wurde.

öffentlichen Gottesdienst etwas genauer an die ganze Kirche, wie es billig ist, zu binden und nicht schlechterdings eines jeden Kirchendieners eigener Willkühr zu überlassen: Als wird Euch beigehendes Gesangbuch zugefertigt, daß Ihr solches sammt Unsrem gnädigsten Befehl, kein anders Gesang, als welches in diesem Buch befindlich, in der Kirche zu singen, auch bei den jährlichen Kinderexaminibus sowohl, als in denen Schulen denen Kindern ihre Lektiones daraus aufzugeben — — samtlichen Kirchen- und Schuldienern vorlegen wollet."

Mit dem Anfang des Jahrs 1742 trat nun dieses Landesgesangbuch, das in kleinem Oktavformat und mit Noten in Folioformat ausgegeben wurde, in öffentlichen Gebrauch. Es führt den Titel: „Würtembergisches Gesangbuch, enthaltend eine Sammlung reiner und kräftiger Lieder, welche ein herzoglicher Synodus zum Gebrauch der Gemeinden aus dem heutigen Ueberfluß erlesen und angewiesen. Stuttg. bei Christoph Fr. Cotta. 1741." Der Consistorialrath und Prälat Tafinger (vgl. S. 299) hat das Verdienst, dieses Gesangbuch voll kernkräftiger und salbungsreicher Lieder, die meist zuvor schon im kirchlichen Gebrauche sich erprobt und eingebürgert hatten, in Verbindung mit dem Hofprediger Dr. Fischer (vgl. S. 302), dem Präceptor am Gymnasium, Hammer, und Spezial Bilhuber in Urach, ausgearbeitet zu haben. Fünfzig Jahre lang, von 1741—1791, nur hie und da bei neuern Auflagen im J. 1758, 1762 und 1780 unbedeutend verändert, war dieses Gesangbuch im öffentlichen Gebrauch und stiftete reichen Segen, so daß es jetzt noch im besten Gedächtniß steht, denn es war so zu sagen mit dem alt würtembergischen Volke ganz verwachsen. Es enthält 393 Lieder unter folgenden Hauptrubriken: Festlieder 79, Katechismuslieder 46, Bußlieder 20, Lehr- und Trostlieder 57, Ermahn- und Erweckungslieder 41, Psalmen und Lobgesänge 46, Kreuz- und Anfechtungslieder 15, Sterblieder 32, Zeit- und Zufallslieder 33, Morgen- und Abendlieder 23. Fast zur Hälfte sind nun diese Lieder wieder, nachdem sie von 1791 an meist verbannt und geächtet waren, in das neueste W. Landesgesangbuch aufgenommen. Folgende Nummern dieses letztern gehörten auch dem 1741er Gesangbuch an: * Nro. 1. 2. 3. 4*. 5. 6*. 7. 11. 12. 13. 14*. 16. 17*. 26. 27*. 28. 30. 33. 34. 36. 37. 46*. 60*. 64. 65*. 67. 68*. 78. 82. 86. 90. 93. 94. 97*. 102. 103*. 105. 109. 111. 112. 113*. 115. 122. 128*. 130. 131*. 138. 141. 142. 145*. 152. 155. 158*. 160. 166. 169*. 177. 179. 180. 185*. 194. 195. 196. 197*. 198. 199*. 206. 209. 212. 215. 225*. 228*. 229. 231*. 237. 241*. 243*. 249*. 251*. 260*.

---

* Die mit * bezeichneten Nummern standen zuvor weder in einer Ausgabe des alten Landesgesangbuchs großen oder kleinen Formats, noch in Hiemers offiziellem Hofgesangbuch.

265*. 268. 274. 277. 281*. 284*. 289. 290. 292. 294. 295*. 301*. 305. 307*. 310*. 311. 313. 315*. 317*. 320. 328. 330. 331. 344. 346. 347. 348*. 349. 351. 354*. 355*. 356. 362*. 364. 366. 368. 369*. 370*. 371*. 373. 375*. 377*. 379. 385. 386. 387*. 392*. 402*. 403. 407*. 409*. 417. 418. 425*. 438. 439*. 461. 462. 464. 466. 482. 484. 487*. 492. 493. 494*. 501*. 520*. 528. 529*. 533. 538*. 539. 546*. 549. 553. 559. 568*. 571. 572. 575*. 578. 584. 588. 590. 594*. 597. 598. 599. 600. 605. 606. 608*. 610. 614. 624*. 629. 634. 644*. —:· 179 Nummern.

Neben den gediegensten ältern Liedern, unter welchen sich 33 von Luther, 36 von Gerhard, 9 von Joh. Heermann, 13 von Rist u. s. w. befinden, sind in diesem Gesangbuch besonders auch die Kernlieder der Spenerianer oder Pietisten bedacht. So ist z. B. darinn vertreten Spener, Franke, Aemilie Juliane, Gräfin von Schwarzburg (3), Breithaupt, Crasselius, Drese, Fritsch, Henriette von Gersdorf, Gotter (4), Herrnschmidt, Joach. Lange, Ludämilie, Gräfin von Schwarzburg (3), Muthmann, Joach. Neander (6), Rambach (2), Richter (5), A. Rothe, Schade (7), Schlicht, Scriver; sonst namentlich auch Schmolke mit 9 Liedern, Neumeister mit 4 und die Mystiker Angelus Silesius mit 7, Gottfr. Arnold mit 6 Liedern. Von vaterländischen, würtembergischen Dichtern, die größtentheils bei Herausgabe des Gesangbuchs noch lebten, sind 28 Lieder aufgenommen, nämlich von Hofprediger Fischer (Nro. 356. 358. 362. 364.), Prof. Dr. Joh. Ulr. Frommann (Nro. 200.), Hofprediger Hedinger (Nro. 211. 238. 393.), Advokat Joh. Conrad Hiller (Nro. 201. 336.), M. Gottfr. Hoffmann, Diakonus zu Stuttgart und später Prof. theol. zu Tübingen († 1728 — Nro. 303.), M. Joh. Conr. Klemm, Spezial in Leonberg († 1763 — Nro. 97.), Joh. David Majer, geistl. Senior in Schwäbisch-Hall (Nro. 179.), Landschaftskonsulent Moser (Nro. 213.), Oberhofprediger Joh. Oechslin († 1738 in Stuttgart — Nro. 242.), Consistorialrath Tafinger (Nro. 7. 90. 128. 219. 224.), Prälat Weißensee (Nro. 94.), Dr. Christian Eberhard Weißmann, Prof. theol. in Tübingen († 1747 — Nro. 173. 233.), Pfarrer Martin Wieland in Kleinbottwar (Nro. 135.), Ph. Friedrich Hiller (Nro. 52. 53. 55. 115. 117. 163. 183., sämmtlich aus dem Paradiesgärtlein; das Liederkästlein Hiller's war damals noch nicht erschienen).

In demselben Generalrescript, wodurch dieses Gesangbuch als Kirchengesangbuch eingeführt wurde, wird zum Behuf der Privat- und Hausandacht der zu Ludwigsburg, Stuttgart und Tübingen im J. 1732 ausgegangene, mit einer Vorrede des Consistoriums versehene und damals schon von der Synode „zu fleißiger Privatübung und Gebrauch, sowohl zu lesen, als zu singen“ empfohlene „Würtembergische geistliche Liederschatz aus alten und neuen

schriftmäßigen Liedern gesammelt" — das sogenannte „Tausendlieder-buch", so genannt, weil tausend Lieder darin enthalten sind — namhaft gemacht. Das Rescript fährt nämlich, nachdem es das neue Gesangbuch als zum ausschließlichen Gebrauch beim Gottesdienst und in den Schulen bestimmt anbefohlen hat, folgendermaßen fort: „Hiedurch sollen nun aber andere, sonderlich unter nöthiger Aufsicht ausgegangene Gesang-bücher keineswegs verworfen, sondern vielmehr und zwar vornämlich der anno 1732 ausgegangene Würt. Liederschatz zu fleißiger Privat-übung angesehen werden."

Eine ähnliche Liedersammlung, mit hymnologischer Tendenz, ist der oben schon beim Lebenslauf Joh. Jak. Moser's erwähnte Lieder-schatz, welchen derselbe in Verbindung mit dem Spezial Bilhuber, 1117 Lieder enthaltend, unter folgendem Titel herausgab: „Evan-gelischer Liederschatz oder glossirtes großes Würtember-gisches Gesangbuch mit einigen Nutzanwendungen von Spezial M. Bilhuber und dem dänischen Etatsrath J. J. v. Moser. 3 Thle. Tübingen 1730—1732."

Auch sammelte Georg Conrad Pregizer, als Diakonus zu Tübin-gen, später Prälat in Murrhardt († 1749), in 20 Oktavbänden vom J. 1717—37: „Gottgeheiligte Poesien auf alle Tage des Jahrs."

Ein unbedeutenderes Werk dieser Art war auch nicht sehr lange vorher durch Matthäus Hiller besorgt, welcher früher Pro-fessor der Theologie und orientalischen Sprachen und später Prälat von Königsbronn und ein Vetter Fr. Conrad Hiller's war. Es führte den Titel: „Erklärtes evangelisches Gesangbuch, darinnen die gewöhn-lichen alten und aus den neuen die kernhaftesten, schriftmäßigsten Ge-sänge vorgetragen und zum Theil erklärt werden mit Voransetzung der Authorum Namen cum Praefatione Joh. Barth. Hagen's, Fürstl. Würtembergischen Hofpredigers und Consistorialraths." in 12.

Auch die frühere Zeit war nicht arm an solchen rein bloß für den Privatzweck bestimmten Liedersammlungen.

So erschien schon im J. 1676 zu Ulm ein Büchlein mit dem Titel: „Geistlicher Wandersmann mit einem Gesangbüchlein und Wegweiser vor Reisende."

Im J. 1669 gab Magnus Hessenthaler, Professor am Colle-gium illustre in Tübingen, heraus: „Evangelische Jubelstimm oder christ-liche Lieder auf alle Sonn-, Fest- und Feiertage," mit 13 eigenen Liedern.

Im J. 1688 erschien von M. Johann Christoph Stierlein: „Musikalische geistliche Zeit- und Ewigkeitsbetrachtungen" und im J. 1691: „Der leidende Christus und die mitleidenden Christen in Liedern."

Im J. 1700 erschien zu Stuttgart: „Betrübter Seelentrost, d. i. Kern aller Gesänge oder Lieder aus denen Schriften und Büchern der bewährtesten und berühmtesten Männer evangelischer Kirche zu sonder-barem Trost, Freud und Erquickung einer in diesen letzten betrübten Zei-ten angefochtenen, gequälten und geängsteten Seele mit sonderbarem Fleiß herausgezogen und mit einem Gebetbüchlein zum Druck übergeben von einer hohen fürstlichen Person." *

* Wahrscheinlich von Eleonora Juliana, Gemahlin des Administrators

Im J. 1706 gab Johann Ulrich Erhard,* Professor der Poesie am Stuttgarter Gymnasium, heraus: „Neuvermehrte im Frühling, Sommer, Herbst und Winter singende himmlische Nachtigall, darinnen durch Vorstellung der zeitlichen Jahreslust die ewige Himmelslust und Seelenfreude abgebildet und zugleich die hohen Wohlthaten Gottes bei allen hohen Festen der vier Jahreszeiten, wie auch allerhand Buß- und Trostliedern vorgestellt werden."

Im J. 1709 erschien von M. Ferdinand Friedrich Göbel: „Gott gewidmetes Sonntagsopfer in Liedern für alle Sonn-, Fest- und Feiertagsevangelia."

Im J. 1718 gab M. Andreas Hartmann, Waisenhausprediger zu Stuttgart, ein „lehr-, lob- und trostreiches Gesangbuch" für den Privatzweck heraus, das mehrmals und zuletzt im J. 1733 mit 531 Liedern aufgelegt wurde.

Im J. 1723 gab Wolfgang Adam Held ein „Echo oder Maientagslieder" heraus.

Im J. 1728 erschien von Johann Joachim Hundius: „Die ganze heilige Schrift in summarischen Reimzeilen nach den bekanntesten Kirchenmelodien Gesangsweise vorgestellt."

Ein solches reiches Leben war damals in Würtemberg im heiligen Gesangwesen.

C. Die Oberlausitzer

In der Oberlausitz, demjenigen Theile des sächsischen Landes, der an Schlesien gränzt, wirkten zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ganz in Spener'schem Geiste die Pfarrer M. Rothe zu Berthelsdorf und von Schlesien herüber Schwedler zu Niederweise und Schäfer zu Görlitz. Durch die ausgezeichnete Erweckungsthätigkeit dieser Männer wurde namentlich in der Oberlausitz ein rechtes lebendiges Christenthum verbreitet. Aus den frommen Kreisen, die sich hier bildeten und in welchen ein inniges, zartes Gefühlschristenthum heimisch war, giengen geistliche Lieder hervor, in welchen hauptsächlich das innere Geistesleben, wie es unter der Bearbeitung des h. Geistes steht, beschaulich dargestellt und vor Allem die göttliche Erbarmung gepriesen wurde, die dem Sünder zu Theil wird im Glauben. Hier ist eigentlich die Wiege der Herrenhut'schen Lieder zu suchen, denn jene oben genannten Zeugen nicht bloß, sondern alle Liederdichter aus diesen frommen Kreisen stehen in persönlicher Beziehung zu dem Stifter der Herrenhuter Brüdergemeinde, dem edlen Grafen Nikol. Ludwig v. Zinzendorf, welcher selbst auch seine eigenen Lieder, die er vor dem J. 1734 und soweit er sie noch ohne besondere Beziehung auf Herrenhut'sche „Gemeingegenstände" gedichtet hat, zu dieser von

Herzogs Friedrich Carl von Würtemberg, Tochter des Markgrafen Albert von Anspach (geb. 1663, † 1724), welche das Lied: „Eilet fort ihr Jammerstunden" unter Mithülfe des Spezials Commerell von Urach gedichtet hat. Auch ihr Gemahl, seit 1677 Administrator, mit ihr vermählt den 20. Dez. 1682 († 1698), war ein Freund der geistlichen Dichtkunst. Sein Namenslied: „Frischer Muth hat halb gesieget" steht im „Herzensklang" von 1713.

* Geb. in Wildberg 1637, † 1718. Von ihm sind die Lieder: „Höret doch den Schwanen singen" — „Ihr Bäume, gönnt mir euren Schatten" — „Meine Zufriedenheit steht".

ihm sogenannten „Oberlausitz'schen Oekonomie" rechnete, welche er neben der Wetterau'schen Oekonomie der Mystiker und Separatisten mit dem Darmstädter Gesangbuch von 1698, und neben der Halle-schen Oekonomie der sogenannten Halle'schen Pietisten mit Freylinghausen's Gesangbuch vom J. 1704 und 1714 als dritten Zweig der großen Spener'schen Oekonomie aufführt.

Es sind dieß die Lieder, welche **Zinzendorf** in folgenden Werken veröffentlicht hat:

1) „**Sammlung geistlicher und lieblicher Lieder**, eine große Anzahl der kernvollsten alten und erwecklichsten neuen Gesänge enthaltend, 1725, mit einer Vorrede Dr. Marperger's;" 2te Ausgabe vom J. 1731, sonst gewöhnlich das Marche'sche Gesangbuch genannt, weil es bei Marche in Görlitz herauskam. Dieß wurde ursprünglich in Herrenhut gebraucht.

2) „**Deutsche Gedichte**, 1735," mit 130 Liedern, worunter besonders viele Casuallieder, die der Graf von seinen Knabenjahren an, von seinem zwölften Jahr bis zum J. 1734, gedichtet hat, und die einen rührenden Blick in sein keusches, von der Liebe des Gekreuzigten so frühzeitig erfülltes Herz gewähren. Weitere zuvor unbekannte Lieder der Art hat A. Knapp aus den Archivalpapieren der Herrenhuter Unitätsdirektion in der von ihm veranstalteten Sammlung der „geistlichen Gedichte" Zinzendorfs vom J. 1845 mitgetheilt.

3) „**Die letzten Stunden unseres Herrn und Heilandes auf dieser Erde**, 1722," worinn die Leidensgeschichte vom h. Abendmahl an in vierundzwanzig Abtheilungen und eben so vielen zum Theil größern Gedichten besungen ist. Mitantheil daran hat auch des Grafen Haushofmeister zu Berthelsdorf in der Oberlausitz, der fromme Schweizer **Heitz**.

4) „**Die letzten Reden unseres Herrn und Heilandes vor seinem Kreuzestod**, das 14—17. Kap. Johannis in sich haltend, 1725," wo jedem in Reime gebrachten Kapitel ein größeres Gedicht von sechzig bis achtzig Strophen angehängt ist, und woraus später Zinzendorf vierzehn Lieder herausgezogen hat, z. B.: „Herz und Herz vereint zusammen" (Würt. Gesangbuch Nro. 217.) — „Herr, dein Wort, die edle Gabe" (W. Ges. Nro. 236.).

5) „**Der deutsche Sokrates**," eine von ihm im J. 1725 und 1726 in Dresden herausgegebene Wochenschrift mit geistvollen Gedichten.

Aus dieser Periode führt A. Knapp nebst manchen ungedruckten Nummern bei dreihundert köstliche Lieder auf, wovon die bessern und bekanntern sind: „Blut und Wunden haben uns mit Gott verbunden" — „Der Henne folgt das Küchlein nach" — „Wir sind undankbare Leute" — „Liebe, die sich mir vermählet" — „Reiner Bräut'gam meiner Seele" — „Rath, Kraft und Held und Wunderbar" — „Seelenbräutigam, o du Gotteslamm" (Würt. Gesangbuch Nro. 381.) — „Christum über Alles lieben" — „Kron und Lohn

beherzter Ringer" — „Ich bin ein Kindlein arm und klein" — „Mein Freund, wie dank ich's deiner Liebe" — „So ist denn nun die Hütte" — „Freundlicher Immanuel" — „Die Christen geh'n von Ort zu Ort" (Würt. Gesangbuch Nro. 618.) — „Du ewiger Abgrund der seligen Liebe" — „Christus hat ein Wort gesagt" — „Der Glaube bricht durch Stahl und Stein" — „Gottes Führung fordert Stille" (W. G. Nro. 496.) — „Christen sind ein göttlich Volk" — „Vor Jesu Augen schweben" — „Ehmals sollt's gestorben seyn" — „Errettet werden wollen" — „O Liebe, die in fremde Noth" (W. G. Nro. 111.) — „König, dem wir Alle dienen" — „Du sel'ge Liebe du" u. s. w.

Zu dieser Oberlausitz'schen Oekonomie gehören:

Henriette Catharine von Gersdorf, die Großmutter Zinzendorfs, eine geborene Freiin von Friesen, Gemahlin des Geheimenrathsdirektors und Landvogts zu Dresden, Nik. von Gersdorf, eine hochbegabte und gelehrte Frau, eine geschätzte Dichterin, die mit Spener, A. H. Franke, P. Anton, Canstein und andern gottseligen Männern ihrer Zeit in genauer Verbindung stand und Zinzendorf bis zu seinem zehnten Jahr erzogen hat. Sie starb in Großhennersdorf in der Oberlausitz 5. Merz 1726. Ihr Enkel dichtete auf ihre Beerdigung das Lied: „Die Christen geh'n von Ort zu Ort" (W. G. Nro. 618.) und hatte ihr auch seine „Sammlung geistlicher und lieblicher Lieder, 1725" dedicirt. Ihre lieblichen Lieder traten in vier Sammlungen von achtundneunzig Liedern zu Halle im J. 1729 an's Licht. Von ihr angeleitet dichtete auch die junge Freiin **Johanna Magdalena von Gersdorf**, geb. 1706 zu Großhennersdorf, welche sie als Großtante erzogen hat und die sich nachmals an den Hofmarschall v. Geussau verheirathete († 1744). Besonders bekannt ist ihr Lied: „So ruh ich dann getrost, mein Heil, in deinen Wunden." (Quellen: Casp. Wezel's Analecta hymnica. 1r Bd. 4tes Stück. S. 34.)

Edeling, Christian Ludwig, geb. zu Lobegrün in Sachsen, der Hofmeister des Grafen Zinzendorf im Hause der Geheimenräthin von Gersdorf zu Dresden bis zum J. 1711 — ein gottesfürchtiger Lehrer im Spener'schen Geiste. Später wurde er Inspektor und Oberpfarrer in Schwanebeck bei Halberstadt, wo er im J. 1742 starb. Er dichtete zehn geistliche Lieder, die Freylinghausen in sein Gesangbuch aufnahm.

Mentzer, Johann, ein geborener Oberlausitzer, geb. zu Jahma am 27. Juli 1658. Um's J. 1700 wurde er Pfarrer zu Kemnitz bei Bernstadt in der Oberlausitz und stand in freundschaftlicher Verbindung mit Zinzendorf und dessen Großmutter. Als gewissenhafter Mann und edler Christ genoß er die allgemeinste Achtung. Er starb zu Kemnitz 24. Febr. 1734. Seine Lieder, fünfunddreißig bis vierzig an der Zahl, erschienen im J. 1726 gesammelt unter dem Titel: „Evangelischer Psalter von zehn Saiten", gewöhnlich nur das „Reibersdorfer Gesangbuch" genannt.

Neben Franz Imm. Jerichovius aus Löbau in der Oberlausitz, der längere Zeit als Rektor zu Teschen in Oberschlesien mit Muthmann, Sagarneck rc. bis 1730 angestellt war (vgl. S. 254) und 1. Sept. 1734 als Pastor zu Oldenburg starb, Dichter des schönen Lieds: „Das edle Kreuz macht ja recht edle Christen"; neben Josephi und Andern gehört namentlich hieher noch der schon erwähnte

Rothe, Johann Andreas, Zinzendorf's Patronatspfarrer zu Berthelsdorf in der Oberlausitz. Er wurde geb. 12. Mai 1688 zu Lissa, einem Dorf bei Görlitz in Schlesien, wo sein Vater, M. Aegidius Rothe, Pfarrer war. Nachdem er auf dem Gymnasium zu Görlitz und Breslau sich auf das Studium der Theologie vorbereitet hatte, bezog er im J. 1708 die Universität Leipzig, wo er sich besonders an Joh. Olearius hielt. Lange konnte er sich wegen Gewissensscrupeln nicht entschließen, ein Predigtamt anzunehmen und war daher längere Zeit Informator bei der Schweinitz'schen Familie in Leuben. Da hörte ihn einst Graf Zinzendorf in Hennersdorf predigen, und faßte dadurch ein solches Zutrauen zu ihm, daß er ihn, sobald er im J. 1722 die Herrschaft Berthelsdorf gekauft hatte, zum Prediger daselbst berief. Die freie, herzliche, mächtig ergreifende Predigtweise Rothe's gefiel ihm so wohl, daß er einmal bezeugte: „Ich habe seines Gleichen nicht wieder gefunden." In dem Schreiben, womit er ihn auf die Pfarrei Berthelsdorf berief, sagte er unter Anderem: „So gehet denn hin in den Weinberg des Herrn. Sehet da, er schickt Euch in seine Ernte aus. Ihr seyd ein Mann guter Botschaft. Macht eine ebene Bahn zu Lob eurem Gott. Ruft getrost. Schonet nicht. An mir sollt ihr mehr einen getreuen Gehülfen und lieben Bruder, als einen Patron haben. Ich, obwohl schwach und arm, will Euch durchkämpfen helfen in der Kraft des Herrn Jesu. Gehet hin und machet aus der Wüste eine liebliche Hütte Gottes, und erweiset Euch überall als einen guten Hirten, so werdet Ihr, wenn erscheinen wird der Erzhirte, die unvergängliche Krone erlangen." Wie herzlich Zinzendorf ihn damals liebte, sieht man aus dem Liede: „Christum lieben über Alles", das er Rothe auf seinen Geburtstag im J. 1722 dichtete, während dagegen Rothe im J. 1728 sein herrliches Lied: „Ich habe nun den Grund gefunden," auf Zinzendorf's Geburtstag sang.

Am 30. Aug. 1722 wurde Rothe in sein Amt zu Berthelsdorf durch seinen Freund M. Melchior Schäfer, Pfarrer zu Görlitz, eingeführt, welcher dabei die merkwürdigen, prophetischen Worte vernehmen ließ: „Gott wird auf diesen Hügeln ein Licht aufstecken, das im ganzen Lande leuchten wird." Bald nach Rothe's Amtsantritt bildete sich nämlich zuerst als Filial von Berthelsdorf die Herrenhuter Gemeinde. Rothe war es, der dem Grafen Zinzendorf erzählt hatte, wie er aus Veranlassung seiner Predigten in Görlitz dort einen mährischen Zimmermann, Namens Christian David, kennen gelernt

habe, der ihm mitgetheilt, wie in Mähren noch viele glaubige Seelen seyen, die sich nach einer Zufluchtsstätte sehnen, wo sie ungestört ihres Glaubens leben könnten. Dieß wurde für Zinzendorf die Veranlassung, durch diesen Zimmermann David, den er sogleich aufsuchte, die mährischen Glaubensbrüder zu sich nach Berthelsdorf einzuladen, die dann auch bald herangezogen kämen und sich zwischen Berthelsdorf und Großhennersdorf am Hutberg ansiedelten. Diese neue Gemeinde, Herrenhut genannt, die Rothe als Filial zu besorgen bekam, vergrößerte sich bald so, daß sich daselbst ein schöner Wirkungskreis für ihn eröffnete. Rothe wirkte auch in großem Segen mit hinreißender Beredtsamkeit und Zinzendorf hatte an ihm ein sehr brauchbares Werkzeug zur Beförderung lebendigen Christenthums in seiner Gemeinde gefunden. Er nahm ihn auch in den engern Freundschaftsbund auf, den er mit M. Schäfer und Baron v. Watteville schloß. Obwohl in den nicht gehörig auseinandergesetzten Patronats- und Pfarrrechten, so wie einerseits in dem Triebe Zinzendorf's, immerfort in das Predigtamt, zu dem er stets eine innere Neigung hatte, und in die Seelsorge einzugreifen, andererseits in Rothe's Festhalten am kirchlichen Standpunkt, in seiner mehr wissenschaftlichen Lehrweise und in seiner Freimüthigkeit, mit der er Alles frei und gerade heraus, selbst von der Kanzel herab, sagte und wobei er den Grafen zuweilen mitten in der Predigt geradezu anredete, mancherlei Stoff zu Reibungen zwischen Rothe und Zinzendorf vorhanden war, wirkten doch beide Männer fünfzehn Jahre lang mit einander fort. So oft es auch gegenseitige Anstöße gab, namentlich als Rothe im J. 1728 in Abwesenheit Zinzendorf's die Mähren in Herrenhut zu bewegen suchte, den Namen „böhmisch-mährische Brüder" aufzugeben und sich Lutheraner zu nennen; so weit auch Beide in der Art, wie sektirerische Menschen zu behandeln seyen, auseinander giengen, indem Zinzendorf solchen möglichst nachgab und sie mit Liebe zu gewinnen suchte, Rothe aber, solches Nachgeben für Verleugnung der Wahrheit haltend, es durch Widerlegung der Irrthümer und offenen Widerspruch versuchte: so einigten sie sich doch immer wieder mit redlicher Einfalt und Weisheit in ihrem gemeinsamen edlen Hauptzweck, zumal als auch Zinzendorf das Verhältniß zwischen ihm als Patron und dem pfarramtlichen Wirken Rothe's genauer geregelt hatte. Rothe bekennt, es habe in seiner Seele immer geheißen: „Laßt nicht Zank unter uns seyn, denn wir sind Brüder."

Doch bereitete sich durch solche öfters wiederkehrende Anstöße allmählich die Trennung beider Männer vor, die endlich im J. 1737 erfolgte aus Veranlassung eines höhern Auftrags, den Rothe erhalten hatte, es gehörigen Orts zu melden, wofern der Graf in Religionssachen etwas Bedenkliches vornehme. Der Graf fragte ihn in Gegenwart aller übrigen Arbeiter an der Gemeinde, ob er das thun würde? Und als Rothe erklarte: „Allerdings!" so sagte Zin-

zendorf in der Uebereilung: „So wären Sie ein Landesverräther?" Auf dieß gieng Rothe tief gekränkt hinweg, und als vollends die Herrenhut'sche Gemeinde einen fremden Geistlichen kommen ließ, damit er ihr das h. Abendmahl reiche, so legte Rothe sein Amt in Berthelsdorf nieder und zog als Pfarrer nach Hermsdorf bei Görlitz, von wo er im J. 1742 als Pfarrer nach Thommendorf bei Bunzlau berufen wurde. Hier empfahl er der Gemeinde zu Bunzlau, die nach wiedererlangter Freiheit des evangelischen Gottesdienstes einen frommen Prediger begehrte, den bekannten E. G. Woltersdorf (vgl. S. 271), der dann auch auf sein Bewirken im J. 1748 dort Prediger wurde. Zinzendorf, obwohl er anfangs das Vergehen Rothe's an der Gemeinde zu Herrenhut für sehr schwer hielt, bedauerte doch bald herzlich seine Trennung und äußerte öfters: „Ach! wenn ich nur meinen lieben Rothe wieder hätte!" er bot ihm sogar im J. 1744 durch seine Frau die Stelle eines Direktors des theologischen Seminars zu Marienborn an. Allein Rothe lehnte es ab, und erklärte sich öffentlich sehr stark, wie er sagt, „von innen und außen gedrungen, um der lautern Wahrheit ohne Scheu Zeugniß zu geben," gegen den Herrenhutianismus. Er blieb vollends bis an sein Ende, das am 6. Juli 1758 erfolgte, in Thommendorf. Zwei Jahre später folgte ihm Zinzendorf in die Ewigkeit nach. Dort werden sich die beiden Männer Gottes wieder zusammen gefunden haben vor dem Throne Christi, „wo die Nebel verschwinden, welche hienieden auch solche Herzen einander zuweilen entfremden, die doch im Grunde mit einander einig sind."

Rothe war ein recht gelehrter und gottseliger Theologe, ein eifriger Prediger der Wahrheit, der, was er dachte, auch ohne Scheu zu sagen wagte, und ein begabter Dichter, von dem wir noch achtunddreißig geistliche Lieder von gediegenem Werth haben. Sie stehen theils in einigen seiner kleinen Erbauungsschriften, z. B. in dem „erbaulichen Zeitvertreib" oder in der „Handreichung zur Bewahrung der Worte Christi", theils in Gesangbüchern, z. B. im Laubanschen von 1719, im Berthelsdorf'schen von 1725, in den ersten Herrenhut'schen und in der Görlitzer Liedersammlung von 1741 und 1746.

(Quellen: Schmersahl, Geschichte jetzt lebender Gelehrten. Langensalza. 1751. — Christenbote. Jahrg. 1841. Nro. 18. — Casp. Wezel's Analecta hymnica. 2r Bd. S. 756—760.

3) Die Herrenhuter.

Spener hatte in seinen theologischen Bedenken III. 160. das Wort ausgesprochen: „Ich bin auf den Gedanken verfallen, in diesem jetzigen so verderbten Zustand der Kirche, wo wir kaum der Ordnung nachzugehen vermögen, könne von uns nicht sowohl derselben gerathen werden in denen Pflichten, welche wir gegen die Boshaftigen verrichten, als vielmehr in denjenigen, mit welchen wir das Gute bei denen, so

bereits aus Gottes Gnade einen Trieb dazu haben, nach allem Vermögen suchen zu befördern und also, nachdem wir das äußerlich so verderbte **corpus** nicht ändern können, sondern müssen es lassen und die Sache Gott befehlen, in demselben und aus demselben allgemach einige gute Seelen zu sammeln, die zu einer **ecclesiola in ecclesia** (Kirchlein in der Kirch) Personen geben mögen." Diese Idee seines ehrwürdigen Pathen, der ihn in seinem vierten Jahr mit besonderer Herzensbewegung zur Beförderung des Reiches Gottes eingesegnet, und die Verwirklichung derselben, an der er selbst Zeit seines Lebens vergeblich gearbeitet, auf seinem Sterbebette in prophetischem Geiste verkündet hatte, führte Graf Nik. Ludwig v. Zinzendorf in der Oberlausitz ins Leben ein, indem er am Hutberg, zwischen den Dörfern Berthelsdorf und Großhennersdorf, im J. 1727 die sogenannte Herrenhuter Brüdergemeine oder erneuerte mährische Brüder-Unität gründete — eins mit der großen Kirchengemeinschaft in der Lehre, im Festhalten an der Augsburgischen Confession, von ihr ab- und in sich zusammengeschlossen durch eine eigenthümliche christ-brüderliche Gemeinordnung nach dem Muster der ersten apostolischen Kirchenverfassung und den Regeln der alten mährischen Kirche.

Den Kern dieser Gemeinde, deren Entstehungsgeschichte bei der Lebensschilderung ihres Stifters näher berichtet werden soll, bildeten mährische Christen, die durch die Erweckungsthätigkeit Spenerisch und Frankisch gesinnter Prediger in Schlesien, deren Predigten sie von Mähren aus besuchten, namentlich durch die Gottesmänner zu Teschen — einen Steinmez, Muthmann, Sagarneck, Jerichovius &c. angeregt, einen Hunger nach dem lautern Evangelium bekommen hatten, zu dessen Sättigung, die ihnen im Vaterlande versagt war, sie eine Stätte suchten und durch Pfarrer Joh. Andr. Rothe's Verwendung im Sommer 1722 am Hutberg auf Zinzendorf'schem Grund und Boden mitten unter den frommen, von Spener's Geist angeregten Kreisen der Oberlausitz, fanden. Aus dieser brüderlichen Gemeine, die das Wort Gottes so reichlich unter sich wohnen ließ, und täglich sich selbst ermahnete mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen, lieblichen Liedern in apostolischem Sinne, entquoll nun ein reicher Strom von Liedern, die sogenannten „Brüderlieder". Der Stifter der Gemeine war auch ihr Hauptsänger und seelenvollster Psalmist, von dem man recht eigentlich sagen kann, „er sang in seinem Herzen" (Col. 3, 16.). Zinzendorf's Lieder bilden den Kern der vielen lieblichen, geistlichen Gesänge der Brüdergemeine.

Daß nun aber Zinzendorf seine eigenen Lieder, die er vor dem Jahr 1734 sang, noch nicht zu den eigentlichen Herrenhutischen Brüderliedern, sondern zur Oberlausitzer Oekonomie rechnet und den Anfang des Brüdergesangs erst vom J. 1734 an datirt, während doch die Gemeine schon im J. 1727 fest unter sich abgeschlossen war,

das hat seinen Grund darinn, daß sich in diesem Zeitpunkt erst die eigenthümliche Lehreinsicht und Lehrweise der Brüdergemeine festsetzte.

Zu Anfang des Jahrs 1734 nämlich gieng eine wichtige Veränderung in den Glaubensansichten Zinzendorf's vor, „der Pfeil des Herrn ereilte sein Herz“ — wie er selbst bekannte; er sah nämlich nun mit einemmale erst recht ein, daß in der Nothwendigkeit des Todes Jesu und dem „Lösegeld“ ein besonderes Geheimniß und große Tiefe liege. Was er so erkannt, legte er im Februar 1734 in einem herrlichen Liede: „Du unser auserwähltes Haupt“ nieder, darinn er, was sein Herz bewegte, also aussprach:

„Laß uns in deiner Nägel Maal
Erblicken unsre Gnadenwahl,
Und durch der aufgespaltnen Seite Schrein
Führ unsre Seelen aus und durch und ein.“ —

Dieß ist das wundervolle Ding,
Erst dünkt's für Kinder zu gering,
Und dann zerglaubt ein Mann sich dran,
Und stirbt wohl, eh' er's glauben kann.

Das ist die Losung hier vom kleinen Heer,
Das ist der Psalm dort am krystallnen Meer.

Dieß nun, dieses „A und O vom ganzen Evangelio“ der Welt zu verkünden als ein Bote, um sie damit zu retten und zur Rechten des Herrn zu stellen, hielt er jetzt für einen Beruf. Darum schließt er sein Lied mit den Worten:

O unser allgemeines Haupt,
Gib, daß man meinem Zeugniß glaubt!
Mein Rufen dring in Ohr und Herzen ein,
Und wenn ich auf dich weise, so erschein.

Darum ließ er sich, seines Berufs zum geistlichen Stand gewiß geworden, in Tübingen von der theologischen Fakultät im Spätjahr 1734 nach erstandenem theologischen Examen in den geistlichen Stand förmlich aufnehmen und am Thomastag 1734 dieses Lied, als seinen Botenschild, unter dem Titel: „Erklärung, wie mir's um's Herz ist,“ zur Veröffentlichung drucken. „So wurde,“ erzählt er nun selbst, „durch meinen Einfluß auf die Brüder seit dieser Zeit das Versöhnopfer Jesu unsere eigene und öffentliche und einzige Materie, unser Universalmittel wider alles Böse in Lehre und Leben;“ und Leonhard Dober, sein Mitarbeiter in der Gemeine, setzt bei: „Nachdem wir seit dem J. 1727 in allen Dingen mehr Erfahrung erlangt und viel Unnöthiges verlernt hatten, begann im J. 1734 die heilige Lehre von Jesu Wunden und seinem Verdienst das Einzige und Allgemeine und für Jedermann Nothwendige zu werden, womit zugleich die freie Gnade und der selige Genuß der armen Sünder stark getrieben ward.“

Hierin läge also das Unterscheidende von den Liedern der Oberlausitzer Oekonomie und überhaupt das Charakteristische der Brüderlieder. Zinzendorf nennt in dieser Hinsicht selbst zwei Punkte: „Der eine Punkt, der von mir und der Brüder-Unität ins Herz gefaßt

und zum Mittelpunkt aller Lehre und aller Lieder gemacht wurde, ist — das Erkennen des wahrhaftigen Gottes in seinem Sohne, was unter allen Aposteln Johannes am deutlichsten bezeichnet hat; hierin zeigt sich der Hauptcharakter unserer Lieder — das innige Gefühl der Liebe des Heilands und der Gemeinschaft mit ihm; ein zweiter Punkt ist damit verwandt — eine Einfalt und Andacht, Innigkeit und eine Brüder-Gemeinschaft." Christus der Gekreuzigte in seiner Marterschöne und Liebesgestalt und die Gemeine des Herrn — das ist also der Doppelquell des Herrenhutischen Gesangs, dem zum Unterschied der Innigkeit des Spenerisch-Franke'schen Gesangs das Merkmal der Sinnigkeit im Gewand einer ganz eigenthümlichen Familiensprache von Kindern mit Gott und von Geschwistern unter einander gebührt. Dr. J. P. Lange sagt über die Herrenhut'sche Gesangweise: „Das Gefühl der Hingebung an den Versöhner, wie er dem Glaubigen in der erschütternden Gestalt seiner Liebestreue, in der geistlichen Kreuzesschöne erscheint, bildet den Grundton dieser Poesie. Die Herrlichkeit, der Gnadenreichthum dieses Gefühls, welches die ganze Kirche Christi von Neuem erschüttert und im Glauben fortbewegt hat, bildet ihre Kraft; die Ausschließlichkeit und undogmatische Haltung ihre Schwäche. Das wahrhaft christliche, freie Liebesleben in der Gemeine gab vielen ihrer Lieder eine solche lyrische Einfalt, Kraft und Schönheit, wie sie im Durchschnitt den kirchlichen Liedern weniger eigen ist."

War schon bei Zinzendorf, der den Typus der Herrenhut'schen Gesangweise ausbildete, die äußere Form der Lieder mangelhaft, da er sie für Nebensache achtete, so war dieses noch mehr der Fall bei den noch weniger formkundigen Brüdern und Schwestern, die in der Gemeine sangen und die meist nicht gerade zu Dichtern und Dichterinnen geboren waren, aber als kindlich-fromme Seelen durch die Liebe Christi solche wurden, und manches schöne, liebliche, gediegene Lied auf dem Gemeinaltar zur Ehre Christi spendeten.

Die bedeutendsten unter ihnen sind: Fr. v. Watteville, der älteste Herzensfreund und Joh. v. Watteville, der Adoptivsohn und Tochtermann Zinzendorf's, Leonhard und Martin Dober, wovon der erste das Generalältestenamt versah, ehe die Gemeine es im J. 1741 Christo übertrug, Christian David, der mährische Zimmermann und Gründer der ersten Niederlassung am Hutberg, Johannes Nitschmann der Jüngere, der als dreizehnjähriger Knabe im J. 1725 aus Mähren nach Herrnhut gewandert war, Matth. Stach, Ludolf Ernst Schlicht, Fr. Wenzeslaus Neisser, Simon Meyer, Mich. Graff, Jäschke, Israel, Böhnisch und die zarten jungfräulichen Seelen: Erdmuth Dorothea, geb. Gräfin Reuß-Ebersdorf, des Grafen erste, und Anna Nitschmann, des Grafen zweite Gattin und Tochter des ersten Bruderbischofs David Nitschmann; Benigna v. Watteville, des Grafen Tochter, Anna Schindler, nachmalige

Ehefrau des Martin Dober, Esther Grünbeck xc. Noch weitere, namentlich auch des Grafen Sohn, Christian Renatus, werden unten nach ihrem Lebensgang besonders geschildert werden.

Aus den Liedern dieser Dichter und Dichterinnen schuf sich nun die Gemeine bald nach jenem bedeutungsvollen, entscheidenden 1734er Jahr ein eigenes Gesangbuch. Es erschien mit 971 Liedern unter dem Titel: „Das Gesangbuch der Gemeine in Herrenhut. Daselbst zu finden im Waisenhaus. 1735. 2te Ausg. 1737.“ Es enthält zugleich manche alte Kernlieder der evangelischen Kirche, doch sehr abgekürzt, so daß meist bloß einige Verse der bekanntesten Lieder aufgenommen wurden; auch sind die alten mährischen und böhmischen Lieder der ersten Brüder-Unität aus dem Reformationszeitalter mit ihrer Einfalt und Kraft, wie sie Mich. Weiß ins Deutsche übersetzt hatte, hier wieder erneuert.

Im J. 1741 erschien die dritte Auflage dieses Gesangbuchs unter dem Titel: „Christliches Gesangbuch der evangelischen Brüdergemeinen von 1735 zum drittenmal aufgelegt und durchaus revidirt.“ Als ein zweiter Theil ist ein Anhang beigefügt, und solcher Anhänge wurden es bis zum J. 1749 **XII** nebst **IV** Zugaben, in welchen die Zahl der Lieder bis auf 2357 anschwoll. Von den Liedern in diesen Anhängen heißt es: „Es sind solche mehrentheils entweder bei Gelegenheit aus dem Herzen gesungene und nachgeschriebene (die Zinzendorfischen) oder auf gewisse Fälle gerichtete, theils nach der Weise einer Gemeine, die alle Gaben anwendet, von alten und jungen ungelehrten Leuten beiderlei Geschlechts, ungekünstelt und ohne große Meditation, bei Erforderung der Umstände für ihre Chöre und Klassen aufgesetzte und zum Andenken behaltene Gedanken, darinn man einige theologische Präcision nicht gesucht hat, weil man sie von den **Autoribus** nicht fordern kann, aber dabei zum Preis des Lammes frei bekennet, daß man sie darinn findet und bewundert.“

In der „historischen Nachricht vom Brüdergesangbuch, Gnadau, 1835“, ist es nun Herrenhutischer Seits selbst zugestanden: „In dieser Zeit riß ein falscher Geist in der Brüdergemeine ein, der sich vom Streiterernst der ersten Jahre und dem nachherigen zarten Gefühlschristenthum verirrte zu Spiel und Tändelei in Lehre und Leben.“ Immer mehr kam eine stark sinnliche Darstellungsweise auf, wobei eine überstiegene Phantasie sich zu den unschicklichsten Ausmalungen des Bildes vom Bräutigam und der Braut, darstellend das Verhältniß Christi zur Gemeine oder zur einzelnen glaubigen Seele, und zu den kleinlichsten, wahrhaft kindischen Spielereien mit dem Blut und den Wunden Christi verleiten ließ. Zinzendorf gab auch hier den Ton an, denn selbst von Gott redete er damals gar viel, als von dem „Papa'chen und süßen Mama'chen.“ So z. B. in dem Kinderversel (Nro. 1909):

„Ich liebe mein Papa'chen,
Ich liebe mein Mama'chen
Und Bruderlämmelein,
Ich lieb die lieben Engel,
Ich lieb den obern Sprengel,
Das Kirchlein und mein Herzelein."

In einem andern Liede (Nro. 2011) lautet es von Christo und seinen Glaubigen also:

„Nichts ist doch freundlicher, als unser Herr'gen,
Nichts liebt sich doch so sehr, als seine Närr'gen.
Nichts predigt kräftiger, als Wundenpfärr'gen,
Nichts singet lieblicher, als Jesu Lerchen.
Drum bleib' ich unverrückt im Bund der Närrlein,
Und liebe ewig der Närr'gen Herrlein."

In den Zugaben finden sich gar Lieder, wie Nro. 2251: „Was macht ein Kreuzluftvögelein?" und Nro. 2277: „Nun hör du Kreuzluftvölkelein", worin gefragt wird: „Was ist ein Kreuzluftstäubelein? Was ist ein Kreuzlufthänelein? Wie macht's das Kreuzluftbienelein? Wie thut das Kreuzluftschäfelein? Wie macht's ein Kreuzluftkälbelein? Wie macht's das Kreuzluftschnäbelein? Was ist ein Kreuzluftmägdelein? — Knäbelein — Männelein — Weibelein?" — „Und was mehr dergleichen Spielwerke seyn", setzt Caspar Wezel hinzu, der in seinen Analectis hymn. II. Bd. im J. 1753 dagegen eiferte, „die sich in den Herrenhut'schen Liedern finden und weder dem Papa'gen, noch Mama'chen im Himmel gefallen können. Es findet sich hier die wahre Bedeutung des Gleichnisses von dem guten Waizen und Unkraut, welches der Feind aussäete, da die Ackerleute schliefen. Wir leben jetzt zu einer lüsternen Zeit, da man der alten einfältigen Wahrheit fast müde ist und die alten gesunden und guten Lehren frikassiret." Ja, der orthodoxe Eiferer Erdmann Neumeister zu Hamburg schrieb sogar dagegen: „Beelzebub habe in Herrenhut ein ganz sonderliches Nest gebauet und sich nicht gescheuet, seinen Dreck unter Balsam zu mengen." Bei solchen Auswüchsen ist wirklich auch eines der neuesten Urtheile über diese Gesangweise, das des Gervinus, nicht ungerecht: „Bei der Verzückung über Christi Wundenmale hat sich die Andacht des Geistes fast in einen äußerlichen, nervösen Reiz verkehrt." Dazu kam noch, daß die Herrenhuter Sänger sich dabei einer Sprache voll kauderwelscher, seltsamer, lächerlicher Redensarten, ja eines Mischmaschs von allerlei Sprachen bedienten.

Zinzendorf erkannte nun aber später selbst reumüthig diese Verirrung, weßhalb er zugleich mit der Reinigung, die er in der Gemeine vornahm, im J. 1751 diese XII Anhänge kassirte, und sogleich an die Ausarbeitung eines gereinigten Gesangbuchs gieng, worin er die Gemeine wieder auf den reichen Schatz biblischer Liederdichtung der Gesammtkirche zurückführen wollte, ohne jedoch damit das Schöne und Gute ihrer eigenthümlichen Gesangweise fahren zu lassen. Es ist dieß das sogenannte große Londoner Gesangbuch, das er in

London ausarbeitete. Es erschien unter dem Titel: „Alt und Neuer Brüdergesang von den Tagen Henochs bis hieher. 1ter Band, mit 2169 Nummern. London, 1753. 2ter Band, mit 1096 Nummern. London, 1754." Im J. 1755 folgten noch zwei Anhänge; der erste enthält die Lieder des jungen Grafen Christian Renatus v. Zinzendorf, der zweite mit dem Titel: „Zweiter Anhang der übrigen Brüderlieder von 1749 an" — noch 310 Nummern, meist die letzten poetischen Gaben des alten Grafen, dessen Leben, nebst dem einiger Glieder seiner Gemeine, nun geschildert werden soll:

3/5 **v. Zinzendorf, Graf Nikolaus Ludwig**, der Stifter, geb. 26. Mai 1700 zu Dresden, wo sein Vater, Georg Ludwig, einer der geschätztesten Minister am sächsischen Hof war und als ein redlicher Beschützer frommer Leute galt. Spener hob ihn aus der Taufe und hat ihn auch später in seinem vierten Lebensjahr mit besonderer Herzensbewegung zur Beförderung des Reiches Jesu eingesegnet. Schon am 9. Juli des Jahrs 1700 starb sein edler Vater, und als nun seine Mutter, Charlotte Justine, geb. Freiin von Gersdorf, im J. 1704 sich mit dem preußischen Feldmarschall v. Natzmer in Berlin verheirathete, kam das zarte Knäblein in die Hände seiner Großmutter, der verwittweten Freifrau Henriette Catharine v. Gersdorf. Diese fromme Frau (s. S. 357) erzog ihn bis in sein zehntes Jahr in Gemeinschaft mit ihrer frommen, geistvollen Tochter, Henriette, mit der liebevollsten Sorgfalt und Frömmigkeit, und las mit ihm frühe schon Luther's und Spener's Schriften. Auch gab sie ihm an Christian Ludwig Edeling (s. S. 357) einen wahrhaft gottesfürchtigen Reformator. So wuchs er auf als ein Gnadenkind von Jugend an. Ehe er noch vier Jahre alt war, hatte er schon den einen Punkt vor allen tief zu Herzen genommen, daß Christus unser Bruder und für uns gestorben sey. So schrieb er dann auch im Drang der Liebe gegen den auch für ihn gekreuzigten Heiland öfters an denselben herzliche Briefe, die er zum Fenster hinauswarf, in der Gewißheit, der Heiland werde sie schon finden. Zu einer andern Zeit trug das liebende Kind die Stühle seines Zimmers zusammen, um ihnen zu predigen, wie gut man's beim Heiland habe. Erhielt er einiges Taschengeld, so war es bald an die Armen verschenkt, und schon frühe ward ihm fromme Gemeinschaft mit Andern zum Herzensbedürfniß, so daß er mit einigen christlichen Knaben sogenannte „Banden" stiftete, worin sie mit einander beteten und einander vor dem Herrn gelobten, Jesu bis in den Tod treu zu seyn. So war es dem zehnjährigen Knaben schon zum seligsten Ziel geworden, dem allein zu leben, der für Alle gestorben und auferstanden ist. In seinem eilften Jahr brachte ihn seine Großmutter in das von A. H. Franke geleitete Pädagogium in Halle, wo er unter der frommen Leitung dieses edlen Mannes bis zum sechzehnten Lebensjahr seine Studien betrieb. Auch hier schloß er mit gleichgesinnten, jungen Leuten eine

besondere Gemeinschaft zur Uebung in der Gottseligkeit, unter dem Namen „der Senfkornorden". Dessen Regeln waren, bei Jesu Lehre unverrücklich zu bleiben und derselben würdiglich zu wandeln, die Liebe des Nächsten auszuüben und die Besserung desselben, sonderlich auch die Bekehrung der Juden und Heiden sich angelegen seyn zu lassen. Das Ordenszeichen bestand in einem Schild mit einem Ecce homo, einem dorngekrönten Jesusbild, das die Umschrift hatte: „Seine Wunden unsere Heilung." Von diesen Herzensgenossen blieb namentlich der edle schweizerische Baron, Friedrich v. Watteville, lebenslänglich mit ihm verbunden. Schon damals war der junge Zinzendorf von dem Gedanken erfüllt, die Kirche einst in Spener's Geist zu reformiren und unter den Heiden zu begründen. Er sagt hierüber selbst: „Die tägliche Gewohnheit, in des Herrn Prof. Franke's Haus erbauliche Nachrichten aus dem Reiche Christi zu hören, Zeugen aus allerlei Ländern zu sprechen, Missionäre kennen zu lernen, Verjagte und Gefangene zu sehen, ingleichen die damals in vollem Flor stehenden Anstalten, des seligen Mannes eigene Munterkeit im Werke des Herrn, nebst verschiedentlich wahrgenommenen schweren Prüfungen" (er hatte unter Kränklichkeit, schlechten Hofmeistern, Spott und Hohn vieler Studiengenossen mancherlei zu leiden) „haben den Eifer in des Herrn Sache in mir mächtig gestärkt." Was in dem aufstrebenden Jüngling lag, das ahnete schon A. H. Franke, denn er sagte zu jener Zeit einmal von demselben zu seinen Mitarbeitern: „Dieser wird einmal ein großes Licht in der Kirche werden." Im April 1716 versetzte ihn sein Vormund, der den Halle'schen Pietisten nicht hold war, auf die strengorthodoxe Universität Wittenberg, damit er dort nun die Rechtswissenschaft studiere. In seinen Freistunden überließ er sich aber am liebsten theologischen Studien, denn er hätte sich viel lieber dem geistlichen Stande gewidmet. So fleißig er nun auch der Rechtsgelehrsamkeit oblag, so betrieb er dennoch die Herzenstheologie ohne Unterlaß. In seinem Tagebuch aus dieser Zeit findet man die Stelle: „Was ich bisher profitirt habe, ist: daß ich die Eitelkeit der Welt immer mehr verachte, und das meine einige Sorge seyn lasse, wie ich mit dem, der aller Welt gebieten kann, mich immer mehr vereinigen könne. Will Gott was Großes und seinem Reiche zum Nutzen Dienendes aus mir machen, so biete ich der ganzen Welt Trotz, und weiß, daß ich's ohne ihren Dank werden müsse. Ich lebe überhaupt der festen Zuversicht, daß ich einmal ein hauptsächliches Werkzeug zur göttlichen Ehre werden dürfe, welches durch Haß, Neid und Rachgier dringen wird. Gott hat mir, Ihm sey Dank! zur Beförderung seines Ruhmes einen unermüdeten Geist gegeben, welcher nicht einen Augenblick ruhen kann." Das waren recht prophetische Worte, worauf Gott sein Siegel der Erfüllung gedrückt hat. Nach dreijährigen Studien zu Wittenberg begab er sich im Frühjahr 1719 in Begleitung eines Hofmeisters auf Reisen durch Holland, Frankreich

und die Schweiz. Die Weltstadt Paris, wo er sich längere Zeit aufhielt, vermochte mit ihren Reizen nichts über den gottseligen Jüngling; mit entschlossenem Sinn und gen Himmel gewandter Seele gieng er durch das Pariser Wollustsmeer unversehrt hindurch und schloß sich nur um so entschiedener an die Glaubigen, auch an edlere Katholiken, an. Dabei lernte er zugleich auf seinen Reisen die edle Toleranz, das wahre, lebendige Christenthum bei den Gliedern der verschiedensten christlichen Glaubensparteien aufzufinden und anzuerkennen.

Nach seiner Rückkehr im J. 1721 nahm er seinen Verwandten zu lieb die Stelle eines Hof- und Justizraths in Dresden an, ob er gleich immer noch lieber in den geistlichen Stand getreten wäre. Er betrachtete diese Stelle nur als eine Geduldsübung, hielt in seinem Hause mit Erlaubniß des Superintendenten Val. Löscher öffentliche Erbauungsstunden und schrieb eine Wochenschrift: „Der deutsche Sokrates," in der er die Sitten und Vorurtheile der Stadt Dresden freimüthig rügte, und für das Reich Christi zu dienen beflissen war. Am 7. Sept. 1723 trat er in den Ehebund mit Erdmuth Dorothea, Schwester des Grafen Heinrich XXIX. von Reuß zu Ebersdorf, welchem er zuvor die liebliche Tochter der verwittweten Gräfin von Castell, Theodore, zu der er bei einem Besuch auf der Rückreise aus der Schweiz eine innige Neigung gewonnen hatte, mit größtem Edelsinn abgetreten hatte, weil er von der Mutter seines Freundes zufällig hörte, wie sehr sie ihren Sohn mit Theodore verlobt zu sehen wünschte. Dieses Opfer des treuen Freundschaftssinns lohnte der Herr, denn er ließ ihn nun an der Schwester des Freundes eine vortreffliche, für seine Arbeit im Weinberge des Herrn ganz eigenthümlich auserlesene Seele finden, die bereit war, mit ihm Schmach, Arbeit und Verleugnung um Christi willen zu übernehmen. Am Hochzeittage dichtete er das unvergleichlich schöne Lied über die Seligpreisungen der Bergpredigt: „Kron und Lohn beherzter Ringer", das in keinem Gesangbuch fehlen sollte. Daraus leuchten die heiligen Empfindungen hervor, mit denen er in die Ehe trat, wie er denn auch um diese Zeit mit der neuen Gefährtin seines Lebens einen Bund machte, „auf des Herrn Wink alle Stunden den Pilgerstab in die Hand zu nehmen und zu den Heiden zu gehen, um ihnen den Heiland zu predigen." Zuvor schon hatte er dem treulosen Pfleger seines Vermögens, der ihm, um sich der Rechnungsstellung zu entziehen, frech genug geschrieben hatte, „daß er als ein Jünger Christi wohl kein so großes Gewicht auf irdische Güter legen werde," die Rechenschaft mit großmüthigem Sinn erlassen und mit dem, was noch übrig war, friedselig vorlieb genommen.

Nicht lange nach seiner Trauung nun eröffnete sich für ihn ein größerer Wirkungskreis zur Förderung des Reichs Gottes, wornach je mehr und mehr sein Sehnen gerichtet war. Bei ihm hieß es nicht, wie bei jenen Verächtern im Gleichniß des Herrn: „Ich habe ein Weib

genommen, darum kann ich nicht kommen." Auf dem von ihm erst im J. 1721 erkauften, bloß eine Stunde von Großhennersdorf in der Oberlausitz gelegenen Rittergut Berthelsdorf, wohin er den edlen Joh. A. Rothe (s. S. 358) als Pfarrer berief, stellten sich mehrere mährische Christen ein, die um ihres Glaubens willen ihr Vaterland und Alles verlassen hatten. Er gab denselben, gerade als er seine Brautreise antreten wollte, die Erlaubniß zur Niederlassung auf seinem Grund und Boden, und am 17. Juni 1722 fällte der mährische Zimmermann Christian David den ersten Baum zum ersten Pilgerhause mitten im Walde am sogenannten Hutberg bei Berthelsdorf, indem er dabei in den prophetischen Ruf von Psalm 84, 4. ausbrach. Der Haushofmeister des Grafen, ein frommer Schweizer, Namens Heiz, hielt die Einweihungsrede, und er war es auch, der zuerst darauf kam, dieser neuen Niederlassung könne gar sinnreich der Name „Herrenhut" gegeben werden. Denn er schrieb am 8. Juli an den Grafen: „Gott „segne dieses Werk nach seiner Güt und verschaffe, daß Er. Excellenz „an dem Berge, der der Hutberg heißt, eine Stadt bauen, die nicht „nur unter des Herrn Hut stehe, sondern da auch alle Einwohner „auf des Herrn Hut stehen, daß Tag und Nacht kein Schweigen bei ihnen sey." Bald sammelten sich nun immer mehrere flüchtige Glaubensgenossen aus Mähren am Fuße des Hutberges, auch des Grafen Herzensfreund, Fr. v. Watteville, ließ sich daselbst nieder, und es blühte nun eine liebliche Gemeinde auf, deren Glieder entschlossen waren, für den Gekreuzigten zu leben und zu sterben. Am 12. Mai 1724 legte Zinzendorf, der, so oft es möglich war, diese Gemeinde besuchte, den Grundstein zu einem Versammlungshaus, wobei er eine ergreifende Rede hielt und Watteville auf dem Grundstein knieend ein salbungsvolles Weihgebet sprach, daß alle Anwesenden in Thränen zerflossen. Im J. 1727 gab er sein Amt in Dresden auf, und zog nun ganz nach Berthelsdorf, um sich der immer größer werdenden Gemeinde zu Herrenhut ganz widmen und für das leibliche und geistliche Wohl seiner Unterthanen aus allen Kräften sorgen zu können. Der Entschluß war in ihm gereift, eine besondere religiöse Gemeinde zu gründen, in der, wenn gleich auch aus den verschiedenartigsten äußerlichen kirchlichen Bekenntnissen gesammelt, Leute vereinigt wären, die Ein Herz für Jesum, den Sohn Gottes, haben. Mit den Halle'schen Pietisten war er auch nicht mehr ganz einverstanden, weil er bei seinen mildern Ansichten, wobei er kindliche Ergreifung des Heils in Christo und freie, herzmäßig-praktische Liebe gegen ihn, den allgenugsamen Hohenpriester, für die Hauptsache hielt, den gewaltigen Bußkampf, den diese als den Weg zur Bekehrung festsetzten, für eine zu harte Forderung ansah. Es hatte sich überhaupt die Meinung bei ihm festgesetzt, eine gründliche Lebensverbesserung der lutherischen Kirche im Ganzen und Großen sey unausführbar, weßhalb wenigstens in einer abgesonderten Gemeinde ein Salz gesammelt werden sollte,

das noch der Christenheit bei der bevorstehenden Zeit eines großen Abfalls zu Nutzen kommen könne. In der neuen Ansiedlung fanden sich nun manche redliche Gemüther aus der lutherischen und reformirten Kirche ein, denn durch Spener's Anregung sehnten sich damals in Deutschland Viele nach lebendiger Gemeinschaft, wie ja auch Spener schon bei seinem Tode solche kleinere Verbindungen, »**ecclesiolas in ecclesia**, Kirchlein in der Kirche," verheißen hatte. Allein mit den Redlichen fanden sich auch manche separatistisch-gesinnte, eingebildete und schwärmerische Leute ein, und die aus Mähren herbeigekommenen Christen wollten ihre uralte Gemeindeverfassung nicht fahren lassen. Es wurden daher in der jungen Gemeinde anfangs viele widersprechende Meinungen und Lehrsätze kund. Nach vielen ernstlichen Abreibungen gelang es endlich der zartesten, geduldigsten und besonnensten Liebe des Grafen, eine Einigung im Frieden zu Stand zu bringen. Er entwarf eine christ-brüderliche Gemeinordnung nach Art der ersten apostolischen Kirchenverfassung und der alten mährischen Kirche, und legte sie am 12. Mai 1727 der ganzen versammelten Gemeinde vor, nachdem er drei Tage lang in einem Gemeinderath vorher alle Gegenstände der Lehre und des Wandels durchgeredet hatte. Er hielt dabei drei Stunden lang eine tiefbewegte Rede gegen die Uebel religiöser Trennungen, worauf Alle ohne Ausnahme, beschämt über die traurigen Zerwürfnisse, mit tiefer Rührung ihm die Hand reichten und feierlich versprachen, im Geiste der Liebe Christi Eins seyn zu wollen. Nun wurden zwölf Männer zu Gemein-Aeltesten und der Graf zum Vorsteher, Watteville aber zu seinem Gehülfen gewählt; man ordnete tägliche Gottesdienste Morgens und Abends an, und theilte die Gemeinde in kleinere „Banden", welche sich mit besonderer Offenheit wechselseitig ermahnten und erbauten. So ward denn an selbigem Tage die Herrenhut'sche Brüdergemeinde oder Brüder-Unität gestiftet. Am 13. Aug. feierten sodann alle das h. Abendmahl, wo vollends die verschiedenen Genossen Ein Herz und Eine Seele wurden, so daß von jener Zeit an der eigentliche Gemeingeist und das einträchtige Festhalten an dem Gekreuzigten seinen Anfang nahm. Um diese Zeit dichtete der Graf sein Weihelied für Herrenhut, das eigentliche Stiftungslied der Brüdergemeinde: „O ihr auserwählten Seelen in dem Pella Herrenhut." Nicht lange stand es an, so wandte nun Zinzendorf seine Thätigkeit für das Reich Gottes auch nach Außen. Auf einer Reise nach Kopenhagen hatte er daselbst von einem Kammermohren des Königs gehört, wie seine Schwester, eine Sclavennegerin auf der dänischen Insel St. Thomas in Westindien, schon lange ein sehnliches Verlangen nach dem Evangelium trage. Dieß gab die Veranlassung, daß die Brüdergemeinde im J. 1732 beschloß, eine Mission unter den Negersclaven auf den dänischen Inseln Westindiens, so wie auch auf Grönland zu beginnen.

Gegen diese neue Gemeinde regte sich nun aber von Jahr zu

Jahr allerseits immer größerer Widerspruch, so daß der sächsische Hof mißtrauisch wurde und dem Grafen bedeuten ließ, Herrenhut zu verlassen. Er zog deßhalb im Januar 1733 nach Tübingen, wo sein Herzensfreund, der Repetent Fr. Christoph Steinhofer, nachmaliger Dekan von Weinsberg, sich aufhielt, und ließ es sich von der dortigen theologischen Fakultät bestätigen, daß die Herrenhuter Gemeinde als Augsburgische Confessionsverwandte dennoch im Verband mit der lutherischen Kirche stehen könne. Auf dieß durfte er wieder zurückkehren, und entschloß sich nun im J. 1734, besonders auf Zureden seines Freundes Spangenberg, den geistlichen Stand anzunehmen. Er ließ sich daher im April 1734 unter einem fremden Namen zu Stralsund, wo er eine Zeitlang eine Hofmeisterstelle bekleidete, in der Theologie und Rechtglaubigkeit examiniren, und trat sofort im Spätjahr zu Tübingen, unter dem Vorsitz des Kanzlers Dr. Christoph Math. Pfaff, förmlich in den geistlichen Stand ein, nachdem die ganze Fakultät ihm ihre freudige Zustimmung hiezu ertheilt hatte. Am vierten Advent predigte er nun in der Tübinger Georgen- und Hospitalkirche, sowie an andern Orten, in Pfullingen, Hirsau &c. mit großem Eindruck, und knüpfte zugleich Freundschaftsbande mit Männern, wie Bengel, Reuß, Oetinger &c., an. „Von Kindheit an," so erklärte er der Tübinger Fakultät, „hatte ich ein Feuer in meinen Gebeinen, die ewige Gottheit Jesu zu predigen; ich habe die Hauptabsicht, dem Heiland mich mit Leib und Seele zu opfern und Christum öffentlich zu predigen und besonders anzupreisen, schon zwanzig Jahre; nun bin ich vierunddreißig Jahre alt, der Eifer ist nicht erkühlet; ich will nur dem Exempel Stephani folgen und mich selbst verordnen zum Dienst der Heiligen. Ich habe die Kirche lieb und werth und verehre sie; meinem theuersten Heiland werde ich, nach wie vor, Seelen werben, Liebhaber gewinnen, Schafe sondern, Gäste bitten, Knechte miethen. Derjenigen Gemeinde, der ich mich seit 1727 zum Knechte gemacht, werde ich vor allen andern zu helfen suchen und Alles auf dem Probierstein der evangelischen Wahrheit prüfen."

Die Gegner der Gemeinde ruhten aber nicht, bis dem Grafen abermals der Aufenthalt in Herrenhut und ganz Sachsen verboten ward, obgleich man die Gemeinde, nach angestellter Untersuchung, in ihrer bisherigen Form bestehen ließ und der würdige Superintendent Löscher in Dresden sogar ein günstiges Zeugniß von der Gemeinde auf der Kanzel ablegte und sie der seinigen als Muster vor Augen stellte. Zinzendorf ertrug den schweren Schlag, der seine Person durch ein Rescript vom 20. Merz 1736 traf, mit heldenmüthiger Fassung, ohne alle Bitterkeit, und sagte dabei zu Nitschmann mit Freudigkeit: „Ich kann unter zehn Jahren ohnedem nicht nach Herrenhut kommen zum Dableiben, denn jetzt müssen wir die Pilgergemeine sammeln, und der Welt den Heiland verkündigen. Das wird nun unsere Heimath, wo gerade jetzt für den Heiland

das Realste zu thun ist." Wirklich währte auch seine Verbannung von Herrenhut gerade zehn Jahre lang; er aber sah diese Verbannung als einen Botenschild und Ruf vom Herrn an, nachdem nun seine Gemeinde gekräftigt sey, überall, wo sich Gelegenheit fände, in Jesu Dienst geschäftig zu seyn, und diesen Ruf hat er treulich wahrgenommen.

Darum ward auch sein Leben nun ein vielbewegtes Wanderleben, denn er zog nun in allen möglichen Ländern umher, Seelen für seinen Herrn zu werben. Eine Weile wohnte er auf dem halbverfallenen Schloß Ronneburg in der Wetterau mit seiner Familie und beschäftigte sich mit der Erziehung armer Leute und ihrer Kinder; dann reiste er nach Liefland, dann nach Berlin, wo er den König für sich gewann und ergreifende Reden hielt, verweilte hierauf auf dem Schloß Marienborn, das ihm der Graf Ysenburg-Meerholz eingeräumt hatte, und wo er vom 6. bis 8. Dez. 1736 mit zehn seiner Mitarbeiter „den ersten Synodus der erneuerten Brüder-Unität" hielt. Endlich zog er, nachdem er noch die frohe Gewißheit der Duldung seiner Gemeinde in Herrenhut erhalten hatte, im Okt. 1738 übers Meer, um den Negermissionen in Westindien aufzuhelfen. Da befreite er auf der Insel St. Thomas die seit drei Monaten im Gefängniß schmachtenden Missionäre durch eine Fürsprache beim Gouverneur und predigte drei Wochen lang der Negergemeinde das Wort Gottes, wornach sie einen großen Hunger bezeugte, und worunter sie sich täglich mehrte. Bei dieser Gelegenheit dichtete er sein Lied: „Christi Blut und Gerechtigkeit". Auf der Heimreise predigte er der Schiffsgesellschaft und nahm einmal zwei Duellanten ihre Degen mit eigener Lebensgefahr weg, namentlich schrieb er auch auf dieser Seereise sein edles Buch: „Jeremias, ein Prediger der Gerechtigkeit", worin er an dem Beispiel des Jeremias zeigt, wie ein Prediger zu wandeln habe. Am 1. Juni 1739 traf er mit einem sehr geschwächten und von Schwären bedeckten Körper, weil er einer bedrängten Judenfamilie sieben Wochen lang seine Cajüte gegen einen armseligen Bretterverschlag abgetreten hatte, bei den Seinigen in Marienborn wieder ein. Er schonte sich aber nicht und freute sich, seine Kraft im Dienste Christi zu verzehren. In demselben Jahr nämlich unternahm er noch eine Fußreise nach Tübingen und predigte in Pfullingen, Hirsau, Reutlingen, Heilbronn, Hall, Dürrmenz, Calw und vielen andern Orten. Dann zog er predigend auch in der Schweiz umher. Um diese Zeit schrieb er einem Freund: „Ich habe einen Plan, die mährische Kirche „dem Herrn zu konserviren, daß sie kein Wolf zu fassen kriege, einen „Plan, so viele heidnische Völker aufzusuchen, als ich kann, und zu „sehen, ob sie des für alle Welt vergossenen Bluts können theilhaftig „werden, einen Plan, des Heilands Testament, Joh. Cap. 17., so „viel mir möglich ist, durch Gnade ausführen zu helfen, einen Plan, „so viel Seelen, als ich kann, zur Sünderschaft, d. i. zur kindlichen

„Furcht gegen sich selbst, weil man sündig ist, und zur Gnade zu „bringen. Darum habe ich die Kanzel lieb und reisete einer Kanzel zu „Gefallen fünfzig Meilen." In selbigem Jahr dichtete er auch eine große Fülle von Liedern, und entschloß sich darnach im Aug. 1741, nachdem er wieder einige Monate bei den Seinigen in Marienborn verweilt und Conferenzen gehalten hatte, zu einer abermaligen Reise nach Amerika. Im September kam er in London an, wo gerade auch sein Spangenberg sich aufhielt. Vor der Abfahrt hielt er noch vom 11. bis 23. Sept. eine Synodalconferenz mit den Brüdern in England, wobei sie am 16. Sept., durch die herrlichen Losungen jenes Tags (Offenb. 3, 20. Jesaj. 43, 11. Ezech. 45, 5.) aufgemuntert, darauf kamen, weil Leonhard Dobler das Generalältestenamt gerade niedergelegt hatte und kein allseitig passender Bruder sich finden wollte, Jesu Christo selbst, dem allgenugsamen Heiland, der einen Spezialbund mit dem Brudervolk gemacht, dieses Amt zu übertragen, worauf sie sich dann, weil das Loos hiefür mit „Ja" entschied, seiner unmittelbaren Aufsicht übergaben und ihm kindlichen Gehorsam und Treue gelobten. Auf diesen Festtag dichtete er das innige Lied: „Willkommen unter deiner Schaar", und seine Frau das gleich schöne Lied: „Souverainer Herzenskönig". Nach einer beschwerlichen Seereise, auf der ihn seine sechzehnjährige Tochter Benigna und Anna Nitschmann, seine nachmalige zweite Frau, nebst einigen Brüdern begleiteten, kam er am 29. Nov. 1741 in New-York an und wirkte dann in Pennsylvanien, besonders in Philadelphia und unter den wilden Indianern, zu denen er dreimal reiste, in großem Segen. In Philadelphia, wo er von Feinden auch allerlei Lästerreden zu erleiden hatte, wie z. B. seine Benigna sey ein von ihm entführtes Mädchen, legte er in einer feierlichen Rede, der auch Benjamin Franklin beiwohnte, seinen Grafentitel förmlich nieder. Von dieser Reise kehrte er im Apr. 1743 nach Deutschland zurück. Nach einem kurzen überraschenden Besuch in Herrenhut, wo sein plötzliches Eintreten in die gerade im Gemeinsaal versammelte Gemeinde einen tiefen Eindruck hervorbrachte, reiste er wieder an verschiedenen Orten umher, und kam selbst bis Petersburg.

Er hatte von Amerika eine eigenthümliche Bewegung des Gemüths, eine überspannte Gefühlsrichtung mitgebracht, die sich auch in seinen Liedern um diese Zeit kund gab, und wobei er oft in die abgeschmacktesten Gefühlständeleien verfiel. Er gerieth mit Hintansetzung des Vaternamens Gottes auf die sonderbare, von ihm auf die Spitze getriebene Lehrmeinung von dem „Mutteramt des h. Geistes", und trieb auf Kosten aller andern die Versöhnungslehre mit größter Einseitigkeit, weßhalb selbst Bengel sich gegen ihn erklärte. Diese Richtung theilte sich auch von 1744 an der ganzen Gemeinde mit, die in eine mystische, phantastische Gefühlsschwärmerei und Tändelei verfiel, woraus die abenteuerlichsten Mißgeburten einer verirrten Einbildungskraft entsprangen. Mitten unter dem Gespötte

und den Verfolgungen der feindseligen Welt, die damals ihre heftigsten Angriffe auf die Gemeinde machte, strebten die Gemeinglieder nur immer kindlicher und freudiger zu werden, und verfielen darüber ins Kindische. Zinzendorf gestand später selbst, daran sey die von ihm hauptsächlich vorangestellte Idee Schuld gewesen, „daß nichts ganz Seliges, wenigstens nie so viel Seligkeit, als Christi Tod uns erworben, in seinen Gemeinden zu hoffen ist, als bis man im Herzen wieder zum Kinde wird." „Nach meiner Wiederkunft von Amerika," so sagt er selbst offen, „suchte ich diese Idee den Geschwistern deutlich zu machen, sie hat Ingreß gefunden und ist accipirt worden. Aber aus etlichen kindlichen Leuten ist bald eine große Societät geworden. Die Sache gab zum Mißbrauch Anlaß, weil man sie nur von der Seite der Fröhlichkeit nahm, nicht von der Seite der Einfalt, Aufrichtigkeit und Geradheit."

Im J. 1747 erhielt er endlich die förmliche Erlaubniß zur Rückkehr nach Sachsen und in sein geliebtes Herrenhut, worauf dann auch am 20. Sept. 1749 eine förmliche Anerkennung der „zur unveränderten Augsburgischen Confession sich bekennenden evangelisch-mährischen Brüdergemeinden" in ganz Sachsen folgte. Bereits war auch schon in England vom Parlamente dd. 12. Mai 1749 die Brüderkirche, die sich daselbst viele Anhänger gesammelt hatte, als eine bischöflich-protestantische anerkannt. Der Graf war selbst deßhalb im J. 1748 nach London gereist. Mit Reue erkannte er hier, wo er sich abermals im Juli 1751 auf vierthalb Jahre einfand, daß ein falscher Geist in die Gemeinde eingedrungen sey und eine leichtsinnige Schwärmerei in ihr überhand nehme. Er nahm deßhalb, nachdem diese von ihm sogenannte „Sichtungszeit" der Gemeinde von 1744—1750 gewährt, eine durchgreifende Reinigung derselben vor und rügte mit großem Ernste die Schwärmerei, indem er alle Gemeinden zur Sichtung aufforderte und an sie die Worte richtete: „Her zu mir, wer dem Herrn angehöret, und wer ungehorsam ist, der wird sein Urtheil ertragen, er sey, wer er wolle." Nachdem er so den innern Zustand der Gemeinde gesichtet hatte, brach nun auch im J. 1753 für den äußern Haushalt der Brüder eine schwere Läuterungszeit an. Ihr Kredit sank und die Gläubiger forderten von allen Seiten Bezahlung der gemachten Vorschüsse. Da half aus dieser tödtlichen Gefahr der großherzige Graf, indem er, obgleich von Rechtsfreunden dringend abgemahnt, sich schriftlich für die Gesammtschuld verbindlich und zu allmählicher Abzahlung der Zinsen bereit erklärte. Endlich kehrte er nach vierjähriger Abwesenheit im Juni 1755 wieder nach Herrenhut zurück, wo er sich überall umher den Angelegenheiten des Reichs Gottes widmete, um so mehr, da ihn auf der sehr gefährlichen Ueberfahrt die Hand Gottes sichtbar geschützt hatte. Bald mußte er aber, nachdem ihm erst am 28. Mai 1752 sein einziger von fünf Söhnen noch übriger Sohn, Christian Renatus, zu

London gestorben war, seine vierunddreißigjährige treue Lebensgenossin am 19. Juni 1756 von sich scheiden sehen. Ihr Heimgang that ihm und der ganzen Gemeinde, der sie eine treue, anspruchslose Mutter und Priesterin gewesen war, sehr wehe. Sie entschlief ohne vorherige Krankheit an Entkräftung sanft und selig, weßhalb er auch an Spangenberg schrieb: „Meine auserwählte Gräfin gieng just so heim, wie mir's mein Freund (der Heiland) so viele Jahre versprochen hatte. Sie sah weder Tod noch Schlaf, weg seyn und nicht wieder kommen, war Eins." Ihr Leichentext, in dem auch ihr ganzes Wesen geschildert ist, war Sir. 44, 2—5. 11—15. Nach einjährigem Wittwerstand, während dessen er ein rechtes Stillleben führte, in welchem er, wie er sagte, des Heilands Willen studierte, so gut er konnte, riethen ihm seine nächsten Mitarbeiter, weil es für seinen Beruf unumgänglich nöthig war, zur Wiedervermählung, worauf er sich dann am 27. Juni 1757 mit Anna Nitschmann, der Tochter des würdigen David Nitschmann, trauen ließ. Sie war in ihrer Jugend eine arme Wollenspinnerin, hatte sich aber im Dienste der Gemeinde und am Herzen Jesu, dem sie inniglich anhieng, so vorzüglich gebildet, daß sie schon seit vielen Jahren Chorpflegerin der ledigen Schwestern war. Seine ganze Thätigkeit war nun auf die einzelnen Gemeinden gerichtet, die da und dort gegründet waren, z. B. Barby, Neudietendorf, Zeist, Neuwied, Niesky. Meist lebte er aber in der Stille zu Herrenhut, das nun auf 1300 Seelen herangewachsen war; täglich hielt er hier drei Hausversammlungen und ausführliche Reden über die Gemeinlitanei. In dieser Zeit drang er besonders darauf, daß ein jeder Mensch eine neue Kreatur, Ein Geist mit Christo werden müsse. Seine damalige Herzensstimmung drückt er selbst so aus: „Ach, möchte ich gefallen dem Märtyrer für mich, dem Treuen, den meine Seele liebt, dem Gott, der meine Freud und Wonne ist; möchte ihm mein Gang recht, meine Denkweise nach seinem Sinn und meine Handelweise ihm zur Ehre seyn." Ueberhaupt verrichtete er seine Arbeit in dieser letzten Zeit seines Lebens mit dem Eifer eines treuen Knechts Christi, der noch viel zu thun und wenig Zeit dazu hat, wie er einmal auch zu seinem Collegen sagte: „Kinder, wir müssen fleißig seyn, die Zeit ist kurz!" Viele der Seinigen sahen seit dem Anbruch des Jahrs 1760 einen besondern, lieblichen, seligen Blick an ihm und seine Augen oft voll Thränen, und Jemand belauschte ihn einmal, wie er zu seinem Herrn sagte: „Ach! könnte ich Dir doch einmal meinen Plan persönlich darlegen!" Zu Anfang des Mai 1760 fertigte er noch das Losungsbüchlein auf 1761, was immer, und schon seit 1731, sein liebstes Geschäft war. Er hinterließ darin der Gemeinde in den fünf letzten Tageslosungen einen rührenden Abschiedssegen, als hätte er sie damit noch vor seinem Heimgang begrüßen wollen, — es waren die Stellen: Psalm 118, 26. — 1 Mos. 49, 28. — Psalm 115, 4. — Coloss. 3, 15. — 1 Könige 18, 14.

Am 5. Mai erkrankte er an einem Katarrhfieber, das einen schnellen Verlauf hatte. Während der ganzen Krankheit war er aber heiter in seinem Gemüth und „mit seinem Herrn ganz verstanden". Er pries den Herrn für das viele Gute, das er in den etlich und dreißig Jahren seines Dienstes gethan hatte an ihm und der Gemeinde. Wer ihn besuchte, wurde mit dem Ausdruck der zärtlichsten Liebe empfangen. Als sein Ende nicht mehr ferne war, ließ er seinen mit seiner Benigna vermählten Schwiegersohn, Johannes v. Watteville, dicht an sein Bett sitzen und sagte ihm mit schwacher Stimme und schon schwer athmend: „Nun, mein getreuer Johannes, ich werde nun zu meinem Heiland gehen; ich bin fertig; ich bin in den Willen meines Herrn ganz ergeben und er ist mit mir zufrieden. Will er mich nicht länger hier brauchen, so bin ich ganz fertig, zu ihm zu gehen, denn mir ist nichts mehr im Wege." Dann sah der zum Hinscheiden fertige Jünger des Herrn sich noch einmal im Zimmer, in dem sich gegen hundert Schwestern und Brüder allgemach eingefunden hatten, mit unbeschreiblich vergnügten Blicken um, und diese seine redenden Blicke wurden von den Anwesenden mit Liebesthränen beantwortet. Sein letzter Abschiedsblick war ungemein heiter und ehrwürdig. Es war Morgens zehn Uhr am 9. Mai 1760, als der Steckfluß, der bei ihm eingetreten, ein Ende nahm, worauf er sein Haupt zurücklegte und seine Augen für immer schloß. So gieng sein irdisches Leben dahin, wie er früher gesungen hatte:

„Lebt man, so zeugt man mit einer Kraft,
Die mit Widerhacken im Herzen haft't;
Geht man aus der Hütte, das Lamm zu küssen,
So soll noch der letzte Blick zeugen müssen,
Daß wir geglaubt!"

Sein Schwiegersohn segnete ihn noch mit dem Segen des Herrn, und als er das letzte Wort desselben: „Friede!" aussprach, erfolgte der letzte Athemzug des Mannes Gottes. Die Losung jenes Tages hieß: „Er wird seine Ernte fröhlich einbringen mit Lob und Dank". Als der kranken Frau des Grafen die Kunde von seinem Scheiden gebracht ward, rief sie weinend: „Ich habe von Euch Allen den seligsten Prospekt: ich werde bald zu ihm kommen," und wirklich folgte sie ihm schon am 21. Mai nach. Ungemein schön und rührend war sein Leichenbegängniß. Die Musik blies im Hinausziehen die Melodie des lieblichen Lieds: „Ei, wie so selig schläfest du und träumest süßen Traum". Auf seinem Grabstein liest man die Worte: „Er war gesetzt, Frucht zu bringen, und eine Frucht, die da bleibe."

Solche Grabschrift hat er verdient. Man erzählt sich, daß er durch seinen persönlichen Umgang auf die innere Erneuerung von immerhin fünfzigtausend Seelen unmittelbar oder mittelbar gewirkt habe. Herder nennt ihn einen „Eroberer im Reiche der Geister, dergleichen die Welt von Anfang nur Wenige gesehen hat," und führt, was er nach Außen gewirkt, mit folgenden Worten an: „Er konnte

sagen, daß er in Herrenhut, Herrenhaag, Herrendyk und Pilgerruh, Ebersdorf, Jena, Amsterdam, Rotterdam, London, Oxford, Berlin, in Grönland, St. Cruz, St. Thomas, St. Jean, Barbice, Palästina, Surinam, Savannah, in Georgien und Carolina, Pennsylvanien und Guinea, unter Ungarn, Wilden und Hottentotten, deßgleichen in Lettland, Liefland, Esthland, Litthauen, Rußland, am weißen Meer, in Lappland, Norwegen, in der Schweiz, auf der Insel Man, in Aethiopien, Persien, bei den Boten der Heiden zu Land und See Gemeinen und Anhänger des Herrn habe" — „und das Alles durch das einfache Wort vom Kreuz," setzt A. Knapp hinzu, der von ihm bezeugt: „Er war ein Herzensjünger Jesu Christi und daneben ein **Boanerges**, „d. i. ein Donnerskind, im schönsten, edelsten Sinne des Wortes, wie „der selige Sohn Zebedäi. Bei ihm vereinigten sich die drei seltenen „Elemente — hohe Genialität, feine, vornehme Bildung und ein feu„riges, von der Liebe Christi von Kindheit auf innigst entzündetes „Herz, um einen Mann in Christo aus ihm zu machen. Zinzen„dorf, der Patriarch der Bruderkirche, von dem Herrn zum Träger „seines himmlischen Lichts vor Millionen berufen und ausgerüstet, „steht mit Augustinus und Luther an Geisteskraft auf gleicher Höhe. „Diese drei sind die größesten Zeugen Christi seit der Apostel Zeit, „denn sie waren die freiesten, entschiedendsten Prediger der freien „Gnade Gottes in ihm."

Als Dichter sang Zinzendorf seine Gesänge, die sich um die zwei Hauptpunkte: „Christus, der Gekreuzigte und die Gemeine des Herrn" bewegen, begeistert von der Liebe des Herrn und von den Kräften seines Reichs. Sie waren ihm bei solchem Drang der Begeisterung bloße Mittel zur Verherrlichung des Herrn und seiner h. Reichssache. Alles Uebrige, was zu einem Lied gehört, erschien ihm daher als untergeordnete Zugabe; die äußere Form war ihm Nebensache. Allerlei Formfehler und Nachläßigkeiten kommen deßhalb auch in seinen bessern Liedern vor, besonders in denen aus seiner spätern Zeit, wo sein vielgeschäftiges Wirken im Dienst des Reichs Gottes ihn oft zu einer solchen Zahl Lieder begeisterte, daß sie unmöglich alle gehörig gefeilt seyn konnten. Er pflegte auch bis zum J. 1740 viele seiner Lieder, und zwar mehrere seiner schönsten, in den Gemeinversammlungen geradehin aus dem Herzen zu singen und mit seltener Gemüthsgegenwart zu improvisiren, zu welchem Zweck ihm die Gedanken — nach seinem eigenen Ausdruck — „wie bei einem Fasse, daran man den Spund aufmacht", stromweise und wie von selbst zuflossen. An Einem Tage sang er gar einmal so acht Lieder aus dem Herzen. Seine Lieder sind also eigentlich die Begleitungsakkorde seiner heiligen, aufopfernden Thaten für das Reich Gottes gewesen, sie wurden so selbst zu Thaten, und was er sang, war der freieste Ausfluß des neuen Lebens in ihm; daher sind sie auch bei all ihren formellen Mängeln und bei dem hie und da bemerklichen prosodischen

Kamaschenzwang vor Allem nach ihrem Inhalt in's Auge zu fassen. Sentimental ist der Inhalt seiner Lieder nicht, wie man oft sagen hört; bei allem Strom des Gefühls lauft ein Gedanke durch sie hin; sie sind eigentlich nur einzelne Proben und Bruchstücke großer, freilich oft zu weit sich verlaufender und verbreitender Meditationen und Reflexionen. Von solchen in der Form mißlungenen Stücken, die oft bloß gereimte Zwiegespräche mit seiner ihm eigenthümlichen Gemeinde sind, so wie von seinen, während jener leidigen „Sichtungszeit" der Brüdergemeinde in den Jahren 1743—1749, in kindisch tändelndem und excentrischem Ton abgefaßten Liedern, deren Form man ein christliches Kauderwelsch nennen möchte und worinn oft eine Menge Worte aus mehrern Sprachen mit seltsamem Gemisch durcheinander laufen, muß man absehen, zumal da sie Zinzendorf selbst als sonderbare Gefühlsverirrungen widerrufen hat. Faßt man dagegen den Kern seiner Lieder in's Auge, so tritt A. Knapp, dessen Urtheil über Zinzendorf hier in seinen wesentlichen Zügen geschildert wird, kühn und zuversichtlich auf die christlich-poetische Lichtseite und die seelenvoll-feurige Produktivität des Grafen hinweisend, mit der Frage hervor: „Wo ist unter der ganzen ehrwür„digen Legion der ächtchristlichen Sänger ein einziger Mann, der die „Gnade, die Wahrheit und Herrlichkeit unseres Heilandes Jesu Christi „und die lebendige Gestalt seiner unvergänglichen, wiewohl hienieden „noch kämpfenden und pilgernden Gemeinde mit so vielseitiger An„schauung, mit solchem Feuer der Begeisterung, mit solcher schwung„vollen Flugbreite der Phantasie, mit solcher bis in's Einzelnste „gehenden Klarheit und Feinheit des Liebesgefühls, ja nicht selten „mit einer solchen genialen Majestät, in welcher die Innigkeit mit der „Ehrfurcht wetteifert, und mit solcher Sicherheit eines himmlischen „Triumphs besungen hätte, wie Zinzendorf? Er besitzt zwar nicht „die Pedaldonner des Luthergesangs, auch nicht die objektive, rein „populäre Form P. Gerhard's; aber die Fittige seiner geistigen Macht „sind größer, sein Gemüthsfeuer flammt noch höher empor und tiefer „hinab. Nichts Dogmatisches läuft bei ihm mehr mit ein, er schöpft „seinen Honig ganz unmittelbar aus dem Felsen Israels, und in „seinen Liedern höhern Rangs waltet eine ätherische Frische, eine „Heiterkeit der Einfalt, eine liebende, reichsunmittelbare Kühnheit „und Freudigkeit des Geistes, der kaum etwas Aehnliches an die Seite „zu stellen ist. Er blieb in seinen Dichtungen am liebsten bei der ge„kreuzigten Liebe, an welcher ihm für diese Welt genügte, und die auch „sein Ruhm und Psalm bis zum Ende geblieben ist. Er hatte bei „vielem Kampf und Kreuz durch die Liebe des Heilandes ein „seliges Leben, eine fast ununterbrochene Festzeit. Daher wallet auch „durch seine Lieder ein freier, mächtiger Licht- und Freudenstrom hin, „wie in keinen Liedern eines andern Dichters, und die Klarheit des „Herrn spiegelt sich mit so vielfarbigen Lichtern darin, daß er der

„Hauptsänger jener Gerechtigkeit und Freude im h. Geist zu nennen „seyn wird, darinn das Reich Gottes stehet."

Mit solch hehrem Urtheil tritt A. Knapp den meisten Beurtheilern Zinzendorfs entschieden entgegen, die ihn bald „einen weichlichen Schwärmer" nennen, bald seinem Aufschwung „Schwülstigkeit" vorwerfen, wie Dr. J. P. Lange, bald gar, wie Dr. K. R. Hagenbach in Basel, seine Dichtungen für „gereimte Prosa" halten, die sich von der gewöhnlichen Verstandesprosa nur durch den empfindsamen, bilderreichen, oft schwülstigen Ton unterscheide. Knapp steht es aber vor Allen zu, ein kompetentes Urtheil über Zinzendorf, dessen Lieder seither nicht vollständig oder meist bloß verstümmelt bekannt waren, abzugeben; denn er hat in neuester Zeit erst durch seine Verbindung mit der Unitätsdirektion der Brüdergemeinde zu Berthelsdorf, sämmtliche Lieder des Grafen zur Hand bekommen, von welchen Viele seither noch gar nicht gedruckt oder höchst selten und verschollen waren, und hat, nachdem er alle durchgegangen, 700 Lieder Zinzendorf's, unter behutsamer Sichtung und sorgfältiger Revision und Castigation des Textes, mit Zustimmung der Unitätsdirektion der Oeffentlichkeit übergeben in dem schönen Werk: „Geistliche Gedichte des Grafen v. Zinzendorf, gesammelt und gesichtet von A. Knapp. Stuttgart bei Cotta. 1845."

Zugegeben hat aber Knapp bei aller begeisterten Fürsprache für Zinzendorf, daß eine sorgsamere Formbildung ihn objektiver und gemeinverständlicher, also kirchlicher gemacht hätte, während er bei seiner, zwar gewiß nicht separatistischen, aber doch der mährischen Gemeinde vorzüglich zugewandten Tendenz, die Mehrzahl seiner Gesänge mehr auf die Bedürfnisse und Erlebnisse jener Kirche beschränkt und sich dadurch zu der evangelischen mehr als ein subjektiver Geist verhalten habe.

Zinzendorf war ein sehr fruchtbarer Dichter, der mehr denn 2000 Lieder gedichtet hat. Er dichtete aber auch vom Knaben- bis in's Greisenalter. Sein erstes Lied, ein Passionslied: „Schauet, mein Jesus ist Rosen zu gleichen," dichtete er im J. 1712 als zwölfjähriger Knabe im Pädagogium zu Halle, sein letztes: „Die Art des neuen Herzens ist, daß es die Künstlichkeit vergißt," mit 36 Strophen unter dem Titel: „Jungfräulicher Sinn", dichtete er am 5. Mai 1760, fünf Tage vor seinem Tode. Seine beste Liederperiode fällt in die Jahre 1720 — 1740; seine Gefühlsverirrungen gehören vorzüglich den Jahren 1744 — 1749 an und wiederholen sich auch theilweise noch einige Jahre hernach.

Ueber die Quellen seiner Lieder s. S. 355 und 356.

Weiteres über seinen Lebensgang s. Thl. II. Nro. 111. 133. 217. 236. 381. 496. 599. 368. 618. 619.

(Quellen: Das Leben des Grafen v. Zinzendorf von A. G. Spangenberg. 8 Bde. Barby. 1771 f. — Kurzgefaßte Lebensgeschichte Zin-

zendorf's von Jak. Christoph Duvernoy. Barby. 1793. — Leben des Grafen v. Zinzendorf von Varnhagen van Ense. Berlin. 1825. — Ludwig v. Schrautenbach's Erinnerungen an den Grafen v. Zinzendorf. 1828. — Lebensskizze des Grafen v. Zinzendorf von A. Knapp mit dessen Bildniß [nach dem treuesten Porträt] in dessen Sammlung der geistlichen Gedichte Zinzendorf's. Stuttg. 1845. — Biographie des sel. Grafen v. Zinzendorf von Jak. Wilh. Verbeck, Prediger in Herrenhut. Gnadau. 1845.

v. Zinzendorf, Graf Christian Renatus, der zweite Sohn des Patriarchen der Brüdergemeinde, geb. in Herrenhut 19. Sept. 1727, wenige Wochen nach dem Stiftungstag der Brüdergemeinde und der völligen Uebersiedlung seines Vaters zu der Gemeinde in Herrenhut. Er genoß die im seltenen Grade „christlich-sublime" Erziehung seiner Eltern, durch welche ihre Kinder frühzeitig eine selige Reife des Geistes erhielten, darum aber auch wohl meist in zarter Jugend schon heimgiengen, wie denn er von sechs Söhnlein der einzige zum Jünglingsalter gelangende Sohn war. Als sein Vater im J. 1737 aus Herrenhut verbannt wurde, brachte ihn dieser zu seiner Ausbildung in Jena unter, wo er von 1737—1739 blieb. Von 1744 bis 1749 war der lieblich herangewachsene junge „Graf Christel" Chorpfleger der ledigen Brüder und stand dem Vater als treuer Gehülfe zur Seite. Es war dieß gerade die schwere „Sichtungszeit" der Brüdergemeinde, da der größere Theil der Brüder und Schwestern, namentlich in Herrenhaag am Fuß der Ronneburg in der Wetterau, wo sich der Graf längere Zeit aufhielt, in eine überspannte Gefühlsschwärmerei und kindische Tändelei in Leben und Lehre, manche sogar in Leichtsinn und allerlei Ausschweifungen geriethen. Auch er hatte sich, wiewohl in redlichster Meinung, von diesen Schwärmereien eine Zeitlang fortreißen lassen. Als aber sein Vater im J. 1750 diese Verirrung der Gemeinde mit Schmerz erkannte und im Strafeifer eines Moses ausrufend: „Her zu mir, wer dem Herrn angehöret" (2 Mos. 32, 26.), eine Reinigung vornahm, wurde Graf Christel darüber von demselben aus Deutschland, wo die Gemeinde Herrenhaag im J. 1750 aufgelöst worden war, nach England abberufen. Der Schmerz über dieses Versehen gereichte dem edlen Jüngling zu innigster Beugung und Betrübniß, so daß seine ihm sonst von Natur eigene liebliche Heiterkeit sich in tiefen Ernst verwandelte. Von da an reifte er, an einer Auszehrung kränkelnd, unter stillen, aber seligen Betrachtungen über die Leiden des auch für ihn gestorbenen Heilandes vollends schnell und zusehends dem Tode entgegen. Als er sein Abscheiden nahe fühlte, erklärte er mit großer Freudigkeit, er werde zum Heiland fahren, und sang noch einige Verse, welche man ihm zum Entschlafen anstimmte, mit leiser Stimme mit und verschied dann sanft und innig selig in seinem Herrn am 28. Mai 1752 — als ein Jüngling von 25 Jahren.

Spangenberg setzt ihm in der Lebensbeschreibung des Grafen

das ehrende Denkmal: „Am 28. Mai 1752 gieng unsers Grafen einiger Sohn, Christian Renatus, mit Freuden zur ewigen Ruhe ein. Dieser Vorgang war dem Vater um so schmerzlicher, da ihm nicht nur ein innig geliebter Sohn, sondern auch ein sehr thätiger Gehülfe im Werke des Herrn entrissen wurde. So oft der Graf in der Folge darüber dachte, was ihm sein Sohn gewesen sey, giengen seine Augen vor Dank- und Schmerzensthränen über. Mit inniger Rührung las er nach einiger Zeit seines seligen Sohnes Sculpturen durch, in denen er so viele Zeugnisse seines vertraulichen Umgangs mit dem Heiland fand, wie denn auch seine schönen Lieder davon zeugen, daß sein ganzes Herz mit der Liebe Jesu erfüllt war. Sein Abschied aus dieser Zeit wurde in der ganzen Brüder-Unität beweint, denn er war durchgängig beliebt und geehrt."

Die zum Theil sehr schönen Lieder dieses seltenen Jünglings in Christo, dem das Wort Johannis, des Liebesjüngers, 1 Joh. 2, 13. 14. tief in's Herz geschrieben war, gab der Vater in der Schrift: „Zweiter Anhang der übrigen Bruderlieder von 1749 an. London. 1755" (ein Anhang zum großen Londoner Gesangbuch vom J. 1753 und 54) mit einer rührenden Vorrede dd. 18. Merz 1755 heraus. In dieser Vorrede schreibt er über seinen unvergeßlichen Sohn also an die Gemeinde: „Die drei letzten Jahre seines Hieniedenseyns habe ich das Vergnügen gehabt, ihn meistens um mich zu haben, und in der Zeit habe ich gewiß mehr bei ihm gelernt, als bei keinem Lehrmeister meiner Jugend. Was er Euch Allen war, und insonderheit unserem Hause, das ist Euch noch unvergessen. Er war ein Liturgus, dessengleichen Ihr nie gehabt und kaum mehr erwartet. Er hat endlich sein Sterben mit einer Liturgie geschlossen, deren Augenzeugen sich nicht viel anders ausgedrückt haben, als: „Vergessen wir dieser letzten Stunde, so werde unserer Rechten vergessen!" — Wie soll ich mich über seine Lieder ausdrücken? Sie sind sein letzter Wille an seinen Chor (nämlich an den Chor der ledigen Brüder). Sie sind sein Testament mit uns Allen. Sie inculciren uns das Gedächtniß des Märtyrers, Jesu Christi, mit einer zärtlichen und lieblichen Ernsthaftigkeit, deß Vergessen im Herzen, wie eines Todten, dieses Sängers Casus nicht werden konnte. — Er eilte zur **memoria sacramentali** (Luc. 22, 19.), welche ein Arkanum für die Brüder ist, ihnen von ihrem Herrn hinterlassen, dagegen Alles, was **memoria artificialis** heißt und ist, Nichts ist. Und diese Gedächtnißkunst hat bei ihm reussirt. Sie stand alle Schwachheit der Hütte und des Gemüthes durch. Sein glückliches Gedächtniß war ihm treu in den kleinsten und größten Umständen und legte ihm niemals ab. Und so hat's ihn am Ende in Freundes Schooß und Hände begleitet zu der ew'gen Ruh" (vgl. Würt. Gesangbuch Nro. 613.).

Zu den gediegensten und bekanntesten seiner Lieder gehören außer den im W. G. aufgeführten z. B.: „Für uns gieng mein Herr in

Todesnöthen" — „Die wir uns allhier beisammen finden" — „Marter Gottes, wer kann dein vergessen."

Spangenberg, August Gottlieb, Bischof der evangelischen Brüderkirche, geb. 15. Juli 1704 zu Klettenberg im Hohenstein'schen in Hannover, wo sein Vater lutherischer Prediger war, wie er sagt, „ein treuer Bekenner der Versöhnung durch das Opfer Jesu". Der fromme Vater nahm ihn und seinen Bruder oft auf seine Stube und betete mit ihnen auf den Knieen. Das Gedächtniß daran hielt ihn von manchen jugendlichen Ausschweifungen zurück. Im J. 1714 hatte er Vater und Mutter nicht mehr, bald darnach verzehrte eine Feuersbrunst sein väterliches Erbe, so daß er sich schon frühe an Armuth und allerlei Entbehrungen gewöhnen lernen mußte; das kam ihm aber für seine spätere Laufbahn, bei der er oft mit Paulus mußte sagen können, wie Phil. 4, 11—13. zu lesen steht, gar wohl zu statten. Schon in seinen Schuljahren, und besonders vom fünfzehnten Jahr an, gieng eine immerwährende Arbeit des Geistes Gottes in seinem Herzen vor. Im J. 1722 bezog er mit einem um seine Seligkeit bekümmerten Herzen, aber noch in gesetzlichem Wesen, die Universität Jena, um die Rechte zu studieren. Als er aber einmal als ein Gast in einer Vorlesung des berühmten Gottesgelehrten Dr. Buddeus war, welche derselbe über den Ernst des evangelischen Predigtamts nach Apostelgesch. 26, 29. hielt und in der er äußerte: „Wer Theologie studieren und ein Diener Jesu werden wolle, der müsse nichts, als allerlei Leiden und Trübsale um seines Namens und Worts willen erwarten; wer sich dazu nicht entschließen könne, der thue besser, sich damit gar nicht einzulassen": so machte dieß einen solchen Eindruck auf sein Herz, daß er sich sogleich vornahm, Theologie zu studieren. Buddeus wurde sein väterlicher Freund und nahm ihn in sein Haus und an seinen Tisch auf, und im Umgang mit diesem gottseligen Lehrer kam er zu einer ernstlichen Erweckung, die anfangs in einer großen Zerknirschung und schmerzlichen Erkenntniß der Verdorbenheit seines Herzens bestand, so daß seine Augen nur selten trocken wurden, bald aber in einen lebendigen Glauben an den Heiland und in einen seligen Genuß seiner Gnade und Liebe übergieng, wie bei Paulo nach 1 Tim. 1, 15. Er äußert sich einmal darüber: „Ich hätte gewiß kein Zährlein, das ich zu Jesu Füßen weinen durfte, für ganze Königreiche und alle ihre Herrlichkeiten vertauscht." Im J. 1726 hielt er sodann als Magister in Jena gesegnete Vorlesungen und ward im J. 1727 durch einen reisenden mährischen Bruder zum erstenmal mit der in Herrenhut sich bildenden Brüdergemeinde bekannt, worauf er bald auch persönliche Bekanntschaft mit Zinzendorf schloß, der ihn in Jena und den er in Herrenhut aufsuchte. Der Sohn A. H. Franke's, Professor Gotthilf August Franke zu Halle, suchte ihn von den Herrenhutern abzuziehen und für Halle zu gewinnen, und bewirkte es daher auch, daß er im September

1732 als Adjunkt der theologischen Fakultät und Aufseher der Schulen am Waisenhause in Halle angestellt wurde. Hier wirkte er so sehr im Segen, daß noch im J. 1774 ein alter frommer Halle'scher Bürger sagte, ein so aufgeweckter und herzlicher Mann wäre seit der Zeit nicht wieder in Halle gewesen. Er gab jedoch seinen Umgang und seine Verbindung mit den Herrenhutern nicht auf, lehrte auch entschieden abgesonderte Abendmahlsfeier der Gläubigen und verlor deßhalb schon nach einem halben Jahre an Georgii 1733 seine Aemter in Halle, worauf er nun ganz nach Herrenhut zog. Denn zum Dienst an dieser Gemeinde war er ganz besonders berufen.

In Herrenhut wurde er nun bald in die Gemeinarbeit als einer der Helferbrüder, die mit den Aeltesten die Gemeindirektion hatten, hineingezogen und von Zinzendorf, dessen vertrautester Herzensfreund er wurde, als sein Adjunkt mit Vorwissen der ganzen Gemeinde berufen. Im J. 1735 begleitete er eine Brüderkolonie nach Georgien in Nordamerika, und half sie in der Nähe der Stadt Savannah, mitten in der Wildniß, unter großen Beschwerden einrichten. Bis nur die ersten Hütten gebaut waren, mußten sie vierzehn Tage lang bei großer Nässe unter freiem Himmel kampiren. Nachdem er dort ein ganzes Jahr unter Mühseligkeit und Armuth zugebracht, wurde er im Februar 1736 von Bischof David Nitschmann abgelöst und bereiste nun Pennsylvanien, um die vielen dort wohnenden Sekten für die Brüdergemeinde zu gewinnen. Dann besuchte er die Insel St. Thomas in Westindien und gründete dort die erste christliche Negergemeinde, indem er am 30. April 1736 die drei Erstlinge unter den Negern auf Jesu Tod taufte. Dann durchzog er noch einmal unter vielen Drangsalen, schweren Krankheiten, Schiffbrüchen zc. Pennsylvanien und Georgien und kam zu Ende des Jahrs 1739 zu Marienborn in der Wetterau an, wo sich die Direktion der Brüderunität aufhielt. Dort übernahm er das Hausvateramt und wählte sich hiezu eine Gehülfin, die Wittwe Eva Maria Immig, geb. Ziegelbauer, eine erfahrene Arbeiterin der Gemeinde, mit der er sich am 5. Merz 1740 ehlich verband. Im Frühjahr 1741 wurde er nach London geschickt, da die Brüdergemeinde in England immer mehr Anhänger fand. Er wohnte hier im September 1741 jener merkwürdigen Brüderkonferenz bei, in welcher die Gemeinde dem Herrn Jesu selbst das Aeltesten-Amt übertrug. Ihm ward die Aufsicht über die Aufseherkollegien (das Gemeingericht) und die Last des Generaldiakonats übertragen, bei welchem er für alle Bedürfnisse der einzelnen Gemeinden zu sorgen hatte. Auch gründete er in der Grafschaft York den ersten Gemeinort in England, Smithouse, der am 17. Juli 1742 bezogen wurde. Nach seiner Rückkehr aus England wurde er am 15. Juni 1744 in Herrenhaag feierlich als Bischof der Brüderkirche eingesegnet und erhielt den Auftrag, wieder nach Amerika zu reisen, um die Hauptaufsicht über sämmtliche

Brüdergemeinden und ihr Gotteswerk unter Christen und Heiden zu übernehmen. Damals dichtete er sein vortreffliches Lied: „Heil'ge Einfalt, Gnadenwunder", das leider im W. Gesangb. fehlt. Mit der in diesem Lied ausgesprochenen weisen Einfalt, dem Hauptzug in seinem Charakter, trat er sein Amt an und führte es bis zum Ende.

Am 29. Juni 1744 reiste er nun zum zweitenmal nach Amerika in Begleitung seiner Frau, und ordnete hier fünf Jahre lang die Angelegenheiten der Brüdercolonien Bethlehem und Nazareth, half der bedrängten Indianergemeinde in Schekomeko wieder auf, und wirkte in großem Segen für die Bekehrung der Indianer. Auch reiste er unter großen Beschwerden, aber auch unter sonderbaren Proben der göttlichen Gnadenaufsicht nach Onandago, dem Sitz des großen Raths der Irokesen, und erneuerte den Bund, den schon Zinzendorf mit ihnen gemacht hatte. Er schreibt einmal um diese Zeit: „Das Feld, das „wir zu besorgen haben, ist erstaunlich groß. Wir sind aber ganz „Liebe und in Jesu Wunden selige Leute. Wir leben im stillen Frieden „bei allem Getümmel um uns herum. Des h. Geistes Gnadenleitungen „und unseres himmlischen Vaters Bedeckung und Erhaltung unter so „mancherlei Umständen ist uns so handgreiflich, daß oft unsere Herzen „darüber zerschmelzen." Als Johannes v. Watteville im J. 1749 ankam, um auch in den amerikanischen Gemeinden das Generalältestenamt Jesu zu verkünden, legte Spangenberg in Bethlehem sein Generalältestenamt feierlich zu Jesu Füßen nieder, und reiste im Okt. 1749 nach Europa zurück. In einer großen Dunkelheit seines Gemüths langte er in London an, denn er war über die Vorwürfe, die er sich bei seiner Amtsführung zu machen habe, tief betrübt, so daß er das Generaldiakonat aufgeben wollte, was ihm jedoch Zinzendorf ausredete. Am 21. Merz 1751 verlor er zu Herrenhut seine treue Lebensgefährtin durch den Tod, als gerade die Losung war: „Dein Wille geschehe." Ihr Grabredner hat es ihr nachbezeugt: „Sie hat gethan, was sie konnte." Noch zweimal reiste er sofort, als ein nie rastender Arbeiter auf des Herrn Feld, nach Amerika. Das einemal, im J. 1752, ließ er unter unsäglichen Mühseligkeiten auf einer Reise von hundert englischen Meilen in der Wildniß von Nordcarolina ein für die Gemeinde angekauftes Stück Land von 100,000 Morgen mitten im Winter ausmessen, wo nachher die Colonie Bethabara gegründet wurde. Muthig gieng er an dieses schwere Geschäft. „Schwierigkeiten sehe ich wohl die Menge vor mir," sagte er, „es ist aber doch noch nicht das, als wenn ich 600,000 Mann mit Weib und Kind durchs rothe Meer führen sollte. Ist Er nur mein gewogener Fürst, so will ich es gern wagen. Er ist es ja, Gott Lob und Dank!" Bei diesem Geschäft wurde er so fieberkrank, daß er sich kaum auf dem Pferd halten konnte; ihr Weg gieng durch Moräste und Schluchten, oft gieng alle Nahrung aus, daß sie einmal drei Tage lang nichts mehr zu essen hatten. Das anderemal, da er seine letzte oder vierte

Reise nach Amerika unternahm — es war dieß im Jahr 1754 — währte sein Aufenthalt sieben Jahre lang. Zuvor erwählte er sich aber noch einmal eine Gehülfin, die Wittwe Marie Elisabeth Mitsch, geb. Jähn, mit der er sich am 20. Mai 1754 trauen ließ. Er ordnete nun abermals das Gemeinwesen in Pennsylvanien und machte sich die Predigt des Evangeliums unter den Indianern zu seinem Hauptgeschäft. Im J. 1756 bedrohten feindselige Indianer die Brüderorte und hatten bereits die Brüder im Pilgerhause an dem Mahoni überfallen und getödtet, und bedrohten nun auch die Bethlehemsgemeinde, in der Spangenberg wohnte. Die Indianer schwangen schon ihre Beile und riefen: „Nun wollen wir sehen, ob ihr Heiland im Stand ist, sie vor unsern Beilen zu retten." Da betete Spangenberg inbrünstig zum Herrn: „Lieber Heiland! du kannst uns nicht umkommen lassen, denn das wäre eine Schmach für deinen Namen. Jetzt bitte ich, rette uns, bekenne dich zu uns, als deinen Kindern." Er bewaffnete sofort die Brüder und stellte Wachen aus, so daß die Indianer doch keinen Angriff auf die Brüderorte mehr wagten, obgleich sie überall umher brannten und mordeten. So wurden 600 Brüder, die sich nach Bethlehem geflüchtet hatten, sammt ihnen gerettet. Spangenberg legte nun viele neue Gemeinorte an und ließ sich durch keine Seuchen und Gefahren abhalten, sie zu besuchen und mitten durch die giftigen Pfeile der wilden Indianer hindurch unter ihnen umherzureisen. Einmal wäre er in einem wildangeschwollenen Strom, über den er reisen mußte, beinahe ertrunken.

In Philadelphia erhielt er im J. 1760 die schmerzliche Nachricht von Zinzendorf's Tod, mit dem er seit dreißig Jahren in der innigsten Liebes- und Dienstfreundschaft gestanden war. Bald darauf ward er von seinem seitherigen Posten in Amerika abberufen, um der Brüdergemeinde als ein Mitglied der Direktion in Europa zu dienen. Er begehrte das nicht und wäre lieber einsam für sich in der Stille oder unter seinen lieben Heiden geblieben. Denn er schrieb hierüber kurz zuvor noch an Zinzendorf, der ihn schon lange gern auf diesen Platz berufen hätte: „Ich bliebe lieber still und brächte die übrige Zeit meines Lebens in vertrautem, zärtlich seligem Umgang mit meinem Schmerzensmann zu, ohne von Geschäften occupirt zu werden. Das andere ist, ich gienge gerne zu den Heiden. Da lebt mir mein Herz, und ich könnte mich freuen, über dem Geschäfte zu verhungern oder zu verschmachten oder zu Tode gemartert zu werden." Am 12. Juli 1762 verließ er nach einem herzlichen Abschied bei allen einzelnen Gemeinden sein geliebtes Amerika und trat nach einer Abwesenheit von dreizehn Jahren am 12. Nov. 1763 in die gerade im Betsaal versammelte Gemeinde zu Herrenhut in dem Augenblick ein, als sie das Lied sangen: „O Haupt voll Blut". Die Freude der Gemeinde war groß über sein Erscheinen. Am andern Morgen besuchte er das Grab seines geliebten Zinzendorf auf dem Hutberg und übernahm nun an

seiner Stelle die Oberleitung der Brüdergemeinde. Noch dreißig Jahre durfte sich dieselbe seines reichlich gesegneten Dienstes als Mitglied des Direktoriums, das die Aufsicht der ganzen Brüder-Unität hatte, erfreuen. Er hielt sich meist in Herrenhut und Barby auf. Zwei wichtige schriftliche Arbeiten vollendete er noch vor seinem Ende, die ihm auf dem Synodus vom J. 1764 aufgetragene Lebensbeschreibung des Grafen v. Zinzendorf, welche er von 1771 an in acht Bänden zu Barby herausgab, und die Abfassung der ihm im Februar 1777 aufgetragenen „Idea fidei fatrum, d. i. der kurzgefaßte Begriff der christlichen Lehre der evangelischen Brüdergemeinde". Dieß war ihm eine ungemein liebe Arbeit, die er unter dem Gebet seiner Brüder in Zeit eines Jahrs vollendete und wodurch die Welt von der Reinigkeit der Brüder-Unität in der evangelischen Heilslehre kräftig überzeugt wurde. Generalsuperintendent Dr. Struensee äußerte hierüber: „Gewiß! unsere Nachkommen werden die christliche Theologie wieder von den mährischen Brüdern holen müssen." Am 15. Juli 1784 feierte er unter herzlicher Theilnahme der Gemeinde an diesem Ehrentag ihres „geliebten Josephs" sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum. Er bekannte dabei herzlich gerührt, sein ganzes Leben sey ein Commentarius über die Worte Gregors: „Barmherzig, gnädig, geduldig seyn ꝛc." (V. 4 von Nro. 191.: „Ach mein Herr Jesu, dein Naheseyn"). Auch schrieb er ein Danksagungsschreiben an alle Brüdergemeinden, das also beginnt:

„Hab ich, wie Simeon,
Den Gott- und Menschensohn
Hier an mein Herz gedrücket,
Will ich, sobald mir's glücket,
Im Frieden, auf sein Leiden,
Aus dieser Hütte scheiden.

In diesem Sinne stehe ich durch seine Gnade und warte täglich auf die Stunde, da er mich, als sein mit seinem eigenen Blut erkauftes Eigenthum, zu sich nehmen wird." Noch acht Jahre ließ ihn der Herr zu seinem Lobe an der Gemeinde stehen. Er blieb stets ein munterer Greis, ohne einen einigen Zug des verdrießlichen Alters. Am 26. Merz 1789 gieng ihm seine treue Lebensgefährtin, die 36 Jahre lang Freud und Leid mit ihm getheilt, im 81sten Jahre voran. Trotz den allmählich auch über ihn kommenden Beschwerden des Alters, da er wegen schmerzhafter Schwäche in den Füßen oft zum Sitz des Lehrers geführt werden mußte, predigte er noch in den Versammlungen und blieb im Dienst am Evangelio thätig bis an sein Ende. Im J. 1791, am 50jährigen Jubiläum des dem Herrn übertragenen Generalältestenamtes, war er von der kleinen Schaar, welche am 16. Sept. 1741 zu London die erste Erfahrung hievon machte, allein noch übrig, und legte nach einer salbungsvollen Rede in festlicher Versammlung zu Berthelsdorf, wohin er zuletzt mit der Unitätsdirektion gezogen war, sein öffentliches Lehr- und Bischofsamt feierlich nieder.

Mit dem Frühjahr 1792 stiegen seine körperlichen Leiden immer höher, so daß er wegen zunehmender Engbrüstigkeit die vier letzten Monate seines Lebens Tag und Nacht auf einem Stuhle sitzend zubringen mußte. Er zeigte jedoch solche Geduld und Zufriedenheit mit den Wegen seines lieben Herrn, solche Heiterkeit und Ruhe, daß er Jedermann zur Erbauung war. Auch da rastete er nicht. Oft aber sagte er zu den vielen ihn besuchenden Brüdern, daß er sich wie ein Wandersmann nach dem Ende seiner Wallfahrt sehne. Einmal brach er in den Seufzer aus: „Ach mein Heiland! wär' ich bei dir!" Seinen letzten Geburtstag feierte er noch am 15. Juli 1792 in der Mitte seiner Kollegen bei einem Liebesmahl. Allmählich aber ward er immer schwächer und befand sich meist in einem süßen Schlummer. Wenn er sich zuweilen ermunterte, floß sein Mund von der großen Gnade Gottes, seines Heilandes, über. So endigte er am 18. Sept. 1792, nachdem er 60 Jahre lang der Brüder-Unität mit unermüdetem Eifer gedient, seinen 88jährigen Pilgerlauf im Frieden und gieng zu seines Herrn Freude ein, wo er reichlich ernten wird, was er hier mit Gebet und Thränen gesäet hat. An seinem Begräbnißtag war die Losung: „Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn."

Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 2. 205. 618. Knapp sagt von ihm: „Er war ein unermüdeter, hochgesegneter Arbeiter des Reiches Gottes, voll Demuth und Sanftmuth, durchaus nüchtern und kerngediegen, dabei heitern Geistes, der auch von seinem edlen Antlitz wiederleuchtete, — der Melanchthon der Brüdergemeinde."

(Quellen: Das Leben August Gottlob Spangenberg's, Bischofs der evangelischen Brüderkirche, beschrieben von Jeremias Risler. Barby. 1794.)

Neumann, Gottfried. Sein Geburts- und Todesjahr sind unbekannt. Als Graf Zinzendorf im J. 1730 zum erstenmal, und später im J. 1736, nach seiner Verbannung aus Sachsen, nach Marienborn kam, welches Graf Ysenburg Meerholz ihm zur Zufluchtsstätte für sich und seine Familie eröffnete, und wo sodann eine Brüdergemeinde gegründet wurde, stand er als Fruchtschreiber zu Marienborn im gräflichen Dienst. Damals gehörte er der Inspirirtengemeinde an, deren Vorsteher in der Grafschaft Ysenburg der berüchtigte Rock war. Nachdem aber in Marienborn eine Brüdergemeinde errichtet worden war, trat er zu derselben über. Er besang den Tod des jungen Grafen Christian Ludw. v. Zinzendorf im J. 1736. (Auch erst 1751

v. Hayn, Henriette Luise, geb. 22. Mai 1724 zu Idstein bei Frankfurt, wo ihr Vater herzoglich Nassauischer Oberjägermeister war. Seit ihrem 20sten Jahr war sie Mitglied der Brüdergemeinde. Von 1744—1750 wohnte sie in Herrenhaag, und nach Auflösung dieser Gemeinde, in Herrenhut als Pflegerin oder Vorsteherin der

ledigen Schwestern. Sie war eine begabte und fruchtbare Dichterin tiefgefühlter Lieder.

V. Die Orthodoxen oder kirchlichen Dichter.

Das kirchlichgläubige Andachtslied.

Auf dem Gebiet des äußern Kirchenthums, das Spener und seine Schüler durch einen neuen Glaubensgeist, dessen Ursprung das Bibelstudium war, beleben und reformiren wollten, war geraume Zeit hindurch ein heftiger Gegensatz gegen das Wesen und die Bestrebungen des sogenannten Pietismus rege, — die langen pietistischen Streitigkeiten. Kirchen- und Universitätslehrer hielten sich berufen, gegen die „Spener'schen Irrthümer und Schwärmereien", wie sie es nannten, zu Felde zu ziehen und den Pietismus, als mannigfach von der reinen lutherischen Lehre abweichend, zu verketzern. Die Pietisten wurden in manchen Streitschriften geschildert als Schwärmer, „so unter dem „Schein der Gottseligkeit die reine wahre lutherische Religion verfol- „gen, den hochheiligen Grund derselben und der daraus gezogenen „Lehren, als auch löbliche, Gottes Wort gemäße, höchst nöthige Ord- „nungen, über den Haufen werfen, in der Kirche allen Ketzern Thür „und Thor öffnen, sich ihrer annehmen und sie vertheidigen, einem „Jeden Freiheit, zu glauben, was er wolle, verstatten &c." * Daher wurden Alle die, welche auf dem Boden der äußern Kirche dieser neuen, für irrglaubig ausgegebenen Glaubensrichtung entgegentraten, Recht- glaubige oder Orthodoxe genannt, sofern sie an der reinen lutherischen Lehre und seitherigen Kirchenordnung festhalten wollten, und die ganze lutherische Kirche spaltete sich in die zwei Theile, Pietisten und Orthodoxe, zu welch letztern auch alle die gehörten, welche, wenn gleich nicht Gegner der Pietisten, doch keine gemeinsame Sache mit ihnen machten.

So heftige Gegner nun anfangs auch die Orthodoxen waren, so hat doch die von ihnen hart angefochtene Spener'sche Schule allmählich auch auf sie selbst den wesentlichsten Einfluß ausgeübt. Dieselbe hat die Theologie von dem todten Buchstabenglauben befreit und ihr eine durchaus praktische Richtung gegeben, indem sie namentlich das so lange gänzlich vernachläßigte Bibelstudium wieder emporbrachte. Ebenso hat auch auf dem Gebiete des Kirchenlieds der belebende Einfluß der von Spener allgemein angeregten Frömmigkeit mittelbar auf die Orthodoxen zurückgewirkt. Die tiefere, gemüthliche Glaubensrichtung der Dichter aus der Spener'schen Schule, in der bald mehr das Praktische des Christenthums von seiner Gefühlsseite, mit „Innigkeit", wie von Spener und seinen Freunden, besonders auch den ältern Halle'schen Pietisten, bald mehr das innere Glaubens-

* In Joh. Fr. Mayer's Schrift: Bericht eines schwedischen Theologi von den Pietisten.

leben beschaulich, mit „Sinnigkeit", wie von den Mystikern, den meisten jüngern Halle'schen Pietisten und den Herrenhutern in's Auge gefaßt wurde, drang auch zu den Orthodoxen durch und belebte ihre Lieder. Namentlich gab es gar Manche, die, ohne auf Seiten der Pietisten zu stehen, wie z. B. Benj. Schmolke, Salomo Frank, in ihren Liedern ganz diesen frommen, gemüthlichen Ausdruck haben. Selbst zwei der eifrigsten und heftigsten Eiferer für die orthodoxe lutherische Lehre in den pietistischen Streitigkeiten, Erdmann Neumeister, früher zu Sorau, später zu Hamburg, und der Hauptkämpe Valentin Löscher, Professor der Theologie zu Wittenberg, jener alten „Burg des orthodoxen Lutherthums", haben Lieder voll lebendigen Glaubensgeistes gedichtet, durch die sie einen ächt praktisch-christlichen Sinn beurkunden, wobei weder von der Trockenheit des bloßen Lehrvortrags, noch von süßlicher Empfindsamkeit etwas zu verspüren ist. Es bildete sich durch diese kirchlichen Dichter ein wohlthätiges Gegengewicht gegen die Ueberschwänglichkeiten und Besonderheiten des subjektiven frommen Gefühls mancher jüngern Halle'schen Pietisten und der Herrenhuter, und eine Vermittlung zwischen Subjektivität und Objektivität, wie sie selbst unter den Pietisten aus der jüngern Halle'schen Dichterschule schon Joh. Jak. Rambach angebahnt hatte.

Freilich kam aber auch hauptsächlich durch die Orthodoxen die schon von Rambach in seinem Hausgesangbuch vom J. 1735 angenommene Sitte auf, das ganze theologische Lehrsystem in Reimen abzuhandeln und Lieder über die einzelnen Glaubenslehren und Sittengesetze abzufassen, wie z. B. Lehmus, sonst ein geistvoller und frommer Dichter, Lieder über alle Psalmen, Sonntagsevangelien rc. dichtete und einen dicken Band Gedichte über die Hauptpunkte der ganzen h. Schrift herausgab. Laurentius Hartmann, evangelischer Pfarrer zu Critzkow, gab sogar eine Sammlung von Liedern für alle mögliche verschiedene Stände und Lebensverhältnisse heraus; 147 dieser Art für Amtsschreiber, Bauern, Barbiere rc. erschienen von ihm unter dem Titel: „Des geistlichen und evangelischen Zions neue Standeslieder. Rostock. 1712", und in Jak. Gottschald's **theologia in hymnis** vom J. 1737 stehen Lieder für die einzelnsten Moralpflichten, wie Ehrbarkeit in der Kleidung, gegen die Spielsucht, das Tabackrauchen rc., — ganz dieselbe Erscheinung, wie sie sich uns zur Zeit der Lehrstreitigkeiten unter den Schülern der Reformatoren vom J. 1560—1618 bemerklich machte.

Endlich stand am Schlusse unserer Periode ein für die Orthodoxen und Pietisten gemeinsamer Feind auf, die metaphysische Philosophie des Gottfried Wilhelm Leibniz. Nachdem Christian Wolf, seit 1707 Professor der Mathematik in Halle, dieselbe verdeutlicht und mit großer Klarheit und Gründlichkeit dargelegt hatte, wurde nun in weiten Kreisen die Nothwendigkeit geltend gemacht, die Kirchenlehren als Vernunftwahrheiten zu demonstriren, und es kam so die bloße

vernünftige Betrachtung der göttlichen Dinge mehr und mehr zur Herrschaft, obschon anfangs der kirchliche Lehrbegriff nicht wesentlich dabei angetastet wurde. Nach einem längere Zeit hin und her schwankenden Kampf, bei dem Wolf im J. 1723 aus Halle durch Joachim Lange vertrieben worden war, überwand endlich die Leibniz=Wolf'sche Philosophie die pietistische Schule zu Halle, und Wolf setzte sich im J. 1740 mit seinen Anhängern daselbst wieder fest. Die Nachwirkung hievon hatte bald auch das Kirchenlied zu erfahren. Die Tändeleien und Uebertreibungen der Herrenhuter und der meisten Dichter der jüngern pietistischen Schule, welche Rambach's Bahn nicht einschlugen, hatten ohnedem den Spottgeist rege gemacht und bei nüchternen Leuten, deren Zahl durch den Einfluß der Leibniz=Wolf'schen Philosophie immer größer wurde, Aergerniß gegeben, so daß nun bei Manchen an die Stelle der religiösen Wärme kalte Nüchternheit trat. Namentlich trug auch der Einfluß Gottsched's (geb. 1700 bei Königsberg, † als Professor der Dichtkunst zu Leipzig 1766), des erklärten Anhängers der Leibniz=Wolf'schen Philosophie, welcher die Stellung des Opitz einzunehmen und daher die deutsche Sprache zu reinigen und den Geschmack zu veredeln suchte, viel dazu bei, daß nun auf das geistliche Lied eine „kalt richtende, ästhetisch=vernünftige Kritik" angewandt wurde.

Diese Grundsätze wurden auf Befehl des Consistoriums zu Hannover durch Joh. Christian Zimmermann bereits bei Herausgabe des neuen, den Pietisten entgegengesetzten, hannoverischen Landesgesangbuchs vom J. 1740 in Anwendung gesetzt; darnach wurden die alten Lieder einer Revision unterworfen, und darnach sind auch die von Zimmermann selbst verfaßten, in diesem Gesangbuch mitgetheilten Lieder abgefaßt. Waren doch bereits im Nordhausen'schen Gesangbuch von 1735 die schönsten Luther'schen und Gerhard'schen Lieder weggelassen, „weilen unter den seitherigen Kirchenliedern viele alte, sehr schlechte und unschmackhafte sich befunden".

So zeigt sich am Schlusse unserer Periode in der Gottsched'schen Dichterschule bereits im Keime der ganze Charakter der nächsten Periode, und das Vorherrschen des frommen Gefühls sehen wir zurückgedrängt von einseitiger, nüchterner Verstandesrichtung.

Von den kirchlich=glaubigen Dichtern gehören außer dem bekannten Hamburger Rektor Joh. Hübner, dem Verfasser der biblischen Historien († 1731), und dem vielbeliebten J. Fr. Stark, geb. 1680 zu Hildesheim, † 17. Juli 1756 zu Frankfurt am Main, wo er vieljähriger Prediger und Consistorialrath war, Verfasser von 939 Liedern, wovon 101 in seinem im J. 1728 erstmals erschienenen „täglichen Handbuch in kranken und gesunden Tagen" sich befinden, folgende hieher:

Neumeister, M. Erdmann, geb. 2. Mai 1671 in Uechteritz bei Weißenfels an der Saale, in der jetzigen preußischen Provinz

Sachsen. Sein Vater war Schulmeister und ließ ihn wegen seiner vortrefflichen Gaben auf der Schulpforte und darnach in Leipzig studieren. Hier schon beschäftigte er sich viel mit Dichtkunst. Im J. 1697 wurde er Pfarrer zu Bibra, 1704 Hofdiakonus zu Weißenfels, 1706 Superintendent zu Sorau und endlich im J. 1715 Pastor an der St. Jakobikirche und Scholarch in Hamburg, wo er am 30. Juni 1747 sein fünfzigjähriges Predigtamtsjubiläum feierte. Als ein glücklicher Familienvater erlebte er dreizehn Kinder und fünfzig Enkel. Er bekämpfte als strenger Eiferer für unveränderte Festhaltung der lutherischen Lehre den Pietismus in vielen Streitschriften und Liedern; als Superintendent von Sorau griff er im J. 1709 den Mystiker Petersen an wegen seiner Lehre vom tausendjährigen Reich und der Wiederbringung der Dinge, und als Pastor zu Hamburg entzündete er durch Herausgabe der Schrift: „Kurzer Auszug Spener'scher Irrthümer" im J. 1727 die pietistischen Streitigkeiten, die einige Jahre geruht hatten, aufs Neue und Heftigste. Sein Wahlspruch war Psalm 84, 12.: „Gott der Herr ist Sonne und Schild." Das war dem glaubenseifrigen Mann der Herr auch 85 Jahre lang. Er starb am 18. Aug. 1756.

Neumeister war ein sehr fruchtbarer Dichter, der 700, zum Theil recht werthvolle, Lieder gedichtet hat. Am bekanntesten ist sein Communionbuch unter dem Titel: „Zugang zum Gnadenstuhl Jesu. Weißenfels. 1705," mit 67 Liedern, und sein: „Evangelischer Nachklang. Hamburg. 1718," mit 83 Liedern als Schluß eines Jahrgangs Predigten. Er schrieb auch geistliche Oden, welche in seinen „fünffachen Kirchenandachten" vom J. 1716 stehen. Seine sämmtlichen Lieder erschienen gesammelt unter dem Titel: „Herrn E. Neumeister's Psalmen und Lobgesänge und geistliche Lieder. Hamburg. 1755." Er schrieb auch ein Werk über den Werth und Unwerth deutscher Dichter im J. 1694, unter dem Titel: »Specimen dissertationis historico-criticae de poëtis germanicis.«

Löscher, Dr. Valentin Ernst, geb. 29. Dez. 1673 in Sondershausen, wo sein Vater, Dr. Caspar Löscher, nachmaliger Professor der Theologie zu Wittenberg, Superintendent war. Als fünfundzwanzigjähriger Jüngling schon wurde er im J. 1698 Superintendent in Jüterbogk, 1702 in Delitsch, und im J. 1707, wegen seiner großen Gelehrsamkeit, Professor der Theologie zu Wittenberg. Bald darauf, im J. 1709, kam er als Superintendent und Pastor an die Kreuzkirche nach Dresden, wo er zuletzt auch Oberconsistorialrath wurde. Er war der gelehrteste unter allen kirchlichen Gegnern des Pietismus und hatte in einer eigenen periodischen Schrift: „Unschuldige Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen" zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts den Krieg gegen die Pietisten begonnen und ihn über zwanzig Jahre mit unermüdetem Eifer fortgesetzt. Er war der eigentliche Vorfechter der orthodoxen Partei; ihm stand als

Gegner gegenüber Dr. Joachim Lange, der Vorfechter der pietistischen Partei. Zu beklagen ist, wie er in blindem Parteieifer besonders den ehrwürdigen A. H. Franke und sein Waisenhaus auf alle Art zu verkleinern suchte. Doch benahm er sich bei der Visitation der Brüdergemeinde, im Jahr 1735, bei der er von Dresden aus beschäftigt war, als ein rechtschaffener und unparteiischer Mann. Er war überhaupt ein Mann voll lebendigen Glaubensgeistes, der bei all seinem Eifer gegen die Pietisten doch auch manches Gute von ihnen annahm, besonders daß er in seinem Hause Erklärungen der heiligen Schrift ertheilte und viel auf den Unterricht der Jugend aus dem Worte Gottes drang. Am Adventsfest 1748 feierte er sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum, wozu er von allen Seiten hohe Ehrenbezeugungen erhielt. Auf diese liebliche Sonnenblicke folgten aber bald heftige und zuletzt tödtliche Stürme. Er verlor das Gesicht auf dem linken sonst besten Auge, hierauf bekam er eine schmerzliche Schenkelgeschwulst. Weil er hieraus wohl merkte, daß die Zeit seines Abscheidens bald vorhanden seyn möchte, so schickte er sich hiezu mit unerschrockenem Herzen an, und ließ am dritten Sonntag p. Epiph. 1749, wo er zum letztenmal predigte und communicirte, öffentlich nach der Predigt singen: „Valet will ich dir geben". Bald darauf, am 28. Jan., traf ihn in seiner Studierstube, als er eben das 57. Kapitel des Jesajas, worin sein Leichentext enthalten war, vor sich liegen hatte, ein Schlag an der rechten Seite. Mit sterbendem Munde diktirte er noch seiner Tochter sein letztes Bekenntniß: „wie er fest vor Gott und „Menschen bezeugete, daß er bei der erkannten evangelischen Wahrheit „bis an sein Ende beharre, und nun solche mit seinem Tod versiegeln „wolle!" Hierauf rief er die Worte Pauli 2 Tim. 4, 7. Da nun die Umstehenden fortfuhren, V. 8 ihm vorzusprechen, winkte er, inne zu halten, und sagte: „Nein! sie ist mir noch nicht gegeben, aber ich erwarte sie bald und hoffe sie zu erlangen. Jesu, hilf mir!" Dann ließ er sich noch das Lied: „Mein Herz ruht und ist stille", lesen, das ihn herrlich erquickte, und so entschlief er selig am 12. Febr. 1749. Die Leichenpredigt hielt ihm der Oberhofprediger Dr. J. G. Hermann (S. 393) über Jesaj. 57, 2. Zu seinem Leichentext hatte er befohlen, noch die Worte zu setzen: „V. E. Löscheri inquieta in laboribus peracta vita, per vulnera Christi lenita, tandem in quiete mortis finita."

Seine geistlichen Lieder, meist Buß-, Kreuz- und Trostlieder, dichtete er in den Jahren 1701—1729, wenn er in betrübten Umständen war; sie erschienen zerstreut in seinen erbaulichen Schriften, z. B. in seiner Schrift: „Edle Andachtsfrüchte. Frankf. 1701." (67 an der Zahl), und in dem Werk: „Evangelische Zehenden Gottgeheiligter Amtssorgen. VI Theile. Magdeburg, 1704—1710."; im „Beitrag zur evangelischen Jubelfreude, 1717" — und in den „Gott gewidmeten Proben. 1719."

(Quellen: Unparteiische Kirchenhistorie Alten und Neuen Testaments. 3. Bd. Jena, 1754. S. 995 ꝛc. Wezel's Analecta hymnica. 2. Bd. S. 563—569.)

Marperger, Dr. Bernhard Walther, geb. zu Hamburg den 14. Mai 1682. Er kam frühzeitig nach Nürnberg zu seinen, dem Kaufmannsstand angehörigen Großeltern, die ihn mit einem gottseligen Sinne zu allem Guten anleiteten. Im Mai 1699 bezog er die Universität Altdorf, wo er Dr. Wegleiter als Lehrer hatte, aber anfangs mit größtem Eifer und Vorliebe Mathematik studierte, als gäbe es nichts Vortrefflicheres; doch allmählich fand er größern Genuß in der Beschäftigung mit dem Evangelium Christi, so daß ihm gegen dieses süße Seelenmanna jene Nahrung der Vernunft ganz stroheru vorkam. Zuletzt sollte er aber auch noch durch besondere Führungen Gottes die rechte Herzenstheologie lernen. Es war nämlich gegen das Ende seines Aufenthalts auf der Universität, daß er am Lichtmeßfeiertag Abends, beim Nachhausegehen von einem Schlagfluß befallen, bewußtlos zu Boden fiel, wo er längere Zeit unbemerkt auf den kalten Steinen liegen mußte. Endlich kamen Leute herbei, die ihn aufhoben und wie todt nach Haus trugen. Es gelang zwar endlich, ihn wieder zu erwärmen und zum Bewußtseyn zu bringen, allein nun folgte erst eine lange schwere Krankheit, in der er am Rand des Todes schwebte. Diese Krankheit nennt er selbst „seine rechte hohe, theologische Schule; „so viel er auch von seinen wackern Lehrern gelernt, sey ihm diese „Kreuzschule doch noch ungleich nützlicher gewesen, da er in derselben „für den Himmel geschult und mit einem beständigen Himmelsheimweh „beseelt worden sey." Er konnte daher im J. 1713 sein Lied Nro. 365: „Es halten eitele Gemüther", besonders V. 3 desselben, recht aus Erfahrung und Grund des Herzens singen. Das Carlsbad, das er noch in größter Schwachheit besuchte, stärkte ihn so, daß er seine Studien bei vermöglichen Anverwandten vollenden konnte. Er wurde hierauf im J. 1706 Vikar bei dem Antistes Joh. Konr. Feuerlein, und bald darauf durch einstimmige Wahl Diakonus an der St. Aegidienkirche in Nürnberg, worauf er sich im Oktober glücklich verheirathete. Im Jan. 1711 wurde er Diakonus an der St. Sebaldeskirche und 1714 Antistes der St. Aegidienkirche und Inspektor des Gymnasiums. Als solcher weihte er im J. 1718 die neue Aegidienkirche ein. Achtzehn Jahre lang wirkte er so in Nürnberg in großem Segen. Da gieng im J. 1724 der Ruf an ihn, die Oberhofpredigerstelle in Dresden zu übernehmen, auf der einst Spener gestanden, und die immer noch als eine der wichtigsten Kirchenstellen im ganzen evangelischen Deutschland galt. Er entschloß sich daher auch nur nach einem schweren Kampfe dazu, diesen Ruf anzunehmen, und that es erst, nachdem er die klaren Merkmale des göttlichen Willens erkannt hatte. Am fünften Sonntag nach Trinitatis verabschiedete er sich von seiner ihm liebgewordenen Nürnberger Gemeinde unter Vergießung

vieler Thränen, und trat sofort sein neues Amt in Dresden am achten Sonntag nach Trinitatis 1724 an, mit dem brünstigsten Flehen zu Gott, daß Er sein Schutz und Beistand seyn solle. Unter den sächsischen Theologen waren damals die pietistischen Streitigkeiten gerade aufs Heftigste entbrannt. Marperger mahnte als ein mildgesinnter Mann zum Frieden, und bewirkte bei der sächsischen Regierung das Verbot der von Valentin Löscher gegen den Pietismus herausgegebenen „unschuldigen Nachrichten," so wie im J. 1726 ein besonderes Edikt, wornach unter andern der Gebrauch der Wörter Pietist und Pietisterei untersagt ward. Auch führte er einmal, um den hitzigen Streitigkeiten entgegenzutreten, in einer Predigt den Satz aus, „daß die einzige Waffe des Christen das Gebet sey". Ueber diesen Friedensversuchen wurde er nun gar heftig angefochten und besonders von Erdmann Neumeister in Hamburg der Hinneigung zum Pietismus und verschiedenartiger Irrthümer beschuldigt und hart getadelt. Es kam sogar gegen ihn eine Schrift heraus unter dem Titel: „Kurze Beschreibung des in Chursachsen und zugehörigen Landen wegen der eingeschlichenen falschen Brüder und scheinheiligen Irrlehrer anjetzo höchst gefährlichen und jammervollen Religionszustandes," worinn frei heraus ihm alle Schuld beigemessen wird. Darauf antwortete er mit gründlicher Gelehrsamkeit, und, wie sich von seinem ächt christlichen Charakter nicht anders erwarten läßt, mit großer Sanftmuth und Besonnenheit. Als Oberhofprediger und Consistorialrath zu Dresden hatte er auch mit den ersten Anfängen Herrenhuts und mit Zinzendorf's erstem öffentlichen Auftreten zu thun, benahm sich aber auch hier mild und umsichtig. Die Gemeinde zu Dresden schätzte ihn als Prediger, und die Gelehrten achteten ihn besonders wegen seiner ausgezeichneten Kenntnisse in den morgenländischen Sprachen außerordentlich. Er hielt viel auf die neutestamentlichen Vorbilder, und war ein Theolog, der, wie er selbst von sich sagt, völlig in die Methode Luthers hineingekommen war, welche durch Gebet, Betrachtung und Anfechtung nicht Meister der Schrift, sondern desselben und des einigen Meisters Christi Jesu gesegnete Schüler macht. In seinen letzten Lebensjahren hatte er die heftigsten Körperschmerzen durchzumachen. Er ließ sich durch sie aber weder in Erfüllung seiner Amtspflichten, noch auch in seiner Geistesruhe stören, bis endlich das Heimweh dieses gottverlobten Herzens gestillt und er erlöst ward von dieser rauhen Pilgerbahn den 29. Merz 1746. In seinem demüthigen, stillen Sinne verbot er es ausdrücklich, daß ihm eine Leichenpredigt gehalten werden dürfe.

Im J. 1727 besorgte er die neunte Auflage des Dresden'schen Gesangbuchs und schrieb eine Vorrede dazu. Schon die Auflage vom J. 1722 enthielt von ihm das Lied: „Wer sich auf seine Schwachheit" (Nr. 287.).

(Quellen: Dr. Joh. Andreas Gleich's Reformations- und Hofpredigershistorie. 1730.)

Hermann, Dr. Joh. Gottfr., der nächste Nachfolger Marperger's auf der wichtigen Oberhofpredigerstelle zu Dresden und der Leichenredner V. E. Löscher's, geb. 1707 in Alt-Jeßnitz in Chursachsen. Im J. 1731 wurde er Diakonus in Rabnis, 1733 in Pegau, sodann Superintendent in Plauen, von wo er im J. 1746 als Oberhofprediger und Oberconsistorialrath nach Dresden kam, nachdem Marperger gestorben war. 45 Jahre bekleidete er diese hohe Stelle und starb 84 Jahre alt als der Senior aller geistlichen Aufseher und Doktoren der Theologie im J. 1791.

Frank, Salomon, geb. 6. Merz 1659 in Weimar, lebte in seiner Vaterstadt als Consistorialsekretär und starb als solcher am 11. Juni 1725. Sein Wahlspruch war: „non mortale est, quod opto.“ Er gehört zu den besten und fruchtbarsten Dichtern dieser Zeit und hat manches Kernlied geliefert. Rist war sein Muster und Vorbild. In der Sammlung seiner sämmtlichen Gedichte, die unter dem Titel: „Geistliche und weltliche Poesien. Zwei Theile. Jena, 1711 und 1716“ erschienen, stehen 300 geistliche Lieder, die wirklich auch mit den Rist'schen in Form und Inhalt viel Aehnlichkeit haben. Sie sind meist über die Evangelien rein und wohlfließend gedichtet.

(Quellen: Casp. Wezel's Analecta hymn. 1. Bd. VI. Stück. S. 44—50.)

An ihn reiht sich der noch berühmter gewordene

Schmolke, Benjamin, der „schlesische Rist“ oder „andere Opitz“ genannt. Er wurde geb. am Thomastag, 21. Dez. 1672 zu Brauchitschdorf im Fürstenthum Liegnitz in Schlesien, wo sein Vater, vorher Conrektor in Schmiedeberg, gegen siebenundvierzig Jahre Pfarrer war. „Dieser, mein Geburtstag,“ so äußerte er sich später manchmal „hat mich oft in meinem Kreuz und Trübsal mit Vorhalt der Worte „Thomä aufgerichtet: „„Mein Herr und mein Gott!““ er hat mich „oft der verwundeten Seite und blutigen Nägelmale meines Herrn Jesu „erinnert, wenn meine Seele in Angst gewesen und nicht gewußt, wohin sie sich verbergen soll.“

Bei seiner Geburt that der fromme Vater das Gelübde, sein Kind dem Dienste Gottes zu widmen. Zum Studirenlassen wollten aber die Mittel nicht recht reichen. Da nahm sich des neunjährigen Knaben der Adjunkt J. G. Schubart zu Steinau väterlich an und sorgte drei Jahre lang für seine Bildung. Nachdem er sofort von 1684—1687 das Gymnasium zu Liegnitz besucht, setzte er seine Vorbereitung auf die Universität zu Lauban unter der Leitung Gottfried Hoffmanns (vgl. S. 189) und des berühmten Schulmanns Georg Wende, welcher Mitglied des Palmordens war und ihm die erste Anregung und Anleitung zur Poesie gab, mit dem besten Erfolg fort. Er wurde dabei von mehreren Gönnern unterstützt und erwarb sich seinen sonstigen Unterhalt durch Unterrichtsstunden, die er gab. Ehe er die Universität bezog, hielt er sich noch kurze Zeit bei den Seinigen auf. Hier verlieh ihm seines Vaters Lehensherr, Nik. v. Haugwitz, auf drei Jahre ein Stipendium von dreihundert Thalern, und als er eines Tags auf seines

Vaters Kanzel über Psalm 40, 18. predigte, ward einer seiner Zuhörer, ein Verwandter des Herrn v. Haugwitz, dermaßen bewegt, daß er ihm zu obiger Unterstützung noch ein Beträchtliches beisteuerte. Da konnte er wohl Lieder, wie Nro. 65: „Mein Gott, du bist und bleibst" und Nro. 467: „Gott lebt, wie kann" recht aus eigener Erfahrung der treuen Fürsorge Gottes singen. So bezog er nun, vor drückenden Nahrungssorgen geschützt, um Michaelis 1693 die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. Unter den Lehrern Olearius und Carpzov, welch letzterer Franke, Anton und Schade kurz zuvor aus Leipzig vertrieben hatte, vollendete er mit großem Eifer dieses Studium, obgleich er im dritten Jahr seines Aufenthalts von einer gefährlichen Krankheit heimgesucht ward. Nur nebenbei pflegte er sich mit der Poesie zu beschäftigen. Doch hatte er es bei seinem aufgeweckten Geiste und sinnreichen Einfällen darinn schon so weit gebracht, daß er sich durch seine Gedichte Geld und Beifall, ja die Dichterkrone erwarb, und auf diese Weise einen Theil der Kosten seines durch die Krankheit verlängerten Aufenthalts zu bestreiten im Stande war. Im J. 1694 begab er sich zu seinem Vater nach Brauchitschdorf, um den siebenzigjährigen Greisen im Predigtamt zu unterstützen. Er that dieß unter dem größten Beifall der Gemeinde, denn er war ein geborener Kanzelredner. Am 2. Jan. 1701 wurde er seinem Vater förmlich adjungirt und am 12. Dez. 1702 als Diakonus an die Friedenskirche nach Schweidnitz berufen.

Unter manchen frohen Aussichten trat er sein neues Amt in Schweidnitz an. Er hatte sich ein schönes, häusliches Glück gegründet, indem er sich mit der Tochter des Kaufmanns Rehwald zu Lauban am 12. Febr. 1702 vermählt hatte. In Schweidnitz sah er sich einen schönen Kreis geistlicher Wirksamkeit eröffnet, denn die Gemeinde, zu der die Protestanten aus der weiten Umgegend eingepfarrt waren, war sehr groß. Doch hatte seine Lage mitten unter den listigen und ränkevollen Jesuiten, die Alles zu unterdrücken suchten, was nicht katholisch war, und so erst kurz zuvor einen würdigen evangelischen Geistlichen, den Diakonus Mich. Wiedemann, vom Amt gebracht hatten, auch etwas Mißliches und Gefährliches. Er entkräftete aber bald durch sein mildes Wesen alle Anschläge der heimlichen Feinde seiner Kirche. Der Friede von Außen und Innen, die Freude, welche ihm im Schooß seiner Familie und in der Gemeinde zu Theil wurde, beseelten sein Herz, Gott in Liedern für diese Wohlthaten zu danken, und seine Nebenmenschen damit zu erbauen und Gott wohlgefälliger zu machen. Im Mai 1704 trat er zuerst öffentlich als geistlicher Liederdichter auf, indem er fünfzig Lieder herausgab unter dem Titel: „Heilige Liederflammen der himmlisch-gesinnten Seele." Hatte er schon als Kanzelredner großen Beifall, so erwarb er sich nun dadurch als geistlicher Liederdichter noch größern Ruhm. Im J. 1708 wählte ihn die Gemeinde zum Archidiakonus, 1712 zum Senior und 1714 zum Pastor primarius (Oberpfarrer).

Nun kamen neben vielfachen Amtssorgen auch manche Trübsale über ihn. Im J. 1716 mußte er den furchtbaren Brand erleben, der am 12. Sept. halb Schweidnitz in Asche legte, und zu dessen Gedächtniß heute noch alljährlich an diesem Tage eine Brandpredigt gehalten wird, bei der man ein hiezu von Schmolke im J. 1718 gefertigtes Lied singt, welches mit den Worten beginnt: „Denke, Schweidnitz, denke dran!" und also schließt: „Bete: Herr Gott Zebaoth! gieb uns Feuer, nicht zur Rache, Feuer, das uns feurig mache." Bald kehrten auch häusliche Leiden bei ihm ein; es starben ihm zwei seiner Kinder in der Blüthe der Jugend, und nicht lange darnach gieng sein vierundachtzigjähriger, ehrwürdiger Vater heim. Da sang er an seinem sechsundvierzigsten Geburtstag im J. 1718 am Schluß eines Lieds in himmlischem Sinne:

Nur noch eins: Soll ich auf Erden
Immer ein Benoni seyn?
Gehen Kummer und Beschwerden
Bei mir täglich aus und ein?
Führ' mich einst zum Himmel hin,
Daß ich dort ein Benjamin
Und bei deinen treuen Knechten
Sey ein Sohn zu deinen Rechten.

In solchem Leid war die Beschäftigung mit Gott und die geistliche Dichtkunst für ihn eine reiche Quelle des Trostes und der Erbauung, sein Herz feierte bei all solcher Trübsal einen „lustigen Sabbath in der Stille zu Zion". So hieß eine neue Sammlung von Liedern, die er herausgegeben hatte, und der bald noch manche ähnliche folgten. Es trat nun eine Zeit der Ruhe bei ihm ein, und bis zum Jahr 1730 bietet sein Leben nichts besonders Bemerkenswerthes dar. Er dichtete fleißig fort; hohe Gönner und geliebte Freunde giengen ihn stets darum an, ihre Familienereignisse durch Gedichte zu verherrlichen, und wo sich eine besondere Gelegenheit darbot, erfreute oder tröstete er seine Gemeindeglieder mit Gelegenheitsgedichten. Sammlungen solcher Gelegenheitsgedichte werden wir unten mehrere kennen lernen. „Er wendete dabei," so sagt der Vorredner seiner Werke, „Freud und Leiden, Sterben und Geborenwerden in allen seinen Betrachtungen so lange hin und wieder, bis er sie auf derjenigen Seite erblicket, wo man die damit verbundene Dienlichkeit zu des Menschen wahrem und ewigem Wohl deutlich genug abnehmen und ersehen kann." Die meisten seiner Gebets- und Liedersammlungen wurden auch bald sehr beliebte Hausandachtsbücher.

So erreichte Schmolke im Gefühle geistiger Thätigkeit, mit dem frohen Bewußtseyn, die Liebe seiner Gemeinde durch treue Berufserfüllung verdient zu haben, in der vollen Freude seines Wirkens und Ruhms das Jahr 1730 und damit sein achtundfünfzigstes Lebensjahr. Er war stark von Körper und dem Ansehen nach ganz gesund; in seiner Jugend hatte er aber oft gekränkelt, und seinem Herzen drängte

sich immer die Ahnung auf, er werde schwerlich das hohe Alter seiner Väter erreichen. Doch tröstete er sich dann und pflegte zu sagen: „Komm ich nicht an die Zahl meiner Väter, so bin ich doch desto eher bei ihnen im Himmel." Seine Ahnung traf leider nur zu bald ein. Während er am Sonntag Lätare 1730 in seiner Stube saß, ward er vom Schlag gerührt, und von da an blieben ihm, trotz aller ärztlichen Pflege, Hand und Fuß und die ganze rechte Seite gelähmt. Er betrat übrigens, als er sich kaum einigermaßen wieder hergestellt fühlte, die Kanzel aufs Neue und verwaltete unter vielen körperlichen Leiden sein Amt noch fünf Jahre lang. Die Kraft seines Geistes war noch nicht gelähmt; ergeben in den Willen Gottes ergoß sich sein glaubiges Herz von Neuem in Lob und Preis dessen, auf dessen Altar er sein ganzes Leben hindurch die Früchte seiner Dichtergaben zum Opfer niedergelegt hatte. In dieser Zeit erschienen von ihm noch acht Liedersammlungen, meist Passions=, Begräbniß= und Trostlieder enthaltend. Er erscheint sich ganz verklärt in seinen Liedern und ruft daher einmal aus: „Wer bin ich denn in meinem Leiden? Die Rose, die in Dornen blüht." Gefaßten Muths und mit Freudigkeit sah er seinem Tod entgegen, wie er einmal im J. 1731 in seinen „Bochim und Elim" singt:

Entweichet, ihr Bekümmernisse,
Die ihr mich oft und viel geplagt.
Ein sanfter Tod macht alles süße,
Der mir den Abschied angesagt.
Mich ficht nunmehr kein Kummer an,
Als, wie ich fröhlich sterben kann.

Allmählich aber unterlag er dem Druck der körperlichen Leiden. Am Buß= und Bettag 1735 predigte er zum letztenmal. Der Schlag hatte sich seitdem zweimal bei ihm wiederholt und seine Augen waren gänzlich erblindet. Trotz einer glücklichen Operation des Staars, der er sich unterzog, und in deren Folge er den Gebrauch seines Gesichts wieder erlangte, schlossen sich doch seine Augen bald wieder, und für immer. Der Herr aber, dem er auch in solchem betrübten Zustand immer ein neues Lied spielte, war sein helles Licht, also daß in seinem Innwendigen keine Dunkelheit aufkam. An den Ort, da man prediget die Wunder Gottes und da er sonst seine größte Freude fand, mußte sich nun der kranke, blinde Seelsorger voll Betrübniß führen und tragen lassen. Endlich ward er völlig bettlägerig, und seine Sprache und Gedächtniß schwanden. Doch aber vergaß er seiner Gemeinde und selbst ihrer einzelnen Glieder nicht. Wenn eines seiner geliebten Beichtkinder heimgegangen war, pflegte er ihm zum Andenken ein Abschiedslied zu dichten. Zuletzt legte er Vielen, die ihn auf seinem Krankenbette besuchten, wenigstens die Hand noch auf das Haupt zum Segen, den sein Herz ihnen zudachte und sein Mund doch nicht mehr aussprechen konnte. Der Abend des 12. Febr. 1737 ward auch der Abend seines Lebens, der stille Feierabend von aller Arbeit und Mühseligkeit,

und er gieng nun, wie der Vorredner seiner Werke schreibt, zu dem Haufen derjenigen, welche im ewigen Lichte Gott und dem Lamme stets ein neues Lied singen, in die ewige Klarheit über, da weder Dunkelheit noch Staar die glanzvolle Anschauung Gottes mehr hindern kann.

Schmolke, einer der beliebtesten und gefeiertsten Dichter der evangelischen Kirche, ein Ausläufer der zweiten Schlesischen Schule, hatte sich bei seinen Dichtungen P. Gerhard zum Muster erwählt, dem er zwar nicht an dichterischer Schwungkraft gleich kam, dessen volksthümlichen Ton er aber doch oft getroffen hat. Aus seinen Liedern spricht uns ächt schlesische Gemüthlichkeit und treuherzige Einfalt, oft auch eine ganz besondere Tiefe und Wärme an. Dabei stand er ganz auf dem allgemeinen kirchlichen Standpunkt; er schilderte in seinen Liedern weniger das innerste Glaubensleben und seine besondersten, tiefsten Gefühle, wie die Pietisten, mit denen er übrigens in der Form manche Aehnlichkeit hat, wenn er gleich auch hierin nicht so einseitig und individuell ist; vielmehr suchte er, ganz auf dem Boden seiner Gemeinde stehend und in inniger Liebe den einzelnen Gliedern derselben hingegeben, vorzugsweise durch seine Lieder die Kirchen- und Hausandacht zu fördern und auf Erweisung des Glaubens in Liebe und Hoffnung und in Verkündigung der Tugenden Christi zu bringen. Eigentliche Kirchenlieder hat er freilich nicht gedichtet, aber kirchliche Andachtslieder; auch wo er für Privaterbauung dichtet, ist es kirchlich. Daneben ist er ein Gelegenheitsdichter, der meist aus besondern Veranlassungen dichtete und die Lebensereignisse seiner Gemeinde und ihrer einzelnen Glieder mit Liedern feierte, um Freud und Leid himmlisch zu verklären.

Im Ganzen dichtete Schmolke 1188 geistliche Gedichte und Lieder, die in folgenden sechzehn Sammlungen ans Licht traten:

1) Heilige Flammen der himmlischgesinnten Seele, in andächtigem Gebet und Liedern angezündet. Die erste Auflage vom J. 1704 bestand bloß aus 50, die zweite vom J. 1705 schon aus 100 „Arien", die dritte Auflage erschien zu Leipzig im J. 1706 mit vierzig weitern vermehrt. Die eine Abtheilung dieser Sammlung enthält Caspar Neumann's Kern aller Gebete, von ihm in Reime gebracht, die andere die Lieder unter dem Namen: „Heilige Liederflammen". Es sind 140 geistliche Lieder aus dem und für das Christenleben — die frischesten Erstlingslieder Schmolke's.

2) Der lustige Sabbath in der Stille zu Zion mit heiligen Liedern gefeiert. Jauer. 1712. — 112 Lieder, von welchen 96 ganz für die kirchliche Andacht, die übrigen für das Morgen- und Abendgebet bestimmt sind; auf jeden Sonn- und Feiertag, auch die Beichte und den Abendmahls- und Bußtag ist ein Lied gegeben, in welchem der Inhalt des herkömmlichen Evangeliums begriffen und erbaulich angewandt ist.

3) Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene andächtige Herz vor den Thron der Gnaden geleget. Breslau und Liegnitz. 1715. Hier finden sich manche der gelungensten, kirchlich am meisten eingebürgerten Lieder Schmolke's; es sind 44. Die Schrift besteht

aus Morgen- und Abend-, Kirch-, Buß-, Beicht- und Abendmahl-, Fest- und Grabgebeten für die Hausandacht in gebundener, gereimter Rede; am Ende eines jeden Gebets ist ein passendes Lied angehängt. Hier zeigt sich der Schmolkische Geist ausnehmend und alle Worte sind von besonderer Kraft und Nachdruck.

4) Des andächtigen Herzens Schmuck und Asche oder neue Sammlung allerhand Freud- und Trauerlieder. 1716. Enthält 142 neue geistliche Lieder über Freud und Leid des Christen, nebst neun Gedichten und Cantaten zu Hochzeit- und Leichen-, auch Siegesfeiern, z. B. zu Ehren des vom Prinz Eugen bei Peterwardein erfochtenen Siegs über die Türken.

5) Freudenöl in Traurigkeit oder gesammelte Klag- und Trostlieder. 1720. Enthält 69 geistliche Lieder nebst 16 Gelegenheitsgedichten und Cantaten, z. B. auf den Tod seiner Kinder, auf seinen Geburtstag ꝛc.

6) Schöne Kleider für einen betrübten Geist — denen Traurigen zu Zion in gesammelten Liedern überreichet. 1723. Enthält 61 neue geistliche Lieder, denen in Nro. 5 ähnlich, nebst 17 Gelegenheitsgedichten und Cantaten auf Hochzeit-, Schul-, Erntefeste, Leichenbegängnisse ꝛc.

7) Mara und Manna oder neue Sammlung von Kreuz- und Trost-, Klag- und Freudenliedern. 1727. Enthält 76 neue geistliche Lieder, denen von Nro. 4—6 ähnlich, nebst 22 Cantaten auf Sonn- und Festtage, auch Hochzeiten.

8) Trost- und Trauerschriften. 3ter Theil, 1730. Bestehend in 43 Leichengedichten auf Todesfälle in seiner Gemeinde und unter seinen Freunden. Die zwei ersten Theile sind in ungebundener Rede mit eingestreuten Versen.

9) Schauplatz der Liebe bei dem Kreuze und Grabe Jesu. 1730. — Ein größeres zusammenhängendes Gedicht, worin die ganze Passionsgeschichte und die Geschichte der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu nach den Evangelisten in Verse gefaßt ist.

10) Bochim und Elim oder neue Sammlung von Trauer- und Trostliedern. 1731. Enthält 95 neue, mitunter auf bestimmte Todesfälle gedichtete geistliche Lieder, nebst 9 Cantaten, meist zu Hochzeitsfeiern.

11) Kleine Harpffe von zweimal zehn Saiten zu täglichem Gebrauch andächtiger Herzen gestimmt. Schweidnitz und Leipzig, 1732. Bei der ersten Auflage von 1730 war sie nur einfach bezogen; sie enthält bloß neun neue geistliche Lieder.

12) Klage und Reigen oder neue Sammlung unterschiedener Freuden- und Trauer-, auch anderer, sonderlich aber Tugendlieder. 1734. Enthält nebst 6 Cantaten 90 neue geistliche Lieder, unter welchen 29 aus besondern Veranlassungen und für bestimmte Personen gefertigte Lieder sich befinden. Voran stehen die Tugendlieder, 39 an der Zahl, nach der ersten Tafel der zehn Gebote.

13) Der gläubigen Seelen andächtiges Sela unter dem Kreuz Christi oder kurze Passionsseufzer. 1734. Ist eigentlich der zweite Theil von Nro. 10 und besteht aus lauter kurzen, theils gebundenen, theils ungebundenen Passionsseufzern, wovon die gebundenen alle nach der Melodie: „Freu' dich sehr, o meine Seele", gehen.

14) Rosen nach den Dornen oder derer im Herrn Entschlafenen erlangte Freude nach dem Leide in einigen Begräbnißliedern. 1735. Es enthält durchaus Casuallieder — 30 an der Zahl.

15) Das Saitenspiel des Herzens am Tage des Herrn, oder Sonn- und Festtägliche Cantaten. 1737. Jede der 91 Cantaten besteht aus drei Arien, welche in verschiedenen Jahrgängen ursprünglich

Schmolke's sonntägliche Antrittsseufzer auf der Kanzel waren und zwei untermischten Recitativen, womit er die Arien unter sich verband und so Cantaten lieferte für die Kirchenmusik. Am Schluß finden sich zwölf geistliche Lieder.

16) Das Namensbuch Christi und der Christen zu h. Erbauung. 88 Cantaten auf alle Fest-, Sonn- und Feiertage mit einem vorangestellten Spruch, zwei Arien und zwei Recitativen.

Fast jeder Sammlung sind Neujahrsgedanken oder Neujahrslieder beigegeben, womit Schmolke jedes Jahr während seiner fünfunddreißigjährigen Amtsführung in Schweidnitz seine Gemeinde erfreute.

Die Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Tübingen bei Schramm unter dem Titel: „Herrn Benj. Schmolken's, Past. Prim. und Inspektors der evang. Kirchen und Schulen von Schweidnitz, sämmtliche trost- und geistreiche Schriften." 1ter Thl. 1740. (mit 785 Poesien.) 2ter Thl. 1744. (mit 433 Poesien.)

Die drei ersten Sammlungen enthalten seine gediegensten Lieder, später wurde er zu sehr Gelegenheitsdichter und schrieb in zu großer Eile und Menge. Er wußte es selbst recht gut, daß er zu flüchtig arbeite, und gesteht es in seiner Vorrede zu der Sammlung Mara und Manna, vom J. 1727, selbst ein, indem er von seinen Liedern sagt: „Sie sind meist aus einer eilenden Feder geflossen, daher die Arbeit nicht ebenso gerathen, wie es die Grundsätze einer vollkommenen Poesie erfordern. Wenn die Bäume oft gerüttelt werden, lassen sie auch unreife Früchte fallen." Er wollte aber eben als Christ jede poetische Gabe dem Dienste Gottes und der Erbauung des Nächsten widmen, und als Dichter verzichtete er in aller Einfalt auf allen Weltruhm.

Hoffmann v. Fallersleben gibt folgendes Urtheil über seinen Dichterwerth ab: „Schmolke's Sprache ist im Ganzen dem Gegenstand angemessen, würdig und edel, dabei rein und wohlklingend. Während er ganz im Gegensatz gegen den damaligen Zeitgeschmack absichtlich jeder Hindeutung auf das griechische und römische Alterthum sich enthielt *, so huldigte er in andern Punkten doch auch dem damaligen wunderlichen Zeitgeschmack in dem, was für nett und galant galt, wie 1) in einzelnen starken Redensarten und Uebertreibungen, 2) in Zusammenstellung assonirender und reimender Wörter, um dadurch überraschende Gegensätze oder Verwandtschaften verschiedener Begriffe herbeizuführen, z. B. Last — Lust, Kammer — Kummer, Wallfahrt — Wohlfahrt rc.; in gelehrten Anspielungen und dunklen Beziehungen auf das A. Testament, fremd klingenden und häufig angebrachten alttestamentlichen Namen, z. B. Hephzibah, Mizpa, Bochim, Mara,

* „Er läßt," heißt es in der Vorrede zum zweiten Theil, „von allen den heidnischen, mythologischen Larven, damit manche christliche Poeten ihre Bücher nicht besser als die Spinne eine reine Leinwand mit ihrem Koth auszuzieren suchen, die geringste Spur nicht blicken, sondern bedient sich lieber der biblischen Historien."

Kedar, Gilboa &c. Auch kann er sich von gewissen Lieblingsideen gar nicht trennen, und erweckt durch ihren übertriebenen Gebrauch Widerwillen oder Sättigung, z. B. mit den Bildern Rosen und Dornen, Cypressen und Palmen, Gift und Honig, Myrrhen und Balsam, Galle, Essig, Wermuth und Manna, Zucker, Zuckertand &c. Oft kommen auch unedle Vergleichungen vor. Der Inhalt seiner Lieder ist Lob und Preis Gottes, Betrachtung über das Leben und Leiden Jesu, Ermahnung und Tröstung — Alles geschöpft aus den Lehren der Bibel und in Beziehung gebracht auf das menschliche Leben, überhaupt das Christenthum mit allen seinen Verheißungen und Segnungen. Das eigentliche Feld seiner Poesie, auf das er die ganze Innigkeit und Wärme seiner frommen Begeisterung wendet, ist die Dreiheit der christlichen Cardinaltugenden — Glaube, Liebe und Hoffnung. * In der Darstellung und Verherrlichung dieser Grundideen des Christenthums erscheint sein dichterischer Werth am reinsten und schönsten."

Noch zu seinen Lebzeiten ließ einer seiner Zeitgenossen, Wilhelm Götten, in der Schrift: „Das jetzt lebende gelehrte Europa," Thl. II. S. 290, sich also über ihn im J. 1736 vernehmen: „Man sagt mit Recht, daß er zum Liederdichter gleichsam geboren. Man thut auch nicht zu viel, wenn man ihn den schlesischen Rist nennet. In seinen Liedern scheint das Sinnreiche vorzuherrschen; viele sind voller unvermutheter Gedanken und die meisten voll netter Ausdrücke. — — Sein größtes Lob aber besteht in dem allgemeinen Beifall, mit welchem fast die ganze evangelische Kirche in Deutschland seine Lieder auf- und in ihre öffentliche Gesangbücher eingenommen hat."

Er war ein ächter geistlicher Volksdichter, dessen Lieder heutigen Tages noch in Schlesien bei den täglichen Morgen- und Abendsegen gottesfürchtiger Familien fleißig gesungen werden. Was Ph. Fr. Hiller für Würtemberg, was Prinz Eberhard Friedrich von Hohenlohe-Kirchberg für die Hohenloher Lande, was Chr. Fr. Neander für Kurland wurde, das war Schmolke für Schlesien.

(Quellen: Barth. Ringwaldt und Benj. Schmolke. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des XVI. und XVII. Jahrhunderts von Hoffmann von Fallersleben. Breslau, 1833. — Casp. Wezel's Hymnopöographia. Thl. III. 1724. — Die Lebensbeschreibung Schmolke's in der Schramm'schen Gesammtausgabe seiner Werke. Tübingen, 1740.)

Krause, M. Jonathan, reiht sich als schlesischer Landsmann und geistesverwandter Dichter an Schmolke an. Er wurde am 5. April

---

* Wir haben darüber von ihm ein schönes Lied mit dem Titel: „Das schöne Kleeblatt", dessen erster Vers also lautet:

Glaube, Liebe, Hoffnung sind
Das Geschmeide wahrer Christen,
Und mit dem muß Gottes Kind
Sich bemühen auszurüsten.
Wo man Gott will eifrig dienen,
Da muß dieses Kleeblatt grünen.

1701 zu Hirschberg geboren und war zuerst Prediger in Palgsen im Fürstenthum Wohlau, sodann seit 1733 Diakonus bei der evangelischen Gränzkirche in Probsthayn im Liegnitzischen, hierauf im J. 1739 Pastor an der Hauptkirche Petri und Pauli zu Liegnitz in Schlesien und endlich seit 1741 Superintendent und Assessor des dortigen Consistoriums.

Es giebt von ihm zwei Liedersammlungen: „Die zum Lobe Gottes eröffneten Lippen der Glaubigen in heiligen Liedern über die Evangelia. Hamb. 1732." — „Gnade und Wahrheit Gottes in Christo Jesu in heiligen Liedern über die Evangelien und Episteln. Lauban, 1739." In der Vorrede zum ersten Werk sagt Erdmann Neumeister über Krause's Lieder: „Ich habe mich in den Verfasser ganz verliebet — der Kern in allen evangelischen Texten ist da recht ausgesucht und die vornehmsten Sprüche oder Redensarten sind so geschickt zur Andacht angewendet, daß man es bewundern und in der Bewunderung sich ergötzen muß. Die Schreibart ist nicht nach menschlichen Kunstwörtern gedrechselt, sondern, wie es auch bei geistlichen Liedern nicht anders seyn solle, biblisch und auch den Einfältigen verständig." Das Gothaische Gesangbuch von 1742 hat mehrere aufgenommen.

(Quellen: Casp. Wezel's Analecta hymnica. 2. Bd. 1756. 1. Stück. S. 54 rc.)

Hecker, M. Heinrich Cornelius, geb. in Hamburg 1699, wo sein Vater Hauptmann war und auch Marperger siebenzehn Jahre zuvor das Licht der Welt erblickt hatte. Er wurde zu Leipzig, wo er Theologie studierte, im J. 1721 Magister und lebte dann vom J. 1726 als Pfarrer zu Meuselwitz, einem gräflich von Seckendorf'schen Gute bei Altenburg, wo er auch im J. 1743 starb.

Unter seinen 91 geistlichen Liedern befinden sich mehrere Kernlieder. In der Seckendorf'schen Handpostille, die Hecker im J. 1730 zu Leipzig herausgab und in der die evangelischen Glaubenslehren aus den Evangelien und Luthers Katechismus erläutert sind, befindet sich am Schluß jeder Predigt ein Lied von ihm, in dem der Inhalt der einzelnen Predigt wiederholt ist. Er verfaßte diese Lieder, um, wie er selbst sagte, dem Mangel abzuhelfen, daß möglichst alle Artikel der Glaubens- und Sittenlehre in Liedern vorgetragen werden.

(Quellen: Casp. Wezel's Analecta hymnica. 1ter Band. 5tes Stück. 1752.)

Schlosser, M. Johann Ludwig, geb. im J. 1702 in Gießen, wo sein Vater Professor und später Kirchenrath war. Er studierte zu Marburg vom J. 1714 an und zu Gießen von 1717—1727, also zehn Jahre lang. Im J. 1739 wurde er Pfarrer zu Neustadt-Hannover, dann zweiter Diakonus an der St. Catharinenkirche zu Hamburg und endlich im J. 1741 Hauptpastor an dieser Kirche und Schulvorstand, als Nachfolger des berühmten Pastor Wolf und als College Erdmann Neumeisters, dem er zwei Jahre zuvor, im J. 1754,

in die Ewigkeit vorangieng. Er war ein gelehrter und glaubenseifriger Mann. Von Gestalt soll er sehr klein gewesen seyn.

Sein Lied: „Sorge, Herr, für unsere Kinder" (Nro. 504), giebt Zeugniß davon, in welch ernstem, christlichem Sinn er für die Schulen und die Jugend sorgte.

(Quellen: Ernst Friedr. Neubauer's Nachrichten von jetzt lebenden evangelischen und reformirten Theologen in und um Deutschland. Züllich. 1743.)

Taddel, Christian Ludwig, geb. zu Rostock in Pommern im J. 1706. Dort wurde er auch Hofrath und Direktor der fürstlichen Kanzlei und starb als solcher im J. 1775.

Seine Lieder zeichnen sich durch dichterischen Schwung und kraftvolle Sprache aus.

Lehmus, Johann Adam, geb. 2. Jan. 1707 in Rothenburg an der Tauber, wo sein Vater, ein frommer, rechtschaffener Mann, Rektor des Gymnasiums war. Nachdem er in Jena unter der besondern Aufsicht des Dr. J. Buddeus die Theologie studiert hatte, wurde er zuerst Pfarrer in Scheckenbach im J. 1734, sodann Diakonus an der Hospitalkirche in Rothenburg, sofort Oberpfarrer und zuletzt im J. 1762 Superintendent daselbst. Hier wirkte er als erschütternder Bußprediger im größten Segen und war von unermüdeter Thätigkeit. Vor seinem Ende kam eine schwere und langwierige Krankheit über ihn, in der er vollends ganz ausgereift wurde für die Ewigkeit. Obgleich schwer krank, ließ er sich doch nicht abhalten, vom Krankenbette aus noch Beichte zu halten. Er starb 17. Febr. 1788.

Er war ein äußerst fruchtbarer Dichter voll Geist und Kraft. Knapp stellt ihn (in der Lebensbeschreibung Hiller's) dem Hiller an die Seite, welcher, wie Lehmus, das göttliche Wort so vielfach besungen; Lehmus habe zwar mit gewaltigerer, oft genialer Kraft fast die ganze Bibel in Verse gebracht, habe aber die richtige Weisheit Hiller's nicht gehabt, sich so körnig und gediegen zu fassen, wie er. Anderswo spricht er ihm mit Luther und Klopstock den Adlersflug zu. Er hat über alle Psalmen Lieder gedichtet, die unter dem Titel: „Davids Psalter nach dem Geiste oder neues, vollständiges christ-evangelisches Gesangbuch. Rothenburg, 1762," erschienen. Ferner hat er Lieder über alle Sonntagsevangelien gedichtet, die unter dem Titel: „Jesus in mehr als hundert Liedern auf alle Sonn-, Fest- und Feiertage. Rothenburg, 1776," erschienen. Im J. 1772 hatte er auch ein Liederwerk herausgegeben unter dem Titel: „Jesus in 365 Oden besungen und angebetet." Alle diese Lieder fanden aber fast gar keinen Eingang in öffentliche Gesangbücher.

Nun noch — die Hannoveraner:

Busch, Peter, geb. 15. Nov. 1682 zu Lübeck, wo sich damals sein Vater als Kaufmann aufhielt. Erzogen wurde er aber im Kloster Medingen im Lüneburgischen, wohin sich später seine Eltern begaben.

Vom J. 1701—1706 studierte er in Leipzig, wurde dann in einigen adelichen Häusern Hofmeister und erhielt durch Herzog Anton Ulrich von Braunschweig im J. 1709 eine Stelle als Conventual im Kloster Riddagshausen bei Wolfenbüttel, wo er vielen schriftstellerischen Arbeiten sich widmete. Im August des Jahrs 1717 wurde er Pfarrer der Gemeinden Ofleben, Reinsdorf und Honschleben bei Helmstädt, worauf er sich mit einer Tochter des Bürgermeisters Rab zu Wolfenbüttel verheirathete. Am 24. Sept. 1721 berief ihn die Kreuzgemeinde zu Hannover als Prediger an die Kreuzkirche. Hier brachte er die übrigen Jahre seines Lebens in beständiger Treue und Fleiß zum Besten seiner Gemeinde und der gelehrten Welt zu. Sein Herz war aufrichtig gegen seinen Gott; für dessen Ehre eiferte er mit Ernst, doch nicht zänkisch und bitter. Niemals, auch nicht bei betrübten Fällen und besonders in seinen Krankheiten nicht, da er manchmal sauere Stunden überstehen mußte, hörte er auf, Gott zu loben. Dazu brauchte er gern das schöne Lied: „Gott, du meines Herzens Theil, wie hast du beladen". Darum war auch in den Nebenstunden das Liederstudium seine angenehmste Beschäftigung, der wir schöne Liedersammlungen und Betrachtungen über einige Lieder zu verdanken haben, z. B. über das Lied: „Ein feste Burg" — „Te Deum laudamus" — „Nun lob' mein' Seel' den Herren" — „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort." Besonders bekannt machte er sich durch seine zwei Liedersammlungen „der Niedersächsische Liederkern oder vollständiges auf die niedern sächsischen Lande gerichtetes Gesangbuch von 1500 Liedern. Braunschweig und Hildesheim. 1719." Diese Sammlung wurde später als förmliches Kirchengesangbuch im ganzen Stift Hildesheim unter dem Titel: „Vollständiges Hildesheimisches Gesangbuch", eingeführt. Im J. 1737 erschien von ihm: „Evangelische Liedertheologie, oder lehr- und geistreiches Gesangbuch für das Herzogthum Lauenburg in 1200 Liedern. Hannover und Göttingen." Neu aufgelegt im J. 1742.

Er war der reinen evangelischen Lehre mit allem Ernst zugethan; seinem Hause wußte er wohl vorzustehen, gegen Jedermann war er freundlich, bescheiden, ein Feind von Streitigkeiten und willig, Andern zu dienen; in seinem Amte war er unverdrossen, treu, klug, unparteiisch und suchte nur Jesu Seelen zu gewinnen. Daß er diese Absicht seinem eigenen Ruhme vorzog, sieht man auch aus dem Leichentext, den er sich in einer seiner letzten Krankheiten selbst erwählte, nämlich die Stelle 2 Thess. 2, 15—17. Schon lange nämlich hatte ihn Gott durch mehrere harte Krankheiten an sein Ende erinnert. Am 22. Merz 1744 überfiel ihn, als er am Palmsonntag aus der Kirche zurückkehrte, eine starke Ohnmacht, wobei sein erster Seufzer war: „Gott sey mir Sünder gnädig". Endlich erlösete ihn Gott von allem Uebel durch einen sanften Tod am 3. Mai 1744, nachdem er noch einmal inbrünstig für seine Gemeinde gebetet hatte.

Er dichtete viele geistliche Lieder, die sich in dem von ihm besorgten Hildesheimischen und Lauenburgischen Gesangbuch befinden, ebenso auch in den neuern Hannover'schen Gesangbüchern.

(Quellen: Dav. Meier's kurzgefaßte Nachricht von der Reformation in der Altstadt Hannover. 1731. — Acta historica ecclesiastica. 8. Bd. Weimar, 1744. S. 898 ꝛc.)

Zimmermann, Johann Christian, der Vorläufer der neuern Richtung, die in der nächsten Periode vor unsere Augen treten wird, und Repräsentant der Gottsched'schen Schule. Er wurde geb. 1702 zu Langenwiese im Schwarzburg'schen und gab aus Auftrag des Consistoriums als Hannover'scher Prediger das neue Hannover'sche Gesangbuch vom J. 1740 mit 1019 Liedern heraus, das, im Gegensatz gegen die „Abgeschmacktheiten der Pietistenlieder", wie es darinn heißt, ein den ästhetischen Geschmack befriedigendes Gesangbuch seyn sollte. In diesem stehen sieben Lieder, die er selbst gedichtet. Im J. 1743 wurde er Probst zu Uelzen im Hannover'schen, und starb als solcher im J. 1783.

Den Schluß mache der Mann, dessen durch Christian Wolf praktisch auf die Theologie angewandte Philosophie dem Pietismus in Halle den Schluß gemacht und die ganze Gestalt der orthodoxen Theologie und der Glaubensbildung verändert hat —

v. Leibnitz, Gottfried Wilhelm, der Philosoph unter den geistlichen Dichtern, Saul unter den Propheten. Er wurde 4. Juli 1646 zu Leipzig geboren wo sein Vater, den er schon im siebenten Jahre verlor, Professor der Moral war. Selten hat Gott in einem einzigen Menschen so viel und große Gaben vereinigt. Schon als Knabe zeigte er außerodentliche Fähigkeiten und las mit großer Lernbegierde die ganze Büchersammlung seines Vaters durch. Ehe er noch völlig vierzehn Jahre alt war, machte er einst an einem Tage ein Gedicht auf das Pfingstfest in 300 lateinischen Versen. Bis ins fünfzehnte Jahr erhielt er seine Ausbildung in der Nikolaischule zu Leipzig, wo er als fünfzehnjähriger Knabe schon gelehrte Aufsätze verfertigte. Im J. 1661 schon bezog er, als wahres Wunder von Gelehrsamkeit, die Universität, wo er besonders Mathematik oder eigentlich alle Wissenschaften mit gleicher Lebendigkeit studirte und schon im siebenzehnten Jahr Bücher in Druck gab; er suchte aber nach seinem eigenen Geständniß bei dem Allem eine größere Ehre darinn, unter die Greise, die noch Schüler sind, als unter die Kinder, die Gelehrte waren, gerechnet zu werden, wie er denn auch, gleich dem Sokrates, immer geneigt war, zu lernen. Im achtzehnten Jahr wurde er zu Leipzig Magister der Philosophie und im zwanzigsten zu Altdorf Doktor der Rechte, hielt sich dann eine Zeit lang bei einer geheimnißvollen Goldmacher-Gesellschaft zu Nürnberg auf und kam von da als churfürstlicher Rath nach Mainz. Nach des Churfürsten Tod hielt er sich vier Jahre in England, besonders

bei Newton auf, und wurde endlich im J. 1676 vom Herzog Johann Friedrich in Hannover als Hofrath und Bibliothekar angestellt.

Er lebte hier sehr einfach, studierte meist bis Nachts zwei Uhr, und stand sehr früh auf; oft schlief er, ohne sich niederzulegen, in seinem Arbeitsstuhle, der noch auf der Bibliothek zu Hannover gezeigt wird. Sein Wahlspruch war: »pars vitae, quoties perditur hora, perit« d. i. „mit jeder verlorenen Stunde geht ein Theil des Lebens verloren." Daher geizte er auch ängstlich mit der Zeit und beschäftigte sich unaufhörlich, selbst auf Reisen, mit etwas Nützlichem. Sein Hauswesen versäumte er aber darüber gänzlich und kam daher auch nie dazu, sich zu verheirathen, da er den Grundsatz hatte, man müsse sich erst vierzig Jahre besinnen, bevor man diesen Schritt thue. Bei dem ausgezeichneten Ruhm, den er durch seine Gelehrsamkeit sich erwarb, war er sehr bescheiden, und weder ruhmredig, noch mißgünstig. Der russische Czaar, Peter der Große, hatte ihn im J. 1711 wegen seiner großen Wissenschaft zum geheimen Justizrath mit tausend Rubeln und der deutsche Kaiser Carl VI. zum Reichshofrath und Baron mit 2000 fl. ernannt, worauf er sich dann bis 1714 in Wien aufhielt. Sein Geist war immer heiter, stark und besonnen. So stand er einst, als er, um Urkunden für die braunschweigische Geschichte zu sammeln, im J. 1687 nach Italien reiste und von Venedig das adriatische Meer befuhr, in größter Lebensgefahr. Es erhob sich nämlich ein heftiger Sturm, der dem Schiff die größte Gefahr drohte, und der Steuermann kam auf den Wahn, Leibnitz sey die Ursache des Ungewitters, weil er ein Ketzer sey, auf den Gott zürne. Leibnitz hörte, wie er sich auf italienisch mit seinen Gefährten bereits besprach, ihn ins Wasser zu werfen. Da zog er schnell besonnen und ruhig einen Rosenkranz heraus und drehte ein Paternoster ums andere an demselben ab, so daß Jene von ihrem Vorhaben abstanden.

Als Philosoph suchte er besonders die Frage zu beantworten: „Woher kommen die Unvollkommenheiten der Welt und das Elend der Geschöpfe, wenn die Welt das Werk eines allgütigen und allweisen Schöpfers ist?" Er rechtfertigte Gott hierüber gegen die Angriffe des Spötter's Bayle in seiner Theodicee (Essai de Theodicée) vom J. 1719, in der er den Gedanken durchführte, daß Gott unter den unendlich möglichen Welten die beste ausgewählt habe, daß das Uebel aber nicht fehlen konnte, weil die Erde und der Mensch endlich seyn sollten, die Endlichkeit aber das Uebel selbst und das Uebel oft die einzige Bedingung des Guten ist. Viele Mühe gab sich Leibnitz auch, die katholische und evangelische Kirche zu vereinigen und führte deßhalb einen lebhaften Briefwechsel mit Bossuet, Fabricius, Jablonsky, rc.; er wollte jedoch dabei, daß die Protestanten auf den Boden der alten großen Kirche zurücktreten, was nicht gelang. In seinen spätern Jahren hatte er viel von Gichtanfällen zu leiden, gegen welches Uebel er im J. 1716 Hülfe im Bad zu Pyrmont suchte; bald aber nach seiner

Rückkehr nach Hannover unterlag er der Uebermacht der Krankheit, deren Schmerzen er stets bis zum letzten Augenblick durch die Thätigkeit seines Geistes zu überwinden suchte. Er starb in seinem Lehnstuhl, im 71sten Jahr, am 14. Nov. 1716, nachdem er eben erst die Feder aus der Hand gelegt hatte.

Er dichtete das Passionslied: „Jesu, dessen Tod und Leiden" (Nro. 143.) in einer heiligen Charfreitagsstunde.

(Quellen: J. G. v. Eckard, Leben des Freiherrn v. Leibnitz, an's Licht gestellt von Lamprecht. Berlin. 1740. — G. E. Guhrauer, Gottfr. W. Freiherr v. Leibnitz. 2 Theile. Breslau 1842.)

Hoch gesegnet und ungemein bereichert mit einem köstlichen Schatze geistlicher lieblicher Lieder steht unsere evangelische Kirche am Schlusse dieser Periode da. Um's J. 1736 befand sich auf der Kopenhagen'schen Universitätsbibliothek eine Sammlung von 33,712 Liedern in 300 Bänden alphabetisch geordnet, welche der dänische Justizrath v. Frankenau sich angelegt hatte, und Joh. Jak. v. Moser besaß im J. 1751 eine Sammlung von 250 Gesangbüchern und ein Register von 50,000 gedruckten, deutschen evangelischen Liedern. Schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zählte man allein 500 Liederdichter.

Nicht minder reiche Früchte hatte aber am Ende unserer Periode der **Kirchengesang** aufzuweisen in einer überaus großen Fülle von lieblichen Melodien. Freilich ist aber nun ein völliger Umschwung in der heiligen Tonkunst eingetreten und eine ganz neue Richtung hat die alten kirchlichen Grundformen verdrängt. Der Entwicklungsgang, bei dessen Darstellung * wir zum Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts zurückkehren müssen, ist folgender:

Wie beim Beginn des dreißigjährigen Kriegs die deutsche Dichtkunst durch Martin Opitz und die um ihn sich sammelnde sogenannte ältere schlesische Dichterschule glättere Formen, feinere Sprache, geregeltern Versbau erhielt und die regelrechte Kunstdichtung auch beim geistlichen Lied den Sieg davontrug über die bloße Volksdichtung, also daß in diesem Zeitpunkt bereits der Eintritt des Kunstcharakters der neuern Poesie zu schauen ist: so erhielt zur selben Zeit auch die deutsche Tonkunst durch den E i n f l u ß e i n e r i t a l i s c h e n T o n s c h u l e glättere Formen und verfeinerte Manieren, und es tritt auch auf dem Gebiete des geistlichen Tonreichs der Kunstgesang dem geistlichen Volksgesang, die Kunstweise der geistlichen Volksweise mehr und mehr

---

* Es werden im Folgenden vornämlich die Resultate der neuesten gründlichen Forschungen des sehr verdienten Carl v. Winterfeld dargelegt, die er in seinem klassischen Werk: „Der evangelische Kirchengesang u. s. w. Thl. II. 1845" veröffentlicht hat. Sonstige Quellen, so weit sie nicht früher schon genannt wurden, sind: „E. L. Gerber's altes und neues Tonkünstlerlexikon."

beherrschend entgegen und die Gabe des Gesangs oder der Erfindung neuer Weisen, die zuvor Sache dichterischer Volksbegeisterung war, fällt nun den Kunstfertigen allein anheim, also daß in diesem Zeitpunkt gleichermaßen auch bereits der Eintritt des Kunstcharakters der neuern Musik zu schauen ist.

In Italien bildete sich am Schluß des sechzehnten Jahrhunderts neben dem strengen Kirchenstyl Palestrina's und seiner Nachfolger eine neue Richtung auf redegemäßen Ausdruck des Gesangs und in Verbindung hiemit auf Zierlichkeit desselben, die dem seither nur dem Volke überlassenen Sologesang mit Begleitung einer Laute oder Viola di Gamba Kunstform gab. In Florenz nämlich beschäftigte sich um's J. 1580 im Hause des Grafen Giovanni Bardi di Vernio eine Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern, zu der auch der berühmte Vincenzo Galilei gehörte, bei der damaligen allgemeinen Begeisterung für die alten Classiker, besonders für das griechische Alterthum, mit der Frage, wie wohl die Musik der alten Griechen und besonders die musikalische Ausstattung ihrer Trauerspiele gewesen seyn möge? Galilei nun schrieb hierüber im J. 1581 eine besondere Schrift, worin er es aussprach, daß der deklamatorisch recitirende Gesang damals die Hauptsache gewesen sey und darum auch jetzt wieder werden sollte, indem die harmonische Vielstimmigkeit des gegenwärtigen Gesangs es unmöglich mache, den Text mit der dem Inhalt gemäßen Empfindung vorzutragen. Er und einige seiner Freunde componirten deßhalb eine Menge Gesangstücke für eine Stimme mit einfacher Instrumentalbegleitung, wobei es hauptsächlich auf deklamatorischen Vortrag abgesehen war. Da nun zugleich ein vortrefflicher römischer Sänger, Namens Giulio Caccini, in Florenz sich aufhielt, der diese Compositionen meisterhaft vorzutragen verstand, so fanden sie bald überall großen Beifall. Auf diese einstimmigen Versuche folgte nun im J. 1594 das Schäferspiel „Daphne", eine recitativische Erzählung von Chören unterbrochen, also ein musikalisches Drama, gedichtet von Rinuccini und componirt von Caccini und Peri. Es wurde in jener Gesellschaft zuerst aufgeführt. Der große Beifall, den es fand, veranlaßte die erste sogenannte Oper, die, von Rinuccini gedichtet und Caccini componirt, unter dem Titel: „Eurydice" mit tragischem Charakter zuerst im J. 1600 in Florenz bei Vermählung der Maria von Medicis mit Heinrich IV. aufgeführt wurde und nun bald die Runde durch ganz Europa machte. Die Entdeckung eines solchen Neuen, das überdieß mit reizendem Glanz umgossen war, machte überall den größten Eindruck und erweckte eine Menge Nachahmungen. Damit war „die neue Musik", die Opernmusik, begründet, die bald ihren Einfluß auf alle Musikgattungen übte und dem Kirchenstyl die Herrschaft streitig machte.

Was zunächst für das musikalische Drama geltend gemacht wurde, wandte man nun auf den geistlichen Gesang an. Man verlangte auch

für ihn genaues Anschließen an das Wort, lebendigen Ausdruck des Einzelnen und Besondern, dabei aber doch wieder Mannigfaltigkeit melodischer Ausbreitung im Gegensatz gegen den seither gepriesenen Reichthum an Stimmenverflechtung, und für all das zugleich auch größere Freiheit der einzelnen Stimme, wenn man sie mit andern zu voller tönendem Gesange verbinde. Damit war dem Contrapunkt, jener alten Kunst sinnreicher Stimmenverwebung, wobei jede Stimme eine selbstständig mitwirkende, nicht bloß ausfüllende seyn müßte, der Krieg erklärt.

Bereits hatte man den weltlichen musikalischen Dramen geistliche folgen lassen, wozu schon Pabst Eugen IV. († 1447), welcher die Bekehrung des Apostels Paulus mit musikalischer Deklamation auf dem Marktplatz zu Rom dramatisch hatte darstellen lassen, und überhaupt die klösterliche Sitte, biblische Geschichten dramatisch darzustellen, einen Vorgang abgaben. Weil zur Advents- und Fastenzeit kein weltliches Singspiel aufgeführt werden durfte und man doch sehr an diesem neuen Genuß hieng, so veranstaltete Philipp Neri, von Florenz gebürtig, zu Rom im J. 1595 in seinem Betsaal (Oratorium), den er bisher als Priester zu geistlichen Vorträgen benützt hatte, welche mit Gesang und Instrumentalmusik abwechselten, während jener geschlossenen Zeiten zum Besten der Armen die Aufführung geistlicher Dramen oder Singspiele (ludi spirituales), die nach dem Ort ihrer Aufführung Oratorien genannt wurden und sich bald weit verbreiteten. In ihnen wurden nun die Grundsätze, die man jetzt für das musikalische Drama überhaupt geltend machte, zuerst auf den geistlichen Gesang praktisch angewandt und es trat eine Durchsäuerung des Kirchenstyls von dem neuen weltlichen Styl, der sich bald zum Opernstyl ausbildete, ein, wodurch sich allmählich eine Mittelgattung zwischen beiden bildete, der Oratorien- oder Kammerstyl, durch den die alten Regeln des Kirchenstyls in Betreff der Tonarten und der Stimmenverbindung mehr und mehr beseitigt wurden.

Für den unmittelbaren kirchlichen Zweck bildete sich nun in Italien mit Beseitigung des Canto fermo (cantus firmus S. 37) das geistliche Concert aus. Bei dieser neuen, bald lebhaft ergriffenen, geistlichen Concertform, die dem alten Motettenstyl geradezu entgegengesetzt ist, sind es nun folgende fünf Hauptpunkte, in welchen bei dem kirchlichen Kunstgesang Neuerung eintritt:

1) Die Vervollkommnung des Sologesangs, weil man behauptete, die Mehrstimmigkeit verdunkle das Wort des Dichters allzu sehr.

2) Das Recitativ, weil es sich den Worten des Dichters enge anschließt und den Senkungen und Hebungen der gesprochenen Rede im Gesang nachgeht.

3) Die Chromatik, weil man in den Tönen und ihren gegenseitigen Verhältnissen neue Mittel suchte, um für die besondersten Ge-

fühle, welche der Dichter in seinem Texte anzuregen beabsichtigte, die entsprechendste Bewegung in den Gemüthern der Hörer hervorzurufen. Dadurch wurde die Tonreihe, auf welche die kirchliche Tonart sich seither gegründet hatte, durchbrochen, und die alten auf Entwicklung des diatonischen Systems in sich selbst beruhenden Grundformen des geistlichen Gesangs mußten allmählich weichen.

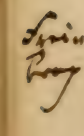
4) Der Generalbaß, weil man die alte Regel, daß die verflochtenen Stimmen die vollständige, genügende Harmonie des Ganzen unmittelbar darstellen müssen, als hinderlich ansah für das Streben nach selbstständiger Ausbildung des Einzelnen, nach richtiger Betonung des Worts und angemessenem Ausdruck. Durch diese Regel, meinte man, sey nur Veranlassung zu müßigen Zusätzen und Dehnungen gegeben, mit welchen nur die Vollständigkeit des Gemeindegesangs erreicht werden soll. Daher hob man diese der Form des kunstgerechten mehrstimmigen Satzes vorgeschriebenen Schranken auf, und die nun bei der neubeliebten freiesten Bewegung einzelner Stimmen entstehende Lückenhaftigkeit des Zusammenklangs suchte man durch eine ausfüllende, und daneben als Grundlage dienende, nur begleitende Stimme zu ersetzen. Diese Grundstimme, Generalbaß genannt, sollte jene Vollständigkeit vermitteln und daneben doch die freie Bewegung der übrigen Stimmen sichern. (Viadana soll 1607 die Generalbaßbezifferung erfunden haben.)

5) Die Verbindung selbstständigen Instrumentenspiels mit dem Gesang, während zuvor in der Kirche die reine Vokalmusik zu Hause war.

Mehrere deutsche Tonmeister hatten in Italien diese neue geistliche Concertform kennen gelernt und verpflanzten sie nun bald auch nach Deutschland, wo sie großen Anklang fand und mit selbstständigem Geiste in ächtdeutscher evangelischer Weise weiter ausgebildet wurde, so daß die Deutschen die Italiener hierinn bald überragten. Die ersten und bedeutendsten Männer, die diese neue Kunstform nach Deutschland trugen und ihren Einfluß auf den evangelischen Kirchengesang vermittelten, waren Michael Prätorius und Heinrich Schütz.

Michael **Prätorius**, den wir bereits (s. S. 116) als einen ganz kirchlichen Contrapunktisten kennen gelernt, trat zu Braunschweig im J. 1619 mit einem Werk: »**Polyhymnia Caduceatrix et Panegyrica**« und in seinem Todesjahr 1621 mit einem ähnlichen Werk: »**Puericinium**« hervor, worinn er die neuen Arten und Manieren der Concertmusik aufführte. Er legt hier bei den Choralsätzen zwar volksmäßige Kirchenweisen zu Grund, aber er gebraucht sie nicht mehr, wie Eccard, um sie kunstgemäß nach ihrer Eigenthümlichkeit zu entfalten, sondern als bloße Grundlage seiner Ausführungen, bei denen er, dem mannigfachsten Ausbreiten der Melodie nachjagend, mit phantastischer Willkühr verfuhr, so daß über seinen Verbrämungen

die Melodie bis zum Unkenntlichen verstückelt wurde. Dabei suchte er durch die verschiedenartigste Instrumentirung die Sinne anzuregen und Effekt zu machen.



Der Andere, **Heinrich Schütz**, geb. 11. Okt. 1585 zu Köstritz im sächsischen Voigtlande, † 1672, von dem berühmten Tonkünstler Gabrieli in dessen letzten Lebensjahren von 1609—1612 in Venedig gebildet, führte zu Dresden, wohin ihn im J. 1615 der Churfürst Johann Georg I. als Direktor seiner Kapelle berief, in der Hofkirche seit 1616 italienische Concerte mit dem größten Beifall auf, so daß sich dieselben namentlich zwischen 1621 und 1631, in welchen Jahren die mit italienischen Künstlern besetzte Dresdener Kapelle in der höchsten Blüthe stand, durch ganz Sachsen und zu allen übrigen protestantischen Höfen verbreiteten. Nachdem er zuerst in seinen „**cantiones sacrae**, Meißen 1625" die alte Form des Motettensatzes mit der neuen Concertform, die rein diatonischen Tonarten mit den chromatischen zu verschmelzen versucht hatte, sagte er sich später bei den zu Venedig während seines zweiten Kunstbesuchs in dieser Stadt im J. 1629 erscheinenden „**Symphoniae sacrae**" (der zweite Theil erschien 1647, der dritte 1650) von der alten Form des Motetts und den diatonischen Tonarten völlig los. In diesen über einzelne Kraftsprüche der Psalmen, des hohen Lieds, der Propheten ꝛc. gefertigten Gesängen giebt er concertirende Arien, in welchen fast jedes Wort und jeder Zug des Textes eine breite musikalische Ausführung und jede Zeile ein besonderes Motiv hat; Ton und Wort bildet er dabei gegenseitig einander ein und sucht die rechte Kraft des Wortes eben durch jene Kunst der Stimmenverflechtung erst recht geltend zu machen, von der man in Italien behauptet hatte, daß sie die Kraft des Wortes schwäche oder ganz aufhebe. Durch das Gegeneinanderwirken einzelner Stimmen in mißklingenden Tonverbindungen trachtet er dem sinnlichen Reiz nach. Er schließt sich aber in keinem Theile, wie Prätorius, an, irgend eine volksmäßige Kirchenweise, die im Gemeindegesang heimisch war, an, und ebenso wenig beachtet er die dem Gemeindegesang so durchaus nöthige Liedform; denn bei seiner katholisch-italienischen Musikbildung trat ihm die Rücksicht auf die Gemeinde völlig in Hintergrund.

Bei dieser neuen Art geistlicher Musik für den Gottesdienst, durch die der Kunstgesang in der evangelischen Kirche ungemein belebt wurde, war nun aber der Zusammenhang zwischen dem Gesang der Gemeinde und dem Gesang des Sängerchors, der des Kunstgesangs und des Gemeindegesangs, der durch Eccard sich so schön gestaltet hatte (s. S. 114), aufgelöst, denn in des Mich. Prätorius phantastischen Verschnörkelungen der kirchlichen Melodie konnte die Gemeinde dieselbe nicht erkennen, und Schütz läßt nirgends auch nur eine Erinnerung an irgend welche volksmäßige Kirchenmelodien durchklingen. Bei diesem geistlichen Concert wäre also die Gemeinde ebenso

von der Mitthätigkeit ausgeschlossen geblieben, wie bei dem kunstreichen Motettengesang vor der Reformation.

Es stand deßhalb noch geraume Zeit an, bis diese neue Concertform sich allgemein einbürgern konnte, obgleich sie bald wenigstens den mittelbaren Einfluß übte, daß bei gar manchen kirchlichen Tonkünstlern, wenn sie auch nicht auf ihre Seite traten, die kirchlichen Tonarten wenigstens allmählich verklangen, höchstens noch Anklänge an das Phrygische übrig blieben, die weiche jonische Tonart das Uebergewicht über die harte dorische erhielt, der alte Rhythmus mit seinen mächtigen Syncopen mehr und mehr verschwand und die deklamatorisch-melismatische Art, der redeähnliche und zierlich melodische Gesang überwog. Namentlich wurde dadurch die Melodienbildung mächtig angeregt, und die nun entstehenden Melodien werden bei diesem Dringen auf musikalischen Gefühlsausdruck empfindungsreicher, gemüthlicher, anmuthiger, denn zuvor. Dazu wirkte aber auch das subjektive Element, die Lyrik, mit, die auf dem Gebiet des Kirchenlieds bei den Dichtern des dreißigjährigen Kriegs schon zu regen sich begann, und sodann durch Gerhard und Joh. Frank eingeführt wurde, so daß das persönliche Gefühlsleben sich gegenüber von dem objektiven kirchlichen Bewußtseyn immer mehr geltend macht und das Kirchenlied selbst, zu dem nun die Melodien als Gegenbilder geschaffen werden, aus einem objektiv-kirchlichen Glaubens- und Bekenntnißlied immer mehr ein Andachtslied wird. Lernen wir nun die einzelnen Tonmeister näher kennen:

I.

In der **alten Weise**, wie wir sie gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, beim zweiten Abschnitt der Reformationsperiode (s. S. 112—119), kennen lernten, sangen, noch völlig unberührt von dem italienischen Einfluß der Concertform, folgende Tonmeister:

Bartholomäus **Helder**, aus Gotha gebürtig, Schuldiener zu Friemar bei Gotha um's J. 1614 und später Pfarrer zu Rambstätt, wo er im J. 1620 ein »**Cymbalum Davidicum**« herausgab. Von ihm sind die Melodieen:

„Ich freu mich in dem Herren"
„Auf meinen Herren Jesum Christ".

M. Michael **Altenburg**, geb. um's J. 1583 zu Tröchtelborn in Thüringen, im J. 1608 Pfarrer zu Ilversgehofen bei Erfurt, 1610 in seinem Heimathsort, 1621 zu Groß-Sömmerda, 1637 Diakonus und später Pfarrer zu St. Andreä in Erfurt, wo er nach vielen Drangsalen, die der dreißigjährige Krieg über ihn gebracht, am 12. Febr. 1640 starb. Von Einigen wird er, jedoch mit Unrecht, als Dichter des berühmten Schlachtgesangs: „Verzage nicht, o Häuflein" (Nro. 213.) angegeben. Er gab heraus: „Liebliche und andächtige

neue Kirchen- und Hausgesänge. 1619—1621. 3 Thle." Von ihm sind die Melodieen:

„Herr Gott, nun schleuß den Himmel auf" — vom J. 1620 (vgl. $\frac{\text{Störl}}{\text{Stötzel}}$ 1744. Nro. 382.).
„Herr Gott Vater, ich glaub an dich" — J. 1620.
„Jesu, du Gottes Lämmelein" — J. 1640.

Matthäus Apelles v. Löwenstern, geb. 20. April 1594 zu polnisch Neustadt im schlesischen Fürstenthum Oppeln, der Sohn eines Sattlers. Er zeigte schon frühe vorzügliche Gaben, besonders in der Tonkunst, und schwang sich deßhalb über seinen Stand hinaus. 1625 ist er fürstlich Bernstadt'scher Rentmeister und **Chori musici** Direktor, das Jahr darauf Präses der fürstlichen Schule zu Bernstadt, 1631 fürstlicher Rath und Kammerdirektor. Dann trat er in die Dienste Kaiser Ferdinands **II.** und **III.**, deren einer ihn in den Adelsstand erhob. Zuletzt wurde er Staatsrath des Herzogs Carl Friedrich zu Münsterberg in Oels und als solcher starb er, ein Jahr später als sein Fürst, nach schweren Leiden am Podagra zu Breslau am 11. April 1648. Er dichtete, sang und setzte dreißig geistliche Lieder, die sich in einem zu Breslau gedruckten Gesangbuch: „Vollständige Kirchen- und Hausmusik. 1644", der Fortsetzung eines zuerst im J. 1611 zu Görlitz gedruckten Werks, als besonderer Abschnitt mit dem Titel: „Apelleslieder", finden. Seine Melodien zeichnen sich durch nachdrückliche Wortbetonung und eine dieser angemessene rhythmische Ausgestaltung aus. J. Sebast. Bach schätzte sie auch sehr, so daß er sieben in seine Choralgesänge aufnahm; sie verbreiteten sich besonders in Schlesien und Sachsen. Drei davon sind jetzt noch gebräuchlich:

„Mein' Augen schließ ich jetzt" (Störl. 1721. Nro. 251.) }
„Wenn ich in Angst und Noth" } 1644.
* „Nun preiset Alle Gottes Barmherzigkeit" * }

Auch der Dichter Johann **Heermann** (vgl. S. 124 f.), der im J. 1630 seine „Haus- und Herz-Musika" herausgab, wird als Sänger genannt und namentlich als Urheber der Melodien:

„Jesu nun sey gepreiset."
„Herzliebster Jesu, was hast du" — g e e e e g g fis g a g.
„O Gott du frommer Gott" — a c h a a gis.

Während der Straßburger Tonsetzer Christoph Thomas Walliser, geb. 1568, † 26. April 1648, die Choralweisen noch ganz im alten motettenartigen Styl des Scandelli und **Le maistre** in seinen „**Ecclesiodiae novae**" vom J. 1625 wiedergiebt, und ebenso der schlesische Tonsetzer Johann Göldel noch ganz die Satzweise aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts anwendet, blüht in

---

* Die mit * bezeichneten Melodien stehen alle im neuesten Würt. Choralbuch.

Königsberg, wo der berühmte Eccard gewirkt, in einer besondern Tonschule, der sogenannten „Preußischen Tonschule", der harmoniereiche Eccard'sche Tonsatz, der zwar dem Motettenstyl entgegen tritt, aber die Hauptbedingung des alten Styls, die vollständige Darstellung der Harmonie durch die verflochtenen wesentlichen Gesangstimmen, beibehält, noch bis zum J. 1659 fort. Innerhalb dieser Schule mit ihrer fest abgegränzten Kunstrichtung herrscht die Gewandtheit im Tonsatz vor der Melodienerfindung vor und es ist ein entschiedenes Widerstreben gegen die neue Kunstrichtung des geistlichen Concerts bei ihr bemerklich. Derjenige Meister, der nach längerem Zwischenraum zuerst wieder Eccard's Geist heraufbeschwor, war:

Johann **Stobäus**, geb. 1580 zu Graudenz, ein Schüler Eccard's als Kapellknabe und später als Gehülfe; im J. 1601 wurde er Cantor in der Stadt Kneiphof und von da im J. 1627 Kapellmeister in Königsberg, was er bis zu seinem Tod im J. 1646 blieb. Er war genau verbunden mit dem ältern und jüngern Dichtergeschlecht zu Königsberg, und sang die Lieder des Georg Weissel und des jüngern Valentin Thilo, von jedem derselben zehn, von Simon Dach bloß eines. Seinen Melodien, von denen die Choräle im J. 1634 und die „Festlieder" im J. 1642 und 1643 erschienen, fehlt aber die frische Heiterkeit und der kräftige Schwung, wodurch sich seines Meisters Weisen auszeichnen. Die Zeiten der Noth, die damals über Preußen hereingebrochen waren, und der düstere ernste Geist, der auf der Königsberger Dichterschule lag, theilte sich auch der Hand in Hand mit ihr gehenden Tonschule mit. Von seinen Melodieen haben folgende allgemeinere Geltung erlangt:

„Such wer da will ein ander Ziel" }
„Das alte Jahr ist nun vergangen" } 1613.
„Im finstern Stall, o wundergroß" }
„Nun laßt uns mit den Engelein" } 1642.
„Der Herr fährt auf mit Lobgesang" }
„Komm heil'ger Geist dein' Hülf uns leist" } 1644.

Heinrich **Alberti**, der Dichter (vgl. S. 146), seit 1631 neben Stobäus in Königsberg als Organist der Altstädt'schen Kirche. Er war zwar als Neffe und Schüler des Heinrich Schütz von der italienischen Kunstrichtung berührt, was sich namentlich darinn zeigt, daß manche seiner Melodien die deklamatorisch-melismatische Art, die Mischung des redeähnlichen und zierlich-melodischen Gesangs haben, wie er sie selbst auch „Arien" nannte; der Eccard'sche Einfluß war aber doch bei ihm überwiegend. Er ist der Hauptsänger der Simon Dach'schen Lieder. Seine bekanntesten Melodien sind:

„Mein Dankopfer, Herr ich bringe" — 1638
* „Gott des Himmels und der Erden" }
„O Christe, Schutzherr deiner Glieder" } 1643.
„Einen guten Kampf hab ich" — vgl. Störl/Stözel 1744 Nro. 396 }

Auf Alberti's Seite steht:

Christoph **Kaldenbach**, Dichter und Sänger, wie er, geb. 1613 in Schwiebus, Prorektor an der Altstädtischen Schule in Königsberg, von wo aus er im J. 1636 als Professor der Poesie und Eloquenz nach Tübingen kam; er starb daselbst im J. 1698.

Deßgleichen Georg Hucke ums J. 1652.

Auf Stobäus Seite, jeglichen Einfluß der neuen Richtung noch fern von sich haltend, standen —

Thomas **Strutius**, Organist an der Dreifaltigkeitskirche in Danzig ums J. 1656, der Sänger der Lieder des Joh. Maukisch, Professors der Theologie zu Danzig (vgl. S. 165). Seine verbreitetsten Melodien sind:

„Ach, was Pein, mein Jesulein"
„Mein Jesu, vor dem Angesicht" } 1656.
„Der wunderschöne Jakobsstern"

Konrad **Matthäi**, der Jüngste dieser Tonschule, Cantor an der Altstädtischen Kirche zu Königsberg vom J. 1653—1659. Von seinen im J. 1659 erschienenen dreizehn Melodien ist am bekanntesten —

„Herr Jesu, Trost in aller Noth".

Diese spätern Zöglinge der preußischen Tonschule nahmen übrigens schon von der Concertmusik den Gebrauch des Instrumentenspiels auf, jedoch bloß zur Einleitung oder zum Schluß ihrer Gesänge.

II.

Auf einer Mittelstufe zwischen der alten und neuen Kunstrichtung, bei der sich Nachklänge des Alten und Anklänge des Neuen nebeneinander finden, stehen folgende Sänger von Kirchenmelodien:

Johann Hermann **Schein**, aus Obersachsen, geb. 20. Jan. 1586 zu Grünhayn im Meißnergebiete, Sohn des dortigen Pfarrers Hieronymus Schein. Nachdem er seinen Vater frühe verloren, kam er als dreizehnjähriger Knabe in die Hofkapelle nach Dresden, wo er als Diskantist von 1599—1603 verwendet wurde. Im Mai 1603 bezog er als Alumnus die Lehranstalt zu Schulpforte und studierte dann in Leipzig Theologie und Philologie. Im J. 1613 wurde er als Kapellmeister an den Hof des Herzogs Johann Ernst von Sachsen-Weimar berufen, und erhielt sodann im J. 1615 die Stelle des berühmten Seth Calvisius, das Cantorat an der St. Thomasschule zu Leipzig, wo er im J. 1630 starb. Er war zweimal verheirathet und geleitete innerhalb dreizehn Jahren seine erste Gattin, drei Töchter und einen Sohn erster Ehe, zwei Töchter und einen Sohn zweiter Ehe, zur letzten Ruhestätte. Vielfach schmerzlich berührt durch diese schweren Verluste richtete er sich mit Hülfe der Dichtkunst und Sangkunst immer wieder auf; jedem dieser seiner Lieben hat er ein eigenes Grablied gedichtet und eine neue Melodie dazu erfunden. Seine Zeitgenossen stellten ihn neben Heinrich Schütz und Samuel Scheidt zu Halle, den größten Orgelmeister

seiner Tage, indem sie diese Drei als die großen „S" priesen. Er war zwar ganz vertraut mit der neuen Concertmusik und fertigte anfangs von 1612—1626 für den Sängerchor und zum Schmuck des Gottesdienstes ganz in der italienischen Satzform Gesänge, die er selbst „geistliche Concerte" nannte. Im J. 1627 behandelte und schuf er aber auch Kirchenmelodien im eigentlichen Sinne. Sie stehen in seinem Werke: „Cantional oder Gesangbuch Augsburgischer Confession, in welchem Dr. M. Lutheri und anderer frommer Christen, auch des Autoris eigene Lieder und Psalmen, sammt etlichen Hymnen, so im Chur- und Fürstenthum von Sachsen, insonderheit aber in beiden Kirchen und Gemeinden allhier zu Leipzig gebräuchlich. Leipzig 1627." Es enthält 286 vier- und fünfstimmige Melodien und unter diesen 79 von ihm selbst gefertigte. Zwar streng kirchlich sind seine Tonsätze nicht mehr, und die kirchlichen Tonarten sind bei ihm schon fast am Erlöschen, auch hat er verminderte oder Tonverhältnisse, die dem Diatonischen und Volksmäßigen fremd sind, was von seiner italienischen Kunstbildung herrührt; aber doch sind sie köstliche Erzeugnisse einer gründlichen, meisterhaften Kunstfertigkeit, einer wahrhaften Begeisterung und eines reinen, frommen Gemüthes, so wie eines kirchlichen Sinnes. 52 Jahre nach seinem Tod waren jedoch in Leipzig nur noch neun seiner eigenen Melodien im kirchlichen Gebrauch; unter diesen z. B.:

„Wo soll ich fliehen hin" — vgl. Störl/Stötzel 1744. Nro. 66.
„Seligkeit, Fried', Freud' und Ruh'" — (vgl. Brüdergesangbuch: „Liebet Gott, o lieben Leut"), gedichtet und gesungen im Namen seiner seligen Tochter Anna Sidonia. } 1627.

Bloß eine hat eigentlich allgemeine kirchliche Gültigkeit erhalten, die in der nach seinem Tod erschienenen zweiten Ausgabe seines Cantionals vom J. 1645 mit 27 weitern Gesängen sich vorfindet:

*„Auf, Christenmensch, auf, auf zum Streit."

Er fertigte sie im J. 1628 auf das zum Leichenbegängniß seiner Frau von ihm gedichtete Lied: „Mach's mit mir, Gott, nach deiner Güt", wovon sie anfangs ihren Namen hatte.

Johann **Crüger**,* der Sänger der Joh. Heermann'schen, Gerhard'schen und Joh. Frank'schen Lieder. Er wurde am 9. April 1598 zu Großbreese bei Guben geboren. Bis zu seinem fünfzehnten Jahre besuchte er die Schule zu Guben; hierauf lag er den Studien ob in Breslau, später zu Ollmütz in Mähren, wo er das Jesuitencollegium, und in Regensburg, wo er ein Jahr lang die dortige Poetenschule besuchte. Nachdem er sodann auf einer größern Reise durch Ungarn, Mähren und Böhmen sich vielfache Erfahrungen und Kennt-

* Quelle: Joh. Crüger's Choralmelodien mit einem kurzen Abriß seines Lebens und Wirkens von E. C. G. Langbecker. Berlin 1835.

nisse gesammelt hatte, kam er im J. 1615 zum erstenmal nach Berlin als Informator der Kinder des Hauptmanns v. Blumenthal. Im J. 1620 bezog er noch die Universität Wittenberg, um Theologie zu studieren, und hier machte er sich schon als Student durch einige musikalische Werke einen Ruf, so daß er im J. 1622 auf die Cantorstelle an der St. Nikolaikirche zu Berlin, mit der eine Lehrstelle am Gymnasium zum grauen Kloster verbunden war, berufen wurde. Im Vertrauen auf den Herrn trat er am ersten Sonntag nach Trinitatis dieses Amt an, in welchem es ihm stets Herzenssache war, das Lob Gottes durch sein musikalisches Talent auszubreiten. Im J. 1628 verehlichte er sich mit der Wittwe des Rathsverwandten Aschenbrenner zu Berlin, die ihm fünf Kinder gebar. Nach kurzer Zeit rief aber der Herr Weib und Kinder wieder von seiner Seite ab, was seinem Herzen tiefe Wunden schlug. Nachdem er sich im J. 1637 zum zweitenmal verheirathet hatte, segnete ihn Gott mit vierzehn Kindern, von denen er aber auch viele gar frühe zu Grab begleiten mußte; auch brachte ihm der dreißigjährige Krieg, dessen Schrecknisse sich über Berlin verbreiteten, gar viele und schwere Drangsale. Dennoch aber blieb sein Herz unverzagt und von keinem Sturme gebrochen; ihm war der Herr eine feste Burg und seine Zuflucht blieb das Wort Gottes. Wie sehr er dasselbe liebte und wie innig er sich an den frommen Liedern zur Stärkung seines Glaubens erbaute, beweisen die von ihm herausgegebenen Gesangbücher, so wie die in denselben befindlichen kräftigen Melodien, die ihm tief aus der glaubigen Seele quollen. Vierzig Jahre verwaltete er so an der St. Nikolaikirche, an der neben ihm auch eine Zeit lang der edle Gottessänger P. Gerhard als Diakonus angestellt war, mit gesegneter Treue sein Amt und verherrlichte durch sein musikalisches Talent die öffentliche Gottesverehrung, bis er am 23. Febr. 1662 heimgeholt wurde, um im höhern Chor dem Gotteslamm neue Lieder zu singen. Er liegt in der St. Nikolaikirche begraben, wo heute noch sein Bildniß zu schauen ist, über dem die lieblichen Verse stehen:

Die Ihr in dieß Gottes Haus
 Oft mit Eurer Andacht gehet
Und im Wandern ein und aus
 Dieß mein leblos Bildniß sehet:
Denkt, wie Gott zu Lob und Preis
 Ich sang manche schöne Lieder;
Schöner in dem Paradeis
 Klingen sie anjezo wieder.
Wollte Gott all meine Lieben,
 Die noch in dem Jammerthal,
Möchten sich gleich mir bald üben,
 Singen mit ins Himmels Saal.

Joh. Frank nennt ihn in seinem irdischen Helikon den Assaph seiner Zeit.

Seinen eigentlichen Beruf, den geistlichen Liedergesang, ergriff

er im J. 1640 durch Herausgabe des Werks: „Newes vollkömmliches Gesangbuch Augsburgischer Confession, zunächst bestimmt für die Chur- und Markbrandenburgischen Kirchen, besonders zu Berlin und Cöln." Es enthält 137 Melodien und darunter 18 von Crüger selbst, meist auf Lieder Joh. Heermann's. Von diesen leben überall in Deutschland noch fort:

* „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen."
„Von Gott will ich nicht lassen."
„Zion klagt mit Angst und Schmerzen" — (nach Schein's Melodie: Seligkeit, Fried', Freud' und Ruh'. S. 417).

Sein zweites Werk: „Geistliche Kirchenmelodien über die von dem Herrn Dr. Luthero und anderer vornehmen und gelehrten Leute aufgesezten geist- und trost-reiche Gesänge und Psalmen" erschien zu Berlin im J. 1649 mit 161 Melodien, worunter 15 eigene. Unter diesen befinden sich nun bereits drei auf Gerhard'sche Lieder, so wie auf Lieder von Joh. Rist, Joh. Frank, Dach, Rinkart ꝛc. Im Gebrauch sind davon noch:

„Auf, auf mein Herz" (Störl 1721. Nro. 217.)
„Nicht so traurig, nicht so sehr" — in G moll (W. Choralbuch von 1798. Nro. 200 — in entstellter Weise) } Gerhard.
* „Herr, ich habe mißgehandelt"
* „Schmücke dich, o liebe Seele"
„Du geballtes Weltgebäude" — (Störl 1721. Nro. 150.) } Joh. Frank.
„Lasset uns den Herren preisen, o ihr Christen alle" — Rist. (Störl 1721. Nro. 151.)
„O wie selig seyd ihr doch" — Dach. (Störl 1721. Nro. 174.)
„Nun danket alle Gott" — Rinkart.

Sein drittes Werk gab er aus Veranlassung der Churfürstin Luise Henriette von Brandenburg im J. 1653 heraus. Es ist ein Liederbuch unter dem Titel: „Dr. M. Luthers und anderer vornehmen geistreicher und gelehrten Männer geistliche Lieder und Psalmen". Dieß enthält neun eigene Melodien, und unter diesen fünf auf Gerhard'sche Lieder, welche aber nicht mehr im Gebrauch sind. Kirchlich sind hievon jezt nur noch:

„Brunnquell aller Güter" — (Störl 1721. Nro. 180.).
„O Gott du frommer Gott."

Vom J. 1656 sind die jezt noch bekannten, erstmals nicht in einem Crüger'schen Werk, sondern im Dresdner Gesangbuch von 1656 sich vorfindenden Melodien Crüger's:

„O Jesu Christ, dein Kripplein ist" — (Störl/Stötzel 1744. Nro. 214.)
* „Fröhlich soll mein Herze springen" } Gerhard.
* „Jesu meine Freude" — aagfed — Joh. Frank.

Sein viertes Werk ist die **Psalmodia sacra.** Berlin 1658.

Sein fünftes Werk: die »**praxis pietatis melica**, d. i. Uebung der Gottseligkeit in christlichen und trostreichen Gesängen x. mit beigesetzten bisbero gebräuchlichen und vielen schönen neuen Melodeyen. Berlin bei Christ. Runge. 1658."

Die Psalmodia ist sein umfangreichstes Werk mit 184 Melodien, wovon sich eine eigene Melodie Crüger's noch im Gebrauch erhielt:

* „Jesus meine Zuversicht" — auf das Lied seiner Churfurstin.

Die **praxis pietatis melica** galt als das vorzüglichste Gesangbuch und erlebte bis zum J. 1733 die 43ste Auflage mit 1316 Liedern.

Im Ganzen sang Crüger 71 neue Weisen, die fast hundert Jahre lang in den Kirchen Norddeutschlands sich erhielten, von denen aber nur die oben angeführten 17 jetzt noch fortleben. Die vorzüglichste Gabe Crüger's bestand in der Betonung, in dem Erheben des Wortes seiner Dichter zum Gesang, der sich bedeutsam an den Inhalt des Gesungenen anschließt und zwanglos, leicht einherfließt. Darum ist in seinen Melodien auch ein seltener melodischer Reichthum und ein ungemeiner Ausdruck. Sein vom Glauben ganz durchdrungenes Gemüth, das viele Erfahrungen in jener Zeit der Kriegsnoth und des Jammers aller Art gemacht hatte, war vorzugsweise geeignet, die Lieder eines Heermann, Gerhard, Frank, Dach, die aus den gleichen Erfahrungen hervorgegangen und unter denselben Einflüssen entstanden waren, in ihrer tiefsten Tiefe in sich aufzunehmen und in angemessenen Singweisen wiederzugeben, die darum auch das Eigenthum des deutschen Volkes wurden. Er ist so durch seine Melodien seiner Zeit und dem ganzen protestantischen Deutschland das geworden, was jene Dichter durch ihre Lieder der Kirche waren; diese führte er eigentlich erst recht in die Kirche ein, daher tritt uns auch in seinen Melodien ein kräftiger, Alles besiegender Glaube, ein jubelnder Dank, eine kindliche Demuth, eine zarte, innige Liebe zum Heiland ergreifend entgegen.

Er ist der Erste seit der Reformation, der eine namhafte Zahl eigener Melodien dauernd in die Kirche eingeführt hat und mit Recht weist ihm Langbecker nächst Luther eine der ersten Stellen unter den geistlichen Sängern der evangelischen Kirche an.

Er ist vorherrschend ein Sänger und sein Hauptverdienst ist die Ausbildung der Melodie und die Melodienerfindung; er sucht, wie die Eccard'sche Schule, vor Allem die tonkünstlerische Bedeutung der dichterischen Form, der Strophe, völlig zur Anschauung zu bringen, während in der ältern Behandlung des Motetts die an die Strophenform sich lehnende Melodie fast ganz untergieng. Während aber in Eccard Sänger und Setzer innig eins geworden waren, trennt sich bei Crüger wieder der Sänger vom Setzer wenigstens so weit, daß er seine Melodien für sich allein und nicht im Zusammenhang mit ihrer harmonischen Ausgestaltung erfindet, diese vielmehr erst später als Setzer hinzuthut. Damit begründet er eine neue Richtung. Als

Setzer hält er übrigens die frühere Art des Tonsatzes fest, nur daß sein Satz nicht eine künstliche Stimmenverwebung, sondern ganz einfach und schlicht ist, meist für vier Stimmen. Dabei wendet er — und dieß ist neu bei ihm — nicht, wie die jüngern Genossen der preußischen Tonschule, bloß zur Einleitung und zum Schluß des Gesangs das Instrumentenspiel an, sondern gesellt es in gleichzeitiger Verbindung dem Gesang selbst bei, so daß meist zwei Geigen und fünf Posaunen bei ihm den vierstimmigen Gesang begleiteten. Es ist dieß schon ein Versuch, den Gemeindegesang in's Kunstgebiet zu erheben, dabei aber den kirchlichen Kunstgesang der Gemeinde faßlich zu erhalten.

Crüger's Melodien deuten, so sehr er noch auf der Seite des Alten steht, schon auf eine neue Zeit hin, in der die kirchlichen Tonarten allgemach erlöschen und aufhören, schöpferisches Gesetz für Sänger und Setzer zu seyn; die weiche Tonart schlägt schon vor der harten vor, sie haben daher auch jene kräftige Färbung nicht mehr, die die ältern Melodien auszeichnet und die ihnen die mit dem Rhythmus der Volksgesänge vereinte Tonart des alten Gregorianischen Kirchengesangs verlieh. Es fängt daher bei ihm auch die eigenthümliche rhythmische Mannigfaltigkeit des ältern Volksgesangs zu schwinden an, obwohl gerade diese sich am ehesten noch erhält. Es sind seine Melodien noch aus der kirchlichen Volksgemeinde tönende, lebendige Nachklänge der alten Kirchenweise, denen aber freilich die Urkraft gebricht.

In ähnlicher Art, nur daß die kirchlichen Tonarten bei ihnen nun immer mehr erlöschen, wenn gleich der belebte Volksrhythmus am längsten sich noch erhält, sangen und setzten zwei jüngere Berliner Tonkünstler:

Jakob **Hintze**, geb. 1622 zu Bernau, lebte von der Tonkunst als **Musicus instrumentalis** zu Berlin, wo er sich noch im J. 1695 als 73jähriger Greis findet. Der zwölften Ausgabe der Crüger'schen **Praxis pietatis melica**, die er, neben mehrern andern Ausgaben, im J. 1666 besorgte, sind 65 „geistreiche epistolische Lieder Joh. Heermann's" angehängt, zu denen er 17 eigene Melodien beigegeben hat. Bekannt davon sind noch:

„Gieb dich zufrieden und sey stille."
* „Alle Menschen müssen sterben" — wird auch J. Rosenmüller zugeschrieben, der jedenfalls einen Tonsatz im J. 1652 dazu lieferte.

Johann Georg **Ebeling**, ein geborener Lüneburger, Crüger's nächster Nachfolger im Amt eines Cantors und Musikdirektors an der St. Nikolaikirche zu Berlin, also vom Februar 1662 an. Nach sechs Jahren wurde er jedoch Professor der griechischen Sprache und Dichtkunst, so wie Cantor an dem **Gymnasium Carolinum** zu Stettin. Er schloß sich ganz allein an Gerhard an, dessen 120 Lieder er herausgab unter dem Titel: „P. Gerhardi geistliche Andachten.

1666. 1667." Zu jedem Lied fertigte er eine Melodie nebst Tonsatz und hierauf ist auch seine ganze musikalische Thätigkeit concentrirt. Von diesen Melodien fanden den meisten Eingang:

„Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld"

„Gieb dich zufrieden und sey stille" — (vgl. $\frac{\text{Störl}}{\text{Stötzel}}$ 1744. Nro. 315).

* „Die güldne Sonne, voll Freud und Wonne"

* „Warum sollt ich mich denn grämen"

„Der Tag mit seinem Lichte"

* „Schwing dich auf zu deinem Gott".

Bei diesen Melodien ist manche Grundtonart schon im modernen Sinne behandelt; es erscheinen schon ganz unsere harten und weichen Tonarten, die sich nicht in Folge ihrer Tonverhältnisse, sondern durch die Tonstufe, auf der ihr Grundton erscheint, unterscheiden. Der belebte Volksrhythmus jedoch hat sich in ihnen noch erhalten. Auch bei Ebeling herrscht die Gabe der Melodienerfindung vor; sein Tonsatz ist, obwohl er an manchen Stellen fehlerhaft und unrein sich darstellt, klangvoll und belebt und in Entfaltung der Melodien dem Crüger-schen Tonsatz noch vorzuziehen. Mit Crüger theilt er auch die Instrumentalbegleitung.

Lebendige Nachklänge der alten volksgemäßen Kirchenweise, wie wir sie bei den Berliner Sängern so eben gefunden, zeigen sich auch bei

Johann **Schop**, einem Tonkünstler, der sich an Rist als seinen Dichter hält. Ueber seine Lebensumstände ist nicht viel bekannt. Er ist wahrscheinlich in Hamburg geboren und scheint dort auch sein ganzes Leben zugebracht zu haben. 1641 führt ihn Rist als Hamburger „Kapellmeister" und 1654 Mattheson als „Rathsmusikanten zu Hamburg" an. Neumark nennt ihn „den weltbekannten Geigenkünstler"; sein Geigenspiel erwarb ihm auch allgemeine Gunst, selbst unter Fürsten, die ihn deßhalb gern in ihre Dienste gezogen hätten. Namentlich ließ ihn König Christian IV. von Dänemark mit Jak. Prätorius, der es verstanden haben muß, dem Geigenspiele Schop's durch sanfte begleitende Orgeltöne einen besondern Reiz zu geben, jedesmal zu sich kommen, wenn er in die Nähe Hamburgs kam. Er stand mit Joh. Rist, der ganz nahe bei Hamburg, in Wedel an der Elbe, wohnte, in näheren Verhältnissen. Darum bat ihn dieser auch, für zwei seiner Liedersammlungen die Melodien zu liefern, nämlich für sein erstes Werk: „Die himmlischen Lieder", die mit 50 Schop'schen Melodien in fünf einzelnen Zehn oder Abschnitten zu Lüneburg 1641 und 1642 erschienen, und für seine „Hausmusik", die im J. 1654 mit 48 Schop'schen Melodien herauskam.

Die Melodien zu der „Hausmusik", die Lieder auf alle möglichen persönlichen Beziehungen, Aemter und Verhältnisse enthält, bürgerten sich nicht ein; durch den Inhalt der Lieder war er nämlich veranlaßt, einen ganz an das Besonderste streifenden Ausdruck in die Melodien zu

legen, wobei er dann, ganz zu Hause in der neuen Kunstrichtung (er fertigte 1644 „dreißig Concerte"), viele ganz duettenhaft behandelte und sich überhaupt öfters chromatischer Fortschreitungen bediente. Um so ausgezeichneter sind aber seine Melodien zu den „himmlischen Liedern", von denen sich namentlich aus dem ersten Zehn, „den Fest- und Passionsgesängen", und aus dem fünften und sechsten Zehn, „den Lob- und Dankliedern", noch folgende 18 in kirchlichem Gebrauch erhalten haben:

* „Werde munter mein Gemüthe."
* „Ermuntre dich, mein schwacher Geist."
* { „Wach auf, mein Geist, erhebe dich" oder: „O Ewigkeit, du Donnerwort."
„Hilf, Herr Jesu, laß gelingen."
„O Traurigkeit, o Herzeleid."
* { „Lasset uns den Herren preisen" oder: „Sollt ich meinem Gott nicht singen."
„O Gottesstadt, o güldnes Licht."
„Ich will den Herren ewig loben" – (Störl 1721. Nro. 181.).
* „Jesu, du mein liebstes Leben."
„Folget mir, ruft uns das Leben."
„Nun lobet Alle Gott."
„Gott, der du selber bist das Licht."
„O großes Werk, geheimnißvoll."
„Ach höchster Gott, verleihe mir."
„O Jesu, unbeflecktes Lamm."
„O Gott, sehr reich an Güt."
„O Gott, was ist das für ein Leben."
„Getrost ist mir, o Gott."

Diese Melodien zu den „himmlischen Liedern", den besten und frischesten, die Rist gedichtet, bevor er noch in die Vieldichterei verfallen war, zeichnen sich aus durch kräftigen Schwung, Frische und Sangbarkeit. Sie zeigen zwar kaum noch hie und da einen Anklang an die alten kirchlichen Tonarten, treffen aber doch den rechten, kirchlich volksmäßigen Ton; denn während Schop diese Lieder, ganz durchdrungen von ihnen, mit innerer Freude seinem Rist nachsang, stellte er sich gegen sie ganz in das Verhältniß eines einzelnen Gemeindeglieds, dem der Dichter sein mit der ganzen Gemeinde gefühltes Bedürfniß befriedigt. Zwar tritt der alte rhythmische Wechsel in diesen Melodien nicht auf, aber doch sind sie mannigfaltig in ihrem rhythmischen Baue, indem bald der gerade, bald der dreitheilige Takt bei ihnen vorwaltet; ihre größte Anziehungskraft liegt aber in ihrem melodischen Theil, in der Verknüpfung der Töne zu eigenthümlichen Wendungen des Gesangs, zu lebendigen Gliedern desselben, die sich wechselsweise auf einander beziehen und ein organisches Ganzes bilden. Sie gleichen darinn bei aller Verschiedenheit den Melodien des sechzehnten Jahrhunderts, die trotz aller Verwischung ihrer eigenthümlichen rhythmischen Züge dennoch nicht verwüstet werden konnten. Rist schreibt einmal, und zwar schon im J. 1652, von Schop's Melodien: „Es sind diese herrliche, süßklingende, wohlgesetzte Melodien Schopen's

„bei Gelehrten und Ungelehrten durch ganz Deutschland dermaßen lieb „und angenehm, daß sie auch von denen, welche der Musik nicht eben „kundig, ja sogar von Weibspersonen, Kindern, Knechten und Mägden gar fein gesungen werden, maaßen ich es selber mehrmalen angehöret und mich höchlich habe verwundert, wie doch solche Leutlein „gleichwohl solche, theils schwere Melodien haben fassen oder behalten „können."

Zwar nicht volksgemäß, wie Schop und Crüger, aber mit innigem Verständniß der alten kirchlichen Tonarten und mit der bestimmten Absicht, sie anzuwenden und ihren Lebenskeim zu erhalten, trat ein anderer Sänger aus dem Rist'schen Sängerkreis auf —

Thomas Selle, geb. [illegible]. Merz 1599, seit 1636 Cantor zu Itzehoe, dann vom J. 1641 Stadtcantor und Musikdirektor an der Domkirche zu Hamburg. Er stand im größten Ansehen und wurde auch noch den berühmten »S« beigezählt. Er starb 3. Juli 1663. 110 Melodien sind es, die er zu Rist'schen Liedern lieferte, 58 zur „Sabbathischen Seelenlust" vom J. 1651, wovon bloß noch kirchliche Geltung hat

„Auf, auf ihr Reichsgenossen",

und 52 zu den „neuen musikalischen Festandachten" vom J. 1655, wovon bloß noch bekannt ist:

„O fröhliche Stunden, o herrliche Zeit."

Seine Melodien, so sehr sie sich durch Haltung und Gemessenheit auszeichnen, konnten sich nicht recht verbreiten, da sie bei ihren vielen chromatischen Intervallen für das Volk schwer und unfaßlich waren. Selle empfindet zwar im Sinne der neuern Tonkunst, hält sich aber im Allgemeinen doch geflissentlich an die äußern, herkömmlichen Züge der Kirchenweise; öfters erscheinen bei ihm auch noch Züge des rhythmischen Wechsels und dreitheiliger Takt. Er ist bemüht, Lebendigkeit des Ausdrucks im Einzelnen mit der Feier und dem Ernst der kirchlichen Tonarten zu vereinigen und sich deren Vorzüge anzueignen, ohne jedoch die Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit aufzugeben, welche die durch die neuere Tonkunst gebotenen Mittel gewähren.

Zu nennen ist hier auch noch das Thüringer Gesangbuch — das **Gothaische Cantional** mit dem Titel: »Cantionale sacrum«, d. i. geistliche Lieder von christ- und trostreichen Texten mit drei, vier und fünf Stimmen unterschiedlicher Autorum, für die fürstl. Land- und andere Schulen im Fürstenthum Gotha. 3 Thle. Gotha. 1646 ꝛc. 2te Ausg. $16^{51}/_{57}$. Christoph Demantius, Cantor zu Freiberg (1604—1643) lieferte hiezu schöne Tonsätze mit Nachklängen der alten Richtung. Es finden sich darinn auch zum erstenmal die Melodien:

„Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz" — von G. Winer „pastor ad Henrici Henneberg"; sie steht in Kühnau's Choralbuch vom J. 1817 als Nro. 262.

* „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend'" — eigentlich: „Herr Jesu send' uns".

* „Valet will ich dir geben" — wahrscheinlich von Teschner schon 1613 gefertigt.

Ums J. 1648 ist auch bekannt die Melodie:

* „Ach Gott verlaß mich nicht" — eigentlich eine Variantenmelodie auf: „O Gott, du frommer Gott".

III.

Je mehr wir nun in die zweite Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts eintreten, desto mehr zeigt sich das moderne Gepräge und **das Uebergewicht der neuen Kunstrichtung**, wodurch sich allmählich eine Kluft befestigt zwischen dem Liedergesang der Tonkünstler dieser Zeit und dem ursprünglichen Volksgesang, der alten Grundlage des evangelischen Kirchengesanges. Dem begegnen wir hauptsächlich bei den meisten Sängern des Rist'schen Sängerkreises. Wenn gleich die Melodie sich bei ihnen einigermaßen noch an die dichterische Form, an die Strophe, anschließt, und das Liedhafte, die Liedform, noch nicht zerstört wird, so herrscht doch bei ihnen die musikalische Deklamation, die Richtung auf Wortausdruck und Zierlichkeit, der die neue Tonkunst nachtrachtet, so sehr vor, daß bei ihnen je länger je mehr das Gepräge wahrer, volksgemäßer, aus dem Gemeindegefühl heraus gesungener Melodien verloren geht. Großen Antheil hieran hatte auch die Art der spätern Lieder Rist's, die sie besangen, und die meist bloß Gelegenheitsgedichte auf alle mögliche besondere, bloß vorausgesetzte Lebensverhältnisse waren, so wie die Manier Rist's, seinen Sängern bloß die erste Strophe mitzutheilen, wo sie dann gerade nur den besondersten Zügen der ersten Strophe nachgiengen und so kein melodisches Gegenbild des ganzen Lieds im ächten Sinne gestalten konnten, weßhalb auch die so geschaffenen Melodien keinen Eingang bei der Gemeinde fanden und von 629 Melodien, die zu Rist's Liedern gefertigt wurden, nach Abrechnung der achtzehn Schop'schen Melodien, bloß zehn in kirchlichen Gebrauch kamen.

Hieher gehören nun also zunächst die Rist'schen Sänger —

Peter **Meier**, Hamburger Rathsmusikus, Jak. **Kortkamp**, Organist an der St. Gertrudenkirche zu Hamburg und Heinrich **Pape**, Schwager Rist's, Organist zu Altona, der bei Jakob Prätorius die Orgelkunst erlernte. Diese lieferten Melodien zur dritten Abtheilung der „sonderbaren Lieder" Rist's vom J. 1651; letzterer auch sehr ernste und düstere zu den „Liedern über Jesu Leiden." 1648.

Siegmund Gottlieb **Stade**, Organist an der St. Lorenzerkirche in Nürnberg, geb. 1607, † 1655, welcher die Melodien zur ersten Abtheilung der sonderbaren Lieder 1651 lieferte, von denen bloß in etwas bekannt ist:

„Wie groß, o Gott, ist deine Macht."

Jakob **Prätorius**, welcher die Melodien zur vierten Abtheilung 1651 lieferte. Er ist geboren zu Hamburg im J. 1600, ein Sohn des berühmten Hieronymus und Enkel des Jakob Prätorius (vgl. S. 118). Er konnte seinen Vater bald in der St. Jakobikirche beim Orgelspiel unterstützen; als sechzehnjähriger Jüngling zog er mit H. Scheidemann nach Amsterdam zu dem großen Orgelmeister Peter Sweelink und der Hamburger Rath bezahlte die Hälfte der Kosten. Nach seiner Heimkunft wurde er noch zu seines Vaters Lebzeiten Organist an der St. Peterskirche und nach dessen Tod am 27. Jan. 1629 sein Nachfolger als Organist an St. Jakob und St. Gertrud. Er soll ganz seines Meisters Sweelink's Sitten und Geberden angenommen und ein gewisses hohes, gravitätisches Wesen und äußerste Nettigkeit in all seinem Thun gezeigt haben. Es sey eine Lust gewesen, ihn an der Orgel nicht bloß zu hören, sondern auch zu sehen, denn er soll den Leib ohne sonderliche Bewegung gehalten haben. Er starb in demselben J. 1651, als er die zehn Melodien zur vierten Abtheilung der „sonderbaren Lieder", welche die Sterbens- und Gerichtslieder enthält, gefertigt hatte, weßhalb ihm auch Rist nachsang:

Nachdem Herr Schulze nun den Tod
Und das Gerichte wohl besungen,
Ist er auch durch die letzte Noth
Recht als ein Siegesfürst gedrungen.

Seine Melodien, von denen bloß in etwas noch bekannt ist

„Wach auf, wach auf, du sich're Welt",

tragen ein sehr modernes Gepräge; sie sind reich an Melismen und chromatischen, synkoptischen Stellen, haben nicht einmal im Phrygischen einen Anklang an kirchliche Tonart und überall unbedingt geraden Takt.

Heinrich **Scheidemann**, welcher zehn Melodien zur fünften Abtheilung der „sonderbaren Lieder" lieferte, Organist an der St. Katharinenkirche zu Hamburg, ein Sohn des berühmten David Scheidemann (vgl. S. 118), geb. im J. 1600. Er erlernte mit Jakob Prätorius in rühmlichem Wetteifer die Orgelkunst bei Sweelink in Amsterdam. Er war freundlicher und leutseliger, als Prätorius, gieng mit Jedermann frei und fröhlich um und machte nichts Sonderliches aus sich selbst. Von derselben Art war sein Orgelspiel, munter und aufgeräumt. Man nannte ihn „den vortrefflichen Arion der Stadt Hamburg." Er starb drei Jahre nach Prätorius im J. 1654. Jene Lieder, die geringhaltigsten Rist's, konnten ihn nicht begeistern; seine Melodien haben wunderliche Sprünge und launenhafte Gegensätze, dem Gemeindegesang durchaus nicht angemessen. Am meisten hat sich eingebürgert:

„Frisch auf, und laßt uns singen."

Eben solche den Kräften und dem Fassungsvermögen einer Gemeinde unangemessene Melodien mit Fortschreitungen durch weite Sprünge und mit verminderten oder übermäßigen Tonverhältnissen lieferte

Michael Jakobi, zuerst Cantor zu Kiel, dann seit 1651 Stadtcantor zu Lüneburg, zu den „neuen musikalischen Katechismusandachten" Rist's vom J. 1656 und zu dessen „Kreuz-, Trost-, Lob- und Dankschule" vom J. 1659, sowie mit Joh. Schop zur „Hausmusik" vom J. 1654. Er war viel in Italien gereist. Seine 105 Melodien, bei denen er übrigens eine leichte Erfindungsgabe beurkundete, fanden keinen Anklang.

Dasselbe ist der Fall bei den 76 Melodien des

Martin Colerus, geb. 1620 zu Danzig, im J. 1661 Kapellmeister in Hamburg, wo er, nachdem er abwechselnd in Braunschweig, Bayreuth und 1670 in Holstein Kapellmeister gewesen war, im J. 1703 oder 1704 starb. Er fertigte seine Melodien zu der 1ten, 5ten und 4ten Abtheilung „der sonderbaren Lieder" und zu den „neuen Passionsandachten" vom J. 1664.

Die Melodien haben nun vollends den rhythmischen Wechsel und fast jeden Anklang an eine kirchliche Tonart verloren; der gerade Takt und die weiche Tonart herrschen unbedingt vor.

Dasselbe moderne Gepräge tragen auch die Melodien, die in dem Kreis der Nürnberger, mit dem Blumenorden in Verbindung stehenden Sänger, zu Tage gefördert wurden. Joh. Erasmus Kindermann, geb. 1616, † 1655, Organist an der St. Aegidienkirche zu Nürnberg, ist der tonkünstlerische Vater dieser Sangschule, es fehlt ihm jedoch an der frischen, ursprünglichen Bildungskraft. An ihn reihen sich die Organisten der verschiedenen Kirchen Nürnbergs, Schwemmer, † 1696, Heinlein, † 1686, Schedlich, Wecker, Lunssendörfer rc. Sie besangen meist die Lieder des Oberpredigers J. M. Dilherr an der St. Sebalduskirche zu Nürnberg (von 1646—1669), Armschwanger's und Anderer. Ihr Verhältniß zu den Dichtern des seit 1644 gestifteten Blumenordens hemmte bei ihnen die freie Entwicklung und drückte ihren Melodien das Gepräge der Einförmigkeit auf, denn bei dem Gesetz des Blumenordens, daß stets dem Endzweck des Ordens gemäß gedichtet und deßhalb vor dem Druck eines Gedichts das Gutachten des Ordens eingeholt werden müsse, erhalten diese Lieder alle eine gewisse eintönige Färbung, die sich auch ihren Melodien mittheilte. Aus diesem Kreise stammen die Melodien, die sich im Nürnberger Gesangbuch mit einer Vorrede von Joh. Saubert, Dr. der Theol. in Altdorf, 1676 gesammelt finden —

Gehet in die Christenschul — v. Schedlich
Lobet den Herren mit ewigem Ruhm — v. Schwemmer.
Schaue Jesu, schau vom Himmel — v. Wecker.
Ermuntert Euch, ihr liebe Seelen — v. Heinlein.

Mehr volksmäßig, gefällig und faßlich sind jedoch die Melodien folgender anderweitiger Tonkünstler:

Johann Flitner, der Dichter (vgl. S. 170), welcher in

seinem „musikalischen Lustgärtlein" und dessen fünftem Theil, dem »Suscitabulum musicum« vom J. 1661, zehn Melodien zu seinen eigenen Liedern giebt, wovon sich folgende verbreitet haben:

„Was quälet mein Herz" — vgl. Störl / Stötzel 1744 Nro. 341.
„Jesu meines Herzens Freud" — eod. Nro. 288.
„Selig, ja selig, wer willig erträget" — vgl. eod. — Nro. 360.

Werner Fabricius, der Sänger Ernst Christoph Homburgs, geb. zu Itzehoe im Holsteinischen 10. Apr. 1633, Musikdirektor an der Pauliner- und Organist an der St. Thomaskirche zu Leipzig, wo er 9. Jan. 1679 starb. Er lieferte hundert zwei- und dreistimmige Melodien zum ersten Theil von Homburgs „geistlichen Liedern", die zu Jena 1659 erschienen, und erwarb sich durch sie einen großen Beifall; eilf davon bürgerten sich ein und unter diesen namentlich:

„Mir ist ein geistlich Kirchelein"
„Jesu meines Lebens Leben."

Die des andern Sängers der Homburg'schen Lieder, des zweiten Theils derselben, Paul Becker's zu Weißenfels, fanden wenig Anklang.

IV.

Wenden wir uns nun vollends zu **den entschiedenen Vertretern der neuen Richtung** in der Tonkunst, zu den **concertmäßigen Meistern**, so erinnern wir uns, daß der Eine von den Tonkünstlern, welche in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts die Concertmusik aus Italien nach Deutschland verpflanzten (M. Prätorius), die volksmäßige Kirchenweise phantastischer Willkühr und völliger Entstellung Preis gab, wobei die Theilnahme der Gemeinde völlig wegfiel, und der Andere (H. Schütz) in keines seiner Tonbilder auch nur die geringste Erinnerung an irgend eine Kirchenmelodie verwebt, ja selbst ohne alle Rücksicht auf den Gemeindegesang nirgends an die Liedform angeknüpft hat. Diese beliebt gewordenen italienischen Formen hatte nun mit dem Beginn der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in deutschem Sinn ausgestaltet und ihnen so erst wahres Bürgerrecht in Deutschland erworben —

Johannes **Rosenmüller** aus Chursachsen; über seine frühern Schicksale ist nichts bekannt. Zuerst erscheint er im J. 1647 zu Leipzig als Collaborator an der St. Thomasschule und 1648 als Musikdirektor und Vorsteher eines eigenen Chors neben dem Cantor Tobias Michaelis, dem Nachfolger J. H. Schein's. Wahrscheinlich würde er nach dessen Tod im J. 1657 bei seinem Geschick und vorzüglichen Gaben sein Nachfolger geworden seyn, wenn ihn nicht im J. 1655 eine schwere Anklage als Verführer seiner Schüler zu unzüchtigem Treiben in peinliche Haft und Untersuchung gebracht hätte. Er wußte Mittel zu finden, nach Hamburg zu entfliehen, von wo aus

er, wiewohl fruchtlos, den Churfürsten Johann Georg schriftlich angefleht und seiner Bittschrift das Lied:

* „Straf mich nicht in deinem Zorn"

mit der noch gebräuchlichen, jetzt unter dem Namen „Mache dich mein Geist bereit", bekannten, von ihm dazu gefertigten Melodie, beigefügt haben soll. Von Hamburg floh er nach Italien, wo er sich meist in Venedig aufhielt und sich im Sinne der dortigen Tonschule bei einem Rovetta, Legrenzi, Ziani weiter ausbildete. Von dort berief ihn der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel als Kapellmeister nach Wolfenbüttel. Hier machte er durch ein unsträfliches Leben seinen frühern Fehltritt vergessen, so daß er sich bis an seinen Tod im J. 1686 vollends der allgemeinsten Hochachtung zu erfreuen hatte. An seiner Kunst hat er sich über die ihn treffenden schweren Geschicke aufgerichtet und ernstlich nach stets größerer Läuterung seines zuvor der Weltlust zugewandten Sinnes gestrebt. Solchen Geist athmet ein trefflicher Satz von ihm über lateinische Worte, in denen das Gebrechliche der menschlichen Natur beseufzt, der vielfache Kummer in dieser Welt in sanften Klagetönen beweint, dann aber die verblendeten Sterblichen zu den himmlischen Freuden hingewiesen werden.

Er hat auch noch eine Choralmelodie auf ein Lied des Albinus, worinn ein ähnlicher Geist weht, gemacht —

„Welt ade, ich bin dein müde — 1649 (Störl / Stötzel 1744. Nro. 325.)

Vielleicht auch:

* „Alle Menschen müssen sterben" — von Albinus gedichtet, wozu er 1652 jedenfalls einen Tonsatz lieferte.

Seine Thätigkeit für den Gemeindegesang ist übrigens hierauf beschränkt; das Hauptwerk nun aber, mit welchem er den italienischen Concertgesang ausgebildet hat, sind seine „Kernsprüche meistentheils aus heiliger Schrift alten und neuen Testaments" vom Jahr 1648 und 1653, biblische Texte nach Concertweise gesetzt. Was die spätern großen Meister des achtzehnten Jahrhunderts, besonders ein Joh. Sebast. Bach, Händel rc. im geistlichen Kunstgesang leisteten, haben sie meist ihm zu verdanken. Er behandelt in diesem Werk, wie Schütz, keine der Gemeinde bekannte Kirchenweise, sondern bloß irgend ein selbst erlesenes Schriftwort in ungebundener Rede, dem seine Betonung in den neu erfundenen italienischen Satzformen gegeben wird, und wobei natürlich die Liedform und deren kunstgemäße Entwicklung, von der Eccard so herrliche Muster geboten hatte, vernachläßigt und eben damit auch solcher Kunstgesang vom Gemeindegesang losgetrennt ist. Bloß durch Ebenmaaß in der Behandlung der einzelnen Sätze oder Verse des ungebundenen Schrifttextes und durch äußerlich hervorgehobene künstlerische Beziehung dieser selbstständig ausgestalteten Theile des Ganzen ließ er einigermaßen eine Art Strophenbau hervortreten, in welchem jene Sätze als Liedzeilen erscheinen konnten, die sich selbst auch als Auf- und Abgesang

einander gegenüber ordneten. So zeigt sich zwar einigermaßen der Einfluß, den die Liedform, die ganz verdrängt werden zu wollen schien, ausübte; leicht faßlich, gleich dem einer Liedweise, war aber dieser Anklang an einen Strophenbau bei Rosenmüller für die Mehrzahl der Gemeindeglieder durchaus nicht, sondern konnte sich bloß dem künstlerischen Sinne vollkommen erschließen.

Nun begegnet uns aber auch ein Tonkünstler dieser Richtung, der selbst bei Behandlung der auf gebundene Rede, auf förmliche Liederverse, zu fertigenden Melodie das Gepräge des Liedhaften und die Strophenform ganz verwischt und zerstört. Es ist dieß

Christian **Flor**, einer aus dem Rist'schen Sängerkreis, Organist an der St. Lambertuskirche zu Lüneburg, welcher 164 Melodien zu Rist's „neuem musikalischem Seelenparadies", 1660 u. 1662 fertigte. Er hatte frei erklärt, von dem Tonkünstler oder Setzer sey mit bloßer Erfindung einer Melodie „gar wenig zu erweisen", und hierinn nur eine geringe Kunst an den Tag zu legen. Solche Allgewalt hatte damals bei Vielen die Concertform, daß man das bloße einfache Erfinden einer Melodie nicht mehr zur Kunst rechnen wollte. So war denn nun Flor darauf bedacht, nach Concertmanier die Melodie aufs künstlichste zu beleben und zu manieriren mit Eingehung auf die einzelnsten Züge und Worte der ersten Strophe. Dabei wandte er nicht bloß eine Menge chromatischer Töne an, sondern gab den Melodien eine solche rhythmische Ausgestaltung, daß dadurch die ihnen zu Grund liegende Strophe oder Liedform gänzlich zerstört und statt des ruhigen Flusses, den der wahre rhythmische Wechsel des sechzehnten Jahrhunderts, weil bei ihm durchaus nur Rhythmen als lebendige Glieder einzelner Abschnitte einer Sangweise in schönem, bedeutendem Ebenmaaß gegenübergestellt sind, weder hemmt noch treibt, ein ruheloses Schwanken hervorgebracht wurde. Dieß that er durch übermäßige Anwendung der gemischten Taktarten, indem er nämlich bei einer Strophe jeder einzelnen Zeile wieder einen verschiedenen Rhythmus gab, ohne auch nur wenigstens zwischen zwei Zeilen eine Art Ebenmäßigkeit festzuhalten. So zeigt sich bei seinen Melodien eine ganz entschiedene Abwandlung der tonkünstlerischen Liedform, weßhalb auch von seinen Melodien, die sonst alle dem Gemeindegesang fremd seyn mußten, bloß eine in kirchlichen Gebrauch kam:

„Recht wunderbarlich stand gebauet" — vom J. 1662.

Eine heilsame Gegenwirkung gegen die Alleinherrschaft des Concerts im kirchlichen Kunstgesang und gegen solche Ausschließung der geistlichen Liedweise, die entweder gar nicht mehr beachtet oder so manierirt wurde, daß die Liedform darüber ganz zu Grunde gieng, übte nun aber

Andreas **Hammerschmidt**, geb. 1611 zu Brix in Böhmen. Sein Lehrer in der Tonkunst war der Cantor zu Schandau, Stephan

Otto, ein sonst unbekannter Tonkünstler. Im J. 1635 wurde er Organist an der Peterskirche zu Freiberg und am 26. April 1639 an der Johanneskirche zu Zittau in der Oberlausitz. Diesem Amte stand er sechsunddreißig Jahre lang mit Ruhm vor, bis er 29. Okt. 1675 starb. Er liegt in der Zittauer Kreuzkirche begraben und seine Grabschrift nennt ihn mit Recht „den edlen Schwan, der nun hienieden zu singen aufgehört, aber vor Gottes Throne den Chor der Engel vermehrt, Deutschlands Amphion, Zittau's Orpheus."

Wo er eigentliche „geistliche Concerte" schafft, ganz besonders in dem Werk „musikalische Gespräche über die Evangelia" vom Jahr 1655 und 1656, worinn Sprüche des A. und N. Testaments, hie und da auch Kirchenlieder den Verkündigungen des Evangeliums antworten, weiß er durch die dabei angewandte Gesprächsform zwischen dem alten Kirchengesang und dem geistlichen Kunstgesang, die durch Schütz und Rosenmüller ganz von einander gelöst waren, wieder anzuknüpfen und durch Einflechtung von kirchlichen Weisen den Gemeindegesang wieder in den Kunstgesang eindringen zu lassen, und zwar mit Kraft und Bedeutsamkeit. Dem ganz in der Form des Concerts redegemäß betonten Schriftwort setzt er nämlich in seinen „Gesprächen" irgend ein Kirchenlied mit seiner Singweise, das er am passenden Ort einschaltet, in lebendigem Gespräch gleichsam als Antwort entgegen. Damit wahrt er nicht allein die Liedform im kirchlichen Kunstgesang, sondern setzt eben durch den Gegensatz ihre Bedeutsamkeit in das hellste Licht. Manchmal setzt er auch ein Kirchenlied und dessen Weise einem andern Kirchenlied mit einer von ihm selbst erfundenen kunstmäßig ausgestalteten Weise gegenüber und verflicht die Melodien beider Kirchenlieder. So giebt er z. B. eine concertmäßig figurirte, von ihm erfundene Melodie zu dem Kirchenlied: „Ach, wie nichtig', ach, wie flüchtig ist der Menschen Leben", und verwebt in dieselbe die alte Kirchenmelodie: „Mitten wir im Leben sind", die er bald da, bald dort unter Posaunenbegleitung eintreten läßt, oder giebt er zuerst die alte Kirchenweise: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ", und verwebt dann in sie eine eigene concertmäßige Behandlung des Schriftworts: „Fürchte dich nicht, ich bin dein Schild und sehr großer Lohn". Dadurch ist er historisch bedeutsam geworden, denn Viele folgten ihm im Laufe des Jahrhunderts auf diesem Wege.

Wo er nun aber geistliche Lieder als Aufgaben seiner Tonsätze hat, wie besonders in den „Fest-, Buß- und Dankliedern mit fünf Vokalstimmen und fünf Instrumenten" vom J. 1658, wobei er sich meist an Lieder von Keymann, Rist, Georg Schirmer und Andere anschließt, verschafft er dem Liedmäßigen, dem Strophenbau, wieder entschiedenere Geltung. Bei seinem concertmäßigen Satz nämlich, in welchem er diese Lieder giebt, sind die Lieder oder Gesänge strophisch behandelt, freilich aber nicht so, daß die Betonung sich bloß auf die erste Strophe beschränkte und dann zu jeder

weitern einzelnen Strophe unverändert wiederkehrte, sondern sie dehnt sich auf mehrere Strophen aus; er bildet aus mehreren Strophen ein einziges, größeres Gesätz, innerhalb dessen die einzelnen Bestandtheile oder Strophen durch ihre Behandlung dennoch eigenthümlich, durch Taktart, Begleitung, Besetzung unterschieden, hervortreten, vermöge einer entschieden kenntlichen Beziehung aber nicht nur als neben einander gestellte, sondern als innerlich und wesentlich verknüpfte und zusammengehörende erscheinen. Zugleich sind überall die Gegensätze des Einzelgesangs und Chorgesangs angebracht. Der concertmäßige Schmuck, den er dabei seinen Weisen giebt, besteht mehr bloß in wirkungsreichem Entgegenstellen von Starkem und Leisem, von Licht und Schatten, von größerer oder minderer Stimmfülle, und ist also leicht abzustreifen, so daß die Gemeinde, wenn ihr diese vom Chor herab erklingenden kunstgeschmückten Liedergesänge gefielen, gar leicht jenen Schmuck abstreifen und den Kern seiner Melodien sich zurecht machen konnte, um sie dann förmlich in ihren Gesang aufzunehmen. So kam es denn auch, daß, während Hammerschmidt, wo er unmittelbar für den Kirchengesang schuf, wie bei der Fertigung der achtunddreißig Melodien zu Rist's „musikalischen Katechismusandachten" vom J. 1656 und zur zweiten Abtheilung der „sonderbaren Lieder" vom J. 1651, keinen Anklang fand, von seinen ursprünglich concertmäßig geschaffenen Weisen gar manche in den kirchlichen Gebrauch übergiengen, wie z. B.:

„Freuet Euch, ihr Christen alle" — 1646. (Störl 1744. Nro. 12a.
„Meinen Jesum laß ich nicht" — (Störl 17¹/₂₁).
„Meine Seele Gott erhebt"
„Mein Gott, nun bin ich abermals"
„Ich will den Herren loben" — vom J. 1658.
„Jesum hab ich mir erwählet"
„Bis hin an des Kreuzes Stamm"
„Schmückt das Fest mit Maien"
* „Ach! was soll ich Sünder machen" — wird auch dem Joh. Flitner zugeschrieben.

Das eigentlich kirchliche Gepräge fehlt aber freilich diesen Melodien, es herrschen in ihnen durchweg die Tonarten unserer Tage vor, **A** und **D Dur**, **H** und **C moll**.

Nachdem nun Hammerschmidt auf die angegebene Art der Liedweise aufs Neue eine bedeutendere Stellung verschafft hatte, indem er wenigstens in die concertmäßigen Sätze alte Kirchenweisen in einfachem Satze einreihte, trat ein anderer Tonmeister auf und wählte alte Kirchenweisen zur Grundlage melodischer Ausbreitung. Es ist dieß

Christoph **Peter**, der Sänger Johann Frank's, Cantor zu Guben ums J. 1655, mit seinem Werke vom J. 1667: „Geistliche Arien Etlicher auf die hohen Jahresfeste und Psalmen Davids, theils bekannten, theils neu herausgegebenen Liedern." Er bearbeitete die Kirchenmelodien zwar in größter Mannigfaltigkeit mit

Allem ausgestattet, was die italische Tonkunst bot, aber einstimmig, damit man die Worte besser verstehen könne. Bei diesem einfachen Satz der Melodie kehrt allerdings nicht mit jeder Strophe, selbst nicht mit jeder melodischen Wiederholung, innerhalb derselben eine gleiche Betonung wieder und der Tonsatz faßt häufig zwei Strophen zusammen, wo dann je die zweite Strophe stets die Melodie in veränderter Taktart mit reicherem Schmucke zeigt; er giebt also die Kirchenmelodie in einfachem Kunstgesang und es zeigt sich auch hier das Bestreben, den Kunstgesang wieder auf den der Gemeinde zu gründen, indem er die alt gebräuchliche Kirchenmelodie, nachdem sie zuvor aus Aller Munde einfach und einhellig ertönt war, nun in einem mannigfaltigen Schmucke erscheinen läßt.

Seine selbsterfundenen Melodien zu Franke's Liedern mit vorherrschender harter Tonart und manchmal mit rhythmischem Wechsel, ohne schwierige Tonverhältnisse, faßlich und gefällig, hätten sich gewiß mehr verbreitet, wenn nicht zu denselben Liedern auch Crüger Melodien geliefert hätte. Neun stehen in dem obigen Werk vom J. 1667 und zweiunddreißig weitere in der von Frank selbst veranstalteten Sammlung: „Geistliches Sion. Guben. 1674." Davon erhielten sich noch am meisten im kirchlichen Gebrauch:

„Herr, hör, ach, höre mein Gebet" } 1674.
„Ihr Gestirn, ihr hohen Lüfte" }

V.

Nachdem nun also die Concertmeister wieder angefangen hatten, ältere schon vorhandene Kirchenmelodien in ihre concertmäßigen Schöpfungen hereinzuziehen, sey es nun, daß sie dem concertmäßig Gesetzten die alte Kirchenweise in einfachem Satz gegenüberstellten, wie Hammerschmidt, oder daß sie die alten Kirchenweisen zur Grundlage melodischer, mehrstimmiger oder auch nur einstimmiger, Ausbreitung wählten, wie Christoph Peter, wodurch sie den Gemeindegesang neben dem Kunstgesang wieder berücksichtigten, so regte sich jetzt in ihnen der Drang, in solchem Sinne auch Eigenes neu zu schaffen und der geistlichen Volks- oder Kirchenweise eine geistliche Kunstweise entgegenzusetzen, und so entstand die mit der alten Kirchenweise die Liedform theilende **geistliche Arie** als eine neue Form der Liedweise. Dieser **Arienform** nun verschaffte die erste Aufnahme in den Gemeindegesang —

Johann Rudolph Ahle, geb. in der Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen am 24. Dez. 1625. In seinem achtzehnten Jahr bezog er die Universität Göttingen, zwei Jahre darauf, 1645, die zu Erfurt, wo man ihn, weil seine tonkünstlerischen Gaben bereits die öffentliche Aufmerksamkeit erregt hatten, fast nöthigte, das Cantorat an der St. Andreaskirche zu übernehmen. Er gewann durch seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit bald einen weit verbreiteten Ruf

und erhielt daher im J. 1649 als Organist an der Hauptkirche zu St. Blasien in seiner Vaterstadt Mühlhausen eine Anstellung als Nachfolger Joh. Vockerodt's. Nach sechs Jahren wurde er in den Rath aufgenommen und bald darauf zum Bürgermeister gewählt, welche hohe Stelle er auch bis zu seinem Tod im J. 1673 bekleidete. Wenn er sechs Tage der Woche für das irdische Wohl seiner Mitbürger gearbeitet hatte, so erquickte er an dem gemeinsamen christlichen Ruhetage ihr Herz und Gemüth durch seine herrliche Gabe als Tonkünstler, die er stets für ihre Erbauung verwandte. So wucherte er treulich mit jedem ihm anvertrauten Pfunde, und eben die bei ihm zu schauende eigentliche Verbindung zwischen tüchtigem, gesundem, praktischem Sinne für Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten und zwischen warmer Liebe für die Kunst, der Verein ächt künstlerischen Selbstgefühls mit ungeheuchelter Demuth stellt ihn als eine der liebenswürdigsten Erscheinungen dar.

In seinem „Thüringischen neugepflanzten Lustgarten. Mühlhausen. 1ter Thl. 1657. 2ter Thl. 1658. 3ter Thl. 1661" erscheint er als Concertmeister fortbildend in Hammerschmidt's Concertweise; er hat hier auch die Gesprächsform, in der das Wort der Schrift und ein geistliches Lied oder eine Kirchenmelodie abwechseln; nur wußte er noch bedeutender, als Hammerschmidt, die Weisen des allgemeinen Kirchengesangs auf dieses Gebiet anzuwenden und noch bestimmter das Liedmäßige zu allgemeinerem Verständniß, aller Mannigfaltigkeit unerachtet, festzuhalten. Nun schuf er aber selbst auch geistliche Kunstweisen, meist auf Lieder M. Joh. Vockerodt's, Predigers an der Marienkirche, M. Ludwig Stark's, Predigers an der St. Nikolaikirche zu Mühlhausen und Franz Joach. Burmeister's aus Lüneburg, Rektor's zu Nürnberg († 1688), des frühern Gehülfen Rist's bei seinen Arbeiten. Unter diesen Dichtern steht er als Haupt, so daß sie sich's zur Ehre schätzen, ihre Lieder durch seine Tonkunst verherrlicht zu sehen. Die von ihm selbstgeschaffenen geistlichen Kunstweisen veröffentlichte er zuerst in den „Vier Zehn neuer geistlicher Arien, 1660 und 1662", und andern Werken, unter welchen das bedeutendste und gelungenste ist: „Neue geistliche, auf die hohen Festtage durchs ganze Jahr gerichtete Andachten. 1662." Die Benennung „Arien" schon, womit er diese Tonsätze bezeichnet, deutet zwar auf eine liedhafte, aber nicht volksgemäße, sondern dem Kunstgesang angehörende Melodie und einen dieser sich unterordnenden, der dichterischen Form sich genau anschließenden Tonsatz. In diesem Sinne hatte denn auch Ahle den Gottesdienst durch Kunstgesang zu schmücken gestrebt und seine liedhaften Tonsätze neben die freien Schöpfungen des unbewußten Kunsttriebs, neben die volksmäßigen Singweisen des Gemeindegesangs, gestellt. Sie sollten die Stelle der sonn- und festtäglichen Kirchenmusik vertreten. Er setzte deßhalb das Kunstreiche und Schwere dabei absichtlich hintan, damit sie in

möglichst einfacher Fassung und mit mäßigem Schmuck der Gemeinde durchaus verständlich bleiben und an ihren Gesang sich unmittelbar anschließen, während Hammerschmidt's Tonsätze immer noch die unverständlichere Form des Concerts an sich trugen und zuvor einer Umbildung oder Umgießung in die Liedform bedurften, um in den Gemeindegesang übergeben zu können. Er ließ deßhalb auch die Liedform durchaus vorherrschen und die Strophe als Grundgestalt unbedingt vorwalten, wenn freilich auch noch nicht nach strengem Maaße und dadurch geregeltem Sylbenverhältniß. So konnten auch von dieser Seite aus die Melodien seiner Tonsätze ohne weitere Veränderung, als etwa das Ausscheiden einzelnen, zufälligen Schmucks, wie der vierstimmigen Begleitung von Geigeninstrumenten, dem Gemeindegesang angeeignet werden, sobald Lied und Melodie, öfter gehört und fester eingeprägt, der Gemeinde zusagten.

So schmeichelten sich denn auch von dem Kirchenchor herab gar manche dieser geistlichen kunstmäßigen Weisen oder Arien Ahle's dem Ohr und Gemüth der Gemeinde ein, also daß sie das ihm tonkünstlerisch Dargebotene ihrem Gemeindegesang aneignete. Jetzt noch sind siebenundzwanzig dieser Arien als Kirchenmelodien zu Mühlhausen im Gebrauch und vorzugsweise die aus seinen „Festandachten". Der Consistorialrath Demme in Altenburg hat 1799 bei Abfassung eines neuen Gesangbuchs für Mühlhausen zu allen diesen siebenundzwanzig Melodien neue Lieder im damaligen faden Geschmack verfaßt, um die Melodien dem kirchlichen Gebrauch zu erhalten, da man die alten Lieder verwerfen zu müssen glaubte. Von den 120 Liedsätzen Ahle's, die sich meist in Thüringen und Sachsen verbreiteten, sind jetzt noch in allgemeinem Gebrauch:

* { „Ja, er ist's, das Heil der Welt," oder
„Liebster Jesu, wir sind hier" — } — 1664.
„Ach, du Menschenblum" — 1662.
* { „Es ist genug, so nimm Herr," oder
„Gott ist getreu, sein Herz" } — 1662.
{ „Seele, was ist schön'res noch," oder
„Auf, hinauf zu deiner Freude" (Störl / Stötzel 1744, Nro. 323.)
oder wie die Melodie bei Stötzel 1777 (Nro. 85) heißt:
„Ruhe ist das beste Gut fis d a h a g f e d. }
* { „Schönster Immanuel, Herzog der Frommen," oder
„Höchster Formirer der löblichsten Dinge." }

Von den bloß in Thüringen und Sachsen gebräuchlichen Melodien sind die wichtigsten:

„Du keusche Seele du"
„Es kommt dein Jesus"
„Hier grünet des Aaronis Stab"
„Zions Fürst, aus Davids Stamm"
„Triumph, ihr Himmel freuet Euch"
„Der große Drache zürnt"

„Nun giebet der Höchste"
„Es ist genug, nun geh' ich fort."

Diese Melodien zeichnen sich durch Kraft des Ausdrucks und heiligen Ernst, so wie durch Mannigfaltigkeit in der Erfindung aus, wenn sie gleich dem empfindsamen, grüblerischen Inhalt der Lieder, auf die sie gefertigt sind, als Arien zu sehr nachgehen, woher es auch kommen mag, daß sie sich nicht so verbreiteten, wie die Crüger's, den Ahle sogar noch an Erfindungsgabe übertrifft. In einer Zeit begeisterterer Liederdichtung und unter andern Verhältnissen hätte Ahle Melodien gleich den Crüger'schen schaffen können.

Die Arienform, die J. R. Ahle in jugendlicher Frische einführt, ist noch ferne von jener Verweltlichung und spielenden Tändelei, in welche die spätere Arienform allmählich ausartete. Sie theilt zwar mit der alten Kirchenweise die Liedform, aber da sie nicht einem kräftigen Gemeingefühl entsprossen ist, so trägt sie weder das Gepräge des alten kirchlichen, noch des Volksgesangs. Die Kirchentonart erscheint in ihr höchstens in leisen, unwillkürlichen Anklängen, meist noch an das Phrygische; die weichen Tonarten herrschen vor, die neueren Formen **D, G, A, B, Es dur, C, E, H moll** erscheinen häufig und sind schon ganz in modernem Sinne behandelt. Der volksthümlich rhythmische Wechsel begegnet in ihr kaum anders, denn als flüchtige Erinnerung an früher Dagewesenes; gewöhnlich gestaltet sich der rhythmische Wechsel bei ihr so, daß der Sechsviertel-Takt bei den Einschnitten durch die Liedzeilen in den geraden abfällt, am ehesten kommt noch die Form des triplirten Taktes vor. Der Ton des Liebes- und Klageliedes herrscht in ihr vor, denn sie ist auch meist Liedern im Salomonischen Geschmack angepaßt. Diesen Ton gehörig ausklingen zu lassen und zu den Sinnen der Gemeinde damit zu reden, werden alle Ausdrucksmittel, welche die von Italien her sich erneuernde Tonkunst schuf, zumal die Chromatik, aufgeboten. Dieß ist die **Arienform in ihrem ersten Stadium.**

1.

Ahle nach schufen noch Manche in seinem Sinn und Geist solche geistliche Arien. Es sind diese Ariensänger aber nicht mehr aus der Gemeinde, sondern bloß noch zu der Gemeinde tönende Stimmen. Wie das geistliche Concert sich allmählich die Gunst der Mehrzahl gewann, so schmeichelte sich allmählich auch die aus ihm hervorgegangene Arie als etwas vom Tonkünstler der Gemeinde Gebotenes unvermerkt in Aller Ohr, wenn sie eine Zeit lang vom Chor herab erklungen war, und bahnte sich also bei dem nunmehr bestehenden veränderten Verhältniß der Gemeinde zur kirchlichen Tonkunst, bei welchem die Gemeinde jetzt bloß den Tönen des Kunstmeisters, der nun auch einzig und allein Sänger und nicht mehr bloß Setzer neuer Melodien war, zu lauschen gewohnt war, während zuvor im Drang der Begeisterung Sänger aus dem Volke neue Melodien sangen,

oder der Kunstmeister bei Erfindung einer neuen Melodie wenigstens zuvor den Gesängen des Volkes gelauscht hatte, von dem Ort des Kunstgesangs, vom Chor herab, in den allgemeinen Kirchengesang den Weg.

In solcher arienhaften Form, nur daß bei ihnen nicht einmal mehr Anklänge an kirchliche Tonarten sich zeigen, sangen —

Georg Neumark, ein Landsmann J. R. Ahle's aus Mühlhausen in Thüringen, der bekannte Dichter (vgl. S. 166). Sein im J. 1657 zu Jena erschienenes Werk: „Georg Neumark's fortgepflanzter, musikalisch-poetischer Lustwald, in dessen erstem Theil sowohl zur Aufmunterung gottseliger Gedanken und zu Erbauung eines christlichen, tugendsamen Lebens anführende geist- und weltliche Gesänge, als auch zu keuscher Ehrenliebe dienende Schäferlieder mit ihren beigefügten Melodien und völliger musikalischer Zusammenstimmung enthalten sind", enthält im ersten Theil siebenundzwanzig geistliche Arien, die aber außer zweien nicht ausdrücklich für den kirchlichen Gebrauch bestimmt waren. Es zeigt sich bei diesen Gesängen mit dreistimmigem Satz und Instrumentalbegleitung durchaus nichts von dem volksthümlichen, rhythmischen Wechsel, alle bewegen sich im geraden Takt, bis auf einen mit dreitheiligem Takt, welcher auch allein in kirchlichen Gebrauch kam, nämlich der Gesang auf sein eigen Lied —

* „Wer nur den lieben Gott läßt walten" — 1657.

Peter Sohr, „bestellter Schul- und Rechenmeister der christlichen Gemeine zum h. Leichnam in der Stadt Elbing in Preußen", welcher der von ihm im J. 1668 besorgten und von Wust zu Frankfurt a. M. veranstalteten Ausgabe der Crüger'schen praxis pietatis melica 202 Melodien beifügte. Von dieser Ausgabe veranstaltete er 1683 einen besondern Abdruck mit den vermehrten Melodien unter dem Titel: „Musikalischer Vorschmack der jauchzenden Seelen im ewigen Leben von Peter Sohren, Cantore und Organisten — — zu Elbing." Es ist das sogenannte Sohr'sche Gesangbuch, welches die höchste Melodienzahl im siebenzehnten Jahrhundert hat, nämlich 430, also nun ums Doppelte mehr, als das Frankfurter Gesangbuch vom J. 1569 mit seinen 200 Melodien. (Im J. 1667 zählte man bereits 2000 Choralmelodien.) Das Arienhafte seiner sehr belebten Melodien, die von kirchlicher Tonart auch keine Spur haben, wenn gleich manchmal rhythmischer Wechsel mit Glück bei ihnen angebracht ist, ist noch erhöht durch den öftern Taktwechsel. Wenigstens durchs 18. Jahrhundert hindurch erhielten sich von demselben im Gebrauch:

„Ueber's Gebirg Maria geht."
„Im Garten leidet Christus Noth."
„Lieblichster Jesu, herzliche Wonne."
„Wenn mich die Sünden kränken."
„Ich Erde, was erkühn' ich mich" (Störl. 1721. Nro. 265.).
„Nun ade, du Weltgetümmel."
„Ach stirbt denn so mein allerliebstes Leben."
„Je mehr wir Jahre zählen."

2.

Bald aber sehen wir **die Arienform in ihr zweites Stadium** eintreten, wo sie nun, ohne alle Nachklänge der ältern Zeit, ein fremdartiges Gepräge erhält, welches sie von der Volksmäßigkeit, an die sie sich im ersten Stadium noch lehnte, ausschließt, und wo die Ariensänger das Band, das sie an die Gemeinde knüpft, mehr und mehr vergessen und Dichtungen mit ihren Tönen nachzugeben sich bemühen, welche sich das Besonderste und Einzelnste zur Aufgabe gestellt haben. Dieß gilt hauptsächlich von

Johann Georg Ahle geb. 1650, Sohn des Johann Rudolph Ahle, nach dessen Tod (1673) er, obwohl erst dreiundzwanzig Jahre alt, wegen seiner bereits bewiesenen Tüchtigkeit in der Tonkunst, seine Stelle als Organist an der Kirche zu St. Blasien in Mühlhausen erhielt. Er wurde auch Rathsherr in seiner Vaterstadt und als Dichter im J. 1680 vom Kaiser Leopold I. mit der Dichterkrone geehrt. Er starb 1. Dez. 1706. Seine Hauptwerke sind: „Neues Zehn geistlicher Andachten. 1671" und — „die vier Musen der musikalischen Mailust, die [illegible]musen. 1676. 1677." Er schrieb nicht als Glied der Gemeinde seine Arien nieder, um damit dem Gefühl der Gemeinde eine Stimme zu verleihen, sondern kleidete sie nur nach seiner besondern Empfindung kunstmäßig in Töne mit allerlei weltlichem Schmuck, der so sehr mit ihnen verwachsen war, daß er durch Vereinfachung nicht von ihnen abzustreifen war, wie bei Hammerschmidt und seinem Vater, sondern belassen werden mußte, wenn man nicht zugleich ihr Wesen verletzen wollte. Darum waren seine Arien auch niemals für den Gemeindegesang geeignet, obgleich ihnen, abgesehen vom Mangel an Volksmäßigkeit, das Lob der Sangbarkeit und Erfindung nicht abgesprochen werden kann und man sie für Händel'sche Arien halten könnte, so sehr nähern sie sich diesen spätern Formen des achtzehnten Jahrhunderts, die sie eigentlich vorbilden.

Der Reiz des Neuen, der in der Arienform für den kirchlichen Gemeindegesang lag, überwältigte nun allmählich auch die Ehrfurcht gegen die alten Kirchenmelodien aus den Blüthetagen der Reformationszeit; die zierlichen Formen der Neuzeit gefielen nun besser, als die massenhaften, großartigen Formen der alten Glaubenszeit, und es regte sich der Wunsch, die alten Weisen von allen Unebenheiten und Härten zu befreien, die man der modernen Zierlichkeit gegenüber in ihnen zu finden meinte, und sie dem neuen Geschmack anzupassen, indem man ihnen durch neue Tonverbindungen harmonisch, wie melodisch, neues Leben einzuhauchen suchte. Dieß führte zuerst aus —

Wolfgang Carl Briegel, geb. 1626, anfangs Organist in Stettin, 1650 Cantor und später Musikdirektor zu Gotha, zuletzt aber Kapellmeister des Landgrafen Ludwig VI. von Hessen-Darmstadt,

an dessen Hof zu Darmstadt er noch im J. 1709 als dreiundachtzigjähriger Greis lebte. Er ist ein Concertmeister ganz in Hammerschmidt's und J. Rud. Ahle's Art, der diese Art auch nach Süddeutschland übertrug, und z. B. im J. 1660 „evangelische Gespräche auf die Sonn- und Hauptfesttage" unter Anwendung der Gesprächsform herausgab. Als er nun im J. 1687 zu Darmstadt „das große Cantional oder Kirchengesangbuch für Darmstadt" besorgte, so machte er alle kirchlichen Melodien dieses Kirchengesangbuchs seiner tonkünstlerischen Ueberzeugung dienstbar und strebte, sie darnach umzugestalten. Der neue Kunstgesang überwältigt nun den alten Kirchen- oder Gemeindegesang.

Die eigenen Melodien, die Briegel zum Darmstädter Cantional von 1687 lieferte, sind meist in der weichen Tonart, mit geradem Takt, ohne rhythmischen Wechsel. Sie zeugen von gedrücktem Geiste. Von ihnen haben sich ins Störl'sche Choralbuch Würtembergs, und zwar schon in die ersten Ausgaben vom J. 1711 und 1721, Aufnahme verschafft:

„So wünsch' ich nun ein' gute Nacht" — (Nro. 233).
„Trau auf Gott in allen Sachen" — (Nro. 247).

Andere in Frankfurt noch gebräuchliche sind:

„Sollt es gleich bisweilen scheinen."
„Kommst du, kommst du Licht der Heiden."
„Welt hinweg, ich bin dein müde."

Wie im Darmstädter Cantional von 1687, so finden wir es auch im „Nürnbergischen Gesangbuch. Mit einer Vorrede von Konr. Feuerlein, Prediger an St. Sebald. 1690." Hier findet sich zum erstenmal unter 187 Melodien, die Melodie:

* „Was Gott thut, das ist wohlgethan, es bleibt" — welche wahrscheinlich von Pachelbel stammt, der wie andere aus dem jüngern Nürnberger Sängerkreis, z. B. Johann Löhner, Organist an der St. Lorenzerkirche, geb. 1645, † 1705, in der moderneren Arienform Tonsätze schuf und dem genannten Gesangbuch einverleibte.

Johann **Pachelbel**, der größte Orgelmeister der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, ist geboren 1. Sept. 1653 zu Nürnberg, wo er den Unterricht des Heinrich Schwemmer, Dirigenten des Kirchenchors und Schulcollegen an der St. Sebaldkirche, eines Schülers von Joh. Erasmus Kindermann, genoß. Er studierte zu Altdorf, wo er zugleich den Organistendienst versah. Hierauf lebte er in Regensburg als Mitglied des poetischen Gymnasiums und widmete sich den Wissenschaften und der Tonkunst. Vom J. 1672—1675 war er in Wien Stellvertreter des berühmten Organisten Caspar Kerl zu St. Stephan. 1675 wurde er von Wien nach Eisenach als Hoforganist berufen und von da im J. 1678 als Organist an die Predigerkirche zu Erfurt versetzt, wo er zwölf Jahre lang wirkte, bis er im J. 1690 als Organist nach Stuttgart kam. Schon nach zwei Jahren wurde er aber von dort durch die Franzosen vertrieben und nun am 8. Nov. 1692 als Organist an der Hauptkirche in

Gotha angestellt. Endlich kam er noch, im J. 1695, an Georg Casp. Wecker's Stelle als Organist zu St. Sebald in seine Vaterstadt Nürnberg, wo er am 3. Merz 1706 starb (s. Thl. II. zu Nro. 610.). Seine liedhaften Sätze sind sehr melodisch und sangbar; der Tonsatz zu obiger Melodie: „Was Gott thut", ist eine concertmäßige Durchführung derselben und umfaßt alle Strophen, jede wieder in andern Tongestalten und mit verschiedenartig figurirter Melodie, doch so, daß stets wieder die Grundmelodie durchklingt.

Auch in Würtemberg, wo die Concertmusik sich gleichfalls im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts eingebürgert hat und seit 1681 für den Chor- oder Figuralgesang „Joh. Albrecht Kressen's, fürstl. würtemb. Vicekapellmeisters musikalische Seelenbelustigungen oder geistliche Concerte" im Gebrauch waren, versuchte der Cantor und Collaborator Daniel Speer zu Waiblingen in seinem im J. 1691 herausgegebenen „neuvermehrten würtembergischen Gesangbuch", in welchem den Liedern die Diskantstimme beigesetzt ist, die alten kirchlichen Melodien etwas abzuglätten. In den eigentlichen Kirchengesangbüchern aber, bei welchen jedem Lied die Melodie in der Diskantstimme vorangedruckt ist, wurde nichts geändert (s. S. 145). Ein alt gebräuchliches kirchliches Musikbuch Würtembergs im siebenzehnten Jahrhundert scheint das schon 1618 zu Stuttgart erschienene Werk gewesen zu seyn: »Cantica sacra choralia, quae per totius anni curriculum in templis et scholis Ducatus Wirtemb. cantari solent, notis figuralium cantuum descripta. Stuttg. 1618. 8.«

3.

Mit dem letzten Jahrzehent des 17. Jahrhunderts treten wir in das **dritte Stadium der Arienform** ein, in welchem die geistliche Arie der Melodie des weltlichen Gesellschaftsliedes sich nähert und nun nicht mehr bloß von der weltlichen Kunstmusik, wie wir dieß im zweiten Stadium bei Cramer, Pastor im Ditmar'schen († 1683), und bei Neukranz finden, sondern auch von der weltlichen Volksmusik entlehnt.

Die Dichter, welche damals neue Lieder dichteten, besangen fast ausschließlich das Gefühl heiliger Liebe zu dem Erlöser unter dem Bilde irdischer Liebe nach Art des Hohenlieds und näherten sich so den weltlichen Liebesliedern. Die in solcher Dichtung angeschlagenen Töne der Sehnsucht, des Ahnens seliger Nähe, des Entzückens in innigster Verbindung mit dem Geliebten, dem Heiland, mußten nothwendig auch in den zu solchen Liedern gesungenen Weisen wiederhallen und denselben einen andern Ausdruck geben als zuvor, — den Ausdruck des Schmeichlerisch-Süßen, des Schmachtenden, der geistlichen Verzückung und Wollust. Um nun mit den Tönen an die Ueberschwänglichkeit solcher Gefühle hinanzureichen, haschten die Sänger nach neuen Ausdrucksweisen, die dem überschwänglichen Inhalt dieser heiligen Liebeslieder entsprächen und hiefür griffen sie nun, da in den-

selben die Bilder irdischer, weltlicher Liebe ihnen entgegentraten, ins weltliche Gebiet des Volksgesangs hinüber, wie dieß ja auch im Reformationsjahrhundert geschehen war (s. S. 83. 117 rc.). So ist schon ums Jahr 1670 aus einer weltlichen Arie, die der Braut zu Ehren bei Hochzeiten gesungen wurde, die Melodie entlehnt zu dem Lied:
* „Nun sich der Tag geendet."

Mit dem weltlichen Volksgesang war es nun aber eben anders geworden. Die große Masse des Volks war allmählich in immer nähere Verbindung mit der Opernbühne getreten. Zu Hamburg wurden seit dem J. 1678 öffentlich Opern aufgeführt. Die von der Opernbühne herab in Verbindung mit scenischer Darstellung gehörten ansprechenden Singweisen hatten nun eine bei weitem größere und persönlichere Einwirkung auf die Hörenden und prägten sich viel tiefer ein, als die seither durch die Concertmusik vom Chor der Kirche herab dem Volk gebotenen liedhaften Gesänge des geistlichen Kunstgesangs. Der Volksgesang war nun bald von nichts Anderem mehr durchwebt und gestaltet, als von den der Opernbühne abgelauschten Klängen und Melodien. Die alte Erfindungsgabe des Volksgesangs versiegte nun, und alle Selbstständigkeit, die man ihm noch beimessen mag, bestand bloß in dem Aneinanderreihen des von der Opernbühne Zusammengerafften. Neben der Kirche, die seither fast die ausschließliche, jedenfalls vorzüglichste Pflegerin der Tonkunst gewesen, steht nun die Oper, das Theater, als weltliche Stätte der Tonkunst, und diese übte jetzt ihren Einfluß selbst auf kirchliche, geistliche Gesänge. War man früher bedacht, das Weltliche zu heiligen, so war man nun in einer, freilich unbewußten, Verweltlichung des Heiligen begriffen, und wenn gleich nicht solche Melodien, die unmittelbar und offenkundig von der Opernbühne stammten, dem kirchlichen Gebrauch angeeignet wurden, so drangen doch allerlei Opernklänge und in den Volksgesang übergegangene Reminiscenzen von der Opernbühne in die neuen geistlichen Melodien mit Arienform ein. In diesen zeigt sich nun auch neben dem Taktwechsel und dem Gegenüberstellen des bestimmt abgegränzten drei- und viertheiligen Takts, gar häufig und gerne der hüpfende, wiegende Schritt triplirter Takte, der sogenannte Trippeltakt.

Ein Vorläufer der so gestalteten geistlichen Arie war

Georg Josephus, von dem sonst nichts bekannt ist, als daß er bischöflicher Musikus in Breslau war. Er lieferte 184 Melodien zu den fünf Büchern des Werks von Angelus Silesius: „Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in Jesum verliebten Psyche. Breslau. 1657." Der eigenthümliche tiefe Geist des edlen Dichters der Jesuslieder spiegelt sich in diesen Melodien nicht ab; sie fassen bloß das äußerliche daran, den tändelnden Liebeston auf, der in vielen dieser Lieder des Silesius herrscht. Während eine frühere Zeit in ihren Melodien zu Liedern irdischer Liebe einen so reinen und keuschen Ton anschlug, daß dieselben später in Liedern heiliger Liebe ihre wahre

Heimath fanden und in kirchlichen Gebrauch kamen, wo sie dann mit denselben verschmolzen, ursprünglich und unmittelbar zu ihnen erfunden zu seyn schienen, so haben die Melodien des Josephus einen so weltlichsüßen Charakter, daß man sie zu allerhand schäferlich girrenden, weltlichen Liebesliedern verwenden könnte, ohne daß Jemand ihre ursprüngliche Bestimmung für geistliche Lieder errathen würde.

Die Nürnberger Gesangbücher von 1676 und 1690 hatten sieben dieser Melodien aufgenommen, später aber sind sie völlig verschwunden. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fanden des Angelus Silesius Lieder andere, meist unbekannte Sänger, so daß im Freylinghausen'schen Gesangbuch von 1741 sich 31 Melodien zu jenen Liedern finden, deren keine dem Josephus angehört.

Ein mehr oder minder ähnliches Gepräge haben die Melodien folgender Sänger:

Knorr v. Rosenroth, der mystische Dichter aus der zweiten schlesischen Schule (vgl. S. 187), welcher in seinem „neuen Helicon, 1684“ sein eigener Sänger war und jedem Lied eine „Aria“ mit leicht beziffertem Baß beifügte. Von den auf seine eigenen Lieder gefertigten Melodien haben sich noch erhalten:

„Jesu Kraft der blöden Herzen.“
„Kommt, seyd gefaßt zum Lammesmahl.“
„Jesu, mein Treuer“ — ($\frac{\text{Störl}}{\text{Stötzel}}$ 1744. Nro. 303.).

Joachim **Neander**, der fromme Dichter der reformirten Kirche (vgl. S. 204 f.), erfand manche treffliche Weise zu seinen Liedern, die sich in seiner „Glaubens- und Liebesübung oder Bundeslieder“ in den vier ersten Ausgaben vom J. 1680—1689 finden. Davon sind jetzt in allgemeinem Gebrauch:

„Meine Hoffnung stehet feste“ — ($\frac{\text{Störl}}{\text{Stötzel}}$ 1744. Nro. 250.).
* „Wunderbarer König.“
{ „Unser Herrscher, unser König“ oder: } ($\frac{\text{Störl}}{\text{Stötzel}}$ 1744. Nro. 70.
{ „Komm, o komm du Geist des Lebens“ }
und Würt. Choralbuch von 1828. Nro. 65.).
„Eitelkeit, Eitelkeit, was wir hier sehen.“
„O starker Zebaoth, du meiner Seele Leben.“

Georg Christoph **Strattner**, aus Ungarn gebürtig, stand zuerst in Durlach'schen Diensten, wurde dann Kapellmeister in Frankfurt a. M. und starb als Vicekapellmeister in Weimar im J. 1704 oder 1705. Er besang meist Joach. Neander's Lieder und die von ihm hiefür gefertigten Melodien wurden der fünften Ausgabe von Neander's „Glaubens- und Liebesübung auf hoher und vornehmer Personen Ansuchen nach durchgehends neu componirten — Singweisen eingerichtet“ — im J. 1691 einverleibt. Von denselben ist noch bekannt:

* „Himmel, Erde, Luft und Meer."
* „Der Tag ist hin, mein Jesu bei mir bleibe."
* „Lobe den Herren, den mächtigen" — ist jedoch eine bloße Ueberarbeitung einer alten Melodie auf ein d. Liebeslied: „Hast du denn Jesu dein Angesicht gänzlich verborgen."

Bei Neander und Strattner ist übrigens noch ein reinerer, ernsterer Arienstyl, der noch nicht so stark weltlich tincirt ist. Anders ist es bei

Heinrich Georg **Neuß**, geb. 1654 am 11. Merz zu Elbingeroda, war zuerst Conrektor in Blankenburg im J. 1683, dann von 1684—1690 Rektor daselbst. Sofort kam er als Diakonus nach Wolfenbüttel, von wo er aber wegen seines „Pietismus" im J. 1692 verdrängt wurde. Er fand übrigens bald wieder eine Anstellung als Reiseprediger bei dem Herzog Rudolph August von Wolfenbüttel, bis er im J. 1696 Superintendent zu Remlingen wurde, von wo er im selbigen Jahre noch auf die Superintendentur Wernigeroda kam; dort starb er am 30. Sept. 1716. Er gab im J. 1692 heraus: „Hebopfer zum Bau der Hütte Gottes, d. i. geistliche Lieder mehrentheils mit neuen und eigenen Melodeyen versehen." Die Singweisen, die er hier für seine Lieder entlehnt, waren meist weltlichen Ursprungs, selbst aus einer französischen Oper: »Triomphe de l'amour«, und beruhen meist auf mißklingenden Accorden, ohne alle Spur von rhythmischem Wechsel. Auch alte Melodien suchte er zu modernisiren. Trotz seiner mystischen theologischen Richtung war er der weltlichen Musik nicht abhold. Er hielt das Entlehnen weltlicher Weisen zu geistlichen Zwecken für eine der Weltliebe mit Recht und zum Heil abgerungene Beute, sofern man nur deren weltlichen Ursprung für immer verwischen könne. Auch sprach er die Ansicht aus, der Christ solle in der Kirche nicht so submiß und traurig, sondern frisch und fröhlich singen. Von seinen Melodien ist noch bekannt:

„O Jesu, du bist mein" — Störl 1721. Nro. 187.)
„Nun ist Heil, Kraft, Gewalt und Reich."
„O Jesu meiner Seele Leben" — ($\frac{\text{Störl}}{\text{Stößel}}$ 1744. Nro. 268.)
„Auf, auf mein Herz und meine Sinnen."

Adam **Drese**, der bekehrte Kapellmeister und Geheimschreiber des Herzogs Bernhard zu Sachsen-Weimar (vgl. S. 208). Schon als er 1651—1653 neben Neumark am Hofe zu Weimar lebte, fertigte er Arien, die Neumark in seinen Lustwald vom J. 1657 aufnahm. Erst nach seiner Bekehrung im J. 1680 fertigte er als Privatmann zu Jena Melodien zu selbstgedichteten frommen Liedern, die er dann in seinen religiösen Privatversammlungen singen ließ. Sie mögen ums J. 1695 entstanden seyn und finden sich zum erstenmal gedruckt in dem Darmstädter Gesangbuch von 1698, von dem sogleich die Rede seyn wird. Bekannt sind davon noch:

* „Seelenbräutigam, Jesu Gotteslamm."
„Jesu rufe mich" — (Störl / Stötzel 1744. Nro. 213.).
„Seelenweide, meine Freude."

Die eigentliche Niederlage, das wahre Sammelbuch aller um diese Zeit in der geschilderten weltförmigen Arienform gesungenen Weisen, ist —

das **Darmstädter Gesangbuch von 1698** mit 361 Liedern und 123 Melodien. Es hat den Titel: „Geistreiches Gesangbuch, vormals in Halle gedruckt (1695), nun aber allhier mit Noten der unbekannten Melodien und 127 Liedern vermehrt, zur Ermunterung glaubiger Seelen mit einer Vorrede Erh. Phil. Zuehlen's, jüngern Stadtpredigers und Definitoris daselbst. Darmstadt bei Griebel. 1698." Es heißt deßhalb auch das Zuehlen'sche Gesangbuch. In diesem Gesangbuch ist jene neue Richtung des Liedergesangs und der Tonkunst der evangelischen Kirche am entschiedensten ausgesprochen. Es enthält gar keine ältere, sondern nur neuere Lieder und Melodien. Die Dichter, von denen hier meist zum erstenmal in einem kirchlichen Gesangbuch Lieder gefunden werden, gehören alle der durch Spener angeregten glaubenswarmen, zum Theil auch mystischen Richtung an, wie G. Arnold, Bernstein, Buchfelder, Büttner, Crasselius, Gotter, Herzog, Kongehl, Lackmann, Lange, Liscov, Petersen, Benj. Prätorius, Richter, Schade, Schröder, Scriver, Seebach, Henr. Catharine v. Gersdorf und Tranquilla Wolf. Den Liedern dieser Dichter, voll der innigsten, sehnsüchtigsten Liebe zu Gott und Christo und voll freudigen Glaubens im Gefühl der Kindschaft, sind nun Melodien mit dem gleichen Ausdruck der Zärtlichkeit und Sehnsucht in schmeichlerisch süßem, schmachtendem Tone und der hellsten Freude im Tone geistlicher Verzückung beigegeben. Sie wurden entweder ganz neu dazu gefertigt oder waren schon einige Zeit zuvor in Privatversammlungen entstanden und gebraucht worden. Namentlich treffen wir darin auch alle die oben aufgezählten Sänger sammt ihren Liedern und Melodien, Neander, Drese, Knorr v. Rosenroth, Neuß rc. In der Vorrede dieses absichtlich und entschieden den Gegnern des Neuen entgegengesetzten Gesangbuchs ist gegen diejenigen angekämpft, welche den Ton dieser neuen Lieder und ihrer Melodien, als dem kirchlichen Ernst mißziemend, tadelten. Es heißt nämlich unter Anderem: „Warum sollte Gott, der uns seinen Sohn, die ewige Weisheit, die allezeit vor ihm spielet (Prov. 8, 30.), geschenkt, mit ihm nicht die Mittel schenken, die uns inniglich und kräftiglich aufmuntern, durch freudige Erhebung unserer Stimmen vor ihm dem Vater zu singen und zu spielen in der allerfreundlichsten Begrüßung und Küssen seines liebreichen Vaterherzens, im Frohlocken und Freudenfeuer eines andächtigen und lieblichen Dankopfers? Geistreichen Liedern kann Niemand wehren, daß derjenige

durch sie erquickt werde, der mit dem Geiste der Freuden gesalbt ist. Er theilt dann unsere Freude und ist über uns mit Schalle fröhlich."

Melodien dieser Art sind z. B.:

* „Dir, dir Jehovah will ich singen" — gedichtet v. Crasselius; ursprünglich: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" — ums J. 1690 bekannt; woraus später gebildet wurde:
* „Wer weiß wie nahe mir mein Ende."
* „Die Tugend wird durch's Kreuz geübt," ursprünglich: „Ein Herz, das Gott erkennen lernt."
* „Sieh hier bin ich, Ehrenkönig" — Lied von Neander.
* „Friede, ach Friede, ach göttlicher Friede" — von Crasselius.
* „Eins ist noth, ach Herr, dieß Eine" — von Schröder.
„Selig, ja selig, wer willig erträget" — (Störl 1744. Nro. 360.).
„O fröhliche Stunden."

Bei den drei letztern Melodien namentlich wird ihr Ursprung aus der weltlichen Volksmusik recht klar, denn sobald sie lebhaft und rasch gesungen werden, tönt aus ihnen Volksjubel oder Tanzmusik dem Ohr entgegen.

In diesem Darmstädter Gesangbuch ist bereits die Entwicklung aufs entschiedenste vorgezeichnet, welche der kirchliche Liedergesang in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und der hiemit eintretenden pietistischen Zeit vorzugsweise nimmt. Die nächsten Anhänger Spener's fanden wir in diesem Gesangbuch als Dichter und Sänger, welche die Arienform in Verweltlichung und oft fast spielende Tändelei ausbreiteten und modisch zierlich gestalteten; dasselbe finden wir nun auch bei den aus den Spenerianern hervorgegangenen Pietisten, die mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts in Halle sich bereits festgesetzt haben. Durch den Halle'schen Pietismus und seinen großen Einfluß, den er in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts übt, verbreiten sich nun immer ausgedehnter jene weltlichgefärbten, aus der weltlichen Volksmusik entlehnten und nach dem unter dem Einfluß der jeweiligen Opernmusik stehenden Modegeschmack eingerichteten arienmäßigen Melodien, die gewöhnlich den Namen **Halle'sche Melodien** führen. Es sind „galante Melodien", die Mortimer auch die „menuettenartige Weise des Chorals" nennt. Sie entstanden in großer Zahl. Denn in der großen Anzahl neuer geistlicher Lieder, welche die Halle'sche Pietistenbewegung, den Liedergeist von Neuem weckend, hervorrief, lag die Aufforderung, dafür eine Menge neuer Melodien zu schaffen. Kirchliche Tonart und wahrer, lebendiger Rhythmus sind völlig aus ihnen verschwunden, weltliche Klänge schlagen aus ihnen an's Ohr, das Jonische oder Weiche, nebst der modernen Molltonart, hat die Herrschaft. Durch den hüpfenden Trippeltakt jedoch und öfters angebrachte punktirte Noten ist noch einiges Leben in diesen Weisen; auch haben sie eine liebliche, freilich oft nur zu große Süßigkeit, ein ungemein weiches

Anschmiegen an den Text. Auf die harmonische Entfaltung dieser Melodien legten ihre Erfinder keinen Werth. Es trat überhaupt schon einige Jahrzehnte zuvor, seitdem das Kirchenlied mehr und mehr das Gepräge eines bloßen Andachtsliedes erhalten und das subjektive Element sich immer mehr geltend gemacht hatte, jetzt aber nur noch um so mehr, weil die auf das innere Glaubensleben gerichteten pietistischen Lieder mehr die einsame Betrachtung oder den engern Kreis von Glaubigen und von Familiengenossen voraussetzen, die auf die Kirche und die ganze Gemeinde hindeutende Vielstimmigkeit der Choralmelodien zurück. Ohnedem war auch die frühere Kunstbildung der Gemeinden, wodurch allein solch vielstimmiger Gesang möglich war, seit dem dreißigjährigen Krieg mehr und mehr verloren gegangen. So sind denn nun auch diese Halle'sche Melodien, nachdem zuvor schon vier= oder mehrstimmige Gesang= und Choralbücher immer seltener geworden waren, bloß noch zweistimmig gesetzt, — eine Diskantstimme, der die Melodie zugetheilt ist, und der Generalbaß, ein bezifferter Baß. Die Mittelstimmen, die bloß zur Ausfüllung des Accords dienten, wurden von der Orgel gespielt. „Es zog sich nun," bemerkt Hauber in dem S. 89 angeführten Aufsatz, eben so richtig, als naiv, „Leben und „Bewegung aus den Mittelstimmen zurück und verlegte sich in den „Baß, weßhalb wir auch einen äußerst unruhigen Baß finden, dem „man wohl ansieht, wie er sich Mühe giebt, die trägen Mittelstimmen „zu ersetzen. Gegenüber von dem steifen Gang des Basses in neuern „Choralbüchern könnte dieß als ein Vorzug erscheinen, aber es ist ein „Uebelstand; es macht den Eindruck des Unschicklichen, des Gemeinen, „wie wenn ein alter Mann tanzte."

Merkwürdig ist es, daß gerade durch die Spenerisch gesinnten frommen Männer, und noch entschiedener durch die Pietisten, welche sich gegen die Welt und das weltliche Wesen in Betreff der sogenannten Mitteldinge in solch entschiedenen Gegensatz stellten, der weltartige Ton, die weltförmige Arie in den Choralgesang der evangelischen Kirche eingeführt wurde. Einerseits aber lag dieß überhaupt in dem ganzen Entwicklungsgang der kirchlichen Musik, die durch die Concertmusik bereits das weltartige Element in sich aufgenommen hatte; andererseits in dem Charakter und Inhalt der Lieder, für welche Weisen zu schaffen waren; süße, weiche Klänge mußten den Liedern des Halle'schen Pietismus geliehen werden, denn es sind Lieder der innigsten, oft ins Schmachtende ausgearteten Jesusliebe und des innersten Glaubenslebens, das sich bald in wehmüthigen Klagen über die Noth des sündigen Herzens, bald in lieblichen Zeugnissen von dem süßen Frieden, den die Seele in Christo schmeckt, und von einer in sich vergnügten Frömmigkeit ausspricht. Dazu kommt noch, daß durch den Pietismus das allgemein= und objektiv=kirchliche Gebiet aufgegeben war und daß sein Grundwesen eine in einen kleinern Privatkreis oder in die Stille des Gemüths sich zurückziehende Frömmigkeit ist,

weßhalb die pietistischen Sänger keinen Grund und Trieb hatten, am objektiv Kirchlichen im Choralgesang streng festzuhalten, vielmehr der subjektive Gefühlsdrang auf dem Gebiete der Privatfrömmigkeit es vorzog, sich auch in Bezug auf den geistlichen Gesang frei von den alten kirchlichen Regeln regen zu können.

Der Vater dieser Halle'schen Melodien ist Anastasius **Freylinghausen**, der Schwiegersohn und Gehülfe A. H. Franke's, des Gründers des Halle'schen Pietismus, von 1695—1739 in Halle thätig (s. S. 235 f.). Er war es, der viele solcher Melodien für die Haus- und Privatandachten im Waisenhaus nicht nur selbst schuf, zum Theil für seine eigene Lieder, sondern auch mit möglichstem Fleiß sammelte und sie in Verbindung mit den klangvollsten älteren kirchlichen Weisen in das S. 238 bereits genannte Werk: „Geistreiches Gesangbuch u. s. w. Halle. 1. Thl. 1704. 2. Thl. 1714" zusammenfaßte. Nach seinem Tode gab Dr. Gotthilf August Franke die ganze Sammlung im J. 1741 in Einem Bande heraus mit 1581 Liedern und 609 Melodien.

Die ältern Melodien sind meist mit viel Zwischennoten und Schnörkeleien versehen und dem Zeitgeschmack angeeignet, von neuern Melodien kamen viele aus dem Darmstädter Gesangbuch, 31 neue meist von unbekannten Sängern zu den Liedern des Angelus Silesius und natürlich eine noch viel größere Anzahl neu erfundener zu den neugedichteten Liedern der pietistischen Dichter. Namentlich Dr. Christian Friedrich **Richter**, der edle Dichter und Arzt am Halle'schen Waisenhaus (von 1699—1711) (vgl. S. 244) fertigte dazu manche neue Melodie, wie z. B.:

„Wirf ab von mir das schwere Joch der Sünden."
„Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen."
a cis cis h e a d cis h

Von diesen Halle'schen Melodien, von welchen freilich die größte Anzahl zunächst für Privatversammlungen gefertigt war und dort auch leicht und mit Herzenslust gesungen werden konnte, während sie für die Kirche weniger oder gar nicht geeignet war, fanden gar manche der lieblichsten und klangvollsten, die Herz und Ohr ungemein ansprechen, in kurzer Zeit den Weg in die Kirchen. Das neueste Württ. Choralbuch hat von ihnen, so weit sie nicht schon beim Darmstädter Gesangbuch genannt sind, folgende aufgenommen:

Aus Freylinghausen's erstem Theil:

„Macht hoch das Thor, die Thüren weit"
ursprünglich:
„Macht hoch die Thür, die Thor macht weit."
„Dieweil ich aufersteh."
„Mein Jesu, der du mich."
„Fahre fort, fahre fort."
„Mein Jesu, dem die Seraphinen."
„Auf Triumph" (agni pugna et draconis).

{ „Wo ist mein Schäflein"
  ursprünglich:
  „Wo ist mein Schönster, den ich liebe."
„Es glänzet der Christen."
„Es kostet viel ein Christ zu seyn."
„Der lieben Sonne Licht und Pracht."
„Morgenglanz der Ewigkeit."

Aus Freylinghausen's zweitem Theil:
„Lobe den Herren, o meine Seele."
„Erquicke mich, du Heil."
„O Sünder denke wohl."
„Gott, den ich als Liebe kenne."
„O ew'ger Geist, deß Wesen" — (eine ältere von Freylinghausen bloß in den Trippeltakt gekleidete Weise).

Ein jüngerer Halle'scher Sänger, der Cantor J. G. **Hille** in Glaucha, um's J. 1739, erfand die Weisen:

„Mein Heiland nimmt die Sünder an" — g c̄ a g d d f e
„Einer ist König, Immanuel sieget."

Unter dem unverkennbaren Einfluß dieser Halle'schen Sangweise entstanden in der ersten Zeit des achtzehnten Jahrhunderts mehrere anderweitige Choralbücher.

So erschien im J. 1715 von dem um's J. 1700 zu Gotha als Kapellmeister angestellten Christian Friedrich Witte († 1716) ein Choralbuch unter dem Titel: „Neues Gothaer Cantional mit dem Generalbaß", aus welchem sich folgende Melodien verbreitet haben:

„Nicht so traurig, nicht so sehr" — c̄ g a a g f e
* „Mein Jesus lebt, was soll ich" — g h a g a fis g a g
„Ich erhebe, Herr, zu dir."

So erschien ferner in **Würtemberg**, auf welches der Halle'sche Pietismus den stärksten Einfluß übte, im J. 1711 das Störl'sche Choralbuch. Der Herausgeber war

Johann Georg Christian **Störl**, geb. im J. 1676 zu Kirchberg im Hohenlohe'schen. Schon in seinem zwölften Jahre kam er wegen seiner vortrefflichen Stimme in die Würt. Hofkapelle nach Stuttgart. Hier erwarb er sich durch seine Talente und sein gutes Betragen die Gunst des Herzogs Eberhard Ludwig, so daß ihn dieser auf seine Kosten im J. 1697 zu dem berühmten Orgelmeister Joh. Pachelbel (S. 439) nach Nürnberg schickte, um bei demselben das Clavier und die Tonsatzkunst zu erlernen. Im J. 1701, nachdem er ihn zuvor zu seinem Hoforganisten ernannt hatte, schickte er ihn nach Wien zu dem berühmten Kammerorganisten Ferdinand Tobias Richter, um unter dessen Leitung das Studium der Tonsatzkunst weiter fortzusetzen. Dort hielt er sich über ein Jahr lang auf und machte dann noch im J. 1703 eine Reise nach Venedig, Florenz und Rom, wo er ein ganzes Jahr lang blieb und sich die Achtung und Freundschaft eines Fr. Grassi, B. Pasquini und A. Corelli erwarb. Im J. 1704 kehrte er gründlich gebildet in der Tonkunst nach Stuttgart zurück,

worauf ihn der Herzog sogleich zum Hofkapellmeister und Organisten an der Stiftskirche ernannte. Diese Stellen verwaltete er bis zu seinem Tode im J. 1730. Im J. 1710 fertigte er liebliche „Arien und Cantaten a **Canto e Basso**" auf des Kanzleiadvokaten Fr. Conrad Hiller zu Stuttgart geistliche Lieder (s. S. 287). Im Manuscript giebt es von ihm auch einen ganzen Kirchenjahrgang, enthaltend: Evangelien-, Epistel-, Fest-, Aposteltags-, Passions-, Leichen- und Abendmahlsstücke. In demselben Jahr 1711 trat denn nun auch von ihm besorgt das neue Würtembergische Choralbuch an's Licht unter dem Titel: „Choral-Schlagbuch von alten und neuen, vornämlich in **Dr.** Hedinger's Gesangbuch enthaltenen Liedern in Diskant und Generalbaß. Stuttg. 1711."

In der Vorrede dd. 10. Merz 1710 ist gesagt, es habe seither in Würtemberg beim öffentlichen Gottesdienst in der Kirche an harmonischer Zusammenstimmung sowohl mit, als ohne Orgel gefehlt, was von dem Mangel eines gut und reinen mit Diskant und Baß ohne Fehl versehenen Gesang- und Notenbuchs herrühre. In dem großen Kirchengesangbuch mit seinen 96 Melodien, welches eben noch einmal in demselben J. 1711 mit 161 Melodien, unter welchen übrigens nur wenige neue waren, wie z. B.: „Eins ist noth" — „Jesu, hilf siegen" — „Zeuch ein zu deinen Thoren" — „Zeuch mich, zeuch mich", neuvermehrt aufgelegt wurde, war bloß die Melodie führende Diskantstimme gegeben. Störl dagegen giebt nun die Melodien, unter welchen etliche hundert neue auf Lieder, die zuvor noch keine Melodie gehabt, sich befinden, mit gutem Diskant und Baß, auch beigefügten nothwendigsten Zahlen, anstatt des Generalbasses, versehen.

Im J. 1721 erschien eine zweite Auflage des Störl'schen Choralbuchs mit 283 Melodien, worunter 14 Parallelmelodien sich befinden unter dem Titel: „Neubezogenes Davidisches Harpfen- und Psalter-Spiel oder neu aufgesetztes Würtembergisch-vollständiges, nach der genauesten und reinesten Sing- und Schlag-Kunst eingerichtetes Schlag-, Gesang- und Noten-Buch — von Störl. Stuttg. bei J. B. Metzler. 1721." Der Professor der Poesie am Stuttgarter Gymnasium, Joh. Ulrich Ehrhard, setzte Störl'n ein Ehrengedicht an die Spitze dieses neubezogenen Harpfen- und Saitenspiels, worinn es am Schlusse heißt:

> Der Höchste wird Herrn Störl die Mühe schon belohnen,
> Dem Assaph unsrer Zeit, in welchem man sieht wohnen
> Der Gaben hohen Schmuck, mit welchen er uns dient
> Und einem Oelbaum gleich in Gottes Tempel grünt.

Von eigenen Melodien Störl's finden sich hier:

* „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld"
„Entfernet Euch ihr matten Kräfte"
„Nur frisch hinein, es wird so tief nicht seyn"
(gieng in die spätern Ausgaben des Freylingh. G. über).

Deßgleichen folgende, die, wenn sie auch nicht mit Entschiedenheit Störl zugeschrieben werden können, doch Würtembergischen Ursprungs zu seyn scheinen:

* „Sollt es gleich bisweilen scheinen"
 g a h c d c h a a
* „Zeuch ein zu deinen Thoren"
* „Gott Vater, Herr, wir danken dir"
* „Wer Jesum bei sich hat" (Nro. 162 b.)
 g b g d c b d c b a g
* „Zeuch mich, zeuch mich mit den Armen"
 oder: „Liebe die du mich zum Bilde"
* „Ich will dich lieben meine Stärke"
* „Folget mir, ruft uns das Leben"
* „Jesu hilf siegen, du Fürste des Lebens."

Nachdem nun im J. 1741 ein neues Landesgesangbuch für Würtemberg (s. S. 351 f.) erschienen war, gab der damalige Hofcantor Johann Georg Stötzel zu Stuttgart eine dritte Auflage des Störl'schen Choralbuchs heraus unter dem Titel: „J. G. Chr. Störl's Weiland W. Kapellmeisters und Stiftsorganisten neubezogenes Davidisches Harpfen- und Psalter-Spiel u. s. w. zur Beförderung des öffentlichen und Hausgottesdienstes, in zwei Theilen herausgegeben von J. G. Stötzel. Stuttg. bei J. B. Metzler. 1744." Der erste Theil enthält alle diejenigen Melodien, welche seither in Würtemberg in kirchlichem Gebrauch waren, mit Zugabe weiterer Melodien, besonders aus der Zeit von Eccart an abwärts bis auf Störl und Stötzel; es sind 223 Melodien, unter welchen sich zwölf Parallelmelodien befinden; sie sind in der durch das Landesgesangbuch von 1741 vorgewiesenen Ordnung der Lieder aufgeführt. Dieselben sind dann auch in einer im J. 1750 durch Cotta veranstalteten großen Ausgabe des 1741er Gesangbuchs nach Art des alten „Gros-Kirchengesangbuchs" unter Stötzel's Besorgung und hie und da vorgenommener Tonübersetzung jedem betreffenden Liede vorangedruckt. Der zweite Theil oder „Anhang" enthält 188 Melodien zu Liedern, die in dem genannten Gesangbuch nicht enthalten sind, aber doch, wie die Vorrede sagt, „theils zu allen, in denen gemeinsten innländischen (Privat-) Gesangbüchern enthaltenen, theils — damit diese Arbeit auch ausländischen Liebhabern Nutzen brächte — zu andern außer Lands beliebten Gesängen zu gebrauchen sind." Dieser Anhang ist eigentlich ein Auszug der besten und beliebtesten Melodien aus Freylinghausen's Gesangbuch, so daß uns hier eine Menge der Halle'schen Liebeslieder auf Jesum begegnen, fast in derselben Ordnung, wie sie Freylinghausen aufführt, z. B.:

„Du zuckersüßes Himmelsbrod" — „Ihr Kinder des Höchsten, wie steht's um die Liebe" — „Die lieblichen Blicke, die Jesus" — „Ach ziehe mich, ach ziehe mich, mein Jesu" — „Ich suche dich in dieser

Ferne" — „Jesus ist mein schönstes Licht" — „Komm, Liebster, komm in deinen Garten" — „Nur Jesus ist mein Leben" — „Schönster aller Schönen" — „Wie ein Turteltäubelein" — „O Vaterherz, o Liebesbrunst" — „Mein Freund zerschmelzt aus Lieb" — „O Täublein, flieg zu deinem Fenster" — „O Jesu, mein Bräut'gam, wie ist mir so wohl" — „Zerfließ, mein Geist, in Jesu Blut" — „Welt, packe dich, ich sehne mich" — „Wo willt du hin, weils Abend ist, verliebter".

Manche von Störl in zu hohem Tonverhältniß gegebene Melodien versetzte Stötzel in dieser Ausgabe in einen niederern Ton und umgekehrt. Er hatte bei seinem Tonsatz stets den mittlern Ton im Auge; im Uebrigen ist Störl's und Stötzel's Satzart nicht viel verschieden. Hier finden sich erstmals folgende ins neueste Würt. Choralbuch aufgenommene Melodien oder vielmehr Arien:

Aus Theil I.:

* „So führst du doch recht selig"
* „O Jerusalem, du schöne" — 1711
* „Ruhet wohl, ihr Todtenbeine" — 1711 } von Störl.
* „O wie selig seyd ihr doch, ihr Frommen" — von Stötzel.
* „Nun danket all und bringet"
* „Meine Seel' ermuntre dich";
* „Ach, wenn werd' ich dahin kommen"
* „Meinen Jesum ich erwähle"
* „Theuerster Immanuel"
* „Meinen Jesum laß ich nicht"
c e h a g g f
* „In allen meinen Thaten" oder: „Herr, höre, Herr, erhöre"
* „Meine Armuth macht mich schreien"
g d g a h a g a a

Aus Theil II.:

* „Mein Heiland nimmt die Sünder an" — aus Es Dur es b c b as g f es
} vielleicht auch von Störl oder Stötzel, jedenfalls Würtemb. Ursprungs.
* „Mein Salomo, dein freundliches Regieren"
* „Der schmale Weg ist breit genug"
* „Die Nacht ist vor der Thür". } von Störl.

Während aus der zweiten Ausgabe dieses Störl'schen Choralbuchs vom J. 1721 97 Melodien in das neueste Würt. Choralbuch kamen, sind es deren 118 aus dem ersten und 18 aus dem zweiten Theil der dritten Ausgabe von 1744; unter diesen 136 sind 80—82 ältere Kernmelodien, die vor 1690 entstanden waren. *

* Von den im neuesten Würt. Choralbuch stehenden Choralnummern befinden sich folgende in dem Störl-Stötzel'schen Choralbuch vom J. 1744, wobei bemerkt wird, daß die mit * bezeichneten schon im Störl'schen Choralbuch vom J. 1721, die mit ** bezeichneten noch früher, auch schon in der Ausgabe des Würt. großen Kirchengesangbuchs vom J. 1711 (f. S. 449), und die mit *** bezeichneten selbst auch schon in den ältesten Ausgaben des Würt. großen Kirchengesangbuchs von 1595 bis 1664 sich vorfinden:

Nach völligem Verschluß der dritten Ausgabe besorgte **Stötzel** im J. 1777 eine **vierte Auflage** des Störl'schen oder eigentlich eine zweite Auflage des Störl-Stötzel'schen Choralbuchs unter dem Titel: „Neubezogenes Davidisches Harpfen- und Psalter-Spiel oder neu aufgesetztes nach dem Würt. Landesgesangbuch eingerichtetes Choralbuch. Zum zweitenmal herausgegeben von J. G. Stötzel, Hofcantor. Stuttg. bei Metzler. 1777." Der erste Theil enthält auch wieder die zunächst zu den Liedern des Gesangbuchs von 1741 gehörenden Melodien, jedoch bloß einen Auszug derselben von 194 Nummern.

Die übrigen 39 blieben weg, weil sie sich nicht recht in den Kirchen eingebürgert hatten. Noch bedeutender abgekürzt ist der zweite Theil oder Anhang, indem er nur noch 51 Melodien enthält. Im ersten Theil dieser Ausgabe findet sich neben der früher hiezu gewöhnlichen Melodie: „Auf, hinauf zu deiner Freude" zum erstenmal die nun ins Würt. Choralbuch aufgenommene Weise:

* „Ruhe ist das beste Gut" — (Nro. 86.).
c̄ g a a g f e

Auch in die im J. 1727 constituirte **Brüdergemeinde zu Herrenhut** giengen die Halle'schen Melodien über. Ihr Stifter, Graf v. Zinzendorf, war in Halle erzogen und ließ anfangs in Herrenhut Alles auf Halle'sche Manier singen. Als diese Gemeinde im J. 1735 ihr erstes Gesangbuch bewerkstelligte, nahm sie die vorzüglichern der Halle'schen Melodien, die wir größtentheils schon kennen gelernt haben, auf, z. B.: „Gott, den ich als Liebe" — „Ich will dich lieben" — „Mein Jesu, dem die Seraphinen" — „Es halten eitele Gemüther" — „Mein Jesu, der du mich" — „Folget mir, ruft uns" — „Der lieben Sonne Licht und Pracht" — „Wo ist mein Schäflein" ꝛc. Der Brüdergemeinde eigenthümlich sind folgende aus ihrem eigensten Wesen hervorgegangene, auf Zinzendorf'sche Lieder gefertigte Melodien des neuesten Würt. Choralbuchs:

Nro. 3**. 7**. 8***. 9**. 10*. 11***. 12***. 13**. 14***. 15*. 16**. 17. 18*. 19. 24*. 25. 26**. 28***. 29. 30. 33**. 35. 37. 41***. 42*. 44**. 46***. 47**. 48. 49**. 50**. 52**. 53**. 55. 56. 57**. 59. 60. 61***. 64***. 65. 67**. 72. 74*. 77. 78. 79. 80. 85**. 86. 88*. 89*. 90**. 91**. 92. 94. 95. 96*. 97.-98*. 101**. 102. 103***. 104***. 107**. 108. 109***. 111*. 112**. 113. 114***. 115***. 116**. 117***. 118***. 119***. 120**. 121***. 122***. 124**. 125. 126*. 128*. 130*. 131**. 132*. 133**. 134**. 135**. 137**. 138***. 139***. 140**. 141. 142**. 143*. 144***. 145. 147**. 150. 152. 154. 157*. 158**. 161**. 162*. 164**. 165**. 169**. 170**. 173*. 174*. 177**. 178. 179***. 180***. 181***. 183. 184***. 185a*** und b*. 186*. 187***. 188***. 189.a 194a**. 195. 196**. 201***. 202***. 204***. 205**. 206**. 207**. 208***. 210***.

* „Herz und Herz vereint zusammen"
* „Die wir uns allhie beisammen finden"

Hieher gehört auch:

* „O du Liebe meiner Liebe" — nach der Volksweise: „Sollen nun die grünen Jahre" — das Lied ist von Ang. Silesius.

Der geistliche Gesang gestaltete sich überhaupt in dieser Gemeinde je länger, desto eigenthümlicher; er wird noch viel süßlicher, als der Halle'sche und schlägt mehr und mehr bis gegen 1784 hin in's Empfindsame und Unkirchliche um. Er war dabei nur für das nächste Bedürfniß des gemeinschaftlichen Gesangs einfach und singbar gestaltet.

4.

Während nun bei diesem Halle'schen Liedergesang die Pflege der Harmonie und des kunstvollen Satzes in völligem Verfalle war, und der eigenthümliche Sinn für die kirchlichen Grundformen gänzlich verschwunden ist, begegnet uns in dieser ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein weit hinragender Tonmeister, bei dem wir eine völlige Erneuerung der Kunst des Setzers mit viel reichern Mitteln denn zuvor — und die vollendetste Ausgestaltung der Arienform erblicken. Es ist

Johann Sebastian **Bach**, der Vollender des Gebäudes der Harmonie. Er ist geb. 21. Merz 1685 zu Eisenach, wo sein Vater, Johann Ambrosius Bach, Hof- und Rathsmusikus war. Als er schon im zehnten Jahr seine Eltern verloren hatte, kam er zu seinem ältern Bruder, Johann Christoph, nach Ordruff, wo derselbe Organist war, um unter seiner Anleitung den Grund im Clavier zu legen. Schon als Knabe hatte er eine so brennende Begierde zur Musik, daß er seinem Bruder ein durch keinerlei Bitten zu erhaltendes Notenbuch von Pachelbel'schen Clavierstücken heimlich entwendete und Nachts beim Mondenschein in einer Zeit von sechs Monaten abschrieb. Nach seines Bruders Tod kam er auf das Gymnasium zu Lüneburg, von wo aus er fleißig nach Hamburg gieng, um den berühmten Organisten Joh. Adam Reinken zu hören. Im J. 1703 wurde er Hofmusikus in Weimar und 1704 Organist in Arnstadt. Hier namentlich bildete er sich durch fleißiges Studium der Werke des Bruhns, Reinken und Burtehude, zu dem er ein ganzes Vierteljahr lang nach Lübeck gieng, zum großen Organisten und Tonsetzer aus. Im J. 1707 kam er als Organist in die Reichsstadt Mühlhausen, wo kurz zuvor am 1. Dez. 1706 Johann Georg Ahle (s. S. 438), sein unmittelbarer Vorgänger, gestorben war. Der Geist beider Ahle, des Vaters, Joh. Rudolph, und des Sohns, der Schöpfer der Arienform im geistlichen Tonkunstgebiet (s. S. 433 u. 438), wirkte hier merklich auf ihn ein, so daß er dann später es war, welcher die Arienform vollends aufs Eigenthümlichste ausgestaltete. Bereits im J. 1708 erhielt er den Ruf nach Weimar auf die Hoforganistenstelle; hier componirte

er seine meisten Orgelstücke, worinn er sich meisterhaft zeigte. Nachdem er daselbst im J. 1714 auch zum Concertmeister ernannt war, war er dadurch veranlaßt und gehalten, die Kirchenstücke zu componiren und aufzuführen. Wir haben fünf Jahrgänge von Kirchenstücken auf alle Sonn- und Festtage von ihm, auch viele Oratorien. Im J. 1717 sodann berief ihn der Fürst von Cöthen als Kapellmeister. Von Cöthen aus besuchte er noch einmal seinen unterdessen hundert Jahre alt gewordenen Meister Reinken und ließ sich vor ihm in der St. Catharinenkirche im Beiseyn des Magistrats über zwei Stunden lang auf der Orgel hören. Da rief der alte Reinke, entzückt über sein Orgelspiel, am Schlusse aus: „Ich dachte, diese Kunst wäre gestorben, ich sehe aber jetzt, daß sie noch lebt.“ Er war aber auch wirklich der größte Orgelspieler, den es je gegeben. So schwer die Orgel- und Clavierstücke waren, die er selbst componirte, so leicht waren sie für ihn. Er hatte sich eine eigene Fingerordnung ausgesonnen, bei der besonders der zuvor fast nie gebrauchte Daumen in Mitthätigkeit gezogen ist, so daß es ihm nicht schwer fiel, die größten Schwierigkeiten mit der fließendsten Leichtigkeit herauszubringen. Auf dem Pedal mußten seine Füße jedes Thema, jeden Gang ihren Vorgängern, den Händen, aufs genaueste nachmachen, so daß kein Vorschlag und kein Triller fehlen durfte; er machte oft mit beiden Füßen zugleich lange Doppeltriller, indeß die Hände nichts weniger, als müßig waren. Hiller sagt deßhalb von ihm, „er habe mit den Füßen Sätze ausgeführt, die den Händen manches nicht ungeschickten Clavierspielers zu schaffen machen würden.“ Endlich im J. 1723 berief ihn der Rath von Leipzig an die Thomasschule als Musikdirektor, worauf ihm auch einige Jahre später der Titel eines Königl. polnischen Hofcomponisten durch den Churfürsten von Sachsen ertheilt wurde. In Leipzig wirkte er nun als fruchtbarer Tonmeister 27 Jahre lang. Nach und nach verlor er aber durch eine mißlungene Augenoperation seine vorige Gesundheit und starb 65 Jahre alt am 28. Juli 1750 am Schlag. Ausführlich hat sein Leben Kapellmeister Hiller in den „Lebensbeschreibungen berühmter Tonkünstler, erster Band“, beschrieben.

Bach hat, während die meisten Tonkünstler dieser Zeit den Choral, die alte Kirchenweise, fast geringschätzten und bei ihren größern, der theatralischen Form immer mehr genäherten, geistlichen Tondichtungen denselben nur oberflächlich und flüchtig behandelten und ihn allein im Orgelspiel, als Grundlage künstlicher Ausführungen, einer größern Rücksicht würdigten, sich wieder mit aller Vorliebe den alten Chorälen zugewendet und einen ganz besonders tiefen Sinn für die kirchlichen Grundformen gezeigt. Nicht bloß für die Orgel harmonisirte er sie, nicht bloß zu künstlichen Orgelausführungen benützte er ihre Melodien, worinn er Meister war, er suchte sie auch durch eigene vierstimmige Tonsätze in der reichsten Harmoniefülle ihrem innersten Wesen und Gedanken nach zu entfalten und zu überarbeiten. Dann

webte er sie gewöhnlich seinen geistlichen Concerten, in denen er nach Hammerschmidt's Vorgang (s. S. 430) die Gesprächsform zwischen dem Schriftwort und einer kirchlichen Weise liebt, ein, indem er neben Recitativen, Duetten, Arien einen alten Prachtchoral durchklingen ließ, harmonisch belebt mit allen Mitteln der Vokal- und Instrumentalmusik. So webte er z. B. in seine „große Passionsmusik", eines der herrlichsten geistlichen Concerte (er schrieb noch vier weitere Passionen), unter die Recitativform, in der der evangelische Text der Leidensgeschichte vorgetragen wird und unter die in Arienform dazwischen eintretenden Sologesänge oder Duette die alten Kirchenweisen: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen" — „O Welt, sieh hier dein Leben" („Nun ruhen alle") — „Was mein Gott will, das g'scheh all'zeit" — „O Mensch, bewein' dein' Sünden groß" — „Werde munter mein Gemüthe" (V. 4) — „O Haupt voll Blut und Wunden" („Herzlich thut mich") in reichster Tonfülle und mit der imposantesten Wirkung hinein. Besonders kunstvoll und ansprechend ist es, wie er hier einen Doppelchor einführt, bei welchem unter dem Chorgesang: „Kommt ihr Töchter, helft mir klagen" der alte Choral: „O Lamm Gottes", von einem andern Chor gesungen, wunderbarlich verwebet ist.

Er war der größte und tiefsinnigste Harmonist, und kein Tonkünstler hat, wie er, die verborgensten Geheimnisse der Harmonie zu solch künstlicher Ausübung gebracht. In seinen Tonsätzen, die alle mit dem wundervollsten Reichthum der Modulation und der kunstvollsten Stimmführung ausgestattet sind, besteht die Harmonie aus einer Verwebung mehrerer Melodien, die zugleich alle so sangbar sind, daß jede zu ihrer Zeit als Oberstimme erscheint. Im gebundenen Styl hat er unübertroffene Meisterwerke geliefert; „die Kunst der Fuge", in der er so groß dasteht, war sein letztes Werk; seine letzte Krankheit verhinderte ihn an deren Vollendung.

Bach fertigte auch eigene Choralgesänge, von denen aber die meisten ursprünglich nicht für den Gemeindegesang bestimmt sind, er bestimmte sie vielmehr in der ausgebildetsten Arienform für seine Oratorien, Cantaten und Motetten, so daß bei ihm dasselbe Verhältniß wiederkehrt, das wir bei den Concertmeistern des siebenzehnten Jahrhunderts, besonders bei einem Joh. Rudolph und J. G. Ahle, deren Nachfolger in Mühlhausen er war, erblicken. In den Gemeindegesang konnten diese kunstgeschmückten Arien nicht recht übergehen; am ehesten hat sich noch einige kirchliche Geltung verschafft die Melodie:

„O du dreieiniger Gott" — heißt auch:
„Wie gnädig warst du Gott" oder:
„O Gott, du frommer Gott."

Sein Sohn, Carl Ph. Emmanuel Bach in Hamburg, gab nach seinem Tode aus den Choralsammlungen, die der Vater sich angelegt hatte, heraus: „Vierstimmige Choralgesänge auf zwei Systeme ge-

zogen und herausgegeben von C. P. E. Bach. 1. Thl. 1765. 2. Thl. 1769"; beide Theile zusammen enthalten 400 Choräle. Eine zweite verbesserte Auflage hievon erschien in den Jahren 1784—86 in drei Theilen. Neuerdings gab Becker in Leipzig in den Jahren 1841 und 1842 eine Sammlung von 360 jener vierstimmigen Choräle heraus.

Blicken wir nun von diesem größten Orgelmeister aus, welcher das Orgelspiel zur höchsten Vollendung brachte, noch hin auf die **Orgel und ihren Gebrauch** während des siebenzehnten Jahrhunderts bis auf ihn.

In der ersten Hälfte des genannten Jahrhunderts ringt, nachdem schon Mich. Prätorius ums J. 1609 und 1611 die Orgel zu ausgedehnteren Ausführungen von Kirchenmelodien gebraucht hatte, der Hauptorgelmeister dieses Zeitraums, Samuel Scheidt, geb. 1587 zu Halle, Schüler Sweelinks und von 1620—1654 Organist und Kapellmeister des Markgrafen Christ. Wilh. von Brandenburg, mit dem Wohnsitz in Halle, aufs eifrigste darnach, der Orgel nun ein eigenes selbstständiges Kunstgebiet zu sichern und sie von der Dienstbarkeit eines bloßen Nachklingens des Gesanges, in der sie so lange gestanden, zu lösen. Er wollte für die Orgel eine Fülle selbstständig ausgebildeter, in eigenthümlichen Wendungen fortschreitender Stimmen deutlich darstellen, als sey jede durch einen einzelnen Sänger und Spieler besetzt. In flüchtigem Wechsel des Hinauf- und Herabwogens sollen die Stimmen der Orgel hinter dem Spieler jedes andern Instruments nicht zurückbleiben, während sie den Sänger darinn weit übertreffen. Wenn Scheidt damit oft auch weit die Gränzen des Kirchlichen überschritt, so hat er doch so dem Orgelspiele ein freies, selbstständiges Gebiet errungen.

Nun erhielt mit der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts der Orgelbau seine wesentlichste Verbesserung durch die von Förner, geb. 1610, † 1680, neuerfundene, vermittelst der Windwage, die den Bälgen die nöthigen Windgrade giebt, zu bewerkstelligende Windprobe und durch Erweiterung der Claviere mit den noch mangelnden Obertasten. Noch förderlicher war die Erfindung der gleichschwebenden Temperatur, die im J. 1691 durch die Schrift: „Musikalische Temperatur oder wahrer mathematischer Unterricht, wie man die Orgelwerke wohl temperirt stimmen könne," ans Licht trat und dem Andreas Werkmeister, Organisten zu Halberstadt, früher zu Quedlinburg, zugeschrieben wird. Der Umfang der Claviatur wurde nun auch bis zum dreigestrichenen c getrieben, mit vier Octaven nebst zwei Octaven Pedal. Orgelmeister, die durch hohe Kunstfertigkeit sich auszeichneten, mehrten sich nun. Der größte derselben aus der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, Johann Pachelbel (vgl. S. 439), ordnet sich bei Begleitung des Gesangs der Gemeinde mehr den Bedürfnissen derselben unter,

als Scheidt, beschränkte aber sein Orgelspiel nicht bloß auf die Begleitung des Gesangs allein, sondern füllte mit demselben auch Ruhepunkte des Gesangs zwischen einzelnen Zeilen, zwischen Auf- und Abgesang rc. durch frei und augenblicklich erfundene, die Ebenmäßigkeit des Ganzen nicht störende Zwischenharmonien aus. Im achtzehnten Jahrhundert sodann faßt Joh. Seb. Bach in seinem umfassenden Wirken die Richtungen jener beiden größten Orgelmeister des siebenzehnten Jahrhunderts zusammen und stellt sie in sich vereinigt dar.

Fünfte Periode.

Die Zeit der Aufklärung.

Vom Beginn des siebenjährigen Kriegs bis zum dritten Reformationsjubiläum nach Deutschlands Befreiung. 1756—1817.

Das evangelische Kirchenlied als Moral- und Natur-Lied im Lehrton und Pathos.

Von Gellert und Klopstock bis Moritz Arndt.

Dr. Lange* schildert diese Periode als die Periode des allgemeinen christlichen Lebens, indem hier nicht mehr der Gottesdienst, nicht mehr das Grunddogma, die Confession, die Feier des innern Friedens ausschließlich das Kirchliche bilde, sondern das ganze Menschenleben, die ganze Weltbetrachtung durch den Geist Christi geheiligt und in die Kirche hereingezogen werden solle und der schroffe Gegensatz zwischen dem Leben im Glauben und in den Werken in Liedern der Heiligung, die strenge Scheidung zwischen den Confessionen in Liedern der Nächstenliebe, allgemeinen Menschenliebe und Duldung, die Kluft zwischen dem Offenbarungsglauben und der sogenannten Naturreligion in der Verherrlichung des Schöpfers und der christlichen Naturfeier wegfalle. Er sieht in dieser neuen kirchlichen Grundrichtung der Zeit das eigenthümliche Walten des Geistes Gottes und hält es für eine Nothwendigkeit in dem christlichen Entwicklungsgang der Kirche und den natürlichen Entwicklungsgesetzen gemäß, daß nun auf eine Zeit, in der meist nur das innere Glaubensleben und der Herzensfrieden im Herrn besungen worden, auch die Weltverklärung im Glauben, besonders die Heiligung des Lebens und die sittlichen Lebensverhältnisse der Christen in den Kreis des geistlichen Lieds erhoben worden, daß auf die vielen Lieder des Glaubens und Vertrauens, in denen der Mensch sich selbst

---

* s. kirchliche Hymnologie oder die Lehre vom Kirchengesang im Grundriß, von J. P. Lange. Zürich. 1843.

in Sicherheit bringt, nun auch Lieder der Liebe folgen, in denen der Christ ausgeht, den Bruder zu suchen, zu retten und zu segnen in der Barmherzigkeit gegen den Nächsten.

Es ist hiemit die Lichtseite dieser neuen Richtung geschildert; — wenn aber nur nicht die Schattenseite viel überwiegender wäre; wenn nur nicht diese Lieder der Liebe meist so gar wenig im Boden des Christenglaubens wurzelten und die Richtung, die vorher in die innersten Tiefen des christlichen Gemüths gieng, nun nur nicht, in das Gegentheil umschlagend, auf das Gebiet äußerlicher Pflichterfüllung sich verlaufen würde; wenn sich nur nicht der mehr und mehr überhandnehmende, zerstörende Verflachungstrieb jener Zeit gegen die Kirche mit ihren Glaubenslehren, mit ihren Rechten und Ordnungen gerichtet hätte, so daß das christliche Leben in ein allgemeines, menschliches Leben nach den Regeln der Vernunft sich verflachte.

Der Haupthebel dieser neuen Richtung ist das um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in die Theologie eindringende rationelle Element, welches den kirchlichen Sinn und den frommen Glauben, somit die eigenste Nahrung des Kirchenlieds, mehr und mehr verschlang. Zunächst durch die Leibnitz-Wolfische Philosophie, welche wir am Schluß der vorigen Periode den Pietismus in Halle verdrängen und die Nothwendigkeit geltend machen sahen, die Kirchenlehren als Vernunftwahrheiten zu demonstriren, lernte man von dem eigenthümlich Christlichen und Biblischen in den geltenden Religionsbegriffen absehen und Vernunftbeweise an die Stelle der Schriftbeweise für die Glaubenswahrheiten setzen. Es traten durch die bloße natürliche Theologie Wolf's die eigentlichen christlichen Lehren im allgemeinen Bewußtseyn immer mehr in den Hintergrund, die menschliche Vernunft machte unter dem Einfluß der Arminianer in der reformirten und der Deisten in der englisch-bischöflichen Kirche immer mehr das Recht geltend, Alles zu prüfen, die heilige Schrift so gut, als die Symbole der Kirche, und nur das für wahr anzuerkennen, was mit der Vernunft übereinstimmt und von ihr begriffen und bewiesen werden kann. So bildete sich der sogenannte Rationalismus oder Vernunft- und Denkglaube; man fieng an, den Werth und die Bedeutung der Glaubenslehren nur nach ihrem Einfluß auf das sittliche Verhalten zu bestimmen, so daß bei gar Vielen das Christenthum auf bloße Moral und auf ein Schattenbild von natürlicher Religion zusammenschrumpfte; Glückseligkeit hielt man nun für die höchste Bestimmung des Menschen und wohlverstandener Trieb nach Glückseligkeit galt als Sittlichkeit; seine Glückseligkeit auch in Anderer Glückseligkeit zu finden, galt als höchste Tugend. Daneben fraß in den Volkskreisen, besonders den höhern, die französische Freidenkerei eines Voltaire und Rousseau, die das Christenthum als eine überlebte Bildungsstufe darstellten und die Kirche mit ihrem Glauben durch Witz und Spötterei lächerlich zu machen suchten, wie ein Krebsschaden um sich.

Friedrich der Große, der Held des siebenjährigen Kriegs, und bald darauf das Haupt des nun zum mächtigsten protestantischen Staat Deutschlands herangewachsenen Preußen's, sammelte, da er selbst die h. Geschichte für abgeschmackter, als die Fabeln des Heidenthums erklärte und den Glauben der Kirche als Aberglauben verspottete, gleichgesinnte Geister um sich her, einen Voltaire, Edelmann, Damm, welche folgende, und noch schlimmere, Sätze aufstellten: „Jesus ist ein Sohn Gottes, d. i. ein recht göttlicher, guter Mensch; der Versöhnungstod Jesu ist ein Unding; es giebt keine geoffenbarte Religion; die christliche Religion ist sowohl, als jede andere Religion Aberglauben; die Lehre der Christen von den Gnadenmitteln, Gnadenordnung, Gnadenwerken gehört theils zu den Fabeln, theils zu den Betrügereien." rc. Diese falsche, von Westen kommende Aufklärung, diese dem christlichen Offenbarungsglauben feindliche, einseitige Verstandesrichtung der französischen Philosophie konnte sich nun in Deutschland um so ungehinderter und schneller verbreiten, je mehr das ganze Zeitalter angefangen hatte, dem großen Geiste Friedrich's nicht bloß in seiner Größe, sondern auch in seiner Schwäche zu huldigen. Die alte Orthodoxie, wie wir sie zu Anfang der vorigen Periode in ihrer mehr für die Lehre und den Lehrstuhl, als das Leben und die Kanzel geschäftigen Thätigkeit kennen lernten, war in einer starren Rechtgläubigkeit vertrocknet, und nachdem sie den Pietismus bekämpft und ihre Aufgabe, die in der wissenschaftlichen Durchkämpfung der confessionellen Gegensätze bestand, erfüllt hatte, hinfort nicht mehr eine Lebensmacht der Kirche. Der Pietismus aber konnte nach seiner ganzen Grundrichtung nur Einzelförmigkeit hervorbringen, und weil er im Grund seines Wesens doch unkirchlich war, da er meist die Kirchenordnung und Verfassung geringschätzte, auch die Wissenschaft vernachläßigte, und sich manche dem Spotte Nahrung gebende Gefühlsübertreibungen zu Schuld kommen ließ, auch kein Damm seyn gegen die auf den alten Bau der Kirche hereinbrechenden Gewässer des Unglaubens. So hatte die Aufklärung leichtes Spiel. Ihr Sitz und Mittelpunkt wurde Berlin und die von Nicolai daselbst im J. 1765 gegründete allgemeine deutsche Bibliothek war ihr Organ. Der im Innern bereits ausgedorrte Boden der Kirche ward, wie es die Berliner evangelische Kirchenzeitung einmal bekennt, nun noch von Außen mit Berliner Sande verschwemmt.

Die Wirkungen hievon zeigten sich gar bald auch auf dem Gebiete des Kirchenlieds. Gemäßigte rationalistische Prediger, welche die Offenbarung aus Vernunft und Natur zu bestätigen und so gegen die überhand nehmende Freigeisterei zu vertheidigen suchten, dabei aber die Religion „ja nicht mit unnöthiger Salbung" behandelt, sondern sie „im Lichte praktischer Gemeinnützigkeit" vorgetragen wissen wollten, und auf der Kanzel den Platz, den die biblischen Glaubenslehren seither behauptet hatten, der Moral abgetreten hatten, gaben

jetzt den Ton an auf dem Gebiet des Kirchenlieds. Es sind dieß Männer wie Zollikofer, Diakonus zu St. Gallen, Jerusalem und Spalding, Probst an der Nikolaikirche zu Berlin, auf welcher Stelle Spener einst das Glaubensleben in der Kirche zu wecken bemüht gewesen. Mit dem strengen Bibelglauben schwand bei ihnen auch die eigentliche Bibelsprache und an ihre Stelle trat die moderne Ausdrucksweise der sogenannten Gebildeten.

Zu letzterem trugen wesentlich zwei ästhetische Vereine junger Männer bei, mit welchen jene Kirchenliederdichter mehr oder weniger verbunden war. Der eine hatte sich zu Leipzig auf den Vorschlag L. Chr. Gärtner's gebildet zwischen ihm, Joh. Adolph Schlegel und Joh. Andr. Cramer, unter dem Beitritt von Rabener, Elias Schlegel, Ebert, Zachariä, Cronegk rc., genannt „die Bremer Beiträger" nach ihrer Zeitschrift: „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes. Bremen. 1ter Jahrg. 1744"; der andere zu Halle, zu dem Uz, Gleim, Kleist, Göz, Mendelssohn gehörten. Beide hatten den gleichen Grundsatz, ästhetische Bildung zu befördern. Sie haben das Verdienst, die Steifheit und kalte Nüchternheit der Gottsched'schen Schule,* als deren Repräsentant Zimmermann am Schluß der vorigen Periode erschien, von der Poesie überhaupt und so auch vom Kirchenlied ausgetrieben und den größten Einfluß auf die Bildung des deutschen Geschmacks, die Ausbildung der Poesie und die Reinheit und Vervollkommnung der deutschen Sprache und des Versbaus geübt zu haben. Dieß kam dem Kirchenliede unmittelbar zu gut, da damals noch die ausgezeichnetsten weltlichen Dichter auch geistliche Lieder verfaßten, wie Uz, Ramler, Kleist, Zachariä, Cramer rc. Aber durch die gefeilte, feine Sprache, die nun Ton und Mode wurde, büßte das Kirchenlied seine alte, kräftige, körnigte Bibelsprache ein, welche sein Gewand in den vorigen Zeiten gewesen war, und wurde modernisirt.

Unter solchen Verhältnissen trat Gellert, einer von den Bremer Beiträgern und daher auch ergriffen von der freisinnigeren Bildung seiner Zeit, obgleich sonst streng bibelglaubig, zu Leipzig auf. Er hielt zwar an der Bibellehre und den eigenthümlich christlichen Glaubenswahrheiten durchaus fest, trieb aber nach der Art der damaligen Theologen hauptsächlich die Moral oder Pflichtenlehre. Wie sein Biograph, Joh. Andr. Cramer, von ihm sagt, daß er diejenigen Schriften am meisten gelesen habe, welche dazu geschrieben sind, den menschlichen Verstand zu einer festen und sichern Ueberzeugung von der Göttlichkeit der christlichen Religion zu bringen, so suchte er selbst auch Andere auf verstandesmäßige Weise von den Wahrheiten der Religion zu überzeugen. Diese Grundzüge spiegeln sich denn auch in seinen geistlichen Liedern ab, die im J. 1757 erschienen. Im Gegensatz gegen die nüchterne und trockene Gottsched'sche Schule wollte er das Kirchenlied mit „sanfter, religiöser Wärme" und in edler Volksmäßig-

keit als Volkslied behandeln. Dafür war er aber zu nüchtern reflektirend und zu verständig belehrend, und seine Sprache hat, ob sie gleich gemüthlich, anschaulich und allgemein verständlich ist, doch nicht die wahre Volksthümlichkeit, da ihr der entschiedene biblische Ausdruck fehlt und sie statt dessen oft und viel in den modernen, abstrakten Begriffsworten der Moralphilosophie: „Pflicht, Tugend, Besserung, das Gute" rc. sich bewegt. „Es ist bei Gellert," bemerkt über ihn Dr. Grüneisen, „das Kirchenlied nicht mehr das strenge Glaubenslied aus „Gottes Wort, aber doch im Wesentlichen die positive Wahrheit der „biblischen Lehre enthaltend, obschon den Glauben auch aus einem „allgemeinen Gesichtspunkt fassend und vorzugsweise, nur minder tief, „aber auch minder ängstlich, als es in der Spener'schen Schule geschehen „war, dem Lebensgebiet und Pflichtenkreise zugewendet." Daß seinen Liedern gerade die eigenthümliche evangelisch-kirchliche Glaubenssprache fehlt, wie sie uns so kräftig und entschieden aus dem alten Kirchenliede auch noch der letztvergangenen Periode entgegentritt, in ihnen vielmehr nach der pelagianischen Färbung der ganzen damaligen Zeit bloß das allgemein christliche, und besonders das Moralgefühl ausgesprochen ist, dafür ist bezeichnend, daß die Gellert'schen Lieder auch in der katholischen Kirche freudig begrüßt wurden, wie z. B. der bigotte Freiherr v. Swieten in Wien gegen einen Reisenden, der in Sorgen war, weil er Gellerts Schriften in Wien bei sich hatte, zur Beruhigung sagte: „Diese Schriften geben unser Verbot nicht an, wir Alle bewundern Gellert's Schriften," und ein katholischer Geistlicher in Böhmen Gellert sogar in einem Danksagungsschreiben für seine geistlichen Lieder ernstlich zum Uebertritt in die römische Kirche zu bewegen suchte, da er meine, er müsse besser von der Nothwendigkeit der guten Werke denken, als Luther. Dabei ist nicht zu verkennen, daß Gellert als Kirchenliederdichter ganz der Mann für seine Zeit war, der, wie kein Anderer dieser Zeitrichtung, dem Volkston sich genähert, und dessen Sprache so korrekt und würdevoll war, daß diejenigen, welche die Lieder der früheren Zeiten mit ihren „veralteten Formen und Ausdrucksweisen" bewitzelten und verspotteten, nichts auszusetzen hatten und sich zufrieden geben mußten. Seine herzliche, klare und von aller Einseitigkeit freie Frömmigkeit war in jener dürren, glaubensarmen Zeit vom wohlthätigsten und allgemeinsten Einfluß auf das Volk. Dauernd aber konnte sein Einfluß, wie der Luthers und Gerhards, nicht seyn, weil seine Lieder nicht entschieden aus dem Kern des ewigen Gotteswortes, der Bibel, hervorgegangen sind.

Im Gegensatz gegen diese verständig belehrende Richtung Gellert's, in der er das Vorbild für viele Kirchenliederdichter seiner Zeit wurde, trat neben ihm Klopstock mit der pathetischen, rührhaften Richtung auf. Schon in seinen Oden hatte er die „Steigerung der Kunstlyrik und Erhebung der Unmittelbarkeit der Empfindung" über Alles gesetzt, und in seinem Messias (1748) hatte er, wie

Gervinus sich ausspricht, den Verstand mit erstaunenswürdigen Wahrheiten und die Einbildungskraft und das Herz mit religiöser Beredtsamkeit und Schwung der religiösen Gefühle zu befriedigen gesucht und war auf seinem Weg zur Herzensrührung und Erschütterung in ein Streben nach andauernder höchster Würde und Erhabenheit gefallen, das ermüdet. Als er im J. 1758 seine geistlichen Lieder herausgab, unterschied er zwischen den erhabenen, höhergehenden Gesängen und den populären Liedern, und stellte es als die höchste Aufgabe hin, Lieder zu dichten, die auch dem gefielen, der dem Gesang und der Ode folgen könne, und solche wollte er mit seinen geistlichen Liedern selbst liefern. Damit hat er aber selbst ausgesprochen, daß seine Lieder, was auch mit Ausnahme weniger der Fall ist, nicht für den gottesdienstlichen Gebrauch der Volksgemeinde sich eignen. Nur zu wahr ist das Urtheil Dr. Grüneisen's über Klopstock: „Er hat durch Epipheten und „Exklamationen den Schwung zu ersetzen gesucht, und auf zahllosen „Ausrufungszeichen gehen seine geistlichen Lieder, wie auf Stelzen, ein„her, noch dazu in Sprache und Reim ungelenk und mühsam."

Ueber Beide aber spricht sich Dr. Lange bezeichnend dahin aus: „Wenn Gellert für seinen Glauben zu sorgen scheint und den Zweifel „durch die Reflexion beseitigt, so scheint Klopstock keine Gefahr zu „ahnen und im begeisterten Schwunge den Zweifel zu überfliegen. „Allein es waltet hier im Grund noch dieselbe Noth, darum redet er „so überlaut oder überstark deklamatorisch. Sowohl Klopstocks De„klamation, als Gellert's Reflexion verrathen einen Mangel an idealer „Intensivität in der Glaubensfeier." Keiner von Beiden konnte deßhalb auf seine Art das Herz des Sünders und seinen Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, befriedigen.

Auf Gellert's Seite stellten sich Chr. Fr. Neander, Joh. Ad. Schlegel, v. Cronegk, Diterich, Münter 2c. An Klopstock reihte sich zunächst Joh. Andr. Cramer, welcher noch in stärkeren Gegensatz gegen Gellert trat, als selbst Klopstock, und den Lehrton entschieden verwarf, dagegen aber nach Gervinus Schilderung auf das Musikalische, auf Empfindung und Bewegung, auf wirkliche Poesie drang und auf leidenschaftliche Erregung ausgieng, wobei er, da er die gesteigerte Religiosität Klopstocks noch übersteigerte, ins bloß Rhetorische verfiel. Auf dieser Seite steht auch Lavater, auf welchen übrigens zugleich auch noch Herder in seiner ideen- und bilderreicheren, schriftmäßigeren Art einwirkte. Zunächst an Lavater reiht sich Joh. Tim. Hermes; auch Sturm, Ramler und Schubart stehen auf dieser Seite.

Allen diesen geistlichen Liederdichtern der Gellert'schen und Klopstock'schen Schule mangelt es mehr oder weniger an dem Ausdruck der Kraft und der Heiterkeit des Glaubens, am wahren Glaubensschwung. Der Grund dieses Mangels ist von Gervinus klar damit bezeichnet, daß nämlich „ihr Glaube nicht mehr ein unangefochtener Besitz, sondern

ein angegriffenes Eigenthum ist, das aus Ueberzeugungsgründen vertheidigt werden muß". Man fühlt es ihren Liedern an, daß sie in einer lauen Zeit gedichtet sind als matte Ergebnisse verständiger Ueberlegung. Während die alten Dichter stets im allernächsten, herzinnigsten Zusammenhang mit dem Worte Gottes stehen, unverwandt auf Christum sehend und mit den Gegnern des Christenthums in keinerlei Unterhandlung sich einlassend, hatten sich diese neueren Dichter, wenn gleich ihre Grundgesinnung religiös war, doch dem Zweifelgeist der Zeit innerlich mehr oder weniger bequemt, um die Sache des Christenglaubens wenigstens in seinen Hauptpunkten noch zu retten. Während bei den alten Dichtern alle Seelenvermögen vom Geiste gleichmäßig durchdrungen waren, und ihre Lieder deßhalb durch Wärme und Innigkeit sich ebenso, wie durch Kraft auszeichnen, fehlt den neuern entweder die christliche Wärme und die innige Liebe zum Herrn, weil der Verstand mit seiner kalten Vernünftigkeit vorherrscht, oder es waltet in ihnen einzig nur das von den übrigen Geistesvermögen abgerissene Gefühl, wodurch eine falsche Sentimentalität sich erzeugt.

Gellert fand die zahlreichsten Anhänger und Nachahmer. Die meisten derselben lieferten aber, ohne die lebendige, religiöse Wärme Gellert's zu besitzen, äußerst trockene und matte Machwerke in gereimter Prosa. Als nun vollends der Rationalismus unter der Herrschaft des Kantischen Systems (die Kritik der reinen Vernunft erschien 1781, die der praktischen Vernunft 1788) in den neunziger Jahren sich immer mehr verbreitete, so warf man sich mit einer wahren Moralwuth auf das Sittengesetz, um es in sogenannten Moralliedern der Reihe nach in alle seine einzelnen, besondersten Pflichten und Tugenden zu zergliedern. Hatte man es schon gegen das Ende der vorigen Periode im Kreise der Orthodoxen und hie und da auch bei den Pietisten durch Rambach's Vorgang für einen Vorzug gehalten, über jede Glaubenslehre, sowie über jede Sittenlehre möglichst viele Lieder zu besitzen und daher Lieder gedichtet für gottesfürchtige Studenten, Soldaten, Kaufmannsdiener, Barbiere (s. S. 389), war also hier schon der Lehrton angeschlagen: so setzte man sich jetzt auf den ausschließlichen Standpunkt der Lehre und lieferte, da man Jesum nicht mehr anders ansah, denn als einen großen Volks- und Tugendlehrer und seine Kirche als eine Lehranstalt, bloß lehrhafte Tugend- und Pflichtenlieder. So entstanden statt Kirchenliedern „gereimte Moralpredigten" und die trockensten, mit der kühlsten Verständigkeit abgefaßten, gereimten Lehrabhandlungen über die verschiedenen Beweise für die Unsterblichkeit und das Daseyn Gottes, über Gottes Eigenschaften, über die Natur des Menschen als sinnliches und vernünftiges Geschöpf, über die Erhaltung und Pflege des Leibs, die fünf Sinne, die Vermögen des Menschen; da standen nun Lieder auf über die Religion im Allgemeinen und die christliche im Besondern, nebst ihren einzelnen Lehrsätzen,

über die Pflichten gegen Gott, den Nächsten und sich selbst, alle einzelnen Pflichten, wie z. B. Sparsamkeit, Mitleid, Nüchternheit, Arbeitsamkeit, vernünftige Selbstliebe, Selbstbeherrschung, Billigkeit, Verschwiegenheit, Aufrichtigkeit, Dienstfertigkeit, Leutseligkeit und Geselligkeit, Mitfreude, Bescheidenheit ꝛc. mußten ihre gereimte Abhandlung haben, während die Dichter der ältern Zeiten den richtigen Takt hatten, daß all das für einen rechten Christen überflüßig sey, da er im Glauben und in der Liebe zu Christo schon von selbst wissen werde, was seine Christenpflicht sey.

„Es ist" — so eiferte im J. 1829 die evangelische Kirchenzeitung mit Recht gegen diese Morallieder — „es ist viel Redens von Früchten, von mannigfaltigen, christlichen Tugenden, während man den Baum, der die Früchte trägt, den Glauben, der in der Liebe thätig ist, umbaut. Meist enthalten die Tugendlieder eine Menge guter, persönlicher Vorsätze und Entschließungen, ohne nach dem zu fragen, der Wollen und Vollbringen gibt. Sie erinnern an Münchhausen, der in einen tiefen Sumpf versunken auch den kräftigen Entschluß faßte, sich an seinem Zopf herauszuziehen." Selbst alle möglichen häuslichen Verhältnisse wurden auf's pünktlichste mit Liedern bedacht, während über die damalige Zeit gerade geklagt werden mußte, „daß das Gesangbuch bei dem Verschwinden aller häuslichen Erbauung höchstens noch des Sonntags zur Kirche getragen werde." In den Trostliedern, die einst so kräftig in der Davidischen Noth- und Drangsalszeit des dreißigjährigen Krieges und seiner Nachwehen erklangen, herrschte, wie Dr. Grüneisen klagend es ausspricht, ein weichlich weinerlicher Ton, womit man die ganze Manier der erotisch-idyllischen Dichtung der damaligen Zeit in die Kirche einzuführen sich nicht entblödete, und in den Lehr- und Glaubensliedern ein hohles Pathos falscher Deklamationen in vornehmen Worten und vollen Phrasen, womit man die armen Gedanken für reich und wichtig auszubieten wagte. In den Liedern vom Tod, Auferstehung und ewigen Leben machte sich der sentimentale allgemeine Unsterblichkeits- und Wiedersehensglaube der Rationalisten breit, und es wurde dabei ohne den rechten sittlichen Ernst viel widerlich Süßes und Rührhaftes vom Wiederfinden der vorangegangenen Lieben vorgebracht.

Wie weit aber die Unkirchlichkeit allmälich um sich gegriffen und wie tief der Kirchenglaube und christliche Bibelglaube bei den höhern Geistern der Zeit, besonders durch Lessing's Einfluß († 1781) und durch die alle Gedanken auf sich ziehenden Weltbegebenheiten erschüttert und in Hintergrund gestellt wurde, dieß zeigte sich auch daran, daß die aus dem im J. 1772 zu Göttingen gestifteten ästhetischen Dichterbund, dem Haynbund, hervorgehenden Männer, die um diese Zeit eine klassische Literatur unter uns gründeten, die Bildung unsres Volkes größtentheils in einem nichts weniger, als christlichen Geist zu fördern suchten; dieß zeigt sich noch mehr daran, daß in diesem sogenannten

goldenen Zeitalter der deutschen Poesie und Literatur, welches mit den hochgefeierten Namen eines Wieland, Göthe, Schiller anbrach, kein einziger dieser gefeierten Dichter es auch nur der Mühe werth hielt, ein einziges geistliches Lied, ein Kirchenlied, zu dichten; dieß zeigt sich am meisten vollends daran, daß sich jetzt die poetische Literatur wie ein mündig gewordenes Kind von der Kirche, ihrer seitherigen Mutter, losreißt und ihren eigenen Weg geht, als schäme sie sich derselben und als könne ihr diese keine Nahrung mehr geben. Die schönsten und höchsten Erzeugnisse der poetischen Literatur sind von nun an dem geistigen Leben des Gesammtvolks entrückt, weil sie nicht mehr aus dem christlichen Glauben, diesem alten Gemeingut des deutschen Volks, fließen. Klopstock's Messiade war, wie sie Harleß einmal nannte, * „der letzte, aber mißglückte Versuch, die Poesie zur unmittelbaren Dienerin des Heiligen zu machen, aber auch der riesenhafte Markstein der Gränze, welche seitdem das Gebiet der deutschen Poesie vom geistigen Bereich der sogenannten niedern Volksklassen geschieden hält." Gellert schon mußte in der Vorrede zu seinen geistlichen Oden klagen, man halte nun die, welche religiöse Gesänge schreiben, für fanatisch, abergläubig und milzsüchtig.

Hatten sich nun gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die ausgezeichnetsten Dichter des deutschen Volks vom Gebiet des Kirchenlieds in vornehmer Geringschätzung abgewandt, so blieben nur noch jene rationalistischen Dichter zweiten und dritten Rangs übrig, die weder mit der Genialität jener großen weltlichen Dichter, noch im Herzensdrang auf den Knieen unter Gebet und Verkehr mit dem Herrn, wie die alten Kirchenliederdichter, sondern am Studiertisch oder gar fabrikmäßig in größter Trockenheit und Nüchternheit geistliche Lieder verfertigten. Und dennoch entstanden jetzt mehr, als je in den vorigen Zeiten, geistliche Lieder. Jenes stolze Ignoriren des Kirchenlieds von Seiten der großen Dichter hätte nun die Kirche verschmerzen können, auch diese Fluth von matten, kaltverständigen oder hohlpathetischen Liedern, wie sie jetzt in Menge geliefert wurden, hätte nicht so viel geschadet, denn die Kirche hätte sie jederzeit beliebig wieder auf die Seite schieben können. Aber nun sollte gar auch das Heiligthum des alten Liederschatzes unserer evangelischen Kirche angetastet, es sollten die alten Kernlieder nach dem modernen Geschmack und herrschenden Zeitgeist umgemodelt werden; das Alte meinte man neu machen zu müssen und die ehrwürdigen alten Lieder des Glaubens, an vielen tausend Seelen schon erprobt, wurden nun in modernen Ueberarbeitungen mit größter Willkühr und Taktlosigkeit, theils in die Breite, theils in die Kürze gezogen und das heilige Eigenthumsrecht der Gemeinden an ihren kostbaren Liederschatz wurde der Willkühr

* Zeitschrift für Protestantismus und Kirche. 3ter Band. 1tes Heft. „Die Kirche und die deutsche poetische Literatur seit der Reformation. Eine aphoristische Skizze."

unberufener, sogenannter „Verbesserer" preisgegeben. Vergessen war nun Dr. Val. Löscher's wahres Wort in der Vorrede zum Wittenberg'schen Gesangbuch von 1713: „Gesangbücher sind ein Anhang „von symbolischen Büchern, welche der ganzen Luther'schen und Evan„gel'schen Kirche Lehr und Bekenntniß darthun und also billig rein „und unverfälscht gehalten werden sollten."

Das Signal zu solcher verbesserungssüchtigen Antastung der alten Kirchenlieder hat Klopstock gegeben. Gellert scheute sich anfangs noch davor. Im J. 1758 gab aber Klopstock im Anhang zum ersten Theil seiner geistlichen Lieder eine Probe von neunundzwanzig ältern Liedern nach seiner Umarbeitung. Er hatte dabei die an sich lobenswerthe Absicht, so manches werthvolle ältere Lied, das in dieser Zeit wegen seiner minder passenden Form und einiger dem Zeitgeschmack durchaus zuwider laufender Ausdrücke verachtet und der Vergessenheit übergeben worden wäre, seiner Zeit zu erhalten. Es fehlte ihm aber an der Glaubenseinfalt und volksthümlichen Gemüthlichkeit, um sich in den Sinn des Originals hineindenken und bloß die Härten ändern zu können, ohne den Grundcharakter des Originals zu verwischen. Sein Vorgang war zu bedeutend, als daß er nicht bald mannigfache Nachahmung hätte finden sollen. Cramer und Schlegel thaten es ihm alsbald nach; im J. 1778 gab Heinrich Erhard Heeren „neue und veränderte Lieder" heraus und Dürr veröffentlichte im J. 1779 fünfzig alte Lieder in veränderter Gestalt.

Einen Schritt weiter gieng der Oberconsistorialrath Diterich zu Berlin, ein Nachahmer Gellert's, dadurch, daß er die Abschaffung der alten „ungenießbaren" Landesgesangbücher vorschlug, und zu diesem Zweck die mit Bruhn und Kirchhof gesammelten „Lieder für den öffentlichen Gottesdienst" im J. 1765 herausgab; in dieser Sammlung hatte er sämmtliche ältere Lieder verändert und sogar an seines Meisters, des gefeierten Gellert's, Liedern sich Veränderungen erlaubt. Ihm schloß sich alsbald im J. 1767 Basedow an, der in seinem Privatgesangbuch nicht bloß ältere, sondern auch neuere, von noch lebenden Verfassern herrührende Lieder mit größter Willführ änderte, und nun trat die traurige Gesangbuchsrevolution in Deutschland ein, über welche selbst Schubart einst in die Klagworte ausbrach: „Wehe uns, wenn Luthers Bibelübersetzung das Schicksal unserer Gesangbücher hätte, die in jeder protestantischen Provinz oder Stadt oft von gar mattherzigen, unpoetischen und ängstlich dogmatisirenden oder kühn neologisirenden Sammlern herausgegeben werden, worinn oft unsere trefflichsten Lieder durchwässert, verstümmelt oder ganz krüppelhaft umgeformt sind! Sonst sang ein Handwerksbürschlein aus Aalen mit seinen Zunftgenossen aus Göttingen, Bremen, Hamburg oder Berlin ein geistliches Lied in brüderlicher Eintracht. Seitdem es aber so viel Varianten giebt, als wir Städte zählen,

seitdem verstummt diese geistliche Liedereintracht und alle Einheit des Glaubens und des Geistes würde unter uns aufhören, wenn Luthers Bibel nicht wäre."

Diese Revolutionsmänner auf dem Gebiete des Kirchenliedes waren meist hochgestellte Herren des Kirchenregiments in den verschiedenen deutschen Ländern, Consistorialräthe, Hofprediger, Generalsuperintendenten rc. Gleich im Jahr 1766 gab Zollikofer unter der Unterstützung Weiße's ein neues Gesangbuch für die reformirte Gemeinde in Leipzig heraus, in welches viele veränderte Lieder aus dem Diterich'schen Buch mit neuen Veränderungen aufgenommen waren: in der Vorrede waren bessere Gesangbücher als ein Bedürfniß dargestellt, „weil die Gesänge beider protestantischen Confessionen größtentheils schlecht wären". In demselben Geist besorgte Consistorialrath List im J. 1773 ein neues Gesangbuch für die evangelische Gemeinde in der Churpfalz, im J. 1774 Joh. Rud. Schlegel eines für die lutherische Gemeinde in der Reichsstadt Heilbronn, und im J. 1778 erhielten solche neue Gesangbücher Gotha, Eisenach und Erbach. Im J. 1779 besorgte sodann der Nassau-Usingen'sche Superintendent Bickel, ein Freund Diterich's, für Nassau-Usingen, der Generalsuperintendent Stockhausen für Hanau, Dr. Miller und Dr. Leß für Göttingen, Dr. Cramer für Holstein ein neues Landesgesangbuch. Im J. 1780 endlich gab Diterich selbst in Verbindung mit Teller und Spalding ganz nach dem Zeitgeschmack ein neues Gesangbuch „zum gottesdienstlichen Gebrauch der K. preußischen Lande" heraus. Nun folgten vollends Jahr für Jahr und Schlag auf Schlag der Reihe nach in den verschiedenen Landeskirchen Deutschlands solche „verbesserte" Landesgesangbücher, die in einem aus dogmatischen und moralischen Lehrbüchern entlehnten Fachwerk zu zwei Drittel dürftige, neue Dichtungen und zu einem Drittel naturwidrig modernisirte ältere Lieder enthielten. So besorgte gleichfalls im J. 1780 der Bremer Domprediger Heinrich Erhard Heeren ein neues Brem'sches Gesangbuch, im Jahr 1781 folgte das neue Anspach'sche Gesangbuch, dessen Herausgeber Uz und der Anspach'sche Consistorialrath und Generalsuperintendent Junkheim waren; dann kamen in rascher Reihenfolge das Naumburg'sche, besorgt von Mann, das Stolberg'sche von Reisig; das Berg'sche von Reche, das Hessenkassel'sche von Funk, das Augsburg'sche von Krauß, das Anhalt-Köthen'sche von Isensee, das Oldenburg'sche von Halem, das Mühlhausen'sche von Demme, das Quedlinburg'sche von Joh. Aug. Hermes, das Biberacher von Stadtpfarrer Mayer. In letzterem ist selbst nicht einmal das sonst überall respektirte evangelische Kraftlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott" als selbstständiges Lied aufgeführt, sondern mit dem Flickworte eingeleitet: „So sangen unsere Alten", während in allen andern Liedern, wo es nur irgend

der Reim zuließ, mit merkwürdiger Consequenz, „Glaube," „Tugend" umgesetzt ist. Im Jahr 1791 erschien endlich auch das Würtembergische Gesangbuch mit 629 Liedern,* von Prälat und Consistorialrath G. Fr. Griesinger (geb. 1734, † 1826, Dichter des Lieds auf den Tod seines Sohnes: „Qualvoll, Gott, ist dieses Scheiden") und dem Advokaten G. Fr. Stäudlin zu Stuttgart besorgt. Es ist dieß zwar mit Ausnahme des gediegenen Hohenlohe'schen vom J. 1784** noch eines der besser gerathenen

---

* Zum erstenmal in einem Würtemb. Gesangbuch erscheinen hier folgende, nun auch noch im neuesten W. Gesangbuch befindliche Liedernummern, welche, mit Ausnahme der Nummern 367 (von Flemming), 110. 230 (von Hecker), 126. 186 (von Rambach), 154 (von Gesenius), 162 (von Sal. Frank), 252 (v. Günther), 309 (v. Lehr), 312 (v. P. Busch), 336 (von Wegleiter), 316 (von Scheitt), 350. 400 (von Schmolke) und 326 (v. Breithaupt), sämmtlich von modernen Dichtern der fünften Periode verfaßt sind: Nro. 15*. 21. 31. 32. 38*. 42. 45. 48. 49. 53. 57*. 58. 59*. 70. 73. 101. 104. 108. 116. 119. 120*. 135*. 148. 150. 159. 167*. 171*. 178. 210. 226*. 227*. 232. 238. 240. 245. 246. 250. 253. 258*. 261. 266*. 267*. 272*. 275*. 282. 285. 293. 298*. 302. 319. 325*. 327. 329. 338*. 340. 341*. 374. 380. 390. 393. 396. 399. 400. 406. 410*. 413*. 419*. 420. 426*. 427*. 428*. 433. 434*. 440*. 441. 449*. 450*. 453*. 476. 481. 483*. 485. 486. 497. 510*. 512. 517. 522. 524. 526*. 532*. 534*. 540*. 541*. 551. 562*. 565. 567*. 581. 582*. 585*. 592. 593*. 595*. 602*. 607*. 611*. 615*. 623*. 632. 642. 643. 645. 646. 649. Die mit * bezeichneten Nummern wären besser weggeblieben, indem sie nichts weniger als Kirchenlieder sind und solchen nur den Platz versperren.

** Das „neueingerichtete Hohenlohe'sche Gesangbuch, enthaltend 658, sowohl alte, als neue, geistliche Lieder. Oehringen. 1784." hat den großen Vorzug, daß die alten Kernlieder sammt und sonders in ihrer alten ehrwürdigen Gestalt belassen und in großer Anzahl dargeboten sind. Es besteht nämlich aus zwei Theilen, von welchen der erste Theil die unveränderten alten Lieder — 266 an der Zahl — aus dem Zeitraum von der Reformation bis gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, der zweite Theil theils die dem Zeitbedürfniß entsprechenden neuen Lieder, unter welchen sich aber auch Lieder aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von Rothe, Neumann, Lehmus, Rambach, Drese, Lehr, Hiller, Schmolke befinden, theils veränderte ältere Lieder, deren Originalfassung aber nur mit zarter Hand überarbeitet ist, enthält. Merkwürdig ist, daß erst noch in den 1830er Jahren den Hohenlohern, die mit großer Anhänglichkeit an diesem Gesangbuch festhielten, von der Würtemb. Kirchenbehörde das W. Gesangbuch von 1791, welches weit unter demselben steht, durch gemessene Befehle aufgedrungen wurde. Dagegen wurden im J. 1842 in das neueste W. Gesangb. mit sichtlicher Berücksichtigung des Hohenloher Gesangbuchs 27 Lieder desselben, die zuvor noch in keinem W. Landesgesangb. standen (sie sind im folgenden Verzeichniß mit * bezeichnet), aufgenommen. Folgende 175 Nummern des neuesten W. Gesangbuchs standen in dem Hohenloher Gesangbuch: Nro. 1. 2. 3. 7. 10*. 11. 12. 13. 16. 20*. 22*. 26. 27. 28. 30. 32. 33. 34. 36. 38. 39*. 48. 49. 51*. 53. 57. 58. 64. 67. 68. 70. 73. 76*. 78. 85*. 86. 88*. 93. 94. 96*. 97. 104. 110. 111. 119. 122. 125*. 126. 130. 131. 138. 141. 142. 149*. 152. 154. 155. 160. 166. 169. 177. 178. 180. 181*. 182*. 185. 190*. 194. 195. 196. 198. 199. 200*. 206.

neuern Landesgesangbücher, da es eine ziemliche Anzahl der gangbarsten alten Lieder entweder ganz unverändert oder bloß stellenweis verändert aufnahm, aber doch ließ es viele der trefflichsten alten Kernlieder, die im seitherigen Landesgesangbuch standen, wie z. B. „Zeuch ein zu deinen Thoren" — „Jesu hilf siegen" — „Valet will ich dir geben" — „Durch Adams Fall" — „Es glänzet der Christen" — „Fröhlich soll mein Herze" — „Gottlob ein Schritt" — „Gott will's machen" — „Hallelujah, Lob, Preis und Ehr" — „Ruhe ist das beste Gut" ꝛc. ganz aus, und zwar, wie es merkwürdigerweise in der Vorrede S. 3 heißt, „als in ihrer ganzen Anlage fehlerhaft, mit fehlerhaften Gedanken und Redensarten durchwebt und keiner Verbesserung fähig". Andere alte Kernlieder, wie z. B. „Eins ist noth" — „Alle Menschen müssen sterben" — „Kommt her zu mir, spricht" — „Wachet auf! ruft uns" ꝛc. wurden als solche erklärt, „die durch eine völlige Umarbeitung dem heutigen verfeinerten Geschmack näher zu bringen seyen." Indem dieß geschah, wurde ihre Gestalt ins Unkenntliche verzerrt. Durch dieses Verfahren wurde aber bei dem christlichen Volke Würtembergs, das sich die Kleinodien seiner kirchlichen Andacht nicht wollte rauben lassen, viel Anstoß und Aergerniß erregt. Als nun auch vollends in Würtemberg, wie in allen andern deutschen protestantischen Ländern, eine in demselben Geiste zugerichtete Liturgie im J. 1809 eingeführt wurde, kam es zu nicht unbedeutenden religiösen Bewegungen; es separirten sich Viele und ein Mißtrauen gegen die Kirche und die Geistlichkeit setzte sich tief im Volke fest, so daß dasselbe noch lange in allem Neuen, das in Kirche oder Schule eingeführt werden sollte, selbst bei der Einführung eines zweiten Jahrgangs von Evangelien und Episteln

---

209. 212. 215. 225. 227. 230. 232. 237. 241. 245. 250. 251. 252. 261. 266. 268. 274. 277. 290. 294. 298. 305. 306*. 309. 312. 313. 317. 318*. 320. 325. 327. 329. 331. 332*. 346. 350. 351. 353*. 355. 364. 366. 367. 368. 373. 374. 378*. 392. 393. 394*. 400. 402. 403. 413. 438. 441. 449. 454*. 461. 462. 463*. 464. 466. 476. 482. 484. 485. 488*. 492. 493. 532. 533. 545*. 549. 551. 559. 562. 565. 571. 572. 578. 582. 585. 588. 590. 593. 594. 598. 599. 600. 602, 605. 606. 608. 610. 624. 634. 641*. 642. 643. 647*. 649.

Hie und da hatte sich, wiewohl äußerst vereinzelt, noch ein Gesangbuch im alten Geist und Ton unter den Stürmen der Gesangbuchsrevolution zu behaupten gewußt. So erhielt z. B. die Reichsstadt Eßlingen noch im J. 1767, in einer Zeit, als Diterich bereits die Revolution begonnen hatte, ein treffliches Gesangbuch voll der ausgesuchtesten alten Kernlieder durch die Bemühung des frommen Oberpfarrers und Seniors Cosmann Friedrich Köstlin, und dieses blieb bis in die neuere Zeit im Gebrauch, und mußte erst einige Zeit, nachdem Eßlingen im J. 1803 Würtembergisch geworden war, dem W. Gesangbuch von 1791 weichen. In demselben standen folgende Nummern des jetzigen W. Gesangbuchs, die — so weit sie nicht schon beim Hohenloher Gesangbuch bezeichnet sind — zuvor noch in keinem W. Landesgesangbuch sich vorfanden: Nro 29. 92. 98. 117. 144. 201. 211. 255. 256. 263. 334. 339. 395. 412. 496. 504. 544.

im J. 1831, stets „die neue Lehre" wittern wollte, und heute noch nicht von solchem Mißtrauen geheilt ist.

Die Zeit, in welcher diese allgemeine Gesangbuchs-Verbesserung oder vielmehr Verwässerung durchgeführt wurde, war die allerunglücklichste und ungeeignetste. Freilich fehlte es manchen ältern Liedern an einer reinen Form, und oft war auch die Sprache allzu derb oder gar auch unschicklich. Allein jetzt wurde das Kind sammt dem Bade ausgeschüttet. Der kritische Geist hatte sich überall verbreitet; überall der Kampf des Neuen gegen das Alte, das rücksichtslos über den Haufen geworfen wurde. Alles war so altklug, so eisig kalt und verständig geworden, daß man keinen Sinn mehr für die biblische Glaubenssprache des alten Kirchenlieds und den volksthümlichen, naiven, kräftigen Ausdruck in demselben hatte. An die Stelle der glaubensinnigen und lebenskräftigen Ausdrücke setzte man entweder eine kühlverständige und trocken belehrende oder blumenreiche, empfindsame Darstellung in weltförmiger, von den weltlichen Dichtern der Zeit entlehnter, glatter Sprache und regelrechten Reimen. Hinter den Angriffen auf die „veraltete, ungenießbare" Form und Sprache war aber meist die feindliche Gesinnung gegen die alte Kirchenlehre und den biblisch-christlichen Inhalt der alten Lieder versteckt, die bei den angebrachten Aenderungen deutlich zu Tage tritt; aus „Buße" wurde — „Besserung", aus „Heiligung" — „Besserungskraft", aus „ewig Leben" — „bessere Welt", aus „Gottseligkeit" — „Tugend", aus „Glaube" — „Religion"; und diese zwei abstrakten Begriffe „Tugend und Religion" wurden nun, wie ein Neuerer richtig bemerkt, gleichsam als „Untergötter" aufgestellt; an die Stelle der concreten Persönlichkeit des Gottessohns wurde „Christenthum" und an die Stelle des persönlichen Gottes wurde „Gottheit" oder „das höchste, das erhabene, anbetungswürdige Wesen" oder „Vorsehung" gesetzt. So verkannte man immer mehr das Thatsächliche und Persönliche, das lebensvolle Concrete, worinn doch der eigentliche Charakter des Volksmäßigen und des Christlichen sich offenbart, und verwandelte es in dürre, leere Abstraktion. So merzte man mit den Ausdrücken der Bibel auch die Lehre der Bibel aus, worunter der eigentlichste Charakter der bearbeiteten Lieder ganz verloren gieng und, wie Knapp in der Vorrede zu seinem Liederschatz S. 19 schlagend bemerkt, eine Art von Seelenwanderung vor sich gieng, wobei die Geister der alten Lieder mit dem Verlust ihrer Persönlichkeit in ganz andern Leibern und Naturen ans Licht traten. Schon Schubart hat sich hierüber (in seiner Lebensbeschreibung, Stuttg. 1791. 1ter Band, S. 100) mit richtigem Takt dahin geäußert: „Wie viel gefrorene Dogmatiker und Neo„theologen sammeln jetzt Lieder, verstümmeln die alten und mischen „die besten neuen, z. B. die Klopstock'schen" (so rächte sich Klopstock's Verfahren mit den alten Liedern an ihm selbst), „mit dem Wasser „ihrer sogenannten Verbesserungen. Wer ein Gesangbuch herausgeben

„will, muß nicht nur Dichter, nicht nur Theolog, sondern Theosoph, „ein Gottesweiser seyn, er muß die Kraft Jesu selbst in seiner Seele „erfahren haben."

Ueberblicken wir nun die Liederdichter dieser Periode, so stellen sich uns drei Hauptrichtungen unter denselben dar: 1) die Gellert'sche Richtung, 2) die Klopstock'sche Richtung, 3) die altglaubige Richtung, welche aus der vorigen Periode in diese noch hereinragt und das Salz der Erde geworden ist auch auf dem Gebiet des Kirchenlieds.

1) Die Gellert'sche Richtung.

In ihr ist der verständig belehrende Ton, dessen Zweck religiöse Ueberzeugung ist, vorherrschend.

Gellert, Christian Fürchtegott, geb. 4. Juli 1715 zu Hainichen unweit Freiberg im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater als ein treuer Seelsorger und eifriger Prediger wirkte. Von der Erziehung, die er genoß, sagt er selbst: „Ich habe frühe gehorchen gelernt." Weil seine Eltern bei dreizehn Kindern, die sie zu versorgen hatten, wenig Mittel auftreiben konnten, so suchte er sich schon seit seinem eilften Jahr durch Abschreiben Geld zu verdienen. Sein Vater, der selbst dichtete, pflegte frühe in ihm die Anlage zur Dichtkunst, welche er schon als Knabe in Abfassung von allerlei Gelegenheitsgedichten zeigte. Im J. 1729 bezog er die Fürstenschule zu Meißen, um sich auf die Universität vorzubereiten. Damals schon zeigten sich die ersten Spuren seiner ihn durch's ganze Leben begleitenden Kränklichkeit; sein Körper war von Kindheit auf zart und schwächlich. Im J. 1734 begab er sich auf die Universität Leipzig, um Philosophie und Theologie zu studieren. Nach vierjährigem Aufenthalt daselbst, wo er als ein guter, gesitteter, fleißiger Jüngling gelebt hatte, gieng er zu seinem Vater, ihn im Predigtamte zu unterstützen. Nur mit der größten Schüchternheit legte er aber seine Predigten ab, da er viel über die Untreue seines Gedächtnisses zu klagen hatte, und stets verfolgte ihn der Gedanke an den ersten mißglückten Versuch, in seiner Vaterstadt am Grabe eines Kindes öffentlich zu reden. Im J. 1739 wurde er Hofmeister bei den Söhnen des Herrn von Lüttichau, unweit Dresden, und begleitete 1741 einen Sohn seiner Schwester auf die Universität Leipzig, um dort die Aufsicht über ihn zu führen. Während dieser ganzen Zeit seiner Jugend zeigte er einen großen, sittlichen Ernst; er war strenge in dem, was zum Lebensgenuß gehört, und voll freudigen Danks gegen Gott. „Ein wenig Meißnerwein," sagt er selbst, „erquickte mich des Abends, wenn ich meine Unterweisungen geendet hatte, oft bis zu dankbaren Thränen." Bei diesem spätern Aufenthalt in Leipzig lebte er viel in dem bildenden Umgang mit den jungen Dichtern Gärtner, Cramer, Rabener, Zachariä ꝛc. und verband sich mit denselben zur Herausgabe der sogenannten „Bremer Beiträge".

Als die ersten Stücke derselben im J. 1745 erschienen, überraschte er seine Freunde durch mehrere Fabeln und Erzählungen, mittelst welcher er bald der beliebteste unter den Verfassern dieser „Beiträge" wurde. Schon zu dieser Zeit war er in Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes so gewissenhaft, daß er des Sonntags, den er in seinem ganzen Leben seiner göttlichen Bestimmung gemäß anzuwenden suchte, ohne die äußerste Nothwendigkeit nicht einmal einen Brief schrieb; ja es kränkte ihn schon, wenn er nur hörte, daß man an diesem Tag einen Boten abfertigen wollte.

In seinem dreißigsten Jahr, 1744, wurde er Privatdocent an der philosophischen Fakultät zu Leipzig, wo er sich durch seinen faßlichen und praktischen Unterricht bald ungetheilten Beifall erwarb. Um diese Zeit führte ihm einmal ein Bauer einen Wagen Brennholz vor seine Thüre mit der Bitte, dasselbe als einen kleinen Beweis seiner Erkenntlichkeit für das Vergnügen anzunehmen, welches ihm seine Fabeln gemacht haben. Dieß rührte Gellert bis zu Thränen. Endlich, im J. 1751, wurde er außerordentlicher Professor mit einem Gehalt von nicht mehr als hundert Thalern. Er hielt nun öffentliche Vorlesungen über Poesie und Beredtsamkeit und suchte in seinen Zuhörern „mit dem Geschmack am Schönen zugleich auch die Neigung für das Gute" hervorzurufen. Alle Jünglinge, die ihn hörten und kannten, liebten ihn wegen seines standhaften Eifers um ihr wahres Wohl. Ein solcher Lehrer, wie er, mußte viel über sie vermögen, denn er bemühte sich stets, seinen Ermahnungen den stärksten Nachdruck durch die Strenge seines eigenen Beispiels zu geben. Ihm wird gewiß mancher von den Jünglingen, die mit ihm bekannt geworden und ihn gehört oder seine Schriften gelesen haben, in der Ewigkeit zurufen:

„Heil sey dir! Denn du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet, du! (Nro. 642, 11.)

Solche Freude hatte Gellert hier schon zu verschiedenenmalen zu genießen. So drückte ihm einst ein junger preußischer Offizier ein Papier mit hundert Thalern in die Hand mit der Erklärung: „Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebessert und gegen dieses Glück vertauschte ich die ganze Welt nicht." Da wallte Gellert's Herz von großen Empfindungen der Freude bei dem Gedanken: „Ein Herz gebessert." Während aber Gellert's Name überall gefeiert ward und auf allen Zungen lebte, quälte ihn das furchtbare Uebel der Hypochondrie; seine Tage waren ängstlich und trübe, die Nächte unruhig und voll schrecklicher Träume. Er legte sich seit 1752 ein Tagebuch an, darinn er „seine Tugenden mit ihren Abwechslungen und seine Fehler mit Aufrichtigkeit und als vor den Augen Gottes" bemerkte. Die h. Schrift war sein liebstes Buch; vor andern geistlichen Büchern las er täglich Mosheims Sittenlehre und Sack's „vertheidigten Glauben", von welchem er sagte: „Ich finde immer meine Religion darinn."

Im J. 1757 gab er seine „geistliche Oden und Lieder" heraus, 54 an der Zahl, nachdem er lange an ihnen gebessert und aus Bescheidenheit gezögert hatte, sie unter seinem Namen oder zu seinen Lebzeiten erscheinen zu lassen, weil sonst Mancher denken möchte, er habe aus Begierde seines Namens geistlich gedichtet. Die Beschäftigung damit war seinem Herzen die feierlichste und wichtigste von allen. Immer bereitete er sich sehr sorgfältig unter steter Anrufung Gottes darauf vor und bestrebte sich, die darinn ausgesprochenen Wahrheiten auch an seinem eigenen Herzen zu erfahren.

In seinen vielen kranken Tagen war er stets in Gott gefaßt. So schrieb er einmal kurz vor seinem Geburtstag am 2. Juli 1759 an seine Schwester: „So beschwerlich mir auch meine Umstände zu gewissen Stunden vorkommen, so sind sie doch in andern Stunden wieder erträglich und dieß muß mich in der Geduld und im Vertrauen auf Gottes Hülfe stärken. In zweimal 24 Stunden habe ich 44 Jahre erlebt und Gott hat mir aus so mancher Noth gnädig und wunderbar geholfen, und so wird er es auch in den Tagen thun, die mir noch zum Leben übrig sind. Diese Tage wohl anzuwenden, um getrost zu sterben, dieß sey mein ganzer Kummer, das übrige Alles sey Gott anheimgestellt." Es spricht sich hier auf rührende Weise der schöne Leidenssinn aus, der bei seinen Liedern Nro. 486. 374. 476. der Grundton ist. Von allen Seiten kamen ihm Geschenke und Unterstützungen als Zeichen der Dankbarkeit und Hochachtung zu; er lehnte sie aber oft ab, mit der Bitte, dieses Geld zur Erziehung armer Kinder oder Unterstützung Bedürftigerer zu verwenden. Er rechnete es unter die größten Glückseligkeiten seines Lebens, daß der großmüthige Herr v. Craussen seiner alten ehrwürdigen Mutter, für die er stets nach Vermögen sorgte, den ansehnlichen Jahresgehalt bis an ihren Tod gab, welchen er von sich abgelehnt hatte.

Viele vornehme Männer, selbst Friedrich der Große, besuchten ihn zu Leipzig. Darüber ruft er einmal in einem Briefe aus: „Gott! warum nehmen sich doch so viele Menschen meiner an? Verdiene ich's denn mehr, als Andere? Nichts weniger. Wenn mir Gott leibliche Gesundheit und ein freudiges Herz giebt, so verachte ich alle Schätze und Ehren der Erde. Dieß ist mein Wunsch und mein Gebet." In diesem gottselig genügsamen und demüthigen Sinn lehnte er es auch ab, als man ihn im J. 1761 zum ordentlichen Professor machen wollte. In seiner Gewissenhaftigkeit glaubte er, nicht mehr so viel leisten zu können. Auf dieß wurde ihm wenigstens eine Pension ausgesetzt, welcher der Churfürst, der ihn sehr hochachtete, öfters noch außerordentliche Geschenke zufügte. Seine körperlichen Leiden drückten ihn aber manchmal doch recht hart darnieder, eine außerordentliche Traurigkeit und eine oft unüberwindliche Niedergeschlagenheit verbreitete sich in Folge derselben manchmal über sein ganzes Gemüth. Als er einmal in solcher Stimmung des Sonntags in die Kirche gieng und

beim Eintritt das von ihm selbst verfaßte Lied: „O Herr mein Gott, durch den ich bin und lebe, gieb, daß ich mich stets deinem Rath ergebe" von der Gemeinde ihm entgegen singen hörte, so dachte er: „Bist du der Mensch, der dieses Lied gemacht hat und seine Kunst nicht im Herzen hat?" und fieng an, bitterlich zu weinen und — nicht vergebens — um Muth und Freudigkeit im Gebet zu ringen. Einst erfuhr er, wie im Coburg'schen das abscheuliche Gerücht über ihn verbreitet sey, er habe sich erhenkt; da sagte er lächelnd zu dem Freund, in dessen Zimmer er diese Nachricht in einem Brief zu lesen bekam: „Schreiben Sie den Coburgern, ich selbst rufe ihnen die Worte des alten Liedes zu: „Ich hang und werde hangen an Christo als sein Glied."

Oefters, und zuletzt im J. 1764, hatte er Hülfe gegen seine Krankheit im Carlsbad gesucht, was ihm aber nie ganz gelang. Im J. 1768 endlich fühlte er seine Kräfte immer mehr abnehmen, worauf ihm der Churfürst ein Pferd aus seinem eigenen Stalle mit Sattel und Zeug sandte. Er hätte sich gerne in die ländliche Stille zurückgezogen, wenn er es nicht für seine erste Pflicht gehalten hätte, den



Studirenden, so lange es irgend seine Kräfte erlaubten, durch seine Vorlesungen, durch seinen Rath und sein Beispiel zu nützen. Er hatte sich aber auch besonders durch seine moralischen Vorlesungen, die er in den spätern Jahren unter den schönsten Segenszeichen und mit dem größten Beifall hielt und durch sein väterliches Wesen, so wie durch seinen exemplarischen Wandel und eifrige Gottesverehrung die Achtung und Liebe der Studierenden im höchsten Grade erworben, so daß, als einmal die öffentliche Ruhe in Leipzig durch die Studirenden gestört war, nur ihm es gelang, durch eine ernste Anrede im väterlichen Ton die Ruhe wieder herzustellen. Er fehlte nie in der Kirche und genoß oft das h. Abendmahl mit der Gemeinde, wodurch er solche Erbauung stiftete, daß man Manche sagen hörte, sie seyen durch seinen Anblick, durch seine ernste, ungeheuchelte Andacht allezeit gerührt worden.

Im Dezember 1769 ergriff ihn eine tödtliche Krankheit. So sehr er zuvor oft mit Sorgen, wie er die Schrecknisse des Todes überwinden werde, an seinen Tod dachte, so wenig Bekümmernisse hatte er mehr, als sein Ende herannahte. Er sah demselben mit Ruhe und Heiterkeit entgegen. Nachdem er seine Familienangelegenheiten besorgt, richtete er sich in seinem Bett auf, entblößte sein Haupt und betete mit so feuriger Andacht, daß seine Freunde ein wahres Bild von einem betenden Erzvater und von einem sterbenden Jakob, der seine Kinder segnete, in ihm zu sehen glaubten. Viele seiner Freunde und Schüler nannte er mit Namen und empfahl sie der gnädigen Fürsorge Gottes. Hierauf empfieng er das h. Abendmahl aus den Händen seines Beichtvaters Thalemann, dem er, als er ihn mit den Worten begrüßte: „Herr! siehe, den du lieb hast, der liegt krank", tief

ergriffen erwiederte: „Ach! wenn ich doch das wäre!" Bald aber fügte er sich tröstend hinzu: „Nun, ich hoffe es zu Deiner Gnade, mein Heiland, daß Du auch mich als den Deinigen lieb hast." Dann sammelte er seine völlig erschöpften Kräfte zu einem feierlichen Bekenntniß seiner Buße und seines Glaubens und versicherte seinen Beichtvater, noch nie in diesem Grade die Kraft und Süßigkeit der evangelischen Verheißungen empfunden zu haben, und daß ihm jetzt erst die recht mitleidswerth vorkommen, die ihren Trost nicht im Verdienst ihres göttlichen Erlösers suchten. Als die Schmerzen immer empfindlicher wurden, beschäftigte er sich mit den Schmerzen seines Erlösers, der, wie er sagte, um seiner Begnadigung willen unendlich mehr gelitten hätte, und unterhielt seine Seele so sehr mit den Wohlthaten des Versöhnungstodes Jesu, daß er sein Leiden beinahe nicht zu empfinden schien. Kurz zuvor hatte ihn sein Churfürst so sehr geehrt, daß er ihm seinen Leibarzt schickte. Als nun seine Schmerzen aufs höchste gestiegen waren, seufzte er: „Ach, welche Schmerzen! Doch was sind sie gegen diejenigen, welche mein Erlöser erduldet hat! Er wurde unter den Seinigen verspeit und mich ehret mein Fürst." Zu seinen Freunden, die um ihn her wehklagten, sprach er: „Weil ich nicht mehr viel fassen kann, so rufet mir nur den Namen des Erlösers zu; wenn ich den nenne oder höre, so fühle ich eine neue Kraft und Freudigkeit in mir." Eine Stunde vor seinem Verscheiden, am 13. Dez. 1769, als man ihm auf seine Frage, wie lange sein Kampf noch dauern könne, sagte: „Vielleicht noch eine Stunde", erhob er mit fröhlichem Antlitz seine Hände und antwortete: „Nun Gottlob! nur noch eine Stunde!" wandte damit sein heiteres Antlitz auf die Seite und entschlummerte unter dem Gebet seiner Freunde. Nun konnte er mit Freuden sagen: „Es ist vollbracht!" (Nro. 585, V. 6. 593, V. 14.) Dieses stille Entschlummern sagte, was Addison, dessen Ende er sich wünschte, noch mit Worten sagen konnte: „So stirbt der Christ!"

Weitere Charakterzüge aus Gellert's Leben vgl. Thl. II. Nro. 10. 53. 226. 266. 325. 374. 428. 476. 449. 486. 483. 585. 593. 642.

Gellert genoß die allgemeinste Achtung seiner Zeitgenossen und kein deutscher Schriftsteller hat in dieser Zeit mit solchem Segen und in so weiten Kreisen gewirkt, wie er. Er hatte zwar keine schöpferische Erfindungsgabe und hinreißende Kraft der Darstellung, aber um so mehr eine ungekünstelte Zartheit und Wärme des moralischen Gefühls. Seine geistlichen Lieder, so sehr darinn der Lehrton vorherrscht, daß sie oft wie ein in Verse gebrachtes Stück seiner moralischen Vorlesungen erscheinen, und so sehr zu tadeln ist, daß die eigentliche Bibelsprache ihnen oftmals abgeht, waren doch für die Zeit, in der sie gedichtet wurden, und noch auf lange hinaus, am geeignetsten, das Kirchenlied bei Ehren zu halten und die Andacht im Haus und in der Kirche zu fördern, weßhalb sie auch großen Segen stifteten und noch Vielen, die in dieser Zeit ihre Bil-

dung empfiengen, überaus lieb und werth sind. Gellert war es auch, der seine Zeit zuerst wieder auf den Werth der alten Kirchenlieder aufmerksam machte und in Demuth bekannte, daß er gegen ein einziges der alten Kernlieder gerne und willig alle seine eigenen Lieder gebe. Er sagt einmal: „Ich weiß alte Kirchengesänge, die ich lieber verfertigt haben möchte, als alle Oden des Pindar und Horaz." Seine Lieder sind ins Französische, Dänische, Russische, Holländische übersetzt und Joh. Fr. Doles, Musikdirektor in Leipzig (1758), Ph. Em. Bach (1758) und Joh. A. Hiller (1792) haben Melodien dazu geliefert.

(Quellen: Chr. F. Gellert's Leben von Joh. Andreas Cramer im 10ten Bande der Gesammtausgabe von Gellert's Werken. — Chr. F. Geller.'s Leben, dargestellt von Dr. Heinrich Döring. 2 Theile. Greiz 1833. — Dorpatische evangelische Blätter von Dr. Friedrich Busch. 1. Band. Jahrg. 1832. Nr. 29. 31—35. 41. 42. — Das fromme Leben Chr. F. Gellert's. Für das Volk bearbeitet von Dr. G. Eduard Leo, Consistorialrath und Superintendent in Waldenburg. 1845.)

v. Cronegk, Johann Friedrich, einer von Gellert's edelsten Schülern, geb. in Anspach den 2. Sept. 1731, wo sein Vater Generalfeldmarschalllieutenant des fränkischen Kreises war. Er war das einzige, zärtlich geliebte Kind seiner Eltern und genoß als solches einer sorgfältigen Erziehung. Im J. 1749 bezog er die Universität Halle und ließ sich hier in die damals durch Nicolai gestiftete Gesellschaft von Freunden der schönen Wissenschaften aufnehmen. Nach einem Jahre aber begab er sich auf die Universität Leipzig; hier war er der begierigste und emsigste Schüler Gellert's, dessen Freundschaft und herzliche Zuneigung er sich in hohem Grade durch seinen edlen Sinn und gute Sitten erwarb. Gellert war eben so sehr sein Freund, als sein Lehrer. Zugleich lebte er mit Rabener, Weiße, Kästner, Graf Moriz v. Brühl in freundschaftlichen Verhältnissen. Im J. 1752 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und wurde zu Ende dieses Jahrs markgräflich Anspach'scher Kammerjunker, Hof-, Regierungs- und Justizrath. Bevor er sich aber den Geschäften widmete, machte er ungefähr ein Jahr lang eine größere Reise in Italien. In Anspach lebte er besonders mit Uz auf freundschaftlichem Fuße. Tief betrübt wurde er im J. 1757 durch den Tod seiner vortrefflichen, edlen Mutter, der ihn sehr ernst stimmte und an seinen eigenen Tod gemahnte. Auch als Dichter gieng seine Hauptrichtung auf das Ernste; die tragische Dichtkunst war sein Lieblingsfach, wobei er sich besonders durch sein Trauerspiel „Kodrus" bekannt machte. Fern von eitlem Stolze und Eigennutz wandelte er in ächt religiösem Geiste seine Bahn, geschätzt und geliebt von Jedermann.

Kurz nur war sein Ziel gesteckt; er sollte seiner Mutter bald nachfolgen, wie er es vorausgesehen. Als er nämlich zu Ende des Jahrs 1758 seinen Vater in Nürnberg besuchte, wurde er von den dort herrschenden Blattern befallen, die so bösartig waren, daß sie

seinem jungen Leben „ein schnelles Ende machten". Wie er in einem seiner Lieder (Nro. 580.) die Schrecken der letzten Stunde durch das Glaubenslicht freudig erhellt anschaute, so waren auch, als nun diese Schrecken so plötzlich über ihn herangezogen kamen, das seine letzten Worte: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? „Gott aber sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern „Herrn Jesum Christum" (1 Cor. 15, 55. 57.). So bewies er sich bis ans Ende als ein Christ und fuhr mit diesem Trost am letzten Tag des Jahrs 1758 mit Freuden dahin — erst 27 Jahre alt. Uz verfaßte ein Klaggedicht auf seinen Tod und Gellert schrieb darüber an seinen Freund, Graf Moriz v. Brühl: „Ich warf mich bei der „ersten Nachricht von seinem Tode auf mein Lager und weinte. Der „selige Jüngling! Er hat sein Ende vorausgesehen und seinen Tod „standhaft erwartet. Nunmehr freut er sich der Unsterblichkeit, der „Liebe und Anbetung Gottes. Wir sehen ihm in den Himmel nach „und folgen ihm auf der Bahn, auf welcher er so rühmliche Fuß„stapfen eingedrückt hat." Oftmals pries er ihn auch in seinen Vorlesungen den vornehmen Jünglingen zur Nachahmung an.

Nach seinem Tod gab Uz seine Werke heraus unter dem Titel: „Des Freiherrn J. Fr. v. Cronegk Schriften. 2 Bände. Leipzig und Anspach 1760. 1761." Im zweiten Band stehen zwei Bücher: „Oden und Lieder", wovon das erste Buch die „Lieder geistlichen und moralischen Inhalts" enthält. Der geistlichen Lieder sind es acht. In einem Brief an Gellert schreibt er, er habe es gewagt, ihm in geistlichen Liedern nachzuahmen, aber erst durch die Nachahmung gefunden, daß er unnachahmlich sey, doch habe er es für seine Pflicht gehalten, auch der Religion zu Ehren zu singen.

(Quellen: Uz's Vorrede zu Cronegk's Schriften. 1760.)

Uz, Johann Peter, Cronegk's Freund und Landsmann, geb. zu Anspach 3. Okt. 1720, wo sein Vater Goldschmied war. Schon als Schüler des Gymnasiums zu Anspach machte er viele Versuche in der Dichtkunst; Anacreon und Horaz waren stets in seinen Händen. Im J. 1739 bezog er die Universität Halle, um die Rechte zu studieren. Dort schloß er mit Gleim einen innigen Freundschaftsbund. Nachdem er 1743 von der Universität nach Anspach zurückgekehrt war, widmete er sich hier mehrere Jahre ausschließlich den Wissenschaften und vor Allem der Dichtkunst. Im J. 1748 aber übernahm er die Sekretärsstelle bei dem Anspach'schen Justizcollegium, die er zwölf Jahre lang ohne einen Kreuzer Gehalt bekleidete; vor Mangel schützte ihn seine Genügsamkeit, die stets ein herrschender Zug in seinem Charakter war. Im J. 1749 beförderte er seine lyrischen Gedichte zum Druck, nachdem er sie vorher, wie Alles, was er dichtete, seinem Gleim zur Beurtheilung geschickt hatte. In diesen befanden sich auch seine Lieder religiösen Inhalts. Im J. 1763 wurde er Assessor beim kaiserlichen Landgericht des Burggrafenthums Nürnberg

und gemeinschaftlicher Rath der Markgrafen von Ansbach und Culmbach. Damit nahm er Abschied von den dichterischen Arbeiten und warf sich ganz in seine ernsthaften Berufsgeschäfte; 1781 arbeitete er jedoch mit seinem Freund Junkheim auf Befehl seines Fürsten das neue Anspach'sche Gesangbuch aus. Er verharrte im ledigen Stande, da er bei einer Jugendliebe unglücklich war; in stiller, zufriedener Einsamkeit lebte er mit seiner Mutter und Schwester in einem kleinen Häuschen zusammen. So allgemein ihn ganz Deutschland als Dichter pries, so anspruchslos blieb er doch allezeit. Im J. 1790 wollte ihm zur Anerkennung seiner Verdienste sein Fürst den Charakter eines Geheimenraths ertheilen, er verbat sich aber aus Bescheidenheit diesen Titel und begnügte sich mit der Stelle eines Direktors des burggräflichen Landgerichts und des Consistoriums. Da zerfielen nun seine Tage in zwei Hälften; den Vormittag widmete er den Amtsgeschäften, den Nachmittag den schönen Wissenschaften. Sein Ende glich seinem Leben, es war ganz sanft und still. Wenige Stunden vor seinem Tod ward ihm noch ein Patent des Königs von Preußen, an den die Anspach'schen Lande gefallen waren, überreicht; er war darinn zum preußischen Justizrath ernannt. Er starb als ein allgemein verehrter Greis am 12. Mai 1796, und C. F. Weiße hat ihm das Denkmal gesetzt:

„Ein deutscher Dichter, Deutschlands werth
„Von aller Welt gelesen und verehrt;
— — — — — — — — —
„Ein Richter nach Gesetz, noch mehr nach Recht und Licht,
„Im Leben stets sich gleich, gehorsam jeder Pflicht,
„Dienstfertig, sonder Eigennutz,
„Ein Weiser und ein Christ: wer kann dieß anders seyn — als Uz?"

Die Gesammtausgabe seiner Werke erschien unter dem Titel: „Sämmtliche poetische Werke von J. P. Uz. 2 Bände. Leipz. 1768." Im sechsten Buch des zweiten Bandes stehen die Lieder religiösen Inhalts. Er war der erste unter den Deutschen, der es wagte, dem römischen Lyriker Horaz es nachzuthun und in seinem Geist die Tugend zu preisen und das Laster zu strafen. Am besten sind seine Lehroden. Klopstock erkannte den Werth seiner geistlichen Lieder an und forderte ihn zu Beiträgen für sein Privatgesangbuch auf. Kapellmeister Schulz hat seine geistlichen Lieder mit Melodien begleitet in dem Werk: „J. P. Uzens lyrische Gedichte religiösen Inhalts nebst einigen andern Gedichten gleichen Gegenstands von E. v. Kleist, Freih. v. Cronegk, J. J. Eschenburg ꝛc. von J. A. P. Schulz, Kapellmeister Sr. Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen. Hamb. 1784."

(Quellen: Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1796. Band I. S. 65—153.)

Junkheim, Dr. Johann Zacharias, gleichfalls ein Anspacher und Freund von Uz. Er wurde geb. zu Anspach im J. 1729, wo sein Vater Kammerdiener und Mundschenk war. Er wurde 1754

Stadtvikar, 1756 Kasernenprediger, 1757 Conrektor und 1760 Rektor am Gymnasium zu Anspach; hierauf kam er im J. 1763 als Schloßprediger der Markgräfin Friederike Luise und Pastor nach Schwaningen; 1774 aber wurde er Consistorialrath und Generalsuperintendent in Anspach. Als solcher gab er mit Uz das Anspacher Gesangbuch vom J. 1781 heraus. Als eigentlicher Liederdichter hat er sich nicht bekannt gemacht. Er starb zu Anspach am 17. Aug. 1790.

(Quellen: Seiler's gemeinnützige Betrachtungen. 1791.)

Krüger, Johann Christian, ein Freund Gellert's, bei dem er viel galt. Er wurde im J. 1722 zu Berlin als der Sohn armer und geringer Eltern geboren, und erhielt seine erste Ausbildung im Berlinschen Gymnasium zum grauen Kloster. Hierauf studierte er Theologie in Halle und in Frankfurt a. d. O., mußte aber seine Studienzeit abkürzen, da er keine Geldmittel hatte. Er kam nun in große Nöthen und schien vom Glücke ganz verlassen; dazu war er zu schüchtern, sich um ein Amt oder auch nur um eine Hauslehrerstelle zu bewerben, weßhalb er seine Zuflucht zur Abfassung von Gelegenheitsgedichten nahm, um sich damit, freilich kümmerlich genug, sein Brod zu verdienen. Gar oft war er dabei in Gefahr zu verhungern. Eben als er mit der bittersten Armuth zu kämpfen hatte, befand sich die Schönemann'sche Schauspielergesellschaft zu Berlin. Um nicht Hungers zu sterben, trat er in dieselbe und bestieg nun als zwanzigjähriger Jüngling, statt der Kanzel, die Schaubühne. Daneben setzte er aber das Studieren und Beten eifrig fort, und als sich die Gesellschaft nach Leipzig übersiedelte, schloß er hier eine innige Verbindung mit Cramer und Rabener, vor allen aber mit Gellert, der ihn wegen seiner Bescheidenheit und seines religiösen Sinnes, den er sich auch auf dem Theater ungeschwächt bewahrte, ungemein schätzte. Wegen seiner vielen Arbeiten war er oft gezwungen, ganze Nächte zum Studieren zu verwenden. Dieß schwächte seinen ohnedem schwächlichen Körper aufs äußerste, so daß er sich dadurch die Auszehrung zuzog. Wie zuvor die Armuth, so trug er jetzt auch die Körperleiden mit größter Geduld und Ergebung in Gottes Willen. Er starb schnell dahin zu Hamburg am 23. Aug. 1750, erst 28 Jahre alt. Sein Herz war in der Todesstunde mit „Trost und Freud erfüllt" und er empfand es hier erst recht seliglich: „daß Christus sein Erlöser ist" (Nro. 341, 3. 5.).

Nach seinem Tod erschienen seine Arbeiten unter dem Titel: „J. Chr. Krüger's poetische und theatralische Schriften, herausgegeben von J. Fr. Löwen. Leipz. 1763." Hier stehen von S. 1—84 seine poetischen Schriften, meist geistlichen und moralischen Inhalts, die schönes Zeugniß von seinem ernsten religiösen Sinn ablegen. Die darunter befindlichen eilf geistlichen Lieder dichtete er zur Unterweisung einer Schauspielerin im Christenthum.

(Quellen: Löwen's Vorrede zu Krüger's Schriften.)

Löwen, Johann Friedrich, Krüger's Freund; auch ein Mann des Theaters und doch ein Christ voll Gottesfurcht. Er wurde im J. 1729 zu Clausthal auf dem Thüringer Harzgebirge geboren. In Göttingen studierte er die Rechte und hatte, wie Krüger, schon frühe mit Nahrungssorgen zu kämpfen, weßwegen er gleichfalls bei ganz ärmlichen Geldmitteln seine Studien nicht vollenden konnte. Er begab sich deßhalb im J. 1751 von Göttingen zu Hagedorn nach Hamburg, um sich von ihm nach London, wo er sein Glück versuchen wollte, ein Empfehlungsschreiben mitgeben zu lassen. Hier nahm ihn jedoch Legationsrath Zink mit Liebe und Wohlwollen in sein Haus auf und ermunterte ihn zu schriftstellerischen Arbeiten. 1757 erlangte er endlich eine Anstellung als Sekretär zu Schwerin, wo er sich mit der Tochter des Schauspieldirektors Schönemann, in dessen Gesellschaft auch Krüger gewesen war, verheirathete. Als ihm nun im J. 1767, da man in Hamburg mit Plänen zur Verbesserung des dortigen Theaters umgieng, die Stelle eines Direktors und Lehrers der jungen Schauspieler am dortigen Theater angetragen wurde, trieb ihn sein Patriotismus für das deutsche Theater, diese Stelle anzunehmen und selbst seine Frau und Kinder die Bühne betreten zu lassen. Das ganze Unternehmen der Verbesserung des Hamburger Theaters scheiterte aber und so sah er sich genöthigt, weil er nicht mit der Schauspielergesellschaft von einem Ort zum andern ziehen wollte, im J. 1768 die Stelle eines Registrators zu Rostock mit ganz geringem Einkommen anzunehmen. Hier starb der fleißige, mit Nahrungssorgen und Hypochondrie vielfach geplagte Mann nach wenig Jahren am 23. Dez. 1771, erst 32 Jahre alt.

Von ihm erschienen: „Geistliche Poesien nebst einigen veränderten Kirchengesängen von J. Fr. Löwen. Greifswalde. 1770.“ Es sind im Ganzen 16 eigene Lieder und 8 veränderte; es klingt besonders wohlthuend in dieser Zeit der Bibelton aus diesen Liedern hervor, die daneben auch durch edle Einfachheit und faßliche Sprache, die weder zu niedrig noch zu hoch ist, sich auszeichnen. Löwen dichtete seine Lieder meist nach Anleitung eines Psalmen oder eines Bibelspruchs. Sie verrathen, wie Küttner in seinen „Charakteren deutscher Dichter“ sich ausspricht, unverstellte Frömmigkeit und ein gerührtes Herz.

(Quellen: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von C. H. Jördens. Leipz. 1806—1812.

Diterich, Johann Samuel, geb. den 15. Dez. 1721 zu Berlin, wo sein Vater erster Prediger an der Marienkirche war. Nachdem er in Frankfurt an der Oder und in Halle, wo besonders Baumgarten den meisten Einfluß auf ihn übte, Theologie studiert hatte und einige Jahre Hauslehrer in Berlin gewesen war, wurde er 1748 dritter Prediger an der Kirche seines Vaters. Als dieser im Jahr 1751 starb, wurde er zweiter Prediger an derselben und 1754 erster. Hier zeigte

er sich als treuer Jugendlehrer. Die Königin Elisabethe Christine schenkte ihm großes Zutrauen, so daß sie ihn im J. 1768 zu ihrem Beichtvater erwählte. Im J. 1770 wurde er Oberconsistorialrath, welches Amt er bis an sein Ende, 14. Jan. 1797, bekleidete.

Seine Lieder sind meist bloß Umarbeitungen und Nachbildungen älterer und neuerer Lieder nach den Grundsätzen und Bedürfnissen der damaligen „Aufklärung". Sie sind in den einzelnen Liedersammlungen enthalten, mit welchen er den Weg zeigte für die Art, wie nun bald durch ganz Deutschland die alten Landesgesangbücher modernisirt werden sollten (s. S. 466). Außer seinen „Liedern für den öffentlichen Gottesdienst. Berl. 1765" (vgl. S. 466), gab er auch ein „Gesangbuch für die häusliche Andacht. Berl. 1787" heraus.

(Quellen: Diterich's Lebenslauf von Zöllner in Dr. W. A. Teller's neuem Magazin für Prediger. VI. Band. 1. Stück. 1797.)

Bruhn, M. David, der Mitarbeiter Diterich's an den für die Gesangbuchsrevolution tonangebenden „Liedern für den öffentlichen Gottesdienst" vom J. 1765. Er wurde geb. 30. Sept. 1727 zu Memel, wo sein Vater Kaufmann und Rathsherr war. Er studierte zu Königsberg, kam 1747 nach Halle in Baumgarten's Haus, der ihm die Aufsicht über seine große Bibliothek übertrug und wurde 1750 daselbst Magister. In demselben Jahr wurde er Conrektor am Cölnischen Gymnasium in Berlin, 1754 dritter Prediger an der dortigen Marienkirche und 1756 zweiter Prediger, was er bis an sein Ende, 27. April 1782, blieb.

Zu jener Sammlung vom J. 1765, die dann auch am 5. April beim öffentlichen Gottesdienst eingeführt wurde, lieferte er sieben überarbeitete und vier neue Lieder.

Spalding, Dr. Johann Joachim, geb. 1. Nov. 1714 zu Triebsees in Schwedisch-Pommern, wo sein Vater Rektor und später Prediger war. Dieser pflanzte ihm frühe schon Gottesfurcht ins Herz. Nachdem er von 1731—1734 in Rostock und Greifswalde Theologie studiert hatte, zog er zu seinem Vater, um sich bei ihm im Predigen zu üben. Dann war er eine Zeitlang in Halle und in Berlin Hofmeister, worauf er im J. 1749 Pfarrer zu Lassahn in Schwedisch-Pommern wurde. Hier verheirathete er sich und kam dann im J. 1757 als erster Pfarrer nach Barth, einer Stadt in Schwedisch-Pommern. Er hatte hier das traurige Geschick, seine inniggeliebte Frau durch den Tod sich entrissen zu sehen, was ihm sehr nahe gieng, so daß er ein ganzes Jahr lang sich fast nicht wollte trösten lassen; doch besiegte er in Gottes Kraft allmählich der Trennung Schmerz durch die Hoffnung eines frohen Wiedersehens (vgl. Nro. 602, 6. 7.). Um diese Zeit erquickte ihn auch der Besuch der drei jungen Schweizer, Lavater, Füßli und Felix Heß, die ihn im J. 1763, angezogen von seinem Predigerruf und mehreren seiner Schriften, z. B. seinen „Gedanken über die Bestimmung des Menschen" und „über den Werth

der Gefühle im Christenthum", in seiner Einsamkeit zu Barth aufsuchten und längere Zeit einen gesegneten Umgang mit ihm pflogen. Lavater dichtete eine Ode auf ihn, die mit den Worten beginnt:

„Edelster unter den Menschen, der fern am Baltischen Ufer
Einsam, ein Licht in der Finsterniß, wohnt."

Er kann in allen seinen Briefen, die er nach Haus schrieb, Spalding's Edelsinn nicht genug loben. Bald sollte dieser aber nun aus seiner stillen Verborgenheit auf einen der wichtigsten Posten gerufen werden. Zu Ostern des J. 1764 wurde er preußischer Oberconsistorialrath und Probst an der St. Nikolaikirche zu Berlin. Es war dieselbe Stelle, die einst der ehrwürdige Spener bekleidet hatte. Während dieser aber von hier aus für Begründung eines lebendigen Glaubens und Erneuerung des kirchlichen Lebens durch den Geist der Schrift wirkte, waren „Aufklärung, Recht der Vernunft, Toleranz" die Losungsworte Spalding's. Als Prediger erwarb er sich in dieser Zeit einen großen Namen und seine Zeitgenossen versichern, „die Religion habe von seinen Lippen einen unwiderstehlichen Reiz gehabt." Er gab auch viele seiner Predigten heraus. Als sich die Hoffnung vereitelte, daß nach dem Tod König Friedrichs II. im J. 1786 das muthwillige Verfahren in Absicht auf religiöse Gegenstände aufhören werde und im J. 1788 das preußische Religionsedikt erschienen war, legte er seine Probststelle nieder, behielt jedoch seine Stelle im Oberconsistorium noch bei. Im J. 1797 gab er seine letzte Schrift heraus: „Die Religion eine Angelegenheit des Menschen", und entschlief dann am 26. Mai 1804 in einem Alter von neunzig Jahren sanft und still. Sein Biograph schreibt hierüber: „Es gilt von ihm, was von Abra-„ham gesagt wird: „„er nahm ab und starb in einem ruhigen Alter, „da er alt und lebenssatt war.""

Sein Antheil an dem von Diterich besorgten „Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch in den K. Preußischen Landen. Berl. 1780" besteht in wenigen durch ihn veränderten ältern Liedern und in einem einzigen von ihm selbst gedichteten Liede (Nro. 602.). Sonst findet sich nichts, das er gedichtet hätte.

(Quellen: Joh. Joach. Spalding's Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgesetzt und herausgegeben mit einem Zusatz von dessen Sohn G. L. Spalding. Halle. 1804. — Schlichtegroll's Nekrolog für das neunzehnte Jahrhundert. Band V. S. 99—207.)

Patzke, Johann Samuel, wurde geb. 24. Okt. 1727 zu Frankfurt a. d. O. Sein Vater, ein armer Accisbeamter, übergab ihn dem Großvater zur Erziehung. Er zeigte auf dem Gymnasium zu Frankfurt viel Lernbegierde, hatte aber dessen ungeachtet eine tiefe Kränkung zu erfahren. Dem Rektor fiel nämlich seine armselige Kleidung auf, so daß er einmal in die Worte ausbrach: „Da, wo der Bettelbube sitzt, könnte auch wohl noch ein ehrlicher Mensch sitzen." Dieß schnitt dem jungen Patzke tief durch's Herz, daß er mit Thränen in

den Augen seine Bücher zusammenraffte und die Schule verließ, Willens, das Studieren nun ganz aufzugeben. Er bewarb sich deßhalb um eine Sekretärsstelle bei der Post in Frankfurt. Durch die Fürbitte seiner Mitschüler und durch ein Gedicht, das er auf die Hochzeitfeier des Rektors machte, ward dieser jedoch bewogen, ihn wieder in die Schule aufzunehmen. Im J. 1745 begann er nun in Frankfurt das Universitätsstudium. Gelegenheitsgedichte, die er als beliebter Dichter verfaßte, und einige Hausinformationen waren seine einzigen Geldquellen, von denen er kaum seine nöthigsten Bedürfnisse bestreiten konnte. Er ging nun auch noch auf die Universität Halle; obgleich er aber auch hier noch so sehr sparte, so mußte er doch seinem Wirth sieben Thaler schuldig bleiben. Da geht er einsmals, hierüber ganz tiefsinnig, an der Post vorbei, und wie er da nach den angeschlagenen Wechseln blickt, so traut er kaum seinen Augen, als er liest: „H. Patzke erhält zehn Dukaten.“ Es war dieß die Gabe eines verborgenen Wohlthäters. In seiner Herzensfreude wirft er sich sogleich hinter dem zurückgeschlagenen großen Postthor in einem Winkel auf seine Kniee nieder und dankt Gott, der ihm aus Finsternissen Licht geschafft, mit heißen Thränen.

Nachdem er nun seine Studien vollendet hatte, empfahl ihn der Oberhofprediger Sack in Berlin dem Markgrafen Heinrich v. Schwedt zu der erledigten Pfarrstelle in Wormsfeld und Stolzenberg. Dieser forderte ihn vor sich. Anfangs war er in größter Angst und Verlegenheit, wurde aber durch die wohlwollende Aufnahme immer beherzter, so daß er nun mit beredtem Munde erzählte, auf welchen rauhen Wegen ihn bisher Gott geführt und sicher geleitet habe. Dadurch erwarb er sich die Gunst des Markgrafen und legte durch sein aufrichtiges, herzeinnehmendes Benehmen den Grund zu seinem künftigen Glück. Im J. 1755 durfte er die genannte Pfarrei beziehen. Aber auch hier hatte er bei einem geringen Einkommen mit Mangel und Armuth zu kämpfen. Gott lenkte jedoch das Herz des Markgrafen, daß er ihn auf die edelmüthigste Weise unterstützte, sobald er von seiner Noth Kunde erhielt. Er lud nämlich Patzke vor sich und sagte ihm, er fahre nun mit ihm hinaus in sein Haus nach Wormsfeld zum Essen. Als sie hinkamen, sah der arme Pfarrer, der in größter Verlegenheit stets betheuerte, er habe nicht einmal die Stühle, um eine solche Gesellschaft zu setzen, wie sein ganzes Haus, Küche, Keller und sogar die Bibliothek aufs schönste eingerichtet und gefüllt waren. Im J. 1758, bald nach seiner Verheirathung, verheerten die Russen, die in die Mark eingefallen waren, seinen Ort und die ganze Umgegend. Unter dem Klaggeschrei der Unglücklichen, das ringsum zu vernehmen war, flüchtete er seine hochschwangere Frau zu ihren Eltern nach Schlesien. Bald kehrte er zurück und sah nun nichts, als Jammer und Elend; seine Gemeinde war zerstreut; sein Haus in eine Mördergrube verwandelt; Alles war ihm geraubt, selbst seine Bücher waren

zerrissen und mit Unflath beschmutzt. Seine Lage war höchst traurig; er mußte mit Hunger und Blöße kämpfen und hätte sein Leben nicht fristen können, wenn ihm sein alter, bewährter Wohlthäter, der Markgraf, nicht monatlich acht Thaler hätte auszahlen lassen. Ein Jahr darnach wurde er Pfarrer zu Linzen in der Churmark, wohin er nun seine Frau aus Schlesien wieder zurückholte. Kaum aber sah er sie wieder bei sich, so fielen abermals die Russen in die Mark ein und verheerten Alles mit Feuer und Schwert. Doch auch hier verzagte sein Herz nicht; er glaubte es fest, was er in seinem Liede: „Der du das Loos" (Nro. 22.) so festen Muthes singt, daß ohne Gottes Willen kein Haar von seinem Haupte falle. Gott war auch hier auf sein Wohl bedacht, daß er nicht unterliegen durfte; auf die Empfehlung des Markgrafen nämlich kam er 1762 als Prediger an die heilige Geistkirche nach Magdeburg. Der Markgraf blieb ihm Zeitlebens zugethan. Jedes Jahr mußte er ihn besuchen, wo er dann jedesmal hundert Dukaten geschenkt erhielt. Auch in Magdeburg sollte er anfangs „durch mancher Prüfung Enge wallen"; er fand eine schwierige Stellung. Allein durch seine hinreißende Predigtweise, durch sein redliches Wesen und sein aufrichtiges Wirken für's Gute gewann er sich allmählich die Achtung und Liebe der Gemeinde in hohem Grad. Er wirkte besonders auch für Volksbelehrung und Besserung durch einige Wochenschriften, die er herausgab. Nun hatte er endlich Ruhe gefunden und lebte in glücklicher Zufriedenheit noch manches Jahr dahin. So wußte ihm der Herr aus des Lebens Bitterkeiten sein Glück zu bereiten, daß er recht aus der Erfahrung und im Herzensdrang jenes schöne Glaubenslied voll kindlichen Vertrauens singen konnte. Allein der Abend seines Lebens sollte in dieser unbeständigen Welt noch recht leidensvoll werden. Die drei letzten Jahre seines Lebens hatte er mit den größten Körperschmerzen und Beschwerden zu kämpfen, bis endlich der Tod seinen Qualen ein Ende machte am 14. Dez. 1786. Seine Zeitgenossen schildern ihn als einen der edelsten, besten und achtungswürdigsten Menschen.

Von ihm erschienen: Gedichte. Halle. 1750. — Lieder und Erzählungen. 3 Thle. Halle. 1754. — Musikalische Gedichte nebst einem Anhang einiger Lieder für Kinder von J. S. Patzke. Magd. und Leipz. 1780.

(Quellen: Sam. Baur's interessante Lebensgemälde der denkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts. Band I. S. 426—444.)

Feddersen, Jakob Friedrich, geb. 31. Juli 1736 zu Schleswig, wo sein Vater Kaufmann war. Das sollte er anfangs auch werden, weßhalb er bereits eine Zeitlang bei einem Kaufmann in der Lehre war. Er wurde dieser Beschäftigung aber bald überdrüssig und besuchte nun in regem Wissenstrieb die lateinische Schule. In seinem fünfzehnten Jahre starb ihm seine Mutter, deren Andenken ihm

ſein Lebenlang theuer blieb. Sie ließ ihn vor ihr Sterbebett kommen und rief ihm, ihre letzten Kräfte zuſammenraffend, mit nachdrücklicher Stimme wenige Minuten vor ihrem Verſcheiden zu: „Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen!" Dieſe Worte blieben ſeiner Seele wie eingegraben und halfen ihm ſpäter aus mancher Verſuchungsſtunde. Vom J. 1755—1758 ſtudierte er Theologie auf der Univerſität Jena. Schon im J. 1760 berief ihn ſodann der Herzog von Auguſtenburg zu ſeinem Kabinetsprediger. Hier lernte ihn der Erbprinz von Bernburg kennen, der ihn ſofort nach ſeinem Regierungsantritt im J. 1766 zum Hofprediger ſeiner Gemahlin nach Ballenſtädt berief. Er wurde ſo nach zweihundert Jahren, welche ſeit Arndt's Abſchied von dort verfloſſen waren, der erſte evangeliſche Prediger und Seelſorger, deſſen ſich die lutheriſchen Einwohner des Herzogthums endlich wieder zu erfreuen hatten. Hier trat er auch in den Eheſtand, in welchem ihm zwei Söhne und eine Tochter geſchenkt wurden. Als jedoch im J. 1769 die Fürſtin im Wochenbett geſtorben war, kam er als dritter Prediger an die St. Johanniskirche nach Magdeburg, wo er Patzke und Sturm als Collegen antraf. Nachdem er hier acht Jahre lang, innig geliebt von ſeiner Gemeinde, gewirkt hatte, wurde er im J. 1777 als Domprediger und Beichtvater des ganzen herzoglichen Hauſes nach Braunſchweig berufen. Er hatte hier eilf Jahre lang durch ſeinen Amtseifer und ſeine hohen Kanzelgaben das größte Zutrauen und die herzlichſte Liebe nicht nur von der ganzen Gemeinde, ſondern auch vom herzoglichen Hauſe zu genießen, ſo daß er oft beſchämt ausrief: „Herr! ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir thuſt!" Beſonders mit dem edlen Herzog Ferdinand von Braunſchweig lebte er in vertrauteſter Freundſchaft. Da berief ihn der König von Dänemark im Frühjahr 1788 als Hauptpaſtor und Probſt des Altona'ſchen und Pinnebergſchen Conſiſtoriums nach Altona. Obgleich ihm der Abſchied von ſeiner Braunſchweiger Gemeinde überaus ſchwer fiel, ſo wollte er doch den Ruf ins Vaterland nicht ablehnen, und traf nun am 17. Juni 1788 in Altona ein, wo er mit dem ſehnlichſten Verlangen erwartet wurde. Mit dem größten Eifer widmete er ſich ſogleich ſeinem neuen Amt, unter allen ſeinen Amtsverrichtungen war ihm aber der Unterricht der Jugend das Liebſte. Durch ſeine Kinderliebe gewann er ſich die Herzen der Schulkinder ſo, daß ſie ſich ſtets auf ſein Kommen in die Schule herzlich freuten und ihn oft ſelbſt darum baten. Er war überhaupt von ganz ſanfter, freundlicher und friedlicher Art, gewöhnt, bei den Nebenmenſchen gern Alles zum Beſten zu kehren. Vor dem bloßen Gedanken an theologiſche Streithändel graute ihm, „weil ſie nicht frommen". Das Studium der Bibel war ſeine tägliche Beſchäftigung und jeden Morgen machte er den Anfang ſeiner Arbeit mit dem Leſen eines Abſchnitts aus dem griechiſchen N. Teſtament oder aus den Pſalmen.

Der Herr hatte aber in seinem Rath beschlossen, ihn von seiner edlen, segensreichen Laufbahn im kraftvollsten Alter abzurufen. Es war, als hätte er dieß geahnet. An den Garten hinter seiner Wohnung in Altona stieß der Kirchhof. Gleich beim ersten Besuch dieses anmuthigen Gartens nun wählte er sich zwischen zwei Linden, die auf dem Kirchhof standen, eine Begräbnißstelle aus und wiederholte dabei gegen seine Freunde mehr wie einmal unter heiteren Gesprächen die Worte: „Dort will ich schlafen". Von Braunschweig her war ihm in Folge eines heftigen Katarrhfiebers eine Mattigkeit zurückgeblieben, bei der er sich im Eifer für seinen neuen Beruf nicht genug schonte. Dazu kam, daß er wegen einer Kränklichkeit seiner Frau, die ihr den Tod drohte, in große Aengsten kam. Sie genas jedoch wieder, dagegen ward aber nun er am 20. November von einem Flußfieber befallen, das ihn jedoch nicht abhielt, am 27. Sonntag nach Trinitatis noch selbst die Predigt zu halten. Kaum war er aber zu Haus, so brach das Fieber mit so heftiger Gewalt an ihm aus, daß er alsbald dachte, diese Krankheit werde seine letzte seyn. Er gab zwar zu erkennen, daß er für seine Person gern stürbe, er wünsche jedoch, wenn es Gott gefiele, für die Seinigen und für seine Gemeinde noch länger zu leben. Die Krankheit entwickelte sich zu einem förmlichen Faulfieber, wobei ihn jedes Gespräch schon in große Aufregung brachte, so daß längere Zeit bloß seine Frau und Tochter nebst zwei Freundinnen um ihn seyn durften. Er trug alle Beschwerden, Schwachheit und Schmerzen ohne eine Spur von ungeduldigem Murren und stärkte sich beständig durch ein herzliches Gebet zu Gott. Manchmal aber klagte er: „Ich kann jetzt nicht beten und sonst war ich so geübt darinn"; dann pflegte er sich mit der großen Wahrheit zu trösten: „Wir haben einen Fürsprecher beim Vater". „Ich habe," sagte er einmal zu einer seiner Freundinnen in einer schweren schlaflosen Nacht, „so die Gewohnheit, daß ich, wenn mir bei meiner Arbeit ein guter Gedanke einfällt, denselben auf einen kleinen Zettel schreibe und mir denselben vor Augen lege, um ihn wieder ins Gedächtniß zu bringen. Im Anfang meiner Krankheit kam es mir nun vor, als sähe ich einen solchen Zettel vor mir, auf welchem die Worte standen: „Vollkommen werden" — „Gehorsam lernen" — „Glaube und Vertrauen üben" — und eben sahe ich einen Zettel, darauf stand: „Jehovah meine Hülfe!" Daraus schließe ich, nun wird die Hülfe Gottes kommen." (Weiteres vgl. Thl. II. zu Nro. 142.) Mit dem Christfest trat der Tod ihm nahe. Aber die Wahrheit des Wortes: „Der Gerechte ist auch in seinem Tode getrost", traf auch an seinem Sterbebett ein zu großer Rührung und Ermunterung der umstehenden Zeugen. Bei aller Demuth blickte er auf seine vollbrachte Amtsführung mit der Freudigkeit eines guten Gewissens zurück, begnügte sich willig, dem Rufe Gottes zu folgen und redete von demselben stets als von seinem Hingang zu Gott. Die Hoffnung und stille Freudigkeit,

die er in seinem Liede Nro. 522, V. 6 und 7. den Greisen aussprechen läßt, belebte auch ihn. Die ruhigen Augenblicke, die er unter vielen bewußtlosen Stunden genoß, wandte er zum Gebet an und bezeugte einmal über das andere: „Ich hoffe aus Gnaden um Jesu willen selig zu werden," und ein andermal rief er aus: „O! ich kann's nicht beschreiben, welchen Frieden ich in meinem Herzen empfinde. Deinen hohen Frieden schmeck' ich schon hienieden, und was hoff' ich dort!" Unaufhörlich betete er für seine Frau und Kinder, daß sie Gott auf seinen Wegen erhalten wolle; er durfte auch seinen von Kiel herbeieilenden Sohn noch einmal sehen und segnen. In seiner letzten Lebensnacht, da er Niemand mehr kannte und nichts vernahm, was außer ihm vorgieng, betete er noch mit starker, durchdringender Stimme für die Seinigen, für seine Freunde, die er alle mit Namen nannte, für den König, für Stadt und Gemeinde bis zu einer halben Stunde vor seiner Auflösung. Tausendfachen Segen rief er über Jeden herab. Man konnte ihn nicht völlig mehr verstehen, zumal da sich immer Bilder der irrenden Phantasie einmischten. Mehrmal aber hörte man noch ganz deutlich die Worte: „Außer Christum kann ich nichts; durch Christum vermag ich Alles". So gieng seine Gott geheiligte Seele unter beständigem Gebet in die Wohnungen der Gerechten hinüber am Morgen des letzten Tages im Jahr 1788.

Er war ein praktischer Volksschriftsteller; besonders bekannt sind seine „Nachrichten vom Leben und Ende gutgesinnter Menschen. Halle, 1776—1785. 5 Theile." Namentlich aber schrieb er auch für Kinder, z. B.: „Das Leben Jesu für Kinder. Halle, 1777." — „Lehrreiche Erzählungen aus der biblischen Geschichte für Kinder. 3. Aufl. 1788." — „Beispiele der Weisheit und Tugend aus der Geschichte mit Erinnerungen für Kinder. 2 Thle. Halle, 1777—1780." In diesen Schriften stehen mehrere geistliche Lieder, die er dichtete, manche auch in seinen „Unterhaltungen mit Gott in besondern Fällen und Zeiten. Halle, 1774" und in den „Andachten im Leiden und auf dem Sterbebett. 1772."

(Quellen: Fr. Wilh. Wolfrath's Leben Feddersen's im sechsten Band der Nachrichten von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen von Feddersen. Halle 1790.)

Münter, Dr. Balthasar, geb. 24. Merz 1735 zu Lübeck. Schon in seinem zwölften Jahr erfuhr er einen traurigen Wechsel des Glücks. Sein Vater, ein angesehener und reicher Kaufmann, sank plötzlich aus dem Schooß des Reichthums in große Armuth. Für den Knaben war aber gerade dieses Mißgeschick ein Sporn, sich durch Fleiß und Geschicklichkeit den Weg zu seinem Fortkommen in der Welt zu bahnen. Er wurde von der Zeit an einer der besten Schüler auf dem Lübeck'schen Gymnasium. Damals schon erwarb er sich durch deutsche Gedichte großes Lob, besonders durch ein paar Oden zum Preis der Gottheit. Im J. 1754 bezog er die Universität Jena, um Theologie

zu studieren und wurde 1757 Privatdocent und bald darauf Adjunkt an der philosophischen Fakultät. Mit einer fast unglaublichen Anstrengung hielt er hier täglich 8—10 Vorlesungen. Im J. 1760 verschafften ihm seine seltenen Predigergaben die Stelle eines Waisenhauspredigers und Hofdiakonus in Gotha. Nach dritthalb Jahren schon kam er als Superintendent nach Tonna, einige Stunden von Gotha; er hatte sich aber durch seine Predigten, die sehr geblümt und bilderreich waren, die Gunst des Herzogs so sehr erworben, daß er immer noch alle Monate einmal in Gotha vor ihm predigen mußte. Heiter und zufrieden mit seinem Schicksal genoß er des ihm von Gott beschеerten Lebensglücks voll Danks gegen den Geber so vieler guten Gaben. Da ward er im J. 1765 als erster Prediger zur deutschen Petrigemeinde nach Kopenhagen berufen, wo vor ihm der ehrwürdige Dr. Hauber stand. Diesen Posten bekleidete er achtundzwanzig Jahre lang. Durch treue Amtsführung und ausgezeichnete Predigergaben erwarb er sich die größte Liebe der Gemeinde. Besonders weckte er viele junge Männer zum Eifer im Predigerberuf. Es erschienen auch viele Predigtsammlungen von ihm. Zu gleicher Zeit mit ihm weilten Cramer und Klopstock in Kopenhagen, die ihn zu seinen dichterischen Arbeiten aufmunterten und im vertrautesten Umgang mit ihm lebten. Im Jahr 1772 hatte er hier den unglücklichen Minister Struensee zum Tode auf dem Schaffot vorzubereiten, durch dessen Bekehrungsgeschichte, die er in demselben Jahre noch herausgab, er sich sehr berühmt machte. In den letzten fünf Jahren seines Lebens erwarb er sich auch durch bessere Einrichtung des Armenwesens, die er mit viel Eifer und Einsicht betrieb, große Verdienste. Sein Haus war eine Wohnung des Friedens und der Ruhe. Unumschränktes Wohlwollen, Aufrichtigkeit und Bescheidenheit sind liebliche Züge seines Charakterbildes. Er starb in sanfter Glaubensruhe am 5. Okt. 1793 in einem Alter von achtundfünfzig Jahren.

Zuerst gab er „geistliche Cantaten auf die Evangelien, 1769" heraus, dann in den Jahren 1773 und 1774 zwei Sammlungen geistlicher Lieder. Beide enthalten hundert Lieder. Seine Freunde wetteiferten, sie mit Melodien zu schmücken. Zur ersten Sammlung sind Melodien beigegeben von dem Kapelldirektor Benda, Kapellmeister J. Chr. Fr. Bach in Bückeburg und Musikdirektor Hiller in Leipzig; zur zweiten von Fr. Bach allein. Seine geistliche Lieder, an denen er mit größter Sorgfalt feilte, waren ihm die liebsten unter seinen Schriften. Viele derselben erwarben sich auch wirklich die allgemeinste Geltung, wie z. B. „Stärk uns Mittler" — „Mein Glaub ist meines Lebens Ruh" — „Dich krönte Gott mit Freuden". Sie haben mehr poetischen Gehalt und Reiz, als die Gellert'schen Lieder. Küttner in seinen Charakteren deutscher Dichter sagt von ihnen: „Sie athmen einen „ächten Dichtergeist, Andacht und Empfindungen des feurigsten Danks; „sie sind erhaben ohne lyrische Kühnheit, reich an neuen und herz-

„erhebenden Gedanken, reicher an Ausbrüchen innigen Gefühls, als „an lehrender Moral; sie haben einen gewissen Anstrich von männ„licher Ernsthaftigkeit, mehr den Ton feierlicher, als weicher Empfin„dungen und eine kraftvolle, reine und gewählte Sprache."

(Quellen: Dr. Balthasar Münter's Leben und Charakter von seinem Sohne Dr. Fr. Münter. Kopenhagen. 1793. — Schlichtegroll's Nekrolog auf das J. 1793. Bd. 1. S. 322—364. — Henke's Archiv für die Kirchengeschichte. Bd. 1. Stück 4. S. 6 rc.)

Mudre, M. Johann Friedrich, wurde am 26. Dez. 1736 zu Lübben in der Niederlausitz geboren, wo sein Vater seines Handwerks ein Weber war. Im J. 1757 bezog er die Universität Leipzig, wo er Gellert's Schüler wurde. Er wurde im J. 1771 Pfarrer in Bubendorf bei Borna, und zwei Jahre darauf in Mittelsaida bei Freiberg. Dort wirkte er bis ins hohe Alter viele Jahre im Segen. Zuletzt zog er sich nach Marienberg zurück und verbrachte hier den Abend seines Lebens, „ohne Furcht und Grauen seinem Tod entgegenschauend", der endlich am 30. Mai 1810 über ihn kam.

Er verfaßte 101 geistl. Lieder, unter welchen sich, wie Knapp bezeugt, manche liebliche befinden. Sie erschienen unter dem Titel: „Geistliche Lieder und Gedichte. Friedrichsstadt bei Dresden 1770."

Heeren, Heinrich Erhard, geb. am 16. Febr. 1728 zu Bremen im Herzogthum Bremen, wo sein Vater Pfarrer war. Er wurde im J. 1754 Subrektor an der Domschule zu Bremen, 1760 Pfarrer zu Arbergen bei Bremen und 1775 Domprediger in Bremen. Er ist der Vater des bekannten Hofrath Dr. A. H. L. Heeren, Professors der Geschichte in Göttingen. In seinen letzten Jahren begab er sich in den Ruhestand und starb als ein alter, ehrwürdiger Greis von dreiundachtzig Jahren am 8. Merz 1811.

Er dichtete im Ganzen zweiunddreißig Lieder, die nebst siebenundzwanzig veränderten Liedern unter dem Titel erschienen: „Neue und veränderte geistliche Lieder zu einem neuen öffentlichen Gesangbuch beigetragen. Bremen 1778." Er war auch Mitarbeiter am Gesangbuch für die Bremer Domkirche vom J. 1778.

Hermes, Dr. Johann August, wurde geboren am 24. Aug. 1736 in Magdeburg. Er besuchte zuerst die Schule zu Klosterbergen unter dem frommen Abt Steinmetz und dann die Universität Halle, wo er für Knapp am Waisenhaus unterrichtete. Er fand sich aber hier, wie schon in Klosterbergen, vom Pietismus abgestoßen. Seine erste Anstellung fand er im J. 1759 als Hülfsprediger zu Parchim im Mecklenburgischen, dann wurde er Pfarrer zu Groschendorf, wo der siebenjährige Krieg für ihn mancherlei schwere Drangsale herbeiführte und ihn fast all seines Eigenthums beraubte. Er ertrug aber solche Noth mit herzlichem Vertrauen zu Gott und erwarb sich unter der Zucht des h. Geistes dabei eine ungemeine Fassung des Gemüths, einen wahren christlichen Gleichmuth, der ihm in den Prüfungen, die seiner

noch warteten, wohl zu Statten kam. Nach geschlossenem Frieden kam er als Prediger nach Wahren. Hier zog er sich durch seine freiern Ansichten, die in manchen Punkten von der Kirchenlehre abwichen und die er im Jahr 1771 und 1772 in seinen „wöchentlichen Beiträgen zur Beförderung der Gottseligkeit" veröffentlichte, allerlei Anfechtungen und Verketzerungen zu. Im J. 1777 wurde er Prediger in Dittfurt, einem Dorfe bei Quedlinburg. Hier schrieb er sein „Handbuch der Religion", das sich allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatte und in viele fremde Sprachen übersetzt wurde. Namentlich erwarb er sich dadurch die Gunst der Aebtissin Amalie von Quedlinburg, auf deren Betreiben er im J. 1780 Oberprediger und später Superintendent und Consistorialrath in Quedlinburg wurde. Noch einmal sollte er im hohen Alter die Schrecknisse des Kriegs erfahren müssen; nach der Schlacht bei Jena im J. 1806 wurde ihm von den Franzosen sein ganzes Haus ausgeplündert. Auf Dornen mußte er stets zu seinem Ziel hingehen. Er hatte es aber längst gelernt, dem großen Dulder als sein Jünger zu folgen. Bei den vielen Feinden und Gegnern, die er hatte, gab er stets Zeugniß von dem edlen Geist der Duldung, der ihn beseelte; allen ihren Angriffen suchte er nichts als ein reines und tadelloses Leben entgegenzusetzen und hielt allezeit fest an der Regel, die er in seinem so beliebt gewordenen Passionslied: „Ach! sieh ihn dulden" (Nro. 148, 7.) ausspricht: „Nie will ich mich am Feinde rächen." Endlich durfte er als ein hochbetagter Greis von fünfundachtzig Jahren zum ewigen Frieden heimgehen. Er starb zu Quedlinburg am 6. Jan. 1822.

Wir haben von ihm bloß drei geistliche Lieder, die in den zwei letzten Hauptstücken seines Handbuchs der Religion vom J. 1779 neben „Morgen- und Abendandachten" stehen. Er besorgte auch das neue verbesserte Quedlinburger Gesangbuch vom J. 1787.

(Quellen: J. A. Hermes nach seinem Leben, Charakter und Wirken von H. Fritsch.)

Koppe, Dr. Johann Benjamin, geb. 19. August 1750 zu Danzig, wo sein Vater Tuchmacher war. Im elterlichen Hause erhielt er nachhaltige Eindrücke der Frömmigkeit und studierte dann vom J. 1769 zu Leipzig die alten Sprachen. 1776 wurde er in Göttingen Professor der Theologie, 1784 Oberpfarrer und Generalsuperintendent in Gotha, und 1788 Consistorialrath und Hofprediger in Hannover, wo er am 12. Febr. 1791 starb. In seinen letzten Lebensjahren trafen ihn manche Leiden, besonders auch durch den Tod seiner Frau. Als seine Gesundheit endlich ganz geschwächt war und die Aerzte ihm ihre Besorgnisse für sein Leben mittheilten, bereitete er sich mit Ruhe zu seinem Tode vor. Er äußerte dabei mehrmals, „daß er nie so stark den Werth seines theologischen Studiums gefühlt, als in diesen Augenblicken, wo das Wesentliche desselben sich vor ihm in Einem Punkte vereinige." Er war ein seltener, großer Charakter voll

Nachgiebigkeit und Festigkeit, Freundlichkeit und Ernst. Er ist der Herausgeber des bekannten Commentars zum N. Testament. Eine Ausgabe seiner sehr beliebten Predigten besorgte Spittler im J. 1792 bis 1793. Göttingen. 2 Bde.

Seine wenigen Lieder stehen in dem von ihm herausgegebenen „christlichen Gesangbuch. Göttingen. 1789."

(Quellen: Die deutschen Kanzelredner des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts von Dr. H. Döring. Neustadt a. d. Orla. 1830.)

Eschenburg, Dr. Johann Joachim, der Sohn eines Kaufmanns zu Hamburg, wo er am 7. Dez. 1743 geboren wurde. Im Jahr 1764 bezog er die Universität Leipzig, und hörte dort Gellert's Vorlesungen mit großer Begierde und heiligem Ernst. Um Michaelis des Jahrs 1767 wurde er Hofmeister am Collegium Carolinum in Braunschweig, wo er zugleich auch anfieng, Vorlesungen über die schöne Literatur zu halten. Dadurch machte er sich einen solchen Namen, daß er zwei Jahre später Professor an dieser Anstalt wurde und 1777 an Zacharia's Stelle kam. Im J. 1787 übernahm er das Direktorium des Braunschweig'schen Intelligenzwesens. Er trug ungemein viel zur Beförderung der schönen Literatur der Deutschen bei, und machte sich besonders um Shakespeare, dessen Werke er von 1798—1806 übersetzte, sehr verdient. Zuletzt wurde er noch geheimer Justizrath und Canonikus des Cyriakusstiftes zu Braunschweig und starb als solcher am 29. Febr. 1820.

Die fünfzehn geistlichen Lieder, die er im Ganzen dichtete, erschienen im Zollikofer'schen Gesangbuch vom J. 1766, in Niemeyer's Gesangbuch für höhere Schulen und im neuen Braunschweig'schen Gesangbuch, das er bearbeiten half.

(Quellen: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von C. H. Jörden's. Leipz. 1806—1812.)

Fröbing, Johann Christoph, geb. 8. Mai 1746 zu Ohrdruf in Thüringen. Im J. 1776 wurde er Conrektor in Hannover und blieb dieß zwanzig Jahre lang; 1796 kam er auf eine Pfarrei im Lüneburgischen, und im J. 1800 wurde er Diakonus zu Mark-Oldendorf im Hildesheimischen, wo er am 25. Jan. 1805 starb.

Er dichtete ungefähr hundert geistliche Lieder, in denen manchmal noch der alte Glaubenston durchklingt.

Bickel, Johann Daniel Carl, geb. 24. Juni 1737 zu Altweilnau im Herzogthum Nassau. Er war Nassau-Usingen'scher Superintendent in Mosbach und starb als solcher am 28. Juni 1809.

Er dichtete bloß zwei geistliche Lieder, welche zuerst in dem durch ihn besorgten Nassau-Usingen'schen Gesangbuch vom J. 1779 erschienen.

Röding, Johann Heinrich, geb. 20. Nov. 1732 zu Hamburg. Er war sein eigener Lehrmeister und sammelte sich ohne eigentlichen Unterricht durch eigenen Fleiß schöne Kenntnisse in den Sprachen und

Wissenschaften. Als Jüngling suchte er einen niedrigen Dorfschulmeisterdienst und erhielt ihn auch, wiewohl nur mit Mühe; dann kam er als Unterlehrer in die Schule des berühmten Jürgen Elert Kruse, hierauf an die Schule zu Tellingstadt in Holstein mit dem Titel eines Rektors. Endlich wurde er im J. 1768 Lehrer an der Jakobsschule zu Hamburg, wo er am 28. Dez. 1800 starb. Er war ein sanfter, liebreicher Mann voll Eifers, junge Herzen für den Herrn zu gewinnen.

Er ist ein Schulliederdichter. So erschienen von ihm: „Lieder über den Katechismus, nebst Gebeten für Kinder. 1772." — „Geistliche Lieder und Gebete für Kinder zum Gebrauch in den Schulen. 1774." — Außerdem schrieb er noch viele Unterrichts- und Erbauungsschriften, z. B. „die Leidensgeschichte Jesu mit untermengten Betrachtungen und Liedern. 1773." Im Ganzen dichtete er vierundachtzig geistliche Lieder, die zu Hamburg, im J. 1784 gesammelt, erschienen.

(Quellen: Thieß, Hamburger gelehrte Geschichte. II. 138.)

Pfeffel, Gottlieb Konrad, wurde am 28. Juni 1736 zu Colmar im Elsaß geboren, wo sein Vater französischer Hofconsulent war. Bevor er noch zwei Jahre alt war, starb ihm sein Vater, und seine würdige Mutter hatte ihn nun allein zu erziehen. Schon im fünfzehnten Jahr bezog er die Universität Halle, um die Rechte zu studieren. Von Kindheit auf hatte er an Augenentzündungen zu leiden; eine solche brach nun in Halle bei ihm im heftigsten Grade aus, weil er oft ganze Nächte durch studierte. Es bildeten sich auf beiden Augen Flecken, so daß er von Halle abreisen mußte. Er begab sich nun zu seinem Bruder, der in Dresden als sächsischer Legationsrath angestellt war; als aber derselbe im J. 1754 nach Polen ziehen mußte, kehrte er nach Colmar zurück. Drei Jahre später erblindete er, erst einundzwanzig Jahre alt, vollends gänzlich trotz aller Heilversuche. Nun sah er sich, um nicht so ganz hülflos und verlassen dazustehen, nach einer Gehülfin um und erhielt durch eine im J. 1759 geschlossene Heirath eine milde, sanfte Trösterin in seinem Mißgeschick. Im J. 1760 gab er Gedichte heraus unter dem Titel: „Poetische Versuche", die überall ungemeinen Beifall erregten; er hatte sie während seiner schwersten Augenleiden von 1753—1760 gedichtet. Im Jahr 1773 legte er unter dem Namen einer Kriegsschule ein akademisches Erziehungshaus für protestantische Jünglinge in Colmar an. Es waren besonders viele Schweizerjünglinge, die hier durch ihn einen trefflichen Unterricht genossen. Zur Anerkennung seiner Verdienste erhielt er daher auch das Schweizerische Bürgerrecht und wurde im J. 1783 in den großen Rath der Stadt Biel aufgenommen. In Folge der französischen Revolution wurde aber seine Kriegsschule aufgehoben. Zuletzt wurde er noch im J. 1803 Präsident des neu errichteten evangelischen Consistoriums zu Colmar. Während fünfzigjähriger Blindheit, in der er hienieden seine Wege gehen mußte, erlähmte sein kräftiger Geist doch nicht; seine Augen waren nach Außen zwar geschlossen,

sein Seelenauge aber war um so schärfer und thätiger; so dichtete er auch seine lieblichen Fabeln während seiner Blindheit, durch die er sich besonders bekannt gemacht hat. Dabei war ihm das Christenthum, dessen Trost und Kraft er in seinem traurigen Mißgeschick am eigenen Herzen reichlich erprobte, eine Herzenssache. Er starb zu Colmar im Jahr 1809.

Seine geistlichen Lieder, die er, wie Röding, für Schulzwecke dichtete, stehen in den von ihm herausgegebenen „Liedern für die Colmar'sche Kriegsschule. Cölln. 1778," welche durchaus moralischen und religiösen Inhalts sind, und von ihm meist auf französische Opernmelodien verfertigt wurden.

(Quellen: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten v. Jörden's.)

Dürr, Leonhard Friedrich, geb. 23. Nov. 1743 in Leutkirch, einer oberschwäbischen, nun zu Würtemberg gehörenden Reichsstadt. Sein Vater war dort Schulmeister. Nachdem er in Tübingen und Altdorf seine Studien vollendet hatte, wurde er im J. 1765 in Kempten Rektor und 1768 Pfarrer, als der er auch starb.

Er gab eine Schrift heraus: „Versuche in Verbesserung einiger Kirchenlieder. Leipz. 1779." Diese Schrift enthielt fünfzig durch ihn veränderte und fünf neue von ihm gedichtete Lieder.

Friedrich Eberhard, Prinz von Hohenlohe-Kirchberg, Sohn des Grafen und spätern Fürsten Carl August zu Hohenlohe-Kirchberg, geb. in Kirchberg an der Jaxt 21. Okt. 1737. Seine Erziehung war in die Hände eines jungen Geistlichen, Namens Diezel, gelegt, der nachmals auf dem Pfarrdienst zu Enslingen starb. Schon nach zurückgelegtem vierzehntem Jahr, im J. 1752, kam er auf die Hochschule zu Jena, und trat sodann nach vierjährigen Studien im J. 1758 als achtzehnjähriger Jüngling unter das würtembergische Militär, und ward vom Herzog Carl zum Hauptmann ernannt. Als dieser im siebenjährigen Krieg seine Truppen gegen Friedrich den Großen ausschickte, gerieth der Prinz in preußische Gefangenschaft und wurde bis zum Hubertsburger Frieden in der Festung Magdeburg in einer schweren und strengen Kriegsgefangenschaft gehalten. Durch die unvorhergesehene und ungewohnte traurige Lage, in der er sich hier mehrere Jahre befand, wurde er in sein Inneres geführt, mit seines Herzens Bedürfnissen, so wie auch mit den Verheißungen und Ansprüchen des christlichen Glaubens inniger vertraut und erhob sich so zu einer frommen Lebensansicht, welche ihm in seiner Drangsal zur wahren Erquickung und Aufheiterung wurde. Als nun der Hubertsburger Friedensschluß ihm die Freiheit brachte, kam er als ein zwiefach Freigewordener und wahrhaft von Gott Gesegneter ins Vaterland zurück. Er stieg nun im würtembergischen Militärdienst, bei dem er sich wieder einstellte, bis zum Obristlieutenant, und erhielt als Zeichen großen Vertrauens das Commando der Festung Hohenasperg, welches damals von Bedeutung war, weil unter Carls Regierung wichtige

Staatsgefangene dort zu bewachen waren. Das fromme, redliche und sanfte Gemüth des Prinzen fühlte sich aber bei diesem Amt in einem qualvollen Widerstreit mit dem Drang des Herzens und dem Gebot der Amtspflicht ruhelos umgetrieben, weßhalb er nach zwanzigjähriger treuer Dienstleistung im J. 1776 seinen Abschied nahm.

Er wählte nun seinen Aufenthalt bei seinem ältern Bruder, dem unterdessen zur Regierung gekommenen Fürsten Christian Friedrich Carl zu Kirchberg, der gleichfalls von ungeheuchelter Frömmigkeit und feiner Bildung war. Bald darnach verehlichte er sich am 10. April 1778 mit der Gräfin Albertine Reata v. Castell-Remmingen (geb. 1. Juli 1735), die er bei seinem Bruder in Kirchberg, wo sie sich eine Zeit lang auf Besuch bei dessen Gemahlin aufhielt, kennen gelernt hatte. Zu dieser gleichgeschaffenen, frommen Frauenseele mußte sich sein christlichgesinntes Gemüth hingezogen fühlen. Sie ward nämlich frühe schon durch die bis in ihr zwanzigstes Jahr fortwährenden Folgen einer schweren Gliederkrankheit, die als Kind über sie kam, in der Schule der Leiden geübt und dadurch zu dem hingetrieben worden, der die Mühseligen und Beladenen erquickt und sie in seiner Nachfolge Demuth und Sanftmuth lehrt. Als sie nach zurückgelegtem zwanzigstem Jahr mehr zu genesen anfieng, starb ihr die treue Mutter, eine geborene Gräfin von Ortenburg, und in solcher Verwaisung, schüchtern vom Leben und Treiben der Welt sich abziehend, gewöhnte sie ihren Geist an die edelste Beschäftigung mit dem Wort Gottes und besonders auch mit den besten religiösen Dichtungen ihrer Zeit. Young und Gellert wurden hierin ihre Lieblinge, denen sie selbst auch nachzudichten versuchte. Mit dieser christlich durchgebildeten Frau lebte nun der Prinz zuerst vier Jahre lang (von 1778—1782) zu Remmlingen im Castell'schen, dann eilf Jahre im Hohenlohe'schen Schlosse zu Künzelsau am Kocher, zuletzt aber zu Kirchberg an der Jaxt, in überaus glücklicher, wiewohl kinderloser Ehe, die sich in den einfachsten Formen, in ungezierter Geselligkeit und prunkloser Freude bewegt haben soll. Nach Außen war ihr Wirken durch möglichst viele Beweise der Mildthätigkeit und Hülfleistung bezeichnet. Das innere Leben aber bezog sich auf die Gemeinschaft des Glaubens, worinn sich Beide mit und durch einander befestigten, läuterten, bildeten und stärkten. Der Prinz widmete sich vorzugsweise religiösen Studien. Er nahm fleißigen und eifrigen Antheil am öffentlichen Gottesdienst und suchte besonders auch auf die Bildung und Amtsführung der Geistlichen in seiner Nähe fördernd einzuwirken, indem er sich mit ihnen gar oft über ihre Predigten besprach und über allerlei geistliche Berufsangelegenheiten berieth, auch den untreuen Predigern mit liebevollem Ernste ihre Säumnisse und Fehltritte vorhielt. Sehr wahrscheinlich ist es, daß er an der Bearbeitung und Einführung des Hohenlohe'schen Gesangbuchs vom J. 1784 (s. S. 468) mitgewirkt hat; noch entschiedeneren Antheil hatte er aber an dem Hohenlohe-

schen Kirchenbuch, das im J. 1799 statt des veralteten vom Jahr 1688 eingeführt wurde. In demselben sind neunzehn Collekten zum Anfang und dreiundfünfzig zum Schluß des Gottesdienstes von ihm verfaßt. Während er es liebte, Gebete als Ergüsse seiner christlichen Gefühle niederzuschreiben, dichtete seine Gemahlin mit besonderer Vorliebe geistliche Lieder; sie scheinen sich übrigens gegenseitig in diesen Lieblingsbeschäftigungen unterstützt zu haben.

Sechsundzwanzig Jahre hatte nun dieser schöne Ehebund des edlen fürstlichen Paars gewährt, und Gott hatte bereits die alte Verheißung Jesaj. 46, 4. an ihnen erfüllt, aber noch eine seltenere Gnade sollte an ihnen in Erfüllung gehen. In einem im fünften Jahr ihrer Ehe auf das Geburtsfest des Prinzen im J. 1782 gedichteten Festgedicht: „Mein Lebenslauf zum Preis des Höchsten aufgesetzt. An meinen besten Freund und innigstgeliebten Herrn Gemahl von seiner treuen Gattin," hatte die edle Frau unter Anderem also gesungen:

„Edler Mann! getreuer Gatte!
Freud' ist mir's, um dich zu seyn:
Eh' ich dich zum Führer hatte,
Gieng ich traurig und allein.

Aber nun, Dich zum Gefährten,
Fürcht' ich keine rauhe Bahn;
Will's gleich noch beschwerlich werden,
Gehet es doch himmelan.

Ruhig sind wir und zufrieden,
Ist gleich unser Glück nicht groß;
Gott hat unser Loos entschieden,
Und das ist das beste Loos! —

Ach! noch manche bitt're Stunden
Warten, Freund! auf mich und dich;
Scheiden — ach! das schneidet Wunden,
Höchster! o erbarme dich!

Darf ich eine Bitte wagen?
Vater! nimm zugleich uns auf,
Daß die Hinterblieb'nen sagen:
Schön vollendet ist ihr Lauf!

Dieser fromme Wunsch hatte Wohlgefallen vor Gott gefunden. Was die Sage der heidnischen Griechen meldet von Philemon und Baucis, die als edle Alte des Besuchs der Götter gewürdigt wurden und auf die Aufforderung, sich von ihnen ein Zeichen der Huld auszubitten, nur das Einzige flehten, daß keines von beiden das andere überlebe, worauf sie dann in derselben Nacht schlummernd einen gemeinsamen sanften Tod empfiengen: — dasselbe ist an diesem christlichen Ehepaare, das ein langes Leben hindurch mit Wohlthun und Aufnahme der Kranken und Armen Engel beherbergte (Ebr. 13, 2.),

durch Gebet und Vereinigung zu allem Guten in Christi Namen den Heiland in seiner Mitte behielt (Matth. 18, 20.) und sammt ihm auch dem Vater eine Wohnung bereitet hatte (Joh. 14, 23.), unzweifelhafte Wahrheit und geschichtliche Wirklichkeit geworden. An demselben Tage nämlich warf die Zärtlichliebenden einerlei Krankheit auf ein achttägiges Krankenlager. Sie giengen beide unrettbarer Entkräftung entgegen. Ein Vorgefühl ihrer gleichzeitigen Vollendung schien Beider Seelen im Fieberschlummer und im wachen Zustand zu erfreuen. Am Vorabend ihres Scheidens schien die Prinzessin in ihren Phantasien schon ihren Einzug in den Himmel mit ihrem Gemahl unter dem Zujauchzen der englischen Chöre zu feiern, denn sie forderte die hohen Anwesenden plötzlich mit freudestrahlendem Gesichte auf, mit ihr zu rufen: „Vivat das Ehepaar!" An demselben Abend, nachdem dem Prinzen endlich das lang entflohene Bewußtseyn wieder zurückgekehrt war, ließ er sich an das Bett seiner theuren Lebensgefährtin tragen und sprach ihr aus der Fülle seines frommen Geistes in priesterlicher Kraft und Weihe gar schön und tröstlich zu. Des andern Morgens, eine halbe Stunde vor ihrem gleichfalls nahen Ende, gebot die Prinzessin ihren umstehenden Verwandten, den besorgten Gemahl nicht über ihre zunehmende Schwäche zu enttäuschen, damit er sich zunächst nur mit dem Gedanken an seinen eigenen Hingang beschäftige und in Andacht stärke. Er aber ließ alsbald aus den lichten Träumen seiner Phantasie bei ihr anfragen: „Ob sie nun bereit wäre mit ihm zu kommen?" und erlosch, nachdem er noch ausgerufen hatte: „Albertine, bist du fertig, so wollen wir unsere Reise antreten!" sanft um zehn Uhr, die Unzertrennliche zehn Minuten später, am Morgen des 21. Jan. 1804. Am 25. wurde das edle Paar unter den Segnungen der ganzen Gemeinde, besonders der Armen, mit und neben einander in der fürstlichen Gruft zu Kirchberg beigesetzt. Ihre Grabschrift schließt mit den Worten:

Ungetrennt führte nach ihrem Wunsche
Die Morgenstunde von 10 — ½ 11 Uhr
Des 21. Jan. 1804
Sie beide hinüber ins Vaterland der Frommen!
Sanft ruhen Sie hier!
Vereint werden Sie auferstehn!

Gott hörte auf Ihr kindlich Flehen,
Vereint nahm sie der Vater auf,
Und wir, die Hinterbliebnen, sehen
Den schön vollbrachten Lebenslauf.

Der Prinz schrieb „Morgen- und Abendandachten auf zwölf Wochen. Stuttgart bei Löflund. 1796", die jetzt noch im Hohenlohe'schen als Morgen- und Abendsegen in häuslichen Versammlungen gebraucht werden. Diesen sind 30 geistliche Lieder angehängt, die, obwohl vorzugsweise von der Prinzessin gedichtet, wahrscheinlich das

gemeinschaftliche Werk beider Ehegatten sind, was wenigstens die Aufschrift einer handschriftlichen Sammlung der geistlichen Gedichte zu besagen scheint, die so lautet: „Geistliche Lieder von F. E. und A. R. 1796." Der Prinz soll als ein ausübender Kenner der Musik mehrere dieser Lieder componirt haben, um sie dadurch erbaulicher zu machen. Dr. Grüneisen, der die neueste Ausgabe dieser Lieder besorgte, giebt sein Urtheil über sie dahin ab: „In diesen Liedern zeigt sich zwar kein Schwung der Phantasie, keine lebendige und neue Bilderreihe, aber sie ziehen durch die einfache Innigkeit ihres Vortrags, durch die schmucklose Wahrheit und einen für die Zeit ihrer Abfassung sehr anerkennungswerthen Ton des Ausdrucks an, und sind der Fassungskraft eines großen Kreises von Lesern in der christlichen Gemeinde angemessen." Freilich gilt auch ihnen, was Grüneisen von den Gebeten sagt: „Es ist darin die biblische Sprache nicht vorherrschend und es treten mehr bloß die allgemein religiösen Vorstellungen von der weisen und gütigen Vorsehung Gottes, von seinem Schutze für den Frommen, von den Verheißungen der Glückseligkeit in der zukünftigen Vergeltung eines andern Lebens hervor, während es an jener tieferen und klareren Einsicht in den Grund und Zusammenhang der christlichen Heilswahrheit fehlt, welche das Wesen und die Kraft der Frömmigkeit in das Bewußtseyn der Erlösung von der Sünde, den Angel der Erlösung in das persönliche Verdienst des für uns dahingegebenen Erlösers setzt und dem gegenüber die Sünde in ihrer gottentfremdenden Natur anerkennt. Gleichwohl ist hier auch bei minder tiefer Auffassung und Durchbildung der christlichen Erkenntniß der Glaube, aus welchem diese Erkenntniß fließt, die Richtung auf das Wort und Verdienst des Erlösers überall ersichtlich und die einseitige Form, worinn die damalige Zeit das Christenthum mehr als einen Unterricht, denn als eine Kraft Gottes zu behandeln pflegte, läßt immer wieder die Erkenntniß der Frömmigkeit, als des wahren Lebens im Gemüth des Betenden durchscheinen." In dem Hohenlohe'schen Gesangbuch von 1784 findet sich keines dieser dreißig Lieder.

(Quellen: Morgen- und Abendandachten, nebst andern Gebeten und geistlichen Liedern vom Prinzen Fr. Eberh. zu Hohenlohe-Kirchberg. 8. Auflage mit einem Lebensabriß des Verfassers bevorwortet von Dr. Grüneisen, Hofprediger. Stuttg. 1838.)

Loder, Friedrich Wilhelm, geb. in Regensburg am 14. Febr. 1757. Er wurde im Jahr 1778 Hohenlohe'scher Archivarius und 1784 Gotha'scher Hof- und Consistorialrath und Landschaftsmitglied der Gotha'schen Stände, als welcher er am 30. Mai 1823 zu Ohrdruf starb.

Er hat ungefähr vierzig geistliche Lieder gedichtet.

Schink, Johann Friedrich, geb. in Magdeburg am 29. Apr. 1755. Er studierte anfangs zu Halle unter Semler die Theologie, legte sich dann aber ganz auf die Dichtkunst und arbeitete für das

Theater. Von 1789 an war er lange Zeit Theaterdichter in Hamburg und lebte später als Privatmann zu Holstein, Ratzeburg und Berlin. Im J. 1822 wurde er als herzoglicher Bibliothekar zu Sagan in Böhmen angestellt, wo er unterdessen wahrscheinlich gestorben ist.

Er dichtete 100 geistliche Lieder, die er unter dem bezeichnenden Titel herausgab: „Vernünftig (!) christliche Gedichte. Berlin. 1788."

Bürde, Samuel Gottlieb, wurde am 7. Dez. 1753 zu Breslau geboren, wo sein Vater der sogenannte „Scheffer" oder oberste Kirchenbediente an der Kirche St. Barbara war. Schon auf dem Gymnasium zu Breslau erhielt er durch den Rektor Arletius und durch die damalige Gewohnheit, im Gymnasium von Zeit zu Zeit dramatische Stücke aufzuführen, den Antrieb zu dichterischer Thätigkeit. Er las besonders Wieland's Werke und lernte manche derselben fast ganz auswendig. Wieland, dem er manche Gedichte zuschickte, bestärkte ihn, auf der dichterischen Laufbahn fortzufahren. Ein Jahr, bevor er die Universität beziehen sollte, starb sein Vater, ohne ihm das gehörige Vermögen zum Studieren zu hinterlassen. Doch schützte ihn ein Stipendium vor dem dringendsten Mangel, und auf der Universität Halle, wo er die Rechte studierte, fand er an einem Kaufmannssohn einen Schulkameraden und Freund, zu dessen Herzen und Kasse er gleich freien Zutritt hatte. So rettete ihn der Herr, wo Trübsal und Gefahr drohte, immerdar, und er ruhte unbedingt mit Kindesmuth in Gottes Vaterwillen (vgl. Nro. 23, 3. 7.). Nach vollendeten Studien war er von 1776—1778 Lehrer und Aufseher bei einer von der Freimaurerloge für zwölf arme Knaben errichteten Lehr- und Erziehungsanstalt, wo er Antheil nahm an einer in Breslau erscheinenden Wochenschrift: „Poëtereien, Altvater Opitzen geheiligt." Nachdem er hierauf mit dem Geh. Cabinetsminister v. Haugwiz, als dessen Privatsekretär, Italien und die Schweiz bereist hatte, arbeitete er zwei Jahre lang im Forstdepartement und wurde sofort Kammer- und endlich Geheimer-Sekretär bei dem schlesischen Generalfinanzdepartement, und zuletzt preußischer Hofrath und Kammerdirektor zu Berlin, wo er im Jahr 1831 starb.

Er gab heraus: „Geistliche Poesien von S. G. Bürde. Breslau 1787," mit 33 Liedern, die fast den Gellert'schen Liedern gleichkommen und hauptsächlich der gemeinschaftlichen häuslichen Erbauung und der Privatandacht bestimmt sind. Sie zeichnen sich aus durch fließende, meist reine Sprache, leichten, wohlklingenden Versbau, wahren poetischen Ausdruck und anziehende Gedanken im Tone aufrichtiger Frömmigkeit, hie und da mit der Färbung der pietistischen Schule.

(Quellen: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten v. Jörden's.)

Neander, Christoph Friedrich, wurde geb. am 26. Dez. 1724 bei seinem Großvater mütterlicher Seits, dem M. Luther, Pfarrer zu Eckau in Kurland. Sein Vater, der in seiner Jugend Theologie

studiert hatte, lebte als Landwirth und Freund der Natur auf seinem Pfandgut Memelhof in Kurland. Ungefähr acht Jahre alt mag er gewesen seyn, als er seinen Vater verlor. Dieser Verlust und der Schmerz seiner geliebten Mutter wirkten gleich tief auf sein zartes Gemüth. Seine Seele erhielt dadurch frühe schon die Ahnung dessen, daß der Mensch unmöglich geboren werden könne, bloß um in die Erde gescharrt zu werden. Einsmals beschlich der achtjährige Knabe die geliebte Mutter, als sie gerade in einem einsamen Zimmer, wie sie öfters pflegte, ihrem Herzen durch Thränen Luft machte und auf den Knieen liegend durch's Gebet sich zu stärken suchte. Dieser Anblick machte auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck. Er fühlte sich tief bewegt, erschüttert und von dem heiligen Gedanken der Allgegenwart Gottes so ergriffen, daß dieses selige Gefühl ihn nie mehr verließ. Kam er als Jüngling in Gefahr, zu straucheln, so schwebte ihm dieses Bild der tiefgebeugten Mutter vor und erweckte in ihm den Gedanken: „Durch dich soll die Theure keine Thränen vergießen"; traf ihn ein erschütternder Schmerz, gleich stand vor seiner Erinnerung die Mutter, wie sie mit zum Himmel gerichteten Blicken und emporgehobenen Händen betend auf den Knieen lag und das Gebet sie aufgerichtet hatte; und dadurch fühlte auch er sich immer wieder emporgehoben. In spätern Jahren begeisterte ihn dieses Bild seiner Mutter zu seinen geistlichen Liedern und erweckte frühe schon in ihm den Entschluß, Prediger zu werden. Das hat er selbst als Greis noch oft versichert. Schon im zartesten Alter zog er im Anschauen der Natur seine süßesten Gefühle. Regen, Sonnenschein und Sturm mahnten ihn an Gott und der Anblick des emporkeimenden Korns weckte in ihm den Glauben an die Auferstehung.

Von 1740—1743 studierte er zu Halle mit großem Fleiß. Hierauf übernahm er einige Hauslehrerstellen und verheirathete sich dann, als er im J. 1750 Landprediger für das Rittergut Kabillen wurde, mit seiner geistvollen Schülerin, der Tochter des Inspektors Voigt zu Liebau, die ihn als Lebensgefährtin einundfünfzig Jahre lang beglückte. Bald nach dieser Anstellung wurde er als Professor nach Halle berufen, wo er sich als Jüngling schon durch seine Beiträge zu den bekannten „Bremer Beiträgen" bekannt gemacht hatte. Er lehnte es aber ab; denn er wollte seine ganze Kraft dem Bedürfniß des Landvolks widmen, das damals in Kurland noch ganz vernachläßigt war und seinen ganzen Unterricht und alle Bildung vom Prediger empfieng. Er lebte auch ganz seinem geistlichen Amte und stand in einem schönen, vertraulichen, wahrhaft patriarchalischen Verhältniß zu seinen Pfarrkindern. Als ächten Apostel kümmerte ihn das Zeitliche gar nicht. Er wußte nicht, wann und was gesäet, was geerntet wurde, obgleich er seine Familie nur von der Landwirthschaft zu nähren hatte. Was zeitliche Sorge war, das ließ er sanft auf die zarten Schultern seiner edlen Gattin, einer trefflichen und klugen

Hausfrau, fallen. Im J. 1755 wurde er nach Gränzhof, einer der besten Pfarreien Kurlands, berufen. Sein zartes Gemüth sträubte sich aber lange dagegen, um des Vortheils erhöhter Einkünfte willen von seiner bisherigen, mit großer Liebe an ihm hängenden Gemeinde zu scheiden. Nur der Gedanke an seine eben erst zur Wittwe gewordene Schwester, die seitherige Pfarrerin auf Gränzhof, die sich mit fünf unmündigen Kindern nebst vier Stiefkindern an die Brust des Bruders geworfen hatte, bestimmte ihn endlich, den Ruf im J. 1756 anzunehmen, da er von seinen kleinen Einkünften zu Kabillen die bedrängte Familie seiner Schwester nicht hätte versorgen können. Sechsundzwanzig Jahre lang lebte er nun mit dieser Familie auf Gränzhof als ihr Versorger in schönster Liebe zusammen. Er hatte hier einen weit größern Wirkungskreis, da ein Umfang von mehreren Meilen seiner geistlichen Sorgfalt anvertraut war, und gewann bald die Herzen derer, die ihn predigen hörten, seinen Wandel sahen und seines geistvollen und belebenden Umgangs genossen. Bei seinen Predigten wußte er in seinen Vortrag die ganze Fülle seines Gemüths und die unwiderstehliche Kraft der Ueberzeugung hineinzulegen. Es ist nicht leicht in Kurland ein Mann so allgemein geliebt und so vertrauensvoll verehrt worden, als er. Im J. 1766 erschien die erste Sammlung seiner geistlichen Lieder, zu denen er sich durch die Vorgänge Gellert's, Klopstock's und Cramer's begeistern ließ. Sie wurden als Lieder des allgemein verehrten Mannes mit größtem Beifall aufgenommen, und man sang sie bald fast in jedem Hause Kurlands bei den Morgen- und Abendandachten. Er bekam deßhalb auch im J. 1771 den Auftrag, ein Kirchengesangbuch zu sammeln, welches im J. 1775 in allen Kirchen Kurlands eingeführt wurde.

In selbigem Jahre noch wurde er sofort Probst der Doblenschen Diöcese mit dem Wohnsitz in Gränzhof. Im Jahr 1784 sollte er Superintendent der Herzogthümer Kurland und Semmigalen werden; aber nichts konnte den edlen Weisen, der am liebsten im Stillen wirkte, bewegen, seine geliebte Gemeinde zu Gränzhof zu verlassen. Er erklärte ernst: „Meine Gemeinde verlasse ich nicht eher, als bis Gott mich durchs Grab zu neuer Thätigkeit beruft." In demselben Jahre traf ihn ein harter Schlag, den er aber mit seltener Seelenruhe ertrug. Er hatte drei hoffnungsvolle Söhne, die zu Jena studierten und die er zärtlich liebte; da ward der, welcher ihm der Liebste unter diesen Dreien war, zu Jena von einem berüchtigten Raufer im Zweikampfe hämischerweise erstochen. Doch gleich bei der ersten Hiobspost, die sein Vaterherz tief verwundete, rief er aus: „Gottlob! „daß nicht mein Sohn der Mörder ist! daß er keinen Anlaß zum „Zweikampfe gab! Gott bekehre seinen Mörder und lasse diesen, durch „den traurigen Vorfall gerührt, einen bessern Menschen werden!" Anhaltende Trauer bei tiefem Schmerz galt ihm überhaupt als Undank gegen den, der uns die Hoffnung einer Ewigkeit gab, und das Ver-

trauen auf Gottes weises Walten gab ihm eine himmlische Heiterkeit, die durch nichts getrübt werden konnte. Im J. 1793 bekam er einen seiner Söhne als Adjunkten zugeordnet, von dem er noch zwei Enkel erlebte. Doch versah er meist noch selbst alle Geschäfte und reiste im hohen Alter, keine Witterung scheuend, einige Meilen weit bei den Kranken umher; er hatte in seinem ganzen Leben nicht über vier Sonntage versäumt, zu predigen, so beschwerlich dieß auch war, da oft 2000 Communikanten erschienen und jeden Sonntag zuerst lettisch, dann deutsch gepredigt werden mußte.

Da rief ihn am 21. Juli 1802 nach wohlvollbrachtem Tagewerk und weislich benützter Saatzeit (vgl. Nro. 441, 3.), gerade als sein Familienglück auf der Höhe irdischer Glückseligkeit stand, der Tod zum endlosen Heile ab. Er hatte manche Wochen zuvor heftige Leibesschmerzen zu dulden, mit stiller Ergebung und liebevoller Sorgfalt suchte er sie aber den Seinigen zu verbergen. Sein Tod war ein stiller Hingang zur Ruhe, das sanfte Erlöschen des letzten, milden Abendstrahls. Heilig ist sein Andenken ganz Kurland. Die Bauern seiner Gemeinde sollen viele Jahre lang noch, wenn sie aus der Kirche kamen, gerührt auf seinem Grabe niedergekniet seyn, um heilig zu geloben, so zu leben, daß ihr Seelsorger sich droben vor Gott ihres Wandels auf Erden freuen könne.

„Aufklärung des Volks" war allerdings auch sein Bestreben, aber er erklärte sich einst feierlich dahin: „dieß erhabene Wort ist nur in dem Sinne zu nehmen, sofern dadurch die Menschen über ihre Pflicht erleuchtet und dadurch zu guten Menschen gemacht werden sollen".

Von der Gesammtausgabe seiner Lieder erschien unter dem Titel: „C. Fr. Neander's geistliche Lieder" die 3te Auflage zu Riga im J. 1779. Die erste Sammlung war im J. 1766 zu Riga erschienen und erlebte schon 1768 eine zweite Ausgabe. Eine zweite Sammlung folgte im J. 1774. Es sind zusammen einundvierzig Lieder, nebst achtzehn veränderten ältern Liedern. Die Lieder kommen den Gellert'schen in der Deutlichkeit und Wärme am nächsten, und Gellert selbst sprach sich über die erste Sammlung in einem Brief an den Hofrath Bordwarb in Berlin dd. 3. Febr. 1768 dahin aus: „Allerdings sind die Neander'schen Lieder großentheils recht schön und der Verfasser hat alle Anlage, ein großer Liederdichter zu werden. Der Charakter dieser Lieder ist kräftige, erbauliche Simplicität, die Sprache der Schrift und der Andacht. Er kann mich und viele Andere hinter sich lassen." Küttner in seiner Charakteristik deutscher Dichter und Prosaisten vom J. 1780 sagt über sie: „Die Gesänge dieses inbrünstigen Dichters fallen vor „hundert andern (dieser Zeit) in den rechten Ton des alten Kirchen-„lieds, ohne trockene Moral und allzu lyrischen Flug; sie sind voll „Einfalt und Kraft im Ausdruck, der gemeinen Fassungskraft ange-„messen, leicht, herzrührend und harmonisch." Hofrath Lieb setzte sie in Musik und so wurden sie durch ganz Kurland gesungen; was

Gellert für Deutschland als geistlicher Liederdichter war, war Neander für Kurland.

(Quellen: Bruchstücke aus Neander's Leben von Charl. Elis. Constantia von der Recke, geb. Reichsgräfin von Medem. Herausgegeben von C. A. Tiedge. Berlin. 1804.)

v. Hippel, Theodor Gottlieb, wurde am 31. Jan. 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen geboren, wo sein Vater, ein Theologe, Rektor der Schule war. Seine Eltern, die er nicht genug rühmen kann, gehörten zu den Pietisten und gaben ihm eine gute, christlichsorgfältige Erziehung. Der Vater wollte ihn keinem Miethling überlassen und bildete ihn daher selbst, bis er im fünfzehnten Jahr die Universität Königsberg beziehen konnte. Er lernte als Knabe schon überaus schnell und zeigte sich bald als Genie. Der Prediger Keber zu Gerdauen, der ihn confirmirte und dessen fester, gen Himmel gerichteter Sinn großen Einfluß auf ihn hatte, unterrichtete ihn in der Religion. „In meiner Kindheit," so erzählt er selbst, „führte ich mit Gott ein patriarchalisches Leben; ich besinne mich, daß ich mit ihm im eigentlichen Sinne umgieng, wenn ich nichts unternahm, was nicht gut oder göttlich war. Ich kann mit Gewißheit behaupten, daß ich sehr zeitig mit Gott und meinem Gewissen, seinem Machthaber, bekannt geworden. Ich glaubte nicht bloß an Gott, sondern ich war seiner gewiß. Durch's Gebet lebte, webte und war ich in ihm. Mein Gebet war ein Selbstgespräch; ich sprach mit meinem Gewissen und war gewiß, daß, wenn ich mit diesem gut stünde, ich auch mit Gott in gutem Vernehmen wäre." Dieser Umgang mit Gott war nicht ein bloßes Kinderspiel. So sagte er einmal als sechsjähriger Knabe bei einem Hausfreund seiner Eltern, wo er zu Besuch war, wider besseres Wissen eine unbedeutende Unrichtigkeit, da er nach Kinderart viel schwatzte. Auf der Stelle quälte ihn dieser „Fall Adams," allein sein Stolz erlaubte ihm nicht, zu widerrufen. Zu Hause angekommen, mochte er aber nicht essen, konnte seinen Eltern nicht antworten und eine Fieberhitze wandelte ihn an. „Bitte Gott ab," sagte er zu sich selbst, als er zu Bette gebracht war; allein er konnte nicht beten, die Unwahrheit quälte ihn. Da bat er seine Mutter mit Händeringen, jetzt noch einmal zu dem Hausfreund hingehen zu dürfen. Als ihm dieß gestattet ward und er hinkam, widerrief er seine Unwahrheit und in diesem Augenblick war Fieberhitze und Angst dahin. Gott war wieder sein Vater und beruhigt schlief er nun ein mit dem festen Vorsatz, sich nie wieder mit einer Unwahrheit zu belasten. Bis in sein spätestes Alter war ihm von da an ein Lügner der abscheulichste Mensch und eine Lüge eines der größten Verbrechen. Als Knabe schon machte er ohne allen Unterricht Gedichte, ein Klagelied der Jugend an das Alter, einige geistliche Lieder und wozu ihn sonst Naturdrang und Gelegenheit reizte. Namentlich hatte er auch frühe schon außerordentliche Liebe zur Einsamkeit. Die Stelle: „Ich muß seyn in dem, das meines Vaters ist," war ihm sehr rührend;

seinen Garten hielt er für Gottes Tempel und lernte in ihm. Der Fleiß der Bienen, den er mit ansah, stärkte ihn in dem Vorsatz, nie müßig zu seyn, und so konnte er noch im Alter betheuern, keinen Tag verlebt zu haben, an dem er nicht wenigstens etwas in den Bienenstock getragen und gelernt hätte. Er sammelte einsmals längere Zeit seine zum Frühstück bestimmten Groschen und vergrub dieß Geld unter einem Baum, um durch dieses von seinem Leibe ersparte Frühstück sich ein Seelenfrühstück zu bereiten, sich nämlich ein Buch zu kaufen. Durch seine frühe schon rege Einbildungskraft kam er auf die Schwärmerei, mit Geistern Verkehr treiben zu können, und als ein todtes Brüderchen von ihm im Hause lag, stellte er bei der Leiche Todesbetrachtungen an und hielt dem kleinen Todten in stiller Einsamkeit eine Standrede. So wuchs er in frommer Unschuld und lebendigem Geistesverkehr mit Gott heran, daß er als gereifter Mann bekennen konnte: „Ich habe es jederzeit als das bewährteste Hausmittel und „als ein moralisches Universale befunden, in allen kritischen Vorfällen „meines Lebens an Gott oder an meinen Tod zu gedenken, um mich „vor Thorheiten oder Betrübnissen meiner Seele zu hüten;" — hier schon derselbe Sinn, den er in spätern Jahren in seinem Liede: „Jetzt leb ich" (Nro. 592) aussprach.

Also im Vaterhause wohl vorbereitet, bezog er nun an Michaelis 1756, fünfzehn Jahre alt, als talentvoller, frommer Jüngling die Universität Königsberg, um Theologie zu studieren. „Im Schweiß deines Angesichts wirst du dein Brod essen" — das war der Segen, den ihm seine Eltern mitgaben. Der berühmte Jurist, Justizrath Woyt, nahm ihn in sein Haus auf, weil er Gefallen an dem geistreichen, interessanten Jüngling fand. Neben der Theologie studierte er mit außerordentlichem Eifer Mathematik und Philosophie, in welch letzterer gerade damals Kant, sein Lehrer und bald auch sein Freund, großes Aufsehen machte. Die Hauptgrundsätze der Kant'schen Philosophie nahm er mit freiem Nachdenken in seine Ueberzeugung auf. Dabei aber hörte er nicht auf, wie er selbst sagt, „seine Seele in seinen Händen zu tragen". Jedes unnütze Wort, das er redete, erzeugte in ihm Vorwürfe und oft bei ganz gleichgültigen Dingen übte er sich im Selbstüberwinden. Er bekennt hierüber: „Je ärmlicher ich meinen Leib hielt, „desto reicher ward meine Seele; je mehr ich Fleisch und Blut überwand, „desto stärker ward mein Geist. O! wer es je empfand, wie glücklich „diese Palmen machen, der wird die Hände nicht in Schooß legen, „sondern darnach ringen." Auf der Universität dichtete er 32 geistliche Lieder, die jedoch erst im J. 1772 im Druck erschienen. Die Stimmung, in der er sie dichtete, schildert er selbst so: „Wenn „der Mensch mit dem göttlichen Wesen sich verbinden soll, muß er „der Heiligkeit nachjagen, und da er hier, er mag es nun machen, „wie er will, doch immer zu kurz schießen wird, so mag der Mensch „ein Ergänzungsmittel annehmen, welches er nur will, nie wird er

„sich beruhigen, wenn er nicht auch nach allen seinen Kräften Gutes „zu thun sich bestrebet. Es heißt: „„Thut Buße und glaubet an das „Evangelium, bemühet euch, bessere Menschen zu werden und Gott „wird euch gnädig seyn!““ Von dieser Seite genommen kann die Zu- „rechnung eines fremden Verdienstes um so weniger schädlich seyn, „als der Bürge nur das, was uns zu leisten unmöglich fällt, zu be- „zahlen übernommen hat. So ungefähr glaubte ich durch die Thür „des Systems Licht und Leben zeigen zu können. In dieser Stimmung „dichtete ich geistliche Lieder.“ Es zeigt sich hier deutlich der Einfluß der Kant'schen Philosophie. Seine geistlichen Lieder schickte er später, noch ehe sie gedruckt wurden, unter dem angenommenen Namen Gerhard an Gellert nach Leipzig, der ihm hierauf, kurz vor seinem Tod, im J. 1769 einen Brief schrieb, der ihn sehr erfreute.

Gegen Ende des Jahrs 1760 machte er eine Reise nach Petersburg, wo er sich in der großen Welt umsah. Dann wurde er einige Zeit Hauslehrer in Königsberg. Doch verließ er schon im J. 1762 diese Stelle, um sich in Königsberg dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Hiezu bestimmte ihn die Liebe zu einem Mädchen seines Vaterlandes, das in Ansehung des Standes und des Vermögens weit über ihm war. Er ward, weil es alle seine Freunde für unmöglich hielten, dieses Mädchen einst besitzen zu dürfen, eine Zeitlang ganz tiefsinnig und schwermüthig. Er ermannte sich aber und faßte den Gedanken, ihr einst in Ansehung des Stands und Vermögens gleich zu kommen; von hier an war sein unverrückter Plan, einst reich und groß zu werden. Deßhalb wählte er auch das Studium der Rechtswissenschaft, weil er sich von demselben schnelleres Aufsteigen zu Ehrenstellen und geschwinderes Reichwerden, als vom geistlichen Stande versprach. Anfangs hatte er Mangel und Armuth zu leiden, weil sein Vater über diesen Schritt unzufrieden war. Allein mit der unglaublichsten Entsagung schränkte er sich anderthalb Jahre in Ansehung der Kleidung und des täglichen Unterhalts ein, — und in Kurzem hatte er sein Ziel erreicht. Als er es nun aber errungen, entsagte er dem Besitze dieses Mädchens, das er geliebt hatte, um im ehelosen Stande seinem Streben nach immer ausgebreiteterer Thätigkeit und Würde ganz leben zu können. Nachdem er 1765 Advokat beim Stadtgericht in Königsberg, dann Hofgerichtsadvokat, 1772 städtischer Gerichtsverwandter, endlich auch Criminaldirektor geworden war und sich auf diesen Stellen großes Ansehen und allgemeines Vertrauen erworben hatte, ernannte ihn im J. 1780 der König zum dirigirenden ersten Bürgermeister zu Königsberg und zum Polizeidirektor mit dem Charakter eines Kriegsraths, obwohl er der jüngste unter den Stadträthen war. 1786 ehrte ihn der König noch mit dem Titel eines Geheimen Kriegsraths und Stadtpräsidenten, worauf er den Adel seiner Familie erneuern ließ. Für diese Stelle war er wie geschaffen. Viele Jahre hindurch lebte und bewegte sich in Königsberg fast Alles durch

ihn. An der Spitze des Magistrats erregte er Bewunderung; Polizei, Armenwesen 2c. besorgte er mit größter Ordnung und Umsicht. Er sammelte sich allmählich in einem bei ihm bis zur Leidenschaft gesteigerten Sammelgeist durch Thätigkeit, Fleiß und Sparsamkeit 140,000 Thaler.

Sehr berühmt machte er sich in ganz Deutschland als Verfasser der „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" (1778—1781) und des Buchs über die Ehe (1774), worinn er mit hinreißender Beredtsamkeit die Verpflichtung zur Ehe und das Glück des Familienlebens schildert. Er suchte in seinen Schriften Kant's Ideen zu verbreiten, noch ehe sie dieser selbst veröffentlicht hatte. Kant nannte ihn auch einen „Centralmenschen, einen Plan- und Centralkopf".

In seinem ganzen Wesen sind die merkwürdigsten Widersprüche vereinigt, eine schöpferische Einbildungskraft und ein durchdringender Verstand, Ernst und Laune, Andacht und Frohsinn. Bei all seinem Scharfsinn machte ihn das Feuer seiner Einbildungskraft oft zum Schwärmer. Immer spricht er auch so, als ob er bei aller Achtung für die Religion der Vernunft und für das moralische Christenthum sich damit noch nicht begnügen könne und als ob aus einem höhern Christenthum dem Menschen auch eine noch höhere Tugend und Ruhe käme. Den Gottesdienst besuchte er regelmäßig, der kirchliche Gesang begeisterte ihn; schon des Samstags ließ er sich nach den zu singenden Liedern erkundigen, die er dann auf seinem alten Flügel einsam für sich sang. Wort und Th[illegible] standen aber bei ihm oft im Widerspruch. Sein ganzes Leben war ein innerer Kampf zwischen Fleisch und Geist, wobei der bessere Mensch in ihm oft unterlag. Neben einer fast an Andächtelei gränzenden Frömmigkeit besaß er starke Leidenschaft und Sinnlichkeit. In den heiligen Stunden des Nachdenkens und Gebets war er entfesselt von den Banden der Erde und ganz durchdrungen von dem Werth der Herzensreinheit, der Selbstüberwindung, von der Nichtigkeit des Zeitlichen und Sichtbaren gegen das Ewige und Unsichtbare in uns. Wenn aber der reizbare Mann wieder in die bürgerliche, gewöhnliche Welt kam, so wirkten Gold, Ehre und Weiber auf seine Sinnlichkeit ein, daß er oft unterlag und sein reizbares Gefühl in einem beständigen Sturm war, wodurch er endlich vor der Zeit aufgerieben wurde.

Wirklich war aber bei ihm, lange vorher, ehe er starb, das ernstliche und wahre Bestreben, „sich mit dem Tode zu familiarisiren". Davon zeugten auch nicht bloß seine Schriften, sondern selbst seine Haus- und Gartenverzierungen. In seinem Garten war nämlich eine Parthie, die einen Kirchhof nachahmte, der mit Leichensteinen, Schädeln, aufgeworfenen Hügeln und Grabesblumen besäet war. Vorn stand auf einer Steinplatte: „Ich, du, er, wir, ihr, sie". Eine heftige Krankheit und der Verlust eines Auges in Folge großer Anstrengungen bei der preußischen Besitznehmung Danzig's, die ihm übertragen

war, mahnten ihn nur noch um so ernstlicher an seinen Tod. Es folgte nun auch ein Hinschwinden seiner Kräfte und eine Auszehrung. Während seiner ganzen letzten Krankheit saß er stets auf einem Stuhle; bei aller Sterbensvorbereitung hoffte und wünschte er aber immer noch länger zu leben und hauchte so voll Lebenshoffnung im fünfundfünfzigsten Jahr sein Leben aus am 23. April 1796.

Außer den 32 geistlichen Liedern, die im J. 1772 zu Berlin bei Haude und Spener im Druck erschienen, fanden sich in seinem Nachlaß noch mehrere bis jetzt ungedruckt gebliebene. Die Kraft des Ausdrucks, die ihn sonst auszeichnet, ist kaum hie und da in seinen Liedern zu finden; auch ist gegen die Sprache und den Versbau mancher Verstoß in denselben zu finden. Doch klingt auch bei ihnen, wie bei denen Fröbing's und Bürde's, der frömmere alte Glaubenston mehr durch, als man ihn sonst bei den Dichtern dieser Richtung findet.

(Quellen: Biographie des K. preuß. Geheimen-Kriegsraths zu Königsberg, Theodor Gottlieb v. Hippel, zum Theil von ihm selbst verfaßt. Gotha. 1801. — Schlichtegroll's Nekrolog. 1796. 2. Bd. und 1797. 1. Bd.)

Als gelegenheitliche Liederdichter auf dem geistlichen Gebiet gehören dieser Richtung auch noch an:

Zachariä (geb. 1726, † 1777), Kleist (geb. 1715, † 1759), Basedow (geb. 1724, † 1790), Joh. Heinr. Voß (geb. 1751, † 1826), Kosegarten (geb. 1758, † 1818) und andere unbedeutendere Namen.

Aus der reformirten Kirche ist noch genauer zu erwähnen:

Zollikofer, Georg Joachim, geb. 5. Aug. 1730 zu St. Gallen in der Schweiz, wo sein Vater, David Anton, Rechtsgelehrter war. Er studierte zu Utrecht, wurde dann im J. 1754 Pfarrer zu Marten in der Schweiz, hierauf in Monsheim und Isenburg, bis er 1758 Prediger bei der reformirten Gemeinde in Leipzig wurde. Diese Stelle verwaltete er dreißig Jahre lang in großem Segen bis an seinen Tod, den er an der Auszehrung und Brustwassersucht am 22. Jan. 1788 erlitt. Er war einer der berühmtesten Kanzelredner der damaligen Zeit; seine Predigten erschienen in dreizehn Bänden zu Leipzig im J. 1798. Auch als Erbauungsschriftsteller war er sehr beliebt. Er war ein Mann von edlem, festem Charakter und warmer Menschenliebe.

Die wenigen Lieder, die er dichtete, nahm er in das neue Leipziger Gesangbuch auf, das er mit Chr. Fr. Weiße im J. 1766 nach Diterich's Muster unter dem Titel: „Sammlung geistlicher Lieder und Gesänge zum Gebrauch der Christen und insbesondere reformirter Confessionsverwandten" herausgab.

(Quelle: Ueber den Charakter Zollikofer's von C. Garve. Leipzig. 1788.)

2) Die Klopstock'sche Richtung.

In ihr ist der rührhaft pathetische Ton, dessen Zweck höchste Erregung des religiösen Gefühls ist, vorherrschend.

Klopstock, Friedrich Gottlieb, wurde geb. 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, wo sein Vater brandenburgischer Commissionsrath war, von wo er aber 1735 als Pachtamtmann nach Friedeburg im Mansfeldischen zog. Durch diesen schwärmerischen, viel mit Geistern der Verstorbenen verkehrenden und manche Nacht mit dem Teufel in schweren Kämpfen sich abringenden Vater bildete sich wahrscheinlich bald schon in dem Knaben die ernste, hohe und feierliche Stimmung aus, die in seinen spätern Jahren an ihm hervortrat. Im dreizehnten Jahre kehrte er mit seinem Vater nach Quedlinburg zurück und kam 1739 auf die berühmte Lehranstalt „Schulpforte". Hier schon faßte er, voll feuriger Liebe zur Dichtkunst, die ersten Gedanken zu seinem unsterblichen Gedicht: „Der Messias". Er ahnete damals bereits, daß er berufen sey, durch diesen Gesang das Vaterland zu verherrlichen und schrieb einsmals voll Selbstgefühl an die Wand die Worte: „Mich schreibt die Nachwelt einst in ihre Bücher ein". Solches Selbstgefühl und feurige Ehrbegierde mäßigte er aber stets durch Gottesfurcht. So singt er von letzterer in einer seiner damaligen Oden:

> Hoch weht die heilige Flamme voran und weiset
> Dem Ehrbegierigen besseren Pfad.

Die Bibel machte er sich nicht allein aus Pflichtgefühl, sondern aus wahrer Herzenslust zu seinem Lieblingsbuch. Eine Verheißung, daß der gefallene Mensch Gnade finden solle, entlockte ihm als Jüngling häufig Thränen. Die Religion wurde ihm lauter Vorstellung der Größe und Herrlichkeit des Messias und seiner göttlichen Menschenliebe. Im Herbst 1745 bezog er nun die Universität Jena, um Theologie zu studieren und im Frühling 1746 die zu Leipzig, wo er mit seinem Verwandten J. C. Schmidt ein gemeinsames Zimmer in der Burgstraße bewohnte. Joh. Andreas Cramer wohnte neben an, nur durch eine dünne Seitenwand geschieden. Hier war es, daß Schmidt einst aus einem Koffer mit Wäsche die Handschrift hervorzog, welche die drei ersten Gesänge des Messias enthielt, die Klopstock unterdessen ganz im Verborgenen gedichtet hatte. Er las sie Cramern vor, so sehr auch Klopstock sich dagegen sträubte, worauf Cramer, dessen Beifall sie in hohem Grad erhielten, ihn aufforderte, in die Gesellschaft der „Bremer Beiträger" zu treten. Nun erschienen im J. 1748 die drei ersten Gesänge im vierten Band der Bremer Beiträge, und erregten in ganz Deutschland das allgemeinste Aufsehen, wie seit Luthers Bibelübersetzung und Gellert's Schriften noch nie ein deutsches Werk. Sogar die Kanzelberedtsamkeit der damaligen Zeit gieng dadurch in Verse über und man deklamirte heilige Reden in Hexametern. Auch dichtete er damals bereits einzelne Lieder und Oden, von denen ein

Zeitgenosse schreibt: „Es waren Meisterstücke; gleich der Auferstehungs-posaune schmetterten sie tief in den Abgrund und erhoben hoch über die Sterne."

Als nun seine vertrautesten Freunde, Gärtner, Cramer, Joh. Ad. Schlegel rc. sich von Leipzig wegbegeben hatten, verließ auch er diese Stadt im J. 1748 und gieng nach Langensalza, um im Hause eines Verwandten, des Kaufmanns Weiß, die Aufsicht über dessen Kinder zu übernehmen. Während er nun dastand, von ganz Deutschland gefeiert wie noch Keiner, traf ihn der Schmerz einer hoffnungslosen Liebe. Er faßte nämlich eine glühende Liebe zu Fanny, der schönen und geistreichen Schwester Schmidt's in Langensalza, die dieselbe nicht erwiederte. Dieß erfüllte seine Seele mit hoher Wehmuth, zog aber auch seinen Blick mächtig hinaus auf die Ewigkeit. Zur Erholung reiste er im J. 1750 nach Zürich zu Bodmer, der ihn eingeladen hatte. Von da berief ihn im Frühling 1751 der dänische Minister, Graf v. Bernstorff, dessen Herz die drei Gesänge des Messias rührten und der daraus die Größe des Geistes, der sie geschaffen, erkannte, nach Copenhagen an den Hof Friedrichs V., wo ihm ein ansehnlicher Gehalt von 400 Reichsthalern ausgesetzt wurde, damit er ruhig den Messias vollenden könnte. Er galt viel beim König und durch ihn wurde Cramer im J. 1754 als Hofprediger nach Copenhagen berufen, wie ein Jahr zuvor schon Basedow als Professor der Philosophie nach Soröe. Am 10. Juni 1754 verheirathete er sich mit Meta Moller, der Tochter eines Kaufmanns zu Hamburg, die eine herzliche Liebe zu ihm als Dichter des Messias gefaßt hatte. Allein nicht viel über vier Jahre hatte er an ihrer Seite das schönste Glück des Lebens genossen, als er sie am 28. Nov. 1758 durch den Tod verlieren sollte. Zu Hamburg wollte sie ihre Entbindung halten und dort hauchte sie über dem, daß sie ihm ein Söhnlein gebar, ihr Leben aus. Sein Schmerz über diesen großen Verlust spricht sich rührend noch in manchen seiner spätern Oden aus, und im fünfzehnten Gesange seines Messias, der vierzehn Jahre später erschien, feierte er ihr Andenken, indem er unter denen, die Erscheinungen von Auferstandenen sehen, in Cidle, der Geliebten Gedors, seine Meta darstellt. Der frohe, lebendige Glaube an ein ewiges Leben und an eine Wiedervereinigung mit ihr machte ihm allein sein bitteres Loos erträglich. Auf dem Dorfkirchhof zu Ottensen an der Elbe begrub er sie mit der Inschrift: „Saat von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen" (vgl. Nro. 632.). In demselben Jahre 1758, ehe er noch seinen Messias zur Hälfte vollendet hatte, erschien der erste Theil seiner geistlichen Lieder zu Copenhagen. „Ich „habe," schreibt er in einem Briefe vom 8. Nov. 1756, „eine Sache „begonnen, die ich für meinen zweiten Beruf halte. Ich habe Lieder „für den öffentlichen Gottesdienst gemacht, was ich für ein's der „schwierigsten Dinge halte, die man unternehmen kann. Man soll,

„wo nicht dem gemeinen Haufen, doch den Meisten verständlich seyn, „und doch der Religion würdig bleiben. Indeß scheint es mir, daß „mir Gott die Gnade gegeben und mir diese Arbeit hat gelingen „lassen." Diese erste Sammlung enthält 35 neue und 29 sehr veränderte alte Kirchenlieder. Die zweite Sammlung, 32 neue Lieder enthaltend, folgte 1769 nach. Bis zu Ende des Jahrs 1770 lebte Klopstock zu Dänemark, verweilte übrigens dazwischen hinein bald in Quedlinburg, bald in Blankenburg.

Als jedoch sein edelmüthiger Freund und Beschützer, Bernstorff, durch den Günstling des neuen Königs, Christians VII., den Grafen Struensee, in genanntem Jahr verdrängt ward, verließ er Dänemark und zog nach Hamburg mit einer dänischen Pension und dem Charakter eines dänischen Legationsraths. Hier vollendete er im Jahr 1773 seinen Messias, zu dessen allgemeiner Verbreitung namentlich Schubart durch seine öffentlichen Deklamationen desselben viel beitrug. Im J. 1775 ward Klopstock vom Markgrafen Friedrich von Baden nach Carlsruhe eingeladen, wo er viele Beweise der Huld empfieng und von wo er mit einer Pension und dem Titel eines Badenschen Hofraths nach Hamburg zu Anfang des Jahrs 1776 zurückkehrte. Er zog sich nun fast ganz von der Welt zurück und verlebte seine Tage in der Stille. Im J. 1791 vermählte er sich noch einmal mit seiner vieljährigen Freundin, der edlen Johanna Elis. v. Winthem, die sein Greisenalter erheiterte. In den letzten zehn Jahren seines Lebens nahm er noch warmen Antheil an der französischen Staatsumwälzung, und weil er der neuen Freiheit Hymnen sang, schenkten ihm die Franzosen das Bürgerrecht. Als jedoch Louis XVI. unter der Guillotine fiel, hörte er auf, französischer Bürger zu seyn. Er genoß das Glück, sich auch im Greisenalter einer ungeschwächten Geisteskraft und Heiterkeit zu erfreuen.

Im Winter des Jahrs 1802—3 aber nahmen seine körperlichen Kräfte merklich ab; er hatte viel an der Kolik zu leiden. Am 17. Febr. 1803 legte er sich aufs Sterbebett. Auf seinen Wunsch wurden die Vorhänge seiner Fenster niedergelassen und er lag allein mit Gott und dem Gedanken an Tod und Unsterblichkeit sich beschäftigend. Auch bei den heftigsten Schmerzen ließ er sich nicht zu Klagen hinreißen; er wurde nur um so ergebener und schaute mit um so lebendigerer Hoffnung des ewigen Lebens über sein eigenes Grab hinüber. „Christus litt," sagte er einst mit erhabener Seelenruhe, „warum staunen wir denn, daß er leiden mußte?" und augenblicklich schweigend fügte er hinzu: „darum hat ihn auch Gott erhöhet und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist." Er ließ sich den zweiten Brief Johannis und den des Paulus an Philemon vorlesen. Selbst in seinen Phantasien sah er Christum und den h. Johannes neben sich und sagte Schriftstellen her, womit er sich aufrichtete, z. B.: „Kommet her zu mir Alle, die

ihr mühselig 2c." Der Tod Mariä, wie er ihn im XVI. Gesang seines Messias besungen hatte, beschäftigte wachend und träumend seine Seele; er starb auch wirklich diesen Tod. „Ach! wo ist der Engel," rief er einmal aus, „der mir helfen soll?" In einem seiner letzten und höchsten Kämpfe richtete er sich empor auf seinem Lager und die Hände faltend sprach er die in seiner Ode: „Der Erbarmer", gepriesenen Worte der Schrift: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen — — — siehe! in die Hände habe ich dich gezeichnet" (Jes. 49, 15.). „Wir Alle", fügte er hinzu, „wir Alle sind in Gottes Hand gezeichnet." Nach diesen Worten sank er in einen tiefen Schlummer, um nie mehr daraus zu erwachen und verschied dann am 14. Merz 1803 in einem Alter von 78 Jahren. Er ward zu Ottensen neben seiner Meta begraben, wobei zwei seiner Lieder: „Selig sind des" (Nro. 649.) und „Auferstehn" (Nro. 632.) gesungen wurden.

Klopstock's sämmtliche Werke erschienen zu Leipzig 1798—1817 in zwölf Bänden. Wegen seiner Oden voll feuriger Vaterlandsliebe heißt er „der deutsche Barde"; Gott und Unsterblichkeit besang er voll hoher Andachtsgluth. Seine 67 geistlichen Lieder athmen zwar tiefe Andachtsgefühle, sind aber doch von allzu gekünstelter Begeisterung (s. S. 461 f.). „Klopstock's Begeisterung," sagt Hegel in seiner Aesthetik III. S. 459, „bleibt nicht jedesmal ächt, sondern wird häufig zu „etwas Gemachtem, obschon manche seiner Oden voll wahrer und „wirklicher Empfindung und von einer hinreißenden Würde und Kraft „des Ausdrucks sind." Als Kirchenlieder sind seine Lieder jedenfalls zu hoch, zu pathetisch und deklamatorisch.

(Quellen: Klopstock's Leben von Heinrich Döring. Weimar. 1825. — Eine Schilderung Klopstock's in Helfrich Peter Sturz's Schriften. 1. Sammlung. Leipz. 1779. S. 180—189.)

Cramer, Dr. Johann Andreas, wurde geb. 29. Jan. 1723 zu Jöstädt im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater unter armseligen Umständen Prediger war. Er genoß eine gute, christliche Erziehung und auch über sein leibliches Leben wachte in seiner zarten Kindheit schon die Vorsehung auf besondere Weise. Er sammelte nämlich einst Erdbeeren auf einem Berge, als eben unten im Bergwerk Steine gesprengt wurden. Ein heraufgeworfenes Felsstück zerschmetterte seinen Erdbeerhafen, ohne ihn selbst im mindesten zu verletzen, und er bedauerte in kindlicher Harmlosigkeit nur seine Erdbeeren, nicht ahnend, wie nahe er dem Tode gewesen. Auf der Schule zu Grimma bereitete er sich auf die Universität; gerade aber als er diese im J. 1742 beziehen wollte, starb ihm sein treuer Vater, wodurch ihm fast alle Unterstützung entrissen wurde. Doch traute er auf den Herrn und zog nach Leipzig, wo er jährlich oft nur achtzig Thaler zu verbrauchen hatte; allein sein Fleiß, seine Sparsamkeit und Ordnungsliebe halfen ihm unter Gottes Beistand durch; er half sich auch durch Uebersetzen und durch Unterweisung der Jugend. Bald öffnete sich jedoch für ihn

eine rühmliche Laufbahn. Er und mehrere seiner Freunde hielten sich zu Gottsched und nahmen Theil an den durch Gottsched's Verehrer, Schwabe, herausgegebenen „Belustigungen des Verstandes und Witzes." Bald aber machte sie des Herausgebers oft geschmacklose Auswahl unzufrieden und auf Gärtner's Vorschlag verabredeten sich mit ihm Cramer und Joh. Adolph Schlegel, welchen später Rabener, Gellert, Klopstock und Andere beitraten, zur Herausgabe der „Bremer Beiträge", die im J. 1742 ihren Anfang nahmen und vom größten Einfluß auf die Bildung des deutschen Geschmacks und der deutschen Literatur, besonders in Betreff der Correktheit und des Wohlklangs der Sprache waren. Daneben sammelte sich Cramer große Gelehrsamkeit in den theologischen Wissenschaften.

Im J. 1748 wurde er zu Crellwitz, einem Dorfe zwischen Magdeburg und Halle, zum Prediger ernannt. Hier erwarb er sich durch sein liebreiches Betragen das Zutrauen und die Liebe der Landleute in hohem Grad. Einmal rettete er durch thätige Hülfeleistung und zweckmäßige Anstalten, wobei er sogar selbst die Sturmglocke anzog, sein Dorf vor dem unsäglichen Elend der Ueberschwemmung, indem die Saale bereits einen Damm durchbrochen hatte. Im J. 1750 wurde er Oberhofprediger in Quedlinburg und von hier aus kam er schon nach vier Jahren auf Klopstock's Betreiben nach Copenhagen als Hofprediger des Königs Friedrich V. von Dänemark. In diesem neuen Amte zeigte er sich vorzüglich als den allgemein bewunderten und in allem Betracht großen Kanzelredner. Er predigte mit ungemeinem Beifall und ausgezeichnetem Eindruck bei den Zuhörern. Bei Hof und in der ganzen Stadt, unter allen Ständen, erwarb er sich die größte Hochachtung und Liebe; auf seinen Rath traten viele heilsame Anstalten ins Leben. Auch erwarb er sich als Professor der Theologie, was er im J. 1765 wurde, viel Dank und Beifall. So verlebte er heitere Tage in Copenhagen und war so geschätzt, daß er den ehrwürdigen Beinamen „Eyegode", d. i. „der durchaus Gute" erhielt, den ehemals einer der ehrwürdigsten dänischen Könige im eilften Jahrhundert geführt hatte. Bald kamen aber auch trübe Zeiten, als der junge, schwache König Christian VII. in Struensee's Hände gerieth, Graf v. Bernstorff aber, Cramer's hoher Gönner, und mit ihm manche Freunde, wie z. B. Klopstock, Copenhagen verließen und er nun Zeuge des überall einreißenden Leichtsinns und großer Zügellosigkeit seyn mußte. Er war aber unerschrocken genug, das begünstigte Laster anzugreifen und seinen gestürzten hohen Gönner, den Minister Bernstorff, nicht zu verleugnen; mitten in diesen Zeiten der Trübsal und Verwirrung stand er, wie er einst Luthern in einer Ode geschildert hatte:

> stand der Mann des Herrn, ein Fels im Meer
> ragt über seine Wogen um sich her.

Aus solchem Sinn und unter solchen Erfahrungen gereift gieng

sein Lied: „Sanft, o Christ" (Nro. 399.) hervor. Seine Freunde zitterten für ihn, er zitterte nicht. Endlich siegte die herrschende Partei über ihn und er ward wegen seiner freimüthigen Predigten, womit er gegen das Laster um ihn her kriegte, seiner Hofpredigerstelle entsetzt. Es gieng ihm hier, wie einst dem Chrysostomus, der aus ähnlichen Ursachen seine Würden mit dem Exil vertauschen mußte. Er nahm daher den Ruf als Superintendent in der Reichsstadt Lübeck an und gieng im J. 1771 dorthin ab. Als aber die bekannte abermalige Umwälzung der dänischen Staatsverwaltung eingetreten und Struensee gestürzt war, wurde er im J. 1774 vom König von Dänemark als Prokanzler und erster Professor der Theologie auf die Universität Kiel berufen. Hier wirkte er mit größter Thätigkeit für das Beste der Universität, besonders auch für die Bildung junger Prediger durch ein Predigerinstitut, für das Schulwesen ꝛc. Vier Jahre lang arbeitete er hier auch an dem neuen Schleswig-Holstein'schen Gesangbuch, dessen Sammlung ihm aufgetragen war und das unter dem Titel: „Allgemeines Gesangbuch für die Herzogthümer. Altona 1780" erschien, jedoch viele seiner geringern und trockenern Lieder enthält. Durch den Verlust zweier erwachsenen Töchter und seiner inniggeliebten Frau im J. 1777 hatte er schwere Prüfungen durchzumachen, er trug sie aber mit demüthiger Ergebung in den Willen Gottes, so unerforschlich ihm auch Gottes Weg und Rath war. Er glaubte fest, was er in seinem Liede: „Unerforschlich" (Nro. 73, 1.) ausspricht:

„Ist doch alles, was Gott thut,
Wie's auch scheine, weis und gut."

Er bewährte an sich selbst, was er in einem andern seiner Lieder singt:

— will er Opfer: Kinder müssen
Folgen, und ich will auch gern
Zur Verleugnung mich entschließen,
Denn ich kenne meinen Herrn.
Schmerzlich sey es, oder schwer,
Was er fordert, fordert er
Doch nur (und dieß muß mich trösten)
Was er will, zu meinem Besten."

Im Jahr 1784 wurde er Kanzler der Universität Kiel und erlebte in seinem Alter an Kindern und Kindeskindern viele Freude; zwei seiner Söhne wurden noch zu seinen Lebzeiten Professoren in Kiel. In seiner letzten Krankheit, die ihn in Folge der Abnahme seiner Kräfte überfiel, klagte er über viel unverdiente Feindschaft, die ihn getroffen, und bat einen Freund, Jedwedem seiner Feinde zu sagen, daß er mit einem Herzen voll Liebe für ihn aus der Welt gehe und wenn Gott ihm das Leben fristete, es sich zur Pflicht machen würde, zu dessen Wohlfahrt Alles, was er könne, beizutragen. In der letzten Zeit wurde sein Krankenlager sehr schmerzlich. Gerade acht Tage vor seinem Ende bestimmte er den Tag, der sein Sterbetag ward, als Entscheidungstag seiner Krankheit voraus. Er zitterte nicht und sah froh-

lockend dem Tode entgegen, wie er dieß selbst in dem Lied: „Wer, o mein Gott“ am wiedergeborenen Christen geschildert hatte (Nro. 340, V. 8.). Nach seiner Vorherbestimmung starb er in der Nacht vom 11—12. Juni 1788. Auf dem Sterbebette noch sprach er seine Ueberzeugung von der Gewißheit der göttlichen Begnadigung durch Christum aus, indem er bezeugte, er sage nicht als Theolog auf dem Krankenlager, über den Gott jeden kommenden Augenblick zum Tod entscheiden könne, sondern als philosophirender Theolog, daß kein anderes System ihm so viel Gründe der Beruhigung gewähre, als das lutherische System von der Begnadigung durch Christum, und er wünschte, daß er die Lebhaftigkeit dieses Gefühls, das er jetzt habe und oft gehabt habe, einigen der angesehensten Theologen unserer Kirche, die davon so schwankend und ungewiß reden, mittheilen könnte. „Du glaubest nicht vergebens“ (Nro. 399, 8.) — hieß es auch bei ihm. Klopstock, an den sich Cramer als Dichter aufs innigste anschloß, hat ihm im zweiten Lied seiner Ode: „Wingolf“, in der er seine poetischen Freunde besingt, ein würdiges Denkmal gesetzt.

Cramer verfaßte eine große Menge geistlicher Lieder, die manches Gute enthalten, doch aber meist nicht in die Tiefe der christlichen Heilswahrheiten eindringen und in allzu gesteigertem Schwunge zu sehr ins bloß Rhetorische verfallen. Dabei hat er aber großes Verdienst um den Anbau der lyrischen Form in der deutschen Poesie, er ist der Meister der schwunghaften Lyrik. Er gab heraus: „Poetische Uebersetzung der Psalmen. 4 Theile. Leipz. 1762—1764.“ — „Andachten in Gebeten, Betrachtungen und Liedern über Gott, seine Eigenschaften und Werke. 2 Theile. 1764 und 1765.“ — „Evangelische Nachahmung der Psalmen Davids und andere geistliche Lieder. Copenhagen. 1769.“ — Zuletzt sammelte er aus den Bremer Beiträgen, aus seiner Monatsschrift: „Der nordische Aufseher“ (3 Bände, 1759 f.) und obigen Werken, besonders auch aus „den neuen geistlichen Oden und Liedern. Lübeck. 1775.“ seine „sämmtlichen Gedichte“ und gab sie in 3 Theilen zu Leipzig von 1782 und 1783 heraus. Sie sind in 16 Bücher getheilt, wovon 15 die geistlichen Lieder enthalten, und nur das letzte die Oden und Lehrgedichte.

(Quellen: Fr. Wilh. Wolfrath's Lebensbeschreibung Cramer's in den Nachrichten vom Leben und Ende gutgesinnter Menschen. VI. Band. Halle 1790. — Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von C. H. Jördens. Leipz. 1806—1812.)

Hermes, Dr. Johann Timotheus, geb. am 31. Mai 1738 zu Petznick bei Stargard in Hinterpommern, wo sein Vater, ein Anhänger der Wolf'schen Philosophie, Prediger war. In seiner Kindheit zeigte er sich als ein frühreifes Genie, indem er, erst fünf Jahre alt, die Methode erfand, ohne Buchstabieren lesen zu lernen. Auf dem Gymnasium zu Stargard, wo er sich auf die Universität vorbereitete, war er ein Jahr lang ins Zimmer ~~gesprochen~~ durch einen Gabelstich,

der ihm seinen Arm lähmte. Als er nach Königsberg reiste, um dort zu studieren, bekam er während eines heftigen Sturms auf der Seefahrt eine solche Quetschung auf der Brust, daß ein fast tödtlicher Blutsturz erfolgte. Von Allem entblößt, bloß 3 ½ Thaler in der Tasche, kam er in Königsberg an und fand dort die ihm vorausgeschickten hundert Thaler nicht; er verbarg seine bittere Noth und wäre sicherlich zu Grund gegangen, wenn ihn nicht edle Menschen unterstützt hätten. Durch seine Kenntniß der französischen Sprache wurden ihm bald die besten Häuser in der Stadt eröffnet. Dr. Arnold und Kant waren seine Lehrer; Kant aber zog ihn mit seiner kritischen Philosophie nicht an; er hielt sich meist an Arnold und dieser sagte einmal die denkwürdigen Worte zu ihm: „Die Zeit naht, wo wir als Prediger den Menschen wenig mehr werden beikommen können, alsdann wird das Wahre und Schöne eines gefälligen Gewandes bedürfen, und Sie, wenn Sie fortfahren, Ihre Beobachtungen und Erfahrungen niederzuschreiben, können ein deutscher Richardson werden." Von Königsberg begab er sich zu weiterer Ausbildung nach Berlin, wurde sofort Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, kam dann als Feldprediger bei dem Krokow'schen Dragonerregiment nach Lüben in Schlesien und einige Jahre nachher als Anhalt-Köthen'scher Hof- und Schloßprediger nach Pleß in Oberschlesien. Endlich im J. 1772 kam er nach Breslau als Inspektor des Gymnasiums, wurde 1808 Superintendent des Fürstenthums Breslau und erster Professor der Theologie, zuletzt Probst an der h. Geistkirche und Oberconsistorialrath. Hier vollendete er das berühmte Werk: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", das zu Leipzig im Jahr 1769—1773 erschien. Er war ein sogenannter „Popularphilosoph" und ein „aufgeklärter, helldenkender Theolog". Sehr gerühmt wird an ihm seine große Menschenliebe und sein warmer Eifer für das Wohl seiner Brüder. Er starb zu Breslau in dem hohen Alter von 83 Jahren am 24. Juli 1821.

Er dichtete 112 geistliche Lieder unter dem Titel: „Lieder auf die besten, bekannten Kirchenmelodien nebst 12 Communionandachten. Breslau 1800." Sie unterscheiden sich zwar von gewöhnlichen Liedern durch eine gewisse Originalität in Gedanken und Ausdruck; aber sie haben oft etwas Gezwungenes und Schwerfälliges im Ausdruck und die Sprache ist zu gelehrt. Am besten sind noch seine Himmelfahrtslieder.

(Quellen: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von C. H. Jördens.)

Ramler, Carl Wilhelm, geb. 25. Febr. 1725 zu Colberg in Hinterpommern, ein Landsmann von J. T. Hermes. Sein Vater war Accise-Inspektor. Im 13. Jahr kam er nach Halle, wo er im dortigen Waisenhaus seine Bildung erhielt. Hier suchte man seiner Neigung, Verse zu machen, die er schon als zehn- und eilfjähriger Knabe an den Tag legte, entgegenzuarbeiten und er hatte deßhalb allerlei kleine

Anfechtungen auszustehen, unter denen er dem Ton und Geist des Waisenhauses immer abgeneigter wurde. Nachdem er in Halle seine Studien vollendet hatte, kam er nach Berlin zu Freunden seines Vaters und machte hier vertraute Freundschaft mit Gleim, Kleist, Spalding ꝛc. Erst 23 Jahre alt wurde er im J. 1748 als Professor der Logik und schönen Wissenschaften bei dem Cadettencorps zu Berlin angestellt, welche Stelle er 42 Jahre lang bekleidete. Er mußte in ziemlicher Beschränktheit leben, war aber dabei genügsam und heiter, ohne zu klagen. Durch seine 15 Horazischen und 40 eigene Oden machte er sich bald sehr berühmt; sie giengen von Mund zu Mund. Deutschland erkannte ihn einmüthig für seinen „Horaz“, für einen der Ersten unter seinen Lyrikern. Wie Horaz seinen Kaiser Augustus besang, so besang er die Thaten seines Heldenkönigs, Friedrichs des Großen, mit Begeisterung und stolzem Flug. Obgleich er dafür nie eine Anerkennung beim König fand, so ließ er sich dadurch doch nicht bitter gegen denselben stimmen; er sang ja nicht um der Gunst willen, sondern aus Vaterlandsliebe. Seine Lage besserte sich erst, als er im J. 1787 neben seiner Stelle beim Cadettencorps mit Engel auch noch das Direktorat des Berliner Nationaltheaters erhielt. Er lebte bloß der Kunst und seinen Freunden, die er herzlich liebte; verheirathet war er nie. Sein Herz war offen und theilnehmend, sein Wesen sanft und gefällig. Im J. 1790 legte er seine Stelle am Cadettencorps, im J. 1796, bei immer mehr zunehmender Altersschwäche, auch die Direktion des Theaters nieder, und bekam bald darnach einen Anfall von Lungensucht, an der er am 11. April 1798 starb.

Er fertigte mehrere Cantaten, besonders die Cantate: „Der Tod Jesu“, aus welcher das Passionslied: „Du, dessen Augen floßen“ (Nro. 135.) genommen ist.

(Quellen: Ramler's Leben von Göckingk in C. W. Ramler's poetischen Werken. Thl. II. S. 305—325. — Versuch einer biographischen Skizze Ramler's nebst einer kurzen Darstellung seines poetischen Charakters von Theodor Heinsius. Berlin 1798.)

Sturm, M. Christoph Christian, der Sänger der Größe und Güte Gottes in der Schöpfung und Vorsehung. Er wurde geboren 25. Jan. 1740 in Augsburg, wo sein Vater, Johann Jakob, ein geschickter Rechtsgelehrter und kaiserlicher Notarius bei den Magistratsgerichten war. Einer seiner Ahnherren war der berühmte Rektor Johann Sturm zu Straßburg, eine Hauptstütze der dortigen Reformation († 1589). Er studierte vom J. 1760 in Jena und seit Herbst 1761 in Halle, wo er nach wenig Monaten die Lehrstelle eines Collegen am Pädagogium erhielt. Von da kam er 1765 als Conrektor nach Sorau in der Niederlausitz, nach zwei Jahren schon wurde er aber wieder nach Halle zurückberufen als Prediger an der Marktkirche. Im Juni 1769 erhielt er einen Ruf zur zweiten Predigerstelle an der h. Geistkirche in Magdeburg. Hier brachte er den

besten und ruhigsten Theil seines Lebens zu, wie er selbst mehrmals versicherte. Seine Gemeinde hieng mit ungetheilter Achtung und inniger Liebe an ihm. Die meisten seiner zahlreichen Erbauungsschriften schrieb er in Magdeburg, wo er zugleich an Patzke und Feddersen gleichgesinnte Mitarbeiter im Weinberg des Herrn und herzliche Freunde hatte. Am 26. April 1778 wurde er an die Stelle des Dr. Friderici zum Hauptpastor an der St. Petrikirche in Hamburg erwählt. Auch hier, wie auf seinen seitherigen Stellen, erwarb er sich bald durch seine vorzüglichen Predigergaben, durch seine Amtstreue und Gutherzigkeit, durch seinen ganzen Sinn und Wandel große Achtung und Zuneigung. Bei seiner Antrittspredigt am 1. September hatte er zum Herrn gefleht: „Deine ganz unaussprechliche Liebe gegen „Freunde und Feinde, gegen Bekannte und Unbekannte, gegen Fromme „und Gottlose müsse auch mich dringen, mitleidig, brüderlich, barm„herzig und freundlich zu seyn, gerne, wo ich kann, wohlzuthun, Thrä„nen abzutrocknen, gerne um Anderer willen auch einige Beschwerden „zu ertragen. — „„Ich muß wirken die Werke deß, der mich gesandt „hat, so lang es Tag ist. Es kommt die Nacht, da Niemand wirken „kann."" Darnach will auch ich denken und handeln. Ich will es „immer meinem Herzen und Gewissen selbst predigen: Die Zeit deines „Lebens ist kurz, die Gelegenheiten, Gutes zu thun, sind bald vor„über; die Nacht des Todes nähert sich dir mit jedem Augenblick. — „Dieser Zuruf soll mein beständiger Warner und Ermunterer seyn, „damit ich Gutes thue und nicht müde werde, sondern vielmehr mit „unverdrossener Treue dem Tag der Ernte entgegeneile." Es war, als habe er bei diesen Worten das baldige Ziel seines Wirkens geahnet. Der Herr schenkte ihm aber auch die Kraft zur Erfüllung dieses Flehens, so lange er noch hienieden war. Er war immer bereit zum Wohlthun, Helfen und Dienen; namentlich hatte er auch an seiner Frau, Johanne Christiane, geb. Bunning, in der beständigen Ausübung der Wohlthätigkeit eine treue Gehülfin. Er war es namentlich, der mit dem edlen Professor Büsch das treffliche Hamburger Krankeninstitut gründete, wodurch schon vielen tausend armen Kranken geholfen ward. Als Prediger sagte er ohne Menschenfurcht und sündliche Menschengefälligkeit, ohne Ansehen der Person, des Standes und Ranges, in seinen Vorträgen Jedem, was recht oder unrecht sey; er that dieß aber stets mit dem Geiste der Liebe und Sanftmuth. Bei dem Freimuth, mit dem er seine Ueberzeugung aussprach, sah er sich bald vielen feindseligen und gehässigen Angriffen, besonders von Pastor Göze, ausgesetzt, wodurch ihm das Leben verbittert und die Gesundheit untergraben wurde. Nie aber hat er Bitterkeit mit Bitterkeit vergolten, meist geschwiegen, und wo er nothgedrungen dagegen redete, es in sanftem, brüderlichem Ton gethan. Seinem Freund Feddersen, der seine Vertheidigung übernehmen wollte, verwehrte er es — „weil seine Feinde dadurch noch mehr möchten erbittert werden". So hatte er

auch einmal einem Manne, der ihn früher aufs tiefste beleidigt hatte, nun aber ihn um seine Verwendung für eine Stelle in Hamburg bat, bereitwilligst zu helfen gesucht, und ihm, als seine Verwendung vergeblich war, ein ansehnliches Geschenk zur Linderung seiner Bedrängniß zugeschickt. Dabei lebte in ihm ein herzliches Vertrauen zu der Vorsehung, so daß er stets das Beste von Gott hoffte und sich zuversichtlich allen seinen Fügungen unterwarf. Oftmals konnte er zu seinem Feddersen sagen: „Darum ist mir Abraham so schätzbar, weil er ein Held im Glauben ist. Wohl uns, wenn wir Gott vertrauen, dadurch üben wir auf einmal viele große Tugenden aus.“ Aus eigenem vertrautem Umgang mit Gott und aus Erfahrungen desselben wurde er der herzliche Beter und der geistvolle Andachtslehrer, der er in allen seinen Erbauungsschriften ist. Auch den häuslichen Gottesdienst, den er stets empfahl, übte er selbst täglich mit wärmster Andacht aus. Seine festen Ueberzeugungen von der Wahrheit und Göttlichkeit der Religion Jesu und die Gottesweisheit und Gotteskraft derselben, die er an der eigenen Seele erfahren, machten ihn zu einem Mann nach dem Sinne Gottes und nach dem Vorbild Jesu.

So kam ihm mit nichten, „eh' er es gedacht, in der Sünde Freuden seines Lebens letzte Nacht“ (vgl. Nro. 285, 3.), so schnell dieselbe auch über ihn kam. Mehrere Jahre schon kränkelte er an Brustleiden. Da überfiel ihn plötzlich in der Nacht vom 10. auf den 11. Aug. des Jahrs 1786 ein heftiger Bluthusten auf seinem Garten, wo er den Tag zuvor in Gesellschaft einiger Freunde heiter verlebt hatte. Er dachte alsbald an seinen Tod und ließ sich deßhalb Münter's Lied: „Der letzte meiner Tage ist mir vielleicht nicht fern“ fleißig beten, nach dessen Vorlesung er einmal sagte: „Wohl dem, der seine Buße nicht bis aufs Krankenbett verschiebt! Ach! wie irren die Gedanken herum, wenn man im Fieber liegt.“ In dieser ganzen letzten Krankheit bewies er ein freudiges Vertrauen zu Gott, gänzliche Unterwerfung unter seinen Willen, Christenmuth und Geistesstärke beim Gefühl des herannahenden Todes. Das frohe Bewußtseyn der Gnade Gottes gab er in seiner großen Schwachheit einem Freund dadurch zu erkennen, daß er auf sein Herz wies mit den Worten: „Hier ist es ganz ruhig.“ Seine Frau befahl er einer Freundin dringend und die Thränen floßen ihm dabei über die Wangen; dann fragte er sie: „Wie steht es um deinen Glauben? Ist dein Glaube auch stark?“ und betete herzlich für sie, worauf er ihr zum Troste und beständigen Andenken die Worte des 73. Psalms: „Dennoch bleibe ich stets an dir, denn rc.“ empfahl. Als nun der letzte Augenblick nahte, sagte er noch mit leiser Stimme die letzten Worte: „Ich bin meiner Seligkeit gewiß — ich sehe meinen Lohn vor mir — dort glänzt meine Krone!“ (vgl. Nro. 108, 5.) Hierauf wurde sein Gesicht sehr heiter, er legte sich hin, als wollte er schlummern und mit der heitern Miene starb er sanft den 26. Aug. 1786 früh um zwei Uhr in einem Alter von 47 Jahren.

Sturm war ein fruchtbarer Erbauungsschriftsteller; besonders bekannt machte er sich durch seine „Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden auf jeden Tag des Jahrs. Halle. 1768. 71. 74. 80. 85," sowie durch seine „Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung auf alle Tage des Jahrs. Halle. 1773. 75. 85." Davon erschienen selbst französische, dänische und schwedische Uebersetzungen. „Große Schaaren" — sagt deßhalb Feddersen — „werden sich einst in der Ewigkeit um ihn sammeln und ihm zujauchzen: „Heil sey dir! denn du hast mein Leben, die Seele mir gerettet, du!" Obgleich er von den Vorzügen des Christenthums vor der Naturreligion innig überzeugt war und auf Erkenntniß Jesu Christi und Wachsthum in derselben drang, auch die Erlösung durch Christum und das Versöhnende in seinen Leiden mit aller Festigkeit glaubte und behauptete, so trieb er doch vorherrschend entweder die christliche Sittenlehre nach dem Tugendmuster Jesu, oder die Förderung der Erkenntniß und Verehrung Gottes durch die Natur. In diesem Sinne dichtete er theils selbst viele Lieder, theils veranstaltete er Sammlungen von Liedern über die Naturreligion, über die wichtigsten Gegenstände und Veränderungen in der Natur, über die Pflichten gegen Gott, uns selbst und unsere Nächsten, wie sie die Betrachtung der Natur lehrt. Hieher gehören: „Sammlung geistlicher Gesänge über die Werke Gottes in der Natur. Halle. 1774." — „Gesangbuch für Gartenfreunde und Liebhaber der Natur. Hamb. 1781." — Seine bessern Lieder, in denen christliche Wahrheiten der Gegenstand seines Gesanges sind, finden sich in der Sammlung: „Lieder und Kirchengesänge. Hamb. 1780." (Zwei Sammlungen dieser Lieder mit sechzig Melodien zum Singen beim Clavier gab C. Ph. E. Bach im J. 1780 und 1781 heraus; ebenso im J. 1781 A. Weber zu Magdeburg.) Die ersten Lieder, die er dichtete — 46 an der Zahl — sind seine „Lieder für das Herz" vom J. 1767. Manche andere Lieder streute er in seine sonstigen Erbauungsschriften und Predigtentwürfe ein, wovon nach seinem Tode eine Sammlung erschien unter dem Titel: „Lieder auf die hohen Fest-, Passions- und Bußtage, Coburg. 1795." Auch für Kinder, die er besonders lieb hatte, hat er gedichtet. So erschienen 1771: „Gebete und Lieder für Kinder. 3. Aufl. 1776," deßgleichen ein „Gesangbuch für Kinder von reiferem Alter. Halle. 1777."

(Quellen: Chr. Ch. Sturm's Leben und Charakter von Jak. Fr. Feddersen, Hof- und Domprediger zu Braunschweig. Hamb. 1786.)



Niemeyer, Dr. August Hermann, wurde geb. 1. Sept. 1754 zu Halle, wo sein Vater Archidiakonus an der Liebfrauenkirche war. Seine Mutter war eine Tochter J. A. Freylinghausen's und Enkelin A. H. Francke's, dessen Urenkel er also war. Er besuchte das Pädagogium zu Glaucha vor Halle und studierte dann von 1771 an zu Halle Theologie, wobei er sich hauptsächlich an Semler und Nösselt

anschloß. Im J. 1779 wurde er außerordentlicher, 1784 ordentlicher Professor der Theologie und Aufseher des Pädagogiums zu Halle. Ein Jahr darauf übernahm er das Direktorium des Waisenhauses, welches damals im größten Verfall war, denn der Geist des glaubigen Stifters war aus demselben gewichen. Im J. 1792 wurde er Consistorialrath, bald auch Doktor der Theologie, 1804 Oberconsistorialrath und Mitglied des Oberschulcollegiums. Als im J. 1807 die Franzosen Halle in Besitz nahmen, wurde er wegen seiner Anhänglichkeit an Preußen als ein Verdächtiger plötzlich aus seiner Wohnung geholt und nach Frankreich als Geißel deportirt. Da gelang es ihm jedoch, bei Napoleon die Wiederherstellung der Universität Halle zu bewirken, und als nun das neue Königreich Westphalen errichtet wurde, erhielt er im J. 1808 die Kanzlerwürde auf der diesem Königreich zugetheilten Universität Halle. Von 1799 an hatte er den Franke'schen Stiftungen, deren Direktor er mit Dr. Knapp war, zu neuer Blüthe verholfen. Seiner Umsicht und seinen Bemühungen allein verdankten sie während jener ganzen bewegten Zeit ihre Erhaltung. Der Urenkel war berufen, des Urgroßvaters Werk vor dem Untergang zu retten. Er ist durch seine theologischen und pädagogischen Schriften sehr berühmt, denn er ist der Verfasser der „Charakteristik der Bibel. 5 Thle. 1775—1782" und der „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts. 2 Thle. 1776." Weniger Bedeutung hat er als Dichter; Klopstock ist hier sein Urbild und er eigentlich bloß dessen Nachahmer, besonders in der Odenform; der eigentliche dichterische Schwung und Geist fehlt ihm aber gänzlich. Am 18. April 1827 feierte er, geehrt von allen Seiten, sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum und starb dann das Jahr darauf an einem Schlag am 7. Juli 1828.

Er hat mehr als hundert geistliche Lieder gedichtet. Zwanzig derselben stehen in seinem „Timotheus zur Erweckung und Beförderung der Andacht nachdenkender Christen. 1789;" 64 derselben in seinem „Gesangbuch für höhere Schulen und Erziehungsanstalten. 1785;" auch gab er eine besondere Sammlung heraus unter dem Titel: „Geistliche Lieder und Oratorien. Halle und Berlin. 1818."

(Quellen: A. H. Niemeyer. Zur Erinnerung an dessen Leben und Wirken herausgegeben von A. Jacobs und J. G. Gruber. Halle. 1831.)

Lavater, Johann Caspar, wurde geb. 15. Jan. 1741 zu Zürich, wo sein Vater Doktor der Medicin und Mitglied der Regierung war. Er machte anfangs nur langsame Fortschritte im Lernen. „Gebrauch Gottes" war aber eines der ersten Grundgefühle seiner Kindheit und Jugend. Gott war ihm Bedürfniß, darum suchte er Gebrauch von Gott zu machen. Weil er die Predigten nicht verstand und nicht behalten konnte, gerieth er während derselben auf's Bibellesen; er hatte ein kleines Handbibelein; das nahm er mit in die Kirche und las darinn mit unersättlicher Begierde, namentlich im A. Testament

die Bücher Samuels, der Könige und der Chronik; vor allen zog ihn die Geschichte von Elias und Elisa an. Als einst Ulrich, der Pfarrer zu Frauenmünster, als Vorsteher der lateinischen Schule die Schüler fragte, was sie werden wollen, wer von ihnen Pfarrer werden wolle, rief er, ohne weiter zu wissen, was er that: „ich, ich!" und von da an hatte er die größte Sehnsucht und den ernstlichsten Vorsatz, den geistlichen Stand zu ergreifen. Im Mai 1753 wurde er gefährlich krank, und fieng an, ernstlich an seinen Tod zu denken. „Ich durchgieng," sagt er selbst, „in dieser Krankheit mein Leben, suchte mein „Herz zu reinigen und besonders erinnere ich mich, daß ich alles Un„recht, was ich mir je angethan glaubte, herzlich vergab und um „Vergebung bat, wo ich Jemand beleidigt zu haben glaubte" (vgl. Nro. 429, 3.). Schon als Knabe war er moralisch gut, zu aller Ungerechtigkeit oder Härte oder Betrug unverführbar, selbst Fehler des Leichtsinns waren bei ihm selten. Das Gebet blieb immer ein unaustilgbares Bedürfniß seines Herzens und half ihm auch aus vielen Verlegenheiten und Beängstigungen. Er betete unter allen Umständen; „konnt ich beten" — sagt er selbst — „mir war, als wenn ich schon hätte, um was ich bat." So ward durch solches Herablassen Gottes zu seiner kindlichen Einfalt in merkwürdigen Gebetserhörungen sein unerschütterlicher Glaube gegründet, der sich in seinem Lied: „Von dir, o Vater" (Nro. 481) so schön ausspricht. Im J. 1754 fieng er das Studium der Theologie an. Vor jedem andern Richterstuhl, als dem seines eigenen Gewissens, war er ein unsträflicher Jüngling und doch that er sich selbst nie genug und klagte sich oft bitter an; nie war ihm seine Frömmigkeit und sein Gebet ernsthaft und herzlich genug. „Ich blieb," seufzt er selbst hierüber, „im Grund, wer ich war, gut und fromm, wenn's mich ankam; leichtsinnig, wenn wieder eine Leidenschaft sich regte" (vgl. Nro. 390.). Doch zehnmal niedergeworfen, stand er zehnmal wieder auf. Seine erste Uebungspredigt auf der Universität hielt er mit großem Ernst und feierlicher Würde und sagte nach derselben zu den versammelten Studenten: „Gott lasse euch nicht von dieser Stelle weggehen, ohne daß ich einen heilsam erschütternden Eindruck auf euer Herz gemacht und zu eurer Besserung tief gewirkt habe." Und das erreichte er auch bei Vielen derselben. Schon um diese Zeit, besonders im J. 1760, machte er viele religiöse Poesien und Lieder, worinn namentlich Bodmer sein dichterisches Talent übte. Sein patriotischer Rechtssinn, bei dem er nicht schweigen konnte zum Unrecht, das seine Mitmenschen traf, während er zum Unrecht, das ihn traf, duldend schwieg, zeigte sich in einem Drohbrief, den er in Verbindung mit Füßli dem ungerechten Landvogt Grebel zuschickte und wodurch er erreichte, daß dessen Gewaltthätigkeiten eingestellt wurden.

Im Frühjahr 1762 wurde er in das Züricher geistliche Ministerium aufgenommen und begab sich sofort im Merz 1763 auf Reisen, besonders nach Barth in Schwedisch Pommern, um den als einen der

aufgeklärtesten und schönsten Geister und zugleich als einen der würdigsten Diener Christi bekannten Spalding (s. S. 481) kennen zu lernen. Auf der Heimreise besuchte er auch Klopstock, den er hoch verehrte und hielt sich drei Tage bei ihm auf. Am 3. Juni 1766 verheirathete er sich mit Jungfer Schinz, die ihm acht Kinder gebar. Auf den Hochzeittag verfaßte er ein besonderes Gebet, um es des Nachts mit seiner Braut zu beten. Zuvor hatte er ihr geschrieben:

Gott soll bei uns, Freundin, seyn,
In ihm wollen wir zerfließen:
Ihm von Herzen uns zu weih'n,
Wollen wir uns fest entschließen.

Ihr eheliches Glück war „auf Religion und Tugend gegründet." Tägliche gemeinschaftliche Gebetsübung war ihre Hausregel. In den Jahren 1765—1768 wurde ihm das geistliche Lied, das durch Klopstock und Cramer einen neuen Schwung erhalten hatte, besonders lieb und wichtig, und 1768 stiftete er die ascetische Gesellschaft in Zürich, die für angehende Prediger von großem Segen war. Bald darauf, am 7. April 1769, erhielt er nun einen schönen Wirkungskreis, indem er Diakonus an der Waisenhauskirche in Zürich wurde. Die Schaar der Waisenkinder war nun seine Heerde, bei der er mit Herzensfreude arbeitete. Auch das Zuchthaus hatte er zu besorgen. Als in den Jahren 1770 und 1771 das Züricher Land von einer furchtbaren Theurung und Hungersnoth heimgesucht wurde, forderte er in seinen Predigten mit außerordentlichem Nachdruck und ausgezeichnetem Segen zur Wohlthätigkeit auf. Es ist merkwürdig, welche reiche Gaben nun von allen Seiten in seine Hände gelegt wurden. Er selbst, obgleich er noch kein eigenes Vermögen hatte und seine Stelle fast nichts trug, gab von dem Seinen, was er konnte, und doch war ihm Alles zu wenig, was er gab. „Höllenqual ist Liebe ohne Macht" — sagte er da einmal. Er flehte herzlich zu Gott, er möge Ihn recht lieben lehren (vgl. Nro. 429.). Haufenweise kamen die elenden Hungernden in sein Haus, das um diese Zeit einem Armenamte glich; von Hunger ausgemergelt, kaum noch im Stande zu gehen, wankten die Unglücklichen Lavater's Haus zu. Manche von ihnen führte er selbst die Treppe hinauf und war ihre Stütze, um sie seiner guten Frau zuzuführen, die aus den eingekommenen Gaben diese Hungrigen speiste und die Nackten kleidete. Sie hatte immer einen Topf voll kräftiger Suppe am Feuer, um den Hungernden sie darzureichen. Daneben wirkte Lavater auch mehr und mehr durch seine Schriften und Reden, wie der Sauerteig, den ein Weib genommen und unter den Scheffel Mehl geknetet hat. Besonders im J. 1777 wurde davon in Zürich ein großer Segen sichtbar, so daß er dieses Jahr ein „Erweckungsjahr" nannte. Auch auswärts wurde der Segen dessen sichtbar, was er durch seine Schriften zur Ehre Christi gestiftet hatte. Er war durch seine zahlreichen, viel gelesenen Schriften in einer

Zeit, da fast Alles dem Unglauben und Antichristenthum huldigte, einer der bedeutendsten Kämpfer und Zeugen für Christi Sache. Er hielt in seinen Ansichten immer an den Urkunden des Christenthums fest. Doch suchte er die Begriffe desselben für sich in philosophische Begriffe zu übersetzen und dann in der Sprache der möglichsten Popularität zu übertragen. Dadurch kam es aber auch, daß er bald wegen seiner Orthodoxie verlacht, bald wegen seiner Heterodoxie verlästert wurde. Manche urtheilten, wie Moser in Darmstadt: „Lavater ist mir für einen Philosophen zu christlich und für einen Christen zu philosophisch."

Im Frühjahr 1778 wurde er von der St. Petersgemeinde in Zürich zum Diakonus an der Peterskirche gewählt, wodurch er einen sehr erweiterten Wirkungskreis erhielt, vor dem er sich eigentlich fürchtete; denn die Gemeinde hatte mehr als fünftausend Seelen. Er trat sein Amt an mit einer Predigt über die Worte Pauli: „Ihr Brüder! betet für uns!" Seiner Gemeinde wurde er bald ausnehmend lieb. Die Unverdrossenheit, mit der er für Alle sorgte, sich besonders auch der Kranken in den entlegensten Gegenden der Stadt annahm, erwarb ihm großes Zutrauen. Seine Kirche war außerordentlich besucht, denn er war ein hinreißender Kanzelredner. Das Hauptthema seiner Predigten war: „Ich achte Alles für Schaden gegen der überschwänglichen Erkenntniß Jesu Christi." Zu feindseligen Angriffen, die er zum Theil selbst von Züricher Amtsbrüdern, die auf der Kanzel deutlich gegen ihn predigten, zu erfahren hatte, schwieg er stets stille. Die Geduld, mit der er die Schmach Christi trug, wird als einer der schönsten Edelsteine in seiner Krone glänzen. Als er bemerkte, wie Steinbart's System der neuen Philosophie und Glückseligkeitslehre des Christenthums unter der Züricher Geistlichkeit großen Eingang fand, hielt er bei der Synode im J. 1780 ohne Menschenscheu eine kräftige Rede dagegen und warnte seine Amtsbrüder vor dieser „Entnervung und Ausleerung des altapostolischen Christenthums." In demselben Jahr erschien auch das zweite Hundert seiner christlichen Lieder, deren erstes Hundert schon 1776 erschienen war. Von allen Seiten strömten um diese Zeit Besuche, selbst von den höchsten fürstlichen Personen, in sein Haus; so war auch einst Herzog Carl von Würtemberg bei ihm, und Pfarrer Hahn von Kornwestheim, sein lieber Freund, besuchte ihn oft. Dabei widmete er auch dem Jugendunterricht und den Kranken viele Zeit, so daß es unbegreiflich ist, wie er daneben noch so viele Schriften schreiben konnte. Es lagen aber auch immer, wenn er zu Tische saß, neben seinem Teller, eine Menge Papiere oder ein Buch, und selbst auf den Spaziergängen war er nicht müßig. Im Jahr 1784 litt seine Gesundheit sehr an Brustzufällen. Aber in seiner Thätigkeit ließ er sich dadurch nicht stören. Er bestieg oft vom Krankenbett aus die Kanzel, unterrichtete vom Bett aus die Confirmanden und ließ sich zu den Kranken, selbst

als ein Kranker, in einer Sänfte tragen. Zu Ende des Jahrs 1786 wurde er einstimmig zum ersten Pfarrer an der St. Peterskirche erwählt. Seine letzte Predigt als Diakonus hielt er über 1 Cor. 15, 20.; sein Nachfolger am Diakonat wurde sein Herzensfreund Pfenninger, dem er zur Aufmunterung für ihr gemeinschaftliches Wirken die Verse schrieb:

„Es glühe jeden Tag des Lebens
Die Gluth des redlichsten Bestrebens,
Uns nichts und Alles Gott zu seyn
Bis in die Ewigkeit hinein."

Im Sommer 1794 wurde sein Gesundheitszustand sehr leidend. Er sagte nun oft: „Ich werde nicht lange mehr leben; wenn mir nur Gott die Gnade giebt, meine übrige Zeit recht zu benützen." Um sich den Gedanken an den Tod stets zu vergegenwärtigen, setzte er eine geraume Zeit oben auf jedes Blättchen Papier, das er vor sich nahm, darauf zu schreiben, die Worte: „Schreib', als wär's dein letztes." Nun fieng in demselben Jahr, angesteckt durch den französischen Revolutionsgeist, das Züricher Volk bereits in Stäfa sich aufzulehnen an. Trotz seines leidenden Zustandes verwandte er jetzt alle seine Kräfte auf der Kanzel und mitten unter dem Volk, Ruhe und Frieden zu erhalten; für die Aufrührer bat er. Als aber der Züricher Staat dennoch die Umwälzung erlebte, zeugte er als ächter Schweizerpatriot unerschrocken gegen alle Gewaltthat und alles Unchristliche; und als im J. 1797 die Franzosen brandschatzend in die Schweiz einrückten, schrieb er „das Wort eines freien Schweizers an die große Nation," worinn er sagte: „Französische Nation! Freiheit zu drohen, zu drücken, zu rauben, zu betrügen, auszusaugen, zu morden — Freiheit, freilich auch einer großen Nation, der der Satane! Fluch dem, der diese Freiheit ausposaunt!" Auch protestirte er gegen die Deportation von zehn der wackersten Bürger. Im Mai 1799 wurden ihm deßhalb alle Papiere weggenommen und er von Dragonern aus Zürich nach Basel deportirt, worüber seine Frau in Ohnmacht fiel. Er wurde dort mehrfach verhört, aber eine unsichtbare Macht hielt den Gewalthabern die Hand und er ward nach einiger Zeit wieder heimgelassen. Unter größter Theilnahme der Gemeinde hielt er dann seine erste Sonntagspredigt wieder zu Zürich über Luk. 3, 10.: „Was sollen wir thun?" und gab darauf in der Hauptsache die Antwort: „Das in unsere und andere Herzen pflanzen, was keine Zeit zerstören, keine Umwälzung umwälzen kann, die Seelen in die Gemeinschaft mit dem bringen, bei welchem keine Veränderung noch Wechsel der Finsterniß und des Lichtes ist."

Als am 25. Sept. 1799 Massena die östreichisch-russische Armee geschlagen hatte, rückten Tags darauf die Franzosen in Zürich ein. Da sah Lavater von seinem Hause aus, wie ein paar Soldaten zwei Frauenspersonen auf dem Platz vor der Peterskirche ängstigten, indem

sie Wein von ihr begehrten. Schnell zur Hülfe bereit, brachte er Wein und Brod daher, wofür ihm einer dieser französischen Grenadiere herzlich dankte. Nach Haus zurückgekehrt, bewillkommte ihn seine Frau mit den Worten: „Kommst du, mein Daniel, aus der Löwengrube?" Darauf trat er unter die Hausthüre, um nachzusehen, ob er nicht seine Kinder in der Stadt besuchen könne, als ein Soldat ein Hemd von ihm begehrte und, als er das nicht geben konnte, einen Thaler. Lavater gab ihm, was er hatte; dieser aber, damit nicht zufrieden, hob seinen Säbel wüthend gegen ihn und schrie: „Geld her!" Lavater rief den vorigen Soldaten um Hülfe, von diesen aber rannte gerade der, welcher ihm kurz zuvor für die Erquickung gedankt, wüthend auf ihn los, und setzte ihm das Bajonnet auf die Brust, wobei ein Schuß losgieng, der ihm unmittelbar unter der Brust durch den ganzen Leib gieng; um einen Messerrücken höher, so wäre er sogleich todt gewesen. Als er sich von dieser Verwundung ein wenig erholt hatte, diktirte er die ganze Geschichte am 29. Sept. und setzte am Schluß bei: „Ich bitte Alle, die dieß lesen, dem Namen dieses Mannes (des Grenadiers) auf keine Weise nachzufragen und wenn sie ihn erfahren sollten, als ein anvertrautes Geheimniß zu verschweigen; ich würde unter meinen oft heftigen Schmerzen noch mehr leiden, wenn ihm was Uebles geschähe. Er wußte im eigentlichen Verstand nicht, was er that." Dabei trug er seine Schmerzen ohne alle Ungeduld mit kindlichem Sinn, so laut er oft aufschreien mußte. Mitte Dezembers hatte er sich jedoch so weit wieder erholt, daß er die Kanzel besteigen konnte. Er sprach über Psalm 71, 7. 8. und schloß die Predigt mit den Worten: „Jeder wiederkehrende Schmerz meiner Wunden soll mir ein „Ruf der Erweckung seyn, mit neuem Muth, neuer Geduld und „Demuth, mit neuer Treue und Liebe in die Fußstapfen dessen zu „treten, an dessen unnennbare Liebe und unbeschreibliche Wunden„schmerzen für uns meine tausendfach leidlichere Wunden mich täglich „erinnern sollen." Im Januar 1800 aber wurden die Schmerzen so heftig, daß er nun seinem Amte nicht mehr nachkommen konnte. Sein Geist aber war fort und fort thätig; er stiftete noch eine wohlthätige Anstalt, und schrieb an seinem „Schwanengesang, oder letzte Gedanken des Scheidenden über Jesus von Nazareth". Er wollte damit der Welt noch sein Zeugniß und Bekenntniß von Jesu Christo aufsetzen und seinen eigenen Glauben dadurch stärken. Denn er schreibt: „Ich „durchgehe gerne in den letzten Tagen meiner leidenvollen Wallfahrt „auf Erden die Gründe meines mich so sehr beglückenden Glaubens. „Ich fühle seine Vernunftmäßigkeit mit hoher Freude; ich schöpfe „Trost und Kraft aus dieser Freuden- und Trostquelle bis zum letzten „Athem." Und so war es auch. Am 14. Sept. 1800 ließ er sich am allgemeinen Bettag ganz schwach in die Kirche führen, um mit seiner Gemeinde noch das h. Abendmahl zu feiern; er sprach einige Worte über Luk. 22, 15. Die tiefste Rührung verbreitete sich über die

ganze Gemeinde, die mit so großer Liebe an ihm hieng. Das letzte, was er mit schon zitternder Hand, drei Wochen vor seinem Sterben, schrieb, war das Gedicht: „Zürich, am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts"; die letzte Strophe desselben heißt:

> Reich Gottes, Sehnsucht aller Frommen!
> Wirst du mit dem Jahrhundert kommen?
> O fleht: „es komm!" wer flehen kann.
> Ihm weiche Laster, Wahn und Leiden,
> Es kommt mit gränzenlosen Freuden —
> Macht ihm durch fromme Demuth Bahn.

Nun stieg sein Leiden immer höher, daß er oft Viertelstunden lang nach einander hell aufschreien mußte. Er ließ sich dabei viel aus seinen geistlichen Liedern vorlesen, die ihm nun das wurden, was sie vorher schon so manchen Leidenden gewesen waren. Er freute sich dieses Werks immer, vorzüglich um der darinn herrschenden Gedanken und Empfindungen willen, und äußerte sich einmal: „Es waren doch schon vor so vielen Jahren dieselben Empfindungen, Grundsätze und Hauptansichten, die ich jetzt habe — ich bleibe meinen Grundsätzen getreu!" Für seinen Mörder bat er noch um Verzeihung und flehte priesterlich für ihn (vgl. Thl. II. zu Nro. 159.). Nach einem schweren, heftigen Leidenskampf, in dem er einmal den Seinigen dringend zurief: „Betet, betet!" war sein Lauf vollendet am 2. Jan. 1801. Sein Tochtermann setzte ihm am Schlusse seiner Lebensbeschreibung das Zeugniß: „Er blieb sich selbst durchaus treu und gleich; er behielt seinen Glauben, bis er sein Auge für dieses Leben schloß, um es dort zum Schauen zu öffnen — auch im herbsten Schmerzens- und Todesleiden blieb er seinen Grundsätzen getreu. Ich sage nicht zu viel, wenn ich sage: „„Er lebte, litt und starb dem Herrn.""

Seine wichtigsten Schriften sind: „Aussichten in die Ewigkeit" — „Physiognomische Fragmente" — „Handbibel für Leidende" — „Jesus Messias." Von seinen geistlichen Liedern erschienen zuerst: „Fünfzig christliche Lieder von J. Casp. Lavater. Zürich. 1771." In der Vorrede dazu sagt er: „Ein christliches Lied setzt voraus mehr als Klopstock's Schwung oder seinen Triumphton, noch mehr als Gellert's Deutlichkeit, Einfalt und moralische Empfindsamkeit, auch mehr als Cramer's Kühnheit und Fleiß: — Erleuchtung, eigene Empfindung, Erfahrung, Selbsterkenntniß und himmlische Salbung". Dabei richtete er seine größte Mühe auf die Faßlichkeit der Lieder. Hierauf erschien: „Zweites Fünfzig christlicher Lieder v. J. C. Lavater. Zürich. 1776." und „Hundert christl. Lieder von J. C. Lavater. Zürich. 1776", welche obige zwei „Fünfzig" in sich befaßten. Diesen folgte: „Christlicher Lieder zweites Hundert, theils neue, theils aus des Verfassers kleinen Schriften gesammelt. Zürich. 1780." Endlich noch: „Lieder für Leidende v. J. C. Lavater. Tübingen. 1787" — 50 an der Zahl. J. P. Lange urtheilt über seine Lieder: „Sie haben

meist das Merkmal rhetorischer Diktion: der geistliche Redner stört oft den Dichter, das Feuer kommt dann nicht zur Ruhe der Feier."

Weitere Züge von Lavater vgl. Thl. II. Nro. 159. 272. 429. 477. 551. 607.

(Quellen: Lavater's Lebensbeschreibung von seinem Tochtermann Georg Geßner. 3 Bände. 1801—1803. — J. Casp. Lavater nach seinem Leben, Lehren und Wirken dargestellt von Dr. Ferd. Herbst. Ansbach. 1832.)

Hier schließen sich nun noch drei **Würtemberger** an — Schubart, Huber und Stäudlin.

Schubart, Christian Friedrich Daniel, wurde geb. 26. Merz 1739 zu Obersontheim in der jetzt zu Würtemberg gehörenden Grafschaft Limpurg. Sein Vater, Joh. Jakob, war dort Cantor, Präceptor und Pfarrvikar, kam aber von da schon im folgenden Jahr als Präceptor und Musikdirektor in die damalige Reichsstadt, jetzt würtembergische Oberamtsstadt Aalen, in welcher er später, im J. 1744, Diakonus wurde. Schon im Knabenalter faßte der junge Schubart eine große Vorliebe zu Klopstock's Gedichten und lernte den Messias fast auswendig. Als Mann trug er durch seine öffentlichen Deklamationen des Messias viel zur Verherrlichung dieses Werkes bei; er wurde hierinn ein Meister, wie keiner vor und nach ihm. Im Jahr 1753 schickte ihn sein Vater auf das Lyceum nach Nördlingen, das unter Thilo stand. Er beklagt es selbst, daß auf dieser Schule die Religion so kalt behandelt wurde, daß es ihn und seine Mitschüler dabei stets gefröstelt und gelangweilt habe. Die Seele des Christenthums, seine herzbessernde Kraft, blieb ihm unbekannt. So lebte er damals, durch seine Fertigkeit im Clavierspiel und durch seine fröhliche Laune beliebt, zaumlos als ein lustiger, sinnlicher, gedankenloser Jüngling dahin, ohne viel an Gott und Ewigkeit zu denken. Im J. 1756 schickte ihn sein Vater nach Nürnberg, wo er sich ganz der Musik widmete und schon manche Gedichte verfaßte, die bald überall bekannt wurden. Im J. 1758 jedoch bezog er die Universität Erlangen, um Theologie zu studieren. Der trockene Ton aber, in dem man hier diese heilige Wissenschaft lehrte, schreckte ihn ab und er stürzte sich nun ganz in das wüste, wilde Studentenleben, das damals in den ersten Zeiten des siebenjährigen Kriegs in Erlangen zu Hause war. Von Leidenschaften gepeitscht, brauste er da sinnlos einher und häufte Schulden auf Schulden, weßwegen er vier Wochen in's Schuldgefängniß kam und von seinen Eltern, die solchen Aufwand nicht erschwingen konnten, zurückgerufen wurde. Von da an litt auch seine Gesundheit, die er durch Ausschweifungen zerrüttet hatte. In Aalen angekommen, predigte er eine Zeitlang bald für seinen Vater, bald für benachbarte Geistliche, z. B. in Lauterburg, Bartholomä rc., oder auf Reisen, wie z. B. in Obersontheim, Eßlingen rc. Er ward dadurch wieder ins Gebet getrieben und auf die h. Schrift gewiesen; er fühlte sich von frommer Andacht ergriffen, so daß ihm nur ein Führer fehlte,

der ihn zum Herrn gebracht hätte. Allein die Welt verstrickte ihn gar bald wieder in ihre Netze. „Ein Weiler auf Erden," sagt er selbst, „war mir lieber, als die fernleuchtende Stadt Gottes."

Im J. 1764 bekam er das Präceptorat zu Geißlingen, wo er sich mit Helene, der Tochter des dortigen Oberzollers Bühler verheirathete und längere Zeit seinem mühseligen Beruf mit Umsicht und Fleiß vorstand. Er gab, weil er an den Gräbern Reden zu halten hatte, im J. 1767 „Todesgesänge" heraus, die allgemeinen Beifall fanden. Allein nach einiger Zeit wurde er mißvergnügt mit seinem Schicksal, fieng an zu zweifeln an den allerhöchsten Wahrheiten des Christenglaubens und zu spotten über geistliche und weltliche Ordnung. Zuletzt wurde er ein Lüstling, der die eheliche Treue nicht bewahrte. Er gesteht es selbst: „Marder und Geier, Feldteufel und Kobolde liefen in mir, wie nach Jesaj. 34, 14. unter Babels Ruinen unter einander." Ein Besuch in Ludwigsburg, wo man gerade eine neue Oper aufführte, entzündete in ihm eine heftige Begierde, einen Ort aufzusuchen, wo mehr Welt, mehr Freiheit, mehr Weite und Breite zum Austoben war, weßhalb er sich um die vakante Stelle eines Organisten und Musikdirektors in Ludwigsburg bemühte, die er auch erhielt. Obgleich ihn Gott durch einen bedeutungsvollen Traum von seinem Vorhaben zurückschrecken wollte (es träumte ihm nämlich, eine starke Hand zerre ihn aus einer von Scheusalen umheulten Wildniß voll Nacht und Finsterniß heraus, auf einen Berg, der ganz mit Asche bedeckt war, und wo er durch die Asche in einen Thurm watete, vor dem ein ganz Heer von Männern in schwarzen Kutten ihn hohnneckend bewillkommte), obgleich ihn sein treues, liebevolles Weib mit aufgehobenen Händen bat: „O Mann! ich bitte dich, werd ein Christ und bleibe hier," so verließ er doch Weib und Kind und zog im Herbst 1768 nach Ludwigsburg. Diese folgten ihm zwar bald nach, er aber stürzte sich dennoch in den Strudel der wildesten Fleischeslust; der tägliche Umgang mit Musikern, italienischen Sängern und Sängerinnen goß beständig Oel in das wild lodernde Feuer der Lust; er ward ein frecher Religionsspötter und Sittenverächter, fröhnte der Wollust und stürzte von Schande in Schande, so daß ihn Spezial Zilling excommunicirte und er endlich, nachdem er wegen eines verdächtigen Umgangs mit einem Mädchen ins Gefängniß geworfen worden war, um eines Spottgedichts willen, das er auf die Kirchenlitanei und auf einen bedeutenden Hofmann gefertigt hatte, aus Ludwigsburg ausgewiesen wurde.

Im Elend und im größten Jammer ließ er Weib und Kind zurück, und trieb sich nun als ein Brausekopf, unstät, ohne festes Brod, von der Kunst und Schöngeisterei sich nährend, an verschiedenen Orten herum, zuerst in Heilbronn, dann in Mannheim, hierauf in München, wo er im Oktober 1773 ankam und schon halb im Begriffe stand, katholisch zu werden. Doch sträubte sich dagegen sein besseres Ge-

fühl, das nie ganz in ihm verstummte. Weil er aber in München durch einen Brief, der ihm zur Last legte, er glaube an keinen heiligen Geist, verdächtigt worden war, zog er nach Augsburg und fieng hier an, „die deutsche Chronik" herauszugeben, in der er freimüthig den Jesuitenorden und besonders auch den katholischen Pfarrer Gaßner, der sich als Wunderdoktor geberdete und zur Verherrlichung des Jesuitenordens zu Ellwangen und Regensburg Teufel austrieb († 1779), angriff. Dadurch lud er großen Haß auf sich, so daß er gefangen gesetzt und zur Stadt hinausgeschafft wurde. Auf dieß zog er nach Ulm, wo er seine deutsche Chronik, die in Deutschland immer mehr Beifall fand, fortsetzte und sich dadurch einen ordentlichen Verdienst erwarb. Er rief nun seine Frau und Kinder, die er zwei Jahre lang nicht mehr gesehen hatte, von Geißlingen zu sich, kehrte zur Ordnung und einem häuslichen, zufriedenen Leben zurück und wandte sich auch wieder der Religion zu. So gute Freunde er hier hatte, so drohte ihm doch von dem Hasse der katholischen Priesterpartei allerlei Lebensgefahr und endlich wurde er in einer mit dem Herzog Carl von Würtemberg, den er durch einige Gedichte beleidigt hatte, verabredeten Schlinge gefangen. Durch den Klosteramtmann Scholl von Blaubeuren nämlich wurde er am 22. Jan. 1777 unter einem listigen Vorwand nach Blaubeuren gelockt, wo er verhaftet und auf die würtembergische Festung Hohenasperg bei Ludwigsburg abgeführt wurde. Hier wurde er 377 Tage lang in einem düstern Felsenloch, in das kein Lichtstrahl fiel, gefangen gehalten. Nun war sein grausenvoller Geißlinger Traum in schreckliche Erfüllung gegangen.

Die ganze Zeit seiner Gefangenschaft, die später milder wurde, während der er aber nie von einem Richter verhört wurde, währte zehn Jahre lang von 1777—1787. Anfangs war er der Verzweiflung und dem Selbstmord nahe, zumal als seine Sünden, die ihm als Greuel vor die Seele traten, wie Höllenflammen über ihm zusammenschlugen; allein die Gnade Gottes erfaßte sein Herz und er lernte zu dem Herrn aus der Tiefe rufen: „Hilf mir, Gott, deine Pfeile stecken in mir, ich versinke in tiefen Wassern, da kein Grund ist"; der Gedanke: „Gott ist die Liebe", sowie das Gleichniß vom verlorenen Sohn, das er einmal in der Bibel aufschlug, richteten ihn jedoch wieder auf. Heilsame Anleitung zur Bekehrung und zum Ergreifen der Gnade Gottes gab ihm der damalige Festungskommandant Philipp Friedrich Rieger, welcher ein ähnliches Gefängniß auf Hohentwiel durchgemacht und sich dort bekehrt hatte (s. S. 335), durch eigenen Zuspruch und durch Mittheilung gottseliger Schriften von Arndt, Bengel und Hollaz. Des letztern Gnadenordnung reichte ihm das Recept: „Fühlst du deine Krankheit, so geh zu Christo und laß dir helfen." Die durch Gottes Licht bei ihm immer mehr aufgeschlossene Erkenntniß seiner Sünden trieb ihn immer tiefer in das Wort

Gottes hinein, er dichtete jetzt viele geistliche Lieder ohne Feder, Dinte und Bleistift, bloß im Gedächtniß, und bekam einen solchen Ernst in der Heiligung und im Kampf wider die angewohnte Sündenlust, daß er stets zitternd vor dem Wort Gottes 2 Petr. 2, 20. zu Gott betete: „O Gott! umzäune mich, bewahre mich, erhalte mich zum ewigen Leben! Willst du mir Freiheit geben, so gieb sie mir erst alsdann, wenn ich sie nicht mehr mißbrauche!“ Zu seiner geistlichen Heilung wirkte aber besonders auch der fromme Pfarrer Hahn von Kornwestheim (s. S. 279) mit, den er zuerst aus seinen Schriften, die ihm Commandant Rieger brachte, kennen lernte und der ihn dann auch manchmal besuchen durfte und ihm eine „Diät für seine Seele“ schriftlich aufsetzte, wie er in seiner Gefangenschaft seine Zeit am besten anwenden könne. Er lernte seinen Feinden verzeihen und für sie um Vergebung bitten; die oft wundervollen Gebetserhörungen, die er erfahren durfte, stärkten ihn täglich mehr im Glauben, so daß er Gott für seine Leiden preisen konnte und selbst im Kerker so freudig wurde, daß er all seinen Willen dem durch Weisheit und Liebe gelenkten Willen seines Vaters im Himmel in Allem unterwerfen lernte. Wornach seine Seele verlangte, zeigt sein schönes, in dieser Gefangenschaft gedichtetes Gebetslied: „Urquell aller Seligkeiten“ (Nro. 21.). All das erzählt er selbst in seinem Lebenslauf, den er, da ihm das Schreiben aufs Strengste untersagt war, einem Mitgefangenen, v. Scheidlin, der mehr Freiheit hatte, theils durch eine dicke Wand, theils durch eine Rize unter dem Ofen im Gefängniß in die Feder diktirte. Als Rieger, der ihn bei aller Fürsorge für seine Seele hart und wunderlich hielt, gestorben war, wurde General v. Hügel, ein humaner und aufgeklärter Mann, Festungscommandant. Nun bekam es Schubart besser, er durfte Unterricht in der Musik geben und auch seine Frau durfte ihn mit den Kindern im neunten Jahr der Gefangenschaft endlich besuchen. Am 11. Mai 1787 begab sich Herzog Carl selbst auf die Festung und kündigte ihm seine Freiheit an, die er durch die Verwendung Friedrich Wilhelms II. von Preußen erhielt.

Mit der neugeschenkten Freiheit gewann er aber auch die Welt wieder lieb wie Demas, und hielt nicht Stand im Werke der Bekehrung. Der Herzog stellte ihn zur Entschädigung, daß er ihn ohne Urthel und Recht so lange hatte im Gefängniß schmachten lassen, als Hof- und Theaterdichter in Stuttgart an. Hier schrieb er auch wieder, wiewohl vorsichtiger und nicht mehr mit dem alten Schwung und Feuer, seine deutsche Chronik. Seiner Gesundheit schadete er durch zu vielen Genuß geistiger Getränke, und so durfte er nur vier Jahre noch die neugeschenkte Freiheit genießen und starb 10. Okt. 1791 an einem Schleimfieber, das damals in Stuttgart herrschte.

Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 648.

Von ihm erschienen: „Christ. Dan. Fr. Schubart's Gedichte aus dem Kerker. Zürich. 1785.“ Der erste Abschnitt enthält die

geistlichen Gedichte. Ferner: „Chr. Fr. D. Schubart's sämmtliche Gedichte. Von ihm selbst herausgegeben. 2 Bände. Frankf. 1787." Er dichtete sehr viele geistliche Lieder, in denen ein feuriger Schwung herrschte, die aber oft allzu sentimental-pathetisch sind. J. P. Lange sagt von Schubart: „In ihm offenbart sich der Schwung einer feurigen „und ergriffenen Seele, er hat eine ansehnliche Eigenthümlichkeit, „erinnert aber doch an die Klopstock'sche Ausdrucksweise."

(Quellen: Schubart's Leben und Gesinnungen, von ihm selbst im Kerker aufgesetzt. Stuttg. 1791—1792. 2 Thle. — Schubart's Charakter von seinem Sohne Ludwig Schubart. Erlangen. 1798.)

Ständlin, Gotthold Friedrich, geboren zu Stuttgart im J. 1758, Sohn des Regierungsraths Ständlin daselbst, eines strengen, rechtschaffenen und frommen Mannes, und Bruder des berühmten Carl Friedrich Ständlin, Doktors der Theologie zu Göttingen. Schon im neunzehnten Jahre machte er sich durch dichterische Arbeiten sehr bekannt und erregte allgemeine Theilnahme. Er studierte von 1776—1780 die Rechtswissenschaft zu Tübingen, wo er sich mit allem Feuer einer arglosen, unverdorbenen Jugend unwürdigen Freunden hingab. Nach vollendeten Studien ließ er sich als Ehegerichts-advokat in Stuttgart nieder. Er besaß das ehrlichste Herz und war von Natur ein edler, guter Mensch, voll Feuer und Lebendigkeit. Er mißtraute jedoch in seiner Herzensgüte den Menschen zu wenig und stieß mit seinem Witze oft vielfach an; „ihm war die Kunst versagt, sich künstlich zu betragen." Deßhalb fand er auch lange keine Anstellung im Staatsdienst; alle Hoffnung, eine solche zu erhalten, vereitelte er vollends durch die begeisterten Freiheitsträume, mit denen er sich über die französische Revolution aussprach. So lebte er denn auch stets unter ziemlich drückendem Mangel, unter welchem er bis zur Schwermuth niedergeschlagen war. Tief beugte ihn auch der Tod zweier von ihm herzlich geliebter, hoffnungsvoller Geschwister, die in der schönsten Jugendzeit dahinstarben; — es war ein neunzehnjähriger Bruder, Dichter wie er, und eine jungfräuliche Schwester. Ihnen gilt wohl sein Klag- und Trostlied: „Wenn der Stifter der Geschlechter" (Nro. 623.). Unter der Leitung des Consistorialraths Dr. Griesinger hat er als Dichter das neue Würtembergische Gesangbuch vom J. 1791 bearbeitet, die damals beliebten Aenderungen an ältern Liedern vorgenommen und die Sammlung neuerer Lieder besorgt, auch selbst einigen Beitrag dazu geliefert. Nach dem Tod Schubart's, den er sich als Dichter zum Meister erwählt hatte, übernahm er auch im J. 1791 die Fortführung der „deutschen Chronik", und setzte dieselbe fort, bis sie durch Reichshofrathsbeschluß vom J. 1793 verboten wurde. Bald darnach, im J. 1795, fand er, erst siebenunddreißig Jahre alt, im Rhein bei Straßburg seinen Tod.

(Quellen: Vermischte Gedichte der Geschwister Gottlieb Friedrich, Daniel Friedrich, Gotthold Friedrich und Charlotte Ständlin, herausgegeben von einem Freunde der Familie. Stuttg. bei Sonnewald. 1827.)

Huber, M. Johann Ludwig, geboren 4. Merz 1723 zu Großheppach im Remsthal, einem Dorfe zwischen Schorndorf und Waiblingen. Dort war sein Vater viele Jahre lang Pfarrer und Vater der Gemeinde, seine Mutter war eine Schwester des Oberhofpredigers Dr. Eberhard Ludwig Fischer (s. S. 302). Nachdem ihn sein Vater bis zum vierzehnten Jahr selbst unterrichtet hatte und er in der ländlichen Natur kräftig und gesund herangewachsen war, kam er im J. 1737, zum geistlichen Stand bestimmt, in die Klosterschule nach Denkendorf, wo er Bengel als Lehrer traf, für dessen „beständige Ermahnungen zur Tugend" er noch im Alter sehr dankbar war. Nach anderthalb Jahren kam er in das Maulbronner Kloster und zwei Jahre darauf ins theologische Stift nach Tübingen. Weil er aber hier einem Professorssohn zu lieb ungerecht locirt worden war, trat er nach seines Vaters Tod aus dem Stift aus und studierte auf den Rath seines Oheims Fischer die Rechtswissenschaft. Seine Mutter verheirathete sich sofort mit dem Spezial Fronmüller in Marbach, nachmaligen Prälaten. Auf der Universität schon widmete er sich der Dichtkunst, wozu ihn besonders die herrlichen Gesänge Klopstock's, Gleim's, Bodmer's, Wieland's ꝛc. reizten. Bis in sein vierundzwanzigstes Jahr hatte er schon eine große Menge von Gedichten der alten und neuen Dichter übersetzt und nachgeahmt und viele selbst verfertigt, die er dann im J. 1751 als erste Versuche unter dem Titel: „Oden, Lieder und Erzählungen," drucken ließ. Bodmer und Zachariä beurtheilten sie aufs Freundlichste. Nachdem er so auf der Universität als ein heiterer Jüngling unter edlen Freunden, zu welchen besonders der Geheimerath v. Gemmingen und der Regierungsrath Bilfinger gehörten, glückliche Jahre verlebt hatte, wurde er Advokat des Hofgerichts in Stuttgart und verheirathete sich mit der Tochter des Regierungsraths Weinmann, durch den er im J. 1750 Oberamtmann in Nagold wurde. Nach sechs Jahren erhielt er die Oberamtei Bebenhausen und nach fernern sechs Jahren, 1762, die zu Tübingen mit dem Rang und Titel eines Regierungsraths.

Er bewährte sich auf allen diesen Stellen als ein redlicher und gerader Mann, als ein herzvoller Patriot und Gegner aller Ungerechtigkeit, Willkühr und Gewalt. Er hielt redlich fest an dem, was Herzog Christoph über den Beruf eines Oberamtmanns ausgesprochen hatte, daß er nämlich denen ihm untergebenen Gemeinden an ihren Gerechtsamen, Verträgen, guten Gewohnheiten, Gütern und Einkommen eben so wenig abgehen und entziehen lassen dürfe, als seinem Fürsten. Bald sollte er nun auch Gelegenheit bekommen, diesen redlichen Rechtssinn auf eine glänzende Weise zu erproben. Bei der damaligen Willkührherrschaft des Herzogs Carl von Würtemberg, unter der die Beamten Knechte der Fürstengewalt waren und bloß zum blinden Gehorchen angehalten wurden, sollte mit ihrer Hülfe auf geheime und willkührliche, despotische Weise, ohne Zustimmung der Landstände,

eine allgemeine Steuerveränderung im ganzen Lande durchgeführt werden, wobei es auf nichts Geringeres, als auf die Erhöhung des Militärbeitrags des Landes, wenigstens um die Hälfte, bis auf 800,000 fl., angesehen war, während zuvor schon das Land durch unerhörte Lasten beinahe erdrückt war. Der Herzog ließ im J. 1764 zwölf Beamte nach Balingen rufen, unter diesen auch Huber, um ihnen bei seiner Ungnade die Vollziehung seines Steuerplanes anzukünden. Während ein Beamter so kriechend war, seine fromme Freude über die neue Steueranstalt mit dem biblischen Spruch Psalm 118, 24. auszudrücken, wofür er dann zum Geheimerath gemacht wurde, war Huber freimüthig genug, die entschiedendsten Vorstellungen dagegen zu machen; dadurch lud er sich aber auch den ganzen Haß des Herzogs und seines Ministers Montmartin auf. Als er nun auf der Amtsversammlung zu Tübingen den neuen Steuerplan zur Annahme vorlegen mußte, verschwieg er den versammelten Stadt- und Amtsvorstehern nicht, daß ihre Verweigerung ihn sein Amt kosten würde, bat sie aber aufs Inständigste, auf sein Glück oder Unglück nicht die geringste Rücksicht zu nehmen. So ward die Verweigerung ausgesprochen; als aber die Tübinger Abgeordneten dieß dem Herzog erklärten und sich auf die Rechte des Vaterlands beriefen, fertigte sie derselbe mit der höhnischen Rede ab: „Was Vaterland! Ich bin das Vaterland!" Allein der Ungehorsam und die Verweigerung von Stadt und Amt Tübingen war sehr ansteckend; ihrem Beispiele folgten Sulz, Stuttgart, Calw und andere Städte, und bald verbreitete sich der Widerstand durch's ganze Land, so daß der Herzog den Plan aufgeben mußte. Ja sogar gegen die alte Steuer wehrte man sich jetzt und sie mußte durch militärische Execution eingezogen werden. Eine solche Execution, bestehend in zwei Regimentern Fußvolk und einer Abtheilung Grenadiere zu Pferd, unter dem Commando des Generals Schönfeld, kam auch nach Tübingen, obgleich Huber zuvor eine Vorstellung voll dreister Demuth an den Herzog eingereicht hatte, worinn er die Unvermöglichkeit seiner Untergebenen behauptet, um Schonung gebeten und den Fürsten um Gottes und seiner eigenen Ehre willen beschworen hatte, sich durch schlimme und gewaltthätige Rathgeber nicht zum Zorn über unschuldige Unterthanen reizen zu lassen, welche bis auf diese Stunde niemals ihren Pflichten untreu geworden, sondern bis zum Mangel an Kräften, ja bis zur Unmöglichkeit hin, beigesteuert hätten. Dadurch aber lud er gerade des Herzogs höchste Ungnade auf sich. Bewaffnete besetzten sein Haus, und er ward, obgleich kaum von einem hitzigen Fieber genesen, verhaftet, was er sich mit den Worten gefallen ließ: „Ich erkenne die Gewalt. Ich traue auf meine Unschuld. Gott wird Alles finden." Nun wurde er mit drei andern Tübinger Bürgern, dem Bürgermeister Steeb, Kaufmann Lenz und Wundarzt Rupf, auf die Festung Hohenasperg abgeführt, zwanzig Grenadiere vor und zwanzig

hinter dem Wagen. Die Bürger, die zu den Fenstern heraussehen wollten, wurden mit Kugeln bedroht.

Auf Hohenasperg nun, wo er sechs Monate lang in engem Verwahrsam gehalten wurde, schrieb er mit einem Bleistift, das er ins Gefängniß gerettet hatte, an die Wände allerlei Gedichte, unter andern ein Morgenlied, worinn es heißt:

„Gott! wenn mein Herz an deine Güte denkt,
Bin ich ein freier Mann,
Da ist kein Mißgeschick mehr, das mich kränkt,
Kein Kerker, kein Tyrann!"

Drei Soldaten, von Tübingen gebürtig, schlichen sich einst des Nachts unter sein Gitterfenster und trugen ihm an, sie wollen ihn befreien; er aber dankte ihnen und blieb, ruhig harrend, wie der Herr seine Sache hinausführen werde. Die Tübinger Bürger sandten Abgeordnete zum Herzog, um seine Freiheit zu bitten; sie wurden aber mit dem Zuchthaus bedroht; nun drang der versammelte Landtag vor allen Dingen auf die Loslassung der Staatsgefangenen, unter welchen auch der Landschaftsconsulent J. J. v. Moser war (s. S. 332), der schon seit fünf Jahren in Hohentwiel saß. Endlich wurde nun am 25. Sept. 1764 zuerst Moser und am Christfest desselben Jahrs, auf die Verwendung des kaiserlichen Gesandten v. Wiedmann zu Stuttgart, auch Huber freigelassen. Er wurde in Tübingen unter den größten Freuden und Ehrenbezeugungen empfangen; es war die Freude des Wiedersehens eines für todtgeachteten Freundes. Zuvor schon hatte die juridische Fakultät ihm zur ehrenden Anerkennung seines Freimuths für die Rechte des Landes das Diplom als Doktor der Rechte ausgefertigt.

Kaum waren zwei Monate vorüber, daß Huber dieses Unglück überstanden hatte, so starb ihm eine seiner zwei erwachsenen Töchtern, ein edles sechzehnjähriges Mädchen, am Faulfieber, wodurch er tief erschüttert ward. Doch trug er auch dieses Mißgeschick, wie das, daß ihm einige Jahre später die andere Tochter auch vollends starb, mit christlicher Fassung. Er schreibt einmal: „Ich habe gegen allerlei Unfälle dieses Menschenlebens, die mich betroffen haben, vielerlei schmerzstillende Arzneien versucht, aber keine habe ich wirksam gefunden, als das einfachste Hausmittel des gemeinen Manns. Wenn das Unglück kommt, so hält er keine Thränen zurück, die die Natur von ihm fordert; aber bald geht er wieder an seine Berufsarbeit, arbeitet seinen Kummer hinweg und in einiger Zeit singt er wieder in seiner Werkstätte oder auf dem Felde sein tröstend Lied: „„Was Gott thut, das ist wohlgethan!"" Da saß Huber nun in Tübingen ohne Anstellung und ohne Vermögen. Bald aber bekam er Arbeit, die er suchte; die Magistrate seiner vormaligen Oberämter sandten ihm ihre Proceßakten zu, was ihn jedoch noch nicht ganz vor Mangel sicherte. Da setzte ihm der Freiherr v. Schütz zu Pflummern eine Pension von 200 fl. aus, und bald verwilligten ihm auch die Landstände seines Vaterlandes

eine jährliche Pension von 600 fl. Das Vaterland zeigte sich dankbar für den Muth, mit dem er sich für sein Recht aufgeopfert, durch die rührendsten Beweise der Theilnahme und Achtung. So lebte er nun viele Jahre glücklich und von allen seinen Mitbürgern geliebt und hochgeehrt zu Tübingen im Privatstand. Er erlebte die Freude, daß durch den von ihm begonnenen Widerstand des Landes der Herzog genöthigt war, am 26. Febr. 1770 den sogenannten „Erbvergleich" einzugehen, wodurch die alten Landesverträge wieder anerkannt wurden. Auch schlug ihn der Geheimerath wieder zu der erledigten Stelle eines Oberamtmanns zu Tübingen vor mit der Empfehlung, daß der Herzog seine Großmuth auf keine ausgezeichnetere Weise an den Tag legen könnte. Allein der Herzog wollte nicht und Huber suchte das auch nicht; er wollte nicht um Fürstengunst buhlen; er lebte lieber als freier unabhängiger Mann, weßhalb er auch nachher noch mehrere sehr ehrenvolle Stellen ausschlug, für die ihm seine Freunde im Ausland gesorgt hatten; er hatte eine entschiedene Abneigung vor sogenannten Ehrenstellen und Fürstendiensten, durfte es aber auch am Ende seines Lebens bezeugen: „Die Alles lenkende Vorsehung hat „mir ein Jahr voll Mühseligkeit mit zwanzig heitern Jahren vergütet; „sie gab mir anstatt der Aemter oder Herrendienste Freiheit des Lebens, „selbstgewählte Geschäfte, genugsames Einkommen, häusliche Glück„seligkeit, Freunde zum vertrauten und gelehrten Umgang, ein eigenes „Haus und Garten, und das größte zeitlicher Güter, Gesundheit."

Im J. 1788 zog er zu seinem alten bewährten Freund, dem Geheimerath v. Gemmingen, auf dessen dringendes Bitten nach Stuttgart. Doch nach zwei Jahren schon starb Gemmingen, dem es der Herzog sehr übel deutete, daß er mit seinem Feind so vertrauten Umgang pflege. Als aber im J. 1793 der Herzog zum Sterben kam, sah er sein Unrecht gegen Huber ein, und ließ ihm sagen, daß er vollkommen mit ihm ausgesöhnt sey; ja, die Herzogin Franziska ließ ihn sogar in den letzten acht Tagen, die der Herzog noch lebte, nach Hohenheim kommen, daß er, wenn der Herzog sterben sollte, ihrer Angelegenheiten sich annehme. Mit schönem Edelsinn rief er dem dahingeschiedenen Herzog, der ihm so weh gethan, nach: „Ruhe du nun im Frieden; auch ich weihe dir hier meine aufrichtigen Thränen; denn du hast mich viele Weisheit des Lebens, Liebe des Vaterlands und Standhaftigkeit im Unglück gelehrt!" Auch unter den folgenden drei Regierungen die er noch erlebte, nahm er, obwohl im Greisenalter stehend, immer noch lebhaften Antheil an dem Wohl und Wehe seines Vaterlandes und erhob auch manchmal noch freimüthig als ein herzvoller Patriot seine Stimme. Am 30. Sept. 1800 rettete ihn endlich, wie er die Hoffnung aussprach, der Tod in den sichern Hafen, wo ihn kein Sturm mehr erreichen kann. Er hatte zuvor sich folgende Grabschrift geschrieben: „Guter, Würtembergischer Mann! „wenn du vorübergehst bei diesem kleinen Grabmal, so wisse: Hier

„ruhen die Gebeine eines deiner treuen Mitbürger. Unter mancherlei „Gefahren hat er sein Vaterland geliebt; gönne ihm jetzt des Grabes „Ruhe und das Glück des ewigen Vaterlands!"

Er verfaßte eilf geistliche Lieder, die sich in seinen, zu Tübingen 1787 erschienenen „Versuchen in Reden mit Gott" befinden, wovon die erste Auflage schon im J. 1775 erschienen war. Er dichtete sie also während seines Privatstands in Tübingen nach der Gefangenschaft. Wir lassen ihn hierüber auf eine, seinen Standpunkt genügend bezeichnende Weise selbst reden: „Sie wurden von vielen vortrefflichen Menschen mit dem ausgezeichnetsten Beifalle beehrt. Nur einige alte „Betbrüder meines Vaterlandes und ihre Schwestern hatten keinen „Glauben daran, weil sie von einem ungeistlichen Manne herrührten „und weil sie, wie sie sagten, von Menschen jeder Religion gebetet werden könnten. — Doch unser besser denkender und Wahrheit liebender Consistorialrath Griesinger hat meiner „redlichen Absicht, etwas zu Ausbreitung einer vernünftigen „Verehrung Gottes beizutragen, Gerechtigkeit widerfahren lassen und „verschiedene von jenen Versuchen in die neue Sammlung unserer allgemeinen Kirchengesänge aufgenommen."

(Quellen: Etwas von meinem Lebenslauf und etwas von meiner Muse auf der Festung, ein kleiner Beitrag zu der selbsterlebten Geschichte meines Vaterlands von Regierungsrath Dr. Huber. Stuttgart bei J. Fr. Steinkopf. 1798.)

Der Gellert'schen und Klopstock'schen Richtung, mit deren Schilderung wir nun zum Schluß gelangt sind, gehören auch mehrere katholische Kirchenliederdichter an, die uns Veranlassung geben, auch wieder einen Blick auf den Zustand des Kirchenlieds in der **katholischen Kirche** zu werfen.

Hier war nun freilich nach der Reformation lange Zeit nicht an den Gebrauch deutscher Kirchengesänge zu denken, weßhalb auch die deutsche Kirchenliederdichtung von dieser Seite gleichsam abgesperrt war. Schon aus Gegensatz gegen „die Praxis der Ketzer" wollte man nichts von deutschen Liedern beim Gottesdienste wissen und hielt um so fester an dem alten lateinischen Kirchengesange. Allmählich aber machten doch in Deutschland, wo in so vielen Gegenden Evangelische und Katholische nahe beisammen wohnen, die feierlichen, erhebenden Choralgesänge der Evangelischen den Wunsch nach ähnlichem Gesang in vielen Katholiken rege. Wie der Probst Michael Vehe im sechzehnten Jahrhundert, so sammelte im siebenzehnten Jahrhundert David Körner ein katholisches Gesangbuch, in welchem möglichst alle in deutscher Sprache verfaßten Gesänge, selbst von den ältesten Zeiten her, zusammengestellt wurden. Je mehr aber in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der schroffe Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten sich allmählich verlor und der Geist der

Aufklärung auch die katholischen Provinzen Deutschlands durchdrang, wie z. B. in Baiern im J. 1776 der Illuminatenorden sich bildete, um eine über dem Zwiespalte der Kirchen erhabene Aufklärung zu verbreiten, und Kaiser Joseph II. seit 1780 Toleranz und Volksaufklärung zu seinen Losungsworten machte; je mehr ferner der Gedanke einer deutschen Nationalkirche, die frei und unabhängig von Rom und den von dort diktirten Gebräuchen dastände, Wurzel faßte, desto mehr regte sich das Bedürfniß einer deutschen Liturgie. Zwei katholische Gelehrte, Beda Mayer und Pehem in Wien, schrieben treffliche Abhandlungen gegen die lateinische Liturgie, „bei der der Gottesdienst, so rührend und majestätisch er auch sey, doch nicht ganz fruchtbar und zweckmäßig genug sey, weil er in lateinischer Sprache verrichtet werde und das gemeine Volk nur mit den Augen und Ohren, nicht aber mit dem Verstand und Herzen daran Antheil nehmen könne."

Da es nun schwer hielt, mit einemmale die ganze Liturgie, die von Rom festgesetzt war, umzustoßen und solche Neuerung zu bedenklich schien, so benützte man zunächst den Weg der Gesänge; zuerst führte man bei den Predigten und Christenlehren deutsche Gesänge ein, dann wandte man auch bei der Messe deutsche Liederverse an, die unter die Meßhandlungen hinein von der Gemeinde gesungen wurden. Solche Versuche wurden in Baiern, Salzburg, am Rhein und in Oestreich gemacht und mit größtem Beifall aufgenommen. Namentlich wurde für diejenigen katholischen Gemeinden, denen es an einem Sängerchor und Orchester fehlte, die sogenannte „Wiener Messe" ausgearbeitet, in welcher das Kyrie, Gloria, Credo, Offertorium, Agnus rc. in Form kurzer Lieder von zwei oder drei Strophen bearbeitet ist, die von der Gemeinde zu singen sind. So konnte man nun zunächst auf Dörfern und Flecken unter der h. Messe geistliche Gesänge in der Muttersprache hören; in Domstiftern, Klöstern und Städten freilich versperrte die dort befindliche Figural- und Choralmusik noch längere Zeit den herzlichen deutschen Gesängen den Zutritt. Es wurden jedoch allmählich förmliche deutsche Gesangbücher, oft selbst mit bischöflicher Auctorität, für den öffentlichen Gottesdienst veranstaltet und so mehr und mehr auch in Städten deutscher Meßgesang eingeführt. Die Lieder zu diesen katholischen Gesangbüchern wurden theils von Katholiken neu gedichtet und lieblichen neueren Melodien angepaßt, theils mit ihrer Melodie geradezu aus den evangelischen Gesangbüchern entlehnt. Letzteres hätte freilich nicht geschehen können, wenn noch die alten evangelischen Gesangbücher mit den kernkräftigen, den evangelischen Glauben entschieden aussprechenden Liedern im Gebrauch gewesen wären; so waren ja aber nun die neubearbeiteten evangelischen Gesangbücher meist mit lauter Moralliedern angefüllt, und gerade der pelagianische Grundton dieser Lieder war es, der den Katholiken so sehr behagte, daß sie dieselben endlich massen-

weise in ihre Gesangbücher aufnahmen, wie ja auch Gellert von Anfang seines Auftretens an von den Katholiken mit der größten Zustimmung aufgenommen wurde.

In Würtemberg war es der der Aufklärung huldigende katholische Herzog Carl Eugen, welcher bei seinem katholischen Hofgottesdienst deutschen Gesang und deutsche Messe einführte, und durch die Anstellung mehrerer helldenkender Geistlicher, eines Mercy, Werkmeister, Rust rc. allerlei Reformen einführte. Von diesen Männern ließ er auch ein förmliches Gesangbuch für den Gebrauch der Würt. katholischen Hofkapelle ausarbeiten, das im J. 1786 zum zweitenmal sehr vermehrt aufgelegt wurde. Diese zweite Auflage enthält 101 deutsche Kirchenlieder, meist von evangelischen Liederdichtern und unter diesen besonders von Gellert, Cramer rc.; folgende 41 Nummern des fünf Jahre später, 1791, neubearbeiteten evangelischen Landesgesangbuchs standen in diesem katholischen Gesangbuch — Nro. 137. 6. 44. 559. 294. 158. 393. 26. 475. 57. 30. 574. 25. 533. 441. 384. 45. 17. 319. 273. 372. 509. 61. 5. 495. 221. 520. 604. 514. 476. 38. 260. 292. 258. 486. 318. 433. 219. 481. 491., so daß man damals in Stuttgart gar oft mit dem evangelischen Gesangbuch in der katholischen Kirche ausreichen konnte. Es war überhaupt bei diesem Gesangbuch laut der Vorrede der Zweck, „nur solche Gesänge aufzunehmen, die das praktische Christenthum empfehlen und von allen Christen unseres Vaterlandes mitgesungen werden könnten, ohne daß sie in ihrer Andacht durch Stellen gestört würden, welche ihrer innern Ueberzeugung Gewalt anthun. Es wurden daher keine andere Gesänge gewählt, als solche, welche den Geist gemeinschaftlich anerkannter Wahrheiten athmen und zur allgemeinen Christenerbauung dienen. Man wird daher an allen Sonn- und Feiertagen, diese letztere mögen uns nun eigen oder andern Kirchen gemein seyn, nur zweckmäßige Ermunterungen zur christlichen Sittenlehre überhaupt oder auch zu den einzelnen Pflichten des Christenthums finden." So war es also die Moral, welche in katholischen und evangelischen Gesangbüchern dieser Zeit gleicherweise die Herrschaft behauptete.

Unter solcher in der katholischen Kirche Deutschlands vorherrschenden Stimmung dichteten nun manche Katholiken deutsche geistliche Lieder; es genüge an der Anführung zweier würdiger Repräsentanten der freiern Geistesregung in der katholischen Kirche, deren Lieder sich selbst vor manchen evangelischen dieser Zeit durch religiöse Innigkeit und Wärme auszeichnen:

Sperl, ein katholischer Priester in Baiern, welcher ein Liederwerk herausgab unter dem Titel: „Christliche Gesänge, vorzüglich für die öffentliche Gottesverehrung der Katholiken. Nürnberg. 1800." Unter diesen befinden sich mehrere recht schöne Lieder, die er selbst gedichtet hat.

v. **Wessenberg**, Ignaz Heinrich, Freiherr von Ampringen, aus einem der ältesten Adelsgeschlechter Deutschlands, das zu den frühesten Ministerialen der alten Grafen von Habsburg gehörte und im Breisgau seßhaft worden war. Er wurde im J. 1774 zu Dresden geboren, wo damals sein Vater östreichischer Gesandter war. Schon als Jüngling erhielt er, nachdem er den geistlichen Studien sich zu widmen angefangen hatte, Domherrnstellen in verschiedenen deutschen Hochstiftern. Der Churerzkanzler, Freiherr v. Dalberg, machte ihn im J. 1800 zum Domdechanten und im J. 1802 zum Generalvikar des Bisthums Constanz. In dieser Stellung hob er die meisten Klöster auf und errichtete mit ihrem Vermögen eine große Armenanstalt und eine Bildungsanstalt für junge Geistliche; in freisinnigem Geiste reformirte er die Schulen, führte deutschen Kirchengesang ein, veredelte die kirchliche Liturgie und suchte besonders auch durch Abfassung kleiner Schriften, die er in Menge verbreiten ließ, mit glühendem Eifer und unerschütterlicher Ausdauer den finstern Aberglauben zu verdrängen und religiöse Aufklärung zu verbreiten. Neben Werkmeister in Würtemberg und Sailer in Baiern übte er als Vorkämpfer einer unabhängigen deutschen Kirche gegen Rom und als Prediger reiner christlicher Liebe und Moral den größten Einfluß. Im J. 1814 ernannte ihn Dalberg mit Genehmigung des Großherzogs von Baden zum Coadjutor und Nachfolger im Bisthume Constanz und 1817 zum Bisthumsverweser. So stand er, obgleich die römische Curie ihn nicht bestätigte, sondern hart angriff, weil er ketzerische Schriften herausgebe und unerlaubte Aenderungen im Kirchenwesen vornehme, 25 Jahre lang bis zum J. 1827 im Bisthum Constanz als ein hellleuchtendes Licht, allgemein geachtet und geliebt und von seinem Landesfürsten vor den Feindseligkeiten Roms geschützt. Im letztgenannten Jahre aber wurde das Bisthum Constanz in Folge eines Concordats, das Baden mit dem Pabste schloß, aufgelöst und Wessenberg von seiner Stelle verdrängt. Er lebt nun seitdem als Privatmann in stiller Zurückgezogenheit in Constanz.

Im J. 1828 gab er neben vielen religiösen Schriften ein „christkatholisches Gesang- und Andachtsbuch“ zu Constanz heraus. Auch als Dichter hat sein Name einen guten Klang. Seine „sämmtliche Dichtungen“ erschienen zu Stuttgart im J. 1833.

3) Die altglaubige Richtung.

Der durch Spener und Franke angeregte fromme Sinn erlosch auch in dieser Zeit der einseitigen Verstandesrichtung nicht ganz in der evangelischen Kirche Deutschlands. Im Kern des Volkes und in kleinern Kreisen, meist verborgen vor der Welt, lebte der alte Christenglaube mit seinem treuen, kindlichen Festhalten am Worte Gottes noch fort. Das öffentliche kirchliche Leben gieng freilich immer mehr zu Grund; Spener's Vorschläge zur Einführung einer weisen,

kirchlichen Zucht und Verfassung blieben unbeachtet, das kirchliche Regiment in den Händen der Landesfürsten und der von ihnen durchaus abhängigen Consistorien verweltlichte sich immer mehr, die Kirche, statt sich aus sich selbst heraus frei zu entwickeln, kam in immer drückendere Abhängigkeit vom Staat. Die Kirchenzucht zerfiel, die Bande des Glaubens, welche seither die Glieder der Kirche verbunden hatten, lösten sich, und ein trauriger Zustand der Zerrissenheit und des Indifferentismus trat ein und die Unsittlichkeit wuchs in bedauerlichem Grade. Das war die traurige Frucht des zur Herrschaft gelangten Territorialsystems, der Verknechtung der Kirche unter den Staat. So zog sich denn jener fromme Sinn aus dem öffentlichen kirchlichen Leben immer mehr in das häusliche und Privatleben oder in die Stille des Gemüths zurück; durch die von Spener gegründeten Privatversammlungen war ihm noch ein Grund und Boden gesichert und diese weit verzweigten Privatversammlungen waren es, welche dem starken Gewässer des Unglaubens und der Gleichgültigkeit in religiösen Dingen noch einigermaßen einen Damm entgegensetzten, daß nicht die ganze Kirche davon überfluthet und verwüstet wurde. Die unter dem Volke zahlreich verbreiteten gottseligen Schriften der Spenerisch-Franke'schen Schule erhielten unter demselben fortwährend noch das Bibelchristenthum, den Eifer im Lesen der h. Schrift und den Glauben an Jesum, als den Sohn Gottes und Heiland der Sünder. Da und dort leuchteten auch noch einzelne fromme Männer auf dem Lehrstuhl, auf der Kanzel oder als Schriftsteller, wie Leuchtthürme in der dunklen Nacht und bewahrten in ihren Kreisen den Christenglauben, wie z. B. ein Gottlieb Christian Storr auf der Universität Tübingen, ein Seiler in Erlangen, ein Carpzov in Helmstädt, ein Reinhardt auf der Dresdner Kanzel, ein Oberlin im elsäßischen Steinthal. Solche Männer wurden jetzt die Vertreter des kirchlichen Glaubens, und das Verhältniß, das wir in der vorigen Periode trafen, wo die Anhänger Spener's und Franke's der Heterodoxie beschuldigt wurden, kehrte sich nun geradezu um; jetzt wurden sie die Bewahrer der Orthodoxie wider den heterodoxen Rationalismus.

Am meisten hatte noch das christliche Glaubensleben seinen stetigen, sichern Fortgang in der

Herrenhuter Brüdergemeinde.

Dr. Leo, Professor in Halle, hat in seiner Universalgeschichte über Zinzendorf das treffende Zeugniß abgegeben: „Als die theologische Wissenschaft den Tempel des Herrn zu untergraben anfieng, trug Zinzendorf, größtentheils von armen und einfachen Menschen unterstützt, von den Reichen und Gebildeten dagegen verspottet und verfolgt, den Altar mit dessen Heiligthümern und unter ihnen auch den Riß des Tempels, daß er einst wieder sich erheben könnte, in ein

Gezelt, das auf festem Boden stand, um sie zu retten, — zu retten für die ganze protestantische Welt. Das ist sein welthistorisches Verdienst. — Daß er wunderliche, zum Theil geschmacklose Formen des Ausdrucks und der Darstellung wählte — was man ihm bis heute zum Vorwurf macht, war sein und seiner Stiftung Glück, denn dadurch ist diese behütet worden vor der Betheiligung der Halben und Unlautern — vor dem schwersten Aussatze, von welchem ein Werk, wie das seinige, befallen werden kann und dem es im Augenblick preisgegeben ist, wo es in Formen auftritt, die den Beifall der Welt erhalten. Allerdings war Zinzendorf auch in der Lehre einseitig; aber das mußte er seyn im Gegensatze zur Krankheit seiner Zeit. Im Gegensatze zur natürlichen, philosophischen Religion, die da meinte, mit Gott dem Vater oder mit dem Geist allein auskommen zu können, und dadurch auf ganz irreführende Wege gerieth, mußte er vor allen Dingen accentuiren, daß es kein Heil gebe, außer in Christo (dem Gekreuzigten 1 Cor. 2, 2.), — daß alle Tugend, die etwas Anderes ist als das Durchglänzen der Liebe Christi, nur ein Glanz eitler Selbstgefälligkeit, der tiefsten und tödtlichsten Sünde, sey und bleiben müsse. Daß darum, weil Zinzendorf in seiner Lage vor allen Dingen ein Glied (und zwar das Herz) der Lehre accentuirte, die Herrenhut'sche Lehre noch nicht auf Abwege gerieth, beweist vor allen Dingen die aus diesen Kreisen hervorgegangene **Idea fidei fratrum** Spangenberg's." So hat die Herrenhuter Gemeinde das Kleinod der evangelischen Kirche, das Wort vom Kreuze, in ihrem Schoos am treusten und besten bewahrt, während in der großen kirchlichen Gemeinschaft die Gewässer des Unglaubens und philosophirender Flachheit alle Dämme durchbrachen und das Land des alten Christenglaubens überschwemmten. Diese von der Welt abgesonderte und vor dem Weltgeist eben damit besser verwahrte Gemeinde wurde zur Zeit des Abfalls, den Zinzendorf vorhersagte, ein Pella und ein evangelischer Feuerheerd, daß der alte innige Bibelglaube und die Anbetung des Sohnes Gottes, unseres einigen Heilandes, nicht erlosch in der Christenheit. Das prophetische Wort Offenb. 12, 6. wird deßhalb von Manchen auf sie gedeutet. Ueber dem klärte sich aber in ihr selbst auch der überschwängliche Gefühlsdrang, an dem sie früher litt, immer mehr ab und ward in die rechten Glaubensschranken eingelenkt; nüchterne Männer, gesund im Glauben, in der Liebe, in der Geduld nach dem Sinn Pauli (Tit. 2, 2.), wurden die Leiter der Gemeinde.

So beschloß denn auch die Brüder-Unitäts-Direktion im J. 1775 ein neues Gemeingesangbuch zu veranstalten, „in welchem noch mehr, als bereits im Londoner Gesangbuch, bei den Gesangen Alles auf den festen Grund der h. Schrift zurückgeführt und alle Abweichungen von deren Geist und Wort, welche aus der Zeit ihrer schnellen Ausbreitung von 1740—1750 sich etwa noch erhalten hätten, beseitigt werden sollen, ohne jedoch von dem Eigenthümlichen das

Gute und Erbauliche wegzuwerfen." Damals führte Spangenberg das Bischofsamt. Den Auftrag aber zur Abfassung des neuen Gesangbuchs erhielt der vieljährige seelenvolle Organist und Musikdirektor Christian Gregor und der Prediger Heinrich v. Bruiningk, nebst dem feingebildeten Uebersetzer Horazischer Oden und Davidischer Psalmen, C. W. v. Wobeser in Herrenhut.

Diese suchten nun, freilich ohne daß einer von ihnen ein eigentliches Dichtertalent gehabt hätte, bei ihrer Arbeit „alles Auffallende und zu kühn Scheinende zu vermeiden und die Geheimnisse des Glaubens nur in schlichter, demüthiger Form, auch für die Blödesten verständlich zu geben." Namentlich an Zinzendorfs Liedern nahmen sie viele Verkürzungen, oft auch starke Veränderungen und Einschiebungen selbstgedichteter Verse vor oder bildeten aus mehreren seiner Lieder zusammengefügte Bruchstücke, so daß, wie A. Knapp sagt, Zinzendorfs geistliche Dichterphysiognomie in ihrem erhabenen Profil sich aus diesem Gesangbuch nicht erkennen läßt. Auch geben sie die meisten alten Kernlieder der Gesammtkirche allzu verstümmelt, oft nur mit einigen Versen.

In solcher Bearbeitung erschien nun das neue Gesangbuch im J. 1778, in welchem auch Spangenbergs „Idea fidei fratrum“ an den Tag trat. Gregor lieferte als der „Assaph Herrenhuts" 308 Lieder und Einzelverse zu demselben.

Hiemit beginnt, nach der eigenen Bezeichnung der Herrenhuter, die zweite Periode der Brüderlieder. In diese Periode gehören neben den Brüdern Prätorius, Brau und andern minder bedeutenden folgende Dichter:

Gregor, Christian, geb. 1. Jan. 1723 zu Dirsdorf bei Reichenbach in Schlesien, wo seine Eltern als rechtschaffene und fromme Bauersleute lebten. Während er als ein siebenjähriger Knabe im J. 1730 am Charfreitag in der Kirche war, erhielt er durch diese Feier des Todes Jesu einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck in sein Herz. Als nämlich bei den Worten: „Jesus neigte sein Haupt und verschied" plötzlich alle Glocken zu läuten anfiengen und der Prediger mit der Gemeinde auf die Kniee fiel und nun während eines stillen Gebets, ohne Sang und Klang, viele Thränen vergossen wurden, kam der Geist Gottes so mächtig über seine junge Seele, daß die nun folgende Predigt des Pfarrers Conrad „von der undankbaren Lieblosigkeit gegen Jesum" ihn so sehr erschütterte, daß er etliche Tage weder aß noch trank, sondern sich immer mit Jesu beschäftigte und das Gelübde that, er wolle ein gutes Kind werden und den Herrn Jesum von Herzen lieb haben. „Von dieser Zeit an," so bezeugt er es selbst, „war ich nie ganz todt in meinem Herzen und wurde über Alles in meinem Gewissen bestraft, was ich irgend nicht recht machte." Als nun ein Jahr darauf seine Mutter, die eine erweckte, innige Seele war, starb und ihn mit ihren letzten Worten herzlich zum Bleiben bei Jesu ermahnte, so machte das einen solchen Eindruck auf ihn, daß das Ge-

dächtniß daran ihm noch in manchen spätern Jahren in vielen Versuchungsstunden uberwinden half. In seinem zehnten Jahre nahm ihn der fromme Graf v. Pful in sein Haus auf, wo er an dem Unterricht der Kinder des Grafen Antheil nehmen und beim täglichen Hausgottesdienst zugegen seyn durfte. Nach seiner Confirmation erhielt er von dem Pfarrer Conrad noch weiteren Unterricht in den für den Schullehrerberuf nöthigen Fächern und der treffliche Schulmeister in Dirsdorf lehrte ihn das Orgelspiel, in dem er sich später so sehr auszeichnete; einen denkwurdigen Unterricht gab ihm aber der Herr selbst um diese Zeit. Er befand sich nämlich im Sommer des J. 1738 eines Tags mit einem andern Knaben im Kirchthurm, um zu läuten; da schlug ein Blitzstrahl mit großem Krachen in den Kirchthurm ein und zerschmetterte den Boden über ihnen und zwei Böden unter ihnen, ohne daß sie den geringsten Schaden gelitten hätten. Von dieser merkwürdigen Bewahrung sagt er: „Das war eine ernstliche Weckstimme für uns, mehr als bisher zu bedenken, was zu unserem Frieden diene.“ Es wollte bei ihm aber immer noch nicht zu einer wahren Bekehrung kommen; sein natürlicher Leichtsinn regte sich fort und fort. Da durfte er einsmals nach überstandener Lehrzeit als ein siebenzehnjähriger Jüngling im J. 1740 die gräfliche Familie nach Herrenhut begleiten. Was er hier sah und hörte, machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er von da an wünschte, sich an die Brüdergemeinde anzuschließen. Doch hatte er keinerlei Aussicht, hier seinen Unterhalt zu finden. Als aber nun einige Zeit hernach, während des ersten schlesischen Kriegs, ein Husar ihm die geladene Pistole vor die Stirne setzte, gelobte er Gott, wofern er sein Leben erhalte, zur Brüdergemeinde zu gehen, und wenn er sich auch die größten Mühseligkeiten sollte gefallen lassen müssen.

Er hielt nun auch wirklich sein Gelübde und gieng, obgleich ihm gerade jetzt eine annehmliche Schul- und Organistenstelle in seiner Heimath angeboten wurde, im J. 1742 nach Herrenhut. Hier fand er bald angemessene Beschäftigung in der Schule und auf der Orgel, seine Seele aber fand nun die wahre Ruhe und gab sich willenlos dem Herrn hin. Er war anfangs Hausvater und Rechnungsführer im gräflich Zinzendorf'schen Hause und verheirathete sich im J. 1751 mit Marg. Susanna Rasch, mit der er gegen fünfzig Jahre in einer glücklichen, mit fünf Kindern gesegneten Ehe lebte. Bald wurde er auch zum Kirchendienst gebraucht und im J. 1756 zum Diakonus geweiht, wo er sodann Singstunden und andere Vorträge hielt. Zugleich wurde er zum Organisten und Musikdirektor der Brüdergemeinde in Herrenhut erwählt. Als solcher trug er durch sein seelenvolles, gefühlvolles, obwohl höchst einfaches Orgelspiel ungemein viel zur Erbauung der Gemeinde bei; durch seine Vorspiele schon, die ganz dem Geiste des zu singenden Liedes angemessen waren, erhielt die Gemeinde immer die schönste Vorbereitung und Stimmung;

der Herr ließ es ihm oft wunderbar gelingen, die Gemüther der Zuhörer in die Nähe und Gegenwart des Herrn zu leiten. Im J. 1764 wurde er zu einem Mitglied der Unitäts-Direktion gewählt, in der auch Spangenberg mit ihm sich befand, und in der er auch bis an sein Ende blieb. Er wirkte in dieser Stellung gar viel, bald beim Rechnungswesen, bald in der Missionssache. In letzterer besuchte er von 1770—1772 die Gemeinden und Missionsstationen in Nordamerika. Darnach suchte er gegen Ende des Jahres 1774 die im J. 1765 von der Brüdergemeinde neu angelegte Stadt Sarepta an der Wolga, im russischen Gouvernement Saratow, auf, welche von dem gegen die Kaiserin Catharina sich empörenden Pugatschew ganz geplündert worden war, und erschien hier wie ein tröstender Engel Gottes in der schweren Noth.

Im J. 1787 aber, nachdem er drei Jahre zuvor das neue Choralbuch für das von ihm 1778 herausgegebene Brüdergesangbuch bearbeitet hatte, schickte ihm der Herr eine Demüthigung zu, wie er sie noch nie erfahren hatte. Er verfiel in eine schwere Krankheit, die er sich theils durch allzugroße Trauer über den Tod seiner ältesten Tochter, theils durch zu angestrengtes Arbeiten zugezogen hatte. Hievon erzählt er selbst: „Während dieser Krankheit deckte mir der „Herr meine Verwerflichkeit in solchem Grade auf, daß mir Hören „und Sehen vergieng und aller Glaubenstrost wegfiel. Jede Ver„schuldung von meiner Jugend auf, jede Unterlassung in der Heiligung „an Leib und Seele, jede Läßigkeit im Dienst des Herrn, stand mir „mit den lebhaftesten Farben als verdammungswürdig vor Augen. „All mein Gutes erschien mir als unrein, mit Eigenliebe und Selbst„gefälligkeit befleckt. Tag und Nacht seufzete ich um Gnade; aber „erst nach und nach, durch anhaltendes Gebet, durch die Fürbitte und „freundschaftlichen Tröstungen viel geprüfter, mir innig verbundener „Männer und durch eine Reise, die ich im Frühjahr machte, kam Licht „und Trost in meine Seele, und ich konnte dem Herrn danken, daß er „mich gedemüthigt und durch so schwere Trübsal tief in sich gegründet „hatte. Durchdrungen von jenen Erfahrungen schrieb ich im J. 1791 „zu meinem eigenen Gebrauch „„kurze Gebete und Betrachtungen in „Versen““ nieder, die ich nachher drucken ließ." Den Kern seiner aus solchen Erfahrungen entsprungenen Gefühle enthält sein unvergleichlich schönes Lied: „Ach! mein Herr Jesu, dein Nahesenn" (Nro. 191.). Im Jahr 1789 wurde er an die Stelle des hochbetagten Spangenberg als Bischof der Brüdergemeinde erwählt, und blieb als solcher bis an sein Ende im Wirken für die Sache des Herrn unermüdet thätig, wozu ihn auch seine feste Gesundheit befähigte. Noch am 6. Nov. 1801, seinem Todestage, wohnte er einer mehrstündigen Conferenz der Unitäts-Direktion bei, in der er noch recht aufgeweckten Geistes war. Nachmittags besuchte er im nahegelegenen Herrenhut einige Freunde, kehrte aber müde und engbrüstig

nach Berthelsdorf zurück, wo ihn ein Schlagfluß in seinem achtundsiebenzigsten Jahre sanft und schnell von hinnen rief. Seine Collegen gaben ihm das Zeugniß: „Sein durchaus rechtschaffener, dem Herrn „ganz ergebener Sinn, seine Bereitwilligkeit, überall zu dienen, seine „unermüdliche, treue Amtsthätigkeit, seine freundliche Menschen- und „Bruderliebe, die ihm allgemeines Vertrauen erwarb, sein unverwandter „Blick auf die ewige Heimath und seine Gabe, den Namen des Herrn „in Liedern zu erhöhen, sichern dem Seligen unter uns ein unvergeß„liches Andenken." Er selbst schloß seinen eigenen Lebenslauf mit dem Verse:

> Wer mir einst den Nachruf hält,
> Sag' es noch an meinem Grabe,
> Daß ich auf der weiten Welt
> Nichts von mir zu rühmen habe,
> Und nur auf Barmherzigkeit
> Hoff' in Zeit und Ewigkeit.

Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 191.

Seine Lieder zeichnen sich durch eine große Liebesinnigkeit gegen den Gekreuzigten aus, die sich in einer einfachen, herzlichen Sprache äußert.

(Quellen: Christenbote. Jahrg. 1843. Nro. 1. — nach handschriftlichen Nachrichten.)

v. Bruiningk, Heinrich, der Mitarbeiter Gregor's bei Herausgabe des Herrenhuter Gesangbuchs von 1778 und dessen Vorgänger im Bischofsamt der Brüderkirche. Er wurde geb. 29. August 1738 zu Riga. Kurz vor seiner Geburt war sein Vater, der liefländische Probst Justus v. Bruiningk zu Wolmar, durch das Lesen der Berliner Reden Zinzendorf's erweckt und für die Sache der Brüdergemeinde gewonnen worden, zu der er auch neun Jahre später mit Niederlegung seiner Kirchenämter förmlich übertrat. Schon als Kind im elterlichen Hause faßte er bei öftern Besuchen von Gliedern der Brüdergemeinde, unter welchen auch einmal die Gräfin Zinzendorf war, eine herzliche Zuneigung zu derselben, und später ließ ihn sein Vater in dem Pädagogium zu Hennersdorf ausbilden, wo er dann im J. 1752 als vierzehnjähriger Knabe in die Gemeinde aufgenommen wurde. Von 1756—1759 bereitete er sich nun in dem Seminar zu Barby mit brennendem Eifer auf den Kirchendienst an der Gemeinde vor. Hier bat er öfters den Herrn angelegentlich, „er möchte ihn als eine Trompete an seinen Mund setzen und als eine Posaune der Gnade brauchen; er sey ja der weise Meister und könne daher auch auf einem schlechten Instrument dennoch liebliche Töne hervorbringen". Diese Bitte hat auch später der Herr reichlich erhöret. Im Januar 1760 berief ihn Zinzendorf in sein Haus als Nachschreiber seiner Vorträge an die Gemeinde, und in diesem Dienste, der für ihn eine eigene Schule des h. Geistes war, blieb er auch bis zum Heimgang des Grafen am 9. Mai. Bald darnach wurde er Diakonus und Pfleger der ledigen

Brüder zu Gnadenfrei. Als er zu dieser Stelle berufen ward, da gieng er wohl eine Stunde lang als ein Stummer vor den Augen des Heilands hin und konnte — wie er selbst berichtet — nicht anders denken, als: „Herr! da bin ich, ich bin dein Creatürlein; mein Herz ist doch nicht mein; Leib, Seele, Muth und Sinn ist allein dein Eigenthum; ich will nichts, als was du willst; nun! da bin ich zu deiner Disposition; — was ich thun, seyn und haben soll, Alles in Allem, mußt du und der h. Geist thun; das ist mein Grundsinn, dabei ich bleib und geh und steh." Nachdem er hierauf im J. 1766 Pfleger der ledigen Brüder in Herrenhut und im folgenden Jahr Conferenzschreiber bei der Unitätsdirektion in Zeist geworden war, als welcher er sich am 13. Merz 1769 mit Anna Benigna v. Watteville, der Enkelin Zinzendorf's, verheirathete, wurde er im Mai des Jahrs 1769 zum Prediger der Gemeinde in Zeist berufen, von wo er im J. 1777 als Prediger nach Gnadenfrei kam. Da ließ ihn denn nun der Herr, wie er als Jüngling es sich erbeten hatte, eine „rechte Posaune seiner Gnade" seyn. Er hatte vom Herrn außerordentliche Gaben zum öffentlichen Vortrag erhalten, so daß von den entlegensten Orten ein außerordentlicher Zulauf zu seinen Predigten war und sein Zeugniß des Evangelii an vielen Seelen mit dem reichsten Segen begleitet war. Namentlich brachte eine seiner Predigten im J. 1778 auf die preußischen Soldaten, welche in dem damaligen Krieg in und um Gnadenfrei lagen und anfangs nur ihren Spott auf dem Gemeinsaal treiben wollten, einen so tiefen, gewaltigen Eindruck hervor, daß die rohen Leute in ein allgemeines Weinen ausbrachen und ehe sie ab- und dem Feind entgegenzogen, sich noch eine außerordentliche Predigt von ihm ausbaten, „damit sie seine Worte mit auf das Schlachtfeld nehmen könnten."

Im J. 1782 wurde er zum Bischof der Brüdergemeinde geweiht und zu einem Mitglied der Aeltesten-Conferenz in Barby ernannt, fieng aber bald darnach zu kränkeln an. Dem unerachtet widmete er sich mit größtem Fleiß und aller Treue und Angelegenheit seinem wichtigen Beruf, selbst als er nicht mehr am Tische sitzend schreiben konnte, sondern dazu ein Brettchen frei vor sich halten und an Krücken gehen mußte. Auch eine Badekur zu Töplitz im Juni 1785 half ihm nicht; vielmehr gieng es mit ihm von da an immer schneller dem Ende zu. Um so mehr hätte er da gerne noch gewirkt. So sagte er nicht lange vor seinem Ende: „Ach! wenn ich gleich ein unnützer Knecht bin, so weiß der Heiland doch, wie sehr gern ich ihm dienen möchte; er weiß, es kleben Herz, Seel und Sinnen an Ihm, meinem Leben, — wenn er mich aber zu sich heimnehmen will, so macht er es ja viel schöner mit mir, als ich es erwarten kann." Am 1. Okt. 1785 bekam er einen Anfall von Schlagfluß, der ihn auf das Sterbebett legte. Auf demselben fand man ihn immer liebhabend,

geduldig und in seinem Gemüthe heiter, wie zuvor, und viele Besuchende bekamen einen außerordentlichen Eindruck. Die Schlagflüsse wiederholten sich und sein Ende kam immer näher. Da lag er einst in einer seiner letzten Nächte wie im Phantasieren. Von den Seinigen und allen übrigen Verbindungen schien er ganz los zu seyn, nur nicht von seinem Amte. Es war ihm, als sey er in der Conferenz, und sagte zuletzt mit einem besondern Nachdruck: „Liebe Brüder! darum müssen wir den Heiland fragen!" faltete darauf die Hände und sprach: „Nun Herr! dein Wille geschehe!" Darauf verrichtete er ein rührendes Gebet zum Heiland für sein ganzes Werk in der Brüder-Unität und schloß mit den Worten: „Nun ist nichts übrig; ich empfehle dir das ganze große Werk; ziehe alle Seelen zu dir, die dich kennen, und auch die, die dich nicht kennen." Von da an konnte er wenig Verständliches mehr reden; das Letzte was er noch lesen konnte, war der Choral: „Ich küsse die Hand, die so viel Barmherzigkeit an mich gewandt." Nachdem dann noch einmal ein Schlagfluß eingetreten war, entschlief er sanft und selig am 22. Okt. 1785 unter einer Heimgangsliturgie, welche die Brüder um sein Bett hielten, und nachdem kurz zuvor der ehrwürdige Spangenberg über dem scheidenden Bruder gebetet hatte.

(Quellen: Nachrichten aus der Brüdergemeinde. 1845. 1. Heft. S. 799—813.)

v. **Wobeser**, Ernst Wilhelm, mit Bruiningk der Mitarbeiter Gregor's bei Herausgabe des Brüdergesangbuchs. Er wurde geb. 29. Nov. 1727 in dem brandenburgischen Städtchen Luckenwalde, wo sein Vater, früher Offizier, als Landrath angestellt war. Seine frommen, rechtschaffenen Eltern unterrichteten ihn frühzeitig in den Lehren des Christenthums und gaben ihm auch einen frommen Hofmeister aus dem Halle'schen Waisenhaus, der viele schöne Lieder aus Freylinghausen's Gesangbuch mit ihm sang; hierauf brachten sie ihn, als er vierzehn Jahre alt war, in die unter Leitung des Abtes Steinmetz stehende fromme Lehranstalt Klosterbergen. Eine gute Weile entstand hier bei ihm eine rechte Bekümmerniß um seine Seligkeit, so daß er sogar durch tägliches langes Beten auf den Knien, oft unter häufigen Thränen, seine Bekehrung gleichsam erzwingen wollte; er gab aber dem Herrn sein Herz nicht mit ganzer Treue hin und allmählich erkaltete sein Eifer, und der Leichtsinn der Jugend bekam bei ihm wieder völlig die Oberhand. Derselbe wurde durch böse Gesellschaft noch mehr verstärkt, als er von 1744—1746 das Minden'sche Gymnasium besuchte. Doch bewahrten ihn der Eindruck seiner frühern Erziehung, so wie Ehrgeiz und Furcht vor den Folgen des Lasters vor groben Ausschweifungen. So kam er dann im Oktober 1746 in seinem neunzehnten Jahr als Offizier in die Dienste des Reichsgrafen Alexander von Neuwied, stieg in denselben bis zum Major, und wurde zu sehr

wichtigen Geschäften während der Zeiten des siebenjährigen Kriegs verwandt, denn er genoß das volle Zutrauen seiner Herrschaft, wie er überhaupt für einen wohlgesinnten, rechtschaffenen Mann galt. Aber er folgte diese ganze Zeit dem Willen des Fleisches und der Vernunft, liebte die Welt und wurde von ihr geliebt als ein gefälliger Mitgenoß ihrer Vergnügungen. Da kam nach sechzehn Jahren, die er zu Neuwied so zugebracht, mit einemmale zu Ende des J. 1762 etwas über ihn, daß er nicht wußte, wie ihm geschah; eine Unruhe über seinen Zustand, die er zuvor schon einige Zeit an sich verspürt hatte, wuchs nun plötzlich wie ein schwellender Strom in ihm, daß sein Herz außerordentlich beklemmt wurde; die Zeit seiner ersten Erweckung und was er in Klosterbergen erfahren, wurde ihm plötzlich nach zwanzig Jahren wieder neu und er erblickte sich reumüthig als einen untreuen, verlaufenen, unter die Sünde verkauften Sklaven, und Alles, was er that, wurde ihm zur Sünde. Nun war es ihm ausgemacht, daß die Stunde, sich zu bekehren, gekommen und sein Lauf mit der Welt zu Ende gekommen sey. Von da an regte sich alsbald ein Verlangen in ihm nach der Gemeinschaft mit den Herrenhuter Brüdern, welche seit 1750 in Neuwied eine Niederlassung gegründet hatten, und er besuchte nun, nachdem er die anfängliche Furcht vor der Schmach ablegen gelernt, ihre Gemeinversammlungen. Als er nun am 1. Okt. 1763 eine besondere Gnadenstunde hatte genießen dürfen, in der ihm „die Absolution über sein ganzes vergangenes Leben und die Zueignung des Verdienstes Christi zu seiner Seligkeit" ganz klar und gewiß wurde, daß er wie neugeboren war, so beschloß er, sich jetzt ganz mit der Brüdergemeinde zu verbinden und nahm deßhalb am 10. April 1764 seinen Abschied aus dem Neuwied'schen Militärdienst. Er reiste nun nach Marienborn, um sich bei Spangenberg zur Aufnahme in die Gemeinde zu melden. Allein sein Gesuch wurde nicht genehmigt; so demüthig war aber sein Sinn, daß er sich dadurch, statt sich abgestoßen und beleidigt zu fühlen, nur um so mehr auf die Reinigung seines Herzens führen ließ und beschloß, in einem nahe bei Herrenhut gelegenen Dorfe zu bleiben und lieber sein Leben auf die kümmerlichste und dunkelste Weise zuzubringen, als wieder in die große Welt sich verflechten zu lassen. Endlich wurde er nach einer schmerz- und thränenvollen, für sein Herz aber gesegneten Schul- und Wartezeit am 13. Okt. 1766 in die Gemeinde aufgenommen und bei dem Unitäts-Syndikats-Collegium in Herrenhut angestellt.

Nach mehreren Dienstleistungen weihte ihn Johannes v. Watteville im J. 1772 zum Diakonus der Brüderkirche, worauf er sich mit der ledigen Schwester Luise Friederike v. Damniz verheirathete; drei Jahre später wurde er zum Mitglied der Aeltesten-Conferenz erwählt und ihm im J. 1782 auch noch das Direktorat der Unitäts-Anstalten in Niesky übertragen. Als er nun aber im folgenden Jahr

auf dem linken Auge, an dem er schon länger sehr viel zu leiden hatte, das Gesicht völlig verlor und heftige Schwindelanfälle bekam, so legte er seine Aemter nieder und begab sich zur Ruhe nach Herrenhut, wo er noch zwölf Jahre lang einen stillen, seligen Feierabend hielt. In der letzten Zeit seines Lebens litt er viel an Beklemmungen, die am 16. Dez. 1795 sein Ende sanft herbeiführten. Der freundliche Blick seiner entseelten Hütte gab deutlich zu erkennen, mit welchem Wohlseyn sein Verscheiden begleitet gewesen.

Seine Brüder gaben ihm das Zeugniß: „Der Selige wurde unter uns als ein treuer und bewährter Diener des Herrn durchgängig geliebt und geehrt. Wohlwollen und menschenfreundliche Milde war ein Hauptzug seines Charakters; die Schwächen und Fehler Anderer beurtheilte er jederzeit mit bescheidener Mäßigung. Der herzvertrauliche Umgang mit dem Heiland, den er über Alles liebte und an den sein Herz fest gebunden blieb unter Freude und Leid, war das Element, in dem er lebte."

Zur Dichtkunst besaß er ein schönes Talent; er übersetzte in seinen frühern Jahren die Oden des Horaz und gab „Gedichte vermischten Inhalts" heraus im J. 1758 und 1779. Viel Beifall erhielt seine metrische Uebersetzung der Psalmen unter dem Titel: „Psalmen, dem König David nachgesungen. Winterthur. 1793." Er hatte auch Spangenberg bei Abfassung des Lebens Zinzendorfs zu helfen.

(Quellen: Nachrichten aus der Brüdergemeinde. 1846. 3. Heft. S. 468—479.)

Loskiel, Georg Heinrich, wie Bruiningk ein geborener Liefländer; sein Vater war ein mit der Brüdergemeinde verbundener Prediger in Liefland. Er wurde daselbst im J. 1740 geboren. Nachdem er an mehreren Brüdergemeinden Prediger gewesen und die Erziehungsanstalten in Kleinwelke und Gnadenfrei gegründet hatte, wurde er 1782 Mitglied der Unitätsdirektion und Prediger in dem Gemeinort Bethlehem in Nordamerika, wo er im J. 1789 die Geschichte der Indianermission in Nordamerika schrieb. Dort entschlief er im J. 1813, lebt aber gleichwohl noch fort durch sein edles Buch: „Etwas fürs Herz auf dem Wege zur Ewigkeit."

Blicken wir nun von der Brüdergemeinde auf die deutschen evangelischen Landeskirchen hin, so sehen wir, wie sich vornämlich in

Würtemberg

durch Albrecht Bengel und seine Schule, so wie durch vielfache Verbindung mit der Brüdergemeinde der alte fromme Sinn im Herzen des Volkes erhalten hat. Weit durch das Land verbreitet waren und blie-

ben auch in dieser Zeit, geschützt durch die milde, umsichtige Consistorial-Verordnung vom J. 1743, die pietistischen Privatversammlungen, in welchen sich der alte Bibelglaube durch beständige gemeinsame Uebung im Worte Gottes und das alte bibelkräftige geistliche Lied, durch Festhalten an dem Gesangbuch der frommen Väterzeit bei den gemeinsamen Privatgesängen fort und fort erhielt. Nur unter vielfachem Widerstand des Volks, zum Theil durch Militärgewalt, konnte das nach dem modernen Geschmack eingerichtete Gesangbuch von 1791 in's öffentliche kirchliche Leben eingeführt werden; es bildeten sich dadurch viele Separatisten, die aus solcher Kirche, in der nun auf die befohlene Weise gesungen und gebetet werden sollte, als aus einem Babel fortzogen in ferne Lande und sich in Nordamerika, Bessarabien und am Kaukasus ansiedelten. Nie wurde bei den Privatversammlungen das neue, sondern stets das alte Gesangbuch von 1741 gebraucht. In denselben war namentlich auch das sogenannte „Brüderbüchlein", eine von den Hauptleitern der Pietisten in Würtemberg, Bürgermeister Hofmann in Leonberg, welcher im J. 1818—19 die separirte Gemeinde Kornthal gegründet hat, Müller Boley in Berg und Weber Conrad in Marbach, zu Anfang dieses Jahrhunderts veranstaltete und in Reutlingen gedruckte Liedersammlung, die schon mehrere Auflagen erlebte, einheimisch. Vor Allem aber blieb durch Hiller's „Schatzkästlein", welches erst im J. 1762 und 1767 erschien (s. S. 319) und bald neben dem alten Gesangbuch das regelmäßige Liederbuch des Volks bei seinen Privatandachten wurde, der alte fromme Liedergeist im Volke erhalten. Auch Moser und Burk (s. S. 326 und 307) reichen als geistliche Liederdichter theilweise noch in diese Periode herein. Nicht minder war Würtemberg auch fort und fort gesegnet durch eine edle Schaar frommer, christlicher Seelenhirten und Prediger (s. S. 279); die Bibelauslegungen Carl Heinrich Rieger's stifteten viel Gutes, und die Sammlung der bibelkräftigen Predigten eines Immanuel Gottlob Brastberger's, seit 1756 Spezial zu Nürtingen, wurde das eigentliche Predigtbuch des Volks neben so manchen andern aus der nächst vorangehenden Zeit stammenden gottseligen Schriften, Gebet-, Predigtbüchern ꝛc. eines Roos, G. Conrad Rieger, Steinhofer, Johann Christian Storr ꝛc., welche heute noch in zahlreichen Exemplaren in den Häusern des Volks verbreitet sind. Auch war die Landesuniversität Tübingen zuletzt noch die einzige in Deutschland, auf der das biblische Christenthum und der Offenbarungsglaube entschieden gelehrt und vertheidigt wurden. Namentlich Gottlieb Christian Storr, vom J. 1777—1797 Professor der Theologie zu Tübingen, ein Sohn des würdigen Joh. Christian Storr (s. S. 304), setzte dem stromweise einbrechenden Unglauben einen mächtigen Damm entgegen und streute durch die mündlichen und schriftlichen Zeugnisse, die er für das biblische Christenthum ablegte und durch die Schüler, die er in solchem

Sinne für den Kirchendienst heranzog, auf lange Zeit köstlichen Samen aus.

Zu den in diese Zeit fallenden würtembergischen Liederdichtern gehören: **M. Christian Gottlieb Göz**, seit 1784 Pfarrer zu Plieningen und Hohenheim, zuvor in Scharnhausen bei Stuttgart; er gab heraus: „Die Uebung der Gottseligkeit in b. Betrachtungen in Liedern übersetzt. Stuttg. 1775"; sein Gebetslied: „Zu den Höhen aufzusehen" sollte nicht fehlen. — **Balthasar Haug**, Professor am Gymnasium und Mittwochsprediger in Stuttgart, gab gute geistliche Lieder heraus unter dem Titel: „Der Christ am Sabbath, in Lehrgedichten und Liedern über die vornehmsten Gegenstände der Religion. 3 Thle. Ulm. 1763. 2. Aufl. 1778" und ließ als Hymnologe ein Büchlein über die Liederdichter des Würt. Gesangbuchs von 1741 im J. 1780 drucken. — **M. Joh. Ferd. Seiz**, geb. 6. Jan. 1738 zu Lombach im Schwarzwald, der Tochtermann des Prälaten Oetinger, zuerst seit 1768 Diakonus in Bietigheim, dann Stadtpfarrer in Sindelfingen, wo er 1793 starb. Er dichtete das im „Brüderbüchlein" (s. S. 549) befindliche Lied: „Warten wird doch nie gereuen."

Die genannten sind aber im Würt. Gesangbuch nicht bedacht; bei folgenden ist dieß der Fall:

Harttmann, M. Carl Friedrich, wurde geb. am 4. Jan. 1743 im Kloster Adelberg; den Grund seiner Bildung legte er zuerst von 1757—1759 in der Klosterschule zu Blaubeuren und dann von 1759—1761 in der zu Bebenhausen. Hier geschah es, daß sechs junge Klosterschüler, ohne von einander etwas zu wissen, durch ernstliche Betrachtung der letzten Zeit und der bevorstehenden Gerichte Gottes von der „herumholenden Liebe Christi" so mächtig durchdrungen wurden, daß sie, nachdem sie sich in gleichem Streben erkannt, einen christlichen Freundschaftsbund unter sich schloßen, mit einander dem Herrn zu dienen. Unter diesen war Harttmann, der sich namentlich mit seinem Compromotionalen Christian Gottlieb Kraft noch mit besonderer Innigkeit verband. Ihre Studien waren gemeinschaftlich auf die Erkenntniß der biblischen Wahrheit und auf Belebung des innern Sinns gerichtet. Mit vollen Zügen genoßen sie die lautere Milch des Evangeliums, wie sie ihnen besonders durch A. Bengel's Schriften, welche ihnen Jak. Fr. Klemm, nachmaliger Dekan in Nürtingen, ein Vetter Kraft's, angerathen hatte, dargeboten wurde. Dazu kam bald noch ein anderer Führer, welcher den Jünglingen eine neue Richtung gab. Der bekannte Friedrich Christoph Oetinger, der Schüler Weißensee's und A. Bengel's (s. S. 295, † 1782 als Prälat in Murrhardt), wurde im J. 1759 Dekan in Herrenberg. In der Vakanz lernte ihn Kraft, ein geborener Herrenberger, kennen und fühlte sich von dessen mystischer Theologie und seinem lieblichen Wesen

so eingenommen, daß er auch seinen Freund Harttmann in diese Bekanntschaft zu bringen suchte. Von da an war Oetinger der Jünglinge Vorbild, Rathgeber und Lehrer; alle ihre Vorsätze und Arbeiten legten sie ihm vor, ja sie arbeiteten selbst mit ihm. Professor Sprenger in Maulbronn warnte sie zwar vor Oetinger's Theosophie, die seinem schlichten Christensinn nicht recht zusagte, allein sie hiengen zu sehr an Oetinger, dessen Umgang für sie etwas ungemein Erhebendes und Ansprechendes hatte. Nachdem nun die Freunde ihre theologischen Studien im theologischen Seminar zu Tübingen 1765 vollendet hatten, wurde in demselben Jahr noch Harttmann Vikar in Oeschelbronn und Kraft Vikar in dem nahen Thailfingen. Hier arbeiteten sie nun, als die nächsten Nachbarn, mit einander das Neue Testament mit Summarien und kurzen Erklärungen, meist nach Bengel, aus und ließen es im J. 1767 zu Tübingen drucken. Auf gleiche Weise bearbeiteten sie auch den Psalter, der bereits 1766 unter Harttmann's Namen und mit dem Titel: „Der Psalter Davids nach Luthers Uebersetzung mit Anmerkungen" zu Tübingen erschien, und wollten eine Lesebibel herausgeben, die aber nicht zu Stande kam. Darnach wurden sie im J. 1768 mit einander in das Repetentencollegium am theologischen Seminar zu Tübingen berufen; nach drei Jahren aber schon trennte der Tod die Unzertrennlichen, und Harttmann mußte seinen Herzensfreund, der mit ihm Ein Herz und Eine Seele worden war, als Pfarrer von Onstmettingen zur Ewigkeit voranziehen sehen. Er selbst aber wurde im J. 1774 Akademieprediger und Professor an der hohen Carlsschule auf der Solitude und später zu Stuttgart, aus der so viele treffliche Schüler hervorgiengen. Hier soll er einmal dem Herzog Carl, der von einem Balle aus ihn fragte: „ob er nicht auch einmal tanzen wolle?" geantwortet haben: „Ja! wenn es mit David vor der Bundeslade hergienge." Bei solchem Sinn hielt er es auch nicht lange in dieser Hofluft aus und trat nach drei Jahren schon zum eigentlichen Kirchendienst über, indem er im J. 1777 Pfarrer zu Illingen wurde. Von dort kam er im J. 1781 auf die Pfarrei Kornwestheim bei Ludwigsburg als Nachfolger des frommen Ph. M. Hahn, sodann als Spezialsuperintendent im J. 1793 nach Blaubeuren, 1795 nach Neuffen und 1803 nach Lauffen am Neckar.

Er war ein gediegener, wahrhaft frommer Mann, der sein Hirtenamt mit großer Treue, als ein redlicher, unerschrockener Zeuge der evangelischen Wahrheit und voll Freundlichkeit und Leutseligkeit übte. In Lauffen wurde er einst von einem unbekannten Manne, der am Hause tief in der Mitternacht die Hausglocke zog, zu einem Kranken bestellt, ihm Trost zuzusprechen. Voll Eifer und Aufopferung, wo es galt, Seelen mit dem Wort des Lebens aufzurichten, stand er alsbald auf und gieng in das bezeichnete Haus; als man dort nichts von ihm wissen wollte, ward er nicht müde, in solcher Nachtzeit noch

in einigen andern Häusern umherzugehen, wo er vermuthete, daß man ihn zu sprechen verlangt habe. Als er jedoch auch hier fand, daß man nicht nach ihm geschickt, eilte er, nichts Gutes ahnend, nach Hause, wo er denn auch wirklich fand, daß ein verkappter Mann mit geschwärztem Angesicht in seiner absichtlich herbeigeführten Abwesenheit seine Frau überfallen und von ihr die Auslieferung ihres baaren Geldvorraths verlangt hatte. Er hatte jedoch nur Grund, dem Herrn zu danken, durch dessen hülfreichen Beistand und bewahrenden Schutz die muthige Frau, die mit dem Diebe ringend um Hülfe rief, die drohende Gefahr ferne trieb. Durch einen erwachsenen Sohn, der als praktischer Arzt zu Lauffen im besten Alter starb und auf Irrwege gerathen war, wurde er schwer geprüft. Am tiefsten aber nahm er sich den Schaden der Kirche zu Herzen und litt schwer unter dem einbrechenden Unglauben jener Zeit. Aber er stand da als ein treuer Wächter über das Haus Israel nach Ezech. Kap. 33. und zeugte freimüthig gegen die Gebrechen der Kirche und gegen das Moralchristenthum, das zur Mode werden wollte.

So zeugte er einmal am Sonntag Lätare 1798: „Ein Lehrer muß heutzutag Alles laufen lassen, der Bind= und Löseschlüssel des Predigtamts ist hinweg; es ist ein solcher Durcheinander, daß ein wahrer Christ sich selber besinnen und prüfen muß, wo er daran sey." und am 17. Sonntag nach Trinitatis des Jahrs 1798 sprach er gegen die einreißende Frivolität in Betreff der Sonntagsheiligung, deren Wahrung bereits damals den Geistlichen mehr und mehr geschmälert wurde: „Wie geht's wirklich an unsern Sonntagen in der Christenheit? Kann „der Herr nicht auch zu uns, wie ehemals zu Israel sagen: „„Ich „will dir den Koth deiner Feiertage ins Angesicht werfen?"" Wo ist „der Eifer, mit dem man über der Sonntagsfeier hält und den Ent„heiligungen des Sonntags steuert? Bei dem Verhältniß, das zwischen „Kirche und Polizei ist, können wir Lehrer nicht viel thun; es bleibt „uns nichts, als das Wort: Er klag's dem Herrn. Auch dieß ist ein „Beweis, daß unsere Macht dahin ist. Uebrigens dürfen wir noch „bitten, ermahnen, warnen, klagen und seufzen. Dem Sabbatsrechte „meines Herrn, der auch der eurige ist, vergebe ich auch mit ge„bundenen Händen nicht das Mindeste." In demselben Jahr seufzte er am Adventsfeste: „Es ist gegenwärtig eine Zeit, wo es einem um sein Durchkommen Angst werden möchte, wo man sorgen möchte, man werde unter dem Toben der Völker gegen diesen König, bei dem Unglauben, der gegen die Wahrheit seines Königreichs streitet, zuletzt auch die Hoffnung des unbeweglichen Königreichs aus dem Herzen verlieren," und dennoch begrüßte er in glaubiger Hoffnung seine Gemeinde zum Eintritt ins neue Kirchenjahr mit dem Bekenntniß: „Herr Jesu! Du bist noch eben derselbe, unser König!" So hatte er auch den Confirmanden dieses Jahres zugerufen: „Ihr lebet mit uns in derjenigen Zeit, da der Teufel auf die Erde herabgeworfen worden ist

und einen großen Grimm hat; was werdet ihr noch erleben? Das Nächste, das auf euch und vielleicht auch noch auf uns wartet, ist der falsche Prophet und die Anbetung des Thiers und seines Bildes. Das theure Wort der Wahrheit uns wegzunehmen, darum ist es dem Satan sonderlich zu thun. Denn wenn er uns den Artikel von Christus nimmt, so hat er gewonnenes Spiel. Darauf geht er eben in unserer Zeit los, daß uns Christus recht fremd werden soll. Dieß ist ein Hauptzeichen unserer Zeit, daß man immer weniger nach einem Heiland fragt, daß man ihn endlich ganz entbehren kann. Darum betet: Mache dich mein Geist bereit ꝛc." (Nro. 438). Es war deßhalb auch in allen Predigten sein Hauptbemühen, aufs Entschiedenste von Christo, als dem Sohne Gottes und alleinigen Heiland, zu zeugen; was ihn dazu trieb, sprach er klar am Reformationsfeste des Jahrs 1807 aus: „Wie fremd ist die Lehre von der Rechtfertigung, von Jesus, dem einigen Gnadenthron! Wie hat das fast allgemein gewordene Gewäsch von Moral, Tugend, Religion, das Wort Glauben, Glauben an den Namen des eingeborenen Sohnes, fast ganz verdränget! Wie hat ein wahrer Christ sich an die Bitte Jesaj. 8, 16. zu halten." Bei einem solchen entschiedenen Sinne konnte er sich mit der im Jahr 1809 ohne Rücksprache mit der Kirche auf königlichen Befehl angeordneten neuen Liturgie nicht vertragen. Denn diese hatte alle alten glaubenskräftigen, in der Bibelsprache vorgetragenen Gebete und Legenden entfernt und in rationalisirender Weise Alles in moderne, pathetische, kühl verständige Formen und Redensarten gekleidet, namentlich war im Taufformular die Entsagungsformel: „Widersaget Ihr dem Teufel und all seinem Werk und Wesen?" umgeändert in die Formel: „Entsaget Ihr allem Unglauben und Aberglauben?" Darüber entstand an vielen Orten eine große Bewegung, indem das Volk wähnte, sein biblischer Glaube an das Daseyn des Teufels solle für Aberglauben erklärt und eine neue Lehre eingeführt werden. Harttmann wollte bei dem großen Aergerniß, das hiedurch, zumal in den frommen Kreisen, und namentlich in Lauffen, entstand, die Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen und trat daher im J. 1812 mit Niederlegung seiner Stelle in den Privatstand zurück. Vor ihm war Pfarrer Friedrich in Winzerhausen, nachmaliger Pfarrer der separirten Gemeinde Kornthal bei Stuttgart, der sich der Einführung dieser Liturgie widersetzt hatte, ohne Weiteres seines Amtes entlassen worden. Eine Anzahl Geistlicher hatten Friedrich aufgemuntert, auf seiner Weigerung zu beharren, und unter diesen war auch Harttmann. Während aber die Andern, als sie die Amtsentsetzung Friedrich's erfuhren, sich zurückzogen, obgleich sie demselben zugesagt hatten, ihn nicht im Stich zu lassen, hielt Harttmann aus und trat freiwillig ab.

In den Gemeinden aber, in welchen er durch die lautere Verkündigung des Evangeliums in großem Segen gewirkt, blieb fort und fort sein Glauben, Lieben, Hoffen und Wirken in gesegnetem

Andenken und sie hiengen mit herzlicher Liebe an ihm. Eine Sammlung der unter ihnen gehaltenen Predigten hatte er im Jahr 1809 herausgegeben, worauf längere Zeit nach seinem Tode eine zweite Sammlung von „Sonn-, Fest und Feiertagspredigten. Tübingen, bei Fues. 1831" folgte. Es sind zwei treffliche Predigtbücher, Zeugnisse evangelischer Wahrheit und eines schlichten, lautern Bibelchristenthums. In der von ihm zur ersten Sammlung am 16. Okt. 1799 geschriebenen und am 5. Apr. 1812 erneuerten Vorrede sagt er: „Es war mir darum zu thun, die theuren Wahrheiten von Christo, von seinem Leben, Leiden, Tod, Auferstehung, Priesterthum und Königreich und von der in Christo erschienenen und die ganze Welt umfassenden Menschenfreundlichkeit Gottes (so viel ich aus dem tiefen Meer dieser Wahrheiten fassen konnte) vorzutragen; denn ohne diese unentbehrlichen Wahrheiten ist ein jedes Lehrgebäude unserer Religion wie ein Haus ohne Fundament. Einer immer lichteren und kräftigeren Erkenntniß und einem aller öffentlichen und verborgenen Scham trotzenden Bekenntniß wünsche ich auch bis an mein Ende entgegen zu streben. Er schenke uns nur den Geist des Glaubens, wie geschrieben steht: „„Ich glaube, darum rede ich"" (2 Cor. 4, 13.). Die heutzutag so beliebte Moral hoffe ich nicht ganz vergessen zu haben. Alle obbemeldten Wahrheiten haben ohnehin etwas Praktisches. Sie sind wie bei einem Gewebe der Zettel, und ihr Einfluß auf das Sittliche ist der Eintrag. Nun setzt aber letzteres das erstere voraus. Die menschliche Natur, die kränker ist, als man glaubt, kann nicht bloß durch diätetische Vorschriften, sondern muß durch eine höhere Arznei, die außer ihrer Sphäre liegt, kurirt werden." In einer besondern Zuschrift redet er seine sämmtlichen Gemeinden, in denen er im Dienst des Wortes gestanden war, also an: „Schenket mir auch eure fernere „Liebe. Ich bitte euch mit den Worten Pauli: Phil. 2, 16. Der „Herr schenke mir und euch, besonders in der gegenwärtigen Zeit, „einen unverrückten Antheil an dem Bundeswort Hagg. 2, 6. Be„haltet in den dunkelsten Zeiten, auch bei der wirklich hereinbrechenden „Mitternacht den festen Blick auf denjenigen, der der helle Morgen„stern ist und mit seinem großen Tag alle Menschentage überleben „und entscheiden wird. Er lasse uns einmal unter denjenigen erfunden „werden, die seinen Namen nicht verleugnet und das Wort seiner „Geduld bewahret haben."

Den Abend seines Lebens vollbrachte er noch als einen schönen Feierabend zu Tübingen. Er erlebte vor seinem Ende die Freude, seinen Sohn M. Gottlieb Friedrich als Professor am evangelischen Seminar zu Maulbronn im J. 1814 angestellt und einen andern Sohn, der nun als Geheimerath und Vorstand des Würt. Gustav-Adolph-Vereins zu Stuttgart lebt, im Staatsdienst von Stufe zu Stufe steigen zu sehen. Drei Jahre nach seinem Rücktritt vom Predigtamt gieng er als zweiundsiebenzigjähriger Greis zu seines Herrn

Freude ein am 31. Aug. 1815. Seinem verklärten Geist hat einer seiner Angehörigen folgenden Nachruf geweiht:

Unser sey der Hoffnung Himmelspflanze,
Die in Lieb' und Glauben dir gedieh,
Und, bestrahlt von heil'ger Zukunft Glanze,
Seligkeit auch trüben Stunden lieh!
Heil! dir sind des Buches Siegel offen!
Bleib' uns nah' im Glauben, Lieben, Hoffen!

A. Knapp bezeugt von ihm: „Er war ein Geist, der mit großen Gaben sehr demüthig dahergieng." Im J. 1793 gab er auch heraus: „Schriftmäßige Erläuterung des evangelischen Lehrbegriffs zur Wiederholung des empfangenen Confirmationsunterrichts. Stuttg. 1793."

Hosch, M. Wilhelm Ludwig, wurde am 20. Sept. 1750 zu Hornberg, einem damals noch würtembergischen, jetzt badischen Städtchen im Schwarzwald geboren, wo sein Vater Spezial war. Seine Mutter, Eleonore Magdalene, geb. Beutel, starb ihm frühe hinweg, weßhalb er öfters äußerte: „O, wo Mutterliebe, Muttertreue fehlt, da fehlt viel." Er besuchte zuerst die lateinische Schule in Urach und erhielt sofort von 1764—1772 seine theologische Bildung in den Seminarien zu Blaubeuren, Maulbronn und Tübingen. In seinem letzten Studienjahr wurde er gründlich bekehrt und schloß sich an den nur um ein Jahr jüngern, bekannten M. Christ. Gottl. Pregizer an, dem er daher auch später einmal nach Haiterbach, wo derselbe Stadtpfarrer geworden war und großen Zulauf hatte, also schrieb:

„Schon Anno Einundsiebenzig
Zog er mit Liebesseilen mich,
Und kurz vorher auch, Bruder, dich,
Vom Sündenfluch und Sündenzwang
Durch seines Geistes innern Drang
Hinüber in sein Gnadenreich;
Sag, was ist diesem Glücke gleich?
O göttliche Barmherzigkeit!
O angenehme Gnadenzeit!
O Tage voller Seligkeit!"

Hierauf war er mehrere Jahre Vikar bei seinem Vater in Hornberg und dann in Ebningen, bis er im J. 1781 Pfarrer zu Gächingen auf der Alp, in der Gegend von Urach, wurde. Hier verheirathete er sich mit Maria Regina, geb. Goll. Weil aber seine Ehe kinderlos blieb, so nahm er fremde Kinder in sein Haus und erzog sie, wie seine eigenen. Zwanzig Jahre lang wirkte er in großem Segen zu Gächingen. Seiner theologischen Denkart nach war er ein warmer Anhänger des apokalyptischen Systems von A. Bengel. Er besaß eine vorzügliche Rednergabe, durch die es ihm gelang, steinharte Herzen zu erweichen. Dabei war er ein Mann des Volkes, mit dem er in seiner Sprache sprechen konnte, wie nicht leicht ein Anderer. So schrieb er ganz in der Volksmanier auf höchst interessante Weise eine Gächinger Dorfchronik unter dem Titel: „Merkwürdige Welt- und Dorfsbegebenheiten vom J. 1796 als ein Anhang zu unserem Lager-

buch, geschrieben zur Nachricht für die Nachkommen, zur Lehre, zur Warnung, zur Besserung für unsere liebe Jugend zu Gächingen und Lonsingen." Darinn rühmt er es als ein besonderes Zeichen, das ihnen vom Himmel gegeben worden sey, daß gerade auf den 3. Juli 1796, als der Kriegsschrecken ins Dorf hereinfiel und eine traurige Nachricht um die andere von Plünderungen, Erpressungen und allerlei Gewaltthätigkeiten kam, das Evangelium Matth. 6, 19—34. gefallen sey. In seinem Tagebuch aber von diesem Jahr finden sich die Worte aufgezeichnet: „Man hört so viel von Kriegsnoth. Was sollen wir thun? Uns demüthigen über den allgemeinen Kaltsinn und Leichtsinn der Christen, unsere eigene und des ganzen Volkes Sünde bekennen und um Gnade für uns und Andere bitten. Solche Anbeter verlangt der Vater, welche die allgemeine Noth sich zu Herzen gehen lassen." Endlich aber wurde es in seiner letzten Zeit zu Gächingen furchtbarer Ernst mit den Kriegsschrecken. Am 2. Juli 1800 fielen französische Husaren in das Dorf ein und plünderten das Pfarrhaus völlig aus. Die Bauern waren gerade alle auf dem Felde, doch als sie Kunde erhielten und Sturm geläutet wurde, eilten sie alle mit Heugabeln bewaffnet, dem Pfarrhause zu, wo mehrere Husaren noch mit Einpacken beschäftigt waren. Nach einiger Gegenwehr, während welcher einer der Husaren mit einer Heugabel erstochen wurde, mußten die Soldaten den Ort räumen. Hosch aber, obwohl fast ganz von Hab und Gut entblößt, behielt doch guten Muth, daß er am Abend seine Harfe nahm, die sie ihm noch gelassen hatten, und das Lied sang: „Warum sollt' ich mich denn grämen?" (Nro. 462.) Am darauf folgenden Sonntag sagte er in der Predigt: „Es sind Räuber in unser Dorf gefallen. Was haben sie uns geraubt? Tugend und Unschuld, Ehre und guten Namen, Seele und Seligkeit? Haben sie uns das Neue Testament entrissen, den Zugang zu Gott versperrt, die Gemeinschaft mit dem Himmel abgeschnitten? Ach nein! das sind nicht die Güter, denen die Diebe nachstellten! Was denn? Etwas von unserem Ueberfluß, das sich leicht entbehren, oder wenn es seyn soll, leicht wieder anschaffen oder ersetzen läßt."

Bald darauf, noch im J. 1800, wurde er zum Pfarrer in Aidlingen bei Böblingen ernannt. Gleich darnach bekam er einen Ruf in seine Vaterstadt, wo er hätte Dekan werden können; er schlug es aber aus, um dem Winke Gottes nicht zu widerstreben. Zu seiner neuen Stelle in Aidlingen stärkte er sich mit ernstlichem Gebet; „denn" — so schreibt er in seinem Tagebuch — „die gegenwärtige Zeit erfordert „eine neue Heiligung, einen höhern Grad von Nüchternheit, Wach- „samkeit, Gebet und Eifer im Guten. Die letzte Zeit naht heran. „Der Abfall regt sich gewaltig. O! wie sehr fühle ich mich bedürftig, „aufs Neue gewetzt und gestählt zu werden, wie ein stumpfgewordenes, „abgenutztes Beil. Immer wird die Scene ernsthafter. Der Herr „kommt. Welche dringende Aufforderung zur Buße, zur Heiligung,

„zur zartesten Gewissenhaftigkeit!“ Er hatte in Aidlingen anfangs einen schwierigen Stand, denn es waren gar viele Separatisten dort. Allein seiner Demuth, seiner aufopferungsvollen Liebe und ächten Gottesfurcht gelang es, dieselben wieder zur Kirche zurückzuführen. Nur wenige Wochen war er in Aidlingen, als eines Tags einer dieser Separatisten, ein Strumpfstricker, trotzig und mit bedecktem Haupt in seine Stube trat, ihm einen Brief überreichte mit den Worten: „Da, Pfarrer, lies!“ und gleich wieder fortgieng. Der Brief enthielt die erschrecklichsten Lästerungen über die Kirche, als eine Babel, und den Pfarrer, als Baalspfaffen, Wolf und Miethling. Der aber wollte nicht Feuer vom Himmel fallen lassen, sondern gieng gegen Abend mit einer Bouteille Wein in der Tasche in das Haus des Separatistenhaupts, um ihm, der ein armer Mann war, etwas zur Stärkung zu bringen. Auf den herzlichen Gruß antwortete der Separatist noch voll Hochmuth und Trotz: „Schon recht — aber, Pfarrer, könntest du dich auch so weit demüthigen, daß du mit mir in meinem Stall niederknietest und betetest?“ — „Warum denn nicht?“ — war des Pfarrers Antwort, der nun mit ihm in den Stall gieng und dort ein so mächtiges, Mark und Bein durchschütterndes Gebet sprach, daß der Separatist aufs Tiefste beschämt wurde, so daß er selber gar nichts beten konnte und den edlen Mann Gottes mit Thränen um Verzeihung bat. Diesen Hergang erzählte nun der Mann seinen Genossen und allen Leuten im Dorfe, so daß nicht allein die Meisten der Irregeleiteten bald auf den rechten Weg zurückkehrten, sondern auch mehrere ganz weltlichgesinnte Leute gründlich erweckt wurden. Seine Wirksamkeit wurde nun immer ausgebreiteter in der stets von Einheimischen und Fremden, sowohl Nach= als Vormittags, gedrängt vollen Kirche. Dadurch aber, daß er seine Pflicht an einem pflichtvergessenen, leichtsinnigen Provisor, der mit den angesehensten Bauernfamilien verwandt war, thun mußte und dieser nun die Leute beredete, daß ihn der Pfarrer ums Brod bringen wolle, entstand ein allgemeines Geschrei wider ihn im Orte, so daß ihm ein Bürger vor versammeltem Magistrat, ohne daß sich von diesem auch nur Eine Stimme wider den Lästerer erhoben hätte, ins Angesicht sagte, Jedermann würde ihn gerne über seine besten Samenfelder wegfahren sehen. Am folgenden Sonntag erzählte der schwer darniedergedrückte, redliche Pfarrer nach geendigter Predigt diese Aeußerung und den ganzen Hergang der versammelten Gemeinde und setzte hinzu: „Ihr wisset, daß ich nichts Anderes will, als daß Ihr nach dem Evangelium Jesu Christi leben möchtet. Wollet Ihr mich denn nicht mehr länger auf diese Weise unter Euch haben, wohlan, so ist mein Auftrag an Euch zu Ende und ich schüttle den Staub von meinen Füßen wider Euch. Indeß kann ich's kaum glauben, daß Alle diese Gesinnung haben. Ich will daher noch eine Probe machen. Kommt Niemand von Euch in mein Haus und sagt, daß ich bleiben soll, dann werde ich gehen; außerdem aber will ich bleiben und mein Amt unter Euch fortsetzen.“

Nun eilten nach der Kirche ganze Schaaren seiner Gemeindeglieder in sein Haus und baten ihn ums Bleiben. So ward er gerechtfertiget. Drei Jahre später nun brach eine Untersuchung über den ganzen Magistrat aus wegen vieler Unterschleife, die sie getrieben, und sonstiger Betrügereien. Hosch aber sammelte feurige Kohlen über ihren Häuptern; statt es ihnen zu gönnen, legte er bei dem Oberbeamten Fürbitte ein für Schonung und mildere Behandlung wenigstens der Verführten unter ihnen. Seine Fürbitte hatte, ohne daß übrigens irgend Jemand im Orte davon etwas erfuhr, den gewünschten Erfolg, so daß statt harter Zuchthausstrafen bloß ein Theil des Magistrats abgesetzt, der andere Theil belassen wurde. Da kam nun das Weib eines der abgesetzten Rathsherren zu ihm und verlästerte und verfluchte ihn aufs Entsetzlichste, daß er solche Männer um Brod und Ehre gebracht. Viele im Orte glaubten nämlich, daß der Pfarrer die Gemeinderäthe vom Amt gebracht. Hosch aber hörte das Weib lange mit unbeschreiblicher Geduld an und sagte endlich: „Nun, Frau, will ich ihr auch etwas sagen. Ich bin es, der für eure Männer Fürbitte eingelegt hat, sonst wäre es ihnen noch schlimmer ergangen; wenn es ihr aber nach ihrem ungestümen Herzen um ein Käpplein voll Blut (damit nahm er seine schwarze Magisterkappe ab) zu thun ist, so will ich auch dieses für Euch gerne hergeben.“ Hiemit war das Weib entwaffnet und gieng stille heim.

So wirkte Hosch, dessen edle Gedanken und in Gott gefaßte Vorsätze in seinem Tagebuch verzeichnet sind und mit seinem Leben in so schönem Einklang stehen. „Wir müssen,“ so schreibt er einmal, „absolute einander vertragen lernen, so lange wir auf Einem Wege „wandeln; wer kann aber tragen und vertragen, als der, welcher „erkennet, wie schwer er selber ist und wie viel man an ihm zu tragen „habe. Wer unter den Demüthigungen auch kleiner, reiner, demüthiger, „verträgsamer, gelinder wird, der ist's, an dem Gott seine Absichten „erreicht, der ist sein Kind und wird gefördert.“ Er war eigentlich unermüdet thätig, denn seine Erholung von seinen vielen geistlichen Anstrengungen suchte er sich am Hobelbank. Dabei war es aber doch sein Grundsatz: „Nicht zu viel auf einmal thun wollen! Es geht sonst nicht! Alle Tage nur Etwas und nur keinen Tag ohne Gebet und Erneuerung, keinen ohne Uebung seiner Kräfte, ohne Bemühung und Anstrengung zum Besten des Nächsten. Nicht zu viel, aber doch gewiß Etwas und alle Tage am Werk fortgearbeitet — das frommt.“ Bei all seinem Wirken für das Heil und Wohlergehen so Vieler schrieb er es sich stets zur Verwahrung vor der Heuchelei als Regel vor: „Thue dein Gutes im Verborgenen und schweige dazu; dein Böses und dein Schlechtes aber laß kund werden,“ und gieng in aller Demuth einher, den Reim im Herzen tragend:

> Das, was ich bin, bin ich durch Ihn,
> Was ich vermag, hat Er verlieh'n.

Weß ist der Dank, weß ist die Ehr'?
Sein großer Name heißet Herr!

Im Jahr 1805 gab er eine treffliche Jugendschrift heraus in lauter Fragen, in welchen er eine besondere Stärke hatte; ihr Titel ist: „Werdet gute Rechner und Denker! Tübingen. 1805."

In die letzten Jahre seines Lebens drängte sich nun eine Menge empfindlicher Leiden zusammen. Er aber sprach: „Komm's besser oder schlimmer; es wird immer Raum bleiben zur Uebung des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung." Diese Geduldsstille sprach er auch lieblich in seinem Liede: „Ich will nicht alle Morgen" (Nro. 465) aus; er hatte es sich zum Morgenlied gedichtet, um des Tages Last tragen zu können. So reifte er im Ofen der Trübsal für die bessere Welt, indem er sich zu seinem täglichen Christengeschäft machte „das Hinzunahen zu Gott, das Eindringen ins göttliche Wesen, ein beständig Hungern und Dürsten nach Gott, um von ihm gesättigt zu werden, ein allzeitiges Bitten, Suchen und Anklopfen, um zu empfangen und zu finden; dagegen aber auch ein fortgesetztes Kämpfen wider seine Neigungen, gegen Trägheit und Gleichgültigkeit und gegen die Reizungen von außen." Am Neujahrstage 1811, dem Jahr seines Todes, schrieb er noch voll Eifer, Gutes zu wirken, so lange es noch Zeit ist (Joh. 9, 4.), als Neujahrsgedanken in sein Tagebuch: „Wenn du „dein Heute versäumt hast und es ist keines mehr, o! wie wird es „dich kränken! Darum eile und säume nicht, so lange es noch Heute „heißt! In dem neuen Jahr wird es recht lotteriemäßig hergehen. „Wie muß ich's machen, daß mir kein Glück entwischt? Setze auf „alle Lose, es sind 365, so gewinnst du alle Treffer. Suche jedem „Tage etwas abzugewinnen. Jeder ist ein Glücks- und Fangtag." So gieng er die Zeit wohl auskaufend, „dem frohen Ziel" entgegen (Nro. 465, 8.). In genanntem Jahr brach ein epidemisches Nervenfieber in Aidlingen aus, wobei er unermüdet war, die Kranken zu besuchen, bis er selbst von dem Fieber ergriffen ward und am 10. Aug. 1811 im sechzigsten Lebensjahr starb. Er ruhet nun von seiner Arbeit und seine Werke folgen ihm nach.

Jener Provisor aber, der ihm so viel Herzeleid bereitete, durch fortgesetzte Schlechtigkeiten aber endlich im J. 1806 auf acht Jahre ins Zuchthaus gekommen war und nach seiner Entlassung ihm schwere Rache gedroht hatte, ward mehrere Jahre nach Hosch's Tod, nachdem er zurückgekehrt und wahnsinnig geworden war, oft stundenlang an Hosch's Grab sitzend gefunden, wie er oft und viel wehklagend ausrief: „Ach! wie schwer habe ich mich an dir versündigt, ach! daß ich dich, meinen treusten Freund, wieder herausgraben könnte, dann würde mir geholfen seyn! Doch jetzt ist Alles verloren!"

(Quellen: Christenbote. Jahrg. 1831. Nro. 3. 7. — 1835. Nro. 27. 45. — 1832. S. 5. 35. 76. 103. 244. — 1833. S. 7. 99. 135.)

Dann, M. Christian Adam, ein Schüler Gottl. Christian Storr's, wurde geb. am 24. Dez. 1758 zu Tübingen, wo sein Vater, Jakob Heinrich, „ein Freund der Wahrheit und Gerechtigkeit, dem zugleich Gottes Reich sehr am Herzen gelegen," Hofgerichtsassessor und erster Bürgermeister war. In seinem zwölften Jahr kam er zu dem frommen Diakonus **M.** Klemm in Balingen in Unterweisung, bei dem er den Grund zu einer durchaus praktischen Erkenntniß des Christenthums legte. Um die Zeit seiner Confirmation war der Geist Gottes besonders geschäftig an seiner Seele, so daß er als ein gottesfürchtiger Jüngling im J. 1772 in die Klosterschule zu Blaubeuren eintrat, wo er besonders an dem Professor Kübler einen trefflichen Führer zur Gottseligkeit hatte. Im J. 1777 kam er in das theologische Seminar nach Tübingen, wo er an **Dr.** Storr, welcher durch seine praktischen Vorlesungen über das N. Testament ihm die Bibel immer weiter aufschloß, einen freundlichen Stern für seine theologische Laufbahn hatte. Er kann von seiner Jugend, deren Erinnerung ihm durch keine jugendliche Verirrungen und verschuldete Thorheiten und Uebertreibungen getrübt war und in der er von früh auf die erziehende Gnade des Herrn in hohem Grade zu erfahren hatte, bezeugen: „So viel auch jugendliche Unachtsamkeit und Zer„streuung und Anwandlung von Weltliebe dazwischen kam, so wurde „mein Herz doch bald wieder auf das Eine Nothwendige hingelenkt." Im J. 1783 wurde er nach dem Tod seines Schwagers Christmann, Professors zu Bebenhausen, Klosterprofessorats-Vikarius daselbst und von da, ohne sein Zuthun, im J. 1785 Repetent im theologischen Seminar zu Tübingen. Fünf Jahre bekleidete er diese Stelle, auf der er mit einigen Studierenden viele Stunden der erbauenden Schriftbetrachtung widmete. Er konnte da auch noch den Umgang seines Vaters genießen und ihm seinen mühevollen Pilgerlauf versüßen. Derselbe starb gerade, als er im J. 1793 als zweiter Diakonus nach Göppingen kam. Dort konnte er mit vieler Freudigkeit das Evangelium predigen. Nach zwei Jahren aber schon wurde er, ohne sein Gesuch, nach Stuttgart zum Helferat bei St. Leonhard berufen, wo er sodann, nachdem er sich im J. 1798 mit Christiane Marie Luise, geb. Finner, verheirathet hatte, im J. 1800 zum Helferat am Hospital vorrückte.

In Stuttgart öffnete sich ihm ein schöner, großer Wirkungskreis. Ueber die Worte: „Ich ermahne euch durch die Barmherzigkeit Gottes" (Röm. 12, 1.) hielt er seine Antrittspredigt und setzte es sich vor, daß von dem Eindruck: „Mir ist Barmherzigkeit widerfahren," seine Vorträge hauptsächlich beleuchtet werden sollen. „Wie konnte dieß aber seyn", sagt er selbst, „ohne Jesum Christum den Ge„kreuzigten zu predigen als den, der uns Gottes Barmherzigkeit zu„gewendet hat, weßhalb es bei mir unabänderliche Entschließung „bleibt, was der sel. Gellert in den Worten ausdrückt:

„„Seh' ich dein Kreuz den Klugen dieser Erden
Ein Aergerniß und eine Thorheit werden,
So sey es mir, trotz alles ihres Spottes,
Die Weisheit Gottes.““

Das hielt er auch treulich. Mit jugendlicher Begeisterung und machtvoller Rede vertheidigte er die ewigen Hoheits- und Königsrechte des Sohnes Gottes, mit freier Stirne zeugte er gegen jedes öffentliche Aergerniß, von wannen es auch kommen mochte, und schonte nicht und legte die Axt den Bäumen an die Wurzel. Da konnte man sein Auge funkeln, seine Stirne sich runzeln sehen und ihn mit Entrüstung, wie einen zweiten Johannes, die Sünde, erschien sie nun im Verführers- oder im Gleißners-Gewande, strafen und schelten hören, dabei er auch der Schande und Schmach Christi, die er sich deßhalb oft zuzog, nicht achtete. Bei diesem Eifer hatte er aber auch im Gefühl dessen, was er Paulo von Grund des Herzens nachsprach — 1 Tim. 1, 13. 16. — die evangelische Milde und Zartheit, welche mit Erbarmung die Sünder anzufassen und mit den Müden zu reden weiß zu rechter Zeit. Er war so ein rechter Botschafter an Christi Statt. Seine Predigergabe war außerordentlich, nicht nur durch fortgesetztes Bibelstudium, wobei Bengel, Heß und Menken seine liebsten Führer waren, sondern besonders auch durch den Geist des Gebets und tiefer Selbsterkenntniß durchgebildet und geheiliget. Nicht leicht hat ein Prediger die innern und äußern Verhältnisse des Christen vielseitiger beleuchtet, als er. Sein Vortrag hatte jene gewinnende Vielseitigkeit, die das theure Gnadenwort immer wieder von neuen Seiten beleuchtet und jedes Mal wieder mit frischer Salbung würzt und schmackhaft macht. Auch hatte er eine edle Predigergestalt. So wirkte er als Prediger im größten Segen und unter ungemeinem Zulauf. Um unter einer so großen Gemeinde aber wenigstens auf Einige mit bestimmterer Thätigkeit wirken zu können, wendete er sich mit dem Evangelium zunächst an Kinder und jüngere Mitchristen. Die Kinder hatten an ihm einen traulichen, zur blödesten Einfalt sich herablassenden Vater, die Jungfrauen, denen er besondere Erbauungsstunden hielt und wodurch er ein edles Geschlecht christlicher Mütter in Stuttgart heranzog, einen unvergeßlichen, mit allen Gefahren des jugendlichen Herzens vertrauten Führer. Er hat dadurch eine köstliche Saat in viele hundert junge Herzen ausgestreut; namentlich wirkte er auf die Jugend auch durch eine Menge Flugschriften und kleinere Confirmationsschriften, die er schrieb, und, ohne dafür sich bezahlen zu lassen, drucken ließ. Daneben war er der treueste Besorger der Kranken, denen er sogar den größten Theil seiner Studiertage widmete, so daß er seine Predigten vielfach an den Kranken- und Sterbelagern studierte. Zu seiner Erfrischung führte er eine lebhafte und vertraute Correspondenz mit Lavater, Heß, J. G. Müller, Schöner und andern trefflichen Männern.

So wirkte er fast zwanzig Jahre in Stuttgart, als er im J. 1812

durch ein ungeschminktes, entschiedenes Zeugniß wider die Welt und ihre Lust, welches er am Grabe des Hofschauspielers und Komikers Weberling ablegte, die Ungnade des Königs Friedrich sich zuzog und plötzlich auf die Pfarrei Oeschingen bei Tübingen, am Fuß der Alp, versetzt wurde, so sehr er es sich auch gewünscht hatte, einst unter seiner Heerde zu Stuttgart ausruhen zu dürfen. „Aber der Herr" — so sagte er bei seiner Investitur in Oeschingen ganz sanft und gelassen — „dachte anders; er gab meinem Weg eine andere, aber gewiß die beste Richtung." Er war nur ganz kurze Zeit hier und noch nicht investirt, als er in eine schwere Krankheit verfiel, in der er sich aber an das hielt, was ihm einer seiner Freunde schrieb: „Auch durch Leiden segnet Gott uns ein." Im Jahr 1817 am 21. Juni wurde ihm seine theure Gattin, an der ihm der Herr eine gleich- und treugesinnte Gehülfin und eine fromme Trösterin in den Stunden der Leiden geschenkt hatte, durch den Tod in Folge der Halsschwindsucht entrissen; es blieb ihm nur ein einziges siebenjähriges Kind, dessen Anstellung als Pfarrer in Schöckingen er später noch erlebte. Von Oeschingen aus führte er stets mit seinen Stuttgarter Schülerinnen eine wöchentliche Correspondenz, wobei er ihnen viele biblische Bücher erklärte und auf's innere und äußere Leben anwandte, und worauf sie ihm wieder das Wichtigste aus ihrem Glaubensgange berichteten. Es war dieß ein schöner Bibellesebund. Im J. 1819 kam er auf die benachbarte Pfarrei Mössingen, einem volkreichen Marktflecken im schönen Steinlachthal. Hier, wie in Oeschingen, führte er ein stilles, gesegnetes Hirtenleben, und auch diese Gemeinde suchte er mit treustem Eifer dem Herrn zuzuführen. Namentlich bewirkte er auch in derselben einen überaus sanften, gefühlvollen, reinen und schönen Gemeindegesang; er achtete mit aller Sorgfalt darauf und wenn er einen schreienden Ton hörte, trat er aus seiner Sakristei heraus und verwehrte es; es war wirklich herzerhebend, den Kirchengesang in Mössingen zu hören. Ueberdieß stand er zu ganz besonderm Segen in diesen Jahren in seinem Pfarramt zu Oeschingen und Mössingen für die damals zu Tübingen studierenden jungen Theologen da. Schaarenweise zogen dieselben an den Sonntagen in seine stille Dorfkirche hinaus und empfiengen von den Lippen dieses furchtlosen, stets auf's innerste Leben eindringenden Predigers Keime des ewigen Lebens; sie hatten bei ihm ein rechtes Predigerinstitut. So hatte auch einst sechzig Jahre zuvor der fromme Dekan M. F. C. Steinhofer als Pfarrer zu Ehningen unter Achalm einen Kreis heilsbegieriger, studirender Jünglinge um sich gesammelt. Viele solche Schüler Dann's, die in ihm ihren geistlichen Vater verehren, stehen jetzt im Dienste der Würt. Kirche und predigen nach seinem edlen Vorbild das Wort Gottes im Segen.



Im Sept. 1823 wurde Dann zum Pfarrer in Plochingen bei Eßlingen ernannt. Seine durch die heiligsten Bande mit ihm zusammen-

hängende Stuttgarter Gemeinde, zu welcher er sich selbst fort und fort mit großer, stets gleicher Sehnsucht hingezogen fühlte, ruhte aber nicht, bis sie sich von dem unterdessen zur Regierung gelangten König Wilhelm ihren alten, geliebten Lehrer wieder nach Stuttgart erbeten hatte. Noch vor seinem Aufzug in Plochingen wurde er im J. 1824 zum Archidiakonus an der Stiftskirche in Stuttgart ernannt zur dankbarsten Freude der Stadt. Seine Freunde aber, die ihm diese Nachricht brachten, hatten an ihm viel zu trösten, da er große Zweifel hatte, ob er als ein alternder Mann diesem Berufe noch genügen könne. Am Palmtag 1824 hielt er seine Antrittspredigt und die Gemeinde empfieng ihn mit offenen Armen; nach einem Jahr wurde er der Nachfolger des im Glauben entschlafenen Amtsdekans M. Hofacker auf der Stadtpfarrei zu St. Leonhard, die bis dahin der zu frühe heimgegangene Sohn des Obigen, der nachmalige Pfarrer zu Rielingshausen, M. Ludwig Hofacker, als Vikar versehen hatte. Dreizehn Jahre durfte er nun noch in Stuttgart wirken. Jetzt hörten die dortigen Bewohner seinen Ausruf wieder: „Zur Quelle! zur Quelle!" womit er stets in großer Innigkeit auf das göttliche Wort, als auf die einzige, unversiegbare und unvergleichliche Lebensquelle hinwies. Man konnte es oft von den begierigsten seiner Zuhörer vernehmen, daß er mit jedem Jahre gleich der im Herbste zeitigenden Traube an Kraft, Geist und Süßigkeit des Zeugnisses gewinne. Seine Kirche füllte sich immer mehr, nicht nur, weil Viele seinen baldigen Abschied ahneten, sondern weil sie immer reichlichere, erquickendere Waide bei ihm fanden. An den Predigten war es ihm aber nicht genug; er setzte auch seine Töchterstunden wieder fort. Deßgleichen hielt er in der Kirche Singstunden mit Gebet zur Uebung der Gottseligkeit und gab hiefür zwei Liedersammlungen heraus unter dem Titel: „Auswahl meist älterer geistlicher Lieder zum Gebrauch bei Singübungen und zur Beförderung eines sanften, einstimmigen Kirchengesangs von C. A. D. Stuttg. 1829 und 1832." mit dem Gesammttitel: „Kern des alten Würtembergischen Gesangbuchs." Er war nämlich ein unerschütterlicher Vertreter der alten Kirchenlieder, die er für die Volkskleinodien erklärte, da er ihren Werth aus einer halbhundertjährigen geistlichen Erfahrung zu würdigen wußte. Ob er gleich nun vielfach leidend war, verjüngte er sich doch von Jahr zu Jahr im Glauben und in der Liebe gleich dem Adler und führte in seinem Greisenalter noch in der Kirche, in der Seelsorge, im Privat-Unterricht, dem er sich mit besonderer Sorgfalt widmete, und im täglichen Umgang Tausende zu Gott in Christo. Selbst wenn er vom Bett matt und schwach aufstand, um die Kanzel zu besteigen, so wurde er ein Anderer auf der Kanzel und das verjüngende Lebensfeuer des Glaubens floß durch seine altgewordenen Adern, also daß er sich oft plötzlich von seinem Schwachheitshalber benützten Kanzelsitz erheben konnte, um in seiner erhabenen Gestalt mit ausgerecktem Arm voll

Kraft und Nachdruck für den Herrn zu zeugen. In diesen dreizehn Jahren beschäftigte er sich auch viel mit stillen Privatarbeiten, um die innern Wirkungen Gottes sich und den Seinigen festzuhalten. Seine verbreitetsten und gediegendsten Schriften, die er meist in frühern Jahren schrieb, sind sein „Beicht- und Communionbuch" und die „evangelisch-christliche Blätter auf Hoffnung ausgestreut von C. A. D. 1821.", in welchen seine ältesten Gedenkblätter gesammelt sind. Namentlich schrieb er auch zwei vortreffliche Schriften zur Beherzigung der unsäglichen Leiden der Thiere und suchte einen Verein gegen die Thierquälerei zu stiften. Die Leiden dieser unschuldigen Thiere waren seinem mitleidigen Gemüth eine lebenslängliche Pein.

Während er so Andern predigte, wollte er am wenigsten an ihm selbst verwerflich scheinen. Er war sehr strenge gegen sich selbst, und richtete sich selbst am schärfsten. Den herben Stachel der Selbstanklage und Selbstverdammung empfand er oft und tief. Darum haderte er fort und fort mit der Sünde und sprach: „Hinaus mit dir! nur Christo gehört mein Herz." Ja, er kreuzigte sogar mit eiserner Strenge sein Fleisch sammt den Lüsten und Begierden und beschränkte sich stets auf die einfachste Kost, selbst als Greis meist bloß auf Wasser und Milch.

„Wir verlangen keine Ruhe
Für das Fleisch in Ewigkeit!
Wie du's nöthig find'st, so thue
Mit uns vor der Abschiedszeit!" (Nro. 418, 7.)

Dieß ist der Sinn, der aus allen seinen Bekenntnissen und Klagen spricht. Am dritten Adventssonntag 1836 hielt er seine letzte Predigt in St. Leonhard „über den edlen Sonderling Johannes den Täufer" — merkwürdig genug, da er einerseits auch solch eine strenge, dem Täufer ähnliche Natur war, scharf und unerschrocken in der Bußpredigt und der Vollbringer des Worts Jesaj. 58, 1.; andererseits aber freilich auch Johannes dem Evangelisten ähnlich, dessen Geist voll Liebe Christi und Seiner Erlösten ist. Ein Katarrhfieber fesselte ihn gleich des andern Tages wochenlang auf's Lager. Späterhin gesellten sich aber höchst schmerzliche und langwierige Harnbeschwerden hinzu, unter denen seine Leibeshütte mehr und mehr zusammenbrach. Er setzte seine täglichen Bibellektionen und Gebete mit der gewohnten strengen Genauigkeit und unerschütterlichen Treue fort, so viel es ihn auch anstrengte; mitten unter den heftigsten Schmerzen drückte er seine vielgeliebte Bibel noch an die Brust, um einige Sprüche zum Trost zu suchen. Ja, auf die alten steifen Kniee warf er sich noch auf seinem Lager in den letzten Tagen, um mit dem Herrn zu ringen im Gebet, denn dieser hatte beschlossen, ihn zu vollenden durch eine Leidenstaufe, unter welcher seiner Seele bange wurde. Schwere Nächte und schmerzensvolle Tage wurden ihm nun in reichem Maaß zugemessen und er, der

so viele Trostworte am Kranken- und Sterbebette gespendet, wurde nun selbst des Trostes höchst bedürftig. Aber Jesus blieb dennoch auch in der dunkelsten Leidensnacht sein heller Morgenstern. Zu seinem Freund und Schüler Wilhelm Hofacker, dem gesalbten Prediger und Diakonus an St. Leonhard, sagte er einst mit großem Ernst: „Mein Wahlspruch im Blick auf das mir anvertraut gewesene Predigtamt ist:

„Was ich gelebt, Herr, decke zu,
Was ich noch leben werd', regiere du!"

In diesem Sinne verbot er es nun auch, ihn bei der Beerdigung zu loben, weil allein die Gnade des Herrn zu preisen sey. Nachdem er die letzten zwei Tage an einem Halsübel sprachlos unter den Seufzern der Seinigen zugebracht, entfloh der vollendete Geist still und sanft aus seiner irdischen Behausung zu jenen ewigen Hütten, die er beim Anblick des Morgensterns sich so oft von dem, welcher ist Christus, der helle Morgenstern, erflehet hatte; dieß geschah am Palmtag den 19. Merz 1837. Die Leichenpredigt hielt ihm sein Hofacker, der statt des Leichentextes ein Denkblatt des Verewigten vorlas, auf dem geschrieben stand: „Es soll meiner nicht lobend gedacht werden; denn ich fühle am Besten, wie außer Christo nichts Lobenswürdiges an mir ist. Aber desto kräftiger, glaubiger, dankbarer werde dessen gedacht, was 1 Tim. 1, 13. Phil. 1, 21. 2 Tim. 1, 10. und Joh. 11, 25. 26. geschrieben steht. Davon, nur davon soll geredet werden." Und so redete auch der Leichenredner davon, wie die zwei ersten jener Stellen Dann's treue Begleiter gewesen seyen durch's Leben und Wirken, die zwei andern aber seine mächtigen Tröster im Leiden und Sterben.

Seine Lieder stehen zerstreut in seinen einzelnen Schriften.

Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 466. 605. 643.

(Quellen: Denkmal der Liebe für den vollendeten M. C. A. Dann, Stadtpfarrer bei St. Leonhard. Stuttg. bei Steinkopf. 1837. Eine ausführliche Lebensbeschreibung Dann's wird A. Knapp, der auch dieses Denkmal verfaßte, in dem Jahrg. 1847 seiner Christoterpe geben.)

Nun noch ein Repräsentant der Würtembergischen „Gemeinschaften" oder religiösen Privatversammlungen, ein geistlicher Dichter aus dem Bauernstande, das mystische Parteihaupt der Michelianer —

Hahn, Michael, gewöhnlich nur „Michele" genannt, wurde geb. den 2. Febr. 1758 zu Altdorf bei Böblingen am nördlichen Saum des Schönbuchs, wo seine Eltern, Johann Georg Hahn und Regina, geb. Hahn, wohlhabende Bauersleute waren. Schon als Kind zeigte er ein nachdenksames Gemüth; so oft in der Schule etwas aus der Kinderlehre oder Bibel gelesen wurde, machte es einen solchen Eindruck auf ihn, daß er immer heimlich in kindlicher Einfalt um den h. Geist bat. Nach seiner Confirmation mußte er, so wenig es mit seinem Inwendigen übereinstimmte, das Mezgerhandwerk lernen; nach der Lehrzeit arbeitete er aber wieder auf dem Bauerngut seines Vaters. Weil er ein schöner, blühender, freundlicher und liebreicher Jüngling war, auch eine außerordentliche Unterhaltungsgabe besaß und sehr

schön singen und pfeifen konnte, so suchten ihn die ledigen Leute an sich zu ziehen; er hatte aber schon in diesen jungen Jahren ein solches reges und zartes Gewissen, daß ihn dasselbe über jede Theilnahme an leichtsinnigem Zeitvertreib ernstlich strafte. So faßte er damals schon Vorsätze zum Bekehren, und fieng an, während seine andern Kameraden spielten und Possen trieben, trotz ihres Spottes in der Bibel zu lesen. Er glaubte nach 1 Joh. 3, 15. schon ein Todtschläger zu seyn, wenn sich nur der geringste Unwille wider Jemand in seinem Herzen offenbarte. Daher kam es auch, daß er von den Leuten in seinem Orte für den Untadelhaftesten erklärt wurde. Zu einer gründlichen Erweckung kam er nun aber in seinem siebenzehnten Lebensjahr, als er in der Kirche mit der Gemeinde das Lied: „Der am Kreuz ist meine Liebe" (Nro. 152) sang. Von da an fieng ein heftiger Bußkampf, der Streit zwischen Geist und Fleisch, bei ihm an. Nach Licht und Frieden dürstend kämpfte er vom siebenzehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahr mit schweren, innerlichen Anfechtungen und Zweifeln. Als aber diese dunkle Nacht der Trübsal durchgemacht war, folgten zweimal nach einander lichtvolle, außerordentliche Seelenzustände bei ihm, das erstemal drei Stunden lang, als er eines Tages gerade auf einem Acker ganz allein Gerste häufelte, das anderemal, im Jahr 1780, sieben Wochen lang. Diese „Erleuchtung" — wie er selbst diese Zustände nannte — schrieb er auf und verweilte über dem Aufschreiben oft bis zwei und drei Uhr in der Mitternacht an seinem Schreibtisch. „In dieser Zeit" — so schreibt er selbst — „hätte nicht „viel gefehlt, meine Seele wäre aus dem Leibe gefahren, denn ich „habe geglaubt, die ganze Welt sey lauter Paradies und voll heiligen „Geistes; ich sahe in die innerste Geburt und allen Dingen in das „Herz, und mir war, als wäre auf einmal die Erde zum Himmel „worden und als ob ich die Allenthalbenheit Gottes schauete. Mein „Herz war gleich der ausgedehnten Ewigkeit, darinnen sich Gott „offenbart. Ich ward auch über die wichtigsten Schriftstellen am „allergründlichsten erleuchtet und belehrt.

> Jesus war wirksam, mein Geist hielt sich leidend,
> Jesus mittheilte, mein Glaube war waidend,
> Nichts konnte hindern den heiligen Lauf.
> Meine Tinktur wurde gänzlich durchdrungen
> Und in das Urbild der Menschheit verschlungen."

Schon seit der ersten Erleuchtung fieng er Privaterbauungsstunden zu besuchen und sich von der Welt zurückzuziehen an. Darüber war aber sein Vater so erbost, daß er ihm einmal siebenzig Streiche gab, und ihn, aufgehetzt durch die Stiefmutter, mißhandelte. Daher verließ er das väterliche Haus und diente als Bauernknecht in Döffingen und auf dem Illinger Hof, bis sein Vater anderer Gesinnung wurde und versprach, ihm seine Freiheit zu lassen, daß er ungehindert nach Ueberzeugung Gott dienen könnte. Nun lebte er in der größten Verleugnung

aller Sinnlichkeit; seine Kleidung war schlecht, weil er nichts anzog, als was seine Brüder abgelegt hatten, über dem Gebet vergaß er oft das Essen, in zwanzig Jahren trank er weder Wein, noch Most, noch Thee, noch Kaffee, sondern bloß Wasser und Milch.

Nun redete Hahn in den Privatversammlungen, und die außerordentliche Geisteskraft, welche seine Rede begleitete, zog viele Seelen herbei und machte großes Aufsehen in der ganzen Umgegend von Altdorf, weil ein unstudierter Jüngling so innig und so fliessend von den tiefsten Gottesgeheimnissen reden könne. Er bildete sich nach des Prälat Oetinger's mystischen Schriften, hauptsächlich aber nach Jakob Böhme, dem Görlitzer Schuhmacher, dessen Theosophie und Schreibart er ganz angenommen hat. Manche vermutheten einen Propheten in ihm, der berufen wäre, noch Höheres und Tieferes zu offenbaren, als die h. Schrift enthält. Der große Zulauf, den er auf diese Art von allen Seiten her hatte, und seine von den symbolischen Büchern unserer evangelischen Kirche mannigfach abweichende Lehre waren die Ursache, daß er einmal über das andere von geistlichen und weltlichen Behörden zur Verantwortung gezogen wurde. Da entwich er, auf den Rath des Pfarrers Hahn zu Echterdingen (vgl. S. 279), eine Zeit lang in die Schweiz, wo er Lavatern besuchte. Allein nach seiner Zurückkunft mehrte das Verbot seiner Erbauungsstunden nur um so mehr die Zahl seiner Verehrer; denn nun betrachteten sie ihn als einen Märtyrer der Wahrheit. Vor das Consistorium geladen, fand er an Consistorialrath und Stiftsprediger, Carl Heinrich Rieger, dem Sohne Georg Konrads (S. 335), einen einsichtsvollen Richter; sonst hätte leicht aus dieser Bewegung völliger Separatismus entstehen können. Den Vorschlag Rieger's, Theologie zu studieren, nahm er nicht an, um nicht an eine Gemeinde gebunden zu seyn, einen andern Rath desselben aber, sich künftig mehr an die h. Schrift zu halten und sich mehr mit Schriftworten und im Schriftsinn auszudrücken, versprach er zu beherzigen. Bis in sein dreißigstes Jahr, also bis 1788, hielt er sich nun so meist in seinem väterlichen Hause auf und trieb dort das Wanduhrenmachen, welches er besonders erlernte, um auch eine leibliche Beschäftigung zu haben. Dann hielt er, obwohl unter fortwährendem Widerstand der Kirche und ihrer Diener, Erbauungsstunden an verschiedenen Orten des Gäu's, besonders in Ober- und Unter-Jettingen. Er schrieb auch viele Briefe und Lieder, die er sich jedesmal von christlichen Brüdern besonders abschreiben ließ, um Alles zu sammeln, was er geschrieben hatte.

In den Jahren 1792—1794 zog er sich nach Nebringen bei Herrenberg zurück, um dem allzugroßen Zulauf auszuweichen, von wo er dann in seinem siebenunddreißigsten Lebensjahr 1794 auf das Schloßgut der Herzogin Franziska zu Sindlingen bei Herrenberg als Drittelmeyer kam. Hier wurde er nun von keiner Behörde mehr gestört und konnte sich seiner umfassenden geistlichen Wirksamkeit unter

dem Beistand mehrerer geistesverwandten Gehülfen nun ganz widmen. Er hielt dort an allen Sonn=, Fest= und Feiertagen nach geendetem Gottesdienst bei immer zahlreicheren Versammlungen seine Erbauungsstunden, oft unter freiem Himmel im Schloßgarten, da seine Wohnung nicht geräumig genug war. Daneben schrieb er nun auch, außer einem großen Briefwechsel selbst ins Ausland, mehrere Schriften über biblische Bücher, besonders seine „dreizehn Briefe über den Inbegriff seiner Erkenntniß von den Offenbarungen Gottes durch alle Zeiten hindurch. 1814." Diese Schrift ist eigentlich das Herzblatt seiner sämmtlichen, sehr breit gerathenen Schriften. Er weicht zwar in manchen Punkten von der Lehre der symbolischen Bücher ab, z. B. in der Annahme eines innern Lichts, eines zwiefachen Sündenfalls, wobei der erste Sündenfall darein gesetzt wurde, daß Adam ein Gelüste nach einem Weib bekam, in der Geringschätzung des ehelichen Standes als einer geringern Stufe des Christenthums, im Glauben an Einzelauferstehungen der Glaubigen bald nach dem Tode, an die Wiederbringung aller Dinge und damit in Verbindung stehende Reinigungsfeuer in verschiedenen Aeonen der Ewigkeit ꝛc.; bildete aber durch sein Dringen auf Lebensgerechtigkeit und Heiligung ein heilsames Gegengewicht gegen die damals in Würtemberg, besonders im Gäu, weit verbreitete Sekte der Pregizerianer, welche die Gnadenpredigten des Stadtpfarrers M. Chr. Gottl. Pregizer zu Haiterbach, eines Freunds von Hosch, mißverstanden und den Begriff des Glaubens als eines bloßen Annehmens der Gerechtigkeit Christi so hoch spannten, daß sie nichts mehr mit Klagen über ihre Sünden zu schaffen haben, sondern in der durch Christum erworbenen Versöhnung und Sündenvergebung ganz fröhlich und selig seyn wollten. Ebenso bildete er ein heilsames Gegengewicht gegen die seitherigen sogenannten „alten Pietisten", welche nicht nur ziemlich lau geworden waren, sondern namentlich den Glauben als ein bloßes leidendes Annehmen der Gerechtigkeit ansahen, wobei der Mensch gar nichts thun könne, als zuwarten, bis Gott von selbst die Sünde austreibe, über die sie daher beständig klagten und seufzten, ohne sich das Blut Christi zu einer rechten Heiligungskraft dienen zu lassen. Hahn dagegen lehrte zwar auch die Glaubensgerechtigkeit, daß nur dem die Gerechtigkeit Christi vollkommen zugerechnet werde, der im Glauben das Wort von der Versöhnung annehme, aber er hob vor Allem hervor, daß aus dieser Glaubensgerechtigkeit auch eine Lebensgerechtigkeit werden müsse, wie die Frucht aus dem Baume hervorwachse, und daß der Mensch im Glauben eine Kraft bekomme, wider die ihm immer noch anklebende Sünde zu kämpfen, unter täglicher Buße der Heiligung nachzujagen und von Neuem geboren zu werden. „Niemand hat Vergebung der Sünden" — das war einer seiner Hauptsätze — „als der wirklich im Werden, in der Geburt Gottes, ist. Die Kinder Gottes wollen nicht von außen, sondern von innen gerecht seyn, gerecht geboren

von innen." Dabei war er in diesem unglaubigen Zeitalter für Viele eine Weckstimme zum ernstlichen Bemühen um Wahrheit und Gottseligkeit. Namentlich wirkte er aber auch den damals auf eine drohende Weise um sich greifenden Separatisten entgegen, von welchen er vielen Hunderten ihren Haß gegen die Kirche benahm. Es wäre nur zu wünschen, daß seine jetzigen Anhänger, nach seinem Taufnamen „Michelianer" genannt, welche nun mehr oder weniger unkirchlich, oft sogar antikirchlich gesinnt und unter sich als besonderes „Kirchlein" förmlich organisirt sind, besser beachten würden, wie er oftmals mit Entschiedenheit sich dahin aussprach: „Wahre Kinder Gottes sind sehr „demüthige, einfältige und redliche Seelen; sie verachten nicht die „Anordnungen und Gebräuche ihrer Kirche, die heiligen Sakramente, „noch auch die verordneten Lehrer, sondern Alles dieses respektiren sie „und sind froh, wenn man sie unter solchen Verfassungen leben und „passiren läßt; sie sehen sich nicht an und wollen nicht angesehen seyn „als berufene, ordentliche Lehrer, sondern bloß als Handlanger derer, „die am geistlichen Tempel Gottes arbeiten. Diese sind die werkzeug„lichen Baumeister, wir ihre Handlanger."

In den letzten dreizehn Jahren seines Lebens hatte er mit der Wassersucht zu kämpfen, was ihm oft das Sprechen in den Versammlungen sehr beschwerlich machte. Er betrachtete aber diese körperlichen Leiden als eine heilsame „Begleitung" durch die Welt, als eine beschützende Gesellschaft und als eine immerwährende Mahnstimme zur Demuth und ernstlichen Herzensprüfung. Heftige Anstrengungen um Weihnachten des Jahrs 1818 durch Reden in Erbauungsstunden und heftiges Beten bei einer Krankheit seiner Hausgenossen beschleunigten seinen Tod. Er sagte denselben als in vierzehn Tagen eintretend voraus und ordnete nun seine Sachen. Seine Augen waren in der Todesstunde stets aufwärts gerichtet und sein Mund gieng stille, wie eines Betenden. Auf die Frage, ob er denn gar keine Bangigkeit des Todes habe, daß er so freundlich sey, antwortete er noch: „Nein! der Heiland hat sie Alle genommen und mich außerordentlich erquickt, daß ich ganz getrost bin." So starb er denn sanft und freudig am 20. Jan. 1819 in einem Alter von 61 Jahren. Zu seiner Beerdigung kamen die Leute von 12—15 Stunden weit her. Während er ins Grab gesenkt wurde stand ein Regenbogen als himmlisches Gnadenzeichen am Himmel und wölbte sich über dem offenen Grab. Die Seinen aber meinten, er sey nach wenigen Tagen schon auferstanden.

Nach seinem Tode gaben seine Anhänger zehn Bände seiner Schriften heraus, in welchen sich viele Lieder, meist mit langen, zahlreichen Versen, deren Zahl oft 20—40 ist, befinden. Sie haben fast alle seine theosophische Sprache und sind zwar von einem entschiedenen christlichen Geist und Heiligungseifer erfüllt, aber allzubreit gerathen und ohne wirkliche Poesie, meist nur gereimte Prosa, bei deren Durchlesung es einem ist, als müsse man durch tiefe Wasser waten. Der

Kern der Hahn'schen Lieder ist mit sorgfältiger Auswahl gegeben in der Schrift: „Das geistliche Liederkästlein oder kurzer Auszug aus den sämmtlichen Liedern von J. M. Hahn. Tübingen bei Fues. 1831."

(Quellen: Joh. Michael Hahn's Schriften. 1. Band: Sein Lebenslauf. Tübingen bei Fues. 1819.)

Außerhalb Würtembergs zeigt sich die altglaubige Richtung auf dem Gebiet des Kirchenlieds, wiewohl höchst vereinzelt, auch noch in

andern deutschen Ländern.

Schon bei der Gellert'schen Richtung trafen wir einen Fröbing und Bürde, deren Lieder mehr in der alten glaubenskräftigen Form gedichtet sind. Es ist dieß in noch höherem Grade auch bei einem Genossen der Bremer Beiträger und Freunde Gellert's, Klopstock's und Cramer's der Fall, bei

Schlegel, Dr. Johann Adolph, geb. 18. Sept. 1721 zu Meißen in Sachsen, wo sein Vater Appellationsrath und Stiftssyndikus war. Johann Elias war sein älterer Bruder, dessen Aufsicht und Leitung auf der Schulpforte und in Leipzig, wo er seit 1741 studierte, er viel verdankte. Seines Bruders Gedichte, die in Deutschland mit vielem Beifall aufgenommen wurden, reizten auch ihn zu dichterischen Versuchen, und er trat in den Dichterbund, dessen Glieder Gellert, Rabener, Gärtner &c. waren. Sein rechtschaffener Vater kam durch unverschuldete Unglücksfälle in seinen Vermögensumständen sehr zurück; deßhalb hatte er auf der Universität oft mit Mangel zu kämpfen, so daß er gar häufig statt des Mittagessens bloß ein Stück Brod auf dem Spaziergang verzehrte. Dazu wurde er auch einmal sehr gefährlich krank, und wäre ohne die sorgsame Verpflegung seines Bruders nicht mehr aufgekommen. Sein Aeußeres war gar nicht einnehmend, so daß Gellert von seinem ersten Zusammentreffen mit ihm gesteht: „Er gefiel mir damals gar nicht, hatte auch eine Miene, die das Herz nicht ankündigte, das er hat, und doch ist dieser Schlegel ein Freund mir geworden, für den ich bis ins Grab die zärtlichste Liebe, Hochachtung und Bewunderung haben werde."

Nachdem er das Studium der Theologie vollendet hatte, wurde er Hauslehrer zu Strehla in Chursachsen und zog dann im J. 1748 zu Cramer, der Pfarrer in Crellwitz geworden war. Mit diesem verlebte er nun unter allerlei wissenschaftlichen Arbeiten anderthalb glückliche, genußreiche Jahre, bis er im J. 1751 Diakonus und Lehrer an der Schulpforte bei Naumburg wurde, wo er selbst seine erste Bildung erhalten hatte. Von da kam er im J. 1754 als Oberpfarrer und Professor der Theologie an das Gymnasium zu Zerbst und gab hier eine Sammlung seiner Predigten heraus. Auch hier hatte er stets mit Mangel und allerlei Noth zu kämpfen, die ihn ernstlich zum Herzen Gottes trieben. Endlich erhielt er ein hinlängliches Einkommen,

als er im J. 1759 Pfarrer an der Marktkirche zu Hannover wurde. Hier gab er von 1765—1772 drei kleine Sammlungen von neuen und verbesserten Kirchenliedern heraus, und das Kirchenlied, in dem er viel Belesenheit hatte, wurde von nun an sein Lieblingsfach. Die alten kraftvollen Lieder überfeilte er nur mit größter Behutsamkeit und bei seinen eigenen Liedern zeichnete er sich durch treues Festhalten am alten innigen Glaubensgeist aus. Was C. H. Jördens in seinem Lexikon der deutschen Dichter ihm als Tadel anrechnet: „gegen seine geistlichen Gedichte wird selbst die strengste Orthodoxie nichts einzuwenden haben, aber mitunter der Verstand und noch öfter das Herz", rechnen wir ihm zum Lob. Nach Gellert's Tod besorgte er die Herausgabe von dessen „moralischen Vorlesungen". Im J. 1775 endlich wurde er Consistorialrath, Generalsuperintendent des Fürstenthums Calenberg und erster Prediger an der Neustädter Hof- und Stadtkirche zu Hannover, welche Stelle er bis zu seinem Ende bekleidete. Als solcher besorgte er auch einen Anhang zum Hannoverschen Gesangbuch. Er starb zwei Tage vor seinem Geburtstag am 16. Sept. 1793.

Neben der Ueberarbeitung älterer Lieder dichtete er sehr schätzbare geistliche Lieder in reiner Sprache und fließendem Versbau voll innigen Glaubens. Sie sind meist enthalten in seinen „Sammlungen geistlicher Gesänge zur Beförderung der Erbauung von Johann Ad. Schlegel. 3 Theile. Leipzig. 1766. 1770. 1772." Der erste Theil enthält 8 neue und 42 geänderte, der zweite 14 neue und 15 veränderte, der dritte 27 neue und 30 veränderte Lieder. Küttner sagt in seinen „Charakteren deutscher Dichter" von ihm: „Er hat den unter- „scheidenden Ton des Kirchenlieds fast unter Allen seiner Zeit am „glücklichsten getroffen; er hat Cramer's und Klopstock's feuervollen „Schwung und Gellert's didaktischen Ausdruck eher vermieden, als „erreicht und seine Gesänge besonders zur allgemeinen gottesdienst- „lichen Erbauung brauchbar gemacht, — für den gemeinen Mann „nicht zu hoch und lyrisch, für den erleuchteten Christen nicht zu matt „und geistlos. Ueberall ist Empfindung, edle Faßlichkeit und feierliche „Würde." Weiter erschienen von ihm „vermischte Gedichte. 2 Bände. Hannover. 1787. 1789", welche geistliche und moralische Gedichte, Oden und Lieder enthalten.

(Quellen: Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1798. Band I. S. 71—121.)

Liebich, Ehrenfried, der letzte Sprößling der zweiten schlesischen Schule, an Schmolke und Caspar Neumann sich anschließend (s. S. 191), wurde geb. am 13. Juni 1713 in Probsthayn im Fürstenthum Liegnitz in Schlesien, wo sein Vater Müller war. Bis ins sechzehnte Jahr mußte er demselben in der Mühle helfen, kam aber dann, weil er ausgezeichnete Gaben zeigte, auf die Schule nach Schweidnitz und studierte sofort vom J. 1738 in Leipzig die Theologie. Bald

nach vollendeten Studien, im J. 1742, wurde er Pfarrer in Lomnitz und Erdmannsdorf. Hier starb er auch nach 36jähriger treuer und gesegneter Amtsführung am 23. Dez. 1780.

Er dichtete frommen Sinnes 236 für ihre Zeit besonders korrekte und liebliche geistliche Lieder. Sie erschienen gesammelt unter dem Titel: „Geistliche Lieder und Oden. 1. Thl. Hirschberg und Leipzig. 1768. 2. Thl. Leipz. 1774." Im ersten Theil stehen 142, im zweiten 94 Lieder.

Claudius, Matthias, der bekannte fromme Wandsbecker Bote, wurde am 15. August 1743 zu Reinfeld, einem Flecken im Holsteinschen, unweit Lübeck, geboren. Er lebte anfangs in Wandsbeck, einem Städtchen bei Hamburg, als Privatmann und wurde dann im Jahr 1776 Oberlandkommissär in Darmstadt, legte aber diese Stelle bald wieder nieder und begab sich im J. 1777 wieder in sein liebes Wandsbeck, wo er unter dürftigen Umständen, aber ruhig und in seinem Gott zufrieden, lebte. Im J. 1788 wurde er Revisor bei der Schleswig-Holstein'schen Bank in Altona. Diese Stelle erlaubte ihm nach wie vor in seinem ihm unendlich theuer gewordenen Wandsbeck zu wohnen. Hier gab er nun eine Zeitschrift heraus unter dem Titel: „Der Wandsbecker Bote", worinn er mit ächter Frömmigkeit und edlem Freimuth in einer launigen und naiven, gleichsam aus dem Munde eines spaßhaften Landboten kommenden Sprache die Gesinnungen der Rechtschaffenheit, Wohlthätigkeit, Vaterlandsliebe und Religiosität zu empfehlen und durch Spott und Verachtung die menschlichen Thorheiten und Laster, vor Allem aber die Zeitphilosophie zu geißeln suchte. Ein Geist der Mystik und eine tiefe, geheime Weisheit spricht aus seinen Schriften. Er gab alle seine Arbeiten, die im Wandsbecker Boten und sonst noch in andern Zeitschriften erschienen waren, gesammelt heraus unter dem Titel: „Asmus omnia sua secum portans oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten. 7 Theile. 1775 bis 1803." Es befinden sich darunter auch viele Lieder, meist Fabeln und Sinngedichte, so wie einige Lieder geistlichen und moralischen Inhalts. Er starb hochbetagt und allgemein geschätzt zu Wandsbeck am 21. Januar 1815. Sein Name gehört zu den edelsten Namen Deutschlands.

(Quellen: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von C. H. Jördens. Leipzig. 1806—1812. 6 Bände.)

Schöner, Johann Gottfried, geb. 15. April 1749 zu Rügheim bei Schweinfurt im fränkischen Baiern, wo sein Vater Pfarrer war. Im achten Jahr nahm ihn sein Großvater, Pfarrer Giegler zu Wezhausen, ein frommer und sehr gelehrter Mann zu sich und gab ihm guten Unterricht in den Wissenschaften und in Gottes Wort. Jeden Tag mußte er seine Lektion mit dem Denkspruch anfangen: „sine tuo lumine nihil est in homine!" was der Großvater so übersetzte:

„Ohne deines Geistes Schein kann nichts Gut's im Menschen seyn!" Im neunten Jahr kam er auf die lateinische Schule nach Königsberg in Franken und im J. 1760 nach Schweinfurt aufs Gymnasium. Hier war er zu viel sich selbst überlassen und lebte, wiewohl er mit unglaublicher Leichtigkeit und Geschwindigkeit lernte, nach eigenem Dünkel, leichtsinnig, flüchtig, unbeständig, eitel, wenig bekümmert um Gott und sein Wort, noch weniger um Menschen, denen er sich bloß äußerlich durch ein einnehmendes Betragen gefällig zu machen suchte. Er fühlte den Irrweg, den er gieng, zuweilen mit geschlagenem Herzen und sang dann unter Thränen öfters die Lieder: „Ich armer Mensch, ich armer Sünder" — „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut" — „Aus tiefer Noth". Als er zwischen 16 und 17 Jahre alt war, hielt er die erste Predigt und nun ließ ihn die Stimme des Gewissens nicht mehr ruhen; die Gnade erlangte einen schönen Sieg über ihn, daß er sich nun von den gewöhnlichen Jugendsünden und allen bösen Gesellschaften losmachte und eingezogen, still und fleißig lebte. Mit einem solchen Ernst, sich ein gutes Gewissen zu bewahren, bezog er nun im J. 1767 die Universität Leipzig, wo er namentlich an Gellert und Crusius Lehrer hatte, die auf sein Herz segensreichen Einfluß übten. Er errichtete mit einigen frommen Studenten einen Bund redlicher Liebe und konnte noch in seinem Alter über seine Universitätszeit ausrufen: „Welche Freuden gönnte mir da mein Herr und Heiland mitten in meinen übrigens kümmerlichen Umständen!" Im J. 1769 kam er als Hauslehrer nach Erlangen und 1770 nach Baiersdorf. An diesen beiden Orten beobachtete er, da er an der Hypochondrie litt, die Rathschläge der Aerzte mehr, als die Gebote des Evangeliums; er wurde schläfrig in den Uebungen der Gottseligkeit und verließ beide Orte, obgleich von Menschen ganz bedeckt mit dem Ruhm eines stillen, frommen Jünglings, aber bereits mit einem vom Guten wieder abgekommenen Herzen; er hatte eben noch keinen lebendigen Glauben an Christum und keine wahre Liebe. Nun suchte ihn der Herr in seiner Güte und Langmuth zur Buße zu leiten, indem er ihn mit vielem Guten überströmte. Er kam nämlich im J. 1772 als Hofmeister in das fromme v. Winkler'sche Haus nach Nürnberg und wurde hier bald unter die Nürnberger Candidaten des Predigtamtes aufgenommen, was für einen Ausländer sehr schwer hielt, und im Sommer 1773 zum Prediger an der Margarethenkirche auf der Veste ernannt. Endlich ward er auch, daß zu seinem Glücke nichts mehr fehle, in das Nürnberger geistliche Ministerium aufgenommen und am 22. Juli 1776 zum Diakonus an der Marienkirche ernannt. In demselben Jahre verheirathete er sich mit der Wittwe des Spezereihändlers Joh. Georg Essen, die ihm fünf Stiefkinder in die Ehe brachte. Die rasch auf einander folgenden Glücksumstände, in die er kam, der Beifall und die Ehrenbezeugungen, die man namentlich seinen Predigten bewies, verderbten an seinem Herzen wieder die seit-

herige Gnadenarbeit des heiligen Geistes. Er wurde eitel und hätte, wie er sagt, gerne „schöner" noch, als schön erscheinen mögen, da er, ohne das zu erkennen, statt Jesum den Herrn, zunächst nur sich, den Schöner, predigte und mehr auf den Effekt bei seinen Zuhörern schaute, als auf den Beistand dessen, welcher dem armen Menschen Worte des Lebens in den Mund legen kann. Er wurde so der Liebling der vornehmen und gebildeten Stände und seine Kirche war voll von Solchen, die sich auch von der Kanzel herunter gern etwas Schönes sagen lassen. Daher scheute er sich auch vor dem freien und einfältigen Bekennen zu dem Herrn und seinem Kreuz.

Da gefiel es Gott, ihn aus dem Dienst der eitlen Creatur loszumachen und zu einer treuen, einfältigen Verkündigung des Evangeliums zu berufen; er erfuhr die Mark und Bein durchdringende Kraft des Wortes Gottes, das er so lange im Munde geführt, auf eine entscheidende Weise. Am zweiten Weihnachtsfeiertag des Jahrs 1776 predigte er nämlich einmal über den Glauben an Christum. Er schloß mit einer rednerischen Beschreibung des Glaubens und sagte ungefähr so: „Wer diesen lebendigen Glauben an Christum nicht hat, der hat keinen Theil an Gott und der durch Jesum erworbenen Gnade; ihm bleibet in diesem Zustande der Himmel auf immer verschlossen und die Wetterwolken des Zornes Gottes ruhen auf ihm die ganze dunkle Nacht der Ewigkeit hindurch." Da er das so sagte, war es ihm als träfe ihn selbst ein Strahl aus diesen dunkeln Wolken und eine durchdringend laute Stimme sprach in seinem Herzen: „Du selber hast diesen Glauben nicht, auch auf dir ruht der Zorn Gottes, den du eben selber beschwurst." Da wird er auf einmal leichenblaß, wankt und schwankt auf der Kanzel zum Schrecken der Zuhörer, also daß den kranken Mann einige Männer von der Kanzel herunterführen müssen. Zu Hause angekommen, weinte er vor Gottes Angesicht Thränen der aufrichtigen Selbsterkenntniß und Gotteserkenntniß. In diesem Zeitpunkt suchte ihn der fromme Kaufmann Joh. Tobias Kießling auf, der sich seither vergebens um ihn bemüht hatte, und half ihm vollends ganz zu Christo. Damit war aber die Leidenstaufe, die ihm der Herr zugedacht, noch nicht vollendet. Als er vierzehn Tage später, am Erscheinungsfeste, wiederum predigen wollte, gieng es ihm, wie dem seligen Tauler: Thränen hemmen seine Sprache und er muß, halb ohnmächtig vor Scham und Schrecken, die Kanzel abermals verlassen. Darauf folgte drei Vierteljahre lang eine solche Untüchtigkeit zum Predigen, daß er mehreremale aus der Kirche wieder nach Haus geführt werden mußte, ohne fähig zu seyn, ein einziges Wort an die versammelten Zuhörer zu reden. Er wußte davon keine andere Auslegung zu machen, als daß der Zorn Gottes einen Unwürdigen vom Predigtamte, ja vielleicht gar von seinem Angesichte verstoßen habe; daher verfolgte ihn überall Angst und Schrecken, und selbst nachdem er sich wieder erholt hatte, trat nun der Kampf bei ihm ein zwischen dem

Ruhm Christi und dem Ruhm der Welt, zwischen seinem Gewissen, das ihn trieb, offen sich zu Christo zu bekennen, und der Eitelkeit, die auch den Beifall der Welt noch gern behalten hätte. So ward seine Natur dermaßen verzagt und verdrossen, daß er jedesmal zur Kanzel mit einer Angst gieng, wie sie ein Missethäter haben muß, der zum Tode geführt wird. Seine ehemaligen Zuhörer verloren sich jetzt meist aus seiner Kirche; man streute öffentlich das Gerücht aus, er sey im Haupt verwirrt geworden. Doch der Herr, zu dem ihn seine Noth immer mehr und näher hindrängte, hielt ihn, tröstete und stärkte ihn überschwänglich, also daß er nun, durchaus am Herzen verändert, frei und unumwunden, mit größter Entschiedenheit das Wort vom Heil und Leben der Sünder in Christo, dem alleinigen Sünderheiland, predigte. Es dauerte nun auch nicht lange, so sammelten sich ganz andere Zuhörer, meist aus den mittlern und niedrigern Ständen, um ihn, ein Häuflein nach dem Lebenswort dürstender Seelen, und unter diesen auch Kießling, der nun sein Herzensfreund wurde.

Am 2. Mai 1783 wurde Schöner Pfarrer an der Hauptkirche St. Lorenz. Diese Veränderung war zwar für seine äußere Lage sehr günstig und verschaffte ihm ein besseres Einkommen, aber eine schwierige und umfassende Seelsorge nahm jetzt seine Kräfte sehr in Anspruch und fast mit jedem Jahre bekam er ein neues, schwereres Kreuz zu tragen, unter dessen Zentnerlast er oft unterliegen zu müssen glaubte. Zuletzt aber dankte er dem Herrn dafür und sprach zu ihm: „Ich sehe jetzt wohl ein, daß du mir die mannigfache, äußere und „innere Noth, das vielfältige Kreuz, das ich getragen, seitdem ich mich „treuer zu deinem Dienst bekannte, nur deßhalb zugesendet hast, damit „ich den Menschen desto mehr und freudiger von deinem lieben Kreuz „erzählen könnte. Denn in diesem deinem Kreuze ist ja allein, nach „kurzem Leide, ewiger Trost und ewige Ruhe." In seinem Amte hatte er oft so viele peinliche Kränkungen zu ertragen, daß manchmal die Feindesliebe fast erlöschen wollte; auch in seinen häuslichen Verhältnissen gab es manche herbe Uebungen, denn eines seiner Stiefkinder wurde ein Selbstmörder und eine seiner leiblichen Töchtern, eine Jungfrau von achtzehn Jahren, in deren Herzen der Himmel wohnte, litt Jahre lang an der Fallsucht, daß die Jammertöne, die sie bewußtlos dabei ausstieß, ihm oft fast das Herz zerrissen; dabei war auch seine Frau immer leidend. Im J. 1799 wurde er selbst auch, nachdem er einen heftigen Schrecken durchzumachen hatte, von einem äußerst beschwerlichen Nervenzittern befallen, wodurch sein Körper immer schwächlicher wurde. Er lobte aber auch dafür Gott unter Thränen, wie einer, der für einen Vorschmack der Seligkeit dankt. „Denn," sagte er, „ehe ich gezüchtiget wurde, kannte ich ihn nicht. Je größer der Schmerz, desto inniger die Nähe seiner Liebe, die uns doch allein in den Himmel zieht und hebt. Darum heißt es: „Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich eingehen." So lernte er aber auch im

eigenen Leiden die Leidenden himmelan zu weisen, wie er dieß am schönsten gethan in seinem Liede: „Himmelan" (Nro. 421.).

Mitten unter diesen Leiden blieb aber sein Geist gleichwohl in reger Thätigkeit. Gerade in diesen Jahren, namentlich von 1799 bis 1809, gab er die meisten seiner Schriften heraus, die im In- und Ausland viel Segen stifteten, z. B. Feiertags-Epistelpredigten, Evangelienpredigten, das historische Lesebuch, die Sprüchwörter, einen Catechismus und eine Sammlung eigener Lieder, nebst vielen andern kleinern Schriften. Wie Dann in Stuttgart, so wirkte Schöner in Nürnberg. Er schämte sich nun des Evangeliums von Christo nicht mehr, sondern verkündete unermüdet das Wort vom Kreuz als eine Gotteskraft und Gottesweisheit, und ermahnte unabläßig zur Buße und zum Glauben an unsern Herrn Jesum Christum. Wie er predigte, drückt er selbst in den Worten aus: „Ich knüpfe nicht an meine Predigten den Grundstein des Christenglaubens nur gelegentlich an, sondern auf ihm sind alle meine Ermahnungen und Belehrungen an die Gemeinde gegründet und auferbauet. Man sagt von manchen Menschen, die immer Recht haben wollen: sie müssen immer das letzte Wort haben. Ich aber will wenigstens thun, was in meinen Kräften steht, um zu bewirken, daß der, welcher allein Recht hat, während alle Menschen Lügner sind, noch das letzte Wort an das Herz und Ohr des sterbenden Sünders behalte." Namentlich besaß er auch eine eigene Gabe des Kinderunterrichts und hielt gesegnete öffentliche und Hauskinderlehren, durch die er in Verbindung mit seinen Jugendschriften edle Samenkörner in die Herzen ausstreute. Obgleich mit seinem Prediger- und Seelsorgeramt reichlich beschäftigt, führte er neben seinen schriftstellerischen Arbeiten auch noch einen reichen Briefwechsel und nahm an der Bibelsache so warmen Antheil, daß er der Erste war, der im J. 1805 in Deutschland eine Bibelgesellschaft gründete, die in Verbindung stand mit der brittischen Bibelgesellschaft zu London. Durch seinen unermüdeten Eifer und ausgedehnte Bekanntschaften brachte er eine Summe zusammen, so weit sie nöthig war, das N. Testament mit stehenden Lettern zu drucken, wodurch mehr als 30,000 Exemplare theils unentgeldlich, theils zu ganz niedrigen Preisen vertheilt wurden. Ueberall war seine Hauptabsicht, für Jesum Seelen zu gewinnen und selig zu machen.

Je treuer er sich so seinem heiligen Berufe weihte, desto beschwerlicher mußten ihm die größeren Anstrengungen seyn, die dieser von ihm forderte. Sein Nervenzittern wurde immer stärker, so daß er nur mit Hülfe einer Maschine, wodurch das Papier festgehalten wurde, die zitternde Hand noch einigermaßen zum Schreiben gebrauchen konnte. Als er daher im J. 1809 zum Stadtpfarrer an seiner Kirche ernannt wurde, mußte er die Verwesung der stadtpfarramtlichen Geschäfte seinem Collegen überlassen. Aber die Seelsorge und das Predigtamt versah er noch bis acht Monate vor seinem Heimgang

mit treuem, priesterlichem Herzen. Da war an seinen Vorträgen und ihrem Geistesfeuer recht sichtbar das Wort des Herrn: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Endlich mußte er sich aber doch entschließen, im Oktober 1817 seine Amtsführung niederzulegen. Das Zittern an beiden Händen nahm immer mehr zu und auch die Füße versagten jetzt ihre Dienste. Nun war Unthätigkeit sein Loos. Dieß beugte ihn tief, daß er darüber Thränen vergoß und sich als ein elendes Nichts, als einen vorzüglichen Sünder betrachtete. Es gereichte Allen zur größten Beschämung, wie er so gar gering von sich dachte und Andere weit über sich erhob. Oft bekannte er, wie er sich so arm, so schwach, so ohnmächtig zu allem Guten fühle und wie der Kampf mit der Sünde täglich so sauer und schwer sey. Wie froh war er da, wenn man ihm ein Trostwort oder eine Bibelstelle zur Ermunterung vorsprach. Da sagte er einmal: „Je ohnmächtiger, je kraftloser der alte Schöner wird, desto gewaltiger und mächtiger wird in ihm Jesus Christus. Je ärmer ich bin, desto reicher ist mein Herr, je saurer und schwerer der Kampf, desto süßer sein Trost, desto mächtiger sein Beistand.“ Er blieb auch jetzt noch nicht ganz unthätig, denn er diktirte mehrere kleine Schriften, z. B.: „Gedichte zur Verherrlichung Jesu“ und „lehrreiche Aufsätze unter dem Bibellesen entstanden“. Immer heftiger aber wurde sein Nervenzittern, das nun schon achtzehn Jahre währte und ihn zu einem immerwährenden, vielgeprüften und bewährten Dulder machte. Er mußte zuletzt wie ein Kind gepflegt werden und konnte beim Sitzen nicht einmal mehr einen Fuß über den andern schlagen. Allein man hörte kein ungeduldiges Wort von ihm, er blieb stets in tiefer Verehrung seines Gottes, dessen Wege er für eitel Güte und Wahrheit hielt. Sein Trost war, wie er es selbst einmal gesungen hat: „Ich bin nicht allein, der Vater ist bei mir“ (Nro. 31, 8.). Mit ihm gieng er stets um im Gebet, also daß der edle Schubert von ihm bezeugt: „Ich habe kaum einen andern Menschen kennen gelernt, welcher das Beten ohne Unterlaß so vermochte und übte, als Schöner, und dem man die Seligkeit, die Ruhe des Herzens, welche ein beständiges Gebet gibt, so durch und durch anmerken können, als ihm.“ Nicht lange vor seinem Tod schrieb er noch einer Freundin mit zitternder Hand ins Stammbuch: „Betet ohne Unterlaß — wer beten kann, ist selig dran“, und hat damit das Bild seines eigenen, innern Wesens verzeichnet.

Endlich kam für ihn, nachdem eine Geschwulst ihm zuvor schon die Augen verschlossen hatte, nach schwerem Leidenskampf die Stunde, da er „mit dem Sterbekleid sein Elend alles auszog“ (Nro. 31, 11.), und er verschied sanft am 28. Juni 1818 in einem Alter von 69 Jahren. Er hatte sich selbst eine Leichenrede und zwei Traueroden noch im Leben verfaßt, in deren einer er am Anfang und Schluß dem Freunde Tod entgegensang:

Wohl mir, ich geh' zur Ruhe hin!
Mein Glaube hat gewonnen!
Durch dich, erhöhter Heiland, bin
Ich allem Zorn entronnen! —
Drum schließ ich sanft die Augen zu,
Befehl' dir meine Seele,
Die nimmst — und die bewahrest du,
Ach! diese theure Seele!

Der Inhalt der Leichenrede war: „Die Vergebung der Sünden, die erste und unentbehrlichste Trostquelle", und der Leichentext: Psalm 25, 6. 7.

Manche seiner glaubensinnigen Lieder, die etwas vom Gellert'schen Ton haben, kamen auf einzelnen Blättern, besonders auch in den zu Basel erscheinenden „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit" heraus; er war nämlich vieljähriges Mitglied der diese Sammlungen herausgebenden „Deutschen Gesellschaft". Zuerst erschienen von ihm: „Einige vermischte geistliche Gedichte. Nürnb. 1775." — „Einige Lieder zur Erbauung. 1776." Erst die spätern Sammlungen enthalten seine unter der Trübsalshitze gereiften Geistesfrüchte; es sind folgende: „Vermischte geistliche Lieder und Gedichte. 1790", namentlich aber: „Trostlieder. 1803" und „Gedichte zur Verherrlichung Jesu. 1818."

(Quellen: Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit. Basel. Jahrg. 1819. S. 73—96. — Altes und Neues aus dem Gebiet der innern Seelenkunde von Dr. Schubert (welcher Schöner seinen geistlichen Vater nennt). II. Band. Leipz. 1824. S. 246—256. S. 308—313. — III. Band. 2. Aufl. Erlangen. 1838. S. 166—172. S. 183—187. S. 192—198. S. 229—231. S 242—245. S. 254 f.)

Auch aus der reformirten Kirche sind hier drei würdige Vertreter zu nennen:

Annoni,* M. Hieronymus, geb. in Basel 12. Sept. 1697. Er wurde, nachdem er viele gelehrte Reisen gemacht hatte, im J. 1740 Pfarrer in Waldenburg im Canton Basel, wo er sich mit Esther, geb. Zwinger, verheirathete, an der er allezeit eine fromme Gehülfin hatte. Im J. 1747 kam er als Pfarrer nach Muttenz, einem bloß eine kleine Stunde von Basel entfernten Dorfe. Hier wirkte er 23 Jahre lang in großem Segen, so daß von ihm bezeugt wird, „er machte Epoche im Reiche Gottes zu seiner Zeit für die Stadt und Landschaft Basel". Es entstanden durch ihn viele Erweckungen in der Basler Gegend und es war ein stets anhaltender großer Zulauf von Menschen aus der nahen Stadt und der ganzen Umgegend, um seine salbungsreichen Predigten zu hören.

---

* Der Zeit nach gehört er eigentlich in die vierte Periode; sein hauptsächlichstes Wirken fällt aber doch mehr in die ersten Jahrzehnten der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, weßhalb ihm hier seine Stelle angewiesen ist.

Er hielt dieselben nicht in dem gekünstelten, frostigen Ton, der damals mehr und mehr aufkam, sondern ganz einfältig, herzlich und kindlich. Er wollte vor Allem verstanden seyn, weßhalb er auch mehrmals zu sagen pflegte: „Ich muß predigen, daß mich meine lieben Bauern verstehen, ich will nicht den Stühlen und Bänken predigen." Einige seiner herzlichen, bibelkräftigen Predigten, die er im J. 1754 über das Evangelium Johannis hielt und die ein Verehrer der Wahrheit ihm nachgeschrieben hat, sind in den Jahrgängen 1795 — 1797 der Basler „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit" aufbehalten. Daselbst ist auch von ihm bezeugt: „Er „besaß gründliche Gelehrsamkeit, auf Reisen durch Beobachtungen ge„sammelte Welt- und Menschenkenntniß, aber vorzüglich viel Geistes„und Gnadengaben, und war von der Liebe zu seinem Herrn so ge„drungen, daß er sich alle Mühe gab, ihm, dem Erzhirten, Schafe „zuzuführen." Er stand daher auch mit vielen Seelen, die sich an seine seelsorgerliche Berathung von nah und fern wandten, in brieflichem Verkehr. So schreibt er einmal an eine christliche Freundin, der er den Weg zum Leben weisen sollte: „Der Anfang ist noch nicht das Ende und das Anklopfen des Bräutigams noch nicht die Hochzeit. Sie müssen niemals vergessen, daß das Christenthum die Reise aus Aegypten nach Canaan ist; die Wüste liegt aber dazwischen, durch welche man wandern muß; da muß man erfahren, daß das Herz auch eine Wüste sey und muß lernen zum Hohenpriester gehen, daß man rein werde nach und nach. Da sieht's bald heiter, bald dunkel — da gibt's bald eine gute, bald eine schlechte Herberge — bald donnert's auf Sinai, bald schneit's Manna, bald ist's Wasser bitter, bald quellet der Fels. Hier ist Geduld noth, fleißiges Beten und Singen und Hoffen, bis endlich zur Erlösung durch den Jordan ins himmlische Jerusalem. Unsere neumodischen Christen möchten oft gerne in Einem Sprunge hinüber, aber sie erfahren doch Alle, daß es eine Reise ist von Wochen, Monaten und Jahren. Gott helfe uns fort und hinüber!" Er war ein tief gewurzelter und ganz auf Jesum gegründeter Christ. So sagte er einmal: „Es ist ein rechtes und gültiges „Sprüchwort:

„„Wer Christum Jesum recht erkennt,
Der hat sein' Zeit wohl angewend't.""

„Dieß ist das Fundament des Christenthums und ewigen Lebens." Solch ein kernhafter Glaubenssinn spricht auch aus den Liedern, die er dichtete, vor Allem aus dem Lied: „Der Heiland ist's allein", das mit der Ueberschrift: „Christus Alles in Allem" in den Basler Sammlungen, Jahrg. 1804. 6. Stück. S. 190 sich findet, und worinn er entschieden auf ein wahres, lauteres Kernchristenthum dringt, wenn er z. B. in einigen Versen ausruft:

„Christ! denke, red' und wandle,
Wie's dir im Herzen ist;
Nur denke, sprich und handle
Nichts ohne Jesum Christ."

„Wohlan, dieß große Eine
Bleib stets dein Element,
Der Heiland sey alleine
Der Anfang, Mittel, End'."

Er gab auch ein recht gutes Gesangbuch heraus und leistete in seiner Gemeinde viel für den Kirchengesang. Als ein 73jähriger treuer Knecht Gottes wurde er endlich nach wohl vollbrachtem Tagewerk zu seines Herrn Freude eingeführt am 10. Okt. 1770 und an der Seite seiner ihm vorangegangenen Ehefrau vor der Hauptpforte der Muttenzer Kirche begraben, wo jetzt noch auf seinem Grabstein eine Grabschrift zu lesen ist, welche die Ueberschrift hat: „**Post crucem corona**" (auf das Kreuz die Krone!), und worauf er gepriesen ist als ein treuer Arbeiter, der das Werk des Herrn eifrig und im Segen betrieben und nun eine fröhliche Auferstehung in Jesu Christo erwarte. Der Segen und das Siegel seines Amtes währet noch fort.

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten. — Basler Sammlungen Jahrg. 1795. S. 64.)

Krummacher, Dr. Friedrich Adolph, wurde geb. am 13. Juli 1767 zu Tecklenburg in Westphalen. Er stammt aus einem gottseligen Haus und Geschlecht, von dem es, so weit die Blicke auf dasselbe reichen, heißen kann: „Siehe da eine Hütte Gottes bei den Menschenkindern." Sein Großvater, dessen Haus der Sammelplatz vieler Glaubigen aus dem Städtchen Tecklenburg und der Umgegend war, Adolph Heinrich, war Schloßwachtmeister auf der Bergfeste Tecklenburg und sein Vater, Friedrich Jakob, war ein streng gewissenhafter Rechtsgelehrter, Hoffiskal, Justizkommissär und Bürgermeister in Tecklenburg. Derselbe lag so oft und ernstlich im Gebet vor Gott, daß heute noch die Sage geht, eine Vertiefung, die sich in dem Fußboden seiner Kammer vorfand, habe er mit seinen Knieen und Thränen ausgehöhlt. Nach seinem Tode fand man unter seinen Papieren ein mit Jahreszahl und Datum bezeichnetes Zettelchen, auf das er mit seinem Blut die Worte geschrieben hatte: „Heute vergab mir der Gott der Gnade meine Sünden." Er hatte an Maria Dorothea, geb. Sträcker, eine treue Gehülfin, die ihm in in ihrem frommen Sinn seine Kinder unter einer sanften und ernsten Leitung zur Gottseligkeit heranziehen half. Rektor Hasenkamp in Duisburg sagte einst zu unserem Krummacher: „Wenn ich je meine Kniee beugen könnte vor einem Menschen, dann vor Ihrer Mutter." So ward derselbe frühe schon durch frommer Eltern Zucht für den Herrn und seinen Dienst gewonnen. Er studierte in Halle von 1785 Theologie und fand hierauf im J. 1790 eine Anstellung als Conrektor am Gymnasium in Hamm im Regierungsbezirk Arensberg in Westphalen. Nach vier Jahren wurde er Rektor des Gymnasiums zu Meurs im Regierungsbezirk Cleve. An beiden Orten hatte er seinen jüngeren Bruder bei sich, da der ehrwürdige Vater im J. 1791 heimgegangen war, nachdem er durch sein

Sterben noch den tiefsten Eindruck auf die Söhne gemacht hatte. Dieser jüngere Bruder ist der durch seine salbungsreichen Predigten über Jakobs Kampf und Sieg und durch seine Hauspostille wohlbekannte 21jährige Prediger an der reformirten Gemeinde zu Elberfeld, Gottfried Daniel Krummacher († 30. Jan. 1837).

Im J. 1801 wurde unser Friedrich Adolph Professor der Theologie in Duisburg; seine Herzensneigung zog ihn aber zu dem Beruf eines Seelsorgers und Predigers, weshalb er im J. 1807 die Stelle eines reformirten Predigers in der Stadt Crefeld und in demselben Jahre noch die eines Landpredigers zu Kettwich übernahm. Auf seiner akademischen Lehrstelle in Duisburg hatte er sich nämlich schon in kindlich frommem Sinne der Kinderwelt zugeneigt, um sie in kindlicher Sprache Tugend und Frömmigkeit zu lehren. Das Treiben der Welt hatte ihm Unmuth und Eckel erweckt, daher wandte er sich in die Unschuldswelt der Kinder, eingedenk des Worts Jesu: „Lasset die Kindlein zu mir kommen." So erschien von ihm im J. 1806 zu Duisburg die liebliche Dichtung: „Die Kinderwelt" (neue Auflage 1813). Er war einer von den Schülern Herder's, die durch dessen geistreiche Behandlung der ebräischen Poesie und alttestamentlichen Werke angeregt, mit Begierde die Sprache und Sitte des Morgenlands zu erforschen und so tiefer in das Verständniß der h. Schrift einzudringen bemüht waren. Eine köstliche Frucht seiner Herder'schen Schule sind seine noch vor obiger Schrift erschienenen „Parabeln", deren erstes Bändchen im J. 1805 erschien und die in vollständiger Ausgabe in zwei Theilen zu Duisburg von 1819—20 gedruckt wurden (6. Aufl. 1830). Nach Art der ebräischen Parabeln sucht er in denselben in einfach-kindlicher, dem biblischen Ausdruck nachgebildeter Sprache an allerlei sinnlichen Gegenständen übersinnliche Lehren und Wahrheiten zur Anschauung zu bringen und erwarb sich durch die Sinnigkeit und Wärme der Darstellung mit diesen Parabeln bei Alt und Jung den größten Beifall. Von Kettwich kam er als Oberprediger und Superintendent nach Bernburg, wo ihn der Herzog von Anhalt-Bernburg bald auch zum Consistorialrath ernannte und er im Segen wirkte. Er arbeitete hier zur Verbreitung der Bibelkenntniß unter der Jugend seinen wohlbekannten „Bibelkatechismus" aus, der schon die zehnte Auflage erlebt hat, und in dessen Vorrede er klar und schön seinen ganzen Sinn ausspricht, wenn er sagt: „Die Bibel ist das Haupt-, Hand-, Haus- und Lebensbuch der Christen. Je mehr Kenntniß desselben, desto mehr religiöses Interesse und Liebe zum Christenthum, wie zu einem freien Vaterlande, dessen Freiheitsbrief die Bibel ist. Nur durch Gottes Wort, nicht durch äußere Kraft und Reizmittel kann das verfallene Zion wieder erbauet und erhalten werden." Im J. 1824 berief ihn die St. Ansgariusgemeinde in der freien Stadt Bremen zu ihrem Prediger. Hier stand er 21 Jahre lang als ein im Dienst des Herrn ergrauter Arbeiter und treuer Zeuge

des Herrn wider den Unglauben. Sein Sohn ist der als feuriger Eliasprediger wohlbekannte Friedrich Wilhelm Krummacher, seit 1835 Pastor zu Elberfeld. Endlich nahm ihn als einen 77jährigen Greisen sein Hirte bei der Hand und führte ihn 4. April 1845 auf „die grünen Auen“ (Nro. 72.), wo nun der Herr selbst als Morgenstern ihm leuchtet (Nro. 628.).

Seine geistlichen Lieder tragen, wie alle seine Arbeiten, den Charakter der kindlichen Frömmigkeit, obwohl die Sprache zu modern und in Herder'scher Art zu blühend ist. Sie sind meist enthalten in seinem „Festbüchlein, 3 Bändchen: Der Sonntag. Essen. 1805 (5. Aufl. 1828). Das Christfest. Essen. 1810 (3. Aufl. 1821). Das Neujahrsfest. Essen. 1819 (2. Aufl. 1833).“ Einzelne Lieder aus diesem „Festbüchlein“ sind schon im J. 1808 und 1809 mit Melodien von A. Harder besonders herausgegeben worden. Er bewegte sich am liebsten auf dem allegorisch-didaktischen Gebiet. Bei dem sinnigsten Verständniß des Natur- und Menschenlebens und der zartesten Darstellungsgabe fehlte es — wie Kletke richtig urtheilt — dem kindlich gemüthlichen Dichter an Kraft, um seine Bilder tiefer und vielseitiger zu beleben.

Menken, Dr. Gottfried, wurde geb. 29. Mai 1768 zu Bremen, gottseliger Eltern Kind; mütterlicher Seits stammt er von dem großen Schriftforscher Lampe ab. Im J. 1788 bezog er als ein frommer Jüngling von strengen Sitten die Universität Jena, um Theologie zu studieren. Noch wenig bekannt mit dem hohen Grad, den der Unglaube bereits erstiegen hatte, und mit dem ganzen Geiste des damals auftauchenden Rationalismus, trat er in die Hörsäle der neuen Lehrer ein; er war voll Begierde nach Aufschluß der Bibel; aber er traute seinen Sinnen nicht und erschrack heftig, als die Professoren in ihren Bibelerklärungen ihm zumutheten, etwas ganz Anderes im Texte zu sehen, als er in seinem vorliegenden Testament wirklich sah. Einige Wochen hielt er es aus; dann übermannte ihn Traurigkeit und Unmuth; sein kindlicher Glaube, tief befremdet über solchen Abfall von der Wahrheit, hatte einen heftigen Kampf zu bestehen. Er sah ein, daß er entweder allen Glauben und dessen Seligkeiten aufgeben, oder mit einem festern Standpunkt Alles gewinnen müsse; deßhalb warf er sich unter heißen Thränen auf die Kniee und betete: „Bist du, „o Gott, und ist die Bibel dein Werk, so segne mein Forschen, daß „ich deiner und deines Worts gewiß werde. Wirst du mich erhören, „so soll mein ganzes Leben dem Dienste deiner Wahrheit geheiligt „seyn.“ Er blieb nun von diesen Collegien weg und las und studierte mit allen möglichen Hülfsmitteln Tag und Nacht für sich allein die Bibel. Heller und heller gieng ihm nun das Gnadenlicht auf und von da an brauchte er die h. Schrift fort und fort so fleißig, daß er fast häufiger einer neuen Bibel, als neuer Kleider, bedurfte. Das Ringen seiner Seele nach Wahrheit war ein Ringen mit Gott, der diesem jugendlichen Kämpfer und Forscher hier die stille Weihe zum

Zeugen und Helden der Wahrheit gab. Sein Leben war eigentlich eine fortwährende Lösung jenes Gelübdes, das er Gott damals auf den Knieen that. Von Jena gieng er im J. 1790 nach Duisburg, um noch einige Vorlesungen zu hören und nach erstandenem Examen von dort aus sich um eine Predigerstelle zu bemühen. Besonders einflußreich war hier für ihn die Berührung mit dem regen christlichen Leben, das schon damals, genährt durch das Wirken zweier edler, tiefer Geister, Tersteegen's (s. S. 219) und Collenbusch's, das Herzogthum Berg auszeichnete; besonders der Umgang mit Collenbusch gab ihm die entschiedenste Glaubensrichtung.

Noch in Duisburg begann er als Candidat seine schriftstellerische Zeugenthätigkeit, indem er sich in kühner Freiheit und mit dem Salz der Wahrheit gegen die unglaubige, rationalistische Lehre von den Dämonen oder Teufeln aussprach in der Schrift: „Beitrag zur Dämonologie". Diese Schrift erregte lebhaftes Aufsehen. Die Feinde der Wahrheit empfanden sie wie einen Scorpionenhieb, und geriethen über ihren unbekannten Verfasser in völlige Wuth. Die Schrift wurde als Schmähschrift behandelt und in Duisburg, wo der Hauptrationalist, Grimm, lehrte, am Schandpranger im Halseisen aufgehängt, mit Füßen getreten, zerrissen, und die Blätter umhergestreut. Die Schmach aber, die er hiefür litt, brach seinen heiligen Muth für die Wahrheit nicht. Er wurde nun im August 1793 Hülfsprediger für einen an den Augen leidenden Pfarrer in der kleinen Gemeinde Ueden im Herzogthum Cleve. Nach zehn Monaten schon wurde er von der reformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M. zum Gehülfsprediger berufen. Inhalt und Art seiner Predigten setzten hier Fromme und Gottlose in Erstaunen und lockten eine Menge Zuhörer herbei; er hielt glaubige, inhaltreiche, gewaltige Predigten. Einen besonders freundschaftlichen Umgang hatte er hier mit dem frommen Prediger Krafft, der ihm am 22. Jan. 1795 unter dem Tischgebet, nachdem sie gerade zuvor viel und herzlich von der unsichtbaren Welt und ihrer Herrlichkeit mit einander gesprochen hatten, plötzlich todt in die Arme sank. Nach zweijährigem Aufenthalt in Frankfurt kam er als Prediger an die reformirte Gemeinde zu Wetzlar, und dann im J. 1802, nachdem er sich durch seine Schriften bereits hinlänglich bekannt gemacht hatte, nach Bremen, in die alte Vaterstadt. Hier erschien anfangs die starke Speise, die er in seinen Predigten reichte, die Tiefe der Erkenntniß, mit der er in das Geheimniß der Versöhnungslehre und des Hohepriesterthums Christi eindrang, die Entschiedenheit und Schärfe, mit der er seine Ueberzeugung und die Wahrheit aussprach, Vielen gar zu neu und abstoßend. Anfangs hatte er bloß einen kleinern Kreis von Zuhörern; derselbe erweiterte sich aber bald so, daß seine Kirche nachgerade die besuchteste wurde. Später wurde er Pastor primarius an der St. Martinikirche und Direktor des geistlichen Ministeriums.

Er war stets anspruchslos und herzlich, doch rücksichtslos in seinem Widerspruch gegen Alles, was sich dem göttlichen Charakter des Christenthums entgegensetzte. Seine Lieblingsschriftsteller waren Bär und Joh. Albrecht Bengel; des letztern lautere, tiefe, heilige Schriftweisheit und gediegene, salbungsvolle Sprache zog ihn besonders an. Er bearbeitete am eifrigsten als Schriftsteller das Feld der Homilie und brachte dieselbe, nächst Herder, am meisten wieder zu Ehren. So hatte er schon vor seiner Berufung nach Bremen zwei Sammlungen christlicher Homilien im J. 1798 und 1802 herausgegeben. Diesen folgten dann im J. 1804 Homilien über Stellen aus der Geschichte des Propheten Elias, im J. 1821 eine Erklärung des eilften Kapitels des Briefs an die Ebräer, im J. 1826 Betrachtungen über das Evangelium Matthäi und Blicke in das Leben des Apostels Paulus. Besonders segensreich hat er auch für eine vertrautere Bekanntschaft mit dem A. Testament gewirkt, auf das er stets hinwies und dessen einzelne Stücke er mit großer Einsicht und Treue bearbeitete. Bekannt ist auch seine dogmatische Schrift: „Ueber die eherne Schlange und das symbolische Verhältniß derselben zu der Person und Geschichte Jesu. 1812." Seine Schriften wurden ins Schwedische und Holländische übersetzt und besonders in den russisch-deutschen Provinzen sehr geschätzt, so daß ihn die Universität Dorpat zum Doktor der Theologie machte. Wie auf der Kanzel, so bewährte er sich auch in seinen Schriften als einen Mann von apostolischem Zeugengeist. Er war ein aus den Schätzen der ewigen Wahrheit Neues und Altes hervorbringender Schriftgelehrter zum Himmelreich, ein Gottesgelehrter aus der dreifachen, von Luther bezeichneten Schule der Theologen, der des Gebets, der Betrachtung und der Anfechtung.

In der Schule der letztern wurde er namentlich gar heiß und tief geübt. Außer den Kämpfen, welche er, wie alle Lehrer der Wahrheit, stets zu durchkämpfen hatte, ward er von sehr angreifenden körperlichen und häuslichen Leiden anhaltend durchläutert. Entsetzliche, langwierige Zahnschmerzen brachten ihn mehrmals bis an den Rand des Grabes; ein schrecklicher Druck auf dem Haupte und Grauen in zerrütteten Nerven machten ihn oft eine Reihe von Wochen und einmal siebenzehn Monate lang unfähig, eine Predigt zu halten, oder eine Feder anzusetzen. Siegreich strahlte aber sein Glaube aus solchen Nächten und Gluthen immer wieder hervor, und der erschütternde Wahrheitsernst seiner Lehre verklärte sich so immer mehr in den Geist der Liebe und des Trostes, der himmlisch erquickend zu den Angefochtenen unter seinen Zuhörern sprach. Als nun aber die immer wiederkehrenden Leiden ihn fast arbeitsunfähig machten, kaufte ihm ein Kreis seiner Verehrer einen freundlichen Ruhesitz, wo er die Tage seines Lebens ruhig beschließen konnte. Dieser stille Feierabend that dem erschöpften Kämpfer des Herrn gar wohl. Ein Freund, der in seiner letzten, schweren, viermonatlichen Krankheit um ihn war, bezeugt: „Jeder Tag an seinem

Sterbebette ist zu einem Festtag worden, indem aus seinem Benehmen und seinen Reden die inwendige Herrlichkeit hervorstrahlte, welche die Wunder des Königs und Hohenpriesters Jesu Christi in ihm geschaffen hatten." Im größten Schmerz und Elendsgefühl, da er mehrere Monate, besonders des Nachts, nicht schlafen, nicht liegen, noch sitzen, nicht essen, ja vierzehn Tage lang seinen Durst nicht stillen konnte, kam ihm, wie er bekannte, nie auch nur einen Augenblick ein Zweifel an der Liebe Gottes. Sein ganzes Verhalten war das ächte Conterfei Alles dessen, was er lange zuvor und oft und viel vom Leiden, vom tröstlichen Segen beim Wohlverhalten im Leiden, von der Glaubensfreudigkeit, die er in seinem Lied: „Die ihr den Heiland" (Nro. 471), so herrlich den Leidenden anpreist, geredet und geschrieben hatte. Er bezeugte oft: „Ich habe mich ganz in die Hand meines „Herrn Jesu Christi begeben und lasse ihn machen. Ich bin wie ein „ausgedroschenes Stroh und meine Selbstthätigkeit hört auf. Er „wird mir über den Tod helfen; da kann es vorher noch dieß und das „setzen, aber ich bin in seiner Hand wohl verwahrt." Gutmüthigen Tröstern, die ihm sagten, er könne bei solchem Wirken und Wandeln froh dem Tod entgegengehen, sagte er zu verschiedenenmalen: „Nein, darauf hin könnte ich nicht ruhig aus dieser Welt gehen. Ich habe mich oft nicht wohl verhalten, sondern vielfältig gesündigt. Ich suche meine Gerechtigkeit nicht aus des Gesetzes Werken; ich habe mich je und je auf die Versöhnung in Christo gestützt und Frieden mit Gott gesucht und gefunden. Ich habe gelebt im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet und sich für mich gegeben hat (Gal. 2, 20.); in diesem Glauben sterbe ich auch getrost."

Am 29. Mai 1831 erlebte er seinen letzten Geburtstag. Am Morgen dieses Tages pries er, ohne noch zu wissen, daß sein Geburtstag sey, den Herrn mit dem Psalmvers: „Seine Barmherzigkeit ist alle Morgen neu"; da erscholl ergänzend eine Stimme aus dem Nebenzimmer: „Und seine Treue ist groß", und als ihm nun sein vieljähriger Arzt Glück wünschte und mit den Worten schloß: „Der Herr hat Alles wohl gemacht", sprach er gerührt: „Das will ich droben bald singen, „„wo die lieben Engelein — Alle Musikanten seyn"". In der Nacht des 1. Juni lag er im Sterben. Ein Freund betete über sein erblassend Angesicht sich beugend also: „Herr Jesu, erwecke das ganze Zutrauen zu deinem Namen in deinem Knecht, welches in ihm ist; Seligmacher, erlöse ihn nun; hilf ihm, seinen Geist freudig in deine Hand zu befehlen, wie du am Kreuz deinen Geist in die Hände deines Vaters befahlst, nimm seinen Geist auf und laß auch sein letztes Ende Gott preisen." Mitten in diesem Gebet vernahm man von ihm noch ein schwaches Getöne, und ehe es zu Ende war, war er sanft entschwunden. Seine Freunde aber riefen: „Hallelujah!"

Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 471.

(Quellen: Gebet und Rede beim Begräbniß G. Menken's am

6. Juni 1831 von C. H. G. Hasenkamp, evangelischem Prediger zu Vegesack. (Menken hatte denselben wenige Jahre vor seinem Tod als seinen Herzensfreund in sein Amt eingeführt.) — „Zum Andenken Dr. G. Menken's. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte der Theologie von M. J. C. Osiander, Prof. in Maulbronn (jetzt Dekan in Göppingen)." Aus der Tübinger Zeitschrift für Theologie. Jahrg. 1832. 2tes Heft, besonders abgedruckt. Bremen, bei W. Kaiser. 1832.)

Bevor wir aber nun aus dieser Periode der geistlichen Liederdichtung scheiden und in die Neuzeit übertreten, tritt unserem Blicke noch eine eigenthümliche Dichtererscheinung entgegen, die einzig in ihrer Art über ihrer Zeit steht, und von ihr noch nicht begriffen worden war, eine „Prophezeihung der neuern Zeit", wie sie schon bezeichnend genannt worden ist. Es ist der uns in die nächste Periode als ihr Vorläufer hinüberleitende

v. Hardenberg, Friedrich, genannt **Novalis**. Er wurde geboren 2. Mai 1772 auf einem Familiengut in der Grafschaft Mansfeld als der älteste Sohn unter eilf Geschwistern. Um sich nicht „v. Hardenberg" unterzeichnen zu müssen, nahm er in spätern Jahren den Namen „Novalis" an, von einem Gute, nach welchem die ältere Linie der von Hardenberg sich unterscheidet. Sein Vater war Direktor der sächsischen Salinen und hielt sich mit seiner Gattin zur Herrenhuter Brüdergemeinde. Die fromme Gesinnung seiner Eltern, vor Allem die sanfte Ruhe und schöne Religiosität der Mutter, welche sich dem ganzen Haus- und Familienkreis mittheilte, machte auf sein junges, zartes Gemüth die tiefsten Eindrücke, die ihn auch durch sein ganzes Leben begleiteten. Er war ein überaus fleißiger Schüler, und seiner lebhaften Einbildungskraft sagten in den Knabenjahren am meisten die Mährchen zu. Im J. 1790 bezog er die Universität Jena, um Philosophie zu studieren, und gieng von da nach zwei Jahren nach Leipzig und später nach Wittenberg, um die Rechte zu studieren. Fr. Schlegel und Fichte, die er damals kennen lernte, übten einen großen Einfluß auf ihn. Nachdem er nun seine Studien vollendet hatte, gieng er im J. 1795 nach Arnstadt in Thüringen, um unter dem Kreishauptmann Just sich in die praktischen Geschäfte einleiten zu lassen. Dort lernte er auf dem Landgut Grüningen Sophie v. Kühn kennen, die zwar erst das dreizehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte, aber bereits zu einer Jungfrau herangeblüht war von wunderbar lieblicher Gestalt, „voll himmlischer Anmuth, Rührung und Majestät." Der erste Anblick derselben entschied für sein ganzes Leben, dessen Blüthezeit das Jahr 1795 war. Er verehrte in ihr nichts Anderes, denn eine Madonna. Kaum hatte er sich aber mit ihr im Herbst des genannten Jahrs verlobt, als sie tödtlich erkrankte. Sie genas zwar wieder, allein es blieb ihr ein Todeskeim, ein Schmerz an der Seite, zurück. Bald nach ihrer Genesung kam er nach Weissenfels als Auditor bei seines Vaters Departement. Während er nun da ruhig im elterlichen Hause lebte, erhielt er die Nachricht, seine Braut, die an

einem Lungengeschwür litt, habe sich in Jena operiren lassen. Allein auch nach dieser Operation kränkelte sie fort und fort, und welkte dem Tod entgegen, der sie auch in ihrem fünfzehnten Jahr am 19. Merz 1797 dahinraffte. In dieser Zeit lebte Novalis nur seinem Schmerze, der unaussprechlich groß war. Es war ihm jetzt ganz natürlich, die sichtbare und unsichtbare Welt nur als eine einzige zu betrachten. Zugleich ward ihm das Leben ein verklärtes und sein ganzes Wesen zerfloß wie in einen hellen, bewußtvollen Traum eines höheren Daseyns. Aus der Heiligkeit des Schmerzes, der innigen Liebe und der frommen Todessehnsucht erklärt sich sein ganzes Wesen. Die damalige tiefe Trauer mag wohl auch den Keim des Todes in den schönen, blühenden Jüngling gelegt haben; er war wirklich schön zu nennen, groß, schlank, und trug sein lichtbraunes Haar in herabfallenden Locken. Der Umriß und Ausdruck seines Gesichtes kam sehr dem des Evangelisten Johannes nahe, wie er auf der großen Tafel von Albrecht Dürer in München und Nürnberg zu sehen ist.

Nach einigen Monaten kam er ganz getröstet und verklärt von dem Grabe seiner Braut zu den Geschäften zurück und gieng im Dezember desselben Jahrs nach Freyberg, um unter Werner den Bergbau zu erlernen. Er liebte es nun zwar, meist von den Gebieten unsichtbarer Welten mit Begeisterung zu sprechen und am liebsten die Tiefen des Gefühls im Gespräch zu enthüllen; dabei war er aber doch auch fröhlich, wie ein Kind. Dort in Freyberg verlobte er sich denn auch im J. 1798 mit Julie v. Charpentier; dem ungeachtet blieb aber doch Sophie stets der Mittelpunkt aller seiner Gedanken, ja er verehrte sie als eine Abgeschiedene fast noch mehr, als da sie ihm noch sichtbar nahe war. Im J. 1799 kehrte er zu seinem Vater nach Weissenfels zurück und wurde unter ihm Assessor und Amtshauptmann des thüringischen Kreises. Um diese Zeit dichtete er einige seiner geistlichen Lieder; sie sollten einen Theil eines christlichen Gesangbuchs ausmachen, welches er mit einer Sammlung von Predigten über die wichtigsten Ansichten des Christenthums begleiten wollte. Im August 1800, gerade als er zu seiner Hochzeit nach Freyberg reisen wollte, fieng er an, Blut auszuwerfen, so daß seine Verheirathung aufgeschoben werden mußte. Er wurde aber immer schwächer, und als er vollends erfuhr, daß sein jüngerer Bruder durch Unvorsichtigkeit ertrunken sey, wurde er von einem so plötzlichen Schrecken ergriffen, daß er einen Blutsturz bekam, worauf die Aerzte sein Uebel für unheilbar erklärten. Doch arbeitete er noch viel, dichtete noch einige geistliche Lieder und las fleißig in der Bibel, auch viel in Zinzendorf's und Lavater's Schriften. Je mehr sein Ende sich nahte, desto gewisser hoffte er auf seine Genesung, denn der Husten verminderte sich, und, die Mattigkeit abgerechnet, hatte er kein Gefühl von Krankheit. Er sagte da einsmals: „Jetzt sind ganz andere Lieder in mir aufgegangen, als ich bisher geschrieben habe.“ Vom Todestage seiner

Sophie an (19. Merz), wurde er jedoch auffallend schwächer und schlief am 25. Merz 1801 unter den melodischen Tönen des Claviers in den Armen Fr. Schlegel's sanft ein, ohne die mindeste Bewegung. Er hatte im Tode noch seine gewöhnliche freundliche Miene, als wenn er noch lebte. So starb er, der die „lieblichste Verkörperung eines hohen, unsterblichen Geistes" war, bevor er noch das neunundzwanzigste Jahr erreicht hatte.

Er war ein wahrer Dichter im heiligsten Sinn des Wortes. Alle seine Gedichte sind von der heiligen Schönheit der christlichen Religion aufs Innigste durchdrungen und seine ganze Religion war eine Religion des Jenseits. „Es war ihm," wie Tieck ihn schildert, „zur natür„lichsten Ansicht geworden, das Gewöhnlichste, Nächste als ein Wunder, „und das Fremde, Uebernatürliche als etwas Gewöhnliches zu be„trachten; so umgab ihn das alltägliche Leben selbst wie ein wunder„volles Mährchen, und jene Region, welche die meisten Menschen nur „als ein Fernes, Unbegreifliches ahnen oder bezweifeln wollen, war „ihm wie eine liebe Heimath. So erfand er einen neuen Weg der „Darstellung, und in der Vielseitigkeit der Beziehung, in der Ansicht „der Liebe und dem Glauben an sie, die ihm zugleich Lehrerin, Weis„heit und Religion ist, darinn, daß ein einziger, großer Lebensmoment „und Ein tiefer Schmerz und Verlust das Wesen seiner Poesie wurde, „gleicht er unter den Neueren allein dem erhabenen Dante."

Er dichtete im Ganzen fünfzehn geistliche Lieder, die im zweiten Theil seiner im J. 1802 zu Berlin herausgekommenen Schriften (5. Aufl. 1837) stehen. Unter ihnen sind auch zwei an die Madonna, nämlich: „Wer einmal, Mutter, dich erblickt, wird vom Verderben nicht bestrickt;" und: „Ich habe dich in tausend Bildern, Maria, lieblich ausgedrückt." Seine Lieder sind aber zu subjektiv und sentimental, als daß sie Kirchenlieder genannt werden könnten. Dr. Lange giebt folgendes Urtheil über sie ab: „Tiefsinn und Frömmigkeit, ein inniger Friede und eine reiche, aufdämmernde Ahnung beseelen seine Lieder. Er war in seinem Gemüthe über die Noth des Kampfes mit dem Unglauben hinaus; darum sind sie ächt lyrisch. Aber er hatte das unaussprechliche Gefühl, in welchem ihm die Natur und Gnade, der Glaube und das Denken versöhnt erschienen, noch nicht zur Klarheit des Geistes gebracht; daher das Unklare, pantheistisch Vage in manchen seiner Lieder." Ein Ungenannter sagt von ihnen in der evangelischen Kirchenzeitung. 1830. Nro. 17: „Sie sind, streng genommen, mit Ausnahme einzelner Strophen nur im Vorhofe der Heiden gedichtet, und klingen profan im Heiligthum und matt neben den Gesängen eines P. Gerhard und Angelus."

(Quellen: Novalis Schriften. Herausgegeben von L. Tieck und Fr. Schlegel. 1. Thl. Vorrede zur dritten Auflage.)

/ Bd. / 1802. /
4. Aufl. 1826.

Blicken wir nun noch auf die Entwicklung **des Kirchengesangs** * während der Aufklärungsperiode, so begegnet uns ein wahres Wort eines der neuesten Wortführer für die Reform des Choralwesens (Hauber's), welcher sich dahin ausspricht: „In Lieb „und Leid bleibt der evangelische Choral seiner Kirche getreu. Er „jubelt und klagt mit ihr, ist mit ihr dogmatisch und moralisch, „er theilt mit ihr ihren Reichthum und Armuth, ihr Polychrom „und Ipserweiß; man hört in ihm den großartigen Heerdengesang „einer starken, objektiv festen Kirche und die süßen Klagelaute der „zersprengten Schafe; so oft eine neue Epoche, sey's zum Guten „oder Schlimmen, in der Kirche eintritt, hallen die innern Vorgänge „wieder im Gesang, wenn auch nicht sogleich. So ist er treulich der „Kirche gefolgt bis dahin, wo sie selbst, verzagend an ihrem Begriff „und ihrer Würde, sich zur bloßen Großkinderschule heruntergegeben „hat und also auch der Choral ihr nach auf der untersten Stufe seiner Existenz angekommen ist — als pädagogischer Choral." Auf diese unterste Stufe gelangte er in der Aufklärungsperiode; so wenig in ihr das Kirchenlied gedeihen konnte, eben so wenig der Choral.

Der Verfall des Kirchengesangs, den wir also nun zu schildern haben, zeigt sich in folgenden vier Hauptpunkten:

1) In der Alleinherrschaft des weltlichen Styls. Die Bahn dazu war schon in der vorigen Periode gebrochen (s. S. 440 f. 446 f.). In einer so unkirchlichen Zeit nun aber, in der man sich der Bibelsprache beim geistlichen Lied fast schämte und die modernen Redeformen der Weltweisheit in die neuen Liederdichtungen einführte, in einer so verständig seyn wollenden Zeit, da man den Krafton der alten Glaubenslieder für ungenießbar und unanständig hielt, kam vollends der Sinn für die Einfalt und den Ernst des Kirchenstyls ganz abhanden; er galt nun für steif und langweilig. Man gieng mehr und mehr ab von dem einfachen diatonischen System und wandte fast ausschließlich die weltliche Tonleiter und Dissonanz an. Die leichten, in diatonischem Fortschritte einer Oktave sich bewegenden Choralformen, wobei die auf- und absteigenden Töne mehr singend an einander gereiht erscheinen, verschwinden jetzt, und moderne Formen, wie sie eben die neueren Tonarten begünstigen, treten überall hervor. Gar beliebt sind nun Fortschreitungen nach der chromatischen Tonleiter in lauter Terzen-, Quarten-, Quinten- und Sextensprüngen, wie sich dieß selbst

---

* Quellen: „Geschichte des christlichen, besonders des evangelischen Kirchengesangs und der Kirchenmusik. Ein historisch-ästhetischer Versuch von Joh. Ernst Häuser. 1834." — „Reform des Choralwesens. Geschichtliches, Wünsche und Vorschläge. Ein Aufsatz des Diakonus Hauber in Tübingen, in der Vierteljahrsschrift. Stuttgart, bei Cotta. 1841. 4tes Heft. Nro. 16." — „Allgemeine Geschichte der Musik von Forkel. Zwei Bände."

bei dem damals verhältnißmäßig kirchlichsten Componisten, bei Knecht zeigt, z. B. in den Chorälen: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte" — „Vollendet ist dein Werk" — „Mit dem Haufen deiner Frommen" — „Heilig, heilig ist dein Wille."

Es giebt nun überhaupt keinen Kirchenstyl und somit auch keinen eigentlichen Kirchengesang mehr, weßhalb Carl v. Winterfeld seine Geschichte des evangelischen Kirchengesangs mit Joh. Sebastian Bach schließt. Wie sich damals bald nach Klopstock die Dichterheroen vom Gebiet der geistlichen Dichtkunst vornehm und kalt abwandten, so wandten sich auch die Heroen der musikalischen Welt von dem alten, ernsten, kirchlichen Styl immer mehr ab, und bedienten sich, wie z. B. Mozart (1756—1792) und Beethoven, der Vollender der Instrumentalmusik (1770—1827),* bei kirchlichen Musikstücken geradezu des Opernstyls. Es gieng nun der Oratorienstyl vollends ganz in den Opernstyl über, und die weltliche Musik trat in ihre Glanzperiode ein. Theater und Concert erhielten nun die Hauptrollen auf dem Gebiet der Tonkunst; von ihnen aus ward die Kirchenmusik, die nun in ein ganz untergeordnetes Verhältniß tritt, versorgt. Mit dem kirchlichen Glauben verfiel auch die Kirchenmusik. Besonders ansteckend war für die protestantische Kirchenmusik, die meist in sogenannten „Cantaten" bestand, deren z. B. Zumsteeg in Stuttgart († 1802) viele geliefert hat, der katholische Meßgesang, welcher zuerst durch den Einfluß der Opernmusik ganz in den galanten Styl verwandelt worden war, den einst die Väter des Tridentinischen Concils durch Palestrina so eifrig abzuwehren bemüht waren (s. S. 121). Darnach wurden aber auch die Cantaten für evangelische Kirchen geformt, so daß dieselben nach Dr. Grüneisen's richtiger Bemerkung „oft eher an Motive aus der „Zauberflöte oder aus dem Donauweibchen erinnerten, als an die „Nachtmahlshymne eines Decius."

So brach am Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine Verweichlichung und eitle Verweltlichung ein, die gleichen Schritts mit der alle tiefere Religiosität untergrabenden Aufklärerei allmählich allen Ernst und alle Würde aus der Kirchenmusik verbannte. Gerecht sind J. E. Häuser's Klagen: „Immer höher stieg der Prunk der Instru„mentirung; die Kraft, die Würde, das Andachterhebende ver„scheuchten Reminiscenzen weltlicher Melodien. Unreines, Gemeines „kam in die Kirche als Vorspiel, als Nachspiel. Mit einer Ouver„türe kamen die Leute zur Kirche, mit einem Marsch marschierten oder „mit einem Walzer tanzten sie zum Tempel hinaus."

Das deutlichste Zeichen, daß die Kirchenmusik alle ihre selbstständige Bedeutung verloren hatte, war die Abnahme ächter, gründlicher Orgelspieler, während auf den andern Instru-

---

* Beethoven schrieb neben seinem schönen Passionsoratorium: „Christus am Oelberg" für die Kirche Messen voll des tiefsten Gefühls. Auch lieferte er Compositionen für sechs Gellert'sche Lieder.

menten immer größere Meister sich bemerklich machten und nun auch mehr geachtet und geschätzt wurden, als selbst die Orgelspieler, die doch noch zu Anfang dieses Jahrhunderts so hoch standen, daß kein Musiker etwas galt, der nicht Meister auf der Orgel war. Vogler, der größte Orgelspieler dieser Zeit (geb. 1749, † 1814 zu Darmstadt), mußte die Orgel „zu einer Art Panorama für das Ohr" machen; er mußte mit ihr malen und allerlei Tongemälde, z. B. vom jüngsten Gericht, von einer Seeschlacht sammt den dabei vorkommenden Donnerschlägen, Trommelwirbeln, Kanonenschüssen, den Einsturz der Mauern von Jericho rc. auf ihr aufführen, sonst hätte er solchen Beifall sich nicht mehr erringen können. Solches Malen riß auch bei gewöhnlichen Organisten ein. So spielte einer nach D. G. Türks Erzählung in der Schrift: „Die wichtigsten Pflichten eines Organisten" bei den Worten: „Am Kreuz gestorben" mit kreuzweis über einander geschlagenen Händen, ein anderer spielte bei der Stelle: „Meines Glaubens Licht, laß verlöschen nicht," anfangs vollstimmig, allmählich immer schwächer, dann nur mit einem Finger und zuletzt — gar nicht mehr; ein dritter machte bei den Worten: „Furcht und Schrecken", mit der Orgel ein entsetzliches Geheul, indem er beide Arme auf das gekoppelte Hauptwerk legte und beide Füße auf das Pedal setzte. Bei Leichen wurde gewöhnlich der Tremulant gebraucht oder zum Schluß des Gottesdienstes, selbst bei der Feier des h. Abendmahls, Märsche, Walzer rc. gespielt. Ein Organist nahm sogar, als der Prediger über die Mäßigkeit gepredigt hatte, als Nachspiel das bekannte: „Wer niemals einen Rausch gehabt." Bei solcher Verweltlichung der Kirchenmusik, und in Folge davon selbst auch des Orgelspiels, konnte es nicht fehlen, daß in dieser Glanzzeit der weltlichen Musik auch der Choral das Weltkleid anzog.



2) In der Herrschaft des geraden oder viertheiligen Takts. Es verschwinden jetzt vollends auch die punktirten Noten und der Trippeltakt, wodurch seither noch einiges Leben im Choralgesang geblieben war; an die Stelle der Mannigfaltigkeit tritt nun ein gleichförmiger, wechselloser Fortschritt in lauter geraden Takten mit stetigen halben Noten von gleichem Werth. Der Rhythmus wird zur Monotonie. Zugleich glaubte man selbst auch die die Hauptnoten mit einander verbindenden Zwischennoten entfernen zu müssen. Dadurch verlor der Choralgesang alle Frische und Lebendigkeit und erhielt nun den Eindruck ungemeiner Langweiligkeit, Schwerfälligkeit und Einförmigkeit, so daß fast ein Choral dem andern zu gleichen scheint.

In dieser glaubensleeren, trockenen, nüchternen Zeit verstand man die alte, ausdrucksvolle Rhythmik nicht mehr und hielt sie gar wohl für Tändelei. Die Kraft und der Schwung des neuerwachten evangelischen Geistes, wodurch einst jene melodischen Schwingungen dem freudigen Wogen in den Rhythmus gekommen waren, war nun erstorben und gelähmt, denn Zweifel und Unglauben herrschten. Wie

die Dichter, weil sie mit dem Volke den alten Volksglauben nicht mehr aus voller Seele theilten, unfähig waren, volksmäßige Glaubenslieder zu dichten, so wich auch die belebte Rhythmik, die allein ächt volksgemäß ist, aus den neuern Choralcompositionen und der Choral wurde wieder das, was er vor der Reformation war, ein dem volksthümlichen Geiste der Gemeinde fremdes Singen im langsamen, gemessenen Schritt des strengen gregorianischen Gesangs. Wie einst der ambrosianische Kirchengesang, nachdem er zweihundert Jahre lang (von 386—590) voll melodischen Schwungs und frischer, rhythmischer Belebtheit in der Kirche geherrscht hatte, dem römischen oder gregorianischen Kirchengesang in der gemessenen, feierlich langsamen Tonfolge von lauter gleichen Tönen weichen mußte, so traf ihn nun wiederholt dasselbe Schicksal, nachdem er aufs Neue wieder zweihundert Jahre lang von Luther bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in der evangelischen Kirche Eingang gefunden hatte. Gar altklug stellte man den Grundsatz auf: „Je gemessener und langsamer ein Choral gesungen wird, desto feierlicher ist er." Daher fängt die Vorrede zum Würt. Gesangbuch vom J. 1791 gleich mit den (Klopstock'schen) Worten an: „Gleich wie der Kirchengesang, dieses laute und l a n g s a m e Gebet der ganzen Gemeinde, zur öffentlichen Anbetung Gottes gehört xc." Und Knecht, der Herausgeber des Choralbuchs zu diesem Gesangbuch vom J. 1798, beginnt deßhalb seine Vorrede zu demselben alsogleich mit den Worten: „Der Choral ist der einfachste und l a n g s a m s t e G e s a n g , der „n u r g e d a c h t w e r d e n k a n n. Diese Einfachheit und Langsamkeit „aber gibt ihm nicht nur die höchste Feierlichkeit und Würde, sondern „auch die anerkannteste Tauglichkeit, von einer sehr zahlreichen Menge „Volks, wenn es gleich im eigentlichen Verstand nicht musikalisch ist, „abgesungen zu werden."

In den letztern Worten liegt nun noch ein weiterer Erklärungsgrund jener Umgestaltung in der Rhythmik des Chorals. Bei dem ersterbenden Sinn für das Kirchlich-Religiöse hatte nämlich auch die Fertigkeit im Gesang beim Volke bedeutend abgenommen, namentlich seit dem siebenjährigen Krieg. Mit der Geringschätzung des Christenthums und überhandnehmenden Volksaufklärerei hatte auch die häusliche Andacht und Erbauung, bei der man früher in Winterabenden oder bei den regelmäßigen Morgen- und Abendandachten, Sonntags auch nach dem Mittagessen, mit den Hausgenossen Lieder aus dem Gesangbuch sang, fast ganz aufgehört und die Gemeinde, wenn sie nun als große Versammlung in der Kirche zusammenkam, konnte jetzt bei dem Mangel der Sangfertigkeit nicht anders mehr singen, als wenn der langsame, gemessene Schritt des strengern gregorianischen Choralgesangs eingehalten wurde.

So hat zwar damals der selbstverschuldete Mangel der Sangfertigkeit der Gemeinden diesen langsamen Gesang in lauter gleichen

Noten ohne alle Leitetöne bedingt. Volksmäßig ist er aber deßhalb nicht zu nennen, sondern gleichwohl wider die ganze Natur des Volksgesangs. Dafür galten die nun bei solchem Kirchengesang aufkommenden Schnörkel. Hauber macht in dieser Beziehung die treffende Bemerkung: „Es rächte sich nun die Natur und schob in die unmusikalischen, leeren Zwischenräume Ergänzungssurrogate ein. Dieß sind die verzweifelten Schnörkel des Volksgesangs. Durch sie wird die der Natur des Gesangs angethane Beleidigung reichlich zurückgegeben; sie sind die rächenden Schatten der todtgeschlagenen Anmuth. Die singende Gemeinde ist hier im Stand der Nothwehr und hilft sich selbst gegen die Eingriffe eines willkührlichen, fremden Gesetzes in ihre Gerechtsame."

3) In der Entstehung einer Menge neuer unvolksmäßiger und schwerfaßlicher Melodien im trockenen Schulton. Zu jener Zeit, da das Kirchenlied zum trockenen Morallied wurde, erhielt auch der Choral ein trockenes, lehrhaftes Gepräge. Wir stehen nun in der Periode des didaktischen Chorals.

Die übertriebene Subjektivität auf dem reinen Standpunkt des Denkglaubens oder Verstandes hatte eine solche Oberflächlichkeit und Zerstreutheit zur Folge, daß nun Melodien geschaffen wurden, die nichts sagen und daher auch nicht behalten werden können. Wahr und ergreifend ist die Klage des edlen Freiherrn v. Tucher:* „Der „Geist der ganzen Zeit ist es, dem der Verfall des Kirchengesangs „zur Schuld anzurechnen ist, der Geist, der nunmehr im Glauben an „den einzigen gemeinsamen Mittelpunkt, an Christum, nicht mehr „sein Heil erkennt, der es nicht versteht, daß die Gemeinde der Leib „Christi ist, der darum in der Gemeinde nicht mehr seine Einheit „sucht und findet, damit aber auch alles Volksgemäße mißachtet, wohl „auch gar verachtet, und sich nun in der Zersplitterung subjektiver „Partikularität, die man heutiges Tages Glaubensfreiheit nennt, „und deren abstrakt geistigen oder materiellen Interessen verliert, darum „aber auch von dem Geist der Gemeinde sich lostrennt, sich demselben „gegenübersetzt und sich damit unfähig macht, mit Aufgeben der be„wußt reflektirenden Subjektivität den Geist der Gemeinde zu erfassen „und auszusprechen. Unsere Dichter und Componisten singen nicht „mehr, wie früher im Namen des Volks und aus diesem heraus, „sondern nur in eigenem Namen und für das Volk, das sie wohl „auch auf tieferer Stufe, als sich selbst glauben. Lied und Choral, „Predigt und Gebet zeigen nun das gleiche Schicksal, den gleichen „Fortgang zum Verfalle von der schlichten, unbefangenen Unmittel„barkeit, demüthigen Glaubensinnigkeit, Glaubensstärke und Begei-

* In dem Vorwort zu seinem: „Schatz des evangelischen Kirchengesangs, der Melodie und Harmonie nach aus den Quellen des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts geschöpft ꝛc. von G. Freiherrn v. Tucher. Stuttg. bei Metzler. 1840."

„sierung, Geistestiefe und Popularität zur Leerheit, abstrakt reflek-
„tirender Subjektivität, zum Hochmuth eigenen Wissens, Meinens
„und Empfindens, zur Flachheit gemüthlosen Raisonnements und
„Moralisirens und damit zur Entfremdung vom wahren geistlichen
„Leben und christlichen Volksthum."

Während die alten Choräle der Glaube geschaffen hat, so war hinfort nicht mehr das innere Gemüth bei Erfindung einer neuen Melodie tonangebend, sondern rein bloß das Gehör oder der ästhetische Geschmack. Fast handwerksmäßig wurden die neuen Melodien den Liedern angemessen und angepaßt. Hat doch z. B. selbst Knecht, und, wie er, noch mancher Herausgeber neuer Choralbücher, auf Bestellung allein für das würtembergische Gesangbuch siebenundneunzig neue Melodien und für das baierische in einem Jahr fünfundzwanzig gefertigt. Bei dem seichten Inhalt der meisten Lieder, zu denen solche Melodien gefertigt wurden, ist es auch gar nicht zu verwundern, daß sie größtentheils gering ausfallen mußten: denn einem vom Geiste des Liedes ergriffenen Gemüthe konnte eine solche Melodie nicht entströmt seyn. Daher haben solche Melodien auch fast nirgends ein Bürgerrecht in dem kirchlichen Gemeindegesang erlangt und sind mit wenig Ausnahmen entweder bereits vergessen oder, statt ein Gemeingut der deutschen evangelischen Kirche zu seyn, höchstens in denjenigen Gegenden in einigen Gebrauch gekommen, in welchen die Componisten zu Hause sind. Die Gemeinde selbst hat so über sie gerichtet ein „stummes Gericht".

Auch das war ein Uebelstand, daß nun nicht mehr, wie ehedem, entweder durch den Dichter eines Liedes auch dessen Weise geschaffen wurde, wobei mit dem Klang der Worte auch der Klang der Töne in innigster Durchdringung und Wechselwirkung als aus einem Guß hervortrat, wie dieß z. B. bei: „Ein' feste Burg", oder: „Wer nur den lieben Gott" der Fall war, oder Dichter und Sänger oder Tonmeister sich unter einander besprachen, wie Luther und Walther thaten, oder dasselbe anregende äußere Erlebniß, das den Dichter zu seinem Lied erregte, auch im Sänger die Weise hervorrief, wie dieß z. B. bei: „Was Gott thut, das ist wohlgethan" — „Valet will ich dir geben" 2c., der Fall war. So fehlt nun diesen neuen Weisen, so zu sagen, der Charakter, während die ältern stets einen Hauptton hatten, der mit dem Inhalt des Liedes, zu dem sie gemacht waren, im seelenvollsten Einklang steht. Die Stelle solches seelenvollen Charakters muß nun meist eine zärtliche Empfindelei, matte Süßlichkeit, oder ein eitles Prangen mit überraschenden Effekten vertreten, und das Gemachte sieht man solchen Melodien meist nur allzudeutlich an.

4) In der Umbildung der alten kirchlichen Weisen in die modernen Formen. Dieselbe Verwässerung, welche damals unter Klopstock's und Dietrich's Vorgang die alten Kernlieder der evangelischen Kirche durch Verstümmlung und Umschmelzung in moderne Sprachform bis zur Unkenntlichkeit und Verzerrung zu er-

fahren hatten, traf nun auch die alten Kernmelodien. Den Gesangbuchsverbesserungen folgten die modernen Choralbuchsverbesserungen auf dem Fuße nach. Viele alte herrliche Weisen wurden als ungenießbar nun ganz auf die Seite geschoben; bei denen, die noch Gnade fanden, wurden nach dem weltförmigen Zeitgeschmack die alten Tonarten, in denen sie gesetzt waren, auf die neueren reducirt. Im Satz der Choräle nicht bloß, sondern besonders auch bei der Choralbegleitung wurden jetzt die modernsten, der hohen Einfalt und Würde des Chorals schnurstraks zuwiderlaufenden Harmonien, Abweichungen, Veränderungen, Verzierungen der Melodie &c. angebracht, und ihnen so ein modisches Kleid angezogen. Allermeist aber wurde bei den alten Chorälen die lebensvolle Rhythmik vollends gänzlich auf die Seite geschafft; alle wurden nach der Meßschnur des geraden viertheiligen Takts zugerichtet und geebnet. Die alten Weisen, die sonst glaubensmuthig einherschritten, müssen sich nun in den steifen „Paradeschritt", der jetzt als Merkmal der Kirchlichkeit galt, zwängen lassen. Nur wenige alte Weisen von der Art des dreitheiligen Takts blieben noch übrig und entgiengen bei ihren großartig prägnanten oder ausdrucksvollen Tonfolgen der Alles ebnenden und gleichmachenden Macht des viertheiligen Takts. Aber selbst diesen wurde die Frische und geistige Kraft, die sie bei ihrem rhythmischen Gepräge noch an sich trugen, vollends durch den langsamen, schleppenden Vortrag, mit dem sie in der Kirche gesungen wurden, genommen; man hörte bei dem langsamen Singen der einzelnen Noten ihren Rhythmus nicht mehr. Der Choral zerfiel in manchen Kirchen in ein Aggregat von einzelnen Tönen und keine Zeile desselben konnte mehr einen musikalischen Gesammteindruck machen, geschweige denn die ganze Weise, weil das Ganze zu lang dauerte, um zusammengehört zu werden.

Lernen wir nun die bedeutendern Componisten dieser neuen Richtung im evangelischen Choralwesen näher kennen. Es sind folgende:

Carl Philipp Emanuel **Bach**, ein Sohn des großen Johann Sebastian Bach (s. S. 453), geb. zu Weimar 14. Merz 1714. Er studierte zu Leipzig und Frankfurt a. d. O. die Rechte, legte aber schon als Student eine musikalische Akademie an, denn sein Vater lehrte ihn als Kind schon die edle Tonkunst. Im J. 1740 kam er als Kammermusikus und Cembalist in die Dienste Friedrichs des Großen nach Berlin, wo er bis zum J. 1767 blieb. Dann kam er an Telemann's Stelle als Musikdirektor nach Hamburg, wo er am 14. Dez. 1788 an einer Brustkrankheit starb. Neben dem, daß er sich vorzüglich als Claviercomponist sehr berühmt machte und seines Vaters Sammlung alter Kirchenweisen herausgab, fertigte er auch viele Choralmelodien, zuerst zu Gellert's Liedern (1759), dann zu Cramer's Psalmen (1774), und zu Sturm's geistlichen Gesängen (1780 und 1781 in zwei Theilen). Auch gab er im J. 1787 zu Lüneburg

neue Melodien zu dem neuen Hamburger Gesangbuch heraus. Zwei derselben wurden in das Würtemb. Choralbuch vom 1798 aufgenommen, bürgerten sich aber wohl nirgends ein:

„Du klagst und fühlest die Beschwerden"
„Gott ist mein Hort."

Johann Adam Hiller (eigentlich Hüller), geb. 25. Dez. 1728 zu Windischoßig bei Görlitz in Schlesien, wo sein Vater Schulmeister war. Er verlor denselben, da er erst sechs Jahre alt war und wurde dadurch in die dürftigsten Umstände versetzt. In seinen Knabenjahren schon war Singen sein gewöhnlicher Zeitvertreib; da er aber sonst nichts hatte, sang er Lieder aus dem Gesangbuch, meist Passions= und Sterblieder, und unter diesen die längsten am liebsten. 1740 kam er auf das Gymnasium nach Görlitz, wo er wegen seiner guten Diskantstimme in das Singchor aufgenommen wurde und allerlei Instrumente spielen lernte. Dadurch gelang es ihm, im J. 1747 in die Dresdener Kreuzschule aufgenommen zu werden, wo er bei dem großen Homilius (s. S. 597) Unterricht im Clavier hatte. Im J. 1751 bezog er zuerst als Studierender der Rechtswissenschaft, dann später im J. 1758 als Hofmeister des jüngern Grafen v. Brühl, Heinrich Adolph, die Universität Leipzig, und hier war es, daß er aus Verehrung und Gefälligkeit gegen Gellert Choralmelodien zu dessen geistlichen Liedern componirte. Vom J. 1760 lebte er als Privatmann in Leipzig, und wurde 1763 Direktor des dortigen großen Concerts, das von ihm errichtet als Muster aller übrigen in ganz Deutschland galt. Er wurde der Schöpfer des deutschen Singspiels, und der Herzog von Kurland ehrte ihn dafür so sehr, daß er ihm den Titel eines Kapellmeisters nebst einer ansehnlichen Pension gab. Schon einundsechzig Jahre war er alt, als er noch an Doles Stelle (s. S. 597) Cantor und Musikdirektor an der Thomasschule zu Leipzig wurde, auf welcher Stelle er hochbetagt im J. 1804 starb. Es erschienen von ihm im J. 1761 „Choralmelodien zu Gellert's geistlichen Oden und Liedern, welche nicht nach bekannten Kirchenmelodien können gesungen werden," und im J. 1792 „Fünfundzwanzig neue Choralmelodien zu Liedern von Gellert". Von diesen nahm er dann viele, die sich meist in Baiern, Sachsen und Preußen verbreiteten, in sein „allgemeines sächsisches Choralbuch" vom J. 1793 auf. Die bekanntesten sind:

„Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre"
„Wer bin ich von Natur"
„Du bist's, dem Ruhm und Ehre gebühret"
* „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen*
c a b c f e c c b a
Du klagst, o Christ, in schweren Leiden
Gott ist mein Lied — a a h cis
Ich dank dir heute für mein Leben

* Die mit * bezeichneten Melodien stehen alle im neuesten W. Choralbuch.

An Bach und Hiller reihen sich zwei weitere Sänger der Gellert'schen Lieder:

Johann Jakob **Quanz**, der berühmte Flötenspieler und Musiklehrer Friedrichs II. von Preußen, geb. im J. 1697. Er ließ im J. 1760 Melodien zu Gellert's Liedern drucken und starb 1773 in Potsdam.

Johann Friedrich **Doles**, seit 1756 Musikdirektor an der Thomasschule zu Leipzig, als der er im J. 1789 starb. Er ist der nächste Vorgänger J. A. Hiller's auf dieser in ganz Deutschland hochgeachteten Stelle.

Sonst verdienen noch erwähnt zu werden:

Gottfried August **Homilius**, geb. 2. Febr. 1714 zu Rosenthal in Sachsen, einer der größten Organisten seiner Zeit, der Lehrer J. A. Hiller's. Er war von 1742—1755 Organist an der Frauenkirche in Dresden, und starb 1. Juni 1785 als vieljähriger Musikdirektor der drei Hauptkirchen zu Dresden.

Johann Heinrich **Rolle**, geb. 1718 zu Quedlinburg. In seinem vierzehnten Jahr war er bereits Organist an der St. Peterskirche zu Magdeburg, 1746 kam er dann als solcher an die dortige Hauptkirche und wurde 1752 Musikdirektor daselbst, wo er 29. Dez. 1785 starb. Er ist vornämlich der Sänger der Münter'schen Lieder. Die hiezu von ihm componirten Melodien finden sich in seiner „Sammlung geistlicher Lieder. Leipz. 1775."

Franz Vollrath **Buttstett**, geb. 1735 in Erfurt, in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts Organist in Rothenburg an der Tauber. Seine Choralmelodien haben sich hauptsächlich im Fränkischen und Hohenlohe'schen verbreitet. Am bekanntesten ist seine Melodie zu dem Patzke'schen Lied:

„Der du das Loos von meinen Tagen" — vom J. 1781.

Johann **Schmidlin**, vieljähriger Pfarrer zu Wezikon und Seegraben in dem Schweizerkanton Zürich, wo er noch ums J. 1790 im Amte stand. Er beförderte mit ganz besonderem Eifer den mehrstimmigen Gesang in seiner Gemeinde, die heute noch dadurch ausgezeichnet ist. Schon vom J. 1752—1758 gab er ein musikalisches Gesangbuch in zwei Bänden heraus unter dem Titel: „Singendes und spielendes Vergnügen reiner Andacht". Die fünfte Auflage desselben vom J. 1792 enthält 488 Lieder und Weisen, wovon 221 noch in der Halle'schen Manier für eine Diskantstimme mit beziffertem Baß, 267 aber drei- und vierstimmig gesetzt sind. Im J. 1770 schmückte er auch Lavater's Schweizerlieder mit Melodien. Bekannt ist sein majestätischer Choral zu Cramer's Lied:

* „Schwingt heilige Gedanken" — vom J. 1775.

Von besonderer Bedeutung für **Würtemberg** sind die Herausgeber des im J. 1798 zum Würtembergischen Gesangbuch von 1791 erschienenen Choralbuchs, Knecht und Christmann. Dieses

Choralbuch das den Titel hat: „Vollständige Sammlung der besten neuen und alten vierstimmigen Choralmelodien zu dem neuen Wirtembergischen Gesangbuche", enthält 135 ganz neue und 131 alte Choralmelodien, im Ganzen also 266 Melodien für eine Sammlung von 629 Liedern. Unter diesen haben allein die beiden genannten Herausgeber 123 ganz neue Melodien über die vorzüglichsten Lieder „mit wahrer Begeisterung", wie sie meinen, componirt; 97 kommen auf Knecht, 26 auf Christmann. Dieses Choralbuch* hat mehr die Orgel, als die singende Gemeinde im Auge, sonst wären die vielen chromatischen Uebergänge und Intervallenspielereien vermieden worden. Nach dem Geist der damaligen Zeit sind auch hier die alten Kernweisen umgeändert, jedoch, was sehr anzuerkennen ist, nur mit schonender Hand. Lernen wir die genannten Männer nun näher kennen:

Justin Heinrich **Knecht**, geb. 30. Sept. 1752 in der damaligen Reichsstadt Biberach in Oberschwaben, jetzt zu Würtemberg gehörig, wo sein Vater als Collaborator und nachmaliger evangelischer Cantor lebte. Er war meist sein eigener Lehrer in der Musik, zu der er von früh auf großen Hang und Geschick zeigte. Sein Lehrbuch, dessen er als Knabe schon sich bediente, war Bach's „wahre Art Clavier zu spielen." Endlich, als er das zwölfte Jahr erreicht hatte, erhielt er vom katholischen Organisten der paritätischen Stadt Biberach, Namens Krämer, Unterricht im Generalbaß, brachte es aber in einem halben Jahr so weit, daß er keines Lehrers mehr bedurfte. Um diese Zeit componirte er, erst zwölf Jahre alt, sein erstes Musikstück, ein dramatisches Singspiel unter dem Titel: „Josua", und in demselben Jahre noch ein zweites: „Kain und Abel", welches schulgerechter war, da er, bevor er dieses componirte, den Generalbaßunterricht bei Kramer durchgemacht hatte. Durch letzteres Stück erregte er die Aufmerksamkeit des Hofraths und Kanzleiverwalters Wieland in Biberach, der sich seiner aufmunternd annahm. Von seinem ersparten Gelde schaffte er sich jetzt musikalische Werke an und kam im J. 1768 gleich in die oberste Klasse des Collegiatstiftes in Eßlingen. Hier widmete er außer den gewöhnlichen Schulwissenschaften seine Nebenstunden unter Anleitung des Musikdirektors und Präceptors Schmidt dem Orgelspiel und dem Studium der Bach'schen, Marpurg'schen und Graun'schen Schriften. Schon nach drei Jahren wurde er, erst neunzehn Jahre alt, im J. 17[illegible] einstimmig vom Magistrat seiner Vaterstadt zum Nachfolger des Musikdirektors und Präceptors Doll daselbst erwählt. Im J. 1792 wurde ihm aber sein Schulamt abgenommen, damit er sich ganz und ausschließlich der Musik widmen konnte. Nun erhielt er, besonders auch durch das Studium der Vogler'schen Schriften, einen neuen Schwung, und arbeitete jetzt für Biberach ein neues

* Eine Beurtheilung desselben ist in der Leipziger musikalischen Zeitung. Bd. I. S. 862 rc. zu finden.

Choralbuch aus, zu dem er zweiundfünfzig neue Melodien lieferte. Im Jahr 1798 bearbeitete er auf Befehl des Consistoriums zu Stuttgart ein neues Choralbuch für Würtemberg, zu welchem er 97 neue Melodien schuf. Im J. 1807 berief ihn deßhalb König Friedrich von Würtemberg nach Stuttgart, wo er anfangs die Theatermusik, nachher aber die Musik in der Hofkirche zu dirigiren hatte. Weil er aber in Stuttgart mit mehreren Gegnern zu kämpfen hatte, kehrte er im J. 1809 wieder auf seine alte Stelle nach Biberach zurück. Hier besorgte er im J. 1815 auch noch das neue Baierische Choralbuch, das er mit 75 neuen Melodien bereicherte, von welchen er 25 auf einmal im J. 1815 zu diesem Zweck fertigte. Diese sind deßhalb auch seine am wenigsten gelungenen Melodien, während die für das Würt. Choralbuch gefertigten seine gelungensten sind. Zwei Jahre darauf, im J. 1817, starb er; auf dem Biberacher Kirchhof steht über seinem Grabe die Inschrift:

„Engelstöne, die er ahnend hier uns sang,
Singt er jauchzend dort im höhern Chor."

Sein Lebenslauf ist ausführlich beschrieben in der musikalischen Realzeitung von 1790. Nro. 6 und 7.

E. L. Gerber fällt in seinem Lexikon über ihn das Urtheil: „Er „war ein ausgezeichneter Theoretiker und vorzüglich stark im Orgel„spiel. Sein Genius neigte sich besonders zum Großen, Erhabenen, „Ernsthaften, Pathetischen und Rührenden. Was er für die Orgel „schrieb, ist klassisch, sein Tonsatz rein, sein Styl eigenthümlich groß „und edel." Daß unter einer solchen Masse von mehr, als anderthalb hundert Choralmelodien viele geringe und matte sind, ist nicht zu verwundern; manche derselben sind aber gediegen und fallen lieblich und faßlich ins Ohr. Die beliebtesten und am meisten eingebürgerten unter denselben sind folgende:

* „Du Gott bist über Alles Herr" — vom J. 1792.
„Auf will ich von Sünden stehen" — v. J. 1792.
„Schmal ist der Pfad" — v. J. 1792.
„Stärk uns, Mittler, dein sind wir" — v. J. 1793.
„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte" — v. J. 1793.
„Ach, sieh ihn dulden, bluten, sterben" — v. J. 1793.
„Du kanntest schon und liebtest mich" — v. J. 1793.
„Du, deß sich alle Himmel freu'n" — v. J. 1793.
„Mein erst Gefühl sey Preis und Dank" — v. J. 1793.
„Herr, dir ist Niemand zu vergleichen" — v. J. 1793.
„Mir schauert nicht vor dir, o Gruft" — v. J. 1794.
„Wie selig bin ich, wenn mein Geist" — v. J. 1795.
„Mein Heiland nimmt die Sünder an" — v. J. 1795.
h e d e c h a g
„Aus Gnaden soll ich selig werden" — v. J. 1796.
(ursprünglich: „Dein Heil, o Christ! nicht")
„Mit dem Haufen deiner Frommen" — v. J. 1796.
„Mein Glaub' ist meines Lebens Ruh" — v. J. 1797.
„Gott der Wahrheit und der Liebe" — v. J. 1797.

„Weit um mich her ist nichts als Freude" — v. J. 1797.
(eine vollkommen weltliche Arie)
„Womit soll ich dich wohl loben" — v. J. 1797.
„Was ist's, daß ich mich quäle" — v. J. 1797.
„Ohne Rast und unverweilt" — v. J. 1797.
„Der letzte meiner Tage" — v. J. 1798.

Diese Melodien sind nächst Würtemberg und Baiern besonders auch in Hamburg einheimisch.

M. Johann Friedrich **Christmann**, geb. 9. Sept. 1752 zu Ludwigsburg. Hier hatte er Gelegenheit, die damalige trefflich besetzte Kapelle des Herzogs Carl von Würtemberg zu hören und die ersten Künstler derselben in seines Vaters Haus kennen zu lernen. Er besuchte das Gymnasium in Stuttgart und hatte es um diese Zeit im Flötenspiel schon so weit gebracht, daß er sich als Gymnasist vor dem Herzog mit einem Flötensolo hören lassen durfte. Vom Stuttgarter Gymnasium kam er 1770 in das theologische Seminar nach Tübingen, übernahm sofort nach vollendeten Studien zwei Jahre lang ein Vikariat und begab sich dann im J. 1777 als Hofmeister nach Winterthur in der Schweiz. Hier verfertigte er in seinen Nebenstunden sein äußerst beliebt gewordenes: „Elementarbuch der Tonkunst 1782." Bei einigen physikalischen Versuchen, die er mit entzündbarer Luft aus Veranlassung der neuen aerostatischen Maschinen machte, hatte er das Unglück, sein rechtes Auge zu verlieren, weßhalb er im J. 1779 in sein väterliches Haus zurückkehrte. Nachdem er geheilt war, gieng er abermals als Hofmeister nach Carlsruhe, wo er vielen Umgang mit Vogler und Schmidtbaur hatte, und sich in der Musik noch weiter ausbildete. Im J. 1784 wurde er Pfarrer in Heutingsheim bei Ludwigsburg, wo er fortfuhr, mit seinem musikalischen Talent zu wuchern. Er war ein großer Theoretiker in der Musik und Herausgeber mehrerer zu Speier erscheinenden musikalischen Zeitungen, z. B. der „musikalischen Realzeitung", in deren Jahrg. 1789. 4. bis 6. Stück sein Leben beschrieben ist. Merkwürdig ist auch eine von ihm gehaltene Predigt vor Einführung des neuen Würt. Gesangbuchs, die er, wie er sich ausdrückt, „zur Belehrung schwacher Christen" in Druck gab unter dem Titel: „Ueber kirchliche Neuerungen. Tübingen 1791." Nachdem er 23 Jahre lang in Heutingsheim gewirkt, starb er daselbst am 21. Mai 1817.

Von den 26 Melodien, die er als Mitherausgeber des Würt. Choralbuchs zu dem eben erwähnten Gesangbuch fertigte, sind nur wenige in kirchlichen Gebrauch gekommen. Am meisten bürgerten sich in Würtemberg folgende drei im J. 1792 von ihm componirte Melodien ein:

* „Lobsinge Gott, erheb' ihn meine Seele"
„Kommt, kommt, den Herrn zu preisen"
* „Preis dem Todesüberwinder"

Im Hohenlohe'schen Gebiet findet sich um diese Zeit kein

amtlich herausgegebenes neues Choralbuch; jeder Schulmeister oder Organist hatte sich vielmehr nach beliebigem Geschmack sein eigenes Notenbuch angelegt. In diesen einzelnen Notenbüchern zerstreut finden sich nun manche recht wohlklingende und gefällige Weisen. So z. B. von Präceptor, Schulmeister **Sallmann** in Oehringen:

* „Ach sey mit deiner Gnade"
b es b h e g as b

von Präceptor, Schulmeister **Heuerlein** in Kirchberg an der Jaxt, welcher am 29. Juli 1846 sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum als Lehrer der deutschen Schule gefeiert hat. Die Lehrer sangen ihm dabei sein Lieblingslied: „Der du das Loos von meinen".

* „Liebster Jesu, wir sind hier"
b f g es c b a b

Unbekannten Ursprungs:

* „Gott ist mein Hort" — g h a g
* „Besitz ich nur ein ruhiges Gewissen"
d c h a h
* „Wenn ich einst von jenem Schlummer"

Werfen wir aber noch einen Blick in das heilige Gesangwesen der **Herrenhuter Brüdergemeinde**, in welche sich in dieser dürren Zeit des Denkglaubens der kindliche Bibelglaube als in ein Asyl und Pella gerettet hatte, so sehen wir, wie sich hier mit dem alten innigen Christenglauben auch ein innigeres, bewegteres Leben im Choral fort und fort erhält, obgleich freilich ihre Weisen die Kraft und Fülle der alten Kirchenweisen gleichfalls verloren und eine ungemeine Süßlichkeit angenommen haben.

Christian **Gregor**, der seelenvolle Organist der Brüdergemeinde (s. S. 541), von welchem die Einrichtung bei den jetzigen Orgeln herrührt, daß der Organist nicht mehr der Orgel, sondern der Gemeinde zugekehrt die Orgel spielt, besorgte im J. 1784 die Herausgabe eines neuen Choralbuchs für die Gemeinde. Unter den 467 Chorälen, die dasselbe enthält, findet sich mancher treffliche Choral, den Gregor componirt hat. Manche seiner Compositionen sind jetzt noch sehr geschätzte Kirchenstücke, z. B.:

„Fürwahr, er trug unsere Krankheit"
„Herr, Herr Gott, barmherzig"
„Hosiannah gelobet sey"

Conrad Schilling gab im J. 1795 die gewöhnlichsten Choralmelodien der Brüdergemeinde, 116 an der Zahl, mit Gregor's Harmonien heraus.

Die der Brüdergemeinde eigenthümlichen, den altchristlichen Gesängen nachgebildeten liturgischen Gesänge, wobei bald der Liturg, bald die ganze Gemeinde und mit ihr abwechselnd der Chor, oder bald die Brüder, bald die Schwestern singen und wobei sie vielfach von

einem Lied aufs andere übergehen, was sie eine „Liederpredigt" nennen, sind sehr fließend, und die einfachsten Choralmelodien sind hier zu wahrhaft erhebenden musikalischen Aufführungen benützt. Hauber spricht sich über den Gesang der Brüdergemeinde im Vergleich mit dem der allgemeinen evangelischen Kirche dahin aus: „Man möchte sagen, der Eine stattliche Leib des evangelischen Kirchengesangs habe sich im vorigen Jahrhundert dergestalt getrennt, daß das Fleisch der Brüdergemeinde, das Knochengerüst aber der Kirche zugefallen sey."

Schließlich mögen hier noch die wichtigsten Choralsammlungen dieser Periode kurz erwähnt werden. Es sind folgende:

„Georg Peter Weimar's (geb. zu Stotternheim bei Erfurt 16. Dez. 1734, starb als Cantor an der Kaufmannskirche und Musikmeister der Gymnasien zu Erfurt im J. 1800) vollständiges und unverfälschtes Choralmelodienbuch der vorzüglichsten protestantischen Gesangbücher in Deutschland, herausgegeben von Professor Gebhard. 1803." Die Harmonie ist von Joh. Christ. Kittel. Eine Beurtheilung dieses Choralbuchs findet sich in der Leipziger musikalischen Zeitung. Band XIV. S. 371. In demselben findet sich die Melodie:

* „Einen guten Kampf hab ich"
g d e fis g a h a g

„Vierstimmige alte und neue Choralgesänge von Joh. Christoph Kühnau. 1786." Er ist geb. 1735 im Mansfeld'schen und war vom J. 1775 Cantor und Musikdirektor in Berlin, wo er 1805 starb. Dieses Choralbuch ist heute noch in der Mark Brandenburg im Gebrauch.

„Allgemeines Choralbuch von Carl Gottl. Umbreit mit 332 vierstimmigen Choralmelodien. 1811." Umbreit war Organist in Sonneborn bei Gotha, wo er im J. 1829 in einem Alter von 76 Jahren starb.

„Allgemeines Choralbuch von Joh. Gottfried Schicht. 3 Thle. 1819" mit 1285 Melodien, unter welchen 306 von Schicht selbstgesetzte neue sich befinden. Eine Beurtheilung desselben steht in der Eutonia. Band X. S. 82 f. Er war Cantor und Musikdirektor an der Thomasschule zu Leipzig, wo er im J. 1823 in einem Alter von 70 Jahren starb. In diesem Choralbuch findet sich die Melodie:

* „Morgenglanz der Ewigkeit"
g f es b c as as g

Sechste Periode.

Die Zeit der Erneuerung des frommen Gefühls und kirchlichen Bewußtseyns.

Vom dritten Reformationsjubiläum nach Deutschlands Befreiung bis auf die neueste Zeit. 1817—1846.

Das evangelische Kirchenlied als der Ausdruck des religiösen Gemüths und kirchlicher Stimmung.

Von Moriz Arndt bis auf die jüngsten Dichter.

Wie zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs das Kirchenlied, statt im Kriegsgetümmel und unter der jämmerlichen Zerrüttung aller äußern Ordnung zu verstummen, nur um so herrlicher erklang und wieder jung wurde, wie ein Adler (Psalm 103, 5.), so kam auch durch die Drangsale des Napoleon'schen Kriegs und die dadurch über Deutschland gekommene tiefe Schmach und Erniedrigung eine bessere Zeit für das deutsche Kirchenlied. Die prophetischen Worte eines Jesajas Kap. 26, 16. und Kap. 28, 19. bewährten sich auch an Deutschland. Und als nun sichtlich durch Gottes Hülfe der Sieg errungen, der Erbfeind Deutschlands vertrieben und sein eisernes Joch abgeschüttelt war, so erfaßte die Herzen, die ihre heißen Gebete von Gott erhört sahen, eine edle Begeisterung, und der fromme Christenglaube zog wieder ein in die deutschen Gaue. Wie die Fürsten auf dem Schlachtfeld, als die entscheidende Schlacht geschlagen war, auf ihre Kniee niedersanken vor dem König aller Könige, so durchdrang auch die Völker mächtig das Gefühl: „Gebt unserem Gott die Ehre!" Die Schaaren von Jünglingen und Lehrern, welche die Befreiungskämpfe mitgekämpft, kehrten wieder auf die Universitäten zurück, und wie im Kampf ihr Losungswort „Gott und Vaterland" gewesen, so nun auch jetzt, also daß sich ein frommer deutscher Sinn unter der studirenden Jugend auf den deutschen Universitäten verbreitete, welcher später gar Viele antrieb, mit ihrer Begeisterung sich dem himmlischen Vaterlande zuzuwenden, als sie nun im Lauf der Jahre ihre schönen Hoffnungen für das irdische Vaterland mehr und mehr vereitelt sahen. Das mit dem Schluß der Befreiungskriege nahe zusammentreffende dreihundertjährige Jubelfest der Reformation im J. 1817 wies mit eindringlicher Gewalt auf die alte Glaubenszeit der Väter der evangelischen Kirche zurück und erweckte ein sehnsüchtiges Verlangen nach einer Neubelebung des erloschenen Glaubens und des erstorbenen kirchlichen Lebens, so daß das Jahr 1817 als Wendepunkt einer entschiedenern Theilnahme am kirchlichen Leben, als Anfangspunkt der kirchlichen Restauration im edlen Sinn des Worts,

anzusehen ist. Wesentlich trug hiezu der Keyser'sche Reformations-Almanach bei.

Kaum war der kirchliche Sinn wieder etwas belebt, so stellte sich alsbald auch der Zustand der kirchlichen Gesangbücher als unbefriedigend und traurig dar, und man richtete sogleich sein Augenmerk auf eine Reform derselben. Die gerade im J. 1817 zu Berlin versammelte Provinzialsynode beschloß nämlich die Herausgabe eines bessern Gesangbuchs, das sodann im J. 1829 zu Stande kam. Bald trat auch Ernst Moriz Arndt, Professor zu Bonn, welcher vom J. 1813 an durch seine volksthümlichen Schriften so viel zur Weckung eines bessern deutschen Nationalgeistes gewirkt und selbst Vorkämpfer für Deutschlands Befreiung gewesen war, als geistiger Vorkämpfer auf für die Befreiung des deutschen Kirchenlieds von den unnatürlichen Fesseln und Formen, in die es in der nüchternen, glaubensarmen Zeit des vorigen Jahrhunderts geschlagen worden war. Er that dieß durch die treffliche Abhandlung: „Vom Wort und vom Kirchenliede. Bonn. 1819."

Noch mitten in den Stürmen der Befreiungskriege hatte der patriotische, durch seine trefflichen „Kriegslieder" bekannte Sänger Max v. Schenkendorf, während er in das Feld gezogen war, seine geistlichen Lieder im Vertrauen auf die Hülfe Gottes gesungen. Als weltlicher Dichter gehörte er, wie Arndt, der romantischen Dichterschule an, die sich zu Anfang dieses Jahrhunderts durch die Brüder Friedrich und August Wilhelm Schlegel aus Hannover und Ludwig Tieck aus Berlin gebildet hatte und überhaupt wieder ein frommes Element, das der kindlichen Frömmigkeit des Mittelalters, in die deutsche Poesie brachte. Hauptsächlich die Dichter dieser Schule waren es, die nun bei der allgemeinen religiösen Erregung in Deutschland die in edler Mystik, mit dem innigsten religiösen Gefühl und in ächt poetischer Sprache verfaßten Lieder des mit Tieck und Fr. Schlegel geistesverwandten Friedrich v. Hardenberg, genannt Novalis (s. S. 586), aufsuchten. Seine Zeit, der er auf dem Gebiet der geistlichen Liederdichtung vorangeeilt, hatte ihn noch nicht begriffen, und auch längere Zeit nach seinem im J. 1801 zu früh erfolgten Tode blieben seine Lieder in jener glaubenskalten Zeit fast ganz unbeachtet. Nun aber wurden außer Arndt und Schenkendorf noch manche Andere durch die in seinen geistlichen Liedern glühende Andachtsflamme entzündet, z. B. Otto Heinrich Graf von Löben,* Joseph Freiherr v. Eichen-

* Geb. 18. August 1786 zu Dresden, wo sein Vater Kabinetsminister war. Er machte 1813 als sächsischer Freiwilliger den Feldzug nach Paris mit und lebte dann in stiller Abgezogenheit poetischen Beschäftigungen zu Dresden, bis er nach langen schmerzlichen Leiden 3. April 1825 starb. Er strebte dem Novalis mit Eigenthümlichkeit nach; seine Gedichte stehen in den Blättern aus dem Reisebüchlein eines andächtigen

dorf,* Friedrich Freiherr de la Motte Fouqué,** Luise Hensel, Ludwig Achim v. Arnim,*** E. Fr. G. Otto Freiherr von der Malsburg**** u. s. w.

Diesen Dichtern der romantischen Schule hat das geistliche Lied zunächst die tiefere Wiederbelebung des religiösen Gefühls zu danken, wenn gleich in derselben zu einseitig bloß das Gefühl waltete, worüber sie den Halt am Positiven verloren und in allerlei tändelnde Empfindeleien, selbst in mystische Schwärmerei geriethen. Treffend ist folgendes Urtheil H. Kletke's† über sie: „Das verflachte religiöse Gefühl, fast in einer breiten Tugendrednerei, die weder glaubig noch poetisch erloschen war, mußte in tiefer Innerlichkeit begabter Gemüther von den Schlacken

Pilgers, die er zu Mannheim 1808 unter dem Namen „Isidorus orientalis" herausgab.

* Geb. 10. Merz 1788 auf Lubowitz in Oberschlesien. Er trat 1813 als freiwilliger Jäger in die preußische Armee, wo er die Feldzüge bis 1815 mitmachte und lebt nun, nachdem er bei der Regierung zu Breslau im J. 1816 als Referendarius angestellt und dann 1821 Regierungsrath in Danzig und später in Königsberg geworden war, seit 1831 als Geheimer Regierungsrath in Berlin. Er trat schon 1808 mit Liederproben auf; im J. 1837 erschien zu Berlin die erste vollständige Sammlung seiner kindlichen und doch tief-ernsten Gedichte. Die zweite Auflage erschien 1843.

** Preußischer Major und Johanniterritter, geb. 12. Febr. 1777 zu Neubrandenburg; er machte schon den Rheinfeldzug in den 90er Jahren mit und trat, nachdem er 1803 seinen Abschied genommen, 1813 wieder in die Armee. Er focht in den bedeutendsten Schlachten mit, forderte aber nach dem Friedensschluß wegen zerrütteter Gesundheit seine Entlassung, † 1843. Von ihm erschienen: „Gedichte. Tübingen. 1816 bis 1827. 5 Theile." 1823 gab er ein Bändchen: „Geistliche (Missions-) Lieder" heraus. Auch sonst hat sich seine glaubige, christliche Gesinnung in manchem schönen Lied ausgesprochen, z. B.: „Was du vor tausend Jahren" — „Gegrüßt sey, lieber Jesus Christ". Seine Lebensgeschichte, aufgezeichnet durch ihn selbst, erschien 1840 zu Halle.

*** Geb. 26. Jan. 1781 zu Berlin; nachdem er in Göttingen Medicin studiert und Doktor geworden war, lebte er längere Zeit mit seinem gleichfalls zur romantischen Dichterschule gehörenden Schwager Clemens Brentano in Heidelberg und dann meist zu Berlin oder auf seinem Gut Wigersdorf. Er starb schnell an einem Nervenschlag 20. Jan. 1831. Die Herausgabe seiner Werke besorgte W. Grimm in 7 Bänden vom J. 1839 an.

**** Geb. 23. Juni 1786 zu Hanau, der Sohn eines hessischen Offiziers. Nachdem er seit 1806 mehrere Aemter in den Hessen-Kasselschen Regierungskollegien bekleidet hatte, wurde er im J. 1817 kurhessischer Geschäftsträger in Dresden, wo er glückliche Jahre im Umgang mit Tieck, Löben u. s. w. verlebte. Er starb 23. Sept. 1824. Seine Gedichte erschienen zu Leipzig im J. 1818. Nach seinem Tod gab Stiftsdame Phil. v. Calenberg seinen poetischen Nachlaß und Umrisse aus seinem innern Leben zu Kassel im Jahr 1825 heraus. Eine reine, fromme Gesinnung spricht aus seinen Liedern.

† „Geistliche Blumenlese aus deutschen Dichtern von Novalis bis auf die Gegenwart. Mit einem Anhange biographischer Nachrichten. Herausgegeben von H. Kletke. Berlin. 1841." (Vorwort S. V f.)

der Zeit gereinigt werden, es mußte wie ein neu erstandenes, anderes aus ihnen hervorgehen, es mußte sich um so inniger, abgezogener in das wundersame Geheimniß der Welterlösung versenken, als tausend Stimmen rings umher es in den Staub der Alltäglichkeit herabzuschreien bemüht waren. Diese innerlichste Wiedergeburt des Gefühls konnte aber deßhalb eben nur subjektiv seyn und nicht alsogleich der volle Ausdruck einer christlichen Gemeinschaft werden, weil sie im Einzelnen und nicht in der Gemeine vorgieng. So haben die Romantiker auf das Kirchenlied zwar nur eine mittelbare Wirkung, aber doch eine große Wirkung geäußert, denn sie haben zunächst den Quell aller geistlichen Poesie, die liebevolle, demüthige Hingabe im Glauben, mit der Macht begeisterter Töne aus versteinerten Herzen geschlagen. Ihre subjektive Poesie war der nothwendige Durchgangspunkt zur objektiv kirchlichen."

Was aber das Gedeihen des Kirchenlieds am meisten förderte, war die Ueberwindung des seither einseitig vorherrschenden rationellen Elements auf dem Gebiet der Theologie durch Friedrich Schleiermacher, den großen Berliner Theologen. Als ein Studiengenosse des nachmaligen Brüderbischofs Albertini in der Herrenhuter Brüdergemeinde erzogen, von der Zinzendorf es ahnete, daß sie einst der Christenheit zur Zeit des großen Abfalls zu Nutzen kommen könnte, und wirklich nicht ohne von dem in ihr liegenden Salz durchdrungen zu seyn, griff er zuerst in seinen „Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Berlin. 1799. Dritte vermehrte Auflage. 1821." die Aufklärung mit überlegenen Waffen an, zeigte als ein rechter „Advokat Gottes" das Nichtige eines Lebens ohne Gott, gewann die Gebildeten, indem er sie lehrte, auf eine geistreiche Weise fromm zu seyn, und legte auf eine ungemein erregende Weise das Wesen der christlichen Gemeinschaft dar. In seiner „christlichen Glaubenslehre" vom Jahr 1821, der eigentlichen Glaubenslehre des religiösen Gemüths, sprach er dem frommen Gefühl, als dem Inbegriff und Mittelpunkt aller menschlichen Seelenvermögen, sein eigenthümliches Recht zu, gründete auf dasselbe, als ihre Quelle, die ganze Religion und vermittelte so die zwei seither einander schroff entgegenstehenden Systeme des schalen Vernunftglaubens oder Rationalismus und des trockenen Offenbarungsglaubens oder Supranaturalismus. Wiederum wurde nun so Berlin der Sitz einer neuen mächtigen Bewegung auf dem Gebiet der Religion und Theologie; wie im J. 1765 durch Nikolai's Bibliothek der Sitz der unglaubigen Richtung (s. S. 459), so wurde es nun seit 1821 durch Schleiermacher der Sitz der neuglaubigen Richtung. Es ist so auch in gewissem Sinne wahr geworden, was Dr. Struensee, nachdem er Spangenbergs idea fidei fratrum (s. S. 386) gelesen, geweissagt hatte: „Gewiß! unsere Nachkommen werden die christliche Theologie wieder von den mährischen Brüdern holen müssen."

Andererseits erwachte jetzt auch, nachdem Herder den Theologen

durch seine geistreichen Ideen in den fünf Sammlungen seiner christlichen Schriften. Leipz. 1794 ꝛc. an den Werken der Ebräer und den Denkmalen des christlichen Alterthums wiederum Geschmack beigebracht hatte, aufs Neue ein gründliches und glaubiges Bibelstudium in der theologischen Welt, und der wohlthätige Einfluß desselben auf die Verbreitung christlichen Bibelglaubens durch Kanzelvorträge und religiöse Schriften blieb nicht aus. Prof. Tholuk in Halle und Hengstenberg in Berlin wurden die Vorkämpfer für eine glaubige Bibelerklärung. Zu gleicher Zeit fieng auch das religiöse Leben, welches in den frommen Kreisen still und verborgen immer noch fortgewirkt hatte und durch einzelne erleuchtete Männer Gottes gepflegt worden war, mehr und mehr als Sauerteig die Masse zu durchdringen an und der für überwunden geachtete Pietismus tritt nun als eigentliche Macht hervor.

Unter solchen Einflüssen bildete sich denn neuerdings auf dem eigentlichen Gebiet des Kirchenlieds eine edle Schaar ebenso glaubensinniger, als ernst-kirchlicher Dichter, die nun, nachdem das religiöse Gefühl „innerlich im Romantischen gesättigt war", sich entschiedener dem christlichen Schriftglauben und der Schriftsprache zuwandten, und mehr das objektiv Kirchliche anzustreben suchten. Freilich ist aber diese neubelebte kirchlich-religiöse, schriftglaubige Richtung weit noch nicht zum Abschluß und zur Vollendung gelangt, sondern erst im Werden und in der ersten Entwicklung begriffen. Daher ist bei diesen neuesten Dichtern auch noch mehr oder weniger vom unpoetischen, didaktischen oder vom unkirchlichen, pathetischen Element der Aufklärungs-Periode etwas mit untergemischt, so sehr sich sonst im Allgemeinen die christlichen Gefühle in ihren Liedern in tiefer Geistesfülle und warmer Innigkeit, so wie in ästhetisch-reinen Formen aussprechen. Daher ist auch die Sprache der h. Schrift in ihrer einfachen Großartigkeit und kraftvollen Körnigkeit bei ihnen noch nicht zur vollen Geltung gekommen und der Ausdruck ihrer christlichen Gefühle geschieht fast unbewußt, oft mehr nach der Sprache oder den Formen eines Göthe und Schiller, an denen sie sich gebildet, als in denen eines David und Assaph.

Den meisten ihrer Lieder fehlt auch noch die ächte Objektivität, die dorische Kraft des alten Kirchenlieds, und wo dieß auch angestrebt ist, da erscheint es doch oft zu sehr als etwas Gemachtes, als ein bloßes Nachklingen des alten Kernlieds. Bewegt sich doch das religiöse Leben überhaupt noch zu wenig auf kirchlicher Grundlage und ringt ja die Kirche selbst erst noch in immer heftiger werdenden Geburtswehen nach ihrer Neugestaltung. Es ist vor der Hand mehr bloß eine kirchliche Stimmung vorhanden, als ein alle Verhältnisse durchdringendes kirchliches Leben, und die Kirche ist noch zu sehr in eine Menge Subjektivitäten zersplittert, statt bereits schon wieder in eine kompakte Einheit oder kirchliche Lebensgemeinschaft sich zusammen geschlossen zu haben. Daher sind diese neueren Lieder meist noch zu

subjektiv gehalten und noch nicht der volle Ausdruck, die eintönige Stimme der kirchlichen Gesammtheit und ihres Gemeingeistes, sondern bloß einer kirchlichen subjektiven Stimmung. Daher eignen sie sich meist auch nicht für die Gesammtgemeinde, sondern mehr bloß für die „Gebildeten" in der Gemeinde, und der rechte Volkston und seine körnigte Naivität und schlichte Einfalt geht ihnen vielfach ab. Es ist eben keine Volksdichtung mehr, wie bei den alten Kirchenliederdichtern, sondern das Dichten der Kunst; die Gelehrten und die Gebildeten, die jetzt geistliche Lieder dichten, theilen nicht mehr ganz und gar das Volksbewußtseyn in inniger Lebensgemeinschaft mit dem Volke, weil eine wahre kirchliche Lebensgemeinschaft derzeit noch allzusehr fehlt; sie singen daher auch immer noch nicht, wie die Alten, mitten aus dem Volke heraus, denn sie haben nicht eine und dieselbe Empfindung, Anschauung, Erfahrung und Sprache mit dem Volk, sondern sie dichten im besten Falle bloß für das Volk, und das Machenwollen, wenn nun auch im besten Sinne, steht immer noch an der Stelle der frühern kindlichen Unbewußtheit und gesunden Ursprünglichkeit. Gervinus hat nicht Unrecht, wenn er in seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen", Thl. 3, S. 8 bemerkt: „Daß in solchen Dichtungen neuerer Zeit — mögen sie auch eleganter und korrekter und gleichfalls in glaubiger und frommer Begeisterung gemacht seyn — der alte Glaube, aus dem die ersten Lieder entstanden, noch verbunden sey auch mit der jungen und gesunden Kraft, die jene alten Lieder als Wehr und Waffen gegen Noth und Trübsal sang, das wird mich Niemand glauben machen. Unsere christlichen Verstandesüberzeugungen mögen im Einzelnen jetzt gründlicher geworden seyn, unser Geschmack gebildeter, unsre Verskunst und Musik kunstgerechter und ausgebildeter, aber das Imposante jener alten Glaubenskraft, das Große in jener schlichten Einfalt, die weit tiefer wirkt, als der eleganteste Geschmack der neuen Lieder, ist für uns vor der Hand in Religion, Poesie und Musik verloren." Hoffen wir denn von der Wiedergeburt der evangelischen Kirche auch die endliche Wiedergeburt des Kirchenlieds.

Der hervorragendste Repräsentant der neuen geistlichen Liederdichtung ist Albert Knapp in Stuttgart; manches seiner Lieder, wie nur z. B. „Eines wünsch' ich mir" (Nro. 361) oder „Einer ist's, an dem wir hangen" trägt den Stempel eines ächten Kirchenlieds und reiht sich den alten Kernliedern würdig an, obgleich in andern seiner Lieder der Schwung oft zu hoch, die Sprache zu rhetorisch und der Ausdruck vorzugsweise bloß für die Gebildeten geeignet ist. In ihm ist es zu schauen, wie der Geist des alten Kirchenliedes mit den seitherigen Dichtungsformen noch ringt, um als Phönix in verjüngter Kraft wieder aufzustehen. Neben ihm sind Spitta und Döring die fruchtbarsten und gediegensten neuern geistlichen Liederdichter.

Schildern wir nun Einzelne derselben nach ihrem Lebensgang:

Arndt,* Ernst Moriz, wurde geboren am 26. Dez. 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen, wo sein Vater, früher leibeigener Bauer des Grafen Putbus, Inspektor der diesem Grafen gehörigen Schoritzer Güter war. Später wurde derselbe auf eigene Rechnung Pächter des großen Guts Dumserit, wo der junge Arndt bis zum eilften Jahr unter den biedern und schlichten Landleuten aufwuchs. Als hierauf im Jahr 1780 seine Eltern das Gut Grabitz, nicht weit von Stralsund, gepachtet hatten, kam er von 1787—1789 auf das Gymnasium nach Stralsund, sodann mit dem Entschlusse, Theologie zu studieren, im Frühjahr 1791 auf die Universität Greifswalde, und zwei Jahre darauf, im Frühjahr 1793, auf die damals gerade in schönster Blüthezeit stehende Universität Jena, wo ein frisches, freudiges Streben voller Begeisterung für die Wissenschaft in der Jugend lebte. Nach vollendeten Studien hielt er sich nun als Candidat der Theologie bei seinen Eltern, welche unterdessen die große Pachtung zu Löbnitz auf dem Pommer'schen Festlande bezogen hatten, zwei Jahre lang auf und predigte da und dort, namentlich bei seinem Jugendfreund, dem Dichter Kosegarten, der Pfarrer in Altenkirchen war. Er faßte jedoch nach einiger Zeit den Entschluß, dem geistlichen Stande gänzlich zu entsagen. Die ganze Welt brauste und bebte in dem von Frankreich heraufgerufenen Sturm; in diese bewegte Welt hinaus drängte es ihn aus seinem friedlichen Stillleben. Er unternahm im J. 1798 eine große Reise, die er ganz zu Fuß zurücklegte; zuerst gieng er nach Süddeutschland, dann nach Wien, Ungarn, Oberitalien, ins südliche Frankreich, nach Paris, über Brüssel an den Rhein und dann über Frankfurt, Leipzig und Berlin wieder nach Pommern. Er wollte Länder und Menschen sehen.

Nach seiner Rückkehr verheirathete er sich mit der Geliebten seiner Jugend zu Greifswalde, wurde daselbst Privatdocent und im J. 1805 außerordentlicher Professor bei der philosophischen Fakultät. Hier trug er durch eine Schrift, die er herausgab, dazu bei, daß der schwedische König Gustav IV., unter dem damals dieser Theil Pommerns stand, die Leibeigenschaft in Pommern und Rügen aufhob. Als nun aber die Schmach über Deutschland hereingebrochen war, als Oestreich am 13. Nov. 1805 bezwungen, Preußen nach der Schlacht bei Jena im J. 1806 verloren war und das alte, heilige deutsche Reich, nachdem es über ein Jahrtausend bestanden, zu Grab gegangen war, da entbrannte Arndt, je tiefer das Unglück unseres armen Vaterlands wurde, in desto höherer Liebe für dasselbe. Er sagt es

* Bei den übrigen noch lebenden Dichtern, die nicht selbst schon, wie Arndt, ihren innern Lebensgang geschildert haben, wird man es nur für recht erkennen, daß die biographische Schilderung möglichst einfach und bloß auf den äußern Lebensgang beschränkt ist.

selbst: „Als Oestreich und Preußen nach vergeblichen Kämpfen gefallen „waren, da fieng erst mein Herz an, Deutschland mit rechter Liebe zu „lieben und die Welschen mit rechtem, treuem Zorn zu hassen. Als „Deutschland durch seine Zwietracht nichts mehr war, umfaßte mein „Herz seine Einheit und Einigkeit." Daher suchte er das Herz des Volkes anzufassen, mit grellen Flammen seinen tiefen Jammer zu beleuchten, aber auch den zusammengesunkenen Muth neu zu entzünden. Er that dieß in seiner Schrift: „Geist der Zeit", von der er den ersten Band im J. 1806 wie einen Feuerbrand in die deutsche Welt schleuderte. Drei andere Bände folgten nach. Diese Schrift wurde die Hauptschrift der damaligen unterdrückten Welt, und je heimlicher sie gelesen werden mußte, desto mehr schloß man ihre glühenden Worte ins Herz. Arndt brachte dadurch in Deutschland eine große Aufregung hervor und weckte mächtig den deutschen Nationalgeist. Weil er nun aber jetzt nicht mehr sicher war vor der Rache der Franzosen, so begab er sich nach Schweden, wo ihm zunächst keine Gefahr drohte, und blieb dort bis zum J. 1809. Nach einigem Umherirren kam er im J. 1812 in die Dienste des geflüchteten edlen preußischen Ministers vom und zum Stein zu Petersburg, wo viele deutsche Männer und Helden eine Zufluchtsstätte vor den Franzosen gesucht und sich zu einer russisch-deutschen Legion vereinigt hatten, welche zuerst unter den Deutschen wieder ihre Fähnlein gegen Napoleon erheben sollte.

Nachdem nun Napoleon den jämmerlichen Rückzug aus Rußland hatte antreten müssen, reiste ihm Arndt mit Stein fast auf dem Fuße nach und Beide suchten nun in Preußen, jeder in seinem Theile, das Volk zu den Waffen gegen den Erbfeind zu rufen. Des Preußen-Königs Aufruf: „An mein Volk" erschien, der Landsturm wurde aufgeboten und selbst Knaben griefen zu den Waffen. Arndt trug sein Redliches dazu bei, die Herzen zu entflammen und die Landwehr allgemein in Aufnahme zu bringen. Durch eine Menge kleinerer Schriften begeisterte er die Herzen des deutschen Volks, am meisten aber bewirkte er durch seine „Vaterlandslieder", von denen mit Recht gesagt wird: „Arndt hat durch sie mehr genützt, als eine gewonnene Schlacht". Er verstand das Volk und redete des Volkes Sprache, wie Keiner; seine Volks- und Kriegslieder klangen im ganzen Volke wieder und brausten durch die Glieder der Soldaten als Sieges- und Rachegesänge im Kampf um Freiheit und Vaterland. Unvergeßlich werden seine Lieder: „Was ist des Deutschen Vaterland" — „Der Gott, der Eisen wachsen ließ" — „O du Deutschland, ich muß marschieren" in den Herzen des deutschen Volkes seyn.

Nach Deutschlands Befreiung im J. 1815 hielt sich Arndt meist am Rhein auf. Der zweite Pariser Friede und die darauf folgende Zeit, wodurch so manche Hoffnungen für Deutschlands Wohl und Ehre unerfüllt blieben, ließen auch in seinem Herzen, wie in denen so vieler anderer edlen Vaterlandsfreunde eine wehevolle Enttäuschung,

einen tiefen Schmerz zurück. Er schrieb nun seine „Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte" und vermählte sich zum zweitenmal mit Nanna Maria Schleiermacher, einer Schwester des berühmten Berliner Theologen, worauf er im J. 1818 als Professor der Geschichte an der neuerrichteten Universität Bonn angestellt wurde, nachdem er sich zuvor schon dort angesiedelt hatte. Als jedoch, durch Sand's That an Kotzebue angeregt, die große Untersuchung gegen die deutsche Burschenschaft auf den deutschen Universitäten losbrach, weil ihre Mitglieder, wie sie im Universitätsleben ein Bild deutscher Einheit ohne alle Absonderungen bilden wollten, dieselbe auch in dem ganzen Vaterland herzustellen wünschten und vom alten deutschen Reich und seiner Verjüngung schöne Ideale träumten, wurde auf manche Universitätslehrer als „Verführer der Jugend" Verdacht geworfen. So namentlich auch auf Arndt, der deßhalb im Herbst 1820 seiner Lehrthätigkeit enthoben und, obwohl vom Gericht freigesprochen, zwanzig Jahre derselben nicht mehr zurückgegeben wurde. Er hatte zur Zeit der Noth dem Vaterland sich geopfert, er wollte ein treuer Lehrer der Jugend seyn und sie in Liebe zu Land und Volk großziehen, und ihn stieß man nun als einen gefährlichen Menschen zurück. Aber er bewahrte dem Vaterland seine Liebe in Leid und Trübsal, wie er sie ihm einst in Sturm und Noth bewahrt hatte, und wollte als ein edler Dulder, wie er selbst sagt, „nun auch noch seinen Marterweg „von Leiden für das liebe Vaterland durchlaufen und es als ein Verhängniß des ausgleichenden und gerechten Gottes hinnehmen, der „ihn für manches trotzige und kühne Wort habe bezahlen lassen „wollen." So lebte er nun als Privatmann zwanzig Jahre lang in stiller Zurückgezogenheit zu Bonn in einem ihm eigen gehörigen Hause dicht am Rhein. Im Sommer 1834 traf ihn das schwere Geschick, daß sein jüngster Sohn im Rhein ertrank; den Schmerz darüber hat er in rührenden Tönen geklagt. Endlich als im J. 1840 Friedrich Wilhelm IV. den preußischen Königsthron bestieg, machte ihn dieser wieder zum Professor an der Universität Bonn, an der er denn gleich im J. 1840—41 Rektor wurde. So steht er nun wieder seinem Berufe zurückgegeben und gegen alle Anklagen und Verdächtigungen gerechtfertigt da, geehrt von ganz Deutschland als edler Vaterlandsfreund und ächter deutscher Mann. Er ist der Repräsentant der frommen altdeutschen Ritterlichkeit.

Mit gleicher Liebe war aber sein Sinn auch stets dem himmlischen Vaterlande zugethan, also daß an ihm, dem ehrwürdigen Greis, die Volksmänner der neuesten Zeit, die im Unglauben und Verachtung der Religion und des Kirchenthums sich gefallen, schamroth werden müssen; mit Begeisterung und froher Ahnung blickt er nach oben. Diesen frommen, wahrhaft glaubigen Sinn hat er ausgedrückt in 33 zum Theil vorzüglichen Kirchenliedern, welche sich als Anhang in seiner gediegenen, dem alten Kirchenliede und Väterglauben das Wort

redenden Abhandlung: „Vom Wort und vom Kirchenlied. Bonn 1819" befinden; 13 derselben waren schon in seinen „Gedichten. Neue Ausgabe. Frankf. 1818. 1. Thl." abgedruckt. Noch weitere befinden sich in der 3. Ausgabe. Leipz. 1840.

(Quellen: Erinnerungen aus dem äußern Leben von Moriz Arndt. 1. Aufl. Leipz. 1840. 3. Aufl. 1842.)

v. **Schenkendorf**, Ferdinand Gottfried Max, geb. 11. Dez. 1784 zu Tilsit. Er wurde in der gräflich Dohna'schen Familie erzogen, wodurch in ihm der Grund seiner christlichen Gemüthsrichtung gelegt wurde. Nachdem er in Königsberg Kameralwissenschaft studirt, brachte er das J. 1805 in Woldau zu, um sich mit der Landwirthschaft bekannt zu machen, worauf er seinen Referendärdienst in Königsberg antrat. Hier übte die edle Dichterin Henriette Gottschalk, geb. Hay, Verfasserin „der Sternblumen", kurzer Gebete für einfältige Christen voll kindlicher Frömmigkeit, den bedeutendsten Einfluß auf ihn; deßgleichen Jung Stilling. Das J. 1813 und des Vaterlandes Noth rief auch ihn zu den Waffen, ob er gleich noch nicht lange sich vermählt hatte. Zwar verhinderte ihn eine Lähmung des rechten Armes, die Waffen zu tragen, aber er zog doch ins Feld, überall thätig und anregend. In dieser großen Zeit der frommen Begeisterung für das Vaterland sang er seine herrlichen Kriegslieder. Nach dem Friedensschluß wurde er Regierungsrath in Coblenz, wo er aber bald an seinem Geburtstag sein jugendliches Leben endete 11. Dez. 1817.

Seine geistlichen Lieder, die unter dem Titel: „Christliche Gedichte für deutsche Jungfrauen" 1814 erschienen, sind mit Recht „der ätherklare Aushauch gottgeweihter Seele" genannt worden. Von seinen sämmtlichen Gedichten erschien die erste vollständige Ausgabe mit seiner Biographie zu Berlin im J. 1837.

Hensel, Luise, eine Dichterin der romantischen Schule, auf deren poetische Bildung Novalis und Schenkendorf einen unverkennbaren Einfluß übten. Sie ist geb. im J. 1796 zu Berlin, eine Schwester des im Gebiet der christlichen Kunst ausgezeichneten Historienmalers Wilhelm Hensel. Gegenwärtig lebt sie zu Cöln. Ihre drei ersten geistlichen Gedichte stehen mit der Unterschrift: „Ludwiga" in „Fr. Förster's Sängerfahrt. Berlin 1818." Weitere finden sich anonym in „Diepenbrock's geistlichem Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichtern den Freunden der christlichen Poesie dargeboten. Sulzbach 1829." Der größte Theil der daselbst im Anhang enthaltenen Lieder deutscher Dichter gehören ihr an. Man hat öfters Diepenbrock, bei einigen auch Schenkendorf als Verfasser bezeichnet. H. Kletke hat zum erstenmal in seiner geistlichen Blumenlese vom J. 1841 (vgl. S. 605) ihre Lieder unter dem wahren Namen aufgeführt. „In ihren Liedern," sagt er, „die zu den schönsten der neuern geistlichen Dichtkunst gehören, offenbart sich ein tiefer christlicher Sinn kindlicher Demuth und hingebender Liebe. Der Ausdruck durch die

Poesie erscheint bei ihr als das wahrhafte ungesuchte Bedürfniß eines reichen Gemüths, dessen Empfinden auch die klare, gediegene Form nicht fehlt, die es künstlerisch zusammenhält." Noch mehr, als das Lied: „Immer muß ich wieder lesen" wären der Aufnahme ins Würt. Gesangbuch werth gewesen: „Was verlangst du, warum bangst du" — „Bedenk ich deine große Treue" — „Maria geht zum Grabe." Lieblich ist auch ihr Nachtgebet: „Müde bin ich, geh' zur Ruh."

Rückert, Friedrich, auf dem weltlichen Dichtergebiete der größte Lyriker und fruchtbarste Dichter unserer Zeit, in welchem sich die romantische Schule in ihrer höchsten Spitze zeigt. Er wurde 1789 in der ehemaligen freien Reichsstadt Schweinfurt a. M. geboren, wo er auch das Gymnasium besuchte. Von 1807 studierte er zu Jena die alten Sprachen und Aesthetik, und trat daselbst im Jahr 1811 auf einige Zeit als Privatdocent auf. Aber schon 1815 begab er sich nach Stuttgart, wo er an dem von Cotta verlegten „Morgenblatt" als Redakteur arbeitete. Er hatte sich nämlich einen Namen erworben durch seine im J. 1814 erschienenen „deutsche Gedichte von Freimund Raimar", wovon besonders die in patriotischer Begeisterung gedichteten, dem deutschen Freiheitskampfe geltenden „geharnischten Sonnette" ausgezeichnet sind. Im J. 1818 durchreiste er Italien und hielt sich, dem italienischen Volksgesang nachspürend, vornämlich in Rom und Aricia auf. Im folgenden Jahr ließ er sich als Privatmann in Coburg nieder, wo er, wie er sagt, „im heiligen Ehestande die ächte Poesie des Lebens gefunden hat." Hier beschäftigte er sich besonders mit orientalischen Studien, wovon im J. 1822 als köstliche Früchte „die östlichen Rosen" erschienen. Im J. 1826 kam er als Professor der orientalischen Sprachen nach Erlangen. Gegenwärtig lebt er in Berlin, wohin ihn König Friedrich Wilhelm IV. im J. 1841 berief.

In eigentlicher Schöpfungskraft kann sich nicht leicht ein Dichter mit ihm messen; seine Sprache, oder vielmehr „Sprachüberwältigung" und sein Versbau sind bewunderungswürdig. Er ist wieder der erste unter den weltlichen Dichterheroen, der sich auch der geistlichen Dichtkunst zugewendet hat, während die in der Aufklärungsperiode sie kalt und vornehm ignorirten (s. S. 465). Sechs geistliche Gedichte von ihm erschienen zuerst im „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1824. Leipzig bei Gleditsch." Unter diesen ist sein Adventslied und ein mehr erzählendes, ausgezeichnet schönes Gedicht: „Bethlehem und Golgatha". Neuerdings schrieb er auch in Alexandrinern eine Lebensgeschichte Jesu unter dem Titel: „Leben Jesu. Evangelienharmonie in gebundener Rede. Stuttg. 1839." Seine gesammelten lyrischen Gedichte, mit Ausnahme der Lehrgedichte ꝛc., erschienen in 6 Bänden zu Erlangen im J. 1834—1839. 5. Aufl. 1840. Eine Auswahl aus seinen Gedichten kam in Einem Bande 1841 zu Frankfurt am Main heraus.

Auf diese Dichter der romantischen Schule, deren Dichtergeist meist zuerst in den deutschen Freiheitskriegen entzündet ward, folgen nun zwei durch das Reformationsjubiläum im J. 1817 und die damals allgemein erwachte kirchliche Begeisterung angeregte sächsische Dichter:

Sachse, Dr. Christian Friedrich Heinrich, geb. 2. Juli 1785 zu Eisenberg im Herzogthum Altenburg, wo sein Vater Cantor und Lehrer an der Stadtschule war. Seinen ersten Unterricht empfieng er meist von zwei ältern, nun schon längst im Predigtamt verstorbenen Brüdern und besuchte zugleich das Lyceum zu Eisenberg unter dem vortrefflichen Rektor Dr. Brendel. Nachdem er von Ostern 1804 bis 1807 seine Studien in Jena unter Griesbach, Gabler, Augusti, Luden 2c. vollendet hatte, lebte er einige Zeit als Hauslehrer in der Familie eines Gutsbesitzers bei Merseburg, wurde dann im J. 1812 Diakonus in dem Seckendorf'schen Städtchen Meuselwitz bei Altenburg, wo seit 1692 die Gebeine des unsterblichen Veit Ludwig v. Seckendorf ruhen. Von da wurde er im J. 1823 auf die Hofpredigerstelle in Altenburg berufen, auf der er heute noch im Segen steht. Im J. 1831 wurde er zugleich Consistorialrath und 1841 erwählte ihn Jena zum Doktor der Theologie.

Sein erstes Lied: „Komm, komm du Licht in Gottespracht" war ein Morgenlied zur Begrüßung des Reformationsjubelfestes und erschien im Keyser'schen Reformationsalmanach vom J. 1817. Zu demselben Fest ließ er auch mit seinem Freund Archidiakonus Mörlin in Altenburg für den Festgebrauch in den Kirchen des Altenburger Landes einige Lieder drucken, die in den „evangelischen Jubelliedern auf die dritte Jubelfeier des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses im J. 1830" zum Theil wieder abgedruckt wurden. Im J. 1822 gab er einen Bogen „christliche Gesänge zum Gebrauch bei Beerdigungen und bei der Todtenfeier" — 9 an der Zahl — heraus. Aus diesen ist das schöne Lied: „Wohlauf, wohlan" (Nro. 617.). Auch in Tzschirner's Magazin finden sich einige Lieder von ihm. Manche sind in das Bautzener, Leipziger, Hamburger und andere öffentliche Gesangbücher aufgenommen.

Möller, Johann Friedrich, geb. zu Erfurt im J. 1789, Consistorialrath und Prediger in Erfurt, früher Divisionsprediger zu Münster in der preußischen Provinz Westphalen. Das Lied: „Wo regt sich noch ein guter Geist" (Nro. 214) dichtete er auf das Reformationsjubelfest im J. 1817, wie er damals auch in zehn Predigten über die Reformationsgeschichte die Wiedergeburt der Kirche Jesu darstellte. Im J. 1817 erschienen geistliche Lieder von ihm unter dem Titel: „Christenglück und Christenwandel in religiösen Gesängen, zum Theil nach bekannten Kirchenmelodien. Erfurt, bei Keyser." Diesen folgte: „Der christliche Glaube und das christliche Leben. Geistliche Lieder und Gesänge für Kirche, Schule und Haus. Erfurt. 1822." In der

von Claus Harms im J. 1830 veranstalteten Liedersammlung befinden sich mehrere Lieder von ihm.

Auch aus der Herrenhuter Gemeinde erklingen in dieser Zeit neue Klänge frommer Liebesinnigkeit zum Herrn. Zwei Dichter vor Allen ragen aus dieser Gemeinde hervor und leiten die Zeitgenossen unter den geistlichen Dichtern mehr und mehr von der Romantik zum ernsteren Schriftstyl hinüber:

v. Albertini, Johann Baptist, der Bischof der Brüdergemeinde; er stammt aus einer Graubündtnerischen Familie und wurde 17. Febr. 1769 zu Neuwied geboren. Er erhielt mit Dr. Schleiermacher, dessen Jugendfreund er war, seine wissenschaftliche Bildung in den gelehrten Anstalten der Brüdergemeinden zu Niesky und Barby. Schon in seinem zwanzigsten Jahr wurde er Lehrer an denselben Anstalten, deren Schüler er gewesen war; er beschäftigte sich damals viel mit den alten, besonders den orientalischen Sprachen, auch Mathematik und Botanik. Vom J. 1804 aber widmete er sich ausschließlich dem Predigerberuf in den Gemeinden Niesky, Gnadenberg und Gnadenfrei, wozu er von Gott ganz besondere Gaben erhalten hatte. Von der Macht der geistlichen Rede, die er besaß, zeugen die zwei Sammlungen: „Dreißig Predigten für Mitglieder der Freunde der Brüdergemeinde. 1805. 3. Aufl. 1829.“ und: „Sechsunddreißig Reden an die Gemeinde in Herrenhut, in den Jahren 1818 bis 1824 gehalten. Gnadau. 1832.“ Im J. 1821 wurde er Mitglied der Unitätsdirektion, nachdem er schon 1814 Bischof der Gemeinde geworden war. Seit 1824 aber führte er den Vorsitz in der Unitäts-Aeltesten-Conferenz und wirkte heilbringend als ein ausgezeichneter, gesegneter Mann voll Geistes und Lebens. Er war ein ächter Diener des göttlichen Wortes, reich an Geist und Wissenschaft, voll Wohlwollen und redlicher, uneigennütziger Liebe. Tief betrauert in weiten Kreisen starb er am 6. Dez. 1831 zu Berthelsdorf.

Seine Gedichte, welche hundert Lieder auf kirchliche Melodien enthalten, erschienen gesammelt unter dem Titel: „Geistliche Lieder für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeinde. Bunzlau. 1821.“ 2. Aufl. 1827. 3. unveränderte 1835. Kletke giebt folgendes Urtheil über seinen Dichterwerth: „Albertini ist nächst Novalis der bedeutendste geistliche Dichter unserer Zeit. Wahrhafte Glaubensinnigkeit, Demuth und Hingebung bezeichnen seine Lieder, die ebenso aus einer kindlichen Frömmigkeit, wie aus der tieferen christlichen Erkenntniß eines hochgebildeten dichterischen Geistes hervorgegangen sind. Sprachliche Härten sind nicht immer vermieden, zuweilen aber auch die Form künstlerisch vollendet. Manches Befremdliche der bildlichen Ausdrucksweise gehört mehr der Gemeine, als dem Dichter an und wird durch den lebendigen Hauch des innern Geistes annehmlicher.“ Knapp sagt von seinen Liedern, es paare sich in ihnen Genialität mit lebendiger Frömmigkeit.

Garve, Carl Bernhard, geb. 24. Jan. 1763 zu Hannover. Sein Vater, ein königlicher Beamter, ließ ihn in den Bildungsanstalten der Brüdergemeinde erziehen. Nachdem er nun in denselben seine Studien vollendet hatte, verwaltete er an verschiedenen Gemeinorten das Predigtamt; vom J. 1810—1816 wurde er Prediger in Berlin, hierauf zu Neusalz an der Oder und starb 21. Juni 1841 zu Herrenhut.

Er gab heraus: „Christliche Gesänge. Görlitz. 1825" mit 303 meist von ihm gedichteten Liedern und: „Brüdergesänge, der evangelischen Brüdergemeinde gewidmet. Gnadau. 1827" mit 65 Liedern. Es sind darunter viele gute Lieder, wie er überhaupt ein Dichter war, in welchem Kraft mit Innigkeit gepaart ist. Der besondere Herrenhuter Typus ist in seinen Liedern weniger sichtbar, als bei sonst einem Dichter dieser Gemeinde, wie er überhaupt auch im Gebrauch der bildlichen Sprache sehr gemäßigt und nüchtern ist.

An diese Herrenhuter Dichter reihen sich aus der Gesammtkirche folgende entschieden fromme Dichter:

Möwes, Heinrich, auch ein Kämpfer in den deutschen Freiheitskämpfen, wurde geb. am 25. Febr. 1793 zu Magdeburg. Seine ersten Lebensjahre brachte er unter vielfacher Noth und Bedrängniß zu. Sein Vater starb früh und die Mutter verheirathete sich wieder. Da nahm sich des verlassenen Knaben ein Oheim an, der Prediger im Magdeburg'schen war und ihn die dortige Domschule besuchen ließ. In Göttingen studierte er Theologie, aber als eine „todte Wissenschaft." Er erinnere sich nicht, sagt er selbst, auch nur im Geringsten christliche Eindrücke dabei empfangen zu haben. Dagegen wurde er bald tief ergriffen von der allgemeinen Begeisterung im J. 1813, für die Befreiung des deutschen Vaterlandes die Waffen zu ergreifen. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba im J. 1814 trat er mit seinem Busenfreund Carl Blum in ein westphälisches Jägercorps und kämpfte in der Schlacht bei Ligny, Belle-Alliance und vor Paris. Bei Ligny mußte er seinen verwundeten Freund, nachdem er ihn unter beständigem Kugelregen aus dem Feuer der Feinde zu tragen bemüht gewesen war, als todt liegen lassen. Sein Kriegsleben ist reich an köstlichen Zügen des Muths und der Selbstaufopferung, und trägt überall das Gepräge eines edlen Charakters und zartfühlenden Herzens. Nach beendigtem Krieg bezog er noch eine Zeitlang die Universität Halle, nachdem er auf dem Heimmarsch zu seiner größten Herzensfreude den todtgeglaubten Freund in Charleroi wieder lebend gefunden hatte. Er verließ die Universität durch die großen Erfahrungen der letzten Zeit zwar entschiedener auf Gott und das Eine, was noth ist, hingewiesen, aber doch noch, wie er selbst oft gestand, unfähig, für den Herrn und sein Reich zu arbeiten, da er selbst diesem Herrn noch so ferne war.

Er wurde nun ein Jahr lang Lehrer an der Domschule zu Magdeburg; hier verlobte er sich mit der Schwester seines Freundes Blum

und wurde im J. 1818 vom Grafen von der Schulenburg-Angern zum Prediger in Angern und Wendorf berufen. Zwar vom evangelischen Geist berührt, doch keineswegs glaubig, begann er nun gleichwohl mit außerordentlichem Eifer zu wirken; seine Thätigkeit erstreckte sich indessen vorzugsweise auf äußere Dinge; er that viel für das Schulwesen, steuerte den Unordnungen in den Gemeinden und bekämpfte siegreich alle Hindernisse; doch fühlte er bald das Bedürfniß, tiefer in die Schrift einzudringen und den Herrn zu suchen, den er predigen sollte. So fieng er an, eifrig in der Schrift zu forschen und fleißig zu beten, und kam ohne alle fremde Hülfe zum Glauben an Christum; der Herr hat ihn durch sein Wort selbst zu sich geführt; seine Bekehrung war keine plötzliche, gewaltsame, sondern eine ruhig sich entwickelnde Umwendung seines Lebens. Am liebsten hielt er sich an Dräseke. Glaube und Muth waren die hervorstechendsten Züge seines Wesens; er hatte durch Natur und Gnade eine Furchtlosigkeit erlangt, die keine Macht der Welt scheute und in der er frisch und froh im seligen Gefühl der unendlichen Kraft, die dem Glauben an Christum inwohnt, mit der Welt rang. Nicht leicht konnte ein Geistlicher so ganz und völlig in seine Gemeinde sich hinein leben, als er. Auch besaß er eine besondere Gabe, die Seelen der Sünder gewaltig zu erschüttern, und die bußfertigen, gebeugten Herzen freundlich aufzurichten. Sein Umgang hatte viel Erbauliches, sein ganzes Leben war eine fortgehende Predigt, seine Persönlichkeit so gewaltig, daß die, welche in seinen Kreis kamen, bald für den Glauben gewonnen wurden oder bei Zeiten aus seiner Nähe entfliehen mußten. In seinen Predigten, die er mit geistreicher und gewaltiger Beredtsamkeit vortrug, war jetzt Christus der Mittelpunkt, um den sich Alles bewegte, und die Quelle, woraus Alles floß.

Nach vier Jahren, im J. 1822, wurde er vom Grafen von der Schulenburg-Altenhausen zum Prediger nach Altenhausen und Ivenrode berufen. Sieben Jahre lang blieb hier sein Leben fast völlig ungetrübt; bei einem reichlichen Einkommen, in glücklicher Ehe, als Vater von vier lieblich heranwachsenden Kindern, allgemein geachtet in der Gemeinde, fehlte ihm nichts zu seinem Glücke. Er wußte kaum, was Kreuz sey, und es schien, als habe er bei seiner tiefern christlichen Entwicklung diese Erfahrung für sein Herz nicht nöthig. Doch auch er sollte durch die bitterste Kreuzschule gehen. Seine Leiden begannen mit dem Tode seines Freundes und Schwagers Blum im Frühjahr 1828; im Herbst desselben Jahrs fieng auch seine sonst so kräftige Gesundheit zu wanken an; es stellten sich Brustbeschwerden ein. Weil aber die liebliche Weihnachtszeit vorhanden war, ließ er sich nicht abhalten, dennoch zu predigen. Da trat denn große Erschlaffung ein und es erfolgten häufige Blutungen aus der Lunge, die sein Leben auflösen zu wollen schienen. Aber seine Seele war stets fröhlich in dem Herrn; er frohlockte im Schmerze, weil es ein Kreuz

war vom Herrn. Obwohl er sich im Frühjahr 1829 wieder erholte, so blieb doch seine Brust stets angegriffen und die Blutungen dauerten fort. Dazu kam nun auch noch im Sommer 1829 der Verlust seiner Schwiegermutter, die ihm wie eine leibliche Mutter gewesen war. Als aber im Winter von 1829 auf 1830 neue heftigere Krankheitsstürme über ihn kamen, erkannte er immer deutlicher, wie es des Herrn Wille sey, seinem Predigtamt zu entsagen. Dieß war das größte Opfer, das er bringen mußte, denn sein Herz war aufs Innigste mit diesem Amte zusammengewachsen. Der Kampf war groß; fast wäre ihm das Herz darüber gebrochen. Im Juni 1830 übergab er mit dem Worte: „Weide deine und meine Heerde", feierlich sein Amt seinem Nachfolger. Der Abschied von so vielen Seelen, die aus der Gemeinde sich am Abreisetag noch zu ihm drängten, verursachte ihm den heftigsten Brustkrampf, so daß er acht Tage lang brauchte, bis er sich zur Abreise erholt hatte. Er zog nun nach Magdeburg und eine völlig ungewisse Zukunft stand vor ihm; sein Ruhegehalt reichte nicht hin, seine vier Kinder zu erziehen. Er aber hatte längst das Sorgen verlernt und pflegte zu sagen: „Der Herr sorgt für mich; der versteht's „viel besser; warum sollte ich es Ihm nicht überlassen?" Er war noch nicht lange zu Magdeburg, so starb ihm ein Töchterlein, damit er auch von dieser Seite geprüft würde. Er ward immer ärmer, aber sein inneres Leben entfaltete sich immer reicher, er ward immer kränker, aber seine Seele blühte in immer frischerer Gesundheit. Sobald er sich einigermaßen wohler fühlte, so wirkte er für das Reich Gottes, besonders auch im Missionswesen. Bald aber hemmte wieder ein neuer Krankheitssturm seine Thätigkeit.

Als es sich einmal auf länger mit ihm gebessert hatte, zog er am 24. Juli 1832 wieder nach seinem Altenhausen, um in der Mitte seiner Pfarrkinder leben zu können, bis er vielleicht irgend eine Anstellung finde. Er trieb hier allerlei wissenschaftliche Beschäftigungen und wartete still und froh, was der Herr nun weiter mit ihm thun werde. Er erholte sich sogar so weit, daß er wieder einigemal auf seiner lieben, alten Kanzel predigen konnte und sich um das Dekanat- und Pfarramt Weferlingen bewarb. Doch war kein Tag für ihn schmerzensfrei. So trat er in das Jahr 1834. Da erfaßte ihn der letzte, aber auch heftigste Krankheitsfall. Er spürte wohl, daß dieß seine letzte Zeit sey. „Das Sterben ist schwer", konnte man ihn da öfters sagen hören, „aber doch ist der Tod schön." Er genoß noch mit den Seinigen das h. Abendmahl, wozu die Lehrer des Orts mit den Kindern kommen und das Lied: „Christus der ist mein Leben" singen mußten. Mehrere Tage lang hatte er noch mit dem Tode zu ringen, so daß er oft in herzzerreißenden Tönen sich die Erlösungsstunde erseufzte, indem er rief: „Lieber, lieber Herr! so komm doch! komm doch! willst du denn noch nicht kommen?!" Da kam noch die Nachricht, daß ihn der König zum Superintendenten von Weferlingen

befördern wolle, wenn er es nicht vorzöge, nach Bahrendorf zu gehen. Er aber sprach gelassen: „Nach Bahrendorf also oder auf die Bahre.“ Dann schwieg er und erquickte sich, wie öfters, am ersten Brief Petri. Nicht lange vor seinem Sterben sprach er: „Bald werde ich vor Gottes Thron stehen; meine Seele möchte zagen, wenn sie zurückschaut auf ein Leben, worinn so wenig geschehen ist; aber dennoch zage ich nicht und sterbe freudig und getrost, denn mein Herr und Heiland vertritt mich im Gericht, und ließe meine Schwachheit es zu, ich gienge mit einem Triumphlied auf Gottes Barmherzigkeit hinüber.“ Endlich kam der Herr; während seine Frau ihm das Lied: „Es ist noch eine Ruh vorhanden“ (Nro. 641) vorlas, wand sich seine Seele los am 14. Okt. 1834. Nicht lange zuvor hatte er in einem schönen Lied von der Sterbensfreudigkeit gesungen:

„O Herr, o Herr, wie treu bist du!
Wie recht sind deine Worte,
Du bleibest meiner Seele Ruh
Auch an der Todespforte.
Da steh ich mit erhabnem Haupt,
Ja, selig ist, wer an dich glaubt.“

Er hat mehrere recht schöne geistliche Lieder gedichtet, die im J. 1836 gesammelt erschienen und im Vergleich mit den unter dem Einfluß der romantischen Schule gedichteten, mehr dogmatischen Gehalt haben, und denen von Spitta, von Garve und Döring ähnlich sind. Er dichtete auch weltliche Lieder und machte sich namentlich im J. 1831 nach dem Ausbruch der Julirevolution durch die „drei Lieder eines preußischen Landeskindes“ bekannt.

Die evangelische Kirchenzeitung 1836 S. 190 giebt folgendes Urtheil über Möwe's Lieder ab: „Sie sind in den Jahren 1829 bis 1834 unter schweren köperlichen Schmerzen gedichtet worden und meistentheils in Momenten geboren, wo die Schmerzen am fürchterlichsten gewüthet und der kräftigste Glaubensgeist des vielgeprüften Dulders wieder den herrlichsten Sieg über das Fleisch davon getragen hatte. Sie tragen daher alle, wie verschieden sonst auch ihr Inhalt und Gegenstand seyn mag, den gleichen Grundcharakter eines allezeit fröhlichen Glaubens, einer unbedingten Ergebung in Gottes Willen und einer Sehnsucht nach dem Himmel an sich, die aber bei aller Lebhaftigkeit doch immer nüchtern und zufrieden bleibt, das Leben, ja selbst das Leiden lieb hat und nicht nur mit Theilnahme, sondern mit Begeisterung gleichmäßig alle großen Interessen des Lebens, Freundschaft, Liebe, König, Vaterland, Natur, Kirche und Missionswerk, bis zum letzten Athemzug umfaßt. Kirchlich sind sie weniger, weil überwiegend ein subjektiver Inhalt in ihnen zu Grund liegt, aber erbaulich, glaubensstärkend durchgängig.“

Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 468. 606. 641.

(Quellen: Dr. Heinrich Möwe's Leben und Gedichte. Magdeburg, 4. Aufl. 1843.)

†. 1849. M.

v. **Meyer**, Dr. Johann Friedrich, der edle Mystiker unter den geistlichen Dichtern der Neuzeit, geb. 12. Sept. 1772 in Frankfurt a. M., als der Sohn eines von Kaiser Joseph II. geadelten Kaufmanns. Nachdem er von 1790—1793 zu Göttingen und Leipzig die Rechte und 1794 zu Wetzlar den Reichsproceß studiert hatte, wurde er 1795 salm-kyrburgischer Kammerdirektor. Nach der Besitznahme Frankfurts durch die Franzosen begab er sich wieder in seine Vaterstadt und wurde als gewandter Staatsmann und tüchtiger Jurist im J. 1809 Rath und Beisitzer des Stadtgerichts; 1816 wählten ihn seine Mitbürger zum Senator und Deputirten im evangelischen Consistorium und übertrugen ihm 1821 eine Stelle auf der Schöffenbank und im Syndikat; 1824 wurde er zum Präsidenten des gesetzgebenden Körpers ernannt, hat sich aber nun seit einigen Jahren von allen seinen öffentlichen Aemtern zurückgezogen; bloß die Präsidentenstelle der Bibelgesellschaft hat er noch beibehalten. In seiner wichtigen Stellung wirkte er nicht bloß für seine Vaterstadt, sondern auch für die ganze Kirche in reichem Segen. Er ist nämlich zugleich ein gründlich gelehrter Theolog voll philosophischen Tiefsinns und Glaubensgeistes. Als solcher gab er sein großes Bibelwerk — „die Bibel in berichtigter Uebersetzung. Hamb. 1819. 2. Aufl. 1822" — heraus, wofür ihm die theologische Fakultät zu Erlangen die theologische Doktorwürde ertheilte. Im J. 1832 schrieb er einen „Inbegriff der christlichen Glaubenslehre. Nebst der Geschichte des israelitischen Volks rc." Er ist seiner Glaubensrichtung nach ein Theosoph von der edelsten Art und vertritt unter den Dichtern unserer Zeit die neueste Richtung der Mystik, welche sich anschließt an die Naturphilosophie Schellings und den Magnetismus als eine neue Quelle der Offenbarung ansieht. Er gab deßhalb auch „Wahrnehmungen einer Seherin" heraus. Dr. Justinus Kerner, Oberamtsarzt in Weinsberg seit 1819, ist ein ihm hierinn geistesverwandter Mann. Besonders verdient um religiöses Leben machte er sich auch durch die Herausgabe der „Blätter für höhere Wahrheit aus ältern und neuern Handschriften und seltenen Büchern. 11 Sammlungen. Frankf. u. Berlin. 1818—1832". Er ist ein Mann einer höhern Ordnung.

In diesen Blättern für höhere Wahrheit finden sich auch viele geistliche Lieder von ihm, die er später in einer Sammlung seiner geistreichen prosaischen und poetischen Schriften im J. 1836 zu Kempten unter dem Titel: „Hesperiden" herausgab. Fortwährend lieferte er auch noch unter dem Titel: „Harfenklänge" liebliche Dichtergaben in A. Knapp's Christoterpe. Seine geistlichen Lieder, deren Sprache übrigens zu modern und blühend, deren Haltung zu subjektiv ist, als daß sie wirkliche Kirchenlieder genannt werden könnten, sind vorzugsweise der Liebe Christi und zwar auf eine ungemein zarte und tieffühlende Weise geweiht. Tiefe Herzensklänge tönen uns aus ihnen entgegen. Vorherrschend ist in denselben, obwohl es nicht an Liedern

des Friedens und der Glaubensfreude fehlt, das Kreuzesweh vor dem Glaubensjubel. Es spiegelt sich sein innerer Lebensgang darin ab. Die evangelische Kirchenzeitung spricht sich im Jahrg. 1838. Nro. 39 also darüber aus: „Meyer's dichterische Gaben gehören zu den besten der christlichen Lyrik unserer Zeit und in einer Parthie, in den Liedern, welche den innern Schmerzenswegen des Glaubigen, seinem Kreuzleid und seiner Hingebung an die treue Führung des Herrn gewidmet sind, spricht sich eine solche Reife der Erfahrung, Innigkeit der Empfindung und Fülle des Gedankens aus, daß wir nicht wüßten, welchen der jetzt lebenden deutschen Dichter wir in diesem Kapitel der lebendigen Taufe in den Tod Christi ihm an die Seite stellen sollten. Zudem ist er ein lehrreicher Meister im Lehrgedicht; besonders in den lyrischen Liedern im engern Sinn finden wir vorherrschend eine edle Reinheit und Einfalt der Form mit dem köstlichsten Gehalte gedankenvoller Empfindung." Im J. 1831 ließ er auch ein episches Gedicht erscheinen unter dem Titel: „Tobias."

Stier, Ewald Rudolph, ein Herzensfreund Meyer's, geb. 17. Merz 1800 zu Fraustadt im Großherzogthum Posen, der Geburts- und Berufsstätte des Valerius Herberger (s. S. 104), dessen Gedächtniß in ihm zuerst den Sinn für die alte Liederherrlichkeit aufgeschlossen haben mag. Er studierte in Wittenberg unter dem ehrwürdigen Seminarinspektor Heubner. Nach vollendeten Studien wurde er Inspektor am Schullehrerseminar zu Karalene in Lithauen und hierauf Lehrer am Missionshaus zu Basel. Dort entqollen unter allerlei Krankheitsleiden reiche Liederströme seiner glaubigen Seele. Auch gab er die wichtige Schrift heraus: „Altes und Neues in deutscher Bibel oder Vergleichung der Bibelverdeutschung Luthers mit ihrer Berichtigung durch J. F. v. Meyer. Basel. 1828." Bei seinem Abgang aus dem Missionshaus in Basel im J. 1829 riefen ihm die Missionszöglinge in einem von Chr. G. Barth gedichteten Liede voll Dank und Liebe nach:

„Nicht fruchtlos bist du hier gewesen,
Nicht ohne Segen kehrst du heim:
Im Leiden fandest du Genesen
Und in der Myrrhe Honigseim.
Der Meister hielt mit Liebesblicken
Dich in des Kreuzes enger Haft,
Um deinem Herzen aufzudrücken
Das Siegel seiner Jüngerschaft."

Von Basel aus kam er nämlich im genannten Jahr als Pfarrer nach Frankleben bei Merseburg in der preußischen Provinz Sachsen. Hier machte er sich als Prediger und Schriftforscher bekannt, ersteres durch seine durch und durch bibelkräftigen, kernigten Epistelpredigten, so wie durch seine „Keryktik oder Anweisung, durch das Wort Gottes sich zur Predigtkunst zu bilden. 2. Aufl. 1844"; letzteres durch seine „Reden des Herrn Jesu" und „Reden der Apostel", Andeutungen für

glaubiges Schriftverständniß, so wie durch seine „siebenzig ausgewählte Psalmen. Halle. 1834." Auch gab er im J. 1832 „Luthers Katechismus als Grundlage des Confirmandenunterrichts im Zusammenhang erklärt" heraus (3. Aufl. 1836). Auf dem Gebiet der Hymnologie bewährte er sich nicht bloß durch sein die gediegendsten Kernlieder enthaltendes „evangelisches Gesangbuch" vom J. 1835 als ein Mann, der da weiß, was der Kirche noth ist, sondern gab insbesondere im Jahr 1838 durch seine Schrift: „Die Gesangbuchsnoth" (s. unten) die Kriegserklärung ab gegen die in der Aufklärungsperiode der Kirche aufgedrungenen modernen Landesgesangbücher. Seit 1840 ist er als Pfarrer in Wichlingshausen im Wipperthale in Rheinpreußen angestellt.

Seine Lieder erschienen unter dem Titel: „Christliche Gedichte. Basel. 1825."

Rothen, Johannes, geb. im J. 1805 zu Basel, als armer Leute Kind. Einen Blick in seine Knabenzeit läßt er uns in folgenden Worten thun: „Als ich auf den Berner Alpen weit und breit mutterseel allein war und in später Herbstzeit des Viehes pflegen mußte, da hab ich an den stillen Abenden, in geräuschloser Nacht aus einem alten zerrissenen Buche mir die köstlichsten Kernsprüche herausgeschrieben und mich in die Sache auf heilsame Art so vertieft, daß es mir gewöhnlich unvermerkt 10—12 Uhr wurde bei meiner Arbeit. Und wenn ich noch weiter in die Tage meiner Kindheit blicke — was werde ich da gewahr? Große Dinge! Ohne Schule, in entfernter Wildniß, in Hütten aus Erde, wo Schlafgemach, Wohnstube, Küche und Stall zu einer Zeit Eins waren, lernte ich lesen, ohne zu wissen, wie dieß zugieng. Welch einen unaussprechlichen Eindruck machte da das erste Lesen der Geschichte Jesu auf mein Gemüth! O hätte ich's verstanden, dem unbeschreiblichen Wonnegefühl recht nachzuspüren — wie selig hätten meine Tage seyn können! Aber in ungedeihlichem Erziehungselement aufgekeimt, konnte sich die edle Pflanze des Himmelreichs nicht recht entwickeln — sie verkümmerte gar sehr. Bei mir wurde das Sprüchwort recht wahr: „„Wo Gott eine Kirche baut, da setzt der Teufel eine Kapelle daneben."" Später aber kam er in die Armenkinder- und Armenschullehreranstalt nach Beuggen bei Basel, wo der würdige Vorsteher derselben, der fromme Zeller, sich seiner Seele herzlich annahm, daß er sich gründlich zum Herrn bekehren konnte. Freudig dankt er dem Herrn dafür in dem Vorlied zu seiner zweiten Gedichtsammlung:

„Du aber, o Heiland, du konntest's nicht sehen,
Daß solchergestalt ich verloren sollt gehen.
Du sprachst mir so freundlich und ernst ins Gemüthe
Und ließest mich schmecken unendliche Güte.
Da quoll denn auch wieder dein Lob aus dem Herzen,
Wiewohl noch vermischet mit mancherlei Schmerzen."

Später mußte er wegen Kränklichkeit aus der Anstalt austreten und lebt nun seitdem als Arbeiter ein stilles verborgenes Leben in Jesu zu Basel.

Wir haben von ihm zwei Gedichtsammlungen; die erste unter dem Titel: „Kleine Pilgerharfe eines Wanderers nach Zion. Enthält hundert ganz neue christliche Gedichte und Lieder über allerlei Gegenstände. Basel 1833." Die zweite unter dem Titel: „Ein unter dem Kreuze nach alphabetischer Ordnung gewundner Liederkranz von den eigentlichen, uneigentlichen und bildlichen Namen und Benennungen Jehova's, des dreieinigen Bundesgottes, sowohl aus, als nach der Schrift. Basel 1845." Diese enthält 430 Lieder über eben so viele schriftmäßige Namen des Herrn, und ist eine Frucht seiner Musezeit an Sonntagen und in frühen Morgenstunden. Er begann diese Arbeit im J. 1840 fröhlich, ward aber darüber todtkrank; kaum geheilt, begann er sie aufs Neue, indem er preisen durfte: „Ich bin stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke." Seinen Sinn dabei spricht er in der Vorrede vom 1. Merz 1845 also aus: „Ungeachtet meiner Schwachheit und Niedrigkeit singe ich von großen und herrlichen Dingen. Ich töne, juble, klinge und lasse meinen Sang hoch und froh erschallen in die gerichtsschwangere Zeit hinein. — Nur für Eines bin ich hauptsächlich bei meiner gegenwärtigen Arbeit besorgt, daß ich im Geiste der geoffenbarten Wahrheit Gottes stehe und mit dieser Kraft aus der Höhe angethan da unter den Sängern am Reigen mich befinde, wo das Lob des Ewigen besungen wird, und daß mein Klang die herabgestimmten Saiten der Menschheit nach Kräften höher stimmen helfe."

Döring, Carl August, geb. 22. Jan. 1783 zu Markt Alvensleben im Magdeburgischen, studierte zu Halle und wurde dann Lehrer zu Klosterbergen bei Magdeburg, wo einst der fromme Abt Steinmez gestanden war. Im J. 1810 wurde er Archidiakonus in Eisleben und 1816 Prediger zu Elberfeld in Rheinpreußen, wo er heute noch im Segen wirkt und 1832 eine Sammlung christlicher Predigten über das innere Leben der Glaubigen herausgab.

H. Kletke sagt von ihm mit Recht: „Er ist einer der fruchtbarsten, kirchlichsten Dichter der neuen Zeit, innig, sprachgewandt und mit großer Leichtigkeit producirend; doch eben diese Leichtigkeit entbehrt nicht selten auch der strengern Feile." Er begann schon im J. 1800 als Jüngling von siebenzehn Jahren dem Herrn Lieder zu singen; 1814 erschienen von ihm zu Halle christliche Gesänge; sodann im J. 1821 ein „christliches Hausgesangbuch. 2 Bände. 2. Aufl. Thl. I. 1825. Thl. II. 1830", worin größtentheils seine eigenen Lieder und viele nach den holländischen Liederdichtern da Costa und van Alphen stehen; ferner im J. 1831 „christlicher Hausgarten," durchaus mit eigenen Liedern. Von 1830—1834 gab er auch ein „christliches Taschenbuch" heraus. Sehr gelungen sind Lieder von

ihm, wie z. B. das Adventslied: „Jauchze, Seele, dem entgegen" — „Deine Lieb ist ohne Ende" — „Ich habe sie gefunden" — „Seele, willst du selig ruh'n." Es ist auffallend, daß Döring im Würt. Gesangbuch ganz übergangen ist.

Spitta, Carl Johann Philipp, geb. 1801 zu Hannover, war zuerst Militärprediger, dann Prediger zu Hameln an der Weser und nun seit ungefähr zehn Jahren Prediger in Wechold. Er gründete sich seinen geistlichen Dichterruf durch das in gebildetern Familien als poetisches Hausbuch viel gebrauchte liebliche Büchlein: „Psalter und Harfe. Eine Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung. Pirna 1833." Es hat nun bereits zum Zeugniß des großen Beifalls, den es fand, im J. 1843 die zwölfte Auflage erlebt. Demselben folgte unter demselben Titel, übrigens mit minder gelungenen Liedern eine zweite Sammlung im J. 1842, wovon bereits auch die dritte Auflage im J. 1844 erschienen ist. Von der ersten Sammlung erschienen zu Basel 1840 zwölf Lieder in Musik gesetzt mit Clavierbegleitung von C. W. Fliegel, und der berühmte Musikdirektor C. F. Becker zu Leipzig gab dazu „sechsundsechzig vierstimmige Choralmelodien" im J. 1841 heraus, wovon manche in das neue Leipziger Choralbuch vom J. 1844 aufgenommen sind. Spitta's Lieder eignen sich übrigens mehr für die häusliche, als für die kirchliche Erbauung; besonders schön sind die Lieder: „Es zieht ein stiller Engel" — „Stimm an das Lied vom Sterben" — „Was macht ihr, daß ihr weinet." Herzlichkeit verbunden mit ruhiger Glaubensfestigkeit spricht in seinen Liedern in einer klaren und faßlichen Sprache; doch hören wir — wie Kletke ganz wahr urtheilt — zuweilen mehr die besonnene, erbauende Ueberzeugung des Christen, als die tiefe ergreifende Innigkeit des Dichters.

Weitere Dichter, die im Würt. Gesangbuch bedacht wurden,* sind folgende:

---

* Neben den beim Lebenslaufe A. Knapp's aufgezählten Gliedern aus dem frommen Dichterkreise der Christoterpe machten sich auch noch als geistliche Liederdichter folgende bemerklich: G. W. **Fink**, geb. 1783, Privatgelehrter in Leipzig, der öfters den körnigen, einfachen Ton der alten Kirchenlieder trifft; seine Lieder stehen in dem Werk: „Häusliche Andachten. Leipz. [illegible]" und „Neue häusliche Andachten. Leipz. 1835." — Dr. Christ. Aug. **Gebauer**, geb. 1792, Hofrath in Mannheim, ein begabter innig frommer Dichter; er gab heraus: „Geistliche und weltliche Gedichte. Heidelberg 1814. 4. Aufl. 1821" und „Blüthen religiösen Sinnes. Elberf. 1819", neue Aufl. 1828. — **Hesekiel**, Consistorialrath und Generalsuperintendent zu Altenburg, geb. 179[illegible] „Blüthen heiliger Dichtung. 1. und 2. Kranz. Halle. 1827"). — Gust. Fr. L. **Knak**, geb. 1806, Prediger zu Wusteritz. Von ihm erschienen: „Geistliche Lieder und Sonnette. Zum Besten der Missionssache herausgegeben. Berlin. 1840." — Victor **Strauß**, Archivrath zu Bückeburg, Uebersetzer der Antigone. Er schrieb eine gute Schrift gegen Wislicenus und die Lichtfreunde. Von ihm erschienen: „Lieder aus der Gemeine für das christliche Kirchenjahr. Hamb. 1843."

Hey, Wilhelm, geb. 27. Merz 1799 zu Leina bei Gotha, Sohn des dortigen Pfarrers. Nachdem er in Jena und Göttingen Theologie ſtudiert hatte, wurde er Pfarrer in Töttelſtädt, von wo er 1828 als Hofprediger nach Gotha kam. Hier gab er eine Auswahl ſeiner in der Hofkirche in den Jahren 1829 und 1831 gehaltenen Predigten im J. 1832 heraus. In demſelben Jahr zog er, nachdem er über Ebr. 13, 8. ſeine Abſchiedspredigt in Gotha gehalten, als Superintendent nach Ichtershauſen bei Gotha. Er iſt beſonders bekannt als der anmuthige Fabeldichter für Kinder (50 Fabeln. Hamb. 1833. 50 neue Fabeln. Hamb. 1837.). In ſeinen im J. 1816 zu Berlin erſchienenen Gedichten ſtehen zwanzig geiſtliche Lieder von ihm. Neuere legte er nieder in Dr. Joh. Severin Vaters Jahrbüchern der häuslichen Andacht, in Plieninger's Weihnachtsblüthen und beſonders in A. Knapp's Chriſtoterpe, wo ſie gruppenweiſe erſchienen, z. B. Adventslieder, Lieder vom Gehorſam und dreiundzwanzig Lieder unter dem Titel: „Bibliſche Bilder" (Jahrg. 1835), aus welchen Nro. 431:

„Chriſt, wenn die Armen manchesmal",

oder: „Wenn auch vor deiner Thür einmal"

genommen iſt.

Sehr ſchön iſt namentlich das von ihm 1825 gedichtete Lied über die Worte Chriſti in Gethſemane: „Herr, nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe" — „Wenn du je wieder zagſt". Im J. 1838 gab er auch zu Hamburg heraus: „Erzählungen für die Jugend dichteriſch bearbeitet." Kletke giebt folgendes Urtheil über ihn ab: „Als geiſtlicher Dichter zeigt er Gemüth, chriſtliche Anſchauung und Leichtigkeit der Verſifikation; doch verleitet ihn dieſe häufig auch zu ſchwungloſer Gedehntheit."

Freudentheil, Dr. Wilhelm Nikolaus, geb. 1771 zu Stade in Hannover, gegenwärtig Paſtor in Hamburg. Nachdem einzelne ſeiner Gedichte in Vaters Jahrbüchern der häuslichen Andacht erſchienen waren, gab er dieſelben geſammelt unter dem Titel: „Gedichte", im J. 1831 heraus.

Aſchenfeldt, Chriſtoph Carl Julius, geb. 1792 in Kiel, ſeit 1817 Prediger und gegenwärtig Hauptpaſtor zu St. Nikolai in der Schleswig'ſchen Handelsſtadt Flensburg an der Oſtſee. Er gab unter dem Titel: „Bete und arbeite!" eine Sammlung von bibliſchen Sprüchen, kleinen Liedern, Gebeten und Denkverſen zum chriſtlichen Hausbedarf und zum Gebrauch für Schulen heraus, wovon im Jahr 1832 zu Lübeck die zweite Auflage erſchien. Neuerdings erſchien von ihm: „Geiſtliches Saitenſpiel zur häuslichen und kirchlichen Erbauung. Schleswig. 1842."

Würkert, Friedrich Ludwig, Archidiakonus zu Mittweyda in Sachſen. Seine Gedichte erſchienen im J. 1831 unter dem Titel: „Nordlichter." Er gab auch heraus: „Blätter aus dem Gotteshauſe. 2 Hefte. Berlin. 1830." und: „Der Tempel zur Erbauung für alle Chriſten. Zwei Jahrgänge. Dresden. 1834 u. 1835."

Auch unter den geistlichen Dichtern der Neuzeit fehlen nicht —

Die Würtemberger.

Voran stehen die vier Dichter, welche als Mitglieder der „Gesangbuchscommission" den Entwurf zu dem neuen Würtembergischen Landesgesangbuch von 1841 ausarbeiteten und für dessen endliches Zustandekommen am thätigsten waren, nämlich:

Bahnmaier, Dr. Jonathan Friedrich, geb. 12. Juli 1774 zu Obristenfeld, Oberamts Marbach, im Bottwarthale, wo sein Vater, der durch sein Predigtbuch und sein edles frommes Wirken bekannte M. Johann Christoph Bahnmaier Ortspfarrer und Stiftsprediger an dem adelichen Fräuleinsstift war. Bis in sein vierzehntes Lebensjahr erhielt er seine Ausbildung von seinem Vater; dieser aber war in der Jugend schon durch die Predigten des Hofkaplan's Storr's (s. S. 304) erweckt worden, und erzog nun auch als ernstlicher Christ seine Kinder in einem Geiste, zu welchem der von ihm öfters ausgesprochene Seufzer paßte: „Ach! nur selig! sey's auf welchem Weg es wolle!" Von einem solchen Vater herangezogen kam er 1789—1790 in die Klosterschule nach Denkendorf, und dann im J. 1791 in die zu Maulbronn. Gottes Gnadenschutz erhielt dem Jünglinge den in ihm erweckten guten, reinen Sinn, so daß seine Jugenderinnerungen aus dem Klosterleben durch keine Verderbnisse getrübt waren und er auf die Universität, die er im J. 1792 auf fünf Jahre als Zögling des theologischen Seminars bezog, eine edle Offenheit für alles Gute und die frischeste Jugendkraft mitbrachte. Sein für Frömmigkeit und edle Freundschaft empfängliches Gemüth entfaltete sich hier durch entschiedenen Anschluß an fromme Lehrer und fromme Freunde aufs Schönste. In seinem ersten Studienjahr wurde er durch ein Nervenfieber, das ihn heftig ergriff, an die Pforten der Ewigkeit gestellt, durfte aber hier in der tiefen Noth seiner Seele den kräftigen, herrlichen Zuspruch des seligen Gottlob Christian Storr's, seines Lehrers und väterlichen Freundes, genießen. Kaum war er genesen, so raffte dieselbe Krankheit seinen Herzensfreund und Compromotionalen Spittler dahin. „Das waren", sagt er selbst, „mächtige Schläge an mein Herz, durch „welche der Herr meine Seele zu sich zu ziehen suchte, nicht ohne alle „Frucht, ob sie gleich noch oft wieder von Innen und Außen her im „Wachsen und Reifen gestört wurde."

In der letzten Zeit seines Aufenthalts in Tübingen war er Hofmeister eines jungen Barons v. Tessin, dann ein halbes Jahr Vikar bei Pfarrer M. L. Christoph Steinhofer in Rudersberg und sofort von 1798—1802 Vikar bei seinem Vater in Obristenfeld. Dieses Vikariat bei seinem Vater galt ihm in der Erinnerung stets als eine köstliche Zeit, da er nicht nur an der Seite eines frommen, lebendigen Christen, wie sein Vater war, sondern auch bei seiner Mutter Regina Gottliebin, geb. Neuffer, die er mit der zärtlichsten Hochachtung liebte

und verehrte, den reichsten Genuß frommer, gegenseitiger Liebe fand. Im Jahr 1802 würde er zum Repetenten am theologischen Stift zu Tübingen ernannt, durfte aber, weil sein Vater krank und durch den Tod seiner Mutter (23. Apr. 1802) sehr erschüttert war, noch einige Zeit abwechselnd ihm dienen, bis er dem ehrwürdigen Vater, der im Vertrauen auf den bis zum letzten Mann bei ihm aushaltenden Gott mit dem Rufe: „Freude, Freude, über Freude!" dahinschied, am 18. Okt. 1803 die Augen zudrücken durfte. Im Jahr 1805 machte er eine gelehrte Reise durch die Schweiz, das Elsaß und Deutschland, wo er die vorzüglichsten Prediger und Erziehungsanstalten aufsuchte. Nachdem er dann noch die gewöhnlichen Dienste als Stadtvikar in Stuttgart geleistet hatte, wurde er zum Helfer in Marbach am Neckar ernannt. Nun verheirathete er sich am 24. Apr. 1806 mit der Schwester seines verstorbenen Herzensfreundes, Christiane Luise, einer Tochter des verstorbenen Pfarrers M. Jeremias Fr. Spittler zu Strümpfelbach im Remsthal, der ein Freund seines Vaters war. Diese Ehe wurde für ihn, den lebendig und warm Fühlenden eine Quelle des reichsten, geistigen Glückes; er war mit seiner Gattin Ein Herz und Eine Seele in Christo. Im Sommer 1810 kam er als Unterhelfer nach Ludwigsburg und wurde daselbst vier Jahre später Oberhelfer. Hier traf ihn die schwere Heimsuchung Gottes, daß er in einem Jahr zwei seiner Kinder, und darunter sein siebenjähriges, einziges, hoffnungsvolles Söhnlein durch den Tod verlor. Für das Reich Gottes zu wirken, war der innigste Trieb seiner Seele, und hiebei war es vor Allem die Kinderwelt und das Erziehungsfach, was sich sein Gemüth besonders aussuchte. Er lebte und webte in Unterricht und Jugendbildung; er hielt Lehrkurse für Schullehrer, und wie er in Marbach junge Leute, die für die Universität bestimmt waren, zum Unterricht und zur Erziehung in sein Haus aufnahm, so setzte er dieß in Ludwigsburg in erhöhtem Grade fort und leitete daneben eine Lehranstalt für erwachsene Töchter gebildeter Stände. Im In- und Auslande ist eine schöne Anzahl von Familien, von Söhnen und Töchtern, für deren Geistes- und Herzensbildung er Wesentliches geleistet.

Wegen seiner Tüchtigkeit zur Jugendbildung wurde er deßhalb auch ohne sein Ansuchen im J. 1815 auf die neu errichtete vierte Professur der Theologie, Pädagogik und Homiletik zu Tübingen durch den Universitätskurator v. Wangenheim berufen. Mit edlen Collegen, wie Christian Flatt, Ernst Gottlieb Bengel und Steudel war er hier in gemeinschaftlichem, einträchtigem Wirken für den Einen Hauptzweck, Förderung des Reichs Gottes, verbunden. Namentlich erwarb er sich das große Verdienst, das jetzt noch zum Segen der angehenden, jungen Prediger Würtembergs bestehende Predigerinstitut in Tübingen gegründet zu haben. Viele Studierende nahm er mit väterlicher Freundlichkeit in seinen nähern Umgang und gar wohl auch in sein Haus und an seinen Tisch auf, wobei ihn seine Frau in rüstiger

Thätigkeit gar freundlich unterstützte. Als nun aber in Folge von Sand's That an Kotzebue die Schritte gegen die in Vaterlandsliebe begeisterten burschenschaftlichen Verbindungen unter der studierenden Jugend Deutschlands geschahen und er, wie Prof. Schlette in Berlin, ein begütigendes Wort für die Jugend gesprochen hatte, gab dieß Veranlassung, daß er seinem Wirkungskreis als Universitätslehrer entzogen und im Oktober 1819 zum Dekan und Stadtpfarrer in Kirchheim unter Teck ernannt wurde. Es war ihm schmerzlich seinen „ewig theuren Beruf" schon nach fünfthalb Jahren verlassen zu müssen. Seiner Gattin aber rühmt er es nach, „daß sie mit inniger „Theilnahme an seinem Schmerz und an der erquickenden Milderung „desselben durch treue Freundschaft mit ihm weiter zog, als der bittere „Kelch der Trennung nach Gottes damals sehr dunkler, nach den dort „und hier darauf folgenden Ereignissen aber nun vielseitig klar gewor- „denen Führung ihm gerade da gereicht wurde, als die Schwierigkeiten „seines Berufs besiegt waren und er nun im frohesten Genusse des „Gelingens seines Wirkens und in den lieblichsten Verhältnissen lebte."

In Kirchheim wirkte er nun einundzwanzig Jahre lang an der Stelle, die schon der selige Philipp David Burk (s. S. 307) so würdig bekleidet hatte, in unermüdeter Thätigkeit und gesegneter Arbeit für das Reich Gottes. Er wollte überall das Gute mit redlichem Sinn und suchte es mit uneigennützigem Eifer ins Werk zu setzen. War auch sein Eifer um den Kirchenschaden oft zu rücksichtslos, war in ihm auch, wie er selbst gesteht, „ein immer allzu heftiger Trieb nach Außen", rollten auch, wie ein Freund es ihm nachsang, manchmal stürmend seine Räder der Natur: hat es Christo doch gegolten und der ewigen Wahrheit nur. Unbekümmert um die Meinung einer flachen Sünderwelt und furchtlos bei ihrem Höhnen strafte er die Sünde und ihren Wahn. Wallend Herzblut floß durch seine Seele. Das Schulwesen trug er auf seinem Herzen. Das Predigen war sein Element. Er fühlte sich nirgends so wohl, als wenn er mit seiner Gemeinde aus dem Glauben und vom Glauben reden durfte; das war seinem Herzen süßeste Befriedigung, da war immer sein Gemüth in der freudigsten Bewegung. Von seinen Predigten ist eine Sammlung zu menschenfreundlichen Zwecken erschienen unter dem Titel: „Predigten auf alle Sonn-, Fest- und Feiertage. Eßlingen. 1 Bd. 1822. 2. Bd. 1825. 3. Bd. 1830." In seinem Prediger- und Seelsorgerberuf, von dessen ernstlicher Besorgung er manche Früchte sehen durfte, fand er reichliche, beglückende Nahrung für seinen innern Menschen. Er war stets mit Planen zur Ausführung wohlthätiger Anstalten beschäftigt; Vieles hat er ausgeführt. Schulfeste, Armenvereine, Arbeitsschulen wurden stets von ihm angeregt und seine Gattin stand ihm in ihrem Theile stets fördernd an der Seite. Besonders war ihm das Werk der Mission und Bibelverbreitung ein wichtiges Anliegen; gar manchen zum Dienst der Mission bestimmten Jüngling hat er eingesegnet. Sein Herz suchte und fand zahlreiche

fromme Verbindungen im In- und Auslande, besonders der Schweiz, namentlich in Bern, Zürich, wo er mit der Lavater-Geßner'schen Familie in vertrauter Freundschaft stand, in Basel, wo der jüngere Bruder seiner Frau, Christian Spittler, als Sekretär der die Basler Sammlungen besorgenden deutschen ascetischen Gesellschaft angestellt ist, und im nahegelegenen Beuggen Christian Heinrich Zeller, sein inniger Freund, wirkt. So oft er konnte, und zuletzt im J. 1834, reiste er zu diesen Freunden in dem Herrn, zumal, wenn die Missionsfeste in Basel gefeiert wurden. Das war ihm stets eine liebliche Erquickung und Stärkung zu immer neuem Eifer für die Sache des Herrn. In den Jahren 1831—1836 stand ihm Albert Knapp als Oberhelfer im Dienste des Evangeliums an der Seite, von dessen Abreise von Kirchheim er als „ernsten, schweren Tagen" redet, weil er in herzlicher Freundschaft mit ihm verbunden war. Im Jahr 1837 wurde er nach Dann's (s. S. 560) Heimgang an dessen Stelle vorsitzender Amtsbruder der alljährlich in Stuttgart sich versammelnden Predigerconferenz. In demselben Jahre, am 29. Merz 1837, gieng auch seine treue, von ihm zärtlich geliebte Frau heim, nachdem er ihr auf ihr Begehren noch zuvor Alles zusammenfassen mußte über die durch Christum erworbene Vergebung aller unserer Sünden und das ewig selige Leben, damit sie mit völliger Gewißheit der Vergebung ihrer Sünden hinübergehen könne. Er hatte die Kraft, an ihrem Grabe den Herrn in einem Dankgebet zu preisen, daß er ihm diese Gefährtin dreißig Jahre lang geschenkt, und die Demuth, den Herrn anzurufen, er möge ihm durch seine Liebe alle Lücken und sündhaften Gebrechen seiner Liebe, das mit oft so betrübender Unlauterkeit befleckte Stückwerk seiner armen Liebe vergeben. „Als der Herr dich mir entrückte", so ruft er der Abgeschiedenen nach, „da wollte er mich — uns! Er soll mich, soll uns haben, ganz in Ewigkeit."

Seit diesem schweren Verlust war eine Abnahme der Kräfte bei ihm zu bemerken. Im November des Jahrs 1840 befiel ihn zu Stuttgart, wo er sich als Mitarbeiter an der seinen Geist und sein Herz mächtig anregenden Gesangbuchsverbesserung befand, eine schwere Krankheit, die eine tiefe Angegriffenheit bei ihm zurückließ, so daß er das neugedruckte Gesangbuch, an dessen Zustandekommen er so viel mitgewirkt, nicht mehr erleben sollte. Seine Kräfte nahmen immer mehr ab. Doch war er noch stets in seinem Berufe thätig. In wenigen Tagen wollte er noch drei Missionäre ordiniren, er erreichte es aber nicht mehr. Am 15. August 1841, dem zehnten Sonntag nach Trinitatis, stand er noch, obwohl erschöpft am Leibe, doch in schöner Kraft des Geistes, auf der Kanzel und rief seiner Gemeinde, indem er von dem Mitleid des Herrn über das ungehorsame Jerusalem, von der beständigen Nähe des Herrn und seinen heiligen, durchdringenden Augen, die auch die verborgensten Wohnungen der Sünde durchschauen, redete, als ein an den Pforten der Ewigkeit Stehender war-

nend zu, zu dieser ihrer Zeit zu bedenken, was zum Frieden dienet. Der Ausdruck seiner Herzensgefühle, wie er selbst nach Vollendung rang und die Hindernisse derselben in sich mit Schmerzen empfand, aber auch im Glauben an das Verdienst Christi Ruhe suchte, ist in V. 4. 5. 6 des Lieds Nro. 406: „Ich soll zum Leben dringen" enthalten, das er bei diesem seinem letzten Gottesdienste singen ließ. Am 17. August hielt er noch in Owen und Bruken Kirchenvisitation. In letzterem Orte aber, als er gerade in der Schule unter seinen lieben Kindern war, traf ihn ein Schlagfluß. Nach Owen zurückgebracht, starb er dort des andern Tages am 18. August 1841 in völliger Bewußtlosigkeit. Leicht wurde er über die Trennung hinweggehoben. Sein Leichenredner, Oberhelfer Weizel, heiligte sein Andenken, indem er über die Worte Röm. 1, 16. 17. die Leichenpredigt hielt. Albert Knapp hat ihm ein schönes Abschiedslied geweiht, in welchem er ihm nachruft:

Viel bedacht und viel gesonnen,
Viel gewollt und treu gemeint,
Viel gesorgt und viel begonnen,
Viel gebetet und geweint; —
Viel gewacht und viel erstrebet,
Viel beglückt und viel geliebt,
Viel gelitten, viel gelebet:
Ist dein Lob, das nicht zerstiebt.

Weitere Züge vgl. Thl. II. 406. 474.

Seine dichterische Gabe widmete er freudig dem Herrn. Von ihm erschienen: „Gesänge für die Jugend. 2 Hefte. Stuttg. 1811." Andere Lieder, meist Gelegenheitslieder auf Schul-, Missions-, Investitur-, Kirchweih-, Maifeste und Familienereignisse finden sich in seiner Predigtsammlung und in folgendem Büchlein: „Gesänge für christliche Feier vaterländischer Feste in der Kirche und im Freien, für den Kreis deutscher Familien, Jünglinge und Kinder. Stuttg. 1820." Zehn seiner Lieder stehen in Knapp's Liederschatz. Als Mitglied der Gesangbuchscommission war er übrigens der Vertreter und Schutzherr der Gellert'schen, Lavater'schen, Klopstock'schen und der mit ihnen verwandten Lieder.

(Quellen: Dem gesegneten Andenken der vollendeten Frau Christ. L. Bahnmaier ꝛc. von dem Gatten der Vollendeten. Kirchheim. 1837. — Zum Andenken an den vollendeten Dr. Jonathan Friedrich Bahnmaier, Dekan in Kirchheim. Kirchh. 1841.)

Schwab, Dr. Gustav Benjamin, geb. 17. Juli 1792 zu Stuttgart als der jüngste Sohn des dortigen Geh. Hofraths und Oberstudienraths, der unter Herzog Carl Eugen längere Zeit Geh. Sekretär gewesen war. Seine erste Bildung erhielt er theils durch seinen Vater, theils auf dem Stuttgarter Gymnasium, bis er im J. 1809 in das theologische Seminar zu Tübingen eintrat, wo er bis zum J. 1814 blieb. Damals schon, als studierender Jüngling, hatte er sich durch einige lyrische Versuche, die in Justinus Kerner's poetischem Almanach für 1812 und in Uhland's deutschem Dichterwald für 1813 erschienen,

bekannt gemacht. Der im J. 1811 aus Paris zurückgekehrte L. Uhland, der große schwäbische Romantiker und Vater der durch Einfachheit, Naturtreue und ächt deutsche Gesinnung sich auszeichnenden schwäbischen Dichterschule, hatte seinen innern ihn von Kind auf zum Reimen anspornenden Drang geleitet und wurde sein Meister. Im Sommer 1815 bereiste er Norddeutschland und besuchte namentlich Berlin, wo er mit Fouqué, Franz Horn und andern Dichtern in lebendigen Geistesverkehr trat; namentlich auch L. Tieck wurde sein theilnehmender, anregender Freund. Nach seiner Rückkehr wurde er im Herbst desselben Jahrs Repetent am Tübinger Seminar, von wo er im Jahr 1818 als Professor der alten Literatur an das obere Gymnasium zu Stuttgart kam. Hier durfte er noch drei Jahre lang mit seinem betagten Vater zusammenleben, bis derselbe am zweiundvierzigsten Jahrestag eines vielbeglückten Ehebundes, am 15. Apr. 1821, den Seinen entrissen ward. Sein Name wurde bald durch ganz Deutschland bekannt, so daß ihn stets eine Menge auswärtiger Verehrer aus allen Gegenden Deutschlands in Stuttgart aufsuchte. Er sehnte sich deßhalb später auch nach ländlicher Stille und erhielt auf sein Ansuchen die Pfarrei Gomaringen, in einem reizenden Alpthale zwischen Tübingen und Reutlingen gelegen. Von da kam er jedoch, nachdem er kurz zuvor als Gesangbuchscommissionsmitglied längere Zeit in Stuttgart sich verweilt hatte, schon im J. 1841 wieder nach Stuttgart als Stadtpfarrer bei St. Leonhard und Amtsdekan. Von dieser Stelle, die vier Jahre zuvor der ehrwürdige Dann (s. S. 563) bekleidet hatte, wurde er im Oktober 1845 als Oberconsistorial- und Oberstudienrath in die höchste Kirchen- und Studienbehörde des Würtemberger Landes berufen, und in demselben Monat erwählte ihn die theologische Fakultät zu Tübingen bei der Einweihungsfeierlichkeit des neuen Universitätsgebäudes zum Doktor der Theologie als „poëta inter Germanos celeberrimus, theologus cordatissimus."

Schwab steht in der schwäbischen Dichterschule durch die trefflichen Romanzen, in denen er seit 1815 mit ächt schwäbischer patriotischer Innigkeit und gediegener Einfachheit schwäbische Sagen und Geschichten besungen hat, dem Vater der Schule, L. Uhland, würdig zur Seite. Im J. 1819 erschienen von ihm z. B. „Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Christoph." Eine reiche Zahl steht in seinen Gedichten, die in zwei Bänden zu Stuttgart 1828 u. 1829 erschienen; eine neue Auswahl erschien zu Stuttgart bei Cotta im Jahr 1838. Mit Recht sagt ein Neuerer von ihm: „Er hat seinem Namen Ehre gemacht, indem er nicht nur durch seine Gedichte, sondern auch durch andere Schriften ein Wegweiser für die schwäbische Geschichte, für das schwäbische Volk (durch sein Buch der schönsten Geschichten und Sagen. 1836.), und für das schwäbische Land (durch die mit manchem Lied geschmückten Schriften: „Die Neckarseite der schwäbischen Alb. 1823." „Der Bodensee. 1827.") geworden ist." Auch

sonst hat er sich überhaupt um die deutsche Poesie vielfach verdient gemacht. Im J. 1820 gab er Flemming's Gedichte, 1841 Schillers Leben, 1835 eine Mustersammlung deutscher Lieder und Gedichte in fünf Büchern heraus.

Auch die geistliche Poesie verdankt ihm einige, wiewohl wenige Beiträge zu Friederichs Jahrbuch christlicher Andacht: „Selitha. Stuttg. 1830 und 1831." Aus dem zweiten Jahrgang ist Nro. 537 abgekürzt und verändert in das Würt. Gesangbuch aufgenommen worden. Es ist ursprünglich ein Gedicht „am Morgen des Himmelfahrtsfestes."

Grüneisen, Dr. Carl, geb. 17. Jan. 1802 zu Stuttgart, wo sein Vater, der erste Herausgeber des Morgenblatts, Oberregierungsrath war († 1831). Männer wie Dannecker, Cotta, Haug, Joh. Gottfr. Müller waren als die Freunde seines Vaters oft in seinem elterlichen Hause, und so ward frühe schon in ihm die Liebe zur bildenden Kunst und zur Poesie erweckt. Im J. 1819 trat er vom obern Gymnasium zu Stuttgart in das theologische Seminar zu Tübingen über und besuchte dann im J. 1823 Berlin, um Schleiermacher zu hören, mit dem er in genauen Geistesverkehr und persönlichen Umgang trat. Bald nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er im J. 1825 als 23jähriger Jüngling zum Hofkaplan und Feldprediger der Königl. Garden zu Stuttgart ernannt, zu welchem Amte ihm im J. 1831 auch die Inspektion der Stuttgarter Volksschulen übertragen wurde. Er vermählte sich mit einer Tochter des berühmten Mathematikers, M. Joh. G. Fr. Bohnenberger, Professors zu Tübingen, die er aber nun nach zwanzigjährigem, mit Fried und Freud gesegnetem Ehebund im Herbst des J. 1845 zu Grab zu tragen den Schmerz hatte. Nach d'Autel's Tod wurde er im J. 1835 Hofprediger, Oberconsistorialrath und Feldprobst, und das Jahr darauf erwählte ihn die theologische Fakultät zu Leipzig zum Doktor der Theologie, nachdem er zuvor schon Mitglied der dortigen historisch-theologischen Gesellschaft geworden war. Seine Wirksamkeit als Prediger hat er erprobt durch die von ihm herausgegebenen „Predigten, gehalten in der Hofkirche. Ein vollständiger Jahrgang ausgewählter Sonn- und Festtagspredigten. Stuttg. 1842." Besonders machte er sich auch auf dem Gebiete der Kunstästhetik durch mehrere treffliche Schriften und Abhandlungen, z. B.: „Ueber bildliche Darstellung der Gottheit. Ein Versuch. Stuttg. 1828" — „Ueber das Sittliche der bildenden Kunst bei den Griechen. Leipz. 1833" bekannt, wofür ihn im J. 1845 die Akademie der Künste in Berlin zu ihrem Ehrenmitglied erwählte. Er hat durch solche Schriften das tiefere Verständniß der christlichen Kunst sehr wesentlich gefördert. Auf dem Gebiet der weltlichen Poesie steht er mit Schwab als ein edler Genosse der schwäbischen Dichterschule da. Eine Sammlung seiner jugendfrischen Dichterblüthen gab er heraus unter dem Titel: „Lieder von C. Grüneisen. Stuttg. bei Cotta.

1824." Mit Recht wird an denselben „die leichte anmuthige Form, dichterische Phantasie und Tiefe des Gefühls" gerühmt. Einige Proben geistlicher Lieder finden sich im zweiten Jahrgang von Friederichs Selitha (1831), z. B. das schöne Jesuslied: „Du theures Wort, dem Kraft und Leben". Wie einst der Hofprediger Eberh. Ludw. Fischer (s. S. 302) zum Würt. Landesgesangbuch von 1741, so hat auch er zum neuesten Würt. Gesangbuch einige Beiträge, namentlich ein im kirchlichen Styl gehaltenes Lied auf das Geburtsfest des Königs, geliefert.

Namentlich aber auf dem Gebiet der Hymnologie hat er große Thätigkeit entwickelt. Durch die im Seitherigen öfters erwähnte Schrift: „Ueber Gesangbuchsreform. Stuttg. 1838" (s. unten) hat er nicht nur eine richtigere Auffassung des Kirchenlieds überhaupt, sondern insbesondere das Zustandekommen des Würt. Gesangbuchs wesentlich gefördert. Als Mitglied des Consistoriums war er auf der im J. 1841 versammelten Gesangbuchssynode für Abfassung desselben mit Geist und Wort thätig, und seine in der genannten Schrift ausgesprochenen Grundsätze über Auswahl und Fassung der Lieder haben meist den Sieg davon getragen. Eben so großes Verdienst hat er auch als Kenner der edlen „Musika" um das Zustandekommen des 1844 erschienenen neuen Würt. Choralbuchs; er führte den Vorsitz in der hiefür niedergesetzten Commission und wußte trefflich die sich schroff gegenüberstehenden Ansichten zu einigen (s. unten).

Ein noch größerer Wirkungskreis auf die evangelische Gesammtkirche des deutschen Vaterlands hat sich ihm in der neuesten Zeit eröffnet, indem er nicht bloß im J. 1844 als Würt. Abgeordneter bei der wichtigen Versammlung des allgemeinen evangelischen Vereins für die Gustav-Adolphs-Stiftung in Göttingen erschien, sondern hauptsächlich ihm es vergönnt war, die Idee eines festern Zusammenschlusses der verschiedenen deutschen evangelischen Landeskirchen und die Förderung der wahren kirchlichen Interessen anzuregen und auszuführen: wie er denn auch in den ersten Wochen des J. 1846 als Vertreter der Würt. Landeskirche auf der hauptsächlich durch seine Anregung zu Stand gekommenen großen Berliner Synode thätig war. Dort half er unter Anderem den Beschluß bewirken, daß man eine Reform der Landesgesangbücher vornehmen und sich über eine bestimmte Anzahl Kernlieder einigen sollte, welche hinfort die Grundlage sämmtlicher deutschen evangelischen Landesgesangbücher zu bilden hätten. Nach seiner Rückkehr ehrte ihn sein König, der süddeutsche Schutz- und Schirmherr der evangelischen Kirche, durch die Erhebung zum Oberhofprediger.

Knapp, M. Albert, geb. 25. Juli 1798 in Tübingen. Seine Kindheitstage brachte er vom zweiten bis zum neunten Jahr in Alpirsbach zu, wo sein Vater Oberamtmann war. Dort in dieser herrlichen romantischen Schwarzwaldgegend holte er alle seine Poesie. Nament-

lich waren es Klopstock's Oden, die ihn als Knabe mächtig anzogen, und vor allen die Ode an Fanny: „Wenn ich einst todt bin", welche ihn oft bis zu Thränen rührte. Er hat deßhalb auch in seinen spätern Jahren, 1828, fünfzehn der schönsten Klopstock'schen Oden ins Lateinische übersetzt. Einen gesegneten Einfluß auf sein Herz machte auch der damals als Präceptor in Alpirsbach angestellte fromme Pfarrer Handel in Stammheim. Seine spätern Knabenjahre verbrachte er in Rottweil, wohin sein Vater als Oberamtmann versetzt worden war; nachdem er vom J. 1814—1816 das Seminar zu Maulbronn durchlaufen hatte, trat er in das theologische Seminar zu Tübingen, wo er nun in seiner alten Heimath unter der Eltern Augen (sein Vater war dort Oberjustizrath geworden) den Studien oblag als ein für des deutschen Vaterlandes Wohl glühender Jüngling. Göthe und Shakspeare waren damals seine Lieblingsdichter. Als er aber nun im J. 1820 in den Dienst der Kirche übertrat, wandte sich sein Sinn eben so glühend dem himmlischen Vaterland zu und er schloß einen innigen Freundschaftsbund mit seinem Compromotionalen, dem durch seine erwecklichen Predigten weit bekannten M. Ludwig Hofacker, dem er auch, nachdem er als Pfarrer zu Rielingshausen im J. 1828 allzufrühe starb, als seinem „geliebten Bruder Jonathan" durch ein Trauerlied die Schläfe mit einem lieblichen Siegeskranze umwunden und dessen Leben er in der Christoterpe 1844—1845 so herrlich gezeichnet hat. In den Jahren 1823 und 1824 verkündeten Beide in nächster Nähe das Evangelium zu großer Erweckung vieler Seelen, Knapp als Vikar in dem Dörfchen Gaisburg, Hofacker als Vikar seines Vaters, der Stadtpfarrer an der St. Leonhardskirche zu Stuttgart war. Im J. 1825 wurde Knapp zum Helfer in Sulz am Neckar und Pfarrer in Holzhausen ernannt; von da kam er im J. 1831 auf den Wunsch der verwittweten Herzogin Henriette von Würtemberg, welche den christlichen Sänger und begabten Prediger hochschätzte, nach Kirchheim u. T. und arbeitete hier fünf Jahre lang mit dem ehrwürdigen Bahnmaier, mit welchem ihn die innigsten Freundschaftsbande zusammenschloßen, im Weinberg des Herrn. Hier hatte er den Schmerz, seine inniggeliebte Gattin Christiane, Tochter des Generals v. Beulwitz, mit der er sich im J. 1828, dem Todesjahr seines Vaters, vermählt hatte, schon nach sieben Jahren am 11. April 1835 zu verlieren. Sie war eine der edelsten Schülerinnen Dann's in Stuttgart, eine rechte geistliche Frau, an deren Stirne, wenn sie im Haus umhergieng, zu lesen war: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen." Er hat ihr ein schönes „Denkmal der Liebe" gesetzt in einem Büchlein, das im J. 1836 die dritte Auflage erlebte (s. Thl. II. Nro. 334.). Ein Jahr nach diesem bittern Verlust wurde er auf den Wunsch und die Bitte vieler Stuttgarter Gemeindeglieder zum Diakonus an der Hospitalkirche zu Stuttgart ernannt, worauf er sich zum zweitenmal vermählte mit der

Wittwe des als Hauptmitarbeiter an der Brand'schen Schullehrerbibel bekannten Pfarrers C. August Osiander in Maichingen, Emilie, geb. Hoffmann. Nach Dann's Tod (19. Merz 1837) wurde er Oberhelfer an der Stiftskirche und fieng nun auch neben seinem Predigtamt (viele seiner gesalbten geistreichen Predigten stehen in den neuern Würt. Predigtsammlungen) und vielen schriftstellerischen Arbeiten an, das edle Werk Dann's, die Erbauungsstunden für die Frauen und Jungfrauen Stuttgarts, fortzusetzen. Nun steht er seit 10. Dez. 1845 nach Schwab's Beförderung zum Oberconsistorialrath als Stadtpfarrer an der St. Leonhardskirche, welche Stelle auch Dann vor seinem Ende bekleidet hatte. Er ist auch Dann's und Bahnmaier's Nachfolger in dem Vorsitz bei der Predigerconferenz.

Knapp ist ein reichbegabter christlicher Lyriker, dessen Lieder durch ihre in den reinsten, schönsten Formen sich kundgebende Glaubensfülle und die Entschiedenheit des christlichen Bekenntnisses sich auszeichnen. Mag er auch in seinen Gedichten, in welchen er mit sinniger, geistvoller Reflexion die Erscheinungen der Natur und Thatsachen der Weltgeschichte mit dem Lichte des Christenglaubens beleuchtet, nicht immer in den Gränzen ungesuchter inniger Betrachtung sich halten, wie ihm schon vorgeworfen worden ist: in den eigentlichen Glaubensliedern kommt er, wie kein Dichter der Neuzeit, dem ächten Ton des Kirchenliedes nahe. Zuerst erschienen von ihm: „Christliche Gedichte von A. Knapp. Von seinen Freunden herausgegeben. 2 Bände mit 14 Musikbeilagen. Basel. 1829. — 2. Auflage vom Verfasser besorgt und verbessert. Basel. 1834. — 3. Auflage 1843." Eine Fortsetzung seiner Gedichte erschien als 3. und 4. Band auch unter dem Titel: „Neuere Gedichte. 1. und 2. Band. Basel. 1834." Die neueste Fortsetzung, die allein wieder 300 neue Gedichte enthält, erschien als 5. Band mit dem Titel: „Gedichte von A. Knapp. Neueste Folge. Stuttg. bei Cotta. 1843." In einem schönen Liedercyklus: „Hohenstaufen. Ein Cyklus von Liedern und Gedichten. Stuttg. 1843" besang er auch die großen geschichtlichen Charaktere und Scenen der Staufischen Geschichte und die Naturumgebungen, in denen diese Herrscherfamilie entstand und lebte. Auch als Uebersetzer fremder Lieder, namentlich durch sehr gelungene Uebertragungen neuerer englischer Dichter hat er sich bewährt. Seine frischen Dichterblüthen legt er meist zuerst in dem von ihm seit 1833 herausgegebenen, in entschieden christlichem Geiste gehaltenen Taschenbuch „Christoterpe" nieder. Durch dasselbe wirkt er hauptsächlich für Verbreitung lebendigen Christenthums unter den gebildetern Ständen, wie er überhaupt der Träger und Repräsentant des Pietismus in seiner gebildetern Form ist. Ein schöner Kreis christlicher Dichter,* die ihre dem Herrn ge-

* Zu diesem Dichterkreis der Christoterpe gehören außer Fr. v. Meyer, Hey, Chr. Gottlob Kern, Sophie Herwig folgende christliche Dichter der Neuzeit: J. J. Banga, Predigtamtscandidat aus Basel, † 1834 in

weihten Lieder in diesem Taschenbuch niederzulegen pflegen, schaart sich um ihn.

Frascati, wo er sich zur Erholung von einer schweren Krankheit aufhielt („Gedichte religiösen Inhalts" erschienen von ihm zu Basel 1828). — Dr. C. R. Heinrich Puchta, früher Professor am Gymnasium in Speyer, jetzt Pfarrer in Eyb bei Ansbach (von ihm erschienen: „Morgen- und Abendandachten am christlichen Hausaltar in Gesängen. Erlangen. 1843"). — L. Fr. Franz Theremin, Hof- und Domprediger in Berlin seit 1815 und zugleich Oberconsistorialrath seit 1824, geb. 19. Merz 1783 zu Granzow in der Ukermark als der Sohn eines Predigers der französischen Coloniegemeinde. (Er ist rühmlich bekannt durch seine Predigten: „Das Kreuz Christi" und durch „Adalberts Bekenntnisse". Seine tiefen, innigen Gedichte vom schönsten Wohllaut erschienen unter dem Titel: „Abendstunden. 3 Bände. Berlin 1833. 1836. 1837." Neue vermehrte Ausgabe in 1 Band. 1841. Er ist namentlich ein Meister in der Form des Sonnetts.) — Graf Christian Günther v. Bernstorf, geb. 3. April 1769 zu Copenhagen, er war zuerst dänischer und später preußischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, † 28. Merz 1835 zu Berlin. Sein Lebensabriß steht nebst mehrern seiner nachgelassenen Gedichte unter dem Titel: „Christengräber" in dem Jahrg. 1837 der Christoterpe. (Zuvor waren von ihm ohne Namen, durch Theremin besorgt, religiöse Gedichte erschienen mit dem Titel: „Stimmen aus Gräbern. Berlin. 1828. 2. Aufl. 1832.") — Dr. Carl Heinrich Sack, Professor der Theologie zu Bonn, der bekannte Verfasser der „christlichen Apologetik. Hamb. 1829" und des „Catechismus christlicher Lehre. 2. Aufl. Bonn. 1834." (Von ihm erschien: „Die Göttlichkeit der Bibel, in 5 Gesängen. Elberf. 1832.") — Dr. Joh. Christian W. Aug. Hopfensack, geb. 1801 zu Großpirpach in Sachsen-Weimar, seit 1830 Professor am Gymnasium in Cleve. (Von ihm erschienen: „Vierzig alte und neue Lieder für Kirche, Schule und Haus. Düsseld. 1832," 17 stehen in Knapp's Liederschatz.) — Dr. Johann Peter Lange, seit 1840 Professor der Theologie in Zürich, vorher Pfarrer in Duisburg, bekannt als Hymnologe und als Theolog, der das Vermögen seiner tiefen philosophischen Anschauung vorzugsweise der christlichen Natur- und Geschichtsbetrachtung zuwendet. (Von ihm erschienen: „Biblische Dichtungen. 2 Bändchen. Elberfeld. 1832." — „Gedichte und Sprüche aus dem Gebiete christlicher Naturbetrachtung. Duisb. 1835." — „Die Welt des Herrn in didaktischen Gesängen. Essen. 1835." — „Die Verfinsterung der Welt, dargestellt in einem Cyklus von Lehrgedichten und Liedern. Berl. 1838.") — Chr. Forsyth Major, Prediger in Straßburg, früher in Constantinopel. Er eröffnete die evangelische Kapelle zu Straßburg am 14. Sept. 1834 mit einer Rede. Es erschienen von ihm auch: „Reden aus der Wahrheit. Straßb. 1834" und „Worte der Ermahnung an Kranke und Sterbende. 1834." — Dr. Wilhelm Meinhold, Pfarrer in Coserow auf der Insel Usedom bei Rügen. (Von ihm erschienen 2 Bändchen „Gedichte". 2. Aufl. Leipzig. 1835 und „Athanasia oder die Verklärung Fr. Wilhelms III. Ein christlich religiöses Gedicht. Magdeb. 1844"; neun seiner Lieder stehen in Knapp's Liederschatz) — Wilhelm Neuendorff, Prediger in der preußischen Mark. — Fr. Julius Krais, Pfarrer in Thalheim bei Heilbronn, ein Genosse der schwäbischen Dichterschule, geb. zu Beilstein 29. Nov. 1807. (Von ihm erschienen „Gedichte. Heilbr. 1839.") — Dr. Eduard Eyth, Professor am evangelischen Seminar in Schönthal, früher Oberpräceptor in Kirchheim u. Teck, geb. zu Heilbronn 2. Juli 1809. Er machte sich schon als Studierender zu Tübingen bekannt durch treffliche griechische Gedichte unter dem Titel: „Hilarolypos. Tüb. 1831."

Knapp gehört zugleich zu den ersten Hymnologen Deutschlands und hat durch den von ihm im J. 1837 herausgegebenen „evangelischen Liederschatz für Kirche und Haus. Stuttg." mit 3590 Liedern, worunter 71 eigene und 18 Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Englischen, den Sinn für die alte Liederherrlichkeit allermeist in Würtemberg wieder aufgeschlossen und damit die Bahn für ein neues Landesgesangbuch gebrochen (s. unten). Als Nachtrag ließ er demselben seine „Christenlieder. Eine Auswahl geistlicher Gesänge aus älterer und neuerer Zeit. Stuttg. 1841" mit 250 Liedern folgen, worunter 46 eigene, wie er auch, damit das neue Würt. Gesangbuch „ein der Classicität sich möglichst annäherndes Gesangbuch werde, das zugleich zum Vorbild für andere glaubensverwandte Lieder diene", eine besondere Schrift herausgab unter dem Titel: „Ansichten über den Gesangbuchsentwurf für die evangelische Kirche Würtembergs zur Ausgleichung verschiedenartiger Wünsche und Vorschläge. Stuttg. 1840." In neuerer Zeit wendet er seine hymnologische Thätigkeit auf sehr dankenswerthe Weise hauptsächlich einzelnen Hauptsängern der evangelischen Kirche zu; so schrieb er 1842 das Leben Ph. Fr. Hiller's und gab je mit einer Lebensskizze 1844 Gottfr. Arnold's und 1845 Graf Zinzendorf's geistliche Lieder heraus, zuvor hatte er auch Hedinger's Leben beschrieben.

Barth, Dr. Christian Gottlob, wurde geb. am 31. Juli 1799 zu Stuttgart. Er war gleichfalls ein Zögling des theologischen Seminars zu Tübingen vom J. 1817—1821, und hier schon ein in der Liebe zum Herrn stehender Jüngling. Schon drei Jahre nach Vollendung seiner theologischen Studien wurde er im J. 1824 Pfarrer in Möttlingen bei Calw am Rande des Schwarzwaldes. Er machte sich hier bald als christlicher Volks- und Jugendschriftsteller bekannt und wurde die Seele des Calwer Verlag-Vereins, welcher sich zum Zweck gesetzt hat, durch wohlfeile und faßlich geschriebene Schriftchen eine entschieden christliche Volks- und Jugendbildung zu fördern. So schrieb er für diesen Calwer Traktaten-Verein eine Menge kleiner Kinderblätter, die kleine Erzählungen und Gedichte enthalten. Sie wurden gesammelt unter dem Titel: „Kinderblätter von dem Verfasser des armen Heinrich. Herausgegeben Calw 1836." „Der arme Heinrich," war der Vorläufer einer Menge größerer Jugenderzählungen, die er der Reihe nach schrieb und von welchen eine Gesammtausgabe unter dem Titel: „Christliche Kinderschriften. 4 Bände. Stuttg. 1838 bis 1841" erschien. Auch „biblische Poesieen für Kinder" gab er heraus neben den für die Belehrung der reiferen Jugend ungemein geschätzten „Jugendblättern", die jetzt in monatlichen Heften erscheinen; deßgleichen eine „christliche Kirchengeschichte für Schulen und Familien. Calw. Verlags-Verein 1835" und eine „Geschichte von Würtemberg. Calw 1842." Vor Allem ist es aber die Sache der Mission unter Heiden

---

Auch erschien von ihm: „Die Sage von Odysseus nach Homer. In Reimen bearbeitet. 3 Bändchen. Carlsr. 1834."

und Juden, welche ihm am Herzen liegt, und für welche zu wirken er als seine eigentliche Lebensaufgabe ansieht; er ist der hauptsächlichste und eifrigste Förderer des Missionswerks in Würtemberg. Gleich nach seinem Amtsantritt in Möttlingen bildete sich zu Calw ein Missionsverein, der seit 1824 als einer der ersten in Würtemberg besteht und jährlich eine Einnahme von 3—6000 fl. hat. Den Sinn für die Ausbreitung des Reichs Gottes und die Bekehrung der Heiden hat er auf eine reich gesegnete Weise zu wecken gewußt durch das sogenannte „Calwer Missionsblatt," das er besorgt und das nun in vielen Dörfern des Landes gelesen wird. Als Herausgeber dieses Blattes wurden ihm gar oft schon Pretiosen zugesandt, damit sie, statt nutzlos im Kasten zu liegen, an der Bekehrung der Heiden mitarbeiten möchten. Es bildeten sich so auch immer mehrere Missionsvereine in Würtemberg, die ihre Jahresfeste durch eine öffentliche kirchliche Feier begehen: wo es ihm nur irgend möglich ist, belebt er dieselben durch seine Gegenwart und wirkt durch die hinreißende, belebende Kraft seiner Rede mächtig auf die Gemüther. Seit dem J. 1838 gibt er auch „Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden" heraus und bewirkte damit, daß nun die Missionssache zu einer kirchlichen Sache geworden ist und mehr und mehr in den Kirchen des Landes regelmäßige Missionsgottesdienste gehalten werden, in einer Ausdehnung, wie nicht leicht in einem andern deutschen Lande. Um in diesem auf das weite, mannigfaltige Gebiet des Reichs Gottes gerichteten Wirken durch die Amtsgeschäfte beim Dienste an einer einzelnen Gemeine nicht gehindert zu seyn, bat er um seine Entlassung von der Pfarrstelle zu Möttlingen und zog im Jahr 1838 als Privatmann nach Calw, während er in demselben Jahre von Tübingen die theologische Doktorwürde erhielt.

Von ihm erschienen: „Christliche Gedichte. Stuttg. 1836," welche herzlich und sinnig manchmal richtig den Volkston treffen. Am bedeutendsten sind die darin enthaltenen 38 Missionslieder, die in feuriger Sprache ein tiefes, begeistertes Gefühl aussprechen. Viele seiner Gedichte sind noch ungedruckt, fünfzehn stehen in Knapp's Liederschatz.

Kern, M. Christian Gottlob, wurde geb. den 13. Jan. 1792 zu Söhnstetten auf der Alb bei Heidenheim, wo sein Vater Pfarrer war. Diese Taufnamen erwählte für ihn sein Vater mit Beziehung auf den Mann, der damals die Stütze und Zierde der würt. Kirche und Gottesgelehrtheit war, Dr. Christian Gottlob Storr. Durch das väterliche Beispiel herzlicher Gottesfurcht und segensreicher Uebung des christlichen Berufs erhielt er frühe Eindrücke der Gottseligkeit und frühe Empfindung der Heiligkeit des christlichen Lehramts. Seine Kindheit fiel gerade in die schweren Zeiten der Kriegsdrangsale, unter welchen auch seine Eltern durch wiederholte Plünderung der Franzosen den empfindlichsten Verlust an Hab und Gut zu erleiden hatten. So begann die Schule der Leiden schon frühe für ihn. Im J. 1806 wurde er in das Kloster zu Denkendorf aufgenommen. In großem

Wissensdurst studierte er hier oft ganze Nächte lang und legte dadurch den Grund zu der Gebrechlichkeit und höckerigten Verwachsung seines Körpers; nachdem er sodann auch noch im Kloster zu Maulbronn gewesen, kam er im J. 1810 in das theologische Seminar zu Tübingen, wo er seinen ältern Bruder, den nachmaligen Doktor und Professor der Theologie, Friedrich Heinrich Kern, mit dem er stets durch höhere Geistesbande aufs Innigste verknüpft war, noch drei Jahre lang neben sich hatte. Eifriges Studium der Werke von Storr und die anregende Wärme der Vorträge des Dr. Joh. Friedrich Flatt gaben ihm eine gründliche theologische Bildung. Nach vollendeten Studien kam er im J. 1815 auf zwei Jahre als Vikarius nach Plochingen a. N. und von da im J. 1817 als Repetent ins Seminar zu Tübingen. Der damals entbrannte Kampf zwischen Schriftglauben und Vernunftglauben bereitete seinem forschenden Geiste manche innere Kämpfe um die Wahrheit, aus denen ihn jedoch Gott durch mannigfaltige Züge der Gnade siegreich herausführte. Zu diesen Gnadenzügen gehörten namentlich schwere und gefährliche Brustleiden, an denen er lange darniederlag; zu ganz besonderem Segen wurden ihm aber die Predigten des ehrwürdigen Dann, der damals Pfarrer in Oeschingen war. Er zog, wie noch so viele junge Theologen, oft zu ihm hinaus in seine Dorfkirche und er bekennt davon: „Durch seine Vorträge lernte ich nicht nur eine sehr wirksame Art zu predigen kennen, sondern sie trafen auch mein Innerstes und stärkten mich mehr, als die gelehrte Predigtmanier, der ich, so wenig ich mich selbst von ihr ganz losmachen konnte, überdrüssig ward."

Im Jahr 1820 wurde er Helfer in Besigheim und vermählte sich nun mit Henriette, Tochter des Oberfinanzraths Nast, wodurch er ein Schwager des ehrwürdigen Studiendirektors, frühern Professors der Theologie und Hofpredigers, Fr. Gottlieb Süßkind wurde. Er fand in ihr das Glück seines Lebens und eine treue Pflegerin in seinen Leiden, welche auch in Besigheim durch tödtliche Brustleiden bald über ihn hereinbrachen. Der Herr riß ihn aber wieder gnädig heraus. Nach vierjährigem gesegnetem Wirken in Besigheim wurde er im J. 1824 als Prediger und Professor an das niedere evangelisch-theologische Seminar zu Schönthal berufen, und erhielt auf diese Art denselben Beruf und Wirkungskreis, den einst A. Bengel als Klosterpräceptor zu Denkendorf hatte. Ihn nahm er sich auch zum Vorbild in seinem Amt. Er genoß deßhalb auch unter seinen Schülern die allgemeinste Verehrung und Hochachtung. Doch unterbrachen schon nach fünfthalb Jahren neue Brustleiden und dazu kommende große Augenschwäche sein schönes Wirken, indem er sich dadurch genöthigt sah, seine Stelle niederzulegen. Nun wurde er im J. 1829 Pfarrer in Dürrmenz-Mühlacker an der Enz zwischen Vaihingen und Pforzheim gelegen. Treulich richtete er das Amt eines evangelischen Predigers an dieser Gemeinde aus; sich selbst ver-

gessend, war er unermüdet als Lehrer und Seelsorger und in der Armen= und Krankenpflege. Bei seinen Predigten, von welchen im J. 1837 nach seinem Tod eine Sammlung erschienen ist, suchte er sorgfältig jeden Schatten eines wissenschaftlichen Tons zu vermeiden, was für den an wissenschaftliches Denken gewöhnten Mann keine geringe Selbstverleugnung war. Daher ist eine hohe Einfalt in der Form seiner Predigten; sie sind stille, milde, glaubenskräftige Zeugnisse von dem Einen, von dem gekreuzigten Christo, göttliche Kraft und göttliche Weisheit. Daneben wirkte er auch noch auf weitere Kreise durch sein schriftstellerisches Wuchern mit seinem Pfund und seiner Zeit. Auch hier galt Alles der evangelischen Wahrheit. So lieferte er gediegene Abhandlungen in die von Dr. Steudel und seinem Bruder herausgegebene Tübinger theologische Zeitschrift und liebliche, anziehende Aufsätze über die h. Geschichte und die Gleichnisse des Herrn in A. Knapp's Christoterpe. Dabei trug auch sein reges Gefühl und Dichtungsvermögen schöne, dem Herrn geheiligte Blüthen und Früchte. Er war ein Schriftgelehrter zum Himmelreich; sein einiger Meister war Christus und das Wort der Wahrheit. Der hocherleuchtete J. A. Bengel, sowie dessen trefflicher Nachfolger in der Schriftforschung, Gottfried Menken, und der Hauptverfasser der evangelischen Schullehrerbibel, Pfarrer C. Aug. Osiander in Maichingen, waren ihm die liebsten Freunde und Führer seines Geistes.

Leider wurde sein Wirken in Dürrmenz schon nach sechs Jahren durch eine wegen der Gebrechlichkeit und Verwachsung seines Körpers entstandene Brustwassersucht gehemmt. Jetzt ward durch Leiden und Schmerzen sein Inneres vollends durchläutert. Es war erhebend und erbauend, an seiner Schmerzensstätte zu stehen, denn sie war eine heilige Stätte der kindlichen Demuth, Ergebung und Glaubensfreudigkeit. Er sagte dabei öfters mit großem Nachdruck: „Wir müssen glauben und folgen." Das Leiden Christi ward ihm unter seinen Beängstigungen sehr groß. Manchmal, wenn die Brustbeklemmungen aufs Höchste stiegen, rief er zu seinem Heiland: „Ach! wie kurz hältst du mich? ach! ist's nicht allzukurz? O hilf mir, damit es nicht heiße: wo ist nun dein Gott?" Das tiefe Leiden machte ihn aber auch in seinen Augen so klein, daß er oftmals ausrief: „Ach! wie bin ich so gar nichts! Nun bin ich ganz ausgezogen!" Dann konnte er sich aber auch der Gerechtigkeit Christi und der in ihm geoffenbarten Gnade kindlich erfreuen, also daß sein Mund überströmte von dem Preis des herrlichen Glücks, aus Gnaden selig zu werden. Als das Leiden immer höher stieg, sagte er: „Leiden, ja in Wahrheit ein Geschäfte! Man muß eben dem Heiland in Allem stillhalten." Als er zuletzt alle die Seinen, an denen er mit großer Liebe hieng, weinend um sich stehen sah, segnete er sie und ergoß dann sein Herz in die Worte: „Jesu hilf siegen! O! daß ich „dich und den Glauben an dich durchbehaupte, — daß Niemand

„dich mir entreiße! — O es ist etwas Großes, daß Jesus Bürgschaft „für uns geleistet hat! Auf Gnade sterbe ich, auf das Verdienst mei„nes Heilandes fahre ich dahin!" Dem Arzte, der zu ihm sagte: „Sie sind sehr schwach!" antwortete er: „Ja, aber wenn der Christ schwach „ist, so ist er stark, denn er hält sich an den ewigen Felsen und über„windet durch ihn Grab und Tod. Der Glaube an unsern Herrn „Jesum Christum war bei mir nicht bloß ein Bekenntniß meines Be„rufs als Theologe, sondern ich sterbe auch darauf. Alles, was ich „gelernt habe, verschwindet mir nun und liegt jetzt nutzlos vor mir; „nur die Erkenntniß Jesu Christi ist es, die mir nun zur Lebens„quelle wird." Oft noch wiederholte er mit großem Nachdruck die Worte: „Heiland! Heiland!" und die Freunde, die ihm, als seine Augen dunkel worden waren, aus dem Wort Gottes vorlasen, bat er: „Nur wenig! ich kann's nur tropfenweise ertragen." Dann brach ihm sein treues Herz sanft und still am 5. August 1835. A. Knapp ehrte sein Gedächtniß mit einem schönen Liede, das also beginnt:

„Du süßer Kern in einer schwachen Schale
Von edlen Säften köstlich vollgedrängt"

(s. neueste Folge seiner Gedichte vom J. 1843).

Die köstlichen Blüthen seiner dem Herrn geweihten Dichtergabe hat er in A. Knapp's Christoterpe niedergelegt, wo auch noch im Jahrg. 1837 seine nachgelassenen Gedichte, zehn an der Zahl, mitgetheilt sind.

Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 491. 130. 150. 262. 651.

(Quellen: Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs von M. Chr. G. Kern. Nach seinem Tode herausgegeben von W. Hoffmann (jetzt Inspektor des Basler Missionsinstituts) und L. Völter (seinem Vikar, jetzt Inspektor der Lichtensterner Rettungsanstalt und Herausgeber des süddeutschen Schulboten). Stuttg. bei Metzler. 1837. Voran steht der Lebenslauf. — N. Nekrolog der Deutschen. 1835. S. 1196. — Allgemeines Repertorium für die theologische Literatur. 14. Jahrg. 1. Heft.)

Herwig, Marie Sophie, geb. 22. Okt. 1810 zu Eßlingen, wo ihr Vater, M. Friedrich August Herwig, vieljähriger, in großem Eifer für den Herrn wirkender Prediger und Dekan war († 2. Merz 1839) und heute noch in gesegnetem Andenken steht. Sie war kaum zwei Jahre alt, als sie ihre treue Mutter, Magdalena Dorothea Sophia, eine Tochter des ehrwürdigen Stadtpfarrers M. Friedrich Köstlin zu Eßlingen, verlor; sie erhielt aber schon nach einem Jahre eine zweite Mutter, die nicht minder treu für sie sorgte — Johanne Luise Friederike, Tochter des Pfarrers Gottfried Osiander in Hausen. Frühe schon zeigte sie bei einem weichen, tiefen Gemüthe einen festen Charakter und eine Klarheit des Geistes, der das einmal als wahr und recht Erkannte festhielt. Die religiöse Richtung, welche ihr kindliches Gemüth schon frühe nahm, hielt ihre lebhafte Phantasie stets in den gehörigen Schranken und gab ihr zugleich auf die Zeit der Leiden, die bald über sie hereinbrechen sollten, die rechte Gottesstärke

zum Tragen und Dulden. Bei vieler äußerer Anmuth zeigten sich in ihrem zwölften Jahr Spuren von einer Verkrümmung des Rückgrathes, die unerachtet aller Kuren immer bedeutender wurde, so daß sie im vierzehnten Jahre ganz krumm und ausgewachsen war. So sah sie zwar schon in der Blüthe der Tage ihr äußeres Lebensglück schmerzlich gestört, aber sie trug diese schwere Schickung mit Gott ergebenem heiterem Sinn, und nur um so lieblicher fieng nun das innere Leben des Geistes bei ihr zu blühen an. Sie hielt sich im Glauben an den fest, der ihr diesen Leidensweg vorzeichnete, und aus einer herzlichen Liebe zu Jesu, dem sie ihr Herz ganz zum Eigenthum gab und dessen Sünderliebe anzuschauen ihre höchste Freude war, floß auch ein reicher Liebesstrom, mit welchem sie nicht nur die Ihrigen, sondern auch solche, die ihr ferner standen, auf die wohlthuendste Weise erquickte. Die Liebe war ihr Element. Bei solchem Liebessinn gieng auch ein glühendes Verlangen ihrer Seele dahin, daß auch die Heiden und das ihr immer besonders theure und merkwürdige Volk Israel zu Jesu gebracht würden. Man konnte sie oft belauschen, wie sie in innigem Flehen für die Bekehrung des Heiden- und Judenvolks zum Herrn rief. Liebliches Zeugniß hievon gibt auch ihr Missionslied Nro. 223. Im J. 1826 fieng sie ein Liederbuch an, in welches sie nicht nur die ihr Herz am meisten ansprechenden und erquickenden Lieder frommer Dichter, sondern auch eigene dichterische Herzensergüsse eintrug, welche ihre jedesmalige innere Erfahrung ausdrückten. Sonst auch erfreute sie die Ihrigen bei verschiedenen Anläßen und Familienereignissen mit lieblichen Früchten ihrer dem Herrn geweihten Dichtergaben.

Von Jahr zu Jahr mehrten sich aber ihre körperlichen Beschwerden, die ihr auch den öftern geselligen Umgang sehr erschwerten. Ihr Tagebuch, das sie in den spätern Jahren ihres Lebens zu führen angefangen, zeugt von den innern Kämpfen, die sie unter denselben zu kämpfen hatte, aber auch von ihrem innigen Festhalten an dem kindlichen Glauben: „Gott ist die Liebe" (1 Joh. 4, 16.). Im J. 1835 führte sie eine Brustentzündung an den Rand des Grabes; sie genas aber wieder und nahm dieß mit dem kindlichsten Dank gegen den Herrn als ein neues Gnadengeschenk von seiner treuen Hand an, hatte jedoch von da an mehr zu leiden, als je zuvor. Sie sollte damit nach den Friedensgedanken des Herrn als eine reine Jungfrau Christo zugebracht werden und mehr und mehr sorgen lernen, was dem Herrn angehöret, daß sie heilig sey, beides am Leibe und auch am Geiste und einst unsträflich bestehe vor dem Stuhl Gottes (2 Cor. 11, 2. 1 Cor. 7, 34. Offenb. 14, 4. 5.). In solchem Schmelzofen der Leiden lernte sie dann auch dem Lamme nachfolgen, wo es hingehet, so daß sie bereit war, als es selbst zum Tode gieng. In den letzten Tagen des J. 1835 nämlich wurde sie von einem heftigen Katarrhfieber befallen, das in den ersten Tagen des J. 1836 eine tödtliche Wendung nahm. Sie sprach nun mit freudiger Hoffnung von ihrem nahen Heim-

gang, aber auch mit völliger Ergebung in den Willen Gottes, falls ihr noch ein längeres Leben ausersehen wäre. Als ihr nun aber der Arzt am 5. Januar heftige Bangigkeiten, die sich bei ihr einstellten, als Vorboten ihrer nahen Vollendung kund gab, freute sie sich herzlich darüber. Der Tag wechselte mit Erstickungsanfällen und leichtern Augenblicken, in welchen ihr der Zuspruch und das Gebet des gottseligen greisen Vaters und die Anwesenheit von fünf Schwestern recht stärkend und erquickend war. Die Verheiratheten unter ihren Geschwistern ermahnte sie noch herzlich, „ihre Kinder doch fein gewiß dem Heilande zu erziehen.“ Nachts um zehn Uhr bat sie die Eltern, sich zu Bette zu legen, mit der Versicherung, man wolle sie rufen lassen, wenn ihr Ende näher rücke. Um zwölf Uhr ließ sie sich von den Schwestern aus dem Sessel in das Bett legen, dankte ihnen noch freundlich für diese Schwesterliebe, richtete sich dann schnell auf und rief: „Welch ein Chor!!“ — und mit diesen Worten athmete sie zum letztenmal den 6. Jan. 1836, Nachts halb ein Uhr.

Manche ihrer noch ungedruckten schönen Lieder hat A. Knapp in der Christoterpe und in seinem Liederschatz vom J. 1837 mitgetheilt. Besonders schön ist darunter das Lied Nro. 1222: „Dir, Herr Jesu, Heil der Erden“. Auch Nro. 1235 ist von ihr.

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten.)

Zeller, Christian Heinrich, geb. 29. Merz 1779 auf Hohenentringen bei Tübingen. Sein Vater, Christian David Zeller, war Hofrath und hielt sich in seinen letzten Jahren in Ludwigsburg auf. Er studierte gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts zu Tübingen die Rechtswissenschaft; ein innerer Zug des Herzens trieb ihn aber zum Beruf eines Erziehers und so wurde er zuerst Hofmeister in Augsburg, dann Erzieher von zwölf Kaufmannssöhnen in St. Gallen und hierauf Direktor der sämmtlichen Stadtschulen in Zofingen im Kanton Aargau. Im J. 1820 aber stiftete er mit Andern die Armenkinder- und Armenschullehreranstalt in Beuggen am Rhein, oberhalb Basel, als deren Inspektor er nun seit 26 Jahren in großem Segen für Pflanzung eines lebendigen Bibelchristenthums wirkt. Die christlichen Grundsätze, nach denen er hier wirkt, legte er in einer Schrift dar unter dem Titel: „Bericht über die gegenwärtige Einrichtung und Verfassung der freiwilligen Armenschullehreranstalt in Beuggen. 3 Bände. Basel. 1833.“ Bekannt ist auf dem Gebiet der Pädagogik seine Schrift: „Lehren der Erfahrung für Armenschullehrer. 3 Bände. Basel. 1827.“ Eine seiner Töchter ist verheirathet an den frühern Missionär, jetzigen Bischof zu Jerusalem, Dr. Gobat, eine andere an den Inspektor der Lichtensterner Kinderrettungs- und Armenschullehreranstalt Louis Völter.

In dem trefflichen „Monatsblatt von Beuggen“, das er seit 1827 herausgibt, finden sich manche liebliche geistliche Dichtergaben von ihm. In Knapp's Liederschatz sind die Nummern 32. 384. 850.

1190. 1199. 1946 von ihm. Auf eine Bitte um nähere Notizen über seinen Lebensgang, die an ihn gelangte, erwiederte er ablehnend: „Lasset mich vorher ruhig sterben."

Ueberblicken wir nun das Kirchenlied auf diesen verschiedenen Entwicklungsstufen, durch welche wir es begleitet haben,* so treten

* Dr. Grüneisen hebt in seiner Schrift: „Ueber Gesangbuchsreform. 1838" folgende vier Entwicklungsstufen hervor: Die Reformationszeit — die Zeit der kräftigen, die Zeit vor, unter und nach dem dreißigjährigen Krieg — die Zeit der innigen, die Zeit des Spenerisch-Francke'schen Einflusses — die Zeit der beschaulichen, die Zeit in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — die Zeit der verständigen Frömmigkeit.

Dr. J. P. Lange, Professor in Zürich, in seiner Schrift: „Die kirchliche Hymnologie oder die Lehre vom Kirchengesang. Theoretische Abtheilung im Grundriß. Zürich. 1843" hat folgende Periodeneintheilung:

I. Der urevangelische Hymnus.
II. Das dogmatische Bekenntnißlied.
III. Das liturgische Kirchenlied.
  1. Die Zeit des Ambrosius.
  2. Die Zeit des Gregor M.
  3. Die Zeit der Entstehung des ausgebildeten Kirchenlieds.
IV. Das altprotestantische Kirchenlied (nämlich bei den Sekten vor der Reformation — Waldensern, böhmischen Brüdern ɛc.).
V. Das evangelische Glaubenslied mit dem Charakter der vorwaltenden objektiven Kirchlichkeit. Von Luther bis Gerhard.
VI. Das evangelische Glaubenslied mit dem Charakter der vorherrschenden individuellen Subjektivität. Von Gerhard bis Gellert.
  1. Norddeutsche reformirte Liederdichter.
  2. Die Hallischen Pietisten.
  3. Die Würtemberger.
  4. Die Mystiker.
  5. Kirchliche Dichter.
  6. Herrenhuter.
VII. Die Lieder des allgemeinen christlichen Lebens. Von Gellert bis auf unsere Zeit.
  1. Das Stadium der subjektiven Reflexion des allgemeinen Christenlieds. Repräsentant — Gellert.
    a. Die Gellert'sche; b. Die Klopstock'sche; c. Die Herder'sche; d. Die fromme Richtung.
  2. Das allgemeine Christenlied im Stadium der mystischen Ahnung. Repräsentant — Novalis.

Dr. Weis in seinem „Versuch einer Theorie und geschichtlichen Uebersicht des Kirchenlieds. Breslau. 1842" hat folgende Perioden:

I. Vorlutherische Zeit — lateinische Hymnen und Sequenzen.
II. Von Luther bis auf Ringwaldt. 1524—1588.
III. Von Ringwaldt bis P. Gerhard. 1588—1650.
IV. Von Gerhard bis Joh. Caspar Schade. 1650—1692.
V. Von Caspar Schade bis Chr. F. Gellert. 1692—1754.
VI. Von Gellert bis zur neuesten Zeit. 1754—1840.

Der Recensent von Dr. Lange's kirchlicher Hymnologie in Rheinwald's allgemeinem Repertorium. Jahrg. 1844. Novemberheft, theilt so ein:

I. Periode: Von Luther bis Opitz. Zeitalter der Pflanzung mit

uns die Namen von nahezu dritthalbhundert und, wenn wir Alle, die gesungen haben, rechnen, von mehr denn fünfhundert christlichen Sängern aus den verschiedensten Jahrhunderten und den verschiedensten Ständen und Bildungsstufen entgegen, welche zusammen in schöner, sich gegenseitig ergänzender Mannigfaltigkeit und doch geeiniget durch das Band der Liebe zum Herrn, welche da ist das Band der Vollkommenheit, Einen Chor zum Preise Gottes und dessen, den er zu unserem Heile gesandt hat, bilden, einen Chor der — wie A. Knapp in der Vorrede zu seinem Liederschatz S. XXX sich treffend ausdrückt — „jenen Chor aus 288 Sängern in Salomo's Tempel weit übertrifft und im neutestamentlichen Geiste noch Größeres verkündigt, als jener alte Kreis in der Morgendämmerung des alten Bundes." Der durch diese Dichterschaar auf den Altar des Herrn niedergelegte Liederreichthum ist nicht bloß einer der schönsten Beweise für die Gotteskraft des Evangeliums, sondern auch zugleich das lieblichste Zeugniß für die religiöse Nationalität des deutschen Volkes und seine durch das Christenthum verklärte dichterische Naturanlage, ganz besonders aber für die dem deutschen Protestantismus inwohnende Kraft eines innigen, lebendigen Glaubens. Denn während man, abgesehen von den katholischen Ländern Deutschlands, in welchen nach dem hierarchischen Grundsatz, daß der Clerus die Kirche sey, der allgemeine Kirchengesang nie recht gedeihen kann, in den protestantischen Kirchen anderer Länder mit Uebersetzungen und Ueberarbeitungen einiger Psalmen sich begnügte, hat die deutsche protestantische Kirche in nahezu 80,000 geistlichen Liedern ihr geistiges Leben und glaubiges Gefühl in freiem Ergusse ausgesprochen, wobei vor Allem das siebenzehnte Jahrhundert als eine wahrhaft klassische Zeit für das Kirchenlied zu betrachten ist.

Unsere Zeit nun hat neben dem, daß wieder Dichter von neubelebter Frömmigkeit und Glaubensinnigkeit in ihr aufgetreten sind, hauptsächlich die Gnade von Gott erhalten, daß man anfieng, den

---

vorherrschendem symbolisch kirchlichem Charakter, vom Reformationszeitalter bis zum dreißigjährigen Krieg.

II. Periode: Von Opitz bis Klopstock und Gellert. Zeitalter der Blüthe und Ueberwucherung:
a. Das volksthümlich glaubige (Gerhard); b. Das mystisch beschauliche (A. Silesius); c. Das praktisch erbauliche (Hallische Schule); d. Uebergang in das mystische Spiel und die didaktische Prosa.

III. Periode: Von Klopstock und Gellert bis Moriz Arndt. Zeitalter der Aufklärung und Gesangbuchsrevolution.
a. Die verständige Reflexion (Gellert); b) Das sentimentale Pathos (Klopstock); c) Uebergang in die beiden Extreme; d) Prophezeiung der neuen Zeit (Novalis).

IV. Periode: Die Anfänge der Wiedergeburt und Gesangbuchsreform. Von den deutschen Befreiungskriegen bis auf die jetzige Zeit.

herrlichen Liederschatz, der im Schooß der protestantischen Kirche Deutschlands niedergelegt ist und so lange verborgen und mit Schutt zugedeckt war, endlich wieder zu erkennen und den Schaden zu heilen, welcher durch das unglückselige Verbesserungs-, oder vielmehr Verwässerungs- und Verschlimmerungsgeschäft einer kaltverständigen, glaubensarmen Zeit dem Kirchenliede zugefügt worden ist. Nicht nur fieng man an, den selbst den meisten Dienern der Kirche und Pflegern des Gottesdienstes vergrabenen Schatz der alten Liederherrlichkeit wieder zu Tage zu schaffen und in reichhaltigen Sammlungen der Welt zu ihrem Staunen vor Augen zu legen, sondern man war auch bemüht, die ältern Lieder von ihrem entstellenden Flickwerk, das sie in sämmtlichen neuern Landesgesangbüchern erhalten hatten, zu befreien. Immer allgemeiner sprach sich das Bedürfniß der Rückkehr zum Alten aus und man erkannte immer mehr das Recht, welches das Volk auf seine alten Liederkleinodien, als ein theures Eigenthum, ansprach. Die alten Kernlieder sollten ihm möglichst wieder in unverkümmerter und unentstellter Gestalt zurückgegeben werden. Wohlthätig für bessere Würdigung der alten Liedersprache, an der man in der Aufklärungsperiode so vielen Anstoß genommen, hatte bereits auch schon das neuerwachte tiefere und gründlichere Studium der deutschen Sprache und der altdeutschen Poesie gewirkt, welches Männer wie die beiden Grimm, Gervinus, L. Uhland &c. anregten.

Die im J. 1817 zu Berlin versammelte Synode erhob die erste Stimme gegen die in der Aufklärungsperiode den Gemeinden aufgedrungenen Landesgesangbücher und gab die Losung zur **Gesangbuchsreform**, indem sie die Herausgabe eines neuen bessern Landesgesangbuchs beschloß. Hierauf erhob Ernst Moriz Arndt im Jahr 1819 seine Stimme für die Herrlichkeit des alten Kirchenlieds in der vortrefflichen Schrift: „Von dem Worte und dem Kirchenliede. Bonn. 1819.“ Ihm folgte Wilhelmi, Pfarrer im Badischen, in derselben Richtung in der anonym erschienenen Abhandlung: „Von dem geistlichen Liede, besonders den ältern Kirchenliedern. Von dem Verfasser von Wahl und Führung. Heidelberg bei Oßwald. 1824.“ Er gab auch im folgenden Jahr eine Liedersammlung heraus unter dem Titel: „Liederkrone. Eine Auswahl der vorzüglichsten ältern geistlichen und erwecklichen Lieder. Heidelb. 1825.“ Zu gleicher Zeit fiengen A. J. Rambach, Hauptpastor an der Michaeliskirche und Scholarch zu Hamburg, der Enkel des Halle'schen Dichters J. J. Rambach, und Wilh. Müller zu Dessau, der rühmlich bekannte Griechensänger, an, den herrlichen Liederreichthum der ältern Zeit vor Augen zu legen. Ersterer that dieß in seiner „Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten der Kirche. Hamburg. 1817—1822. 4 Bde.“; Letzterer in seiner „Bibliothek deutscher Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts. Leipz. 1824.; fortgesetzt von Forster. 1828.“ Bereits ließ auch hiedurch angeregt Carl v. Raumer im J. 1831 zu Basel eine Sammlung

von Kirchenliedern als Probegesangbuch erscheinen, wie es in den wirklichen Gebrauch der Gemeinden übertreten könnte und sollte, und der Stadtpfarrer Chr. A. Dann zu Stuttgart veranstaltete in zwei Sammlungen eine „Auswahl meist älterer, geistlicher Lieder zum Gebrauch bei Singübungen und zur Beförderung eines sanften einstimmigen Kirchengesangs. Stuttg. bei Steinkopf. 1829. 1832." zusammengedruckt unter dem Titel: „Kern des alten Würtembergischen Gesangbuchs", wodurch er wenigstens in Würtemberg und besonders in dessen Hauptstadt den Sinn für den alten Liederschatz und seine Kraft und Herrlichkeit wieder aufschloß und pflegte. Er erklärte dabei in der Vorrede, welch tiefer Beherzigung werth die Bitte in dem alten Betstundengebet sey: „Nimm nicht weg die theure Beilage der „evangelischen Wahrheit, ob wir solches wohl mit unserem Undank „und Kaltsinnigkeit verschuldet hätten, sondern erhalte uns dein Wort, „daß auch unsere Nachkommen deinen Bund erben und die Wohnung „deines Namens bei uns bleibe für und für!"

Es waren dieß jedoch bloß die Vorläufer der immermehr als dringend nöthig erkannten Gesangbuchsreform. Eigentliche Epoche hierinn machte erst das im J. 1833 von dem als preußischer Ministerresident zu Rom bekannten v. Bunsen besorgte Werk: „Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausgebrauch", mit 934 Liedern. Er arbeitete es im Verein mit gleichgesinnten Freunden, wie Schneider, Rothe, v. Tippelskirch und besonders Dr. Tholuk in Halle aus, und stellte zugleich treffliche Canones oder Regeln für eine richtige Gesangbuchs- und Liederreform auf, welche für alle Zukunft die Grundlage bilden werden. Mit Recht wurde dieses Werk gleich bei seinem Erscheinen „ein Gesangbuch der unsichtbaren Kirche, die nicht hier oder dort ist, sondern Gott allein bewußt," genannt.

Die eigentliche Veranlassung zu diesem Werk war das im Jahr 1817 beschlossene, im J. 1829 erschienene und durch Dr. Schleiermacher, Theremin, Neander, Ritschl, Wilmsen, Brescius, Küster, Marot und Spillecke bearbeitete Berliner „Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch für evangelische Gemeinden. Berl. bei G. Reimer", und den durch dasselbe im J. 1830 veranlaßten Streit, bei welchem man einerseits gegen die Aufnahme und Geltendmachung zu vieler alter Lieder (wie sich z. B. Claus Harms in Kiel bei diesem Streit sonderbarerweise gegen die Aufnahme des trefflichen Gerhardschen Liedes: „Nun ruhen alle Wälder" aus abgeschmackten Gründen erklärte), andererseits gegen die immer noch viel zu moderne Ueberarbeitung der ältern Lieder sich aussprach. Das Bunsen'sche Werk stellte nun in seinen ursprünglich in der evang. Kirchenzeitung vom J. 1830 veröffentlichten Canones strenge, entschiedene Grundsätze über den Begriff des wahren Kirchenlieds auf, und brachte sie für möglichste Bewahrung des alten Textes in Anwendung.

Angeregt durch dieses Bunsen'sche Werk folgte nun bis auf die neueste Zeit eine Reihe geistlicher Liedersammlungen, die jedoch von verschiedenen Standpunkten aus bearbeitet sind.

1) Vom ästhetisch-religiösen Standpunkt aus, mit dem Grundsatz, die Lieder nach den Bedürfnissen und dem Bildungsstand der jetzigen Zeit bearbeitet zu geben, erschienen, unter sich wieder verschieden durch die mehr oder weniger freien Aenderungsregeln in Betreff der Textbearbeitung der ältern Lieder und durch die mehr oder weniger entschiedene Rücksicht auf das kirchlich Geltende, folgende Sammlungen:

Der sogenannte Berliner Liederschatz unter dem Titel: „Geistlicher Liederschatz, eine Sammlung der vorzüglichsten geistlichen Lieder für Kirche, Schule und Haus und alle Lebensverhältnisse. Berl. bei Elsner. 1832."

„Evangelisches Gesangbuch oder neu bearbeitete Sammlung alter und neuer Lieder zum kirchlichen Gebrauch von Rudolph Stier, Pfarrer in Frankenleben (s. S. 621). Halle. 1835" mit 915 Liedern. Ein ähnliches Werk erschien von Dr. Pauli in Lübeck.

„Evangelischer Liederschatz für Kirche und Haus. Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten gesammelt und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von M. Albert Knapp, Diakonus an der Hospitalkirche zu Stuttgart (s. S. 633). Stuttg. und Tübingen. 1837. 2 Bände" mit 3590 Liedern.

„Deutsches Kirchenliederbuch, oder die Lehre vom Kirchengesang. Die praktische Abtheilung mit 909 Liedern von Dr. J. P. Lange, Professor der Theologie in Zürich. Ein Beitrag zur Förderung der wissenschaftlichen und kirchlichen Pflege des Kirchenliedes, so wie der häuslichen Erbauung. 1843."

Der Berliner Liederschatz und Stier beschränkten sich bei der Auswahl der Lieder mehr auf das kirchlich Geltende, am meisten ließ Lange das bloß Aesthetische und die Berücksichtigung modern-subjektiver Lieder vorwalten. Die freiesten Aenderungsregeln erlaubten sich gegen den Liedertext die Herausgeber des Berliner Liederschatzes und Dr. Lange, der hierinn selbst die neuesten Dichter nicht verschonte; Stier dagegen gebührt das Lob vorsichtigerer, Knapp das Lob poetischerer Behandlung des alten Textes. Letzterer beruft sich (Vorrede S. XIII—XXI) für die Anwendung schonender Veränderungen auf die Geschichte des deutschen Kirchenlieds, auf die Aenderung der alten Kirchengesänge durch Luther, auf die würdigen Bearbeiter des Hannover'schen Gesangbuchs vom J. 1647, Gesenius und Denike, auf die Herausgeber des großen Leipziger Gesangbuchs vom J. 1698, die in vielen ältern Kernliedern die verkommnen Ausdrücke mit faßlicheren vertauscht haben. Er spricht seine Aenderungsgrundsätze dahin aus: „Man stelle das Bedürfniß der Kirche in den Vordergrund und verändere die Lieder, wo sie fleckigt sind, nach den billigen Forderungen des neuern Geschmacks

also, daß der Geist des Liedes aus Pietät gegen den Verfasser, wie gegen die heilige Sache des Evangeliums selbst, unverändert bleibe, die Form aber im Blick auf die Fortbildung unserer neuern Kirche mit keuscher, schonender Hand verbessert werde." So will er den alten Rost an jenen Schwertern des Geistes wegthun, da eine mehr als hundertjährige Erfahrung dafür gezeugt habe, daß bei Vielen dadurch bloß ein Anlaß zum Spott und bei Schwächern häufig ein Anstoß gegeben werde.

Allein auch Knapp ist, wiewohl einen Mittelweg gehend, in den Aenderungen zu weit gegangen, wozu besonders, wer selbst Dichter ist, viele Versuchung hat. Anerkannt muß jedoch der Hauptgrundsatz werden, daß mancher Liedertext, wenn er für unsere Zeit dem praktischen Gebrauch soll übergeben werden, Aenderung nöthig hat.

2) Vom historisch-antiquarischen oder literarhistorischen Standpunkt aus, mit dem Grundsatz einer von allem Bedürfniß absehenden Behandlung des Liedertextes und strengen Festhaltung an der originalmäßigen, ursprünglichen Fassung der Lieder, erschien:

„Das deutsche Kirchenlied von M. Luther bis auf N. Hermann und A. Blaurer von Dr. Wackernagel. Stuttg. 1841."

Wackernagel äußert sich in der Vorrede zu seinem Werk also: „Die unberufene Abhülfe der Gesangbuchsnoth fordert zu einer freien, „von allem Bedürfniß absehenden Behandlung des Gegenstandes auf. „Gewiß wird nur die Geschichte des Kirchenlieds, besonders aber die „Feststellung der ursprünglichen Liedertexte uns vor den Erfindungen „(Bearbeitungen) und Bethörungen jener eitlen Eiferer, besonders der „Dichter unter ihnen, und vor ihrem Einfluß auf die Gesangbücher „sicher stellen."

Allerdings ist es ein unschätzbares Verdienst, die alten Lieder wieder in ihrem reinen Original ans Licht zu stellen und unter Anwendung aller Mittel der Kritik einen kritisch hergestellten Text der Kirchenlieder zu geben, damit sie endlich wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt erkannt und beurtheilt werden können. In dieser Richtung hat sich auch Stip in seiner „Beleuchtung der Gesangbuchsbesserung. Hamburg. 1842", ausgesprochen. Allein dieß ist bloß die gelehrte und historische Seite, die praktischen Bedürfnisse der Kirche fordern statt der Ueberschätzung der ältern Zeit gebieterisch umsichtige Rücksicht auf den Bildungsstand der Zeit, in der die Kirche sich befindet und auf die vielseitigste Erbauung.

3) Vom kirchlich-praktischen Standpunkt aus erschien: „Das evangelische Kirchengesangbuch, oder Sammlung der vorzüglichsten Kirchenlieder. Mit einleitender Abhandlung und einem biographischen Register der Liederverfasser. Halle. 1842" von Dr. Daniel.

Es ist dieß ein mittlerer Standpunkt, auf welchem Daniel theils gegen den antiquarisch-historischen Standpunkt als zu unpraktisch

sich erklärt, indem bei demselben die Gelehrtheit, das philologisch-literar-historische Interesse zu vorwiegend und das Erbauliche zu wenig berücksichtigt sey, theils an dem ästhetisch-religiösen es tadelt, daß er nicht entschieden genug rein das kirchliche Bedürfniß ins Auge fasse, und in den Liedersammlungen dieser Art noch zu viele bloß subjektive Kirchenlieder aufgenommen seyen; und doch vertrete das Kirchenlied zusammen mit der Liturgie die objektive Seite im Cultus, die Anbetung und andächtige Anschauung, die subjektive Seite aber, die Reflexion oder das Lehrhaftige, sey durch die Predigt vertreten, weßhalb zergliedernde Reflexion und das Element des Lehrhaftigen im Kirchenliede gar keinen Platz finden und kein Lied von solch subjektivem Charakter aufgenommen werden sollte. Er bezeichnet daher seinen Standpunkt als den kirchlich-praktischen, wobei das kirchliche Interesse dadurch geachtet ist, daß er in seine Sammlung bloß die objektiven Kirchenlieder, und zwar die vorzüglichsten derselben, aufgenommen hat, und alle Lieder von subjektivem Charakter der Privatandacht zuweist, weßhalb er auch eine consequente Scheidung des Kirchen- und Hausgesangbuchs beantragt; das praktische Interesse aber dadurch, daß er die Lieder nicht durchaus in altkirchlicher Gestalt, sondern je nach Bedürfniß in abgekürzter oder überarbeiteter Form gibt. Wo er sie in altkirchlicher Gestalt aufführt, sind in besondern Noten die Varianten oder verschiedenen Textveränderungen von Bunsen, Stier, Knapp, dem Berliner Liederschatz, dem Halle'schen Stadtgesangbuch und dem Würtembergischen Gesangbuchsentwurf aufgeführt, wodurch sein Buch ein unentbehrliches „kritisches hymnologisches Hand- und Hülfsbüchlein" geworden ist.

Dabei hat Daniel um das lateinische Kirchenlied dieselben Verdienste, welche Wackernagel um das deutsche Kirchenlied sich erworben hat. Von größtem Interesse nämlich für das literar-historische Studium und die gelehrte Hymnologie ist sein »Thesaurus hymnologicus«, wovon bis jetzt erschienen ist: »Tomus primus hymnos continens. Halis. 1841.« Voran gieng eine Auswahl unter dem Titel: „Hymnologischer Blüthenstrauß altlateinischer Kirchenpoesie, gesammelt von Dr. Daniel. Halle. 1840."

4) Vom musikalisch-hymnologischen Standpunkt aus erschien: „Kern des deutschen Kirchenlieds von Dr. Friedrich Layriz. 2 Thle. Nördlingen bei Beck. 1844."

Mit Recht wird hier von dem gründlichen Kenner des evangelischen Chorals, der zu gleicher Zeit eine Sammlung von 200 alten Chorälen herausgegeben hat (s. u.), das musikalische Element bei der Liederauswahl in die Wagschale gelegt. Gar oft ist dasselbe aus Unkenntniß der Liedersammler mit der Musik und dem Choralschatz der evangelischen Kirche allzuwenig berücksichtigt worden. Layriz dringt mit vollem Recht darauf, daß die Liederauswahl so zu geschehen habe, daß möglichst alle gediegenen und singbaren Choräle durch Lieder,

welche auf ihre Melodie gedichtet sind, vertreten seyen und daß bei Liedern von gleich gediegenem Text dasjenige den Vorrang bei der Auswahl erhalten soll, welches eine singbarere oder gediegenere Choralmelodie hat, die nebenbei vielleicht auch sonst gar nicht in den Kirchengebrauch käme, sofern kein Lied für sie sich vorfände. Es wird dadurch der Kirche ein größerer Reichthum schöner Melodien wiedergegeben, als sie bisher im Gebrauch hatte, und ein nach solchen Grundsätzen abgefaßtes Gesangbuch wird sangbarer. Dabei hat sich Layriz an den Standpunkt Nro. 2 angeschlossen, indem er die ursprünglichen Lese- und Schreibarten noch sorgfältiger beibehielt, als es in den seitherigen Sammlungen geschehen ist, wenn er gleich nicht auf alle und jede Veränderung und Auslassung verzichtet hat, und an den Standpunkt Nro. 3, indem er alle Lieder, welche nicht zum gemeinsamen Kirchengesang, sondern bloß zur häuslichen Erbauung dienen, deßgleichen auch alle Lieder nach Gellert's Zeit, als zu lehrhaft und subjektiv, weggelassen wissen will.

Waren nun durch diese Werke der Liedersammler und Hymnologen unserer Zeit der christlichen Gemeinde die schönen und gediegenen Liederschätze der evangelischen Kirche in einer geeigneten Auswahl des Besten, theils in der alten Kraftfülle und Kerngestalt, theils in gefeilter und gereinigter Form dargelegt, so konnte es, da hiedurch das Magere und Dürftige der noch im Gebrauch stehenden Landesgesangbücher im Vergleich mit jenen köstlichen Schätzen von selbst sich aufdrang, nicht fehlen, daß nun auch geradezu offene Angriffe gegen die modernen Landesgesangbücher gemacht und die Mängel und Gebrechen derselben freimüthig aufgedeckt und gebührend gegeißelt wurden. Dieß that zuerst Rudolph Stier in seinem wahrhaft klassischen, die seitherigen schlechten Gesangbücher kritisch zersetzenden Werk: „Die Gesangbuchsnoth, eine Kritik unserer modernen Gesangbücher, mit besonderer Rücksicht auf die preußische Provinz Sachsen. Leipz. 1838." Stier hat darinn die Noth so ergreifend geschildert, daß sich Viele ihrer schlechten Gesangbücher schämen lernten; man sah nun ein, daß man seither an dürrem Holz oder Leder nagen mußte, während kräftiges Brod und gesunde Nahrung in Fülle zu haben war, und daß das christliche Volk hungern und dürsten mußte mitten in einem Ueberfluß, der vor ihm verborgen und zugeschlossen ward.

Stier hatte in seiner Schrift zunächst die sächsischen Gesangbücher gegeißelt, nun gab in demselben Jahre Repetent Kraz am theologischen Seminar zu Tübingen (später Diakonus in Backnang, und jetzt Professor am Seminar in Urach) auf eine freimüthige Weise eine Uebersetzung der Stier'schen Schrift ins Würtembergische unter dem Titel: „Die Gesangbuchsnoth in Würtemberg. Stuttgart. 1838." Kurz zuvor hatte sich Consistorialrath und Hofprediger Dr. Grüneisen zu Stuttgart in der deutschen Vierteljahrsschrift vom J. 1838, April — Juni anonym, in dem im J. 1839 erfolgten

besondern Abdruck dieser Abhandlung aber unter seinem Namen, auf eine mildere Weise umsichtig über „Gesangbuchsreform" ausgesprochen, nachdem die Gemüther in Würtemberg durch das Erscheinen des Knapp'schen Liederschatzes bereits vorbereitet waren und nach etwas Besserem sich zu sehnen angefangen hatten. Bereits hatte auch im J. 1836 die Stuttgarter Stadtgeistlichkeit an die evangelische Synode die Bitte gestellt um eine zweckmäßige Veränderung des eingeführten evangelischen Landesgesangbuchs, und der König hatte auf eine deßhalb von der Synode eingereichte Darstellung der Beschaffenheit des seit 1791 bestehenden Landesgesangbuchs im Sept. 1837 die Aufstellung einer Commission genehmigt, welche einen Anhang von 150—200 der besten evangelischen Gesänge zum Landesgesangbuch ausarbeiten sollte.

Mit Recht hat sich Kraz in seiner Schrift gegen einen solchen bloßen Anhang ausgesprochen als gegen einen „neuen Lappen auf einem unbrauchbaren Kleide, wodurch der Riß nur um so ärger werde," und auf die vermehrten Kosten und finanziellen Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, indem ein solcher Anhang bald ein ganz neues Gesangbuch nach sich ziehen müsse; klar hat er ausgesprochen, „es müsse ein ganz neues Gesangbuch aus dem alten werden, wenn gründlich geholfen werden soll." Damit verband er zugleich den Wunsch, den schon Bunsen ausgesprochen hatte, es möchte das Gesangbuch, ehe es ins Leben eingeführt wird, zuvor öffentlich, gleichsam als eine Anfrage an das Volk vorgelegt werden. Alle diese von Kraz vorgebrachten Punkte, für die sich auch bald die öffentliche Stimme entschieden aussprach, erhielten ihre Gewährung. Eine aus den sieben Männern, Dr. Bahnmaier, Dr. Grüneisen, A. Knapp, Dr. Schwab (vgl. oben), Pfarrer Bührer in Neckarrems, welcher die biographischen Notizen über die Dichter und die Bibelstellen besorgte, Dekan Gleißberg in Blaufelden, jetzt in Canstatt, und Oberconsistorial- und Studienrath, Prälat Dr. Klaiber (s. S. 305) bestehende Commission arbeitete nicht bloß einen Anhang, sondern ein ganz neues Gesangbuch mit 618 Liedern aus, und diese Commissionsarbeit wurde mit königlicher Genehmigung dd. 19. Juni 1839 vor aller weitern Berathung als Entwurf in Druck gegeben, damit über dessen Werth auch die öffentliche Stimme vernommen werden möge.

Kraz ist bei diesem Entwurf mit seinen für die Liederauswahl gesteckten engern Gränzen, welche ihm einerseits die Bibelsprache, andererseits der biblische Gedanke und dessen Ausleger, der Kirchenglaube, so wie der einem Liede nothwendige objektive Geist der Kirche sind, leider nicht durchgedrungen und von den Bearbeitern des Entwurfs weniger berücksichtigt worden. Dagegen verfuhr die Commission, wie sie es auch in der Vorrede zum Entwurf (S. 17) ausspricht, im Wesentlichen nach den von Dr. Grüneisen in seiner Abhandlung über Gesangbuchsreform entwickelten mildern Grundsätzen unter Festsetzung

möglichst weiter Gränzen, innerhalb welcher keine Ansicht und Schule ausschließlich Raum finden sollte. Ebenso hatte auch Schleiermacher aus Veranlassung der Abfassung des Berliner Gesangbuchs von 1829 für die, welche durch Vorrichtung eines Gesangbuchs die Gemeinschaft befördern wollen, den milden Grundsatz ausgesprochen, welcher allein vor Zertrennung bewahre und gegen welchen die besonnenen Freunde des Friedens, wie der Wahrheit unter allen Parteien nichts einwenden werden, — „es müsse Sorge getragen werden, daß Jeder, der in dem Erlöser die höchste Gabe und herrlichste Offenbarung Gottes anerkennt, „wie er auch in den einzelnen näheren Bezügen dieses Glaubens denken „und meinen möge, in dem Buch Erbauung und Stärkung finde, es „sey im Wesentlichen das positive Element des Christenthums festzu„halten, aber in einer Fassung, womit sowohl derjenige, welcher die „christlichen Ideen mehr durch Nachdenken fortbildet und anwendet, „wie der Andere, der sich strenger an Bild und Buchstabe der Schrift„lehre hängt, ohne Anstoß und Störung sich vereinigen möge." In diesem Sinne hatten sich die Bearbeiter des Berliner Gesangbuchs in der Vorrede S. IV ausgesprochen, indem sie bekennen, „es sey ihnen obgelegen, von den verschiedenen Auffassungsweisen der christlichen Glaubenslehre keine ausschließlich zu begünstigen, aber auch keiner ihre Stelle zu verweigern, die als Aeußerung des frommen Gefühls sich mit der evangelischen Wahrheit und mit dem Wesen eines kirchlichen Buchs in Einklang bringen läßt."

In der Feststellung des Textes, in der Textbehandlung galt als Grundsatz, die einzelnen Lieder so viel möglich in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder zu geben, da aber, wo veraltete, jetzt unverständliche Ausdrücke, wo ein für die jetzige Empfindungsweise abstoßendes Bild oder ein mit geläuterten Begriffen nicht im Einklang stehender Gedanke ein sonst treffliches Lied unerbaulich machen, eine möglichst im Tone der Urschrift und ihrer Zeit sich haltende Herstellung unter Versetzung in die Stimmung und Absicht des Verfassers zu versuchen. Doch wurde auch dieser Grundsatz weniger consequent vom biblisch-kirchlichen Standpunkt aus durchgeführt, als Bunsen und Kraz es beantragt hatten.

Nach solchen Grundsätzen, welche die Mitte halten zwischen der von Bunsen und Kraz ausgesprochenen streng kirchlichen und den von A. Knapp das Alterthümliche oft zu wenig beachtenden und zu viel Aenderungen zulassenden Grundsätzen, wurde der Entwurf der öffentlichen Prüfung der Gesammtgemeinde übergeben, was ein nicht genug zu schätzender Schritt der obersten Kirchenleitung war. Es bildete sich nämlich nun ein reges, hymnologisches Interesse unter den Geistlichen des Landes, und die öffentliche Stimme, besonders der geistlichen Diöcesanvereine, konnte sich sattsam aussprechen, wofür ein eigenes Blatt von Pfarrer Hartmann unter dem Titel: „Kirchenblatt" gegründet wurde, und wovon eine „summarische Zusammenstellung

durch M. C. G. Römer, Diakonus in Langenau. Besigheim 1840" erschien. Ohne Kampf, namentlich mit dem einseitig rationellen Element und der eingewohnten bloßen Verstandesrichtung gieng es nicht ab, so daß selbst einer dieser Richtung klagen mochte, es werde in dem Entwurf das Lichtvolle dem Affektvollen nachgesetzt; gerade aber Männer der entschiedensten frommen Richtung und die Urtheilsfähigen im Volke nahmen den Entwurf im Ganzen sehr günstig auf. So ward derselbe nun endlich, nachdem die Commission ihn nach den laut gewordenen Wünschen und Ansichten noch einmal überarbeitet hatte, der durch dreißig Geistliche aus den verschiedenen Theilen des Landes verstärkten Landessynode im Sommer 1841 zum endlichen Abschluß vorgelegt und von dieser unter wesentlichem Festhalten an den obigen Grundsätzen, jedoch mit noch etwas mehr Rücksicht auf das gediegene Alte, ausgearbeitet und im J. 1842 als Landesgesangbuch hinausgegeben, vom Volk mit Freudigkeit begrüßt, zum Theil unter nicht geringen Opfern begierig angeschafft und mitten in einer theuren Zeit mit Leichtigkeit eingeführt. So wurden allein in meiner Großaspacher Dorfgemeinde, die aus 1550 Seelen besteht, auf die erste Ankündigung im Lauf einer einzigen Woche 700 Exemplare bestellt und das Gesangbuch war in acht Tagen eingeführt.

So hat die evangelische Kirche Würtembergs vor allen deutschen Ländern das erste Landesgesangbuch erhalten, in welchem die alten Kirchenlieder mit ihrem ursprünglichen Text wieder zu Ehren gekommen sind und das wahrhaft kirchliche Bedürfniß wieder geachtet worden ist, während erst noch im J. 1835 die evangelische Kirche Badens ein Gesangbuch erhalten hatte, in welchem mit den alten Liedern sehr frei und zum Theil rücksichtslos modernisirend verfahren wurde und in der katholischen Kirche Würtembergs im J. 1837 ein Gesangbuch eingeführt worden war, welches mit Liedern aus der Gellert-Klopstock'schen Zeit angefüllt ist und in welchem mit dem Text selbst der ältern Lieder katholischer Abstammung schonungslos verfahren wurde. Als ein schöner Anfang auf der Bahn der Gesangbuchsreform und wegen seiner trefflichen, alten Kernlieder, deren es bei 300 mit möglichster Schonung der ursprünglichen Fassung dem Volke wieder zu freiem Gebrauch in die Hände gibt, ist dieses Gesangbuch mit Dank und Freude zu begrüßen. Zu bedauern ist jedoch, daß es immer noch viel zu wenig Lieder vom objektiv-kirchlichen Geist und aus der Blüthezeit des Kirchenlieds, aus dem siebenzehnten Jahrhundert, dagegen noch viel zu viel Lieder aus der dürresten Zeit des Kirchenlieds, aus der Gellert-Klopstock'schen Periode, in sich schließt, und auch bei der Behandlung des Textes die bibelkräftigen Formen und Ausdrucksarten nicht immer gleichmäßig genug geachtet und geschont sind. So klebt dem Ganzen, welchem man es wohl ansieht, daß es nicht aus Einem Gusse ist, noch eine Halbheit an. Dieselbe rührt daher, daß die von den Verhältnissen

gebotene Rücksicht auf Andersdenkende, somit auf den äußern Kirchenfrieden beim Uebergang vom Alten zum Neuen, bei Abfassung desselben zu überwiegend war und man deßhalb noch Concessionen an die Freunde des 1791er Gesangbuchs machen zu müssen glaubte, mit welchen dieselben aber doch nicht zufrieden waren, während die Gemeinde dadurch um 100—150 ächte Kernlieder ärmer ist, denen durch die vielen der Idee eines Kirchenlieds durchaus nicht entsprechenden Lieder der Platz versperrt ist. Dr. Daniel äußert sich daher auch in der Einleitung zu seinem evangelischen Kirchengesangbuch über das Würt. Gesangbuch so, daß es ihm ein Beweis ist, wie wenig man sich noch entschließen kann, streng und consequent zu seyn. „Welch eine „Fülle subjektiver Liederpoesie," so ruft er über dasselbe aus, „welch „eine Menge von Gesängen, die man nicht als Gemeindegesänge „anerkennen mag, wie viele, welche nicht die edle Einfachheit des „Kirchenstyls an sich tragen!"

Diesem übrigens bis jetzt besten Gesangbuch einer größern evangelischen Landeskirche,* das für Würtemberg zum größten Segen und zur Weckung und Belebung eines kirchlicheren Geistes dient, werden sicherlich mit der Zeit noch bessere in Deutschland nachfolgen. Die Bahn ist nun einmal wenigstens in einem deutschen Lande für eine ächte Gesangbuchsreform gebrochen und der wahre Begriff eines Kirchenlieds, in dem vor Allem der objektive Geist der Kirche in der edlen Einfalt und Kraft der Allen gemeinschaftlichen und verständlichen Bibelsprache sich kund geben muß, wird immer mehr erkannt werden und in der öffentlichen Meinung sich geltend machen. Vielleicht daß Würtemberg, wie es einer der ersten deutschen Staaten war, der im Zoll- und Handelswesen unter den deutschen Stämmen brüderliche Eintracht und Einigung anbahnte, auch durch sein Gesangbuch nun geistliche Liedereintracht in Deutschland anzubahnen berufen ist, also, daß in allen deutschen evangelischen Landen, wenn auch kein gemeinsames deutsches Gesangbuch zu Stande kommen sollte, weil doch in jeder Gegend oder Provinz die seit lange einheimischen oder von heimischen Dichtern stammenden Lieder ein besonderes Anrecht haben und neben der kirchlichen Einheit doch auch die Freiheit der Gemeinden und Prediger zu achten ist, wenigstens einige Hundert ältere Kernlieder in gleicher Fassung wieder als symbolische und liturgisch feststehende Hauptlieder das Gemeingut aller evangelischen Gemeinden Deutschlands werden, und die Zersplitterung aufhöre, bei der es fast eben so viele Varianten von einem Lied gibt, als Länder

* Schon im J. 1835 erschien das nach den Reformgrundsätzen bearbeitete Elberfelder Gesangbuch — nach den Beschlüssen der Synoden von Jülich, Cleve und Berg und der Grafschaft Mark. Auch in Lübeck ist seit 1839 ein besseres Gesangbuch wenigstens ausgearbeitet, und der Kanton Schaffhausen und Bern beabsichtigen die Einführung eines solchen.

oder Hauptstädte in Deutschland sind, oder wie es Dan. Schubart in seiner naiven Weise beklagte, „ein Handwerkspürschlein aus Aalen mit seinen Zunftgenossen aus Göttingen, Bremen, Hamburg oder Berlin kein geistlich Lied mehr in brüderlicher Eintracht singen kann." Das Gesangbuch ist nächst der Bibel das wichtigste und verbreitetste Volksbuch. Nächst Luthers Bibel wäre daher auch nichts so geeignet, die Einheit des Glaubens und des Geistes im deutschen Volke zu fördern, als ein gemeinsames deutsches Gesangbuch. Daß dieser Wunsch seine Gewährung finde, dafür erweckt der Beschluß der großen zum Beginn des J. 1846 in Berlin abgehaltenen evangelischen Synode, eine Einigung über 300 allen evangelischen Landesgesangbüchern einzuverleibenden Kernlieder herbeizuführen, die freundlichste Hoffnung. Möge diese Hoffnung bald zur Wahrheit werden.

Mit der Reform der Gesangbücher geht naturgemäß **die Reform der Choralbücher** Hand in Hand.

Schon in der vorigen Periode erhoben sich manche Stimmen laut für die Nothwendigkeit der Verbesserung des **Kirchengesangs** und die Klagen über den Verfall des Musikalisch-Liturgischen wurden immer größer, verhallten jedoch lange noch spurlos, indem gerade die Pfleger des Gottesdienstes, die Geistlichen, fast keinen Sinn und keine Bildung für die kirchliche Liturgik mehr hatten. Schon Herder hatte in seinen Briefen über das Studium der Theologie Thl. IV. S. 303 gemahnt, man solle doch dem Gottesdienst eine Art Würde und Feierlichkeit des Alterthums erhalten; der Kirchengesang höre ja fast auf, Choralgesang zu seyn. Ganze Bücher wurden deßhalb geschrieben, wie z. B. die Hymnologie Schmieders vom J. 1789 — doch vergeblich. Endlich kam man zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts auf den Gedanken für die Verbesserung des Kirchengesangs zu sorgen, indem man der Bildung des Gesangs in den Schulen besondere Aufmerksamkeit widme. Pestalozzi gab die Idee dazu und seine Schüler Pfeifer und Nägeli bewirkten die allgemeinere Einführung und Verbesserung des Gesangunterrichts in den Volksschulen durch ihr zu Zürich im J. 1810 erschienenes Werk: „Gesangbildungslehre nach Pestalozzischen Grundsätzen, pädagogisch begründet von Mich. Traug. Pfeifer und methodisch bearbeitet von Hans Georg Nägeli." Nun erschienen der Reihe nach eine Menge von Gesanglehren für Volksschulen und von ein-, zwei- und dreistimmigen Schulchoral- und Schulgesangbüchern, und an vielen Orten wurde der Gesangunterricht in der Schule mit Eifer betrieben. Namentlich bildeten sich auch in Städten nicht bloß, sondern selbst auf manchen Dörfern Sängerchöre von Schulkindern oder ledigen Leuten, die theils den Gemeindegesang unterstützten, theils mehrstimmige Chorgesänge aufführten.

Damit allein war aber noch nicht geholfen. Die Gleichgültigkeit

dem Gottesdienst durch Beförderung des Kirchengesangs mehr Feierlichkeit zu geben, die religiöse Erkaltung mußte zuvor hinweggethan seyn. Und dieß geschah durch die Zeiten der Demüthigung in den Napoleonischen Kriegen und der Erhebung des deutschen Volks in den Freiheitskämpfen; nun regte sich mit der neubelebten Religiosität auch der Sinn für Verschönerung des äußern Cultus und der Verbesserung der kirchlichen Musik. Friedrich Wilhelm **III.**, der Preußenkönig, gieng hierinn voran, kaum nachdem die deutsche Freiheit wieder erkämpft und die Noth abgewandt war. Epoche macht nämlich sein deßhalb unter dem 17. Sept. 1814 erlassenes Publicandum, „die einzuleitende Reform des öffentlichen Gottesdienstes der Protestanten betreffend". Mit Entschiedenheit wird als Hauptmangel in der seitherigen Gestaltung des evangelischen Gottesdienstes das hervorgehoben, daß die Predigt als der allein wesentliche Theil des Gottesdienstes angesehen werde, da sie doch, obgleich höchst wichtig, eigentlich nur die Belehrung und Ermunterung zum Gottesdienste sey. Damit war angedeutet, daß neben der Predigt, als dem Mittelpunkt, dennoch auch Gebet und Gesang oder die Liturgie ihre wesentliche Bedeutung haben und in solcher erkannt werden müssen, indem namentlich die kirchliche Musik, und vor Allem der Kirchengesang, gehoben wird. Zugleich setzte dieses Publicandum eine besondere Kirchenverbesserungscommission ein und sprach klar aus: „Die Mängel beim Gottesdienst „sind sichtbarer geworden in der letzten Zeit, wo der durch die großen „Weltbegebenheiten, durch die Drangsale, den Kampf und die Siege „des Vaterlands neu belebte religiöse Sinn des Volks das Bedürfniß, „sich auf eine würdige Art auszudrücken und auszusprechen, lebhaft „und tief gefühlt hat." Damit war die Anregung zur Erörterung der Reformen im Gottesdienst nicht nur in Preußen, das dadurch nach der im J. 1817 zu Stand gekommenen Vereinigung der Reformirten und Lutheraner im J. 1821 die bekannte „Agende für die evangelische Kirche" erhielt, sondern auch im ganzen evangelischen Deutschland gegeben; mehr und mehr kam es zum Bewußtseyn, daß der protestantische Cultus zu nüchtern und trocken sey, und deßhalb besser belebt und verherrlicht werden müsse.

Die Hauptstimme für die nun als nöthig erkannte Veredlung und Belebung des protestantischen Cultus erhob Oberconsistorialrath B. C. L. Natorp in Münster durch seine bedeutungsvolle Schrift: „Ueber den Gesang in den Kirchen der Protestanten. 1817", welche er zur Feier des Reformationsjubiläums der Provinzialsynode der Grafschaft Mark überreichte. Bald darauf erklärten sich sehr ehrenwerthe Schriftsteller aufs Lebhafteste dafür, daß bei Veredlung der kirchlichen Musik der Choral und dessen Begleitung vor Allem wieder zur alten Würde und Einfalt zurückgeführt werden müsse; so namentlich: K. W. Frantz in der Schrift: „Ueber die ältern Kirchenchoräle. 1818"; P. Mortimer in der Schrift: „Der Choralgesang zur Zeit der

Reformation. 1821"; und der große Heidelberger Rechtsgelehrte Thibaut in der Schrift: „Ueber Reinheit der Tonkunst". In diesem Sinn erschienen denn auch mehrere neue Choralbücher.

Namentlich war es die Idee des allgemeinen vierstimmigen Gemeindegesangs beim Gottesdienst, wodurch man dem protestantischen Cultus aufhelfen und ihn veredlen und verherrlichen zu können glaubte. Die Anregung dieser Idee lag in dem in den reformirten Schweizerkantonen Zürich und Appenzell, besonders in der Stadt Zürich selbst und in dem Dorfe Wezikon (s. S. 597) blühenden vierstimmigen Gemeindegesang, in welchem die ganze Gemeinde, ohne alle Orgelbegleitung, nur mit einem Vorsänger, der nicht einmal den Accord angiebt, die bedeutendsten Choräle singt. Aus der reformirten Kirche, welche sich im Nichtgebrauch der Orgel bis jetzt noch treu geblieben ist, so daß allerdings bei ihr ein Ersatz der Orgelharmonie durch Menschenstimmen nöthig geworden ist, sollte nun dieser vierstimmige Gemeindegesang auch in die lutherische Kirche, die bereits an der Orgel das herrlichste Instrument zum Ersatz der beim einstimmigen Gesang fehlenden Harmonie besitzt, übergepflanzt werden.

Hauptsächlich in **Würtemberg** fand diese Idee Anklang und lebhafte Unterstützung. Der Musiklehrer und nachmalige Stiftsorganist Konrad Kocher zu Stuttgart war es, der die Durchführung derselben zu seiner Lebensaufgabe machte, und in einer besondern Schrift unter dem Titel: „Die Tonkunst in der Kirche oder Ideen zu einem vierstimmigen Choral- und einem Figuralgesang für einen kleinern Chor, nebst Ansichten über den Zweck der Kunst im Allgemeinen. Stuttgart. 1823" seine Stimme dafür erhob, indem er zugleich in Stuttgart zur praktischen Durchführung dieser Idee einen sogenannten „Kirchengesangverein" errichtete.

In demselben Jahr 1823 noch empfahl die im November versammelt gewesene Generalsynode durch ein Circular dd. 29. Nov. allen Kirchenconventen des Landes die Errichtung von Gesangchören und Gesangschulen der Erwachsenen nach der in der Kocher'schen Schrift entwickelten Idee und nach dem Vorgang des Stuttgarter Kirchengesangvereins. Namentlich sollte mit den Schulkindern der methodische Gesangunterricht fleißig und so betrieben werden, daß er mit dem kirchlichen und insbesondere auch vierstimmigen Choralgesang in möglichst genaue und wirksame Beziehung gesetzt werde. Zu diesem Zweck setzte sich Kocher in Verbindung mit zwei gleichgesinnten Freunden, dem Universitätsmusikdirektor Fr. Silcher in Tübingen und dem Musikdirektor am Schullehrerseminar in Eßlingen, J. G. Frech, und gab mit ihnen im J. 1824—1826 als eine Auswahl von Liedern und Melodien des Landesgesangbuchs 262 Choräle vierstimmig gesetzt unter dem Titel: „Vierstimmige Gesänge der evangelischen Kirche in einzelnen Stimmen" heraus.

Wenige Jahre später folgte diesen vierstimmigen Singheften, von denselben Männern auf höhern Befehl bearbeitet, ein neues Choralbuch, das alle diese vierstimmigen Gesänge enthielt, unter dem Titel: „Vierstimmiges Choralbuch für Orgel- und Clavierspieler oder Melodien zu sämmtlichen Liedern des öffentlichen Gesangbuchs der evangelischen Kirche in Würtemberg, nebst einem Anhange, enthaltend eine Auswahl von den beliebtesten ältern Kirchenmelodien, von Vor- und Nachspielen ꝛc. von K. Kocher, F. Silcher und J. G. Frech. Stuttg. bei Metzler. 1828.“ Am 12. Febr. 1828 ordnete ein Consistorialbefehl die Einführung dieses neuen Choralbuchs in den Kirchen und Schulen an, und das Knecht'sche Choralbuch war nach kaum fünfundzwanzigjährigem Bestand verdrängt.

Während das Knecht'sche Choralbuch hauptsächlich für die Orgel berechnet war, damit diese mit ihrer Harmonie die Trägerin des einstimmigen Gemeindegesangs werde, und hierinn seine große Vorzüge hat, dabei aber nach der chromatischen Tonleiter mit zu viel Dissonanzen angefüllt und zu gekünstelt war, sollte nun dieses neue Choralbuch nach den in der Vorrede zu demselben ausgesprochenen Grundsätzen ein Mittel seyn, durch Festhalten an der einfachen diatonischen Tonleiter die Einführung eines allgemeinen vierstimmigen Kirchengesangs zu fördern. „Diesem großen Zweck“, heißt es in derselben, „haben wir „alle überflüßige Kunst absichtlich zum Opfer gebracht, überall die „möglichste Einfachheit und Leichtigkeit bezweckt, vor Allem das „natürliche musikalische Gehör zu Rathe gezogen und eine Tonfolge „gewählt, welche nach vielfältigen Erfahrungen für die menschliche „Stimme am bequemsten und sichersten zu treffen ist. Bei einem „Tonsatze, der die mehrstimmige Ausführung dieser „Melodien einer ganzen Gemeinde möglich machen „soll, mußten alle sogenannten Bindungen und vorhaltenden Töne „und überhaupt alle diejenigen Dissonanzen, welche der höhern „Kirchenmusik und gebildeten Sängern angehören, wegbleiben oder „sie durften höchstens nur durchgehend vorkommen. In eben dem „Grade, wie die Mittel- und Unterstimmen von der Gemeinde selbst „übernommen werden, muß sich die Orgel zurückziehen, und wo ein„mal ein vollständiger vierstimmiger Gesang eingeführt ist, ist sie „eigentlich entbehrlich und dient nur noch dazu, Abwechslung und „Mannigfaltigkeit in den Gesang zu bringen. Aber auch noch ehe „dieses Ziel erreicht ist, soll, wenn die Gemeinde anstimmt, die Orgel „in den Hintergrund treten, der Gesang der Menschenstimmen soll „herrschen und die Orgel sich dem Gesang dergestalt anschmiegen, daß „sie selbst nur mitsinge und der Unterschied zwischen ihren Tönen und „den Tönen der Menschenstimmen so viel als möglich verschwinde.“

So entstand dieses Choralbuch von 1828, seit langer Zeit wieder das erste diatonische Choralbuch in Deutschland, weil man die Ansicht festhielt, das Chromatische sey vom Volk schwer zu singen,

und es habe keinen Sinn dafür, dulde auch nie fremde, halbe Töne in seinen Volksmelodien. Die Herausgeber* desselben wollten nämlich den Choralgesang verbessern, indem sie ihn wieder zu einem Volksgesang machten, was er in den ältern Zeiten gewesen war, wie es überhaupt auch anzuerkennen ist, daß diese drei Männer das Verdienst haben, den Volksgesang auf eine erfreuliche Weise wieder belebt und aus dem Schlummer hervorgerufen zu haben; denn sie sind die Stifter der durch ganz Würtemberg zahlreich verbreiteten Liederkränze und Gesangvereine. „Der Choral sey eine Volksmelodie und als solcher" — folgerten sie nun daraus — „müsse er keiner Begleitung, keiner Nachhülfe von Seiten irgend eines Instrumentes bedürfen." — Darnach wurde denn nun die Bedeutung der Orgelharmonie äußerst gering angeschlagen. Dem vierstimmigen Gesang zu lieb, damit das Volk oder die ganze Gemeinde in vierstimmiger Harmonie singen könne und so ein edler Volksgesang in der Kirche herbeigeführt werde, wurde ferner bei dem Satz der Choräle das Prinzip der Leichtigkeit zur Geltung erhoben und der möglichst einfachste Harmoniesatz angewandt, wornach alle schwierigen Intervalle vermieden, alle Uebergänge durch halbe Noten, alle ausweichenden Accorde möglichst beseitigt, eine Menge durchgehender Noten eingeschoben und nur die einfachsten Accorde und Accordfolgen gelten gelassen wurden. So wurden nicht bloß alle großen, kleinen, verminderten Septimen und Nonen, „theils wegen ihres leidenschaftlichen Charakters, theils wegen der schwereren Ausführung im Choral" weggelassen; so wurde nicht bloß „die üppig klingende Unterhaltungssiebente mit ihren süßlich klingenden Umkehrungen, die harte Note mit ihren abstammenden Accorden, die Leidenschaft und Unruhe erregende verminderte Siebente" für untauglich erklärt: sondern selbst der Quartquintenaccord $\left.\begin{matrix}a\\g\\d\end{matrix}\right\}$ (einfacher Undecimenaccord ohne Terz) und die $^6/_5$ Accorde der Siebente des zweiten Tons in der weichen Leiter $\left.\begin{matrix}h\\a\\f\\d\end{matrix}\right\}$ und des zweiten Tons in der harten $\left.\begin{matrix}d\\c\\a\\f\end{matrix}\right\}$ fanden keine Gnade. Dabei wurde aber die Originalgestalt der Melodien und des ursprünglichen Rhythmus der alten Choräle nicht wieder hergestellt, nicht einmal der Trippelakt oder einzelne punktirte Noten, und selbst die Dehnung einer einzelnen Sylbe auf mehrere Töne rc. blieb ausgeschlossen; auch die alten Tonarten hielt man nicht fest, sondern setzte z. B. den Choral „Wie schön leucht't uns" aus dem

* Man vergleiche die Stimme Silcher's über das Choralwesen in Würtemberg in dem „Süddeutschen Schulboten. Stuttg. 1840. Nro. 1 u. 2" und die gegnerischen Aufsätze des Diakonus Palmer in derselben Zeitschrift. Jahrg. 1839. Nro. 20, 21, u. 1840. Nro. 4, 5.

prachtvollen majestätischen EsDur in F. Auch änderte man um dieses leichtern „volksmäßigern" Harmoniesatzes willen an bekannten und beliebten ältern Chorälen, wie z. B. „Jesus meine Zuversicht", ja selbst an Chorälen neueren Styls, wie: „Ach, sieh ihn dulden" oder: „Mein Glaub' ist meines Lebens Ruh'".

Daneben zeigt sich aber ein Grundirrthum, daß man nämlich die Volksmäßigkeit des Choralgesangs einzig nur in der dem alten Kirchengesang angehörenden diatonischen Tonleiter, einzig nur in dem harmonischen Satz, statt in der Melodie und ihrem charakteristischen Rhythmus suchte, während die Harmonisirung für das Volksmäßige völlig gleichgültig und etwas rein bloß von der jeweiligen musikalischen Zeitbildung Abhängendes, somit also Zufälliges ist, die Melodie dagegen die Seele des Chorals ist und in ihr sammt ihrer rhythmischen Ausgestaltung die ächte Volksmäßigkeit liegt. Obgleich nun die Herausgeber dieses Choralbuchs in der Vorrede die Meinung aussprechen: „Man glaube nur nimmermehr, daß „durch Umgehung der Dissonanzen das Ganze in seiner Wirkung ver„liere; vielmehr erhält ein solcher Gesang durch den Gebrauch lauter „wohlklingender Accorde, durch den Wechsel des harten und weichen „Dreiklangs und durch die daraus abstammenden Harmonien eine große „und herrliche Kraft und diejenige Faßlichkeit, Reinheit und Würde, „welche der Kirche angemessen ist;" so erschienen dennoch in Wirklichkeit die Choräle bei diesem vereinfachten Harmoniesatz in älterer Weise ohne das Leben der alten Melodien- und Rhytmusarten in einer äußerst dürftigen, magern Gestalt ohne alle Frische und Mannigfaltigkeit, so daß statt der gepriesenen Erbauung jeden einigermaßen musikalisch Gebildeten, der sie singen hört, das Gefühl der Oede und Langweiligkeit beschleicht und statt der angestrebten Volksmäßigkeit diese Choräle vielmehr sehr unpopulär erscheinen, eben weil sie nicht kurzweilig sind. Hauber klagte daher mit Recht: „Der Choral hatte nur noch einen „Schritt zu thun; der ambrosianische Rhythmus war ihm im Knecht„schen Choralbuch vollends ganz ausgezogen, nun mußte auch aus „der Tonfolge der mailändische Bischof vertrieben werden. — „Es werden nicht bloß aus der Melodie, sondern sogar aus der „Harmonie, was selbst die Alten nicht gethan haben, die Nicht„leitertöne als heimathlos, wo immer möglich, ausgewiesen. Dieß „hatte aber keine andere Folge, als daß vollends alle Mannigfaltigkeit „des Gemeindegesangs verwischt und nunmehr, in Verbindung mit „dem steifgewordenen Rhythmus, eine aller Anmuth baare Monotonie „in denselben gebracht wird. Sey's auch dann, daß die Choräle, weil „die schwierigern chromatischen Töne nicht darinn vorkommen, eher „gesungen werden können, so fragt sich's, wer wird sie jetzt noch „singen wollen? Es ist nicht mehr weit, daß die Melodien in ein „allgemeines, langweiliges Grau zerfließen. Gelingt dieser Proceß, „so ist es um unsern Gemeindegesang vollends geschehen und es wird

„abermals geben, wie es unter der Herrschaft des gregorianischen „Gesangs geschehen ist, daß sich die Kunst und die Anmuth aus der „Kirche zurückzieht und auf eigene Faust fortlebt, was beiden nur zum „Schaden ausschlagen kann."

Zu diesem Choralbuch, das 177 und mit denen im Anhang 218 Choräle in dem eben geschilderten Harmoniesatz enthält, wobei übrigens die Aufnahme mancher ältern gediegenen Kirchenmelodien und die Ausstoßung mancher andern unwürdigen Choräle neuern Arienstyls anzuerkennen ist, lieferten die Herausgeber 63 neue Choralmelodien, meist auf gehaltlose, trocken moralisirende Lieder; manchen derselben mußte es freilich schon deßhalb am volksmäßigen Ausdruck fehlen, und den wenigsten gelang es, sich im Gemeindegesang einzubürgern; einige derselben sind aber sehr gelungen zu nennen und haben ein gediegenes kirchliches Gepräge.

Konrad **Kocher**, geb. 1791, Organist und Musikdirektor zu der Stifts- und Hauptkirche zu Stuttgart, ein um den Kirchengesang sehr verdienter Mann (s. 658. 673.), bot zweiundzwanzig Choralmelodien, von welchen am meisten Eingang fanden: *

„Es gieng der Mann voll Gnad und Segen" — vom J. 1821.
„Es ist vollbracht"
* „Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du" — e e d e f g a h c d g
„Freude, Freude, alle wir"
* „Werde Licht, du Volk der Heiden" — vom J. 1823.
* { „Es ist nicht schwer, ein Christ zu seyn"
oder „Der Herr ist gut, in dessen Dienst wir steh'n".

Friedrich **Silcher**, geb. 27. Juni 1789 zu Schnaith im Remsthal, seit 1817 Universitätsmusikdirektor in Tübingen, ein unermüdlicher Beförderer des veredelten Volksgesangs, besonders bekannt durch die Herausgabe der Volkslieder deutscher und fremder Nationen und einiger trefflicher Figuralgesänge, bot einundzwanzig Choralmelodien, von welchen am meisten Eingang fanden:

* „Mein Gott, zu dem ich weinend flehe" — vom J. 1820.
* „Mit welcher Zunge, welchem Herzen"
„Von dir, o Vater, nimmt mein Herz" —
* „Ja, Tag des Herrn"
* { „Herzog der erlösten Sünder"
oder „Womit soll ich dich wohl loben" —
„Gott ruft der Sonn' und schafft den Mond" —
* „Urquell aller Seligkeiten"
* „Preis dem Todesüberwinder".

Johann Georg **Frech**, Musikdirektor am Schullehrerseminar zu Eßlingen und Organist an der dortigen Hauptkirche, ein trefflicher Orgelmeister und Componist mancher lieblichen Chöre und Figuralstücke, bot zwanzig Choralmelodien, von welchen sich am meisten verbreiteten:

---

* Die mit * bezeichneten Melodien sind als die gediegensten und beliebtesten in das neueste W. Choralbuch aufgenommen.

„Er ist erstanden Jesus Christ"
„Singt, Christen, singt ein frohes Lied"
* „Wohlauf, mein Herz, verlaß die Welt" — vom J. 1823.

Albrecht Peter Bertsch, geb. 1758, † 12. Aug. 1820 als Präceptor zweiter Klasse und Musikdirektor in Eßlingen; von ihm ist die Melodie:

* { „Sollt' ich meinem Gott nicht singen"
„oder „Gott, mein Gott, dir will ich singen".

Auf den ersten Anblick nun muß die Idee der Einführung eines allgemeinen vierstimmigen Gemeindegesangs, zu deren Realisirung dieses Choralbuch vom J. 1828 als Mittel dienen sollte, sehr einleuchtend erscheinen und die Hoffnung daran sich knüpfen, es sollte dadurch wieder die Herrlichkeit des alten Gesanglebens in der Kirche, wie es in dem ersten Jahrhundert der evangelischen Kirche zu schauen war, als in den Städten nicht bloß, sondern allmählich auch selbst in Dörfern der mehrstimmige Choralgesang beim Gottesdienst sich einbürgerte (s. S. 90), heraufbeschworen werden.

Allein mit diesem neu angestrebten vierstimmigen Gesang verhält es sich anders, als damals.

Damals hätten alle Stimmen, nicht bloß die stimmführende, ihre freie, melodische, selbstständige Bewegung; die neue Harmonisirung nach dem Generalbaß behandelt aber die drei begleitenden Stimmen neben der stimmführenden, dem Sopran, ganz unselbstständig und dienstbar zur Ausfüllung des leeren Raums, also als bloße Mittel für einen Kunstzweck, so daß sie sich, wie namentlich der Tenor, in bloßen einförmigen, langweiligen Uebergangstönen bewegen müssen, abgesehen davon, daß der vierstimmigen Singbarkeit wegen die Melodien bloß in den allereinfachsten Accorden und Accordfolgen harmonisirt werden konnten und man den begleitenden Stimmen zu lieb manchmal selbst die Melodie verändern oder höher nehmen mußte, wodurch der Gesang schreiend wird. Der Gesang solcher einförmigen Töne ohne melodische Bewegung, an welchen bei solcher Mehrstimmigkeit mehr als die Hälfte der Gemeinde gebunden ist, kann aber nicht mehr ein Volksgesang, sondern rein bloß ein Kunstgesang genannt werden, sofern ein freier Erguß des Gefühls dabei entfernt nicht stattfinden kann und der Kunstzweck dabei ohnedem dem Erbauungszweck, den das Volk hauptsächlich beim Kirchengesang sucht, zum Opfer gebracht ist. *

---

* Stadtpfarrer Dann in Stuttgart, welcher mitten in dieser vierstimmigen Zeit unverrückt am einstimmigen Melodiengesang festhielt, sagte einmal gar treffend: „So lang einer jung ist und ohne Kreuz, mag er vielleicht einen Stolz darein setzen, der Kunst zu dienen; wenn er aber des Lebens Bitterkeit einmal geschmeckt hat, und es kommt ein Lied in der Kirche, wo er gern das Herz ausleeren möchte und dem Flug des Liedes nachgeben: — armer Vogel! wenn ihm dann die Flügel beschnitten sind, und er, statt sich auf die Schwingen der Melodie setzen zu können, dritte oder vierte Stimme singen muß!"

Damals hatte ferner die Orgel weit noch nicht diese Vollkommenheit, die sie jetzt hat, ihr Bau war noch mangelhaft und das Spiel auf derselben erschwert. Darum bildeten auch damals noch die mehrstimmige Harmonie die Sänger auf dem Chor, welche statt der Orgel den Gemeindegesang begleiteten. Nun aber hat die Orgel ihre Vollendung erreicht. Schon durch die Erfindung der Schleifwindlade wurde seitdem das Traktament oder die Handhabung der Orgel ungemein erleichtert (s. S. 120): nun aber ist durch die Erfindung des großen Orgelbauers Walker in Ludwigsburg auch die reinere Intonation und Stimmung, die bei der Schleifwindlade zu leiden hatte, wieder möglich gemacht und mit der leichtesten Handhabung der Orgel in Verbindung gesetzt. Er hat nämlich auf den Springladen alle Ventile und Federn entfernt und diese durch eine Vorrichtung ersetzt, die durch Leichtigkeit des Oeffnens und Schließens Alles übertrifft, was bisher geleistet worden war, da auch der Gegendruck des Windes ganz aufgehoben ist, so daß dadurch erreicht ist, was so lange gesucht wurde — das Traktament ist so leicht als möglich (auf der Stiftskirchenorgel zu Stuttgart, die er fertigte, kann bei vollem Werk von siebenzig Registern mit gekoppelten vier Clavieren noch ein schöner Triller gemacht werden), die Register erscheinen im Einzelnen und Ganzen in ihrer Kraft und Fülle, die Reinheit ihrer Intonation und Stimmung bleibt unverändert und das Ganze ist von einer bis jetzt nie gehörten Kraft. Jetzt, wie noch nie zuvor, ist also die Orgel berufen, mit ihren gewaltigen Tönen die Melodie beim Gemeindegesang zu stützen und zu tragen, und sie kann dieß auch besser, als noch so viele Menschenstimmen, welche zweite, dritte und vierte Stimme singen. Es ist so vielmehr eine viel reichere, schönere, künstlichere Harmonie für den Choralgesang möglich gemacht, als sie den angestrebten vierstimmigen Menschengesang in der Kirche, wenn er einigermaßen möglich und erträglich seyn soll, zuläßt.

So ist es denn auch kein Schaden, daß jenes Experiment eines allgemeinen vierstimmigen Gesangs in der Wirklichkeit völlig mißglückt ist. Jenen drei Heroen des vierstimmigen Gesangs selbst ist es nämlich innerhalb zwanzig Jahren noch nicht gelungen, auch nur einen Schatten von vierstimmigem Gesang im Schiff ihrer Kirche zu Stand zu bringen, obgleich Kocher in Stuttgart, Silcher in Tübingen und Frech in Eßlingen hiezu so bedeutende Hülfsmittel hatten, wie sie anderswo nicht leicht zu Gebote stehen. Ja, selbst in Zürich, diesem Vorbild des vierstimmigen Kirchengesangs, klingt, nach Berichten von unparteiischen Ohrenzeugen,* der Gesang ziemlich rauh, Alt und Tenor werden selten gehört, und von 120 Melodien, die das Züricherische Gesangbuch ent-

* „Die Reise nach Zürich" von Oberreallehrer Kies in Tübingen in den Blättern aus Süddeutschland für das Volkserziehungs- und Volksunterrichtswesen. 1842. 2. Heft. S. 137 f.

hält, können bloß 25—30 vierstimmig gesungen werden, und selbst von diesen sind nur wenige im Gebrauch, obgleich die jungen Leute in Zürich gesetzlich gezwungen sind, bis zum achtzehnten Jahr die Singschule zu besuchen, um Tenor und Baß einzuüben. In Würtemberg wurde mit diesem Experiment sogar das Gegentheil von dem, was man beabsichtigte, erreicht. Indem man nämlich, zumal in den Schulen, allzustark auf das vierstimmige Singen drang, kam das allgemeine, einfache Singen der Choralmelodien mehr und mehr in Abgang. Die Hälfte der Schüler, die Knaben, mußte meist die Altstimme einüben, worüber man es gewöhnlich versäumte, auch die im Sopran liegende Melodie mit ihnen einzuüben; diesen Alt konnten sie aber später, nachdem die Stimme einmal gebrochen war, nicht mehr in der Kirche singen, und die Melodie lernten sie nicht recht singen, somit war durch die Schule für den Gemeindegesang wenig vorgearbeitet. Nach dem aus den amtlichen, an das Consistorium eingelaufenen Gesangberichten im J. 1840 gezogenen Resultat* wurde von allen Theilen des Landes geklagt, daß über der Abrichtung der Kinder für die vierstimmigen Choräle die Schüler bei weitem wenigere Choralmelodien allein singen lernen, als früher, wo der Lehrer sogar nur durch Vor- und Nachsingen die Melodie lehrte. Allein nicht nur dieser Uebelstand trat ein, sondern es wandte sich nun auch bei den Erwachsenen über dem Dringen auf vierstimmigen Choralgesang die Neigung bald vorzugsweise dem Figuralgesang zu, weil die untergeordneten Stimmen beim Choralgesang zu langweilig erschienen, und vom Figuralgesang noch entschiedener zum Gesang weltlicher Tonstücke, wie denn auch an vielen Orten die Kirchengesangvereine sich in Liederkränze umwandelten, so daß meist bloß der weltliche Volksgesang daraus den Nutzen zog, der geistliche Volksgesang aber den Schaden hatte.

So konnte eine Reaktion gegen das vierstimmige Gesangwesen und das aus demselben hervorgegangene Choralbuch von 1828 nicht lange auf sich warten lassen. Immer entschiedener sprach man sich dahin aus, daß wieder ein größerer Melodienreichthum in den Gemeinden einheimisch werden müsse, daß daher vor Allem die Fertigkeit im Melodiengesang in den Schulen zu pflegen sey und daß es besser sey, einen schönen einstimmigen Gesang der Choralmelodien zu haben, als einen künstlichen vierstimmigen Gemeindegesang, der sich doch nicht erreichen lasse und, wenn er nicht ganz rein und vollkommen ausgeführt werde, widerlicher klinge, als der schlechteste einstimmige Gesang. Je länger, desto schmerzlicher vermißte man die reiche Orgelharmonie bei der Begleitung des Gemeindegesangs und begehrte wieder ein

* Ueber den Erfolg der Bestrebungen der Württ. Volksschule für Verbesserung des Kirchengesangs seit dem J. 1823 von Pfarrer Gußmann — in den Blättern aus Süddeutschland. 1841. 1. Heft. S. 33 f.

Choralbuch, das der Orgel ihr naturgemäßes Recht angedeihen lasse und die Choräle statt mit einfarbigem Ipserweiß übertüncht, wieder mit ihren ursprünglichen, frischen Farben harmonisirt gebe. Dabei verkannte man aber die Bedeutung des vierstimmigen Kirchengesangs durchaus nicht, sofern er wesentlich zur Hebung und Verherrlichung des protestantischen Cultus geeignet ist. Nur wollte man ihn vom Schiff der Kirche in den Chor verwiesen wissen, indem man behauptete, er gehöre als Kunstgesang zunächst nur für einen kleineren Kreis von geübten, musikalisch gebildeten Sängern, er gehöre nicht fürs allgemeine Singen, sondern nur fürs allgemeine Hören, und habe die Stelle der Instrumentalmusik zur Einleitung des Gottesdienstes und zur Herbeiführung einer feierlichen Stimmung der Gemeinde zu vertreten. Als nun im Jahr 1841 für Würtemberg ein neues Gesangbuch erschienen war, welches gebieterisch auch ein neues Choralbuch forderte, so entbrannte ein heftiger Streit über die Reform des Choralwesens, welcher besonders in den verschiedenen pädagogischen Zeitschriften Würtembergs * ausgefochten wurde, von Diakonus Hauber in Tübingen aber, welcher die reaktionären Grundsätze gegen die Alleinherrschaft des Prinzips der Vierstimmigkeit in dem schon mehrfach erwähnten trefflichen Aufsatz in der deutschen Vierteljahrschrift 1841. 4. Heft aussprach und schon in der Gesangbuchssynode als Referent geltend gemacht hatte, so wie von Diakonus Palmer in Marbach, jetzt in Tübingen, dem Verfasser der Homiletik und Katechetik, angefacht worden war.

Nach Vernehmung der öffentlichen Stimme und nachdem zuvor Gelegenheit gegeben war, daß vom ganzen Lande die beliebtesten und gebräuchlichsten Lokalmelodien eingesandt werden konnten, arbeitete in der zweiten Hälfte des J. 1843 eine Commission unter dem Vorsitze des Hofpredigers Dr. Grüneisen ein neues Choralbuch für Würtemberg aus. In dieser Commission saßen die Herausgeber des Choralbuchs von 1828: Kocher, Silcher und Frech, sowie ihre Hauptgegner in Betreff des Prinzips der Vierstimmigkeit, Archidiakonus Hauber und Diakonus Palmer von Tübingen. Weitere Mitglieder waren Pfarrer Strebel in Weil im Schönbuch, Schulmeister Zeiher von Langenburg und Schulmeister Straub von Maulbronn. So unmöglich es schien, trat doch eine Versöhnung und Ausgleichung der extremen Ansichten ein. ** In der Grunddifferenz, ob der vierstimmige

---

* Süddeutscher Schulbote. 1840. Nro. 1. 2. (Silcher), Nro. 4. 5. (Palmer), Nro. 14. 15. (Silcher), Nro. 22. (Frohnmeyer), 1841. Nro. 25. 26. (Faulhaber). — Blätter aus Süddeutschland. 1840. 1. Heft (Hauber), 1841. 1. Heft (Gußmann), 3. Heft. S. 215 (Hauber), S. 219 (C. Ebmann), 1842. 3. Heft (Wolf), 1843. 1. Heft (Müller). — Die Volksschule, herausgegeben von Seminarrektor Riecke. Jahrg. 1842, besonders S. 462 f. (Kocher), 1843, besonders S. 193 f. (Kübler).

** Vgl. Palmer's Bericht: „Zum neuen Choralbuch" in dem Süd-

Satz der Choräle oder die Harmonisirung allein für die Orgel oder allein für vierstimmigen Gesang eingerichtet werden solle, einigte man sich nämlich glücklich dahin: an die Einführung eines allgemeinen vierstimmigen Gemeindegesangs sey so bald nicht zu denken, deßhalb wolle man das neue Choralbuch nicht mehr durch das Prinzip der Vierstimmigkeit beherrscht seyn lassen, wornach nur leichte, schnell singbare Melodien und nur der allereinfachste Satz in dasselbe zu nehmen wären; aber eben so wenig wolle man durch das neue Choralbuch die Möglichkeit abschneiden, daß von gebildeten Chören die Choräle gut vierstimmig ausgeführt und diese Chöre unter günstigen Umständen sich vielleicht einmal unter der Gemeinde ausdehnen können. Die Harmonisirung sollte also zunächst und jedenfalls für die Orgel seyn, und die Vierstimmigkeit sollte nicht mehr Prinzip seyn, wie beim Choralbuch von 1828, sondern nur ein begleitendes Moment mit freiem Spielraum.

So kam denn nun ein Orgelchoralbuch zu Stand, das zugleich auch ein Singchoralbuch ist, sofern nämlich daraus vierstimmig singen kann, wer will und kann; ein Choralbuch, welches „zunächst für „den allgemeinen und einstimmigen Gesang eine würdige Orgelbegleitung darbietet, zugleich aber auch dem Bedürfniß des vierstimmigen „Chorsingens und der an einzelnen Orten hiefür erzielten Befähigung „entgegen kömmt“ (vgl. Vorrede S. IX).

In Betreff der Auswahl der Melodien wurde der Grundsatz festgehalten, möglichst schon Bewährtes und nicht viel Neues aufzunehmen. „Ein kirchliches Choralbuch hat,“ sagt die Vorrede S. I, „zu geben, was es aus der Kirche nimmt und dieß für seine Zeit festzustellen.“ Ganz besonders wurde dabei der vaterländische, würtembergische Gemeindegebrauch im Auge behalten. Was sich hier in älterer oder neuerer Zeit eingebürgert hatte, das wurde aufgenommen, dagegen aber eine Masse neuerer unbedeutender oder unpassender Melodien, die sich bis jetzt noch nicht zu legitimiren vermochten, entfernt. So sind von den 135 neuen Melodien, wovon 123 als „ganz neu“ ins Knecht'sche Choralbuch vom J. 1798 kamen, bloß 19, und von den 64, welche in das von 1828 als ganz neu, meist als Produkte der Choralbuchherausgeber kamen, bloß 11 aufgenommen worden; auch sind bloß sechs von Commissionsmitgliedern neucomponirte Melodien, und zwar meist zu Liedern, die noch keine oder wenigstens unbrauchbare Melodien hatten, beigefügt worden, was eine nicht genug zu lobende weise Selbstverleugnung ist. Vor Allem erfreulich ist aber die umfassendere Berücksichtigung der ältern Kernmelodien aus der bessern Zeit des evangelischen Chorals. Das neue Choralbuch enthält

---

deutschen Schulboten. Jahrg. 1845. Nro. 2—5. — „Etliche Gedanken und Wünsche, dem neuen vaterländischen Choralbuch auf den Weg“ von Hauber in den Blättern aus Süddeutschland. 1844. 4. Heft.

bei 210 Nummern ungefähr 60 Melodien aus dem sechzehnten, 50 aus dem siebenzehnten Jahrhundert bis 1690, 50 aus dem Zeitraum von 1690—1744, 30 aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bis 1819 und 20 von 1819 bis auf die neueste Zeit. Uebrigens, so freudig hier wieder ältere beliebte Chorälе, besonders aus dem Störl'schen Choralbuch, begrüßt werden, die seit fünfzig Jahren dem Gemeindegebrauch entzogen waren,* so sehr sind manche Prachtchoräle der alten Zeit zu vermissen, wie z. B.: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt" — „O Mensch, bewein' dein' Sünden groß" — „Fröhlich woll'n wir Hallelujah" — „Der Bräut'gam wird bald rufen" u. s. w. Nur mit sehr wenigen ältern Chorälen, die nicht zuvor in einem Würt. Choralbuch standen, ist dieses neue Choralbuch bereichert, z. B.: „Die güldne Sonne" — „Nun preiset Alle", aus Freylinghausen's Gesangbuch: „Dieweil ich auferstehe" — „Gott, den ich als Liebe" — „Lobe den Herren, o meine Seele" — »Agni pugna« — und aus dem Brüderchoralbuch: „Herz und Herz vereint" — „Die wir uns allhie beisammen".

Die Auswahl der gediegensten Kernmelodien aus dem Melodienschatz der ältern Zeit ist also nicht umfassend, nicht reich genug; man merkt es deutlich, daß das Gesangbuch ohne das Choralbuch, also ohne die gehörige Rücksicht auf das musikalische Bedürfniß gemacht worden ist. So hat man nun für manche der werthvollsten Choräle kein Metrum unter den Liedern gefunden und sie daher ausschließen müssen, oder, wenn es gut gieng, bloß mit einem einzigen Lied versorgen können, wodurch ihr Gebrauch sehr erschwert und ihre Einbürgerung sehr gehemmt ist.

Von neuen Melodien finden sich zum erstenmal in einem Würt. Choralbuch folgende und zwar von

Konrad Kocher (s. S. 662):

„Nicht eine Welt, die in ihr Nichts vergeht" — v. J. 1836.
„Treuer Jesu, wir sind hier"
„Aller Gläub'gen Sammelplatz" — vom J. 1837.

Friedrich Silcher (s. S. 662):

„Weil ich Jesu Schäflein bin" — vom J. 1843.

---

* Z. B. „Meinen Jesum ich erwähle" — „Gott will's machen" — „Fahre fort" — „Sollt ich meinem Gott nicht singen" — „Macht doch das Thor" — „Ach, wenn werd ich dahin kommen" — „In allen meinen Thaten" — „Meine Armuth" — „Der schmale Weg" — „Zeuch ein zu deinen" — „Theuerster Immanuel" — „Fröhlich soll mein Herze" — „Folget mir, ruft uns" — „Dir, dir Jehova" — „Mein Salomo" — „Ich will dich lieben" — „Wer Jesum bei sich hat" — „Der Tag ist hin" — „Gott, Vater, Herr" — „Ach Gott, verlaß mich nicht" — „O ew'ger Geist" — „Ach, wie nichtig" — „Mein Jesu, der du mich" — „Die Nacht ist vor der Thür" — „Meine Seel', ermunt're dich" — „Jesu, Kraft der blöden Herzen" — „Friede, ach Friede" — „Singen wir aus" — „Der lieben Sonne Licht". („Eins ist noth" — „Ruhe ist das beste Gut" — „Wunderbarer König" — „Es glänzet der Christen".)

Joh. G. Frech (s. S. 662):

„Kehre wieder, kehre wieder" — vom J. 1843.

Weller, Schulmeister in Vaihingen an der Enz, † 1824:

„Mein Schöpfer, der mit Huld und Stärke"

Joh. Valentin Strebel, geb. 9. Merz 1801 zu Oberndorf bei Schweinfurt, vom J. 1830 Stadtpfarrer in Forchtenberg bei Oehringen, seit 1835 Direktor des Erziehungs-Instituts in Stetten im Remsthal, seit 1844 Pfarrer in Weil im Schönbuch bei Tübingen:

„Such', wer da will, ein ander Ziel"

Heinrich Carl Breidenstein, geb. 1796, Musikdirektor und Professor auf der rheinpreußischen Universität Bonn:

„Wenn ich ihn nur habe"

Aus dem Schleswig-Holstein'schen Choralbuch, welches im J. 1830 zu dem dortigen neuen Gesangbuch G. Chr. Apel, Stadtcantor und Organist an der Nikolaikirche in Kiel, mit 102 Melodien besorgte:

„Gott ist mein Lied"

Aus dem Berliner Choralbuch, welches zu dem dortigen neuen Gesangbuch von 1829 der Musikdirektor der St. Marienkirche, August Wilhelm Bach zu Berlin, auf eine treffliche Weise im J. 1830 angefertigt hat unter dem Titel: „Choralbuch für das Gesangbuch zum Gebrauch der evangelischen Gemeinden":

„O daß ich tausend Zungen hätte"

Anonym wurde der Choralbuch-Commission eingeschickt die Melodie:

„Wohlauf, wohlan zum letzten Gang"

Sodann sind noch neu aufgenommen:

eine Badische Weise:

„Die Welt kommt einst zusammen"

eine Augsburger Weise:

„Mein Jesus lebt, was soll ich sterben"

eine Schweizer Weise:

„Geh' aus mein Herz und suche Freud'"

eine choralmäßige, von Diakonus Palmer beantragte Umarbeitung der vorletzten Nummer: »quando corpus morietur« aus Pergolesis klassischer Musik zum »Stabat mater«:

„Schaut die Mutter voller Schmerzen"

In Betreff der Fassung der Melodien und ihrer Rhythmen hat zwar nicht mehr der viertheilige Takt mit seinem Nivellirungsgeschäft die Alleinherrschaft geübt, überhaupt sollte nach den ausgesprochenen Grundsätzen nicht mehr, wie seit der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, allen Chorälen eine schulmäßige Gleichheit

und bequeme Brauchbarkeit aufgezwungen, sondern es sollten alle in möglichst reiner Gestalt mit dem ihnen eigenthümlichen Charakter nach dem Gepräge ihrer Zeit wiedergegeben werden. Allein dieß wurde nicht consequent durchgeführt. Die Choralmelodien der neueren Zeit, an denen sich die Herausgeber des Choralbuchs von 1828 manche Aenderungen erlaubt hatten, wie z. B. die Knecht'schen, wurden allerdings mit einziger Ausnahme der Melodie: „Du, deß sich alle Himmel" ganz der Notenfolge ihrer Verfasser getreu aufgenommen, da sie bereits in dem unserer Zeit gewöhnlichen Ton und Gang componirt sind. Allein die Melodien der ältern und ältesten Zeit sind nur selten, oder wenigstens mit größter Behutsamkeit, in ihre ältere ursprüngliche Form, die ihnen in den neueren Choralbüchern genommen ist, zurückgesetzt worden. Es erschien der Commission zu gewagt, den Gemeinden auf einmal wieder einen rhythmischen Gesang zuzumuthen und ihnen längst geläufige und liebgewordene Melodien auf einmal in ganz anderer Form zu singen zu geben. Nur wenige alte Melodien sind deßhalb in ihrem ursprünglichen belebten Rhythmus wieder gegeben oder aus dem geraden Takt, in dem sie zuletzt gesungen wurden, wieder in den ursprünglich ungeraden Takt gesetzt, so z. B.: „Aus meines Herzens Grunde" — „Nun preiset Alle" — „Nun lob mein' Seel'" — „Herr Gott, dich loben wir" — „Auf Triumph" — „Gott Vater, Herr, wir danken dir" — „Singen wir aus Herzensgrund" — „Macht hoch die Thür". Manche sind in doppelter Fassung, sowohl in der neuern, als in der ursprünglichen Form gegeben, damit allmählich die ältern Fassungen eingeführt werden können, so z. B.: „Allein Gott in der Höh sey Ehr" — „Wer nur den lieben Gott" — „Komm heil'ger Geist" — „Warum sollt ich mich denn grämen" — „Herr Jesu Christ, mein Lebenslicht". Bei andern Melodien wurde wenigstens durch beigefügte Varianten Altes und Neues vertreten, wie z. B. bei den Nummern 26. 66. 85. 139. 189. 194. des Choralbuchs, oder fand eine Annäherung an die Urform statt, wie bei: „Gelobet seyst du, Jesu Christ" — „Ein feste Burg ist unser Gott". Auch erscheinen nun wieder, wie im Störl'schen Choralbuch, viele Mollmelodien und Trippeltakte, letztere z. B. in den Chorälen: „Eins ist Noth" — „Lobe den Herren, o meine Seele" — „Höchster Formirer" — „Es glänzet der Christen" — „Die güldne Sonne" — und noch etwa acht andere. Endlich wurden auch, um die frühere Lebendigkeit im Rhythmus der alten Choräle in Erinnerung zu bringen, bei manchen Melodien die ursprünglichen punktirten Noten wieder aufgenommen, z. B. bei: „Wer Jesum bei sich hat" — „Ach, wie nichtig" — „Lobe den Herren, den mächtigen" — „Christus, der ist" — „Es glänzet der Christen"; allein wohl gar zu ängstlich wurden solche Stellen dennoch so harmonisirt, daß sie auch ohne Punkte in gleichmäßig fortlaufenden Noten gesungen werden können, wodurch aber beim Orgelspiel die von den Mittelstimmen zugedeckte punktirte Note fast unhörbar bleibt. Die

Freunde des alten Chorals, die seine Herrlichkeit nun an den neuern Sammlungen wieder kennen gelernt haben, werden damit nicht zufrieden seyn. Allein der Commission war es zweifelhaft, ob die Restitution je mehr gelingen und der Gesang nicht vielmehr verdorben werden würde; das bloß antiquarische Interesse sollte nicht auf Kosten der Andacht begünstigt werden. Es sollte nur durch einige Choräle im alten Rhythmus oder mit punktirten Noten angeleitet und der zukünftigen Entwicklung das Thor geöffnet und dabei eingeprägt werden, wie überhaupt wieder die Choräle lebendiger und frischer zu singen seyen. Deßhalb wurde auch in der sehr dankenswerthen, trefflichen „Instruktion an die Geistlichen und Organisten für den Gebrauch des neuen Choralbuchs" die Regel aufgestellt, den Choral wenigstens so schnell zu singen, daß er nicht in ein Aggregat von einzelnen Tönen aus einander falle, sondern daß noch jede Zeile desselben einen musikalischen Gesammteindruck machen kann. Die Vorsicht und Scheue vor der Zurückführung eines belebtern Rhythmus ist aber offenbar zu weit getrieben. Bei manchen Chorälen wäre sie jedenfalls ganz unverfänglich gewesen, z. B. bei: „Seelenbräutigam" — „Freu dich sehr, o meine Seele" u. s. w.

In Betreff der Harmonisirung ist der Grundsatz durchgeführt, die Choräle in den Tonarten und mit derjenigen Harmonie zu setzen, welche jedem Choral nach der Zeit seines Ursprungs und nach seinem Charakter angemessen und für eine würdige Begleitung des einstimmigen Gesangs mit der Orgel durchaus geeignet ist.* Man hat sich deßhalb nicht gescheut, wo die Choräle nicht ihrem Ursprung nach auf dem einfachen diatonischen System beruhen, die im Choralbuch von 1828 ausgeschlossenen Quartquinten-, Quintsexten-, Secondaccorde ꝛc. nebst Dissonanzen selbst von härterer Art, wo sie im Original aus der Knecht'schen Zeit vorkommen, wieder aufzunehmen. So sind die alten Kirchengesänge auch wieder in den alten Tonarten, die moderneren aber in freier, dem jetzigen musikalischen Gehör entsprechenderer Weise gesetzt, doch so, daß sie zum ernsten Schritt der Orgel passen. Die Tonhöhe mancher Choräle im Choralbuch von 1828, durch welche, indem sie ursprünglich auf die leichtere vierstimmige Ausführung berechnet war, statt vierstimmigen Gesangs oft bloß einstimmiges Geschrei bewirkt wurde, wenn der Organist nicht supponirte, wurde wieder ermäßigt und eine tiefere Tonart für die Melodie genommen, z. B. bei den Chorälen: „Es ist das Heil uns" — „Ein Lämmlein geht" — „Nun ruhen alle Wälder" — „Nun

* Die Zwischenspiele, welche sich hier zum erstenmal in einem Würt. Choralbuch bei jedem Choral finden, übrigens nicht durchgängig gelungen, sondern oft zu künstlich, oft zu lang sind, hat Frech für die Choralnummern 1—69, Silcher für die von 70—140, Kocher für den Rest geliefert. Pachelbel, im J. 1690 Organist in Stuttgart (s. S. 439), hat die Zwischenspiele eingeführt.

danket alle Gott" — „Lobt Gott, ihr Christen" — „Wie schön leucht't uns der Morgenstern". Der Satz ist bei allen Chorälen mit Ausnahme der Kindermelodie: „Weil ich Jesu Schäflein bin" vierstimmig, wie er für die Orgelharmonie zunächst, dann aber auch für möglichen vierstimmigen Chorgesang gleichermaßen sich eignet; es ist dabei besonders Bedacht genommen, daß die Accorde nicht mehr bloß die mechanische Unterlage der Hauptstimme ausmachen, wie meist im Choralbuch von 1828, sondern daß auch die begleitenden Stimmen ihren eigenen Gesang haben. Die vierstimmige Ausführung dieser Choräle ist dadurch allerdings schwieriger und nur gebildetern Sängern möglich geworden. Der reine, volle Orgelsatz ist aber eben um jenes vermittelnden Doppelzweckes willen hier nicht so schön und in der kunstreichen Fülle zu finden, wie im Knecht'schen Choralbuch, und immerhin öfters noch ziemlich hart und steif.

Es ist so allerdings an diesem neuen Choralbuch noch eine größere Halbheit wahrzunehmen, als am neuen Gesangbuch. Es enthält nur die Anfangsschritte und Durchgangspunkte zum reichern und belebtern Gemeindegesang in alter Weise,* und wir sind angewiesen, uns damit vor der Hand zu begnügen, bis sich den Gemeinden wieder ein reicheres, mannigfaltigeres Kunstleben im heiligen Gesang zuwendet.

Dazu ist aber vor Allem noth, daß Kirchengesangvereine in möglichst großer Ausdehnung in Städten nicht bloß, sondern auch auf Dörfern errichtet werden, wodurch Jung und Alt, Schüler und Lehrer zu einer vertrauten Bekanntschaft mit dem Melodienschatz der Kirche gebracht werden, daß in den Bildungsanstalten der Volksschullehrer die künftigen Organisten und Cantoren statt zu Reallehrern hinaufgeschraubt zu werden, eine gründliche kirchlich-musikalische Bildung erhalten, daß die Geistlichen, die da bestimmt sind zu Pflegern der heiligen Hütte Gottes auf Erden die musikalische Liturgie in besondere Pflege nehmen und selbst auch von Jugend auf mit der Sache des Kirchengesangs und der Hymnologie besser bekannt gemacht werden. Es war einst eine Zeit, da jeder Geistliche in dem Choralschatz seiner Kirche völlig zu Haus war. Diese muß wiederkehren. Hat ja doch Luther einst unter seinen Tischreden den Ausspruch gethan: „Ein Schulmeister muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an. Man soll auch junge Gesellen zum Predigtamt nicht verordnen, sie haben sich dann in der Schule (im Gesang) wohl versuchet und geübet. Die Musika ist eine schöne, herrliche Gabe Gottes, und nahe der Theologia." (Walch's Ausgabe. Bd. XXII. 2248.)

Die Vorarbeiten zur Herbeiführung eines würdigern und volksmäßigern Kirchengesangs und einer edlern Kirchenmusik sind bereits gemacht.

---

* Das von dem ausgezeichneten Organisten C. F. Becker zu Leipzig bearbeitete und am Palmsonntag des Jahrs 1844 in den dortigen Kirchen eingeführte Choralbuch ist besser gelungen.

Fürs Eine ist eine umfassende Choralbuchreform angebahnt durch treffliche Sammlungen des alten Choralschatzes der evangelischen Kirche. Bunsen gieng auch hierin voran. Ihm folgte Kocher in Würtemberg, der unter dem Titel: „Stimmen aus dem Reiche Gottes" zu Knapp's Liederschatz vom J. 1837 vierhundert auserlesene, vierstimmige Choräle im J. 1838 unter Anwendung minder steifer Grundsätze, als beim Choralbuch vom J. 1828, und mit belebterer, übrigens nicht ursprünglicher Harmonie, so wie auch ohne den alten Rhythmus, herausgab und so wenigstens die Bekanntschaft mit den seither vergrabenen Melodienschätzen förderte. Nun aber trat 1839 Dr. Friedrich Layriz zu Merkendorf in Mittelfranken mit Herausgabe von „CXVII geistlichen Melodien, meist aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, in ihren ursprünglichen Rhythmen zweistimmig gesetzt" auf, und ließ diesem kleinen Werkchen im J. 1844 ein größeres gediegenes Werk folgen unter dem Titel: „Kern des deutschen Kirchengesangs, eine Sammlung von 200 Chorälen, meist aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, in ihren ursprünglichen Tönen und Rhythmen mit alterthümlicher Harmonie vierstimmig für Kirche und Haus". Neben ihm traten, beseelt von dem gleichen Streben nach Zurückführung des lebendigen und belebenden Ursprünglichen im Kirchengesang, auf — Gottlieb Freiherr v. Tucher zu Nürnberg, mit dem Werk: „Schatz des evangelischen Kirchengesangs der Melodie und Harmonie nach aus den Quellen des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts geschöpft und zum heutigen Gebrauch eingerichtet, zugleich als Versuch eines Normal- oder allgemeinen Choralbuchs bezüglich der ältern Periode des Kirchengesangs. Stuttg. 1840" und der sangeskundige Justizbeamte Carl v. Winterfeld zu Berlin mit seinem, Originalproben der besten alten Choräle enthaltenden, klassischen Geschichtswerk: „Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältniß zur Kunst des Tonsatzes. Leipz. Thl. I. 1843. Thl. II. 1845."* Layriz dringt, wenn auch jetzt noch etwas zu voreilig, geradezu auf die Einführung des belebtern alten Rhythmus, daß die Choräle als Volksgesänge markirt, kräftig und kühn gesungen werden, und spricht es entschieden aus: „Es wird nicht besser werden, so lange man die jetzigen Verunstaltungen der Melodien und den schleppenden, langsamen Schneckengang des Chorals nicht bloß in der Kirche beibehält, sondern auch in der Schule abzuleiern fortfährt."

Fürs Andere ist auch in mannigfacher Hinsicht eine edlere Kirchenmusik angebahnt. Das Spiel der Orgel, dieser Königin aller Instru-

* Der III. Theil, welcher die Entwicklung des Kirchengesangs von Freylinghausen bis Sebast. Bach schildern wird, ist noch nicht erschienen.
Im J. 1844 erschien auch eine: „Sammlung älterer, meist unbekannter Choräle und Melodien zu Kirchenliedern, vierstimmig gesetzt und zunächst für den Gebrauch des neuen Würt. Gesangbuchs herausgegeben von Christoph Blumhardt, Pfarrer in Möttlingen."

mente, hat besonders durch die Orgel- und Präludienbücher C. F. Becker's, Musikdirektors an der St. Thomasschule zu Leipzig, Chr. H. Rink's, Hoforganisten zu Darmstadt (geb. 1768 zu Elgersburg in Thüringen, † 7. August 1846), Gottbilf Wilhelm Körner's, Musikdirektors in Erfurt ɩc., eine würdige kirchliche Gestaltung erhalten. Namentlich aber hat die Berliner Singakademie unter der Leitung von Felix Mendelssohn-Bartholdy durch Zurückführung der alten Oratorien von Händel, Sebast. Bach ɩc. den Sinn für die ältere künstliche Kirchenmusik wieder geweckt, so daß nun in vielen größern Städten Deutschlands, z. B. in Frankfurt am M., Cassel und namentlich auch in Stuttgart die alten Oratorien durch zahlreiche Musikchöre zur Aufführung kommen, wodurch in immer größerer Ausdehnung musikalische Kräfte für den Dienst der Kirche gewonnen werden. Daneben wurde auch der Figuralgesang weiter ausgebildet, so daß, wo eine eigentliche Kirchenmusik in Ermanglung würdiger Kunstmittel nicht eingeführt werden kann, wenigstens ein reicher Schatz von Chorgesängen zur Verherrlichung und zum Schmuck des Gottesdienstes zu Gebote steht. Treffliche Dienste hiefür leisten J. Chr. H. Rink's kleinere Chorgesänge, A. W. Bach's Psalmen, C. G. Reißiger's Hymnen und Psalmen und in Würtemberg Fr. Silcher's und J. G. Frech's Figuralgesänge, so wie Diakonus Palmer's „Psalmen und prophetische Stücke der h. Schrift für vierstimmige Singchöre. 1838."

Dann aber erst wird der Kirchengesang zu gedeihlicherer Entfaltung gelangen, wenn das immer lauter sich aussprechende Verlangen nach einer Reform des evangelischen Cultus erfüllt seyn wird. Im christlichen Alterthum trafen wir beim Gottesdienst den Wechselgesang allgemein verbreitet, bei welchem bald Priester und Volk, bald einzelne Stimmen und die ganze Gemeinde oder auch zwei Chöre, ein weiblicher und männlicher, sich antworteten. Auch in den Zeiten des Pabstthums erhielt sich diese liturgische Sitte, und selbst Luther behielt sie bei, in Verbindung mit dem Altargottesdienst; der nüchterne reformirte Cultus hat sie aber im Lauf der Zeit allmählig aus den lutherischen Kirchen verdrängt, und es beschränkt sich nun meistens der ganze evangelische Cultus auf den Predigtgottesdienst, bei welchem die Gemeinde sich ganz passiv verhält und ihr Gesang bloß Vorbereitung und Echo der Predigt ist. Allerdings muß die Predigt des Worts im evangelischen Cultus stets die Hauptsache bleiben. Ueber der Kanzel soll aber nicht länger der Altar, über der Betrachtung und der Lehre nicht länger die Anbetung und der Gebetsopferdienst zurückgesetzt werden. Vielmehr gebührt dem Gebet eine selbstständige Stellung im Cultus, und die ihm zukommende Stelle ist der Altar, als die Opferstätte, von da aus man Gebete Gott opfert. Vom Altar aus soll also der Geistliche den Gebetsopferdienst der Gemeinde leiten, mit Hülfe einer förmlichen Altarliturgie. Es ist genügend, wenn er dabei, statt zu singen, bloß spricht, die Gemeinde aber oder der in ihrem Namen

handelnde Chor soll singend in sein Gebet und seine Ansprachen einstimmen; ihr Gesang soll so eine förmlichere Art des Gebets seyn. So nur ist der Gottesdienst eine gemeinschaftliche Anbetung, so nur ist die ganze Gemeinde im gottesdienstlichen Leben als das priesterliche Gottesvolk bethätigt in ebenso mannigfaltiger, als wohlgeordneter Weise; * so nur ist sie in vollkommenster Weise bethätigt, indem sie sowohl mit dem Liturgen sich in Beziehung zu Gott stellt in Gebet, Bekenntniß, Lob Gottes einstimmend durch ein Amen, durch ein Hallelujah und eingefügte passende Liederverse, welche von ihr oder ihrem Chor, oder abwechselnd zwischen Beiden, als Fortbildung und Zusammenfassung des vom Liturgen Gesprochenen, gesungen werden, als auch zu dem Liturgen selbst sich in Beziehung setzt durch in Rede oder Gesang erfolgende Antworten auf seine liturgischen Ansprachen und Segnungen.

So nur erhält der Cultus seine volle Weihe als Anbetung Gottes, und eben damit auch der Gesang eine höhere Bedeutung, also daß das religiöse Leben und das h. Gesangeswesen gleicherweise daraus ihre Befruchtung und Belebung ziehen. Dann erst wird die Regeneration der kirchlichen Musik und des Gemeindegesangs in vollem Maße eintreten, daß mit David (1 Chron. 17, 27.) zu rühmen ist: „Es stehet herrlich und prächtig vor dem Herrn und gehet gewaltiglich zu an seinem Orte."

Dazu helfe der Herr seiner Gemeinde durch die Bewegungen und Stürme der Zeit, daß sie mehr und mehr wachse zu einem heiligen Tempel in Ihm, dem köstlichen Eckstein, auf welchem Alle mit erbauet werden zu einer Behausung Gottes im Geist (Eph. 2, 21. 22.).

---

* S. Bericht über die vierte rheinische Provinzialsynode (24. August bis 14. Sept. 1844 zu Neuwied) von Professor Kling in Bonn in den Studien und Kritiken von Ullmann. Jahrg. 1845. Heft II.

Nachträge zu den Lebensläufen der Dichter.

Speratus, Dr. Paul. S. 71. 72.

Er wurde in Wien gefangen gesetzt zu Anfang des Jahrs 1522, als er auf der Durchreise von Salzburg nach Ofen in Ungarn begriffen war, wohin er als Diener am Wort Gottes berufen worden war. Nach seiner Freilassung gieng er nicht nach Ofen, sondern wieder zurück nach Salzburg, von wo er sich nach dem obern Theil Deutschlands begeben wollte. Als er aber auf seiner Reise nach Iglaw, in Mähren, kam, verweilte er dort eine Zeitlang und predigte das Wort Gottes rein und lauter mit großem Nutzen. — Nach seiner wunderbaren Errettung aus den Händen des Bischofs von Ollmütz im J. 1523 schickte er von Wittenberg aus an die Einwohner zu Iglaw eine gedruckte Schrift unter folgender Aufschrift: „Wie man trotzen soll aufs Kreuz wider alle Welt zu stehen bei dem Evangelio an die Igler. Paulus Speratus nach der Gefängnuß zum newen Jahr. Wittenberg. 1524."

(Gabr. Wimmer's Liedererklärung. Thl. III. S. 283 f.)

Matthesius, M. Johannes. S. 77.

Der Vater dieses „alten, frommen, gottseligen, fernhaften und geistreichen Predigers im Joachimsthal" war ein ehrbarer Rathsherr zu Rochlitz im Meissener Gebiet, Wolfgang mit Namen, der schon zu seiner Zeit verschiedene Mängel an der römischen Kirche erkannt hat und deßhalb seinen Johannes ein schön Gebetlein von Christi Wunden lehrte. Dieser zeigte so gute Gaben, daß er ihn in die Schule nach Mitweide schickte und studieren lassen wollte. Von da zog Johannes, weil die Eltern arm waren, als wandernder Schüler nach Nürnberg und später auf die Universität Ingolstadt, mußte aber Armuths halber bald wieder fort und zu München einem vornehmen Herrn aufwarten, der eine schöne, deutsche Bibliothek hatte. Hier lernte ihn eine adeliche Wittwe, Sabina Averina, geb. Stettner, kennen, welche ihn als Informator ihrer Kinder in das nahe gelegene Schloß Odulphhausen mit sich nahm, und hier bekam er im J. 1526 als 22jähriger Jüngling Luther's Schrift „von den guten Werken", so wie später, als er zu Pfarrer Weixner in Brück auf ein Jahr ins Haus kam, die zwei Traktate vom

h. Abendmahl in die Hände, wodurch er Lust bekam, nach Wittenberg zu ziehen, um Luther persönlich kennen zu lernen.

Er kam dort Freitag nach Pfingsten des J. 1529 an und hörete den Mann Gottes am folgenden Trinitatisfest vom Wesen und Kraft der h. Taufe mit großer Verwunderung predigen, so daß er ganz für die reine Lehre des Worts Gottes gewonnen wurde. Nicht lange vorher war er in großer Gefahr, von den damaligen Schwärmern verführet zu werden. Er konnte aber dießmal nicht lange in Wittenberg bleiben, wo er auch Melanchthon, Jonas und Pomeranus lesen hörte, sondern gieng 1531 nach Altenburg zu Andreas Misenus in Condition, von wo er übrigens noch im selbigen Jahr durch den Grafen v. Schlick als „Schulmeister" oder Rektor des Gymnasiums nach der durch ihre reichen Bergwerke damals schnell aufblühenden böhmischen Bergstadt Joachimsthal berufen wurde. Hier führte er zuerst Luther's Catechismus in der Schule ein, hatte aber von seinem Pastor Egranus viel zu leiden.

Nachdem er sein Amt daselbst mehrere Jahre redlich geführt hatte, zog ihn im J. 1540 die Sehnsucht nach Luther's Unterricht wieder nach Wittenberg, also daß er sein Amt niederlegte und als ein Schüler auf die dortige Universität zog. Auf Dr. Jonas Empfehlung, der ihn manchmal in Joachimsthal besucht hatte, kam er jetzt mit andern Studierenden unentgeldlich an Luther's Tisch, dessen Predigten und gelehrte Vorlesungen er fleißig nachschrieb. Derselbe gewann ihn denn auch herzlich lieb und musicirte öfters mit ihm, namentlich aber hielt er ihn treulich zum Predigen an, das anfangs nicht recht bei ihm gehen wollte. Als er einsmals bei den Predigtübungen, die Luther anstellte, stecken blieb und aus Furcht dreimal von der Kanzel heruntergieng, trieb ihn Luther immer wieder zurück, bis er sich endlich ermannte und eine herrliche Predigt that; er wurde dann auch sofort in kurzer Zeit in der Theologie und im Predigen immer gesetzter und geübter.

Endlich erneuerte im J. 1541 Graf v. Schlick seinen Ruf, und da ihm auch Luther zuredete, so folgte er und wurde jetzt als Diakonus Prediger in Joachimsthal. Die Gemeinde ließ ihn mit allerlei Ehrenbezeugungen von Wittenberg abholen. Vier Jahre später, 1545, wurde er Pastor, nachdem er zuvor sich mit einer Tochter des Hüttenbereiters P. Richter im J. 1543 verheirathet hatte. Er arbeitete sehr treulich und mit großem Segen in dem Weinberg des Herrn; ausgerüstet mit einer salbungsvollen Rednergabe, wußte er die h. Schrift so einfältig und eindringlich vorzutragen, daß ihn alles Volk mit Herzenslust hörte. Auch fieng er an, süße liebliche Lieder zu dichten, wie er denn seinem alten Lehrmeister Luther noch eine große Freude machte, als er ihm bei seinem letzten Besuch im J. 1545 das Pabstlied überbrachte: „Nun treiben wir den Pabst hinaus."

Seine köstlichsten Geistesfrüchte, Lieder und treffliche Erbauungs=

schriften reiften aber unter der Trübsal. Es kamen nämlich allerlei äußere und innere Anfechtungen über ihn. Weil er wider den 1546 ausbrechenden Religionskrieg gepredigt hatte, wurde er 1547 vor den König Ferdinand nach Prag zur Rechenschaft gefordert. Der Herr half ihm aber aus solcher Bedrängniß gnädiglich, also daß er freigesprochen wurde. Auch die Erziehung von sieben Kindern machte ihm in solch harter Zeit viele Sorgen; sich und seinen Kindlein zum Trost dichtete er da das Wiegenlied: „Nun schlaf', mein liebes Kindelein". Insbesondere aber waren innerliche Anfechtungen bei ihm nichts Seltenes, also daß seine Frau viel an ihm zu trösten hatte. Das größte Leiden hatte er 1564 am Abend seines Lebens, da er in eine unaussprechliche geistliche Anfechtung und Verzweiflung an Gottes Gnade und Christi Verdienst gerieth, also daß er weder ausgehen, noch predigen konnte und so entkräftet wurde, daß ihm das Gesicht vergieng und er die Fenster seiner Studierstube mit dicken Teppichen verhängen ließ. Wenn ihm damals christliche Freunde Trost zusprachen, sagte er: „Ich weiß es wohl, aber es will nicht ans Herz." Wenn man ihm aber zur Antwort gab: „Ei, so gebe es Euch Gott und der Herr Jesus Christus ins Herz!" so wurde es etwas besser. In dieser Trübsalszeit verfaßte er das schöne Morgenlied: „Aus meines Herzens Grunde", worin namentlich Vers 5. auf seine schweren Anfechtungen hindeutet:

„Dein'n Engel laß auch bleiben
Und weichen nicht von mir,
Den Satan zu vertreiben,
Auf daß der bös' Feind hier
In diesem Jammerthal
Sein' Tück' an mir nicht übe,
Leib und Seel' nicht betrübe
Und bring' mich nicht zu Fall."

Endlich aber, nach mehreren Wochen wahrer Höllenangst, erlösete ihn der Herr auf sein Gebet von solch hoher Anfechtung und setzte ihn wieder in Ruhe. Das geschah am Gregoriusfest unter dem Gesang der Schüler vor seiner Thüre, worauf er den 130. Psalm öffentlich erklärte und in Druck gab. Das Jahr darauf rührte ihn der Schlag auf der Kanzel, als er gerade am 16. Sonntag nach Trinitatis, 8. Okt. 1565, aus dem Evangelium vom verstorbenen Jüngling zu Nain von der Hoffnung des ewigen Lebens, und daß die Auserwählten daselbst einander kennen würden und alle Fromme und Selige ihren Eltern und Freunden wiedergegeben werden, predigte. Als er den Anzug des Schlagflusses fühlte, rief er noch von der Kanzel herab: „Herr Jesu, spanne mich aus! ich habe mich müde gezogen", worauf er umsank, indem er noch die Worte sprach: „Heim, heim!" Da ihn nun die Leute, die herzu liefen, trösteten, er werde gleich auf einem Sessel nach Haus getragen werden, gab er zur Antwort: „Nein! nicht dahin, sondern gar heim!" Nach Verfluß von drei

Stunden gab er seinen Geist auf, mit den Worten: „Herr, wenn ich nur dich habe &c." Psalm 73. Kurz zuvor sagte er noch zu einem Freunde, der ihm beim letzten Todeskampf Etwas aus seinen Schriften vorlas: „Leset nicht meine Auslegung, denn wäre ich damals in der Fassung gewesen, wie jetzt, ich würde anders geschrieben haben". Auf seinem Grab steht ein Distichon, das er sich selbst gemacht:

„Securus recubo hic, mundi pertaesus iniqui,
Et didici et docui, vulnera, Christe, tua."

Bekannt sind von seinen trefflichen Erbauungsschriften seine Auslegung des Buchs Sirach, der Episteln Pauli, seine Bergpredigten oder Sarepta. Sein „Leben Lutheri" hat er drei Tage vor seinem Tod, 5. Okt., der Universität Wittenberg dedicirt.

(Quellen: Joh. Matthesii Leben, beschrieben von Jo. Balth. Matthesius, Pfarrer zu Brockwitz. 1705.)

Selneccer, Dr. Nikolaus. S. 97—100.

Sein Leben hat am ausführlichsten beschrieben Dr. G. H. Götze zu Lübeck in 7 Dissertationen vom J. 1723.

Helmbold. S. 100.

Sein Leben beschrieb der Fürstl. Sächsische Rath Tentzel in seiner „Curieusen Bibliothek". Reposit. II. S. 376. Ein Verzeichniß seiner Liedersammlungen gibt Wezel in den Anal. hymn. II. 272.

Behemb, Martin. S. 102.

Sein Leben ist nach allen Umständen beschrieben in M. Gottfried Hoffmann's Laubanischer Predigerhistorie oder Lebensgeschichte aller evangelischen pastorum primariorum in Lauban. S. 133.

Nicolai, Philipp. S. 103. 104.

Nach dem Bericht seines Enkels Daniel Severin Scultetus in **Theol. Hamburg. innocentia.** S. 60 hat er kurz vor seinem Tode das Lied gefertiget: „So wünsch' ich nun eine gute Nacht der Welt, und laß sie fahren". Er singt darin als einer, der der Welt, „die ihm viel Jammers macht", herzlich satt ist, als einer, der, von Feinden geplagt, die falsche Rott' noch ihren Spott mit seinen Nöthen treiben sieht, in V. 10.:

„Darum bin ich der Welt so müd',
All' Tag' und Nacht ich weine,
Und laß nicht ab, bis deine Güt'
Verheißen mir erscheine.
Nun eil' doch fort,
Mein treuer Hort,
Und nimm mich hin mit Freuden."

Buchholz, Andreas Heinrich. S. 164.

Die Hauptquelle über sein Leben ist: „Nachricht von dem Schöningischen Liederdichter, M. A. H. Buchholz, von M. J. Bernhard Liebler, Pfarrer in Ober- und Unternessa. Naumburg. 1725."

Titius. S. 207. 208.

Er starb unter schmerzlichen Leiden am Stein und Podagra, nachdem er kurz zuvor in einer Sonntagspredigt die „zeitliche Wallfahrt zur ewigen Wohlfahrt" vorgestellt hatte. Wezel gibt die Notizen über sein Leben nach einer Mittheilung seines Sohns Jach. Titius, Pastors zu Eschenbach.

Arnold, Gottfried. S. 214—219.

Eine ausführliche Biographie desselben findet sich vor seiner Abbildung des ersten Christenthums: „Die erste Liebe zu Christo." Quart-Ausgabe.

Einen weitern Blick in seine Seelenstimmung bei Niederlegung seiner Professorsstelle (S. 215) läßt auch das Lied: „Ach! Sündentrug" thun, das die Ueberschrift hat: „Betrug der weltlichen Geschäftigkeit." Es heißt darin:

„Der eitle Wahn, was Nützliches zu lehren,
Zog mich aus mir und meines Jesu Ruh
In fremde Pflicht, sein Werk in mir zu stören;
Ich ließ mich selbst und lief auf And're zu.

Da ward mir Lieb' und Zeit und Kraft benommen;
Die Freiheit des Gewissens ward gekränkt.
Der Geist kann nicht zu seiner Fülle kommen,
Wenn ihm die Welt aus ihrem Becher schenkt.

Ach Jesu! gib mir meine vor'ge Kraft!
Ich will mich gern von allen Dingen scheiden;
Ich bin nur Dein! — Was keinen Frieden schafft,
Herr! das laß mich und alle Seelen meiden."

Die Inschrift seines Leichensteines zu Perleberg lautet so: „Hier ruht der entseelte Körper des Gottfried Arnold, der gewesen ist im Leben ein treuer Knecht Jesu Christi, ein Liebhaber des Nächsten, ein Mitgenosse der Leiden, die in Christo Jesu sind, sowohl der innerlichen und verborgenen, als auch der äußerlichen, darinnen durch Schmach und Widerspruch sein Glaube, seine Liebe und Geduld geübet worden. Und nun, nach seinem Tode, ist er theilhaftig der Herrlichkeit, die offenbaret wird, und ein Mitgenoß der Freude seines Herrn, allwo seine Seele mit Freuden lobsinget dem Lamm, das allzeit würdig ist, zu nehmen Lob, Preis und Dank."

Rambach, Johann Jakob. S. 266.

Eine weitere Quelle ist: Dr. Joh. Jak. Rambach's geistliche Lieder. Vollständig gesammelt und nebst einem Abriß seines Lebens unverändert herausgegeben von Dr. phil. Jul. Leop. Paßig, Nachmittagsprediger zu Leipzig. Leipz. 1844.

Storr, Dr. Johann Christian. S. 304—307.

Sein Sohn, Gottlob Christian Storr, gab eine Lebensbeschreibung seines Vaters vor dessen „Predigten über die sonn- und festtäglichen Episteln und feiertäglichen Evangelien. 2. Ausg. Stuttg. 1776."

v. Hayn, Henriette Luise. S. 387.

Ihr Vater, Georg Heinrich v. Hayn, war als ein Knabe von sieben Jahren mit seiner Mutter um der Religion willen aus Oesterreich ausgewandert mit Verlassung ihrer Verwandten und Güter, die in der Niederlausitz lagen. Ihre Mutter war Ernestine von Laßberg aus Oetingen in Schwaben. Da sie noch ein zartes Kind war, hatte der h. Geist schon ein recht liebliches Gnadenwerk an ihrem Herzen, also daß sie stets im kindlichsten, herzlichsten Umgang mit ihrem Heiland stand (s. Thl. II. Nro. 506.). Als sie einmal ein Herrenhutisches Lehrbüchlein für die Kinder in die Hände bekommen hatte, gefiel ihr dasselbe so wohl, daß sie es oft küßte und bei Tag und Nacht bei sich trug, aus Furcht, es möchte ihr weggenommen werden. Als sie aber nach ihrer Confirmation in die Weltgesellschaft eingeführt wurde und hier bald viele angesehene Personen sich um sie bewerben sah, gerieth sie eine Zeitlang in eitle Gefallsucht, und ihr gutes Verständniß mit dem Heiland hörte auf. Bald aber strafte sie hierüber ihr Gewissen und sie gieng nun etliche Jahre in einem beständigen Lamentiren über sich selbst und über die verlorene Vertraulichkeit mit dem Heilande hin, wobei ihr mehr und mehr Alles zuwider wurde, was sonst der Jugend Vergnügen macht.

Um diese Zeit kamen ihr die Berliner Reden Zinzendorf's in die Hände, die ihr zu großem Trost und Segen dienten. Zugleich hörte sie viel von den Herrenhutern erzählen, namentlich wie sie in der nicht weit entfernten Wetterau einen Ort Namens Herrnhaag bauen. Wiewohl sie dabei nur die verächtlichsten Beschreibungen von der Brüdergemeinde vernahm, so glaubte sie doch immer das Gegentheil davon und all ihr Sinnen und Denken war stets nur darauf gerichtet, wie sie in die Brüdergemeinde eintreten könne. Sie fühlte, daß dieß ihr Volk sey, mit dem sie leben und sterben wollte. Da geschah es eines Tags, daß sie früh Morgens ihrem Vater, der ihr dieß immer aus dem Sinn zu reden suchte, nach Gewohnheit aus dem N. Testament vorlas und zu den Worten kam: „Wer Vater und Mutter mehr liebet, denn mich, der ist mein nicht werth" Matth. 10, 37. Dadurch ward sie plötzlich so gerührt, daß sie das Buch hinlegte, als ob sie etwas Nothwendiges zu bestellen hätte. Sie eilte in ihre Stube und schrieb einen Brief an ihren Vater, worin sie ihm ihr Herz ausschüttete und aufs Ehrfurchtsvollste und Beweglichste erklärte, wie sie dem göttlichen Ruf in ihrem Herzen nicht länger widerstehen könne und daher unverzüglich nach Herrnhaag gehe. Sie gieng auch augenblicklich, ohne sich weiter nach etwas umzusehen, und schickte den Brief vom nächsten Dorf ins elterliche Haus.

Die Eltern aber schickten ihr sogleich nach, und in Frankfurt wurde sie eingeholt; doch ließen sie dieselben bald darauf nach Herrnhaag ziehen, weil ihnen gute Freunde dazu gerathen hatten mit dem Bemerken, sie würde dadurch am Besten von ihrem Irrthum geheilt.

So kam sie am 5. Nov. 1744 als zwanzigjähriges Mädchen in Marienborn an, wo sich gerade Zinzendorf mit der Pilgergemeinde aufhielt, und sah jetzt zum erstenmal Glieder dieser Gemeinde, zu der sie sich von Kind auf so mächtig hingezogen fühlte. Jetzt war es ihr, obwohl sie ein paar liebe Eltern verlassen, als hätte sie auf einmal hundert Väter und Mütter wieder gefunden, und ein Friede Gottes und ein ganz besonderes Gemeingefühl umgab sie. Nach einigen Wochen durfte sie ins ledige Schwesternhaus nach Herrnhaag ziehen. Nach Verlauf eines halben Jahrs forderten sie aber ihre Eltern wieder zurück und erst nach vielen, großen Schwierigkeiten half ihr der Herr auf wunderbare Weise ganz los, so daß sie im J. 1746 förmlich in die Gemeinde eintreten konnte und ins Mädchenhaus zur Information der Kinder kam. In dieser Anstalt zu Herrnhaag wurde sie im J. 1750 Pflegerin und zog mit derselben im nämlichen Jahre noch zuerst nach Großhennersdorf und dann, 1751, nach Herrenhut. In großem Segen weidete sie hier die jungen Lämmer Christi, und der h. Geist hatte sein Lustspiel unter den ihrer Obhut anvertrauten Kindern und bereitete dem Heiland ein mächtiges Lob aus dem Munde der Unmündigen.

In ihrem eigenen Herzen aber wirkte er vollends eine rechte Grundlegung. Seither war sie so in einer beständigen „Uebernommenheit" dahingegangen, mitgenommen von dem Strom der Gnade, ohne Zeit zu haben, recht zu sich selbst zu kommen. Nun aber gieng durch die eindringlichen Reden Zinzendorf's im J. 1751, in denen er von der Neugeburt des Herzens und wahren Heiligung zu reden anfieng, ein neues Werk Gottes in ihr an. Sie bekam das Gefühl der Sünderschaft, der Fall der ersten Eltern wurde ihr so zugeeignet, als ob sie wirklich in Person mit gefallen wäre. Alle vorige Erfahrung vom Heiland war ihr nun wie weggenommen und sie sah sich am Rand des Todes voll Furcht und Ensetzen, bis ihr einmal der h. Geist den bekümmerten Schöpfer vor ihr Gemüth stellte, wie er um seine gefallene Creatur wehklagte und auf einmal den Entschluß faßte, Mensch zu werden. „Dabei wurde mir's," so erzählt sie selbst davon, „als ob alle Engel im Himmel mir Freude zuriefen. Das war eine große Stunde, da ich zum erstenmal wieder Herz bekam, nach Jesu zu rufen und zu weinen; es war, als ob jeder Blutstropf in mir weinte nach meinem Versöhner, der mich vor Gottes Thron gerecht sprechen und für sein erlöstes Kind erklären sollte. — Bei solcher göttlichen Traurigkeit war ich aber im tiefsten Grunde schon selig. Eines Tages jedoch, da ich so ganz aus war und keine Kraft mehr hatte, zu bitten und zu weinen, und an einen abgelegenen Ort mich hinwarf auf die Erde und laut schrie, wie ein kleines Kind nach der Mutter, trat auf einmal Sab-

bathsstille in meiner Seele ein; es wurde mir, als ob ich in Jesu Blut untergetaucht und versenkt würde, und alle meine Sinne schlossen sich zu: und damit brach der helle Tag an in meinem Herzen, wie die Sonne durch die Wolken bricht. Ich fühlte mich wie ein neugeborenes Kindlein, das von seinen Eltern nach überstandenen Schmerzen zärtlich ans Herz gedrückt und geküßt, getränkt, gespeiset und eingewiegt wird. O ihr himmlischen Momente, alle meine Vergleiche reichen nicht an euch! Es war mir wirklich oft so, als ob alle Blutstropfen in meinen Adern, und alle Thränen, die häufig von meinen Wangen floßen, ausriefen: „„Ich bin versöhnt!"" — Alle Gotteswahrheiten wurden mir nun so frisch und lebendig wie aus der ersten Hand beigebracht und erklärt. Sonderlich wurde unser himmlischer Vater mit unaussprechlicher Zärtlichkeit gefühlt und angebetet von dem versöhnten Kinde. Mein lieber Heiland offenbarte sich meiner Seele nach Graden, und einer jeden neuen Offenbarung gieng immer eine neue Herzzerschmelzung, neues Elendsgefühl und Weinen nach Seiner Seele voran, von Jahr zu Jahr auf seiner Seite immer gnädiger, zärtlicher, herablassender, und von meiner Seite immer ärmer, immer bedürftiger."

So ward diese Seele ganz im Verborgenen und ohne daß sie Jemanden etwas Außerordentliches an ihr zu merken gab, zu einer rechten Magd Jesu herangebildet, die in wahrer Geistesarmuth und Herzensdemuth an vielen hundert Seelen einen gesegneten Dienst verrichtete. Nachdem sie sechzehn Jahre lang mit unermüdeter, mütterlicher Sorgfalt der Mädchenanstalt vorgestanden hatte, wurde sie 1766 Pflegerin der ledigen Schwestern in Herrenhut, welches Amt sie abermals sechzehn Jahre mit ausgezeichnetem Segen bekleidete. Schon seit vielen Jahren litt sie in Folge einer Erkältung an einem sehr beschwerlichen Husten, der immer mehr zunahm. Dennoch verrichtete sie ihre Geschäfte stets mit ausnehmender Heiterkeit. Je länger, je mehr sehnte sie sich aber, bald zu ihrem Freund zu kommen, so daß sie oft darüber ihre Seele zur Geduld verweisen mußte. Zu Anfang des J. 1782 äußerte sie ziemlich gewiß die Hoffnung, daß dieß ihr letztes Lebensjahr seyn werde. Ihre Schwachheit nahm auch merklich zu, niemals aber beklagte sie sich über ihren mehr und mehr sie peinigenden Husten, vielmehr sagte sie einmal zu einer Freundin: „Ich bin gegenwärtig in einer sehr wichtigen Zeit; der Heiland hält Schule mit mir, er will mir gern noch den kleinsten Staub zeigen, der ihm an mir mißfällig ist." „O!" — konnte man sie oft auch ausrufen hören — „o! die schöne, lebendige Hoffnung des ewigen Lebens, die hilft über alle Beschwerden und Furcht hinweg!" (Nro. 506, 3.)

Am 22. Aug. 1782 wurde sie gewahr, daß es sich mit ihrem Husten ändere, worüber sie die innigste Freude empfand. Von da an hatte sie wenig Ruhe mehr, bis am 27. Aug. eine merkliche Veränderung mit ihr vorgieng. Sie blieb von da an ganz still liegen, wie im Schlummer, ihre freundlichen Blicke aber bezeugten noch den Umstehen-

den ihre zärtliche Liebe, so schmerzlich auch ihr Leiden anzusehen war. Abends kam der von ihr so sehnlich gewünschte Augenblick, da ihre durch Jesu Blut versöhnte und von Seiner Liebe durchdrungene Seele endlich heimgetragen wurde in des „guten Hirten Arm und Schooß."

(Quellen: Nachrichten aus der Brüdergemeine. 1846. 4. Heft. S. 599—611.)

Harttmann, M. Carl Friedrich. S. 550—555.

In der Stadt Lauffen, der letzten Arbeitsstätte dieses treuen Zeugen des Herrn, ist es noch in rührendem Andenken, wie er nach seiner Resignation als ein siebenzigjähriger, von Alter und Schmerz gebeugter Greis den 26. Dez. 1813 am Grabe seines Sohnes, Carl August Gottlob, stand, der ihn so hart geprüft hatte (S. 582), und durch den Glauben mächtig gestärkt, ein tief ergreifendes Gebet sprach. Dasselbe wurde später von einem Freund des Verstorbenen auf einem einzelnen Blatt zum Druck befördert und ist werth, seinem wesentlichsten Inhalt nach mitgetheilt zu werden, denn es läßt die schönsten Blicke in das Vater- und Christenherz Harttmanns thun. Er betete also:

„Herr Jesu Christe, Fürst des Lebens! Mit banger Furcht müßten wir diese Todtengefilde betreten, wenn wir nicht glauben dürften, daß du dem Tode die Macht genommen und Leben und Unvergänglichkeit durch dein noch fortwirkendes Evangelium ans Licht gebracht habest. Es hat dich noch nicht gereuet, daß du in die Welt gekommen bist, die Sünder selig zu machen, und dieß selige Geschäfte führst du noch auf dem Thron der Gnade als der — vom Vater in Ewigkeit verordnete Priester fort, als derjenige, der auch auf dem Thron der Freuden den Sündern huldreich zugethan ist."

„Sey gepriesen über aller — um deiner Fürbitte willen, über unserem l. Verstorbenen reichlich waltenden göttlichen Güte, Geduld und Langmuth, die von deinem in sein Herz gelegten Samen immer noch etwas übrig behalten, und wovon du uns auch bei seiner heftigen Krankheit noch beruhigende und tröstende Spuren geschenket hast."

„Er ist von uns deiner treuen Pflege auch in jener Welt demüthig und glaubig übergeben und du wirst im großen Hause deines Vaters ihm auch ein Räumlein anzuweisen wissen und ihn deine priesterliche Anstalten genießen lassen. Er gehört doch auch in die Zahl, die du, o Jesu, geliebt, hat gleich sein sündlich Thun vielmal dein treues Herz betrübet, so mache doch dein theures Blut auch alle sein Verschulden gut. Deine theure Versöhnungsgnade breite sich über seinen sieben- undzwanzigjährigen Lebenslauf aus und besonders auch über diejenigen Plätze, auf welchen ihn dein Auge nicht gern gesehen hat. Die Seufzer, die während seiner Krankheit je und je aus seinem Herzen gegen dir aufstiegen, nehme du auf als derjenige, der die Seufzersprache wohl versteht. Seinen Wunsch, nur noch zehn Jahre zu leben, lasse als einen guten Vorsatz, das Versäumte hereinzubringen, ihm aus Gnaden gelten."

„Du hast ihn unmittelbar vor dem Fest deiner Menschwerdung in jene Welt abgerufen, an dieses hat er ja schon als Mensch ein Recht, das du ihm nicht begehrst streitig zu machen. Lasse es ihn in seinem ganzen Umfange auch dorten genießen, damit er einmal an jenem Tage ein froher Zeuge von der Wahrheit des englischen Lobspruchs werde: „„An den Menschen ein Wohlgefallen““, denn in deiner h. Menschheit ist Rath und Hülfe für allen Schaden, den die Sünde in unserer Menschheit angerichtet und deine Kur verbessert nur die so verdorbene Natur.“ —

„Aus seiner noch offenen Gruft lasse an Alle, mit denen er umgegangen, die Stimme mit Macht erschallen: „„Wie gar nichts sind alle Menschen, die so sicher leben““, und durchdringe eine jede Seele mit den unausweichbaren Kräften der Ewigkeit. Vergib ihm, vergib Allen, deren Gesellschaft ihm auf dem Wege zur Ewigkeit nicht nützlich war, ihre Sünden und lasse seinen Tod für sie eine ernstliche Aufforderung zur Buße werden.“

„An den leidtragenden Eltern und Geschwistern beweise dich als der Gott alles Trostes und heile selber die Wunde, die du geschlagen hast, und lasse auch diesen Tod wohlthuende Früchte auf diese und jene Welt bringen. — Und nun nimm unsern lieben Verstorbenen hin als d e i n e n Todten, den du in deinem treuen priesterlichen Herzen und Händen bewahren und behalten wollest, bis aller Liebesrath deines Vaters durch dich an ihm ausgeführet ist, denn darum bist du gestorben und wieder auferstanden, daß du über Todte und Lebendige der Herr seyest.“

„An uns Allen, denen es ein Ernst zum Herrn ist, verherrliche sich die ewige Liebe und lasse bei diesem Grabe den Entschluß erneuert werden: „„Liebe, die mich ewig liebet 2c.““ (s. Nro. 348. V. 6.).

In einer christlichen Familie Würtembergs, die noch mit inniger Verehrung an Harttmann hängt, findet sich im Manuscript ein Hochzeitlied, das er auf den Tag seiner eigenen zweiten Hochzeit gedichtet hat. Er hat darin sein Herz also im Gebet vor Gott ausgeschüttet:

„Nun seye dann ein jeder Schritt
Auf dich allein gewaget,
Du gehst ja selbst als Führer mit,
Den wir zuerst gefraget;
Führ' auf der neuen Glaubensbahn
Mit deinem Geist und Wort uns an,
Sey selber Seil und Führer.

Bild uns als deine Pilgrime,
Die diese Welt verachten,
Und jene Stadt, die heilige,
Nach der wir einzig trachten,
Ruf' uns stets zu: „„„Enthaltet Euch!
„„„Verleugnung ist der Weg zum Reich,
„„„Die Anwartschaft zum Erben.““

Es sey die stete Geisteszucht
Der Puls vom innern Leben,
Und zeitige dir manche Frucht
An deinen schwachen Reben.
Stets tiefer in dich eingesenkt,
Und stets mit deinem Saft getränkt,
Gibt Wachsthum und Gedeihen.

Brich immer ungefragt entzwei
Natur und ihren Willen,
Doch laß den Kindschaftsgeist dabei
Des Fleisches Unmuth stillen.
Durch Scheidung bricht man durch ins Licht
Und in die Freiheit durchs Gericht,
Durch Sterben in das Leben.

So werden wir ein Salz und Licht
Zu deinem Wohlgefallen,
Steh'n immer wieder aufgericht't,
Wenn wir auch straucheln, fallen;
So wird dem innern Geistesgrund
Dein göttlich Leben täglich kund
Beim Kreuze der Erneurung.

Lehr' uns aufs Ziel der Ewigkeit
Der müden Wallfahrt Zeiten
Mit einer Glaubens Heiterkeit
Und Hoffnungsblicken deuten,
Du, der du gestern, der du heut,
Der du in alle Ewigkeit,
Derselbe bist und bleibest."

Das ganze Gedicht hat 15 Verse.

Von seinen tiefgefühlten Liedern ist bis jetzt außer dem Lied: „Endlich bricht" (Nro. 475.) nur folgendes gedruckt worden: „Liebe, du der Gottheit Spiegel", welches von ihm am 20. April 1786 als ein „Wort der Liebe an einem Tage der Liebe bei der Majer-Seiff'schen Hochzeit" gedichtet und von A. Knapp mit wenigen Aenderungen unter dem Titel: „Allgemeine Liebe" in seinen „Christenliedern. Stuttg. 1841." mitgetheilt, und als ein ausgezeichnet schönes Lied auch von Lange in sein „Deutsches Kirchenliederbuch. 1843." aufgenommen worden ist.

Dann, Christian Adam. S. 560—565.

Aus der trefflichen Lebensschilderung Danns, welche A. Knapp in dem neuesten Jahrgang der Christoterpe (1847) mittheilt, mögen noch einige Züge aus seinem Leben und Wirken hier Raum finden:

Gegen seine Beichtkinder war er ein ebenso herzlicher, als offener und strenger Seelsorger; er hielt besonders ernstlich darauf, daß keines vor dem h. Abendmahl die Beichte versäumte. So traf's sich denn einmal, daß ein ihm nahe befreundeter Schneidermeister zu Stuttgart, welcher sich zum Abendmahl angemeldet, die Beichte aber versäumt hatte, da er in einem benachbarten Ort schnell einen Rock anmessen sollte, auf seinem Heimweg dem gerade von der Beichthandlung im Kirchenrock heimkehrenden Beichtvater begegnete. Der sah ihn mit

strengem Blicke an und sprach: „So, Sie sind nicht in der Beichte gewesen? Wo kommen Sie her?" Der betroffene Meister gestand ihm Alles offen, worauf Dann erwiederte: „Wohlan, so kommen Sie nun mit mir auf mein Zimmer, damit wir dort Ihre Beichte nachholen." Daselbst angekommen, kniete er nach vorgängiger Besprechung mit dem Beichtsohn nieder und hielt ein solches Gebet über ihm, daß jener Mann nachher versicherte, der Schweiß sey ihm dabei ausgegangen und sein Herz zerflossen. — Schlimmer gieng es einst einem andern Schneidermeister, der sich bei ihm über das für einen gebildeten Mann schier ehrenrührige Wort bei der Beichte: „Ich armer Sünder" ausließ und sagte: „Das ist doch gegen alle gebührende Selbstachtung und allen bessern Zeitgeschmack." Dann besann sich nicht lange und gab ihm zur Antwort: „Ja, ja, dann müssen Sie eben statt dessen zu Gott sagen: „„Ich hochmüthiger Schneider"" (S. 260).

Ein sehr schweres, viele Jahre hindurch aber mit größter Geduld von Dann getragenes Leiden bestand in einem fast unausstehlichen **Nervenschmerz seines kleinen Fingers**, der ihn oftmals wie Feuer brannte. Was manche durch den Gesichtsschmerz leiden, das erlitt er 40—50 Jahre lang durch jenen flammenden Schmerz, der ihn oft plötzlich, namentlich auch auf der Kanzel, befiel. Da pflegte er dann ohne Klage seine stählerne Uhrkette fest um den leidenden Finger zu wickeln, oder ihn in ein Glas kalten Wassers zu halten, und bewies dabei die männlichste Fassung und eine seltene Selbstverleugnung. Nicht selten sah man ihn seine gesegnete Rede plötzlich mit streng gefurchtem Angesicht, aber ganz in herzlichem Tone fortsetzen, und wenn man nach der Ursache sah, warum solche milde Ergießungen aus einem so leidensvollen Antlitz kämen, dann erblickte man die stählerne Kette fest um den eingedrückten Störefried geschlungen und den Geist herrschend über das Fleisch. Schon der selige Schöner (s. S. 572), Dann's inniger Freund, wußte davon und schickte ihm darüber einige Trostverse, die im Auszug also lauten:

„Er, der die Himmel schuf und eine Welt versöhnte,
Er, dessen Bruderblick bei fremden Leiden thränte —
Der Hülfe aller Art auch seinem Dann verspricht:
Ach! warum heilt er ihm den kleinen Finger nicht?!
Meinst du, er lieb ihn nicht — ließ sich von ihm nicht finden?
Der Finger nicht — das Herz soll Jesum noch empfinden.
Ach, wer versteht wie Er, was wahre Hülfe heißt,
Er wägt uns Lasten zu, und bildet so den Geist. —
Bleib' stille, Bruder Dann, sieh, durch die längern Schmerzen
Zieht, der die Liebe ist, dein Herz zu seinem Herzen!
Es ist sein Weg! — So geh' auf deinen Dornen fort!
Auf Dunkelheiten hier folgt Licht und Freude dort!

Diesen Rathschluß des Herrn verehrend, gab Dann auch nie eine Operation des Fingers, an dem ein auf den Nerv drückendes Blutgefäß gesprungen war, zu, und hielt dieß als eigenmächtige Selbsthülfe für Unrecht (S. 263—265).

Weiteres über ihn s. Thl. II. Nro. 619. und Nachträge zu Thl. II. Nro. 142.

Ueber seinen Dichterwerth sagt A. Knapp: „Dann war, wenn auch kein eigentlicher Dichter, doch gewiß ein dichterischer Geist, mit einer einfach großartigen Phantasie ausgerüstet."

Zur Seite 605. Anmerkung †

Neben Kletke's Blumenlese aus den Dichtern des jetzigen Jahrhunderts ist nun noch eine ganz neu erscheinende Sammlung von noch umfassenderer Art zu erwähnen. Sie hat den Titel: „Die christlichen Sänger des neunzehnten Jahrhunderts. Auswahl des Besten und Schönsten auf dem Gebiete der rein christlichen Poesie unserer Zeit, als Morgen- und Abendopfer für die häusliche Erbauung auf alle Tage im Jahr. Gesammelt und herausgegeben von J. J. Schneider. Basel. 1845."

Stier, Rudolph, S. 621.

Von ihm erschienen neuerdings: „Christliche und biblische Gedichte. Barmen. 1845." Ein Abschnitt derselben enthält christliche Gedichte und Lieder überhaupt, ein anderer biblische Gedichte oder poetische Exegesen.

Döring, Carl August. S. 623.

Ist am 17. Januar 1844 zu Elberfeld entschlafen.

Zur Seite 636. Anmerkung.

Puchta — † 6. April 1845 in einem Alter von fünfundsiebenzig Jahren. Sein Leben ist geschildert im Christenboten. 1845. Nro. 32.

Theremin — † 26. Sept. 1846 zu Berlin nach einer bloß achttägigen Krankheit.

Geschichte

des

Kirchenlieds und Kirchengesangs

mit besonderer Rücksicht auf Würtemberg.

Von

Eduard Emil Koch,
Pfarrer in Großaspach.

Zweiter Theil.

Die Lieder und Weisen.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Buchhandlung.
1847.

I. Allgemeine Gebetlieder.

1. Herr Gott, dich loben wir.

Der **Ambrosianische Lobgesang** ist der würdigste Chorführer in einem Gesangbuch und Choralbuch.

Dieser Gesang soll nach einer alten unverbürgten Sage, die in des mailändischen Bischofs Dacius Chronik (Band I. 10) zu lesen ist und von Bellarmin nacherzählt wird, in der Osternacht des Jahrs 387, in welcher Aurelius Augustinus, der nachmalige berühmte Kirchenvater, nach seiner Bekehrung von dem Bischof Ambrosius zu Mailand getauft wurde, auf wunderbarliche Weise gedichtet worden seyn. Ohne vorher genommene Rücksprache sollen nämlich Ambrosius (Thl. I. 11) und Augustinus, wie aus göttlicher Eingebung, die Worte desselben abwechselnd vor der versammelten Gemeinde gesungen haben; Ambrosius habe angefangen, Augustin sey nachgefolgt und habe endlich mit den Worten geschlossen: »in te, Domine, speravi!« („Auf dich hoffen wir, lieber Herr!") Augustins Mutter, die fromme Monica, sey darüber herzlich froh gewesen und habe gesagt: »malo te Christianum Augustinum, quam imperatorem Augustum,« d. i. „es ist mir lieber, daß du jetzt Augustin, der Christ, bist, als wenn du Augustus, der Kaiser, wärest."
(Herberger's Herzpostille. II. S. 403.)

Im Straßburger großen Kirchengesangbuch von 1541 und 1560 steht dieser Gesang deßhalb mit dem Titel: „Das Lobgesang und Bekenntnis des rechten Glaubens, Te Deum laudamus, Sanct Augustino und Ambrosio zugeschrieben."

Der Biograph des Ambrosius, Paulinus von Mailand, und andere Zeitgenossen berichten jedoch nichts davon, und die Chronik des Dacius ist erst im eilften Jahrhundert geschrieben. Die Unrichtigkeit dieser Sage hat Tenzel in einem besondern Werke nachgewiesen, Exercit. X. de hymno: Te Deum laudamus. Lips. 1692. S. 393 f. Man hat mehr Grund mit Usserius den Nicetius, Bischof zu Trier (ums J. 535), für den Verfasser dieses Gesangs zu halten. Andere schreiben ihn dem Athanasius, Bischof zu Alexandrien (von 326—373), welcher im J. 336 in der Verbannung zu Trier lebte und ein großer Musikfreund war, zu.

Es ist der eigenthümliche Psalm des abendländischen christlichen Alterthums. Die Grundlage, auf der er entstanden ist, ist wie bei dem Hymnus: „Allein Gott in der Höh' sey Ehr'" (Nro. 36.) ein kurzer morgenländischer Psalm, welcher seit den frühesten Zeiten in der griechischen Kirche gesungen wurde und noch jetzt bei der Abendandacht gebraucht wird. Die Worte dieses uralten morgenländischen Psalms lauten: „Täglich will ich dich loben und deinen Namen preisen in „Ewigkeit, ja bis in alle Ewigkeit. Würdige uns, Herr, auch diesen „Tag, uns frei von Sünden zu bewahren. Sey gelobt, Herr, Gott „unserer Väter, und gepriesen, und verherrlicht sey dein Name ewig„lich. Amen!" Diese altgriechische Abendandacht findet sich neben der Morgenandacht, welche dem „Allein Gott in der Höh' sey Ehr'" zu Grund liegt, in einer der ältesten Evangelienhandschriften des sechsten Jahrhunderts gleich hinter den h. Büchern aufgezeichnet.
(Bunsen's Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs. 1833.)

Aus diesem morgenländischen kurzen Abendpsalmen entstand nun der lateinische Hymnus unter dem Titel: »Hymnus in honorem sanctae trinitatis«, dessen ursprüngliche Fassung folgende ist:

1. Te Deum laudamus, te Deum confitemur,
Te aeternum patrem omnis terra veneratur,
Tibi omnes angeli, tibi coeli et universae potestates,
Tibi Cherubim et Seraphim incessabili voce proclamant:
„Sanctus, sanctus, sanctus Dominus Deus Sabaoth".
2. Pleni sunt coeli et terra majestatis gloriae tuae,
Te gloriosus apostolorum chorus,
Te prophetarum laudabilis numerus,
Te martyrum candidatus laudat exercitus,
Te per orbem terrarum sancta confitetur ecclesia;
Patrem immensae majestatis
Venerandum tuum verum et unicum filium,
Sanctum quoque paraclitum spiritum.
3. Tu rex gloriae, Christe,
Tu patris sempiternus es filius,
Tu ad liberandum suscepturus hominem non horruisti virginis uterum,
Tu devicto mortis aculeo apparuisti credentibus regna coelorum,
Tu ad dexteram Dei sedes in gloria patris,
Iudex crederis esse venturus.
4. Te ergo quaesumus, famulis tuis subveni, quos pretioso sanguine redemisti,
Aeterna fac cum sanctis tuis gloria munerari,
Salvum fac populum tuum, Domine, et benedic haereditati tuae
Et rege eos, et extolle illos usque in aeternum.
5. Per singulos dies benedicimus te
Et laudamus nomen tuum in seculum seculi.
Dignare, Domine, die isto sine peccato nos custodire!
Miserere nostri, Domine, miserere nostri.
Fiat misericordia tua, Domine, super nos, quemadmodum speravimus in te.
In te, Domine! speravi, non confundar in aeternum.

Im neunten Jahrhundert schon wurde dieser lateinische Hymnus ins Deutsche oder Altfränkische übersetzt. Er lautet so:

Thih, cot lopemes
Thih euuigan fater,
Eokiuuelih erda uuirdit.
thir alle ergila, thir himmila
inti allo kiuualtido,
thir cherubim inti seraphim
unbilibaulichern stimme fortharent.
uuiher, uuiher, uuiher
truhtin, cot herro,
follia sint himmila inti erda
thera meginchristi tiurida thinera.
thiuh tiurlicher potono cart,
thih uuizagono loplichia ruava
thih urchundono kasconnot
lobot heri.
thih thurah ambiuurst erdono
uuihiu gihit samanunga,
fater ungimezenera meginchresti,
erhastan thinan uuaran cinagun sun
uuihan auh trost atum.

Im J. 1389 kommt auch eine prosaische Uebersetzung dieses Hymnus vor, und seit 1490 sang man in der Stadt Braunschweig das deutsche **Te Deum** in einer neuen Uebersetzung: „Dich, Gott, loben wir", nachdem man nämlich dasselbe zum erstenmal am 24. November des genannten Jahrs wegen der damals geschehenen göttlichen Beschirmung und Beschützung der Stadt deutsch gesungen hatte.

In der Form, in welcher wir diesen Hymnus jetzt gebrauchen, hat ihn Luther im J. 1533 übersetzt.

Als Kaiser Carl der Große den Pabst Leo III. wider seine Feinde in seine Rechte wieder eingesetzt hatte und dieser ihm am Christfest des J. 800 dafür, wie von Gott begeistert, die römische Kaiserkrone auf sein königliches Haupt gesetzt hatte, wobei alles Volk rief: „Heil und Sieg dem von Gott gekrönten Carolus Augustus", sang die ganze Gemeinde diesen Hymnus, und Carl sang mit. Von da an ward er bei jeder Krönung eines deutschen Kaisers angestimmt und wurde so überhaupt der Krönungspsalm.

Auch bei jeder Kirchenversammlung wurde er als Festpsalm gebraucht.

Wo ein Friedens- und Siegesfest oder ein Dankfest für überstandene Noth gefeiert wurde, hatte er das Fest zu verherrlichen.

So z. B. giengen, als der unglückliche fromme Churfürst Johann Friedrich von Sachsen aus seiner fünfjährigen Gefangenschaft, in der ihn Kaiser Carl V. um des Bekenntnisses des Evangelii willen hielt, im J. 1552 zurückkehrte, die Geistlichkeit, der

Rath, die Schulen und sämmtliche Bürgerschaft, wie auch Knaben und Jungfrauen der Stadt Coburg demselben entgegen und sangen, als sie ihn erblickten, dieß Lied. Dadurch ward der Churfürst so gerührt, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte und zu dem bei ihm im Wagen sitzenden Bischof von Naumburg, Nik. v. Amsdorf, sagte: „Was bin ich sterblicher und sündiger Mensch, daß mir solche Ehre widerfahren soll?" Darauf antwortete ihm der Bischof: „Se. Fürstl. Gnaden sollen zufrieden seyn; dieß wäre bei dieser irdischen Stadt nur der Anfang, wenn Sie aber, und wir Alle, dereinst zur Stadt Gottes und zur Stätte der Ewigkeit gelangten, würde es Alles noch viel herrlicher und besser werden."

(Joh. Groß im Coburg. Kalender. 1684. Vorr. zu Thl. II.)

Auf der andern Seite hatten aber die Katholiken nach der Gefangennehmung des Churfürsten in der Schlacht bei Mühlberg am 24. April 1547 im Dom zu Meißen unter Läutung aller Glocken und vieler Instrumenten das „Te Deum" angestimmt. Es bekam ihnen jedoch übel. Denn wenig Stunden nachher, Nachmittags fünf Uhr, zog ein heftiges Gewitter über die Stadt und schlug in die drei hohen Spitzen der Domkirche ein, so daß das ganze Gebäude nebst Glocken und Orgel ein Raub der Flammen ward.

(Kißling im Wetterbüchlein. S. 36.)

Als durch den Friedensschluß zu Hubertsburg am 15. Febr. 1763 der blutige siebenjährige Krieg beendigt war, kehrte Friedrich der Große sieggekrönt in seine Staaten zurück. Die Berliner wollten ihn festlich empfangen, aber er, der den Prunk nicht liebte, traf erst am 30. Merz spät Abends in seiner Hauptstadt ein und eilte bald darauf nach Charlottenburg. Hier beschied er seine Sänger und Musiker und befahl, zu einer gewissen Stunde das Loblied: „Herr Gott, dich loben wir" anzustimmen. Man glaubte, es werde der ganze Hofstaat dabei erscheinen. Allein der König kommt ganz allein, setzt sich nieder, winkt, und die Musik nimmt ihren Anfang. Als nun mit durchdringender Kraft dieses herrliche Loblied ertönt, da sinkt der große Fürst — obwohl sonst ein grübelnder Zweifler und Spötter — von der Macht des Glaubens überwältigt auf seine Kniee, Thränen rollen ihm über seine Wangen und er bringt dem allmächt'gen Gott seinen stillen Dank für die überschwängliche Hülfe in dem schweren Kampfe, der nun so glücklich beendigt war. Jeder betete in der Stille mit, Gott dankend und lobend für seine Gnad und Wunderthaten.

(Fr. Wölbling's christl. Geschichten. 1843. S. 56 f.)

Der alte Autor der „Gespräche im Reiche der Todten" schreibt aber über den oftmaligen Gebrauch dieses Hymnus: „Ich fürchte, daß dieses **Te Deum laudamus** dereinst gar viele Fürsten, Generale, Consistoria und Andere, so Macht haben, dessen Absingung anzuordnen, vor Gottes Gericht, um des Mißbrauchs willen, anklagen werde." So ist ja z. B. dasselbe nach der Bluthochzeit oder Bartholo-

mäusnacht, da viele tausend Protestanten niedergemetzelt worden waren, im J. 1572 zu Rom und Paris, und nach König Gustav Adolphs Tod in der Schlacht bei Lützen im J. 1632 in Wien angestimmt worden. So mußte es auch in Stuttgart nach jeder sieggekrönten Schlacht Napoleons in den Jahren 1804—1812 feierlich in der Hauptkirche mit Pauken und Trompeten angestimmt werden.

Nicht allein bei freudevollen Anläſſen, sondern selbst mitten im tiefsten Leid und Jammer wurde dieser Hymnus angestimmt, und erprobte eine gar tröstliche, himmelan tragende Kraft.

Hatte ja doch einst Luther einem traurigen Organisten den Rath gegeben: „Lieber Matthia! wenn Ihr traurig seyd und will über„hand nehmen, so sprecht: „„Auf! ich muß unserem Herrn Christo ein „„Lied schlagen auf dem Real (Orgel); es sey: „Herr Gott, dich „„loben wir" oder „Gelobet sey der Herr", denn die Schrift lehret „„mich, er höre gern fröhlich Gesang und Saitenspiel."" Greifet „frisch in das Clavier, singet drein, bis die Gedanken vergehen, wie „David und Elisäus thäten; kommt der Teufel wieder und gibt Euch „eine Sorge und traurige Gedanken ein, so wehret Euch frisch und „sprechet: „„Aus Teufel! ich muß anjezo meinem Herrn Jesu singen „und spielen.""

(Cithara theolog. Joh. Christophori Thilonis. S. 18.)

So pflegte auch Dr. Deutschmann, Professor der Theologie zu Wittenberg, in seinen vielen Anfechtungen dieß Lied gar fleißig zu singen, so lieb war dem hocherfahrenen Theologen sein Leiden.

(G. Wimmer's Liedererklärung. 1749. Thl. II.)

Die gottselige Elisabeth, Landgräfin zu Hessen und Thüringen, die Stifterin des Hospitals zu Marburg, eine im Wachen, Beten, Fasten und Gutesthun gar fleißige Frau, ließ das Te Deum oftmals anstimmen nach dem Tod ihres Gemahls Ludwig, als sie durch den Landgrafen Heinrich von der Wartburg vertrieben worden war und vor dessen vielfachen Verfolgungen ihre Zuflucht in einem Franziskanerkloster hatte nehmen müssen. Sie erklärte sich dabei, noch herzlich dankbar gegen den alleinweisen Gott für das ihr zugeschickte Leiden, also: „Ich freue mich, daß ich Gelegenheit bekomme, etwas mit Christo von der Last der Armuth zu schmecken."

(M. Jak. Dan. Ernst in der Schatzkammer des zweiten Hunderts Nro. 53. S. 227 und Laur. Surius in vita St. Elisabethae.)

Mancher Blutzeuge des evangelischen Glaubens gieng mit diesem Lobgesang in seinen Märtyrertod.

So sangen einst am 30. Juni 1523 denselben wechselsweise, während sie das apostolische Glaubensbekenntniß dazu hersagten, jene evangelischen Märtyrer, Heinrich Voes und Johann Esch von Antwerpen, als sie auf dem Marktplatz zu Brüssel durch den Ketzermeister Hochstraten auf dem Scheiterhaufen wegen ihres Bekenntnisses der lautern evangelischen Wahrheit verbrannt wurden. Als schon die

Rauchwolken emporstiegen, schrie man ihnen zu: „Bekehret Euch oder ihr fahret zum Teufel!" sie aber erwiederten: „Sie wollen um der evangelischen Wahrheit willen sterben als gute Christen;" und als nun bereits die Flammen an ihnen emporleckten, sangen sie diesen Lobgesang wechselsweise und starben in freudigem Glauben den Märtyrertod.

(Luthers Werke. Jenaer Ausg. Thom. II. S. 252 f.)

Dasselbe that Joh. Heuglin, als er im J. 1527 zu Merseburg um der evangelischen Lehre willen verbrannt wurde und der Augustinermönch Flandrinus zu Corten im Bisthum Bar, als er im J. 1528 auf dem Scheiterhaufen stand, weil er aus dem Kloster gegangen war, um ehlich zu werden. Er betete dabei auch noch für seine Feinde. Um dieselbe Zeit wurde auch zu Tournay in Flandern ein Augustinermönch, Namens Heinrich, zu den Flammen verdammt, weil er seine Mönchskutte abgelegt, geheirathet und wider das Pabstthum gepredigt hatte. Man erklärte ihm, daß er sein Leben retten könne, wenn er nur aussagen wolle, daß das Weib, mit dem er sich hatte trauen lassen, seine Concubine sey. Er aber weigerte sich, seine Tage auf solche Art zu verlängern, stimmte das **Te Deum** an und gieng dem Scheiterhaufen freudig entgegen.

(Jos. Milner's Kirchengesch. übers. v. Mortimer. 5. Bd. 1828. S. 582.)

Joh. Fischer, Bischof zu Rochester in England, war beim König in Ungnade gefallen, weil er in die Verstoßung der Königin Catharina nicht willigen wollte, und sollte deßhalb enthauptet werden. Als er nun am 25. Jan. 1535 auf den Richtplatz geführt wurde, warf er, als er denselben von ferne sah, seinen Stab, daran er Alters halber gehen mußte, gar freudig von sich mit den Worten: „Ei wohl, ihr Füße, thut, was Euch zukommt; ist doch die Reise nunmehr auf Weniges vollendet", und darauf sang er dann mit aufgehobenen Händen: „Herr Gott, dich loben wir."

(Thom. Schmidt's Historica memorabilia. 1707.)

Als dem Hofprediger Dr. Joh. Reinhard Hedinger zu Stuttgart (Thl. I. 281) dieses Lied in Luthers Uebersetzung auf seinem Sterbebett vorgelesen wurde, blieb er betend bei den Worten im letzten Vers: „Auf dich hoffen wir, lieber Herr! in Schanden laß uns nimmermehr" stehen, und fuhr dann fort: „Hat sich ein Sokrates ge„freuet, daß er nach seinem Tode zu den alten Weltweisen kommen „werde, warum dann nicht vielmehr ein Christ, der da weiß, daß er „kommen soll zu der Menge vieler tausend Heiligen, zu den h. Erz„vätern, Propheten und Aposteln und zu den theuren Märtyrern und „Blutzeugen Jesu. O! wie freuet sich mein Geist, zu meinem Jesu zu „kommen. Ich werde zu den Vätern gehen!"

In Vers 3. waren die Worte: »tu ad liberandum — — virginis uterum« — „der Jungfrau Leib nicht hast — — — mensch-

lich Geschlecht" dem Abt Odilo zu Cluniac in Frankreich († 1048) so wichtig und werth, daß er sich, so oft er an diese Worte kam, aus demüthiger Dankbarkeit gegen die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen, auf die Erde niederstreckte.

(G. Wimmer. Thl. II.)

In der Kirchenordnung Carls XI., Königs von Schweden, vom J. 1687, ist verordnet, daß Alle ohne Unterschied aufzustehen haben, so oft dieses Lied in der Kirche gesungen werde.

Die **Melodie** zu diesem Lied ist die uralte, so treu, als möglich, nach dem Tonsatz aus Luthers Zeit wiedergegebene Weise. Der Gesang vertheilt sich unter zwei Chöre; der erste stellt ursprünglich den Gesang des Priesters am Altar vor, weßhalb er auch nur von Männerstimmen oder bloß von einer Stimme zu singen ist, der zweite stellt den Gesang der Gemeinde, oder des Chors von der Orgel her, vor. Dieser Choral ist der einzige Repräsentant der von Ambrosius aus der griechischen Kirche aufgenommenen Form des Wechselgesangs.

2. Nun danket alle Gott.

Das wahre volksthümliche deutsche **Te Deum**, das ein Alter „das ganze Chor der lobsingenden Kinder Gottes" nannte.

Der Verfasser ist der fromme Prediger Martin **Rinkart** (Thl. I. 141) zu Eilenburg in Sachsen, wo er von 1617—1649 im Segen wirkte und unter den Schrecknissen und Drangsalen des dreißigjährigen Kriegs ein Engel des Trostes für seine Gemeinde war. Er dichtete das Lied wahrscheinlich im J. 1644, als man dem Ende der Kriegsnoth schon freudig entgegensah.

Martyni Laguna besaß nämlich ein zum Druck eingerichtetes, im J. 1644 vollendetes, ziemlich starkes Manuscript in Quart von Rinkart's eigener Hand unter dem Titel: „Mathematischer Gedenkrink, darinnen der alt und neuen Welt siebenmal siebenfache Himmel= und Erden=circel den Hohen und Niedrigen in der Welt zum heiligen und heilwertigen Wunderbuche, den Gelehrten und Ungelehrten zum bequemen und angenehmen Stammbuche, dem gemeinen Bieder= und Jeder=mann zum täglichen und behaglichen Zuchtbuche und allen gottseligen Christen zur immerwährenden und nimmer fehlenden Lust= und Laß=tafel. In Kupfer zu setzen." Auf dem mit Gold verzierten Deckel stand die Jahrszahl 1644. Diesen astronomischen Circel hatte Rinkart mit zahlreichen deutschen und lateinischen Gedichten ausgestattet, und bei dem „Gesammt=Planetencircel" findet sich ein Neujahr=, Monate=, Wochen= und Tage=Segen vor, unter welchem dieses Lied mit allen drei Strophen sich befindet, so daß es falsch ist, den dritten Vers für einen spätern Zusatz zu erklären. In dem zu Gotha im J. 1646 herausgegebenen **Cantionale sacrum** befindet sich jedoch dieses Lied in folgender Fassung:

Nun danket alle Gott,
Der große Dinge thut
An allen Enden,
Der uns von Mutterleib
An lebendig erhält,
Und thut uns alles Guts
Allein aus lauter Gnaden.

Er geb' ein fröhlich Herz
Und immer Frieden
Zu unsern Zeiten,
Und daß sein Genade
Stets bei uns bleibe
Und, und erlöse uns,
So lange wir leb'n auf Erden.

Entweder ist nun dieß der erste Entwurf Rinkart's, den er dann später selbst umarbeitete, oder rührt dieser Text von einem andern Verfasser her und ist von Rinkart nur verbessert worden. Es ist die Versform der Alexandriner dabei gebraucht, welche durch Opitz und Weckherlin bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinein zu großem Ansehen erhoben worden war.

Das Lied weist deutlich auf den Friedensschluß des dreißigjährigen Kriegs hin, für den Rinkart um so herzlicher danken konnte, als er und seine Gemeinde schwere Drangsale während dieses Kriegs durchzumachen hatten (Thl. I. 141). Unter dem Bildniß Rinkarts in der Eilenburger Kirche findet sich nämlich die Ueberschrift:

Der Rinkart seinen Rink getrost und unverdrossen
Hat viermal siebenmal, doch gänzlich nicht beschlossen;
Bis er den Friedensschluß und diesen Chor besang,
Er sang und singet noch sein ewig Leben lang.
von Anno 1617 bis Anno 1650.

Auch liegt den zwei ersten Versen der Text Sirach 50, 24—26. zu Grund, über welchen die schwedischen Feldprediger am Neujahrstag 1649 bei der von der schwedischen Garnison veranstalteten Friedensfestfeier zu Leipzig predigten.

Bei welcher Veranlassung jedoch dieses weitverbreitete Lied zuerst gesungen wurde, ist unbekannt. Bei dem im ganzen sächsischen Lande am 22. Juli 1650 gefeierten Friedensdankfest, wozu in der churfürstlichen Verordnung auch die Lieder vorgeschrieben waren, wurde es nicht gesungen, wahrscheinlich, weil es noch nicht in öffentliche Gesangbücher aufgenommen war. In welcher Sammlung es zuerst vorkommt, ist gleichfalls unbekannt; jedoch findet es sich in dem Neu-Leipziger Gesangbuch von Gottfried Vopelius. Leipz. 1682 und im Dresdener Hausbuch vom J. 1694.

(M. Rinkart's Lebenslauf von Prof. Louis Plato. 1830.)

In Vers 3. ist die Lesart: „Als es anfänglich war" die richtige und ursprüngliche. Rinkart wollte nämlich, wie Martyni Laguna behauptet, damit das bekannte kirchliche: „Wie es war im Anfang, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen (sicut erat ab initio et nunc et semper et in secula seculorum. Amen)" ausdrücken. Die Lesarten: „Als er anfänglich war", oder: „Als der ursprünglich war", oder: „Als er ohne Ursprung war", oder: „Der unanfänglich war" stehen also im Widerspruch mit der Gedankenreihe des Dichters.

Dieses Lied nun ist zum ächten deutschen Volkslied worden; während das Te Deum für den künstlichen Chorgesang, ist dieses für den Gemeindegesang zum Hauptlied worden. Kein Lied ist auch so oft aus dem Munde des Volks als Weihgesang fast jeder bedeutenderen Festlichkeit erschollen und keines ertönt auch jetzt noch so oft bei Dank- und Freudenfesten in der Gemeinde und in der Familie, in der Kirche und im Hause, als dieses hochgefeierte Lied.

Vielen in Würtemberg steht es in gerührtem Andenken, mit welch festlichen, heiligen Gefühlen dieses Lied gesungen ward — am 28. Juli 1817 auf dem alten Schloßplatz zu Stuttgart, als nach der schweren theuren Zeit der erste Roggenwagen unter dem Geläute aller Glocken und unter dem Geleite von 1800 Schulkindern, mit Blumen bekränzt, von der Geistlichkeit und dem Stadtmagistrat vor versammeltem Volke begrüßt wurde, und am 28. Sept. 1841 auf dem neuen Schloßplatz, als König Wilhelm „der Vielgeliebte" zur Feier seiner fünfundzwanzigjährigen Regierung von seinem Volke in festlichem Schmuck begrüßt wurde.

Als Friedrich der Große am 5. Dez. 1757 in der Schlacht bei Leuthen einen glorreichen Sieg errungen hatte, brach er noch an demselben Abend nach Lissa auf mit einem kleinen Trupp Husaren. Sein ermüdetes Heer aber ließ er auf dem Schlachtfelde stehen. Hier sanken viele der braven, tapfern Kriegsleute von Hunger, Frost und Mattigkeit überwältigt, auf den feuchten Boden hin. Ringsum stöhnten Verwundete. Bei jedem Schritte stieß man auf Leichen. Die Dunkelheit der Nacht machte Alles noch schauerlicher. Da fieng auf einmal ein Soldat an, laut und langsam zu singen: „Nun danket alle Gott". Von denselben Gefühlen ergriffen, fielen die Spielleute mit den Instrumenten ein, und in einer Minute sang das ganze Heer das kräftige Loblied mit. Es war einer der feierlichsten Augenblicke. Mit neuem Muth belebt, verließen die frommen Streiter ihre Siegesgefilde und zogen noch an demselben Abend ihrem königlichen Führer nach (vgl. Nro. 13.).

(Becker's Weltgeschichte. 7. Aufl. 10. Thl. S. 294.)

Der ehrwürdige Bischof der Brüdergemeinde, A. G. Spangenberg (Thl. I. 382) ließ sich einst, schon reif zur Todessichel, als ein achtundachtzigjähriger Greis, da er vor körperlichen Leiden Tag und Nacht auf einem Stuhle sitzend zubringen mußte, im Aug. 1792 an einem schönen Morgen, wenige Wochen vor seinem Tode, auf seinem Stuhl auf das herrschaftliche Waizenfeld zu Berthelsdorf unter die Menge der Schnitter hinführen. Nachdem sie sich in einem Kreis um ihn aufgestellt hatten, hielt er eine herzliche Anrede an sie, erzählte ihnen, wie er ehedem in Nordamerika mit seinen Brüdern die Feldfrüchte unter frohem Jubelgesang eingesammelt habe und ermunterte sie sodann, Gott für den reichen Erntesegen zu danken und ihre Arbeit dabei tröstlich und getreu zu verrichten. Nach dieser Rede stimmte

er mit ihnen das Lied an: „Nun danket alle Gott“, ließ hierauf Speise und Trank unter sie vertheilen und ertheilte ihnen zuletzt seinen Segen, so daß sie sich der Thränen nicht enthalten konnten. Er aber kehrte, in seinem Gott vergnügt, in seine Krankenstube zurück, die er nun nicht mehr verlassen konnte und von der er bald zur himmlischen Erute abberufen ward.

(A. G. Spangenberg's Leben von Jerem. Risler. 1794. S. 511. §. 262.)

Selbst im Angesichte des Todes und Grabes wurde dieses Lied von glaubigen, gottergebenen Seelen angestimmt. So rief die Wittwe des Grafen Anton zu Leiningen-Westerburg, eine geborne Gräfin von Wittgenstein-Vallendar, als sie im J. 1745 von hohen und vornehmen Personen auf ihrem Sterbebett umgeben war und diese ihr freundliches Aussehen rühmten, mit froher Stimme aus: „Ich hab's Ursach, Gott thut große Dinge an uns Allen, ich aber bin zu schwach, lobet ihr und singet: „„Nun danket alle Gott.““ Als das geschehen war, schied sie mit Fried und Freud von dannen.

(Bündlein der Lebendigen von Christ. v. Bürkmann. 1748.)

Der russische Pastor Rosenstrauch zu Charkow erzählt in den „Erfahrungen eines evangelischen Seelsorgers an Sterbebetten“, wie am Grabe einer jungen Frau, die mit ihrem Manne in aller Gottesfurcht und Liebe zusammengelebt hatte und bald nach der Geburt ihres ersten Kindes starb, der trauernde Gatte ihn, den Pfarrer, gefragt habe: „Herr Pastor! dürfen wir: „„Nun danket alle Gott““ singen?“ „Ja wohl! habe er erwiedert und selbst das Lied angestimmt. Wer aus der Ferne uns gesehen und gehöret hat, mußte uns für glückliche, selige Menschen halten. So sterben, so trauern Glaubige. Die Seelen des Gatten und der Angehörigen waren angefüllt mit Dank, Lob und süßen Gefühlen über alle die Gnadenbeweise, die der Herr an dem Sterbebette dieser Frau erzeigt hatte.“

(Dorpat'sche evangelische Blätter. Jahrg. 1833.)

Benjamin Schulz, einer der ersten dänischen Missionäre in Ostindien, übersetzte dieses Danklied in den 1720er Jahren für die bekehrten Heiden in die malabarische Sprache.

Die **Melodie** c c c d d c, athmet ganz den Geist des Liedes, feurigen Dank und fromme Bitte. Aus dem frischen und heitern Fortschritt derselben leuchtet „ein allzeit fröhlich Herz und edler Friede“ hervor. In dem Gotha'schen Cantionale vom Jahr 1646 steht eine verwandte Melodie zu der oben schon angeführten, abweichenden Textfassung, mit dem Beisatz: **Melodia Lucae Maurentii.** Es ist dieß der Kapellmeister Marenzo, welcher zu Coccaglio in Brescia geboren, im Jahr 1581 Kapellmeister zu Rom wurde und dort am 22. August 1598 starb. Er hieß nur „der göttliche Componist.“ Die Vermuthung ist nun sehr wahrscheinlich, daß

Rinkart, der ein großer Kenner und Freund der Musik war, diese Melodie des Marenzo bei der seinigen zu Grund legte, und so überarbeitete, wie wir sie jetzt noch haben, und wie sie sich zuerst in dem Neu-Leipziger Gesangbuch von Vopelius vom J. 1682 findet. Die Urmelodie, welche in L. Plato's Lebensbeschreibung Rinkart's abgedruckt ist, steht in den »**Motetti a 4 voci. Lib. I. Stampati in Venetia per Mess. Vincenti alla Pigna. 1588.**« Die Melodie liegt dabei im Tenor.

(Hymnologische Forschungen von Dr. Mohnike. 1830.)

Fälschlich wird die Melodie von Einigen dem Th. Selle, von Andern dem J. Crüger zugeschrieben. In Würtemberg kommt sie zuerst im Anhang zum gr. Kirch.-G. von 1711 vor.

3. Lobe den Herren, den mächtigen.

Aus Joachim **Neander's**, reformirten Predigers zu Bremen (Thl. I. 207), „Glaub- und Liebesübung, aufgemuntert durch einfältige Bundeslieder und Dankpsalmen ꝛc. Bremen. 1679."

Dieses Lied war ein Lieblingslied des frommen Diakonus M. Joh. Christian Schlipalius an der h. Kreuzkirche zu Dresden vom J. 1741—1764. Er ist im J. 1719 geboren und steht durch seine Frömmigkeit und gottselige Schriften jetzt noch in Sachsen in gesegnetem Andenken.

Mit den Worten des V. 3.: „In wie viel Noth hat nicht der gnädige Gott über mir Flügel gebreitet" rühmet der vielen Würtembergern noch wohlbekannte Israel Hartmann, vieljähriger Lehrer am Waisenhaus zu Ludwigsburg, ein Sohn des Richters und Wirths Michael Hartmann zu Plieningen auf den Fildern, wo er am 26. Febr. 1725 geboren wurde, in seinem selbstverfaßten Lebenslauf die Treue Gottes, die er in seiner Kindheit und Knabenzeit zu erfahren hatte. Als sechsjähriges Kind fiel er ins Wasser und ward gerettet, als zehnjähriger Knabe ward er zweimal vom augenscheinlichen Wassertod in der Körsch bewahrt, und ein andermal fiel er, den Gott zu seinem Werkzeug auserlesen hatte, von einem hohen Baum ohne alle Verletzung.

(Basler Sammlungen für Liebhaber christl. Wahrheit. 1842. S. 25.)

Die **Melodie** g g d̄ h a g f e d e f g a g, voll kräftiger Frische, ist nicht von Neander, sondern eine Ueberarbeitung einer ältern, ursprünglich auf ein alterthümliches, heiliges Liebeslied gefertigten Melodie. Dieses Lied, ein Gespräch der Seele mit dem sich ihr entziehenden Christo, lautet:

„Hast du denn, Jesu, dein Angesicht gänzlich verborgen,
Daß ich die Stunden der Nächte muß wachen bis Morgen?
Wie hast du doch,
Süßester, können annoch
Bringen die traurigen Sorgen?"

Neander gibt in der ersten Ausgabe seiner Bundeslieder vom Jahr 1679—80 eine Ueberarbeitung dieser ältern Originalmelodie, indem er ausdrücklich auf jenes Lied verweist. Seiner Ueberarbeitung gleicht aber die jetzt gebräuchliche Melodie nicht. Eine zweite Ueberarbeitung gab G. C. Strattner in der fünften Ausgabe der Bundeslieder vom J. 1691, die er besorgte (Thl. I. 442), und aus dieser, mit der sie besonders im ersten Theil große Aehnlichkeit hat, hat sich wohl die jetzige Fassung der Melodie herausgebildet. Die Originalmelodie konnte bis jetzt noch nicht aufgefunden werden. In Würtemberg erscheint sie zuerst im Choralbuch von 1744.

4. O daß ich tausend Zungen hätte.

Dieses Lied hat Pfarrer Johann **Mentzer**, ein Oberlausitzer (Thl. I. 357), im J. 1704 gedichtet, nachdem ihm sein Haus abgebrannt war. Es steht in seinem „evangelischen Psalter von zehn Saiten", welcher im J. 1726 erschien.

(Historische Nachricht vom Brüdergesangbuch. 1835.)

Es wurde auch in das Freylinghausen'sche und in das Herrnhuter Brüdergesangbuch vom J. 1735 aufgenommen.

Vom Original fehlen ohne Schaden V. 2. u. 13.

Der fromme Diakonus Schlivalius zu Dresden (vgl. Nro. 3.), dessen liebstes Geschäft das Lob Gottes war, und der sich nicht satt genug freuen konnte auf das vollkommene Lob Gottes, wenn er einmal als Ueberwinder seine Krone vor dem Throne des Lammes niederlegen werde, rief den letzten Vers dieses Lieds auf der Kanzel unzähligemal aus, sagte auch den Seinigen fast täglich: „Kinder! gewöhnet euch doch an das herrliche Lob Gottes, das wird ja in der Ewigkeit einmal unsere vornehmste und liebste Verrichtung seyn. Ach! hier, hier muß noch der Anfang gemacht werden."

(Basler Sammlungen. 1819.)

Ein frommer, gottinniger Knabe von zehn Jahren, Namens Jonas Eilers zu Timmel in Ostfriesland (geb. 26. Sept. 1768), bekam, als er an der Auszehrung gebrechlich und elend auf dem Krankenlager seufzte, einen Besuch von seinem Seelsorger, Pfarrer Hagius. Den bat er, er möchte ihm doch das Lied vorlesen: „O daß ich tausend". Als der Seelsorger das that und zum dritten (zweiten) Vers kam, der anhebt: „Was schweigt ihr denn", fiel ihm der Knabe ein und rief: „O, wie erquickt mich das!" Auf die Frage des Hagius: „Verstehst du auch, mein lieber Jonas, was dieses Lied in sich hält?" erwiederte er: „Ach ja! so ist es in einer Seele, die Gott kennt und dessen Liebe im Herzen empfindet; darum verlanget mich so sehr nach ihm." Da nun gerade noch mehrere Hausfreunde da waren, sangen sie ihm noch ein paar Verse aus diesem schönen Loblied, wobei er sagte, er wolle, da er sehr matt sey, stille zuhören. Sie hatten aber

kaum erst einen Vers gesungen, so fieng der matte Jonas mit seiner schon halb erstarrten Zunge so munter an, mitzusingen, als wenn ihm gar nichts fehlte, und seine Stimme klang so lieblich, wie die eines Seraphs. Reine Himmelsfreude, tiefe Anbetung Gottes drückte sich unter dem Singen dieses Lieds auf seinem Angesichte aus, so daß sich's nicht beschreiben läßt, aber werth gewesen wäre, abgemalt zu werden. Nicht lange darauf verschied er.

(Basl. Samml. 1822. S. 264—286.)

Die **Melodie** c a c d c b a g f ist dem von A. W. Bach besorgten Berliner Choralbuch vom J. 1830 entnommen. Ihr Alter und Ursprung ist unbekannt.

5. Womit soll ich dich wohl loben.

Der einundneunzigste Psalm aus dem Psalter Davids, welchen vom J. 1697 an der Hof- und Assistenzrath L. A. **Gotter** zu Gotha in bekannte Melodeyen übersetzt hat (Thl. I. 249).

Vom Original ist ohne Schaden V. 8. ausgelassen (vgl. 281. im W. G. v. 1741). Freylinghausen nahm es in den ersten Theil seines Gesangbuchs auf.

Carl Heinrich v. Bogazky (Thl. I. 256), der für das Reich Gottes und zur Erbauung und Erweckung heilsbedürftiger Seelen viele Reisen machte, namentlich in Böhmen, und dabei auf manchen gefährlichen Wegen über Berge und Thäler und Flüsse und an tiefen Abgründen vorbei stets wohlbehalten kam, namentlich auch mehreremal, z. B. als er auf einem schmalen Steg über eine tiefe Schlucht zu Boden fiel, von augenscheinlicher Todesgefahr errettet wurde, bekennt, daß ihm gar oft auf diesen gefährlichen Reisen der zehnte Vers dieses Liedes eingefallen sey.

(Lebenslauf, von ihm selbst beschrieben. 1801. S. 118.)

Die Frau des Pfarrers Gottlieb David Rumpus in Lußheim am Rhein, Regina Margaretha, Tochter des Helfers Beringer zu Eßlingen (geb. 1688, † 1721), hatte, als sie endlich nach sechs Jahren Mutterfreude erleben durfte, eine so schwere Niederkunft, daß sie sammt dem Kinde in die äußerste Gefahr kam. Nachdem ihr aber Gott doch noch zur rechten Zeit und Stunde geholfen hatte, stimmte sie wunderbarlich gestärkt, gleich nach der Geburt ihres Söhnleins, dieses Lied mit ihrem Manne an, und blieb Gott so herzlich dankbar, daß sie es alle Wochen zur Stunde ihrer Niederkunft von Neuem wiederholte.

(Spiegel edler Pfarrfrauen von Burk. Stuttg. 1842.)

Dieses Lied gehörte auch unter die drei Lieblingslieder des Schlipalius (vgl. Nro. 3. u. 4.)

Es hat erst in neuerer Zeit eigene **Melodie** erhalten, und zwar eine von J. H. Knecht im J. 1797, g g h g h h $\bar{d}$ h, und

eine von Fr. Silcher im J. 1824 zu Tübingen componirt, h̄ g d̄ d̄ g c h h. Beide sind in das W. Ch. aufgenommen, die erste aus dem vom J. 1798, die zweite aus dem von 1825. Die Knecht'sche Melodie hat viel Volksthümliches, die Silcher'sche viel Klang und Kraft. Ehedem wurde dieses Lied nach der Melodie: „Alle Menschen müssen sterben" oder „Jesu, meines Lebens Leben", gesungen.

6. Herr, höre! Herr, erhöre!

Gedichtet von Benj. **Schmolke** im J. 1715 zu Schweidnitz, nachdem er das Jahr zuvor Oberpfarrer daselbst geworden war. Es steht in seiner Liedersammlung, die den Titel hat: Das in gebundnen Seufzern mit Gott verbundene andächtige Herz vor den Thron der Gnade geleget. Breslau. 1715", und hat daselbst die Ueberschrift: „Die Gott vorgetragene Nothdurft der Heiligen". (Thl. I. 399).

Zur Melodie vgl. Nro. 571.

7. Ach, bleib mit deiner Gnade.

Gedichtet von Dr. Josua **Stegmann**, Professor der Theologie auf der Universität Rinteln, und zum erstenmal gedruckt in dessen „erneuerten Herzensseufzern. Lüneburg. 1630—34" (Thl. I. 139).

Dieses Lied stand schon im kleinen W. Kirchengesangbuch des Herzogs Ludwig vom J. 1698 als Schlußlied mit der Ueberschrift: „Ein geistliches Lied über die Wort der zweien Jünger Luc. 24."

Der bekannte Stadtpfarrer M. Christian Gottlob Pregitzer zu Haiterbach, auf dem würtembergischen Schwarzwald, ließ es fast regelmäßig in den Betstunden singen, die er hinten in den 1790er Jahren, während der größten Kriegsnoth alle Morgen unter großem Zudrang Einheimischer und Auswärtiger hielt.

(Christenbote von Burk. 1831. S. 25.)

Zur **Melodie** vgl. Nro. 606. Dieses Lied hat auch seine eigene Weise c̄ h a g a f e von Hermann Fink, auch Pirnensem genannt, aus Pirna gebürtig und ums J. 1558 Musikus zu Wittenberg. Sie war in der zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Würtemberg gebräuchlich und findet sich in den Choralbüchern von 1744 und 1777.

8. So lang ich hier noch walle.

Aus Ph. Fr. **Hiller's** Schatzkästlein II. Thl. 1767. über die Worte: „Ich bin dein, hilf mir" in Psalm 119, 94. Hiller schickt dem Liede den Satz voran: „Wer eine Ansprache an Gott hat, „daß er sein eigen sey, und wo eine willige Uebergabe an Ihn ist, da „fehlt es nicht an einem zuversichtlichen Gebet, Er wolle und werde „helfen."

Es war ein Lieblingslied der ehrwürdigen, edlen Frau des im J. 1841 verstorbenen Dr. J. Fr. Bahnmaier, Dekans zu Kirch-

heim unter Teck (Thl. I. 626). Besonders in ihrer letzten Leidenszeit, wo sie gar häufig die Worte: „Herr, hilf mir, ich bin Dein", wiederholte, wurde es ihr gar trostreich und stärkend.

Die hiefür vorgezeichnete, zum erstenmal in einem W. Ch. erscheinende **Melodie**: Dieweil ich auferstehe" d g g a h c h h; ist eine Halle'sche Melodie, die sich im ersten Theil von Freylinghausen's geistreichem Gesangbuch befindet. Es liegt in ihr eine ganz besondere Lieblichkeit. Die erste Strophe des ursprünglichen Lieds, das ein Morgenlied ist, heißt:

„Dieweil ich auferstehe
In deinem Gnadenblick,
Ist's billig, daß ich gehe,
Von dir, Herr, nicht zurück."

10. Gott, deine Güte reicht so weit.

Das erste Lied aus **Gellert's** „geistlichen Oden und Liedern" vom J. 1757 mit dem Titel: „Bitten". Gellert singt in demselben aus innerster Ueberzeugung ganz so, wie er gedacht und gehandelt hat.

Zu Vers 2. Als der Churfürst von Sachsen in Anerkennung der Verdienste Gellert's ihm seinen geringen Gehalt, den er als außerordentlicher Professor zu Leipzig bezog, erhöhen lassen wollte, schrieb dieser, kaum nachdem er hievon Kenntniß erhalten hatte, an den Minister: „Das ist zu viel, mehr, als ich wünsche; wenn mich Gott nicht zu aller Arbeit unfähig werden läßt, so hab ich genug, und auch noch für Aermere, als ich bin, übrig." Selbst billige Vortheile, die er von seinen Schriften hätte haben können, verbat er sich großmüthig und war stets zufrieden mit seinen Umständen, und genügsam, wenn er nicht Noth litt.

So sprach er sich auch aus in seinen moralischen Vorlesungen. III. Abth. 15. Vorlesung. S. 364 ff.

Zu Vers 3. „Des guten Namens Eigenthum, laß mich nur nicht verlieren." — Gellert bemerkte es in seinem Tagebuch unter den Wohlthaten eines verflossenen Jahrs mit größtem Dank gegen Gott, wenn ein Jahr vorübergegangen war ohne Kränkung und Schändung seines Namens. Hatte er dieß zu dulden, so ward er davon tief verletzt, denn ein guter Name galt ihm als ein großes Gut. Vgl. moralische Vorlesungen III. Abth. 14. Vorlesung. bes. S. 350—352.

„Mein wahrer Ruhm sey meine Pflicht" — gerade so schildert ihn J. A. Cramer, indem er von ihm behauptet: „Das Gute, „was er that, wünschte er bloß aus Ueberzeugung, daß es gut wäre „und in der besten Absicht zu thun, und er fürchtete nichts ängstlicher, „als daß er seine Pflicht mehr nur aus Verlangen nach dem Scheine „erfüllt habe, als aus einer innern überwiegenden Empfindung seiner „Schuldigkeit."

Zur Melodie vgl. Nro. 26.

11. Sieh, hier bin ich, Ehrenkönig.

Aus Joach. **Neander's** Werk: „Glaub und Liebesübung rc. Bremen. 1679" mit der Ueberschrift: „Gott, mein Herz ist bereit, zu singen und zu loben Psalm 57, 8". Wahrscheinlich hat Neander dieses Lied gedichtet, als er, von seinen Neidern der Irrlehre angeklagt und seiner Rektorstelle an der reformirten Schule zu Düsseldorf entsetzt, sich brodlos in tiefen Nöthen im J. 1678 mehrere Monate in einer wilden Felsschlucht bei Mettmann am Rhein aufhielt (Thl. I. 206). Hiezu paßt mit seinem Doppelsinne der Ruf in V. 4, wie er im Original lautet: „In der Höhle, meine Seele, suchet dich, o Bräutigam!"

Schade, daß V. 4. und besonders V. 5. nicht in der ursprünglichen Fassung belassen wurden (vgl. Nro. 112. im W. G. von 1741); so tritt nun V. 4. mit seinem modernen Gewand störend mitten in den Fluß des köstlichen Lieds hinein.

Schon im J. 1723 ist es in die malabarische Sprache übersetzt worden.

Dieses Lied hat einst im Ochsenwirthshaus zu Holzgerlingen bei Böblingen, am nördlichen Rand des Schönbuchs, große Veränderung hervorgebracht. In den 1790er Jahren lebte auf dieser Wirthschaft ein Mann Namens Johann Conrad Binder, der seine Oekonomie und seinen Wirthsschank ins Große zu treiben verstand, also daß er von Jahr zu Jahr reicher wurde. Er kam dadurch ganz in den irdischen Sinn hinein und erlaubte sich allmählich Manches, was wider Recht und Gewissen lief. Vor der Welt aber, die es nicht so genau mit solchen Sachen nimmt, blieb er dabei doch ein ganz ehrbarer, allgemein respektirter Mann. Da ritt er eines Tages in seinen Wirthschaftsangelegenheiten nach Altdorf hinüber in Begleitung seines Bruders. Auf dem Heimweg kommt ihn plötzlich die Lust an, das Lied: „Sieh hier bin ich, Ehrenkönig" zu singen. Am vorigen Sonntag hatte er es in der Kirche mitgesungen. Er sang nun und sang, und unter solchem Singen wurde es ihm immer wehmüthiger und banger um das Herz, daß er sich gar nicht zu fassen wußte und mit seinem Pferde in schnellster Eile zu großer Verwunderung seines Bruders nach Hause eilte. Die Stunde des Heils hatte ihm geschlagen, da ers am wenigsten meinte. Zu Hause angelangt, entdeckt er einem vertrauten Freunde mit wenigen Worten, was er erlebt hatte, und bittet ihn, er möchte für ihn und mit ihm beten. Die Zwei beteten nun öfters mit einander, und so gelangte Binder unter fortwährender Arbeit des Geistes Gottes an seinem Herzen zu einer immer gründlicheren Erkenntniß seines Sündenverderbens und zu einem brünstigen Verlangen nach Gnade und Vergebung. Endlich siegte die Gnade so mächtig in ihm, daß er seine Wirthschaft schloß, mit seinen alten Zechbrüdern brach und ihnen ankündete, daß er sie nur dann noch ferner in seinem Hause sehen wolle, wenn sie sich entschließen, mit ihm Gott zu dienen und der Sünde zu entsagen. Diese Bekehrung des

reichen Weltmannes machte im Orte großes Aufsehen und brachte bei Vielen eine Erweckung hervor. Binder wurde nun für die ganze Umgegend ein Licht. Sein Haus, in dem früher fast alle Tänze, Hochzeiten und Zechgelage waren, wurde nun der Versammlungsort für die Privaterbauungsstunden. Der Herr aber wollte ihn durch Leiden schneller vollenden, als man hätte erwarten sollen. Auf einmal erkrankte der bis dahin ganz gesunde, erst in den vierziger Jahren stehende Mann an der Auszehrung, die ihn zwei Jahre lang auf ein schmerzliches Lager legte. Sein Krankenlager aber ward für Viele eine Stätte der Beschämung und des Segens. Er wußte von nichts zu rühmen, als von der Gnade und Barmherzigkeit des Herrn, der auch seiner sogar sich erbarmt habe. Kurz vor seinem Ende genoß er noch das h. Abendmahl, und zwar mit solcher Zerknirschung des Herzens, daß der Pfarrer, der es ihm gereicht hatte, bekannte, nie einen bußfertigern Communikanten in seiner vieljährigen Amtsführung getroffen zu haben. Endlich schied er im J. 1806 im frohen Glauben an seinen Heiland von hinnen. So war dieses Lied für den armenreichen Mann zur Lockstimme des guten Hirten worden.

(Christenbote. 1833. S. 88.)

Die Schlußzeilen des ersten Verses betete der Prälat Johann Fr. Hochstetter zu Denkendorf, der Verfasser des alten Würt. Betstundengebets (vgl. zu Nro. 605.), in seiner letzten Krankheit gar oft, wie er sich denn auch dieses Lied zuvor schon als Lieblingslied erwählet hatte. Er starb 6. April 1713.

(Christenbote. 1833. Nro. 5.)

Vers 2. betete Dor. Marg. v. Griesheim, Tochter des Sachsen-Zeiz'schen Geheimeraths Günther v. Griesheim, nachdem sie bei einem Aufenthalt in Halle durch eine Predigt A. H. Franke's erweckt worden war, so oft sie zur Kirche gieng, denn es war ihr herzlichster Wunsch, daß doch das Wort Gottes kräftig an ihrer Seele werden möchte.

(Franke's Leichenpredigten. 1723. S. 795—828.)

Möchten sich doch alle Kirchgänger diesen Vers empfohlen seyn lassen.

Der frommen Beata Sturm, genannt „die würtembergische Tabea" († 1730), gestand einmal ein wohlgeartetes Mädchen, ihr Herz habe noch ein heimliches Wohlgefallen an Putz und Staat und schönen Kleidern, deßhalb habe es neulich den letzten Vers des Lieds: „Sieh hier bin ich" in der Kirche nicht mitsingen können; sie habe sich gefürchtet, dabei Gott etwas vorzulügen.

(Spiegel edler Pfarrfrauen von Burk. 1842.)

Der Ursprung der **Melodie** g a h a g h e d c h ist nicht näher bekannt; dem weichen Klageton des Liedes ist sie ganz angemessen. Sie erscheint in W. erst mit dem Choralbuch von

1744. Im ersten Theil des Freyl. G. von 1704 findet sich die Urform (a a d d c d c b a f), durch deren Ueberarbeitung die jetzt gebräuchliche entstanden ist.

12. Herr Jesu, Gnadensonne.

Von Hof- und Assistenzrath **Gotter** in Gotha, in dessen Liedermanuscript vom J. 1733 Casp. Wezel dieses zuvor dem Dr. Joach. Lange zugeschriebene Lied gesehen hat. Freylinghausen nahm es in den ersten Theil seines Gesangbuchs auf. In dem W. G. von 1791 ward der Anfang umgemodelt in die Worte: „Mir leucht, o Gnadensonne", was dem Volke stets ein nicht geringer Anstoß war, als ob die Anrufung Jesu, als unseres Herrn, damit abgeschätzt wäre.

Die hiefür vorgezeichnete **Melodie**: „Herr Christ, der einig Gottes Sohn" — g g a h a g fis e ist vom J. 1524 und steht zuerst in dem Wittenberger Gesangbuch von 1526. Sie ist eine lebendige Verschmelzung der Klänge zweier Volkslieder: „Ich hört ein Fräulein klagen, fürwahr, ein weiblich Bild", und: „Ich stund an einem Morgen, heimlich an einem Ort"; doch ist sie eigentlich etwas Neues geworden und wird daher mit Recht zu den ursprünglichen geistlichen Melodien der frühesten Reformationszeit gezählt. In ihrer ursprünglichen Fassung trat auch der für die Volksmelodie bezeichnende rhythmische Wechsel auf das Entschiedenste hervor, welcher aber späterhin ganz abgestreift wurde. Irrig ist es, die Bildung dieser Melodie Selneccer zuzuschreiben, der erst 1532 geboren ist. Vielleicht ist sie von Andreas Knöpken (Cnophius), der ums J. 1530 Superintendent zu Stettin war und von Chyträus in seiner „Saxonia" auch der Dichter des Lieds genannt wird. Es ist aber wahrscheinlicher, daß es von Elisabetha Creutziger, der Ehefrau des Dr. und Prof. Caspar Creutziger zu Wittenberg, Luthers Gegenschwieger, gedichtet ist. Man erzählt von ihr, sie habe an geistlichen Liedern ein besonderes Gefallen gehabt, und als sie einmal geträumt, sie predige in der Kirche, habe ihr Gemahl, dem sie es sorgend erzählt, darauf geantwortet: „Wohl möge eines ihrer Lieder künftig einmal in andächtigem Gesang der Gemeinde Gottes predigen." Und so wäre es denn nun wirklich mit diesem also melodisch bekleideten Lied geschehen.

(Der evang. Kirchengesang von Carl v. Winterfeld. 1. Theil. 1843.)

Die erste Strophe dieses Lieds, das im Straßburger Gesangb. von 1560 unter dem Titel steht: „Das Lob und Betlied vom Werk Christi Jesu in uns", heißt so:

„Herr Christ, der einig Got's Son
Vaters in Ewigkeit.
Aus seinem Herz'n mitsprossen
Gleichwie geschrieben steht.
Er ist der Morgensterne
Sein glentze streckt er ferne
Für andern Sternen klar."
(Nro. 16. im W. G. von 1741.)

Andreas Hammerschmidt hat 1653 einen trefflich belebten, schön geschmückten Tonsatz nach Concertform zu dieser Melodie geliefert.

13. O Gott, du frommer Gott.

Johann Heermann, Prediger zu Köben (Thl. I. 124), der dieses Lied in seinen schwersten Leidensjahren von 1623—1634 dichtete, hat es seiner „Haus- und Herzmusik oder devoti musica cordis“ vom J. 1636 ursprünglich als „ein täglich Gebet“ angehänget. Gar manche Worte desselben hat er recht aus eigener Lebenserfahrung heraus gesungen; so z. B. den Seufzer „gesunden Leib gib mir“ (V. 3.), oder: „Soll ich auf dieser Welt — durch manchen sauern Tritt hindurch ins Alter bringen“, er war nämlich von so kränklicher Leibesbeschaffenheit, daß er sich Zeit seines Lebens keines einzigen gesunden Tages rühmen konnte, und hatte als ein durch Kriegsnöthen und Hauskreuz aller Art geprüfter Hiob gar viel durchzumachen; so ferner die Worte: „Find't sich Gefährlichkeit ꝛc.“ (V. 4.), denn in den schweren Angstzeiten des dreißigjährigen Kriegs, in die sein Leben fiel, schwebte er öfters in größter Todesgefahr; auch die Worte: „Dem Leib ein Räumlein gönn' bei frommer Christen Grab ꝛc.“ (V. 7.), denn schon nach fünfjährigem, glücklichem Ehestand starb ihm seine fromme, rechtschaffene Frau im J. 1617, was ihn so tief betrübte, daß sein Aussehen verfiel und er nicht anders glaubte, als daß er das große Leid nicht überstehen und bald an seiner Frau Seite ruhen werde.

Dieses Lied, das Schamelius in seinem Liedercommentar unter dem Titel: „Uebung des wahren Christenthums“ aufführt, enthält ganz nach der lieblichen Eintheilung des alten Würtembergischen Spruchbuchs, das in den vier ersten Ordnungen goldene Sprüche aufführt, die da lehren, 1) recht glauben; 2) christlich und gottselig leben; 3) geduldig leiden und 4) selig sterben, eine köstliche Anweisung zum wahren Christenthum, und ist so eigentlich das in kurze Reime gebrachte W. Spruchbuch mit seinen vier ersten Ordnungen. „Recht glauben“ lehrt V. 1. „gottselig leben“ V. 2. u. 3. „geduldig leiden“ V. 4. 5. 6. und „selig sterben“ V. 7. u. 8. In den Worten des Liedes ist auch der helle Wiederschein mancher köstlichen Bibelsprüche. Zu V. 1. vgl. Jak. 1, 17. Sir. 30, 14—16. 1 Tim. 1, 19. Zu V. 2. vgl. Pred. 9, 10. Zu V. 3. vgl. Matth. 12, 36. Zu V. 4. vgl. Psalm 27, 1. 1 Cor. 16, 13. Röm. 12, 20. 21. Zu V. 5. vgl. Röm. 12, 18. 1 Cor. 5, 11. Sprüchw. 10, 2. 16, 8. Zu V. 6. vgl. Psalm. 71, 9. Sprüchw. 16. 31. Zu V. 7. vgl. Apg. 7, 59. Zu V. 8. vgl. Joh. 5, 28. V. 9. ist eine von unbekannter Hand später angehängte Doxologie, die sich im W. gr. Kirch. G. von 1711 noch nicht vorfindet.

M. Johann Christoph Olearius wendet dieses Lied in seinem geistlichen Liederschatz (Thl. I. S. 123) auf das Evangelium am Sonntag Septuagesimä Matth. 19, 27. — 20, 16. an, und theilt darüber fol-

gende Disposition mit: „Der Arbeiter im geistlichen Weinberg. Dabei ist zu betrachten:

1) Der Hausvater, der uns berufen. Selbiger ist Gott (V. 1.), der a) fromm, b) reich, ein Brunnquell aller Gaben, und c) gnädig ist in Förderung alles Guten.

2) Die Arbeit im Weinberg. Solche muß verrichtet werden ungeachtet der Last und Hitze, und zwar: a) fleißig V. 2., b) nützlich V. 3., c) standhaft V. 4., d) behutsam V. 5. u. 6.

3) Der Arbeitslohn. Solcher wird erfolgen (V. 7. u. 8.): a) unfehlbar am Abend des Lebens und der Welt, b) erwünscht. Der Leib soll ruhen im Grab und einstens sammt der Seele an jenem Tage zur himmlischen Freude und der Auserwählten Hauf schön und verklärt eingeführt werden."

So hat dieses Lied auch einst ein Prediger seine „Priesterconcordanz, so man in Lehr und Leben nicht entbehren könne", genannt. Georg Westphal, der selige Pfarrer von Schwerin, hat sich aus diesem Liede täglich auf seine Amtsführung gestärket. (Seiffart's Del. mel. S. 91 rc.) Caspar Schade, der bekannte Eliasprediger zu Berlin und College Spener's an der Nikolaikirche (Thl. I. 198), fieng auf der Kanzel, auf der er stets in großer Demuth und voll Mitleid über die Menge von Namenchristen, die er vor sich hatte, stand, gewöhnlich mit dem Gebete: „Hilf, daß ich rede stets, womit ich kann bestehen" rc. (V. 3.) seine Predigt an (Basl. Samml. 1837. S. 138). — Auch der Hofprediger Dr. Hedinger zu Stuttgart (Thl. I. 281) brauchte V. 3. in seiner denkwürdigen, mit großer Kraft und Freimuth am 13. Aug. 1699 in der Hofkirche zu Stuttgart über Jerem. 17, 16. abgelegten Antrittspredigt beim Schlußgebet am Ende der Predigt. Nachdem er nämlich in einem besondern Theil ausgeführt hatte, „wie von einem Prediger, der mit vollem Segen des Evangelii in seiner Gemeinde wirken wolle, ein in Gott gestärkter, unerschrockener und unverdrossener Muth erfordert werde, den er auch als Zeuge wider die Sünde sich bewahren müsse," und nachdem er sich noch von seinen Zuhörern besonders ausgebeten hatte, was Ebr. 13, 22. steht, so machte er den Schluß mit dem Gebet: „Gib Allen, die mich hören, mächtiglich zu erkennen, ich rede nicht aus „mir selbst, sondern aus deiner Kraft und in deinem Trieb, und zu „merken, daß ein Prophet des Herrn unter ihnen gewesen sey,

„„„Hilf, daß ich rede stets
— — — — — —
Und Nachdruck ohn' Verdruß"" —

„bis die fröhliche Zeit kommen wird, da du durch einen seligen Tod „mich erlösen und durch den Richter alles Fleisches als dein Kind „aufs Freundlichste begrüßen wirst: „„Ei, du frommer und getreuer „Knecht — — Herrn Freude"" Amen. Amen!" — Der ehrwürdige Albrecht Bengel (Thl. I. 289) brauchte diesen Vers bei seiner Ab-

schiedspredigt zu Herbrechtingen, die er am 19. Oktober 1749 hielt, und wobei sein Thema „der himmlische Beruf" war, als Schlußgebet am Ende der Predigt; statt „ohn' Verdruß" am Ende des Verses sagte er „zum Beschluß!"

Dieses Lied war auch eines Staatsmann's tägliche Morgenandacht und Gebet. Veit Ludwig v. Seckendorf, der fromme und weitberühmte christliche Staatsmann, von der Seckendorf'schen Linie „Gut-Ende", welcher die Historia Lutheranismi ums Jahr 1680 schrieb, brauchte es so.

(G. Wimmer's Liedererklärung. Thl. II.)

Selbst als Schlachtgesang wurde es gebraucht. „Mit Vergnügen erinnere ich mich", so schreibt nämlich der preußische General, Graf von der Golz in Itzehoe, an einen Freund, „wie am Morgen der Schlacht bei Lissa die Bursche des Regiments, bei dem ich stand, das Lied: „„O Gott, du frommer Gott"" anstimmten und die ganzen Colonnen es wiederholten. Die Armee erfocht einen großen Sieg und kaum war der letzte Kanonenschuß gethan, so wurde vom linken Flügel herauf gesungen: „„Nun danket alle Gott"". Herrlich und schön war das, und dem Könige selbst, Friedrich dem Großen, entfuhren bei dieser Gelegenheit die Worte: „„Mein Gott! welche Kraft hat die Religion!""
(Joh. Casp. Velthusen's „christliches Trostbuch in Kriegszeiten. 1795.") Theodor Abbt sagt daher (in seinem „verdienstreichen Berlin. 1768." S. 257): „Das erbauliche Lied, welches das preußische Heer damals „auf dem Wege zum Angriff bei Lissa sang, war zehn Heldengedichte „und auch ebenso viele Bataillons werth." Und Harleß fügt hinzu: „So zogen damals im siebenjährigen Krieg die alten Preußen mit diesem Gesang gegen die viermal stärkern Oestreicher in die Schlacht und retteten König und Reich, während die Enkel dieser Helden, der Bibel und den frommen Liedern entfremdet, mit Kotzebue'scher Ritterlichkeit und mit Theater- und Romanentugend aufgefüttert, im Jahr 1806 Vaterland und König dem Feinde Preis gaben."

(Zeitschrift für Protest. und Kirche. III. Bd. 1. Heft. 1842. S. 51.)

Fast alle einzelnen Verse dieses Liedes haben ihre denkwürdige Geschichte.

Die Worte des 3. Verses ließ sich ein Kaufmann zu Breslau statt des Glases in seinen Taschenspiegel verzeichnen, um sich die Untugend abzugewöhnen, daß er gern immer übel von andern Leuten redete. Täglich trug er nun diese Worte in seinem Taschenspiegel mit sich herum und schweigte damit seine Zunge.

(Seiffart's del. mel. S. 91 ꝛc.)

Den 3. und 4. Vers betete Israel Hartmann, der gesegnete Lehrer am Waisenhaus zu Ludwigsburg (vgl. Nro. 3.), als er noch Schulprovisor zu Plieningen auf den Fildern war und im Frühjahr 1743 vor dem Special Fischer, der die Kirchenvisitation hielt,

beim Durchgang zu erscheinen hatte, vor der Thüre des Visitators. Er wußte nämlich, daß ihn seine Feinde, die er sich wegen seines großen Eifers und Ernsts, womit er die Kinder unterrichtete, zugezogen hatte, hart verklaget haben. Nachdem er nun so Gott zuvor angerufen, trat er getrost vor den Visitator, und siehe! dieser empfieng ihn aufs Freundlichste und sprach zu ihm: „Ich wünschte, daß aller Orten in meiner Diöcese solche Klagen geführt würden."

(Basl. Samml. 1842. „Hartmann's eigenhändiger Lebenslauf." S. 51.)

Mit dem 5. Vers hat der braunschweig-lüneburg'sche Geheimerath Friedrich Schenk von Winterstätt zu Zell († 1659) sein Herz fleißig und allezeit gegen das falsche Geschenknehmen verwahrt, wozu er von vielen Leuten, die ihre Sachen durch ihn gerne gefördert gesehen hätten, gar häufig versucht wurde.

(Dr. Gözen's ergötzte Schrift- und Liederfreunde. S. 20 rc.)

Den 6. Vers pflegte sich Pfarrer Hellwig zu Leubingen in seinem angehenden Alter beim Aufstehen und Niederlegen stets zuzusprechen, wozu er noch Davids Worte sprach: „Verwirf mich nicht in meinem Alter rc." Psalm 71, 9.

(Seiffart's del. mel. S. 131.)

Den 8. Vers hörte einst die Frau des Dr. Johann Salomo Semler, Professors der Theologie zu Halle, Christina Magd. Philippina, geb. Döbner, im Febr. 1771 im Schlafe von einer gar lieblichen Stimme singen, darüber erwachte sie, und ehe drei Wochen vergiengen, hörte sie denselben Vers noch einmal singen. Das bestärkte in ihrer Seele die Vorstellung, daß sie diese Welt bald verlassen würde, und erweckte sie so sehr zur Sterbensbereitschaft, daß sie sich ihr Sterbekleid zurecht machen und dasselbe von Zeit zu Zeit zeigen ließ, wobei sie jedesmal diesen Vers betete. Wirklich starb sie auch in selbigem Jahre noch — mit dem Tod recht wohl vertraut. So erzählt Semler den Hergang selbst.

(Spiegel edler Pfarrfrauen v. Burk. 1842.)

Ueber dieses Lied ist ein besonderes Buch geschrieben worden von M. Christian Fr. Hilscher unter dem Titel: »**Hymnus Heermannianus: O Gott, du frommer Gott rythmis latinis expressus, brevi commentariolo illustratus. Chemnizii. 1710.**«

Die **Melodie**, eine eigentliche Stammmelodie (f g a d̄ c h a) ist wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts entstanden; ihr Urheber ist unbekannt. Sie ist in W. seit der Ausgabe des gr. Kirchen-G. von 1711 gebräuchlich. Heermann selbst fertigte eine Melodie zu seinem Liede, deren Anfang lautet: a c̄ h a a gis. Es gibt auch eine sogenannte schlesische Melodie zu diesem Lied: h h ā d̄ d̄ c̄ und Johann Friedrich Doles, Musikdirektor zu Leipzig, hat im J. 1760 eine weitere Melodie dazu componirt, deren Anfang lautet: c̄ a f c̄ c̄ d̄. In Knecht's Choralbuch findet sich auch eine sächsische Melodie (XCVIII.), vgl. auch zu Nro. 20.

14. Herr, von unendlichem Erbarmen.

Aus Ph. Fr. Hiller's „Paradiesgärtlein geistlicher Gebeter in Liedern. Nürnb. 1729—1731", gedichtet über das Gebet in Arndt's Paradiesgärtlein Class. II. Nro. VI.: „Danksagung für die ewige Gnadenwahl in Christo."

Vom Original fehlt V. 11. schon im W. G. von 1741, wo dieses Hiller'sche Lied sich bereits findet. Zu beklagen ist jedoch die Auslassung des siebenten Originalverses:

> Und fechten Satan, Welt und Lüste
> Mich in dem bösen Stündlein an,
> Gib, daß ich mit dem Schwert mich rüste,
> Des Satans Pfeile dämpfen kann.
> Doch, weil ich schwach, so lasse du
> Kein allzustark Versuchen zu.

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Mein Jesus lebt, was soll ich sterben" a cis h a h gis a h cis h a auf B. Schmolke's Osterlied:

> „Mein Jesus lebt, was soll ich sterben?
> Hier steht mein Haupt und triumphirt.
> So muß ich ja das Leben erben,
> Weil Noth und Tod die Macht verliert.
> Weg Traurigkeit! Vergnügung her;
> Mein Jesus lebt; das Grab ist leer!"

ist aus dem unter Halle'schem Einfluß bearbeiteten Choralbuch Chr. Fr. Witte's, Kapellmeisters zu Gotha, vom J. 1715. Sie stand schon im W. Ch. von 1828 und hatte sich seit 1749 besonders in Augsburg eingebürgert.

15. Nicht um ein flüchtig Gut der Zeit.

Aus der zweiten und letzten Sammlung von „C. F. Neander's geistlichen Liedern. Riga. 1774", wo es als „Pfingstlied" steht. Es ist eine Verstümmelung eines trefflichen Lieds von Ph. Fr. Hiller, das A. Knapp in seinen „Christenliedern" (Nro. 107.) mit 17 Versen mittheilt und das sich in Hiller's „Paradiesgärtlein geistreicher Gebeter in Liedern" mit 45 Versen findet. Es beginnt mit folgenden Versen:

1. Ach Gott! der du im Himmel bist; Der Alles schaffen kann, Und nichts, als lauter Liebe ist, Nimm meine Klagen an.	2. Ich beichte meines Herzens Sinn, Nach dem ich von Natur Ungeistlich und unheilig bin; Ich will das Böse nur.

> 3. Ich hatte Fleisch und Blut zu lieb,
> Ich folgte, wie du weißt,
> Vielmehr des bösen Geistes Trieb,
> Als deinem guten Geist.

Nun folgt nach drei weitern Versen, die von diesem guten Geist, dem Geist Christi, handeln, der siebente Vers, welchen Neander an die Spitze seiner Ueberarbeitung stellt:

Ach gib mir diesen guten Geist,
Den mir dein lieber Sohn,
Der Amen ist, so theu'r verheißt
Von seines Vaters Thron.

Die weitern von Neander benützten Verse sind folgende:

V. 15. Die Weisheit, die von oben ist,
Die flöße er mir ein:
Dir, höchstes Gut! in Jesu Christ
Recht zugethan zu seyn. (V. 2.)

V. 16. Dich fürchten, heißet Herrlichkeit,
Er reiß mich von der Welt,
Daß meine Seele nichts erfreut,
Als was dir wohlgefällt.

V. 17. Er mache mich recht stark im Herrn
Und seiner Stärke Macht,
Daß ich die Teufel zwingen lern,
Und Welt und Furcht veracht. (V. 3.)

V. 18. Er mache mir ein gutes Herz,
Versiegle deine Huld,
So trag ich Elend, Kreuz und Schmerz
Mit freudiger Geduld. (V. 6.)

V. 19. Dein Geist der Wahrheit leite mich
Zu aller Wahrheit an;
Dein Geist des Trosts beweise sich,
Wie er erquicken kann.

V. 20. Dein Geist, der Leib und Seel' erfreut,
Nehm meinen Kummer hin,
Dein Geist, der unsern Geist erneut,
Erneure meinen Sinn. (V. 5.)

V. 21. Drück mir dieß Zeugniß meiner Tauf',
Dieß Glaubenssiegel ein,
So leb und sterbe ich darauf:
Du wollst mir gnädig seyn. (V. 4.)

Die hiefür vorgezeichnete **Melodie**: „Wie selig bin, wenn mein Geist" ist von Knecht im J. 1795 componirt und aus dessen W. Ch. vom J. 1798 genommen. Das Lied, dessen Stamm=melodie sie ist, steht als Nro. 427. im W. G. von 1791 und ist von J. A. Cramer gedichtet.

16. Herr Jesu Christ, dich zu uns wend'.

Herzog **Wilhelm II. von Sachsen-Weimar**, einer der tapfersten evangelischen Glaubens= und Kriegshelden im dreißigjährigen Krieg (Thl. I. 165), dichtete dieses Lied während jenes Kriegs, nachdem er durch den Anblick eines Bildes, das den gekreuzigten Heiland darstellte, tief gerührt worden war.
(Schamelius.)

Es kommt zuerst gedruckt vor in J. Niedling's Handbüchlein vom J. 1638 und wurde im J. 1678 durch ein besonderes Mandat des Churfürsten Johann Georg II. in den gesammten chursächsischen Landen zum „Kanzellied der Amtspredigten an allen Sonn= und kleinern Festtagen" bestimmt. Zuerst wurde es so gesungen am vierten Bußtag des J. 1678. Es wurde daher vor Alters fast überall unmittelbar vor der Predigt gebraucht. So ist es auch in dem Gottesdienstformular der Stuttgarter Hofkirche, welches am 13. Juni 1714 zur Nachachtung fürs ganze Würtemberger Land publicirt worden ist, angeordnet. Neben diesem Lied wurde zu genanntem Zweck meist auch: „Liebster Jesu" oder: „Nun bitten wir den h. Geist" gebraucht.

Die **Melodie** g a h c d c h a h cis d, von der Manche behaupten, sie stamme von Joh. Huß ab und sey ursprünglich auf das alte Lied: „Herr Jesu, send' uns" gefertigt, steht erstmals in der zweiten Ausgabe des Gothaer Cantionals vom J. 1651 mit der Ueberschrift: „Vor der Predigt zu singen". Ihr rhythmischer Wechsel, der jetzt verwischt ist, findet sich noch im W. Gb. von 1721.

17. Ach Gott, gedenke mein.

Dieses Lied des sonst nicht näher bekannten Albrecht **Adam** ums J. 1700 war das Labsal einer Sterbenden. Die Frau des Augsburgischen Patriziers Joh. Christian v. Rauner, Sybilla Barbara, geb. Amman, ließ es sich auf ihrem Kranken- und Sterbebett täglich und stündlich vorlesen und vorsingen. Sie starb im Nov. 1728.
(Pregizer's gottgeh. Poesien.)

Im alten Eßlinger Gesangbuch von 1767 steht das Lied mit der Ueberschrift: „Von glaubiger Zufriedenheit mit allem Willen Gottes (Col. 4, 12.)".

Vom Original fehlt V. 9. mit Recht (s. Nro. 96. im W. G. von 1741).

Zur Melodie s. Nro. 20.

18. Nach dir, o Gott, verlanget mich.

Von Herzog **Anton Ulrich von Braunschweig** gedichtet und aus dessen „christfürstlichem Davids-Harpfenspiel zum Fürbild himmelflammender Andacht. Nürnb. 1677" genommen, wo derselbe in der Vorrede vor Allem empfiehlt „das Gespräch des Herzens mit Gott, als das Licht der Seele, gleich wie die erschaffene Sonne den Leib erleuchtet" (Thl. I. 169).

Der ehemalige Geheimerath und Consistorialpräsident zu Stuttgart, A. H. W., sah auf seinem Sterbebett am 8. Febr. 1783 einen großen und starken Glanz und befahl, man solle alle Umhänge vorziehen, er könne diesen Glanz nicht ertragen. Eine Weile darnach, nachdem er ganz entzückt mit starren Augen nach oben gesehen, rief er auf einmal mit freudiger Stimme aus: „Viktoria! Gloria! der Sieg ist da! Jetzt habe ich meinen Heiland im Glauben und im Schauen." Darauf befahl er, man solle ihm das Lied: „Nach dir, o Gott" vorbeten, das er dann mit großer Andacht in der Stille nachbetete. Bald darauf gieng er mit einem freundlichen „gute Nacht" an die Seinen heim.
(Basler Sammlungen. 1832. S. 376 f.)

Zur Melodie vgl. Nro. 610.

19. Herr, habe Acht auf mich.

Ist entschieden nicht von dem Stiftsprediger **M. Joh. Christian Storr** zu Stuttgart, dem es in den neuern Abdrücken des W. G.

zugeschrieben wird. Es steht nur in dessen „christlichem Hausbuch" vom J. 1757, wo es einem Donnerstagsgebet Storr's: „Herr, habe selbst auf mich Acht" angehängt ist. Es steht schon in den Cöthnischen Liedern mit der Ueberschrift: Jer. 18, 19.

Vom Original fehlt V. 6. 8. 9. 11. 14. 15. Davon sind beachtenswerth:

V. 6. Herr, habe Acht auf mich!
Das Erbgift reget sich
In manchen Lüsten,
Es trachtet Leib und Seel',
O mein Immanuel,
Mir zu verwüsten.

V. 14. Herr, habe Acht auf mich!
Dein Herz ja brüderlich
Stets an mich denket:
Dich hat ja die Brudernoth
In Jammer, Angst und Noth,
Ins Grab versenket.

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Mein Jesu, der du mich" (a f d b b a) ist aus dem ersten Theil des Freyl. G. In W. findet sie sich zuerst im Anhang zum Gb. von 1744.

Die erste Strophe des Grundliedes heißt:

Mein Jesu, der du mich
Zum Lustspiel ewiglich
Dir hast erwählet,
Sieh, wie dein Eigenthum
Des großen Bräut'gams Ruhm
So gern erzählet.

20. Ach Gott, verlaß mich nicht.

Aus des Consistorialsekretärs Salomon **Frank** zu Weimar „geistlichen und weltlichen Poesien. 2. Thl. Jena. 1716" (Thl. I. 395.)

Schamelius hat diesem Lied in seinem Liedercommentar die schöne Ueberschrift gegeben: „Gott-gelassen, unverlassen".

Die **Melodie** e a gis a h c ist ursprünglich auf das Lied: „O Gott, du frommer Gott" gemacht und schon ums Jahr 1648 bekannt.

Im Hohenlohe'schen nicht bloß, sondern auch in Würt. war sie seither schon gebräuchlich und steht in den alten W. Gb. von 1711, 1721, 1744 neben der gewöhnlichen Melodie: „O Gott, du frommer Gott".

21. Urquell aller Seligkeiten.

Es ist eine schon für das W. G. von 1791 gefertigte Ueberarbeitung des schönen Gebetsliedes, das **Schubart** während seiner Gefangenschaft auf Hohenasperg zwischen 1780 und 1784 dichtete, nachdem er von seinem eitlen Weltsinn zum Herrn sich bekehrt hatte (Thl. I. 528). Ergreifend ist es, ihn in solch harter Bedrängniß V. 8—12. in stillem, geduldigem Harren Gottes Willen sich fügen zu sehen, nachdem er zuvor wie ein Verzweifelnder sich geberdet hatte; rührend ist es, ihn in V. 5. um Feindesliebe bitten zu hören, wenn man erwägt, wie er, indem er also betet, durch seinen Landesfürsten, Herzog Carl Eugen, der ihm persönlich feind war, schon eine lange Reihe

von Jahren hart gefangen gehalten ist, ohne je verhört oder über den Grund solcher tyrannischen Behandlung belehrt worden zu seyn.

Das Original, das im zweiten Buch der „geistlichen Lieder" Schubart's mit der einfachen Ueberschrift: „Bitte" steht, ist ungleich schöner und werth, hier vollständig aufgeführt zu werden:

1. Urquell aller Seligkeiten,
Die in Strömen sich verbreiten
Durch der Schöpfungen Gebiet,
Vater! hör mein flehend Lied.
2. Nicht um Güter dieser Erde,
Des erhabnern Geist's Beschwerde,
Um den Goldstaub, der verweht,
Nicht um Ehre, die vergeht:
3. Nicht um Blasen, Kinderpuppen,
Um die Schlang, mit goldnen Schuppen,
Um die Weltlust komm ich nicht,
Vater! vor dein Angesicht.
4. Nicht um frische Lebensfluthen,
Sie in Thränen wegzubluten,
Nicht um längres Leben fleht
Dich mein klagendes Gebet.
5. Nicht nach Freiheit will ich schreien,
Engel würden mir's verzeihen,
Wenn ich mit gebognem Kniee
Immer „Freiheit! Freiheit!" schrie.
6. Weg mit Gütern dieser Erde!
Güter von dem höchsten Werthe,
Die der Himmel selber preist,
Solche Güter sucht mein Geist.
7. Schätze, welche nie verstäuben,
Tugenden, die ewig bleiben,
Thaten, eines Christen werth,
Sind es, die mein Herz begehrt.
8. Geber aller guten &c. (wie V. 4.)
9. Lieb aus deinem &c. (wie V. 5.)
10. Hoffnung, die mit &c. (wie V. 6.)
11. Hohen Muth im Kampf des Christen
Mit des Erdenstaubes Lüsten,
Sieg dem Geist, und wenn er siegt,
Demuth, die im Staub sich schmiegt.
12. Duldung alle Lebensplagen &c. (wie V. 8.)
13. Und dann Christenmuth im Sterben,
Wann die Lippen sich entfärben,
Einen Seufzer noch zu dir:
„Jesu nimm den Geist von mir."
14. Willst du Herr, von meinem Leben,
Diese Seligkeit mir geben,
So wird meine Kerkernacht
Mir zum Paradies gemacht.
15. Immer will ich beten, ringen,
In den Banden danken, singen,
Harren, bis es dir gefällt,
Mich zu holen aus der Welt.
16. Seele, gib dich nun &c. (wie V. 12.)

Die **Melodie**, eine neue Stammmelodie, ist von Fr. Silcher, Musikdirektor in Tübingen, für das W. Ch. von 1828 componirt. Besonders schön ist an dieser lieblichen Weise neben dem frischen, freudigen Anfang die Modulation in G Dur am Ende der dritten Zeile.

22. Der du das Loos von meinen Tagen.

Recht aus der innersten Erfahrung und in vollem Herzensdrang sang dieses schöne Glaubenslied Joh. Samuel **Patzke**, Prediger an der h. Geistkirche zu Magdeburg ums J. 1750; er durfte es nämlich in seinem eigenen Lebensgang reichlich erfahren, wie Gott den Seinen aus des Lebens Bitterkeiten das rechte Glück bereitet (V. 4.) (vgl. Thl. I. 482).

Gar bedeutungsvoll erklang dieses Lied am 29. Juli 1846 zu Kirchberg an der Jaxt am fünfzigjährigen Amtsjubiläum des würdigen Schullehrers, Präceptors Beuerlein daselbst, dessen Lieblingslied es stets gewesen war (Thl. I. 601).

Die **Melodie** es b b es b c b as g f es ist von Franz Voll.

rath **Buttstett**, Organisten bei St. Jakob zu Rothenburg an der Tauber, im J. 1781 gefertigt worden. Die Veranlassung dazu ist von Palmer im „Süddeutschen Schulboten. 1846." Nro. 6. S. 45 nach einer Nachricht des Pfarrer Hegler in Großingersheim, früher in Brettheim, folgendermaßen berichtet: „Buttstett war einst in Brettheim bei einem ihm befreundeten, weit umher bekannten Wirth von christlicher Gesinnung, Namens Leipold, auf Besuch. Es war eben das von Uz und Junkheim bearbeitete Ansbach'sche Gesangbuch erschienen, und das in demselben enthaltene Lied von Gellert: „Was sorgst du ängstlich für dein Leben" (W. G. vom J. 1791, Nro. 320.) hatte auch Leipold innerlich sehr angesprochen. Er hätte nun nach der dort bestehenden Sitte, selbst ausgewählte Lieder unter Spendung milder Gaben für wohlthätige Zwecke in den Betstunden singen zu lassen, dieses Lied gern für eine Betstunde aufgeben mögen, hatte aber keine Melodie dazu. Daher bat er seinen Gast, der als tüchtiger Tonmeister rühmlichst bekannt war, ihm eine solche zu machen. Dieser entsprach dem Wunsche, und so verbreitete sich die Melodie, die schon seit längerer Zeit im bairischen Choralbuch steht.

Das Lied hat im Hohenloher Gesangbuch die Ueberschrift: „Alles nach Gottes Willen."

24. Ach, Gott des Himmels! lasse mir.

Aus Ph. Fr. **Hiller's** „Paradiesgärtlein geistlicher Gebete in Liedern. Nürnb. 1729—1731", und zwar aus der in demselben enthaltenen „Auslegung des Vaterunsers in neun Liedern", wo es die Ueberschrift hat: „Die vierte Bitte: Unser täglich Brod gib uns heute." Einige eigenthümliche Züge des Originals sind verwischt z. B. V. 1.: „Mäßlein Brod" statt „täglich Brod." V. 2.: „Gib uns viel Furcht" statt „gib Mäßigkeit"; V. 6.: Laß Alles einig leben" statt „auf allen unsern Wegen; V. 7.: „Feuermauer" statt „festen Mauer."

Die hiefür vorgezeichnete **Melodie**: „Mein's Herzens Jesu", **f b $\bar{c}$ $\bar{d}$ g $\bar{c}$ $\bar{c}$ b a**, ist eine der bekanntesten. Es ist keine Stammmelodie auf das h. Liebeslied: „Mein's Herzens Jesu, meine Lust" (Nro. 180. im W. G. von 1741), welches von dem Professor der Theologie, Johann Christian Lange in Gießen, der erst 1669 geboren wurde, gedichtet ist und mit dieser ihm vorgedruckten Melodie im ersten Theil des Freyl. G. steht. Sie ist vielmehr nach J. C. Häußer ursprünglich auf den 124. Psalm: „Wo Gott, der Herr, nicht bei uns hält", dessen Verfasser Justus Jonas ist (Nro. 266. im W. G. von 1741), von Johann Jeep, aus Braunschweig, der im J. 1607 „geistliche Psalmen und Kirchengesäng" herausgab (Thl. I. 116), gefertigt. Im W. Ch. wird sie dem Peter Sohr, der im J. 1668 eine neue Ausgabe von Crüger's praxis pietatis melica zum Theil



mit eigenen Melodien besorgte, zugeschrieben. Winterfeld versichert aber, er habe keine der Sohr'schen Melodien mehr in den Choralbüchern des neunzehnten Jahrhunderts angetroffen. In W. erscheint diese Mel. zuerst im Ch. von 1744 als Nro. 96.; die von 1711 und 1721 verweisen auf: „Aus tiefer Noth", und das von 1777 läßt sie wieder weg und verweist auf: „Allein Gott in der Höh." Erst Knecht nimmt sie wieder auf.

26. Herr, wie du willt, so schick's mit mir.

Von Dr. Caspar Bienemann (Melissander), als er noch Hofmeister und Erzieher der Kinder des Herzogs Johann Wilhelm von Sachsen-Weimar war, im J. 1574 bei herannahender Seuche gedichtet (Thl. I. 101). Es stimmt gar gut mit seinem Wahlspruch: „mortuus, en vivo — ich bin getödtet, und siehe, ich lebe", zusammen. Seine Schülerin, die Prinzessin Maria (geb. 1571, † als Aebtissin zu Quedlinburg in Halle auf einer Reise nach Dresden), lernte dieses Lied als Gebet von ihrem Lehrer in ihrer zartesten Kindheit und erwählte sich später aus Liebe dazu die ersten Worte: „Herr, wie du willt" (H. W. D. W.) zu ihrem Wahlspruch, den sie in Stammbücher einschrieb und auf Münzen prägen ließ. Gedruckt wurde das Lied zum erstenmal im J. 1589. „Ein schön Betlied" — wie es im W. gr. Kirch.-G. von 1711 betitelt ist. Der oft erwähnte Hymnologe, Diakonus Casp. Wezel, brauchte es auch als sein tägliches Morgen- und Abendgebet.

Frau Dorothea v. Bünau, geb. v. Werder, pflegte dieses Lied ihren „güldenen Spruch" zu nennen.

Ein christlicher Bauersmann zu Altenmörbitz in Sachsen-Altenburg, so erzählt der dortige Pfarrer M. Gabr. Wimmer in seiner Liedererklärung Thl. III, hatte im J. 1725 einer Tochter Hochzeit ausgerüstet, als nun die letzte Mahlzeit vollbracht war und ein Lied gesungen werden sollte, wollte er kein anderes, als dieses Lied haben. Er fühlte sich nämlich nicht ganz wohl. Den Tag hernach legte er sich auf das Siechbett, auf welchem er nach kurzer Zeit, gestärkt und gekräftiget durch dieses Lied, sein Leben beschloß.

Eines frommen Predigers in Thüringen gottloser Knecht muthete einsmals der Magd im Stalle unzüchtige Dinge zu. In demselben Augenblicke aber sang der Pfarrer dieses Lied mit den Seinigen, daß man es im Stalle hören konnte; als es nun an die Worte kam: „Zucht, Ehr' und Treu, verleih mir, Herr" (V. 2.), da fieng die Magd an: „Ei! hört doch, hört doch, was der Pfarrer, unser Herr, jetzt singt. Pfui, schämt Euch, und laßt mich mit Frieden!" So ward ihr dieß Lied ein Schild gegen die Pfeile des Bösewichts in der Stunde der Versuchung.

(Seiffart's del. mel. S. 1219.)

Als der fromme Hofprediger und Prälat Dr. Johann Ochs-

lin zu Stuttgart am 15. Okt. 1738 seinen letzten Lebenstag herein-brechen sah, führte er noch mit seiner Frau über dieses Lied ein gottseliges Gespräch. Ueber dem trat sein Beichtvater, der würdige Spezial Conrad Rieger, herein, und nahm davon Anlaß, mit ihm vom Anschicken zum Sterben und von der so nöthigen Hoffnung des ewigen Lebens zu reden. Auf die Frage Rieger's: „Nun, mein lieber Herr „Prälat, Er weiß also, an welchen Er glaubt und wem Er sich anver-„trauet? nämlich seinem Jesu, dem einigen Heiland, welchen Er Andern „gepredigt und so lieblich angepriesen, auf welchen Er so viele Ster-„bende gewiesen, den hat Er jetzt nun selbst auch zu seinem Heiland?" antwortete Oechslin mit großer Freudigkeit und Gewißheit: „O ja! „einen concentrirten Heiland habe ich; Alles, was an dem ganzen Hei-„land heilswürdig ist, das habe ich an ihm zusammen. Der muß ja „recht geizig seyn, der nicht genug hat, wenn er Alles hat. In Christo „finden wir Alles. Er kann mich aller seiner Herrlichkeit theilhaftig „machen."

(Nachrichten vom Leben rechtschaffener Prediger. Halle. 1757.)

Die **Melodie** es es f g b c d es, eine alte Stammmelodie, ist ums J. 1560 entstanden; sehr zweifelhaft ist die Behauptung Einiger, daß sie böhmischen Ursprungs sey.

Eine zweite Melodie im Drittelstakt lieferte Barth. Helder, — **d d d g g a h c h** — die sich im Gothaer Cantional vom J. 1646 (Thl. II. Nro. 87.) findet und neben der ältern in allen ältern W. Gb. von 1711—1777 steht; im großen Kirch.G. von 1686 ist: „Aus tiefer Noth ruf ich" vorgezeichnet.

27. Nun danket All und bringet Ehr.

Das Gerhard'sche Seitenstück zu: „Nun danket alle Gott," nur daß es noch eine freiere Ausführung der bekannten Stelle: Sir. 50, 24. 25. ist. Es steht schon im Berliner Gesangbuch vom Jahr 1653; bei Ebeling hat es den Titel: „Nun danket alle Gott."

Die **Melodie** g e d g a h h a ist aus Störl's Gb. vom J. 1744 (Mel. 152a), wo sich auch noch eine andere ältere Melodie findet (M. 152b), c a c d c b a g a, welche im W. Gb. vom J. 1721 als die einzig gebräuchliche aufgeführt ist. Crüger lieferte eine Melodie im J. 1658.

28. Sey Lob und Ehr dem höchsten Gut.

Das einzige Lied des frommen Rechtskonsulenten Joh. Jak. **Schütz** zu Frankfurt a. M. (Thl. I. 204), das alsbald nach seinem Erscheinen im J. 1673 großes Aufsehen erregte. Es erschien zuerst ohne den Namen des Verfassers und wurde anfangs dem Hugo Grotius zugeschrieben.

Als Dr. Albrecht Bengel zu Herbrechtingen, wo er auf die gesegnetste Weise das Predigtamt führte, seine Abschiedspredigt im J.

1749 hielt (Thl. I. 291), ließ er zum Schluß des Gottesdienstes dieses Lied singen.

Der fromme Wagnerobermeister Abraham Hermann zu Stuttgart, dem die Botschaft von Herzog Alexanders Tod im J. 1737 gerade in dem Augenblick zukam, als er auf den Knien lag, um Gott für die bedrängte evangelische Kirche um Schutz anzuflehen, lag einsmals auf dem Krankenbette. Jedermann glaubte, er werde sterben. Er aber behauptete, es geschehe nicht, bis der fromme und für Recht und Wahrheit leidende Landschaftskonsulent J. J. v. Moser (Thl. I. 326) seines Arrestes auf der Festung Hohentwiel los sey. Und siehe da! er genas, und wunderbarlich fügte es sich gerade so, daß er bei seinem Tochtermann, dem Garnisonspfarrer Jak. Friedr. Oettinger zu Hohentwiel, auf Besuch war, als Moser seine Freiheit erhielt. Es war dieß im September 1764. Welche Freude, als des Mannes Weissagung erfüllt war. Er wohnte mit dem befreiten Moser vor dessen Abzug noch dem Gottesdienste bei, bei welchem das Lied: „Sey Lob und Ehr" angestimmt wurde. Mit Loben und Danken reisten beide Männer gleich darnach von Hohentwiel ab; Moser namentlich hatte den 4. Vers dieses Loblieds in der Kirche zu Hohentwiel mit besonderer Rührung gesungen, denn er sah nun, daß ihm geschehe, wie er geglaubt, als er sich in seiner schweren Gefangenschaft allezeit auf Psalm 91, V. 14—16. gestützt hatte. Wie er damals nach seiner Befreiung in der Kirche gesungen hatte, so benahm er sich auch auf der Heimreise. Als sie unterwegs in einem Dorfe einkehrten, waren alle Fenster mit Leuten besetzt, die den Märtyrer für die Rechte des Landes sehen und begrüßen wollten, und ein Mann rief: „Das hat Gott gethan!" Dem antwortete aber darauf Moser: „Ihm sey allein die Ehre! Gebt unserem Gott die Ehre!"

(Züge aus dem Leben Mosers von Ledderhose. 1843.)

Zu Vers 3. Eine Mutter wollte einst wegen Mangel an Nahrung in der Verzweiflung ihr Kind tödten und hatte schon das Messer dazu geschärft. Da fieng ihr kleines Töchterlein am Spinnrad zu singen an: „Was unser Gott erschaffen hat, das will er auch erhalten," also, daß es der Mutter däuchte, als rufe ihr das Gott zu. Und wirklich ließ sie alsbald von ihrem Vorhaben ab.

(Gewissensprüfung studierender Jünglinge von M. Cramer.)

Zu Vers 4. Als der ehrwürdige, vom h. Freudengeist gesalbte Georg Conrad Rieger, Stadtspezial zu Stuttgart, am Osterdienstag den 16. April 1743 am Sterben war, und sein Gegenschwäher M. Cleß, Pfarrer in Schützingen, noch vor sein Bett trat und ihn mit diesem Vers anfieng zu begrüßen, da antwortete er laut und freudig: „Ja! danket, danket Gott mit mir, gebt unsrem Gott die Ehre!" So war des Sterbenden Mund voll Lachens und seine Zunge voll Rühmens über die Barmherzigkeit Gottes, in deren Erkenntniß er am Schluß seines für die Beerdigung aufgesetzten Lebenslaufes die Worte

hingesetzt hatte: „Mein ganzer Lebenslauf steht in jenem Sprüchlein: Ich bin ein armer Sünder! und die lezte Zeitung von mir soll diese seyn: Jesus Christus hat ihn selig gemacht!" Als er bald darauf nicht mehr reden konnte, ließ er sich mit Gesang den Chören der h. Engel überliefern.

(Rieger's Lebenslauf in den Predigten über auserlesene Stellen des Matthäus. 1. Bd. 1845. S. 16.)

Zu Vers 9. Während des siebenjährigen Krieges hatte Dresden eine schreckliche Belagerung auszustehen. Da flüchtete sich der fromme Prediger Schlipalius (vgl. Nro 3.) mit den Seinigen und vielen anderen Leuten in einen Keller, um sich vor der fürchterlichen Gewalt der Bomben zu verbergen. Auf einmal kommt die Nachricht, sein Haus brenne, und das so heftig, daß das Feuer mit der größten Gewalt aus der Studierstube herausschlage. Schlipalius aber rief den Seinen zu: „Wir müssen Gott auch im Feuer loben" und bediente sich der Worte Hiobs: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; sein Name sey ewig gelobet!" Hierauf fiel er mit Allen, die in dem Keller waren, auf die Kniee und sang, wiewohl mit zitternder Stimme: „So kommet vor sein Angesicht u. s. w." „Kinder," rief er den Seinen dann zu, „zum Seligwerden braucht ihr dieses nicht, was euch Gott jetzt im Feuer nimmt; wir müssen ja ohnehin als die allergrößten Bettler aus lauter Gnaden, allein um Jesu Blutes und Todes willen, selig werden. Wie er euch wird durchbringen, das wird er wissen, ich traue es seinem Erbarmen zu, daß er mich noch eine kleine Zeit wird bei euch lassen, daß wir das Nothdürftigste wieder anschaffen können." Und wie er im Glauben sprach und tröstete, also ließ es Gott auch geschehen.

(Basler Sammlungen. 1819.)

Das Lied erscheint in W. zum erstenmal in der zweiten Ausgabe von Hedinger's Herzensklang (1713).

Zur Melodie vgl. Nro. 36.

29. Lobe den Herren, o meine Seele.

Dr. Joh. Daniel Herrnschmidt, Professor der Theologie zu Halle, der dieses kräftige, herzliche Lied voll des herrlichsten Gottvertrauens dem 146. Psalm nachbildete, war selbst seinem ganzen Wesen nach ein Mann, der durch lebendigen Glauben von irdischen Sorgen befreit, mit Freudigkeit stets die Treue des Herrn rühmte, durch die er nie Mangel gehabt (Tbl. I. 242).

Es erschien zuerst in Freyl. G. und ist ganz in seiner ursprünglichen Fassung mitgetheilt.

Schlipalius zu Dresden (vgl. Nro. 3.) ward auf seinem Sterbebett durch den Genuß des h. Abendmahls so gestärkt, ermuntert und erquickt, daß er mit munterer Stimme dieses sein altes Lieblingslied sang und die größte Freude aussprach, Gott nun bald vollkommen loben zu dürfen.

Dr. G. H. Schubert in München sagt von diesem Liede, daß es zu seinen liebsten Morgenliedern auf Reisen gehöre und er es besonders gerne in der Melodie von der seligen Luise Reichard singe. Einmal namentlich sey es ihm auf seiner italienischen Reise, als er zu Bologna, kurz zuvor des größten Theils seiner Baarschaft beraubt, fast kein Geld mehr zur Weiterreise gehabt habe, zur größten Stärkung und Aufmunterung gewesen. Es seyen ihm hier, als er gerade ganz traurig in eine Kirche getreten sey und die Leute beten gesehen habe, aus dem siebenten Vers die Worte: „Sein Aufseh'n ist des Fremdlings Trutz" eingefallen, worauf er wieder ganz freudig worden.
(Altes und Neues aus dem Reiche Gottes. 4. Bd. 1837.)

Die **Melodie**, b f b b a b c d es d c, eine Stammmelodie im belebten Trippeltakt, ist aus Freylinghausen's „geistreichem Gesangbuch, 2. Thl. 1714" genommen. Sie stand noch in keinem W. Gb.

30. Nun lob', mein' Seel', den Herren.

Der 103. Psalm: »**Benedic anima mea Domino tuo.**«

Martin Chemniz in seiner „Erklärung des 103. Psalmen. 1575" berichtet, der erste protestantische Herzog in Preußen, Albrecht I., habe durch Joh. **Graumann** (Thl. I. 72), den er mit Speratus als Reformator seiner Lande nach Königsberg berufen hatte, den 103. Psalm, den er vor andern lieb und werth gehalten, gesangweise in deutsche Verse bringen lassen, und das sey geschehen im J. 1525. Chemniz fährt dann weiter fort: „Ich denke oft mit Lust und Freude „daran, wie ich vor acht Jahren selbst gesehen und gehöret, da der „fromme alte Herr auf seinem Siechbettlein lag, daß jederzeit dieser „Psalm nach aller Musik das letzte Stück seyn mußte, da Se. Fürstl. „Gnaden selbst die Worte mit großer Andacht und sonderlicher Be„wegung des Herzens mitsang und dann aus den Worten schöne, gott„selige Gedanken nahm; daher mir dieser Psalm auch sonderlich lieb ist."

Nach der Rigischen Kirchenordnung vom J. 1530 war dieses Lied schon vor dem J. 1530 bekannt. Gedruckt wurde es erst 1545—47. Sein baldiger Tod hat Graumann wohl gehindert, es Luthern mitzutheilen.

Schamelius gibt ihm die Ueberschrift: „Danklied für leibliche und geistliche Wohlthaten." In majestätischem Schwung steiget darin der Dank des glaubigen Herzens zu Gott empor.

Als ein solches Danklied für leibliche und geistliche Wohlthaten wurde es in folgenden zwei Fällen gebraucht:

Johann Muthmann, der treueifrige Pfarrer von Teschen in Oestreichisch-Schlesien (Thl. I. 251), war einst, als er von Krankenbesuchen in seiner weit ausgedehnten Gemeinde am 20. Mai 1717 zurückritt und einen breiten, reißenden Strom zu passiren hatte, in größter Gefahr, von den Wellen verschlungen zu werden. Mit dem

Ruf aber: „Hilf, ach mein Herr Jesu, hilf!" rettete er sich noch glücklich an das jenseitige Ufer, worauf er, wie neugeboren, fröhlich das Lied sang: „Nun lob', mein' Seel'.

Als Gustav Adolph nach der siegreichen Schlacht bei Leipzig die Stadt Augsburg besetzte, verschaffte er daselbst dem Augsburg'schen Glaubensbekenntniß seinen alten Glanz und Ansehen wieder, indem er am Stadtthor abstieg und geradeswegs nach der St. Annakirche gieng, wo er den lutherischen Gottesdienst wieder in seiner alten Feierlichkeit halten ließ. Dabei ließ er dieses Lied über den 103. Psalm anstimmen, und Fabricius, sein Feldprediger, predigte über Ps. 12, 6. Dieser Psalm stellte sein ganzes Unternehmen und Ps. 103 seine persönliche Gesinnung dar.

(Neueste Nachrichten aus dem Reiche Gottes. 22. Jahrg. 1838.)

In der ehemaligen östreichischen Kirchenagende von 1571 war dieses Lied allezeit zum Ende des Gottesdienstes zu singen verordnet, wenn ein zuvor excommunicirter Sünder öffentlich wieder Buße gethan und mit der Kirche oder Gemeinde wieder gesöhnet worden.

(G. Wimmer. Thl. II.)



So wurde es auch in der Kirche zu Pegau angestimmt, als der Herzog Moriz Wilhelm von Sachsen-Zeitz, welcher zur katholischen Kirche abgefallen war, durch A. H. Franke's seelsorgerliche Bemühungen wieder zur lutherischen Kirche zurücktrat und zur Versöhnung seiner Schuld das h. Abendmahl genoß. Er sang es mit thränenden Augen und demüthigen Geberden. Und dieß geschah am 13. Okt. 1718.

(Chr. Gerber's Historie der Wiedergebornen in Sachsen.)

Joachim Friedrich, Churfürst von Brandenburg, pflegte sich auf seinen Reisen mit diesem Liede oftmals zu erbauen.

(Flek's Leichenpredigt über ihn.)

Namentlich aber diente dieses Lied gar vielen Seelen auf ihre letzte Reise durchs Todesthal zu Trost und Labsal und zu einem festen Halt. So sang der fromme König Christian III. von Dänemark, welcher den Namen Christianus mit Recht führte, im J. 1559, da er im letzten Kampfe lag, dieses Lied noch mit lauter Stimme und verschied über den Worten des dritten Verses: „Wie ein Vater sich erbarmet, über sein' junge Kindlein klein, so thut der Herr uns Armen". — Auch sein Sohn, Friedrich II. von Dänemark, befahl, man solle ihm dieses Lied vorsingen, und als man auf den dritten Vers kam, rief er laut aus: „Das ist wahr! das ist wahr!" und verschied.

(Schamelius, Liedercommentar zum Naumburger Gesangbuch. 1724.)

So sang auch dieß Lied die christlich gesinnte Herzogin Christiane Charlotte Luise von Braunschweig und Lüneburg, als sie auf ihrem Sterbebette unter rührender Erhebung

aller Wohlthaten und Tröstungen, die sie durch Gottes Geist empfangen hatte, das Pfingstfest feierte, mit heißer Andacht.

(J. Fr. Feddersen's Nachrichten vom Leben und Ende gutgesinnter Menschen. 3. Band. S. 41.)

Auch ein zehnjähriger Knabe, Christlieb Lebrecht, geb. 27. Juni 1697, der Sohn eines Leibarztes des Fürsten zu Anhalt-Zerbst, eine frühreife, köstliche Frucht für den Himmel, ließ sich auf seinem Sterbebette, mitten unter den größten Schmerzen, dieses Lied vorsingen, nachdem er kurz zuvor ausgerufen hatte: „Ach! wie lieblich werde ich in den Armen Jesu ruhen! Wie wird mir dann seyn!"

(Erzählungen aus dem Reiche Gottes von Glaser. 1. Thl. Nro. 2.)

Johann Arndt erzählt, daß sein Vater, da er noch ein Knabe gewesen, zur Zeit eines großen Gewitters den Schülerchor dieses Lied habe singen lassen, worüber sie reichlich getröstet worden und das Ungewitter vergangen sey.

(G. Wimmer. Thl. II.)

Schon seit 1723 singen die bekehrten Hindus auf der malabarischen Küste Ostindiens dieses Lied in malabarischer Zunge zum Preis der Gnade Gottes, die mit dem Trost des Evangeliums sie überschüttet hat.

Auch bei diesem Lied hat fast jeder Vers seine Geschichte.

Zu Vers 1.

Als **M.** Gottfried Schlegel, Pfarrer zu Marlishausen, im J. 1636 an der Pest krank lag, sang ihm sein Wärter dieses Lied zu seiner Erbauung. Da waren es denn nun besonders die Worte: „Hat dir dein Sünd vergeben, und heilt dein' Schwachheit groß, errett' dein armes Leben", welche sehr zu seinem Herzen sprachen, also daß er durch die Vergebung seiner Sünden um Christi willen, welche in diesen Worten zugesichert ist, Ruhe und Trost in seinen Schmerzen empfand.

(Gözen's Sendschreiben von den hin und her zerstreuten Dresdenern. S. 96.)

Zu Vers 2.

„Sein heilig Recht und sein Gericht" — d. i. sein Wort und seine Wahrheit. Im Original heißt es aber: „Gerücht" und Bager sagt dazu: „Gerücht ist das Evangelium, in welchem er lehret, was wir von ihm halten sollen."

Zu Vers 3.

Als Johann Ernst Gerhard, Professor der Theologie zu Jena, der Sohn des berühmten Joh. Gerhard, während seiner tödtlichen Krankheit im J. 1668 die Currentschüler an seinem Haus vorüber die Worte: „Wie sich ein Vater erbarmet über sein' junge Kindlein klein' rc. singen hörte, erinnerte er sich dabei der erlangten göttlichen Kindschaft und ward dadurch reichlich getröstet.

(Menander's Todesbetrachtungen. S. 404.)

Zu Vers 4.

„Ihr starken Engel waltet des Lobs."

Zu diesen Worten gibt Schamelius die schöne Erklärung: „Wir „gesellen uns zu dem himmlischen Chor der Engel mit einem geist„lichen Gespräch; weil der h. Geist in den Kindern Gottes Mund, „Geist und Seele zum Lob Gottes erregt durch einen besondern Trieb, „darüber sie gern mit viel tausend Zungen und Herzen Gott loben „wollten, so kommt's auch daher, daß sie sich unterstehen, Himmel „und Erde, Engel und Menschen und alle Creaturen zum Lobe Got„tes zu ermuntern, damit Alles davon voll werde" (vgl. Psalm 96, 11. 148, 2.).

Schlipalius (vgl. Nro. 3. 4. 5. 28. 29.) hat diesen Vers bei seinem letzten Abendmahlsgenuß noch mit munterer Stimme gesungen. Ebenso stärkte sich an demselben auf seinem Sterbebette der im J. 1732 entschlafene Consistorialrath und Generalsuperintendent Caspar Bussing, dessen Losungswort es war: „Gott wird Alles wohl machen."

(Langbecker's deutsch evang. Kirchenlied. 1830.)

Vers 5. ist erst ums J. 1600 hinzugedichtet worden.

Die **Melodie** a a gis fis e a h cis ist nicht von Graumann, wie Manche meinen. Martin Chemnitz berichtet bloß, „Herzog Albrecht habe sie durch Polyandrum lassen gesangweise in gute und schöne Verse bringen unter einem freudigen Tone, welcher eben, wie die Worte lauten, auch durch den Gesang das Herz erwecken und aufmuntern mag". Sie ist vielmehr mit vielem Geschick herausgebildet aus der schon seit 1535 in der evangelischen Kirche einheimischen Melodie: „O Herre Gott, dein göttlich Wort ist lang verdunkelt blieben"; sie entlehnt bezeichnende Wendungen von dieser ältern Melodie, gestaltet sich aber gleichwohl selbstständig aus und erscheint nun als eine der bewegtesten, freudigsten, festlichsten des evangelischen Kirchengesangs, das Werk eines kundigen, sinnigen, in volksgemäßem Sinne schaffenden Tonmeisters. Dieser Tonmeister ist nun fast unzweifelhaft Hans Kugelmann, der Kapellmeister Herzogs Albrechts (Thl. I. 85). Ihn hält Winterfeld für den Sänger dieses „freudigen, herzerweckenden Tenors", jedenfalls hat er den Tonsatz zu dieser Melodie geliefert, indem er sie im J. 1540 drei-, vier-, fünf-, selbst achtstimmig setzte. Im J. 1562 fieng sich das Lied mit dieser Melodie in Deutschland zu verbreiten an. Sie ist im jetzigen Choralbuch einer der wenigen im alten, belebtern Rhythmus und $^3/_2$ Takt wieder gegebenen Choräle, nachdem seit Knecht im $^4/_2$ Takt gesungen werden mußte.

31. Dir dankt mein Herz, dir jauchzt mein Lied.

Ein Lied, in dem sich der Kindesglaube seines Verfassers, des vielgeprüften, frommen Dulders, Stadtpfarrers **Schöner** zu Nürn-

berg, der im J. 1818 heimgieng (Thl. I. 572), gar schön und lieblich ausspricht. Erzählt doch auch ein Freund und Schüler von ihm, als der wohlgeübte Kämpfer und alte Vater ihn einen Blick in seine Leidensgeschichte habe thun lassen, seyen ihm zwar die Thränen an dem zitternden Angesicht heruntergeflossen, aber unter Thränen habe er die Hände und Augen gen Himmel gehoben und Gott so inbrünstig gelobt, wie einer, der Gott für große Freuden, für einen Vorschmack der Seligkeit dankt. „Denn," habe er gesagt, „ehe ich gezüchtigt wurde, kannte ich ihn nicht; je größer der Schmerz, desto inniger die Nähe seiner Liebe, die uns doch allein in den Himmel zieht und hebt. Darum heißt es: „„Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen.""

Die diesem Lied vorgezeichnete **Melodie**: „Du Gott bist über Alles Herr" a d d d h a g f ist von Knecht (Thl. I. 598) im Jahr 1792 zu dem als Nro. 435. im W. G. von 1791 befindlichen Liede G. J. Zollikofer's componirt und zuerst in dessen W. Ch. von 1798 enthalten. Es ist eine überaus liebliche und ansprechende Weise in der Arienform.

32. Dir dank ich für mein Leben.

Von **Gellert** als „Lied am Geburtstag" gedichtet. 1757.

Das Original lautet in anderem Metrum etwas biblischer:

„Dir dank ich heute für mein Leben,
Am Tage, da du mir's gegeben,
Dank ich dir, Gott, dafür.
Durch freie Gnad allein bewogen
Hast du mich aus dem Nichts gezogen,
Durch deine Güte bin ich hier.

Zur **Melodie** vgl. Nro. 571. Im W. Ch. von 1828 findet sich eine besondere Melodie hiezu von Frech — f b $\overline{d}$ c b c $\overline{d}$.

33. Gott, der Vater, wohn' uns bei.

Eine durch **Luther** im J. 1525 besorgte Ueberarbeitung der schon aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammenden altdeutschen Litanei zur Zeit der Bitfahrten auf den Tag Marci und in der Kreuzwochen. Die drei ersten Verse hat Luther ziemlich verändert aufgenommen, V. 4—6. aber, in welchen die Maria, die Engel und die Patriarchen, Propheten, Apostel, Märtyrer und Heilige angerufen sind, ließ er wegen ihres „päbstischen Inhalts" weg. In den ältesten katholischen Gesangbüchern lautet die erste Strophe so:

Gott der Vater won uns bei
Und laß uns nit verderben
mach uns aller sünden frei
und helf uns selig sterben.
vor dem teufel uns behut
durch einen rechten glauben,
bewahr uns vor der hellen glut
durch ein herzlich's vertrauen!
wir befelen dir uns gar
in aller unsrer note,
daß du uns behüten wollst
vor dem ewigen tode
Kyrie eleison! Christe eleison!
gelobet seistu ewiglich.

Nach der Lutherischen Uebersetzung jedoch ist dieser Gesang nun auch in viele katholische Gesangbücher übergegangen; so findet er sich

sich z. B. schon in dem „gemeinen katholischen Handbüchlein. 1704." S. 161.

Schamelius nennt dieß Lied ein „Gebet zu der heiligen Dreifaltigkeit um den göttlichen Schutz und Erhaltung im Glauben." Zu den Worten: „Dir uns lassen" sagt er gar gut: „Das ist die christliche Gelassenheit, wo man's Gott mit sich machen läßt, wie es ihm gefällt." Das Wort „fristen" ist = sich aufhalten, wehren, versehen, verwahren, erhalten.

Mit Fug und Recht nennt ein Alter (Dr. Schulze in Hamburg) dieß Lied einen „Meistergesang, dadurch die Sünde und das Böse übermeistert werde." So erzählt Scriver im Seelenschatz IV. S. 1105 von einer adelichen Person, die sich für verloren und verdammt hielt, und sich zu Gott keiner Gnade mehr versah, daß sie durch dieses Lied, das ihr ein Freund vorlas, so getröstet worden sey, daß ihr Herz, statt mit Traurigkeit, mit Freud' erfüllet worden, und sie durch eine selige Friedefahrt von dieser Welt geschieden. — Der Präsident des sächsischen Oberconsistoriums zu Dresden, Fr. v. Metsch, sprach sich über dasselbe gegen den Hofprediger Dr. Weller also aus: „Ich bin oft in zweifelhaften und schweren Sachen, als ich verschickt gewesen, gestanden, habe nicht gewußt, wo aus oder ein, und was für ein Rath zu ergreifen. Weil ich nun in Rathschlägen antworten müssen, so habe ich zuvor zu Hause dieß Lied angefangen und gesungen, und darauf freudig mein Votum abgelegt, ist auch gottlob alsdann wohl gelungen und habe ich sichtbarlich Gottes Gnade gespüret, die mich also regieret, daß es noch wohl hinausgelaufen." Kurz vor seinem Ende ließ er es sich auch noch zur letzten Reise, der Erbauung halber vorlesen.

(Dr. Weller's Leichenpredigt für Metsch.)

Ueberhaupt sind auf dieses Lied viele Sterbende entschlafen. Thomas Schmidt zählt in den Hist. mem. vom J. 1707 zwölf solcher Fälle auf. Valerius Herberger (Thl. I. 104), der bei jener großen Pest zu Fraustadt im J. 1613 so viele Sterbende besuchte, pflegte dieselben zum Sterben mit diesem Lied einzusegnen. — Unter den Worten „und hilf uns selig sterben" beschloß der berühmte Wittenbergische Generalsuperintendent Dr. Gottlieb Wernsdorf am 1. Jul. 1729 sein christrühmlich geführtes Leben und Dr. Nik. Krell, der chursächsische Kanzler, betete dieß Lied noch bußfertig unter dem Rathhaus zu Dresden, als er daselbst am 9. Oktober 1601 enthauptet werden sollte (G. Wimmer. Thl. I.). J. Christian VIII., Graf zu Oldenburg, sang vor seinem Tode zu Dresden im J. 1570 alle drei Verse noch mit lauter Stimme hinaus. Auch Christian I., Churfürst zu Sachsen, erbaute sich bei seinem herannahenden Ende am 25. Sept. 1591 an diesem Liede (Martin Mylius Sterbekunst. S. 60), und als Joach. Friedrich, Churfürst von Brandenburg, der sich auf seinen Reisen gar

oft mit diesem Lied zu erbauen pflegte, wegen eines Anfalls von Magenkrampf am 18. Jul. 1608 von Köpenik nach Berlin sich begab und in seinem Wagen gerade dasselbe gesungen hatte, starb er plötzlich auf der Haide unweit Köpenik, nachdem er noch mit gefaltenen Händen gerufen: „Ach Gott, hilf mir".

(M. Joh. Flecks Leichenpredigt.)

Auch in Krankheiten und sonstigen Leibesnöthen nahmen viele mühselige und beladene Seelen zu diesem Liede ihre Zuflucht. So tröstete sich damit täglich der durch eine langwierige und schmerzhafte Krankheit hart heimgesuchte Churfürst zu Sachsen, Johann der Beständige, der am 12. Aug. 1532 starb.

(Langbecker, das deutsch evang. Klied.)

Im J. 1613, am 29. Mai, Sonnabends vor dem Trinitatisfest, sangen es bei der großen Ueberschwemmung des Ilmstroms durch einen Wolkenbruch, der im Thüringerlande plötzlich zur Nachtzeit entstand und 65 Menschen und 44 Wohnhäuser nebst Scheunen als Raub davon nahm, die unglücklichen Leute auf den schwimmenden Trümmern ihrer Häuser oder auf hohen Bäumen, wohin sie sich geflüchtet hatten.

(Joh. Kißling's Wetterbüchlein S. 285.)

Als im J. 1653 zu Rudolstadt eine große Feuersbrunst entstand, nahm der fromme Kanzler Friedrich Lenz zu diesem Lied seine Zuflucht. Als nämlich sein Hab und Gut in großer Gefahr stand, sprach er: „Will Jemand mein Haus und Sachen retten, dem sey es vergönnt; Alles, was ich hab, ist mir lieb, weil es mir Gott gegeben hat. Allein ich habe jetzo ein ander Werk vor." Hierauf begab er sich in ein benachbartes Haus und fieng an, dieß Lied zu singen, worüber sich die Anwesenden herzlich verwundert und daraus gute Erbauung und Trost geschöpfet.

(Joh. Olearius Liederschatz. II. S. 16 rc.)

Im J. 1734, am 30. Juli, brach ein heftiges Gewitter aus, als gerade der Pfarrer zu Mittelbach, eine Stunde von Baireuth, Zapff mit Namen, in der Sakristei Beichte hörte. Da nun der Donner und Blitz gar zu heftig wurden, gieng er mit den Beichtkindern, 60 an der Zahl, in die Kirche hinaus vor den Altar und stimmte mit ihnen dieß Lied an. Als sie zu den Worten kamen: „Hilf uns selig sterben", geschah ein schrecklicher Donnerschlag auf den Thurm und in die Kirche, so daß Alle ohnmächtig zu Boden geschlagen wurden. Alle jedoch erholten sich wieder und nahm Keines ein Leid, das dabei gewesen; oben aber im Thurm wurden drei Männer todt geschlagen.

(Jenaische Zeitungen vom 8. Sept. 1734.)

Am 23. Mai 1685 jedoch erschlug das Wetter des Pfarrers Tochter zu Lichtenberg, unweit Camenz über dem Flachsjäten, als sie gerade sang: „Jesus Christus, wohn' uns bei."

(G. Wimmer. Thl. I.)

Vor Alters pflegte man dieß Lied auch bei Copulationen häufig zu singen, besonders in Dresden.

Die **Melodie** ist eine alte deutsche geistliche Volksweise, jonischer Tonart, heiter, faßlich, ächt volksmäßig; sie erscheint in fünfstimmigem Tonsatz schon in Walther's Gesangbuch vom J. 1524, das den Titel hat: „Wittenberg-teutsch-geistlich Gesangbüchlein mit vier und fünf Stimmen." Von Arnold de Brügk verbessert, erscheint sie sofort in dem zweiten lutherischen Choralbuch, das Georg Rhaw, Buchdrucker zu Wittenberg, besorgte unter dem Titel: „Newe deutsche, geistliche Gesenge. CXXIII. mit vier und fünf Stimmen für die gemeinen Schulen. Wittenberg. 1544."

II. Lieder von Gott.

A. Gottes Wesen und Eigenschaften.

34. Wir glauben All an einen Gott.

Die durch Luther im J. 1525 besorgte Verdeutschung des alten lateinischen aus der Ambrosianischen Zeit stammenden Hymnus: „Patrem credimus." Es ist also das deutsche Patrem oder Credo, das in deutsche Reimen gebrachte Nicenische Glaubensbekenntniß.

Schon im fünfzehnten Jahrhundert gab es eine Verdeutschung desselben: „Wir glauben an einen got".

In dem ältesten in Würtemberg gebräuchlichen Gesangbuch, das im J. 1560 zu Straßburg bei Messerschmid mit einer Vorrede Martin Bucers herauskam, steht dieses Lied mit folgender Ueberschrift: „Der allgemeine apostolische Glaube in ein Lied von drei Gesetzen gestellt. Das Erste begreift den Hauptartikel von der Schöpfung, das andere den von der Erlösung, das dritte von der Heiligung."

Vers 1. ist gegründet auf die Bibelstellen Psalm 145, 16. 1 Petr. 5, 7. Hiob 10, 12. Psalm 121, 3. 1 Chron. 30, 12.

Vers 2. auf Joh. 1, 1. Ap.Gesch. 2, 23. 24.

Vers 3. auf Joh. 14, 16. Eph. 4, 8. 4, 3. Joh. 17, 21. Luc. 24, 47. 1 Cor. 15.

Zu Luthers Zeiten wurde dieß Lied gewöhnlich nach der Predigt gesungen. Die schwedische Kirchenordnung vom J. 1687 verordnete, die ganze Gemeinde, Hohe und Niedere, haben aufzustehen, sobald dieser Gesang angestimmt werde.

In der alten afrikanischen Kirche pflegten die Christen bei Absingung der Worte: „Das Fleisch soll auch wieder leben" (V. 3.) die Hand aufzuheben und mit zwei Fingern auf ihren Leib zu

deuten, damit eben das jetzt an sich habende Fleisch, so zum ewigen Leben erweckt werden würde, anzudeuten.

Blumberg's Deliciae Cygneae, d. i. geistl. Schwanenlust oder Zwickau'sches Gesangbuch. 1710.)

Daher mag sich auch die schon im Mittelalter gebräuchliche und auch im Reformationszeitalter übliche Sitte schreiben, daß dieses Lied bei Begräbnissen gewöhnlich gesungen wurde. So wurde es bei dem Begräbniß des Churfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen am 9. Mai 1525 gesungen, und von der Zeit pflegten die Evangelischen an gar vielen Orten wenigstens V. 3. vor jeder Leichenpredigt zu singen. Als deßhalb einmal Dr. Martini, Professor zu Wittenberg, gefragt wurde, warum man bei den Begräbnissen „den Glauben" singe, gab er zur Antwort: „Es geschehe zu einem Zeugniß, daß die Verstorbenen darauf entschlafen seyen.

(G. Wimmer. Thl. II.)

Häufig wurde alsdann gerade bei den Worten „das Fleisch soll auch wieder leben" der Leichnam ins Grab gesenkt.

Daher brauchten auch gar manche Sterbende dieses Lied in ihren letzten Stunden. Hieronymus von Prag stimmte im Jahr 1416 zu Constanz, als er um des Evangeliums willen auf dem Scheiterhaufen stand, das Credo an und sang sich damit freudig und getrost dahin (Val. Herberger's Herzpostille. II. Fol. 509), und zwei Brüder, welche im J. 1585 zu Mecheln um der evangelischen Religion willen verbrannt wurden, sangen noch vor ihrem Ende dieses teutsche Glaubensbekenntniß Luthers (G. Wimmer. Thl. II.). Auch erzählt Valerius Herberger von seinem frommen Vater, Martin Herberger, der am 8. Febr. 1571 starb, er habe bei herannahendem Tode viele Anfechtungen durchzumachen gehabt, dabei es sich bei ihm vernehmen ließ: „Ich will's nicht thun"; endlich aber habe es ihm gedünket, er höre die Orgel mit der ganzen Gemeinde darin zusammen stimmen: „Wir glauben all ꝛc., weßhalb er seinen Gevattermann M. Arnold gebeten, er möge doch, damit er's auch höre, die Ohren zu seinen Ohren neigen, und darauf sey er denn sanft entschlafen (Lauterbach vita Herbergii. S. 56). Auch der Leibmedikus des Königs von Dänemark, Professor Jak. Bording, stimmte es in seiner Todesstunde (1. Sept. 1560) noch an, und als er vor Schwachheit nicht weiter singen konnte, bat er die Umstehenden, das herrliche Lied zu vollenden, und entschlummerte dann unter ihrem Gesang.

(Gerlach's suspiria sancta sanctorum. S. 351 ꝛc.)

Vers 1. hat in manchen Seelen schon das Gottvertrauen gestärkt. So hatte ein reicher Edelmann in der Grafschaft Nidda einen einzigen Sohn, dem er gern eine züchtige, fromme Hausfrau geben wollte. Der Sohn konnte sich aber nie recht dazu entschließen, weil er immer fürchtete, er werde sie nicht ernähren können. Eine Zeit darauf will sich eines Bauern Knecht an eine Magd verheirathen; da aber beide unter der Leibeigenschaft des Grafen standen, mußten sie

bei demselben um Erlaubniß anhalten. Als sie deßhalb mit einander vor dem Edelmann erschienen, fragte sie derselbe: „Wie viel Geld bringt ihr zusammen?" Der Knecht antwortete: „Ich habe mir 15 fl. an meinem Lohn erspart und meine Braut 6 fl., das ist unser ganzes Vermögen." „Wie willst du aber mit 21 fl. eine Frau ernähren? Ich weiß einen jungen Mann, der hat mehr als 21,000 fl. und getraut sich doch keine Frau zu ernähren." „O!" sagte der fromme Knecht, „der muß nie in der Kirche gewesen seyn und gesungen haben: „„Gott will uns Alle wohl ernähren, Leib und Seel' auch wohl bewahren"" (V. 1.). Darauf sieht der Edelmann seinen Sohn, welcher tief beschämt vor ihm stand, ernst an und spricht: „Mein Sohn, du hast mich viel gekostet, daß ich dich zu einem brauchbaren Menschen habe erziehen lassen; aber das Beste und Höchste hast du nicht gelernt, nämlich: Gott zu vertrauen. In dieser Kunst wirst du von einem armen Knecht übertroffen." Das wirkte.

(Schupprius im Ninivitischen Bußspiegel. S. 126.)

Die **Melodie** ist mit völliger Entschiedenheit **Luther** zuzuschreiben. Der churfürstlich sächsische Kapellmeister Walther, Luthers Zeitgenosse, bezeugt nämlich in seinem syntagma musicum (Thl. I.), Luther habe dieselbe im J. 1526 für den sonntäglichen Hauptgottesdienst, die deutsche Messe, die er einführte, nebst der Melodie: „Jesaja dem Propheten" als Ersatz für die lateinischen Meßgesänge erfunden. Diese Melodie sollte die Stelle des Credo, die andere die des Sanktus im Meßgesang vertreten.

Palmer hat in seinem Wort „zum neuen Choralbuch" (Süddeutscher Schulbote 1845. Nro. 5.), den Seufzer ausgesprochen: „Wollte Gott, wir könnten solche grandiose Choräle mit unsern Gemeinden singen. Vielleicht, wenn es wieder buchstäblicher wahr wird, daß wir Alle an Einen Gott glauben, lernen wir das auch wieder besser singen."

Eine zweite Melodie, a a c b e g g a, ist von einem unbekannten Componisten im J. 1650 gefertigt worden.

35. Was freut mich noch, wenn du's nicht bist.

Aus **Ph. Fr. Hiller's** Schatzkästlein 1. Thl. 1762. Hiller hat Psalm 43, 4.: „Daß ich hineingehe zu dem Gott, der meine Freude und Wonne ist", dabei zu Grund gelegt und dazu bemerkt: „Die Freude des Glaubigen an Gott und Christo ist viel freudiger, als „alle andere Freude. Die Sache selbst muß den Beweis geben. Denn „Gott ist mehr, als alle andere Creaturen, und was er wirkt, ist kräf„tiger, als Alles außer ihm."

Der dritte Vers ist von **A. Knapp** bei Herausgabe seines Liederschatzes im J. 1837 hinzugedichtet worden.

Zur **Melodie** vgl. Nro. 347.

36. Allein Gott in der Höh' sey Ehr'.

Die von Nik. **Decius** besorgte deutsche Bearbeitung des uralten **Hymnus angelicus**, das deutsche **Gloria in excelsis Deo.**

Es ist ein Lied, dessen Anfang schon die Engel in der heiligen Weihnacht anstimmten (Luc. 2, 14.). Diese Engelworte wurden früher schon in der morgenländischen Kirche als ein Psalm gebraucht, den man die *δοξολογια μεγαλη* oder den *ὑμνος των ἀγγελων* nannte. Während Nro. 1.: „Herr Gott, dich loben wir" aus einem ähnlichen Psalmen gebildet wurde, den die ersten Christen als Abendandacht brauchten, war dieser Psalm ihre regelmäßige Morgenandacht und auch unter dem stehenden Namen des Morgengesangs in allen Kirchen des Morgenlandes verbreitet. Wie sehr die alten Christen diesen Psalm hochhielten, sieht man daraus, daß er sich in einer der ältesten Handschriften des N. Testaments hinter den heiligen Büchern aufgezeichnet findet. Jeden Morgen brachten die Christen der ersten Jahrhunderte diesen Psalm Christo, als Gott, zum Lobopfer dar. Damals kostete es Blut und Leben, wenn man nur einmal mit der Christengemeinde diesen Gesang anstimmte. In Höhlen und heimlichen Orten, unter dem Auflauern ihrer blutdürstigen Verfolger, mußten ihn die ersten Christen bei ihrem Gottesdienst anstimmen. Wir aber dürfen ihn jetzt in unsern Kirchen, wohin wir uns ganz bequem, ohne allen Spott und Lebensgefahr begeben können, frei und freudig singen. „Darum," sagt Schubert (Altes und Neues. 4. Bd. „1837), „darum, mein Christ, wenn du nun am Sonntag Morgen „das schöne Lied singst, so denke daran, daß dieses Lied Tausenden von „Bekennern, die jetzt bei dem Herrn sind, und dem „Lamme" folgen, „wohin es geht, schon eine Kraft Gottes zur Seligkeit gewesen ist. „Und wenn du es mit rechter Andacht singst, so singst du es mit den „Seligen und Engeln, und das Lied wird auch dir eine Gotteskraft „geben, zu überwinden die Lüste der Welt und Tod und Hölle."

Es ist also dieses Lied die älteste Stimme der Kirche des Morgenlands. Die beiden Hauptstücke jedes christlichen Lieds sind hier in ihrem Keim vereinigt, Flehen und Preis, beides angereiht an ein Schriftwort, so, daß dieses schöne Bekenntniß von der Gottheit Christi mit Recht ein urchristlicher Gesang, das älteste Lob und Betlied heißen mag. Der erste Theil enthält auch den Keim der Litanei — Kyrie eleison.

(Bunsen's Versuch eines allgem. Gesang- und Gebetbuchs. 1833.)

In die abendländische Kirche wurde nun dieser uralte morgenländische Morgengesang ums J. 360 in etwas veränderter Form eingeführt durch Hilarius, Bischof von Poitiers, den Vater der lateinischen Hymnendichtung.

Hilarius gab ihn in folgender Fassung, noch ohne die Reimform, die damals noch nicht gebräuchlich war:

Gloria in excelsis Deo et in terra pax, hominibus bonae voluntatis,
Laudamus te, benedicimus te, glorificamus te, gratias agimus tibi propter magnam gloriam tuam
Domine Deus rex coelestis, Deus pater omnipotens,
Domine fili unigenite Jesu Christe,
Domine Deus, agnus Dei, filius patris,
Qui tollis peccata mundi, miserere nobis
Qui tollis peccata mundi suscipe deprecationem nostram,
Qui sedes ad dexteram patris, miserere nobis
Quoniam tu solus sanctus, tu solus Dominus, tu solus altissimus, Jesu Christe, cum sancto spiritu in gloria Dei patris. Amen.

In dieser Fassung befahl der heilige Benedikt († 543) seinen Ordensbrüdern, den Benediktinern, diesen Hymnus bei den Tagzeiten oder Horen zu beten. Anfangs wurde er im Abendland auf Anordnung des Pabstes Telesphorus in der Nachtmesse auf Weihnachten gesungen. Pabst Symmachus verordnete im fünften Jahrhundert, daß er an jedem Sonntag und an den Festen der Märtyrer angestimmt werden solle. Durch Gregor den Großen erst wurde er allgemeiner eingeführt; anfänglich sprach man ihn bloß; im eilften Jahrhundert aber wurde er der stehende Meßgesang, wie er auch jetzt noch in der katholischen Kirche bei jedem Hochamt gesungen wird.

In der deutschen Bearbeitung, wie wir ihn jetzt brauchen, wurde er durch Nik. **Decius**, damaligen evangelischen Prediger an St. Catharinen zu Stettin (Thl. I. 74), ums J. 1529 in die evang. Kirche eingeführt; er dichtete ihn zu jener Zeit, in der durch ein Reichsgesetz des Kaisers Maximilian I., das auf dem Reichstag zu Worms am 7. Aug. 1495 zu Stande kam, die damals herrschend gewesenen Befehdungen und Feindseligkeiten aufgehoben wurden und so endlich das Eigenthum eines Jeden gesichert und der allgemeine Landfrieden hergestellt war. Auf dieses allgemeine freudige Ereigniß beziehen sich die doppelsinnigen Worte in V. 1.: „All Fehd' hat nun ein Ende".

(Langbecker, das deutsch evang. Kirchenlied. 1830.)

Es wurde nun dieser Hymnus auch in den evangelischen Kirchen an den hohen Festen, und so oft des Sonntags Communion war, gesungen. In Berlin wurde er vor Alters nach einer Verordnung vom J. 1574 sogar bei den Taufen der Kinder in der Klosterkirche neben dem Lied: „Christ unser Herr zum Jordan kam" mit Bezug auf den dreieinigen Gott, der den Taufbund schließt, gesungen.

(G. Wimmer Thl. I.)

Schamelius in seinem Liedercommentar sagt gar schön von diesem Lied: „Der Text, Luc. 2, 13. 14., über den es gedichtet ist, erfordert Herzen, die den Engeln nachahmen." Bei dem ersten Worte: „Allein" ruft er aus: „O das ist ein Centner-Wort! Werkheilige „Leute, die sich selbst rühmen, und dergleichen Leute heucheln nur da„mit wider Psalm 115, 1. Zwar hält die Welt es für etwas Leichtes, „Gott die Ehre zu geben; aber es ist leichter gesungen, als prakticirt.

„Bekehre dich und laß den heiligen Geist eine gründliche Demüthigung „und Selbstverleugnung wirken, dann lautet's schöne," und bei den folgenden Worten: „In der Höh'" macht er die eindringliche Frage: „Erhebst du auch Gottes Lob so hoch und über Alles?!"

Christian Scriver, der fromme Hofprediger zu Quedlinburg († 1693), sang dieses Lied, so oft ein Wetter im Anzug war, wie er sagt, zum Preis der Allmacht und Gerechtigkeit Gottes, welche sich in solchen Wettern über den sichern Sündern offenbart und von den Frommen mit unerschrockenem Gewissen angesehen wird, wie auch Johann Friedrich, Churfürst von Sachsen bei plötzlich entstandenem Donner seine rechte Hand gen Himmel ausstreckte und sagte: „O du alter, starker Gott, du läßst dich hören, daß du noch lebest." Er erzählt auch im Seelenschatz III. S. 1176: „Ich habe zuweilen wahrgenommen, daß auch bei schweren Ungewittern und stockfinsterer Nacht die Nachtigall in ihren Dornhecken sich hat lieblich hören lassen; so habe ich auch gottselige Christen gehört, welche bei dergleichen Gewittern fröhlich mit den Ihrigen anstimmten: „„Allein Gott in der Höh' sey Ehr'."" Ich freute mich darüber und sagte mit Freudenthränen bei mir selbst: So recht, liebes Vögelein! so recht, ihr christlichen Seelen! Lasset uns des Friedens genießen, lasset unsern Gott donnern und blitzen, daß er die sichre Welt schrecke und seine große Gewalt und Herrlichkeit kund mache; das geht aber seine Kinder nicht an, denen er Gnade und Friede in Christo Jesu versprochen hat."

Auch bei innern Anfechtungen hat dieses Lied schon seine lieblichen, löblichen Dienste geleistet.

So erzählt z. B. eine durch anhaltende innere Anfechtung schwer heimgesuchte, vornehme Frau, die länger, als anderthalb Jahre, nichts mehr von der Gnade Gottes an ihrem Herzen gespürt hatte und diese ganze Zeit nicht beten oder in einem geistreichen Buche lesen konnte, von sich: „Als ich einsmals des Sonntag Morgens erwachte und das Tageslicht erblickte, welches um Johannis 1681 geschah, fiengen die Stadtmusikanten vom Kirchthurm herab das herrliche Lied: „Allein Gott in der Höh'" zu blasen an. Das klang mir so süß in meinen Ohren, als wenn es vom Himmel erschallte. Da richtete ich mich auf und betete das ganze Lied mit; hierauf bekam ich eine herzliche Andacht, seufzte in guter Hoffnung und sagte: „„Nun wird Gott der Herr vieler Frommen Gebete erhöret haben."" Von dieser Zeit an verlor sich bei mir allmälig die große Schwermuth und wurde wieder in meinem Gott vergnügt."

(M. Christoph Fr. Lämmels hochangefochtener Seelen Paradies. Kap. 3. Nro. 1.)

Die Frau eines sehr berühmten Arztes zu Leipzig, welche im Wochenbett in eine so große Schwermuth verfallen war, daß sie fast ihre Vernunft nicht gebrauchen konnte, welcher Zustand bis an ihr Ende fortdauerte, erklärte kurz vor ihrem Abschied Jesum für ihren Hei-

land und Seligmacher und stimmte obiges Lied an, worauf sie selig und freudig verschied.

(Langbecker.)

Anna Sophia Rehdoloh, eine sonst sehr gelehrte und hochgerühmte Frau, hatte die fromme Sitte, V. 1. aus diesem Liede allemal zu beten, wenn sie nach empfangener Absolution in der Beichte ihren Beichtstuhl verließ.

(Olearius, Liederschatz III. 81.)

Auch Sterbende trösteten sich mit diesem Liede.

So lag einst Philipp Ludwig, Graf zu Hanau und Rheineck, im Aug. 1612 auf dem Sterbebett, wo er sich als ein gar frommer und gottseliger Herr bezeugete. Am Abend des 7. Aug. ließ er, nachdem er von den Seinigen Abschied genommen, alle Thüren öffnen und sprach zweimal überlaut: „Machet alle Thüren auf, und lasset alle meine Leute kommen, daß sie sehen, wie ich so fröhlich sterbe, und sich meines Exempels trösten." Am Sonntag den 9. August hob er am frühen Morgen die Augen und das Haupt auf, und rief mit heller Stimme: „Nun bin ich einmal erlöst!" Jetzt läutete man in der Altstatt zur Predigt, und als ihm da der Prediger Appelius zusprach: „Diese Glocke ruft jetzt Euer Gnaden zu dem himmlischen Engelgesang; jetzt werden Sie mit den lieben Engeln zu Chor gehen," sprach der Sterbende sogleich: „Wohlan, so laßt uns singen!" und fieng mit fröhlicher Stimme den Engelgesang an: „Allein Gott in der Höh'." Alle Anwesenden stimmten ein. Als die Andern sangen: „und Stiller unsers Haders" (V. 3.) sang er: „meines Haders." Nach diesem stimmte er an: „Der Tag, der ist so freudenreich." Endlich begehrte er noch den 116. Psalm: „Das ist mir lieb, daß Gott mein Hort," den er nur noch schwach mitsang. Gleich darnach gieng seine Seele still und selig von dannen.

(Reiz, Historie der Wiedergeburt.)

Auch der ehrwürdige Tobias Kießling zu Nürnberg, dessen Lebenslauf Schubert so schön erzählt, stimmte auf seinem Sterbebette noch herzinnig in dieses Lied ein, das überhaupt sein Lebenlang sein Lieblingslied gewesen.

Als Lieblingslied hatte es sich auch die Mutter des alten berühmten Hymnologen, des Superintendenten Serpilius, Dorothea Sophia, geb. Balduin, erwählt. Sie hielt es so werth, daß sie es täglich Morgens zu ihrer Laute anstimmte, ja es selbst in die ebräische Sprache übersetzte.

(Langbecker.)

Im J. 1723 übersetzte es Missionär Benj. Schulz in Ostindien in die Malabarische Sprache.

Ein merkwürdiger Umstand trug sich auch mit diesem Liede zu bei dem großen Brand zu Hamburg an Himmelfahrt des Jahrs 1842. Kurz ehe der St. Petrithurm daselbst vom Feuer

verzehrt zusammenstürzte, spielte das auf demselben befindliche Glockenspiel noch dieses Lied.

Als im Frühjahr 1732 die um des evangelischen Glaubens willen aus ihrem Vaterland vertriebenen Salzburger Emigranten durch Deutschland zogen, sang ihnen das Volk, wo sie hinkamen, besonders auch in Berlin, Frankfurt und Darmstadt, dieses Lied zu ihrem Trost entgegen. Sie aber antworteten meist darauf mit Anstimmung ihres glaubigen Wanderliedes:

Ich bin ein armer Exulant,
Also muß ich mich schreiben,
Man thut mich aus dem Vaterland
Um Gottes Wort vertreiben.

Doch weiß ich wohl, Herr Jesu mein,
Es ist dir auch so gangen,
Jetzt soll ich dein Nachfolger seyn,
Mach's, Herr, nach dein'm Verlangen.

Den Glauben hab' ich frei bekennt,
Deß darf ich mich nicht schämen,
Ob man mich einen Ketzer nennt,
Das Leben will mir nehmen.

Ob mir der Satan und die Welt
All mein Vermögen rauben,
Wenn ich nur diesen Schatz behält,
Gott und den rechten Glauben.

Gott! wie du willt, ich geb' mich drein,
Bei dir will ich verbleiben,
Ich will mich gern dem Willen dein
Geduldig unterschreiben.

So geh' ich heut von meinem Haus,
Die Kinder muß ich lassen;
Mein Gott! das treibt mir Thränen aus,
Zu wandern fremde Straßen.

Ach! führ' mich Gott in eine Stadt,
Da ich dein Wort kann haben,
Damit will ich mich früh und spat
In meinem Herzen laben.

Soll ich in diesem Jammerthal
Noch lang in Armuth leben,
Gott wird mir dort ins Himmelssaal
Ein' bessere Wohnung geben.

Die **Melodie**, welche in ihrer ursprünglichen Fassung mit dem alten belebten Rythmus im $^{3}/_{2}$ Takt aufgenommen ist, erscheint zuerst gedruckt mit schönem, mehrstimmigem Tonsatz im J. 1540 in der Sammlung des Hans Kugelmann, Kapellmeisters des Herzogs Albrecht von Preußen. Er ist nach Winterfeld als Urheber derselben anzusehen nach der ganzen Art des Satzes und der nahen Beziehung zur Melodie: „Nun lob mein Seel' den Herren," mit der sie in Form und Wendung des Gesangs viel Verwandtschaft hat (vrgl. zu Nro. 30.). Es ist dabei die uralte Melodie des **Gloria ad Kyrie majus dominicale** und zwar der Worte: „**Et in terra pax hominibus bonae voluntatis,**" wie sie noch jetzt in der katholischen Kirche bei der Messe gesungen wird, zu Grund gelegt; sie ist eigentlich bei der Uebertragung auf das deutsche Lied, des Metrums wegen, nur in wenigen Noten verändert. Gewöhnlich schreibt man sie dem Decius selbst zu, der allerdings die Fertigkeit dazu wohl besessen hätte, da er ein trefflicher Tonmeister und Harfenspieler war und in Braunschweig zuerst vielstimmige Musikstücke aufgeführt hat.

37. Hallelujah, Lob, Preis und Ehr'.

Aus dem Darmstädter Gesangbuch vom J. 1698 (Thl. I. 444), wahrscheinlich von Barth. Crasselius, einem Schüler Franke's gedichtet (Thl. I. 249).

Es wurde schon mancher glaubigen Seele vor ihrem Hinscheiden unter Freude, Anbetung und Dank als Schwanengesang gesungen.

Als der fromme preußische Consistorialrath und Rektor der Domschule zu Halberstadt, Christian Gottfried Struensee (geb. 1717, † 1782), seinen Geburtstag zum Sterbetag werden sah, wollte er gern seine Freunde an der Freude Theil nehmen lassen, die er hatte, daß er nun zu Gott gehen dürfe. Er wollte in Gemeinschaft mit ihnen noch einmal seinen Gott und Erlöser feierlich preisen. Als sie nun um sein Sterbebett versammelt standen, sagte er: „Singet, singet mit mir und betet an — groß ist der Herr und groß ist seine Liebe! — singet V. 2. aus Hallelujah, Lob, Preis und Ehr'!" Er konnte nicht selbst laut mitsingen, aber dankend erhob er Herz und Hände. Als sie nun den Beschluß mit V. 3. machten, seufzte er noch leise: „Komm bald, ja komm, Herr Jesu!" und sein Erlöser kam.

(Feddersen's Nachrichten von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen. IV. S. 127.)

Auch Sagarneck, der Inspektor des Pädagogiums in Halle, der mit Muthmann, dem Dichter von „Gott ist getreu, er selbst" um des lebendigen Christenglaubens willen aus Teschen vertrieben worden war, begehrte noch vor seinem Sterben (24. Mai 1743), daß man ihm dieses Lied anstimmen solle.

(Bündlein der Lebendigen.)

Justina Sybilla Stäudlin, die Frau des Landschafteinnehmers Stäudlin in Stuttgart, welcher zuvor Klosterverwalter in Maulbronn war, zog dieses Lied auf ihrem Sterbebett († 15. Jul. 1748) nach genossenem h. Abendmahl mehreremal mit großer Herzensandacht und Glaubensfreudigkeit an, nachdem sie kurz zuvor auf die Frage ihres Beichtvaters, was sie von ihrem Lebenslaufe mitzutheilen habe, erklärt hatte: „Es kommt Alles dabei darauf hinaus: „Ich hab' einen Heiland und bin eine arme Sünderin." Ihr letztes Wort vor dem Scheiden war: „Ich habe Frieden in Christo Jesu."

(Joh. Jak. Moser's monatl. Beiträge. 1752.)

Dorothea Elisabetha, die Frau des Predigers Hecker an St. Marien zu Stargard, befahl, dieß Lied nach ihrem Tode (im Jahr 1743) als Loblied auf die große Barmherzigkeit, die ihr Jesus erzeigt, zu singen. Ihre Gesichtszüge verklärten sich, als sie diesen Befehl gegeben und wurden mit einer überschwänglichen Freudigkeit übergossen, worauf sie rief: „Vorschmack des Himmels! ich bin nun ganz allein des Herrn Jesu, der ist mein Bräutigam!"

(Spiegel edler Pfarrfrauen von Burk. 1842.)

Auch die edle Pfarrerin von Schlierbach in Würtemberg, Charlotte, die Frau des Pfarrer M. David Haas, früher in Gröningen, geb. Feuerbach, befahl, als sie im J. 1791 starb, daß dieß Lied an ihrem Grab gesungen werde.

Chr. G. Aßmann, ein ächt evangelischer preußischer Prediger

zu Dölzig, dessen Leben E. M. Arndt beschreibt, stimmte mit den Seinigen, nachdem gerade sein frommes sechsjähriges Töchterlein unter Beten und beständigem Reden von Christo verschieden war, dieses Lied an in der gewissen Hoffnung, daß diese Beata (so hieß das Kind) auf ihrem Wege zu Christo und vielleicht auch der Engel des Herrn, so sie begleitet, solches oder dergleichen eines werden mitsingen.

(Evang. Pastoraltheologie von Burk. Thl. II.)

In W. erscheint das Lied zuerst im Anhang zur zweiten Ausgabe von Hedinger's Herzensklang (1713).

Zur Melodie vgl. Nro. 347.

39. Gott ist mein Lied.

Aus **Gellert's** „geistlichen Oden und Liedern" vom J. 1757 mit dem Titel: „Gottes Macht und Vorsehung".

Die **Melodie** a fis e d ist aus dem neuesten Schleswig-Holstein'schen von Organist Apel in Kiel besorgten Choralb. vom J. 1830 genommen (Thl. I. 669). Sie hat einen kräftigen, belebten Rhythmus. Gar manche Melodien sind schon zu diesem Lied componirt worden. So findet sich in Kühnau's Choralbuch eine Melodie f a g f von J. S. Harsow, der ums J. 1787 Organist zu Berlin war; auch Carl Phil. Em. Bach hat in seinem im J. 1758 erschienenen Werk: „Herrn Prof. Gellert's geistliche Oden und Lieder mit Melodien" eine Melodie a h a g fis gegeben; ebenso hat Chr. Ernst Kallenbach († 1777 als Cantor zu Potsdam) eine Melodie hiezu gefertigt, f g a b; J. Phil. Kirnberger († 1783 zu Berlin als Kammermusiker der Prinzessin Amalie von Preußen) lieferte die Melodie b es f g, die sich in Kühnau's und Umbreit's Choralbuch befindet; Joh. Adam Hiller die Melodie a a h cis in seinen Choralmelodien zu Gellert's geistlichen Oden und Liedern vom J. 1761.

40. Gott lebet! sein Name gibt Leben und Stärke.

J. A. **Bengel** dichtete dieses Lied für seine Tochter Sophie Elisabethe (geb. 1717), die sich im J. 1738 am 11. Febr. mit Dr. Reuß, nachmaligem herzoglichem Leibmedikus zu Stuttgart, verheirathete (Thl. I. 289).

Ganz aus seinen innersten Herzenserfahrungen heraus, die er bei seinem innigen Umgang und Verkehr mit Gott zu machen hatte, spricht sich Bengel in diesem Liede aus. So schrieb er einst zu einer Zeit, da er mit besonders schweren Anfechtungen zu kämpfen hatte: „Getreu ist, der uns ruft. Ich mache eine gerade Linie zwischen dem Herzen Gottes und meinem Herzen. Ist nichts im Wege, das diese gerade Linie unterbricht, so schwimme ich; ist aber ein Hinderniß da, so ist es entweder für sich überwindlich oder nicht. Ist's überwindlich, so muß ich meine Kräfte dran strecken und nicht nachlassen, bis es aus dem Wege geräumt ist. Ist's aber nicht überwindlich, so lasse ich

mir auch deßhalb keine weitere Sorge machen, es ist eine Versuchung und Läuterung, die mir nichts schaden, sondern vielmehr zum Besten dienen wird. Wenn ich Gottes Weisheit, Güte und Allmacht betrachte und einstweilen von mir selber ganz absehe, so komme ich in die herrlichste Geisteswaide hinein, die ich zur Stärkung für meinen Lebensgang sehr gut brauchen kann. Die Betrachtung, daß er so Vieles trägt, gewährt mir den Trost, daß auch ich ihm nicht zu schwer sey, daß es ihm ein Leichtes seyn werde, mir aus allen meinen Sorgen und Beschwerden herauszuhelfen."

— „es birget sich vor ihm die Furcht und Gefahr" (V. 4.) konnte Bengel recht erfahrungsmäßig versichern. Einst nämlich, als ein entsetzliches Hagelwetter ausgebrochen war, stürzte Jemand voll Angst und Schrecken in das Zimmer, in welchem Bengel sich aufhielt, und rief: „Ach, Herr Prälat! es ist Alles verloren!" Er aber trat ganz gelassen vor das Fenster, öffnete es, hob seine Hände empor und flehete: „Halte inn, Vater!" und wirklich ließ von diesem Augenblicke das Gewitter nach.

Zur Melodie vgl. zu Nro. 344.

41. Wie herrlich ist, o Gott.

Das Original: „Wie herrlich ist dein Ruhm" steht im Lüneburger Gesangbuch und hat in einer kräftigeren Fassung zehn Verse, V. 3. u. 10. fehlen. Der 10. Vers lautet:

„Sollt ich Lust, Gold und Ruhm
Stolz zu erringen trachten?
Nein, Herr! wenn du mich kennst,
Mag mich die Welt verachten!
Du bist es, dem zum Dienst
Ich Leib und Seele weih;
Hilf, daß mein Wandel stets
Voll deines Ruhmes sey."

(S. Knapp's Ansichten über d. W. Gesangbuchsentwurf. 1840. S. 3.)

Zur Melodie vgl. Nro. 2.

42. Herr, allwissend und allsehend.

„Der 139. Psalm" — aus des Rothenburger Superintendenten **Lehmus** (Thl. I. 404) Liederwerk: „Davids Psalter nach dem Geiste" vom J. 1762.

Die hiefür vorgezeichnete wohlklingende **Melodie**: Gott, mein Gott, dir will ich singen **a c a a h h cis a** ist aus dem W. Gb. von 1828 aufgenommen, wo sie sich zum erstenmal findet. Sie ist von dem im J. 1820 gestorbenen Präceptor und Musikdirektor Bertsch in Eßlingen auf die im damaligen W. G. befindliche Ueberarbeitung des Gerhard'schen Lieds: „Sollt' ich meinem Gott nicht singen" (Nro. 64.) componirt.

44. O ew'ger Geist, deß Wesen Alles füllet.

Aus J. J. **Rambach's**, Prof. der Theologie in Gießen (Thl. I. 262), „geistlichen Poesien" vom Jahr 1735. Vers 5. des Originals fehlt.

Die **Melodie** g g $\bar{c}$ b b as g as b as f g es, eine der gediegensten im W. Ch., ist aus Freyl. G. 1. Thl. genommen, wo sie im Trippeltakt steht. Sie wurde aber als eine ältere, über die Zeit der Halle'schen Melodien hinaus reichende Melodie ursprünglich im geraden Takt componirt und Freylinghausen erst zog ihr nach dem damaligen Geschmack das Trippelkleid an, das nicht recht zu ihr passen will. Darum ist sie nun wieder im geraden Takt gegeben. Bei Freyl. ist sie dem Lied: „Hier ist mein Herz, o Seel und Herz der Seele" angeeignet. In W. erscheint sie ebenfalls unter diesem Namen erstmals im Choralb. von 1744.

45. Gott ist getreu! sein Herz.

Aus **Liebich's**, Pfarrers zu Erdmannsdorf in Schlesien (Thl. I. 571), „geistlichen Liedern und Oden" vom J. 1768.

Es war das Lieblingslied des ehrwürdigen, nun im Herrn vollendeten Dr. Joh. Christ. Friedr. Steudel, Professors der Theologie und Superintendenten des evangelischen Seminars in Tübingen († 24. Oktober 1837).

Im Tauberthale begegnete einst eine arme Wittwe mit naß geweinten Augen und Wangen einem Priester. Als dieser sie fragte, warum sie denn so heftig weine? antwortete sie ihm, sie habe in ihrer großen Noth gemeint, sie sey von Gott und Menschen verlassen und habe sich deßhalb in die Tauber stürzen und ersäufen wollen. Da habe sie aber aus der Ferne das Lied: „Gott ist getreu!" singen hören, worüber es ihr, als wie ein Wolkenbruch, auf's Herz gefallen und als ein Bach voll Thränen nach den Augen und Wangen gelaufen sey, daß sie die verzweiflungsvolle That nicht habe vollbringen können.

Die **Melodie** g a a h ist keine Stammmelodie, sondern eine von Johann Rudolph Ahle, dem Bürgermeister und Organisten in der sangberühmten thüringischen Reichsstadt Mühlhausen (Thl. I. 433), ursprünglich für den Kunstgesang gefertigte concertmäßige Arie auf M. Burmeisters aus Lüneburg, Rektors in Nürnberg († 1688), bekanntes Sterbelied über die Sehnworte des Elias: „Es ist genug, so nimm Herr, meinen Geist", dessen erster Vers also lautet:

„Es ist genug, so nimm Herr! meinen Geist
Zu Zions Geistern hin,
Lös auf das Band, das allgemächlich reißt,
Befreie diesen Sinn,
Der sich nach seiner Hütte sehnet,
Der täglich klagt, der nächtlich thränet:
Es ist genug!"
(Vgl. Nro. 3243. in A. Knapp's Liederschatz.)

Diese Arie steht als der neunte Satz in dem „dritten Zehn neuer geistlicher Arien" vom J. 1662. Es ist ursprünglich ein herrlicher sechsstimmiger Tonsatz, der von Ahle sehr sinnig behandelt

ist und zu seinen einfachsten und besten gehört. Zuerst tragen die vier höhern Stimmen die Worte: „Es ist genug — — Zions Geistern hin" vor, dann singen die drei tiefern Stimmen in gleicher Melodie die zweite Hälfte des Aufgesangs, die Worte: „Lös auf das Band — — befreie diesen Sinn". Hierauf tragen abwechselnd die drei höhern und die drei tiefern Stimmen die erste und zweite Zeile des Abgesangs vor, so nämlich, daß die drei höhern Stimmen die Worte: „Der sich nach seinem Gotte sehnet" singen, und dann in gleicher Weise die drei tiefern Stimmen die Worte: „Der täglich klagt, der nächtlich thränet"; endlich schließt ein voller sechsstimmiger Gesang aller Stimmen mit der letzten kurzen Zeile: „Es ist genug", die zuerst voll und kräftig gesungen und dann sanft repetirt wird. Obwohl dieß Alles kunstmäßig geordnet ist, so erscheint doch die Melodie, welche in der jedesmaligen Oberstimme liegt, in so faßlicher Gestalt, daß sie leicht im Gemeindegesang heimisch werden konnte und auch bald in denselben übergieng, da sie sehr ansprechend war. So bildete sich aus dieser concertmäßigen Arie durch einige Ueberarbeitung eine Choralmelodie für den Gemeindegesang. Als solcher begegnen wir ihr in Freyl. G. 2. Thl. 1714, dem Liede: „Ich habe g'nug, mein Herr ist Jesus Christ" angepaßt, und in manchen andern Choralbüchern, nur daß der Anfang des Originals, der einen sehr eigenthümlichen, schwierigen Ausdruck hat, verschieden überarbeitet ist.

Neben dieser, aus der Ahle'schen Arie entstandenen Choralmelodie entstanden für das Burmeister'sche Lied: „Es ist genug" noch sechs andere Melodien, von denen eine im W. Ch. von 1721 (Nro. 197.) und eine andere in dem von 1744 (Nro. 362.) sich findet, während das von 1777 gar keine Melodie mehr für dieses Lied enthält. Erst durch das Knecht'sche W. Choralbuch von 1798 wurde die aus der Ahle'schen Arie entstandene Choralmel. in einer Ueberarbeitung vom J. 1726 in Würtemberg eingeführt, bei deren nunmehrigen Harmonisirung im neuesten Choralbuch Palmer mit Recht auf die schöne Stimmführung im zweiten Theil aufmerksam macht, wo derselbe Gesang, der zuerst im Tenor erklingt, nachher vom Alt aufgenommen wird.

46. Gott ist getreu! er selbst hat's oft bezeuget.

Dieses von dem frommen Pfarrer **Muthmann** zu Teschen, nachmaligem ~~Superintendenten~~ zu Pößneck (Thl. I. 251) gedichtete Kernlied erhält erst die wahre und lieblichste Beleuchtung durch die Lebensführungen, die sein Verfasser von sich selbst berichtet. Er bekennt es nämlich selbst, „er habe so viele Zeugnisse von der Treue Gottes erlebt, daß davon ein erwecklicher Traktat geschrieben werden könnte." Das that er denn auch, indem er ein besonderes Büchlein herausgab, das den Titel führt: „Die göttliche Treue, aus vieljähriger eigener Erfahrung bemerkt und mittelst Darlegung einiger Zeugnisse

demüthig erwogen. Pößneck. 1740." Sein Losungswort war auch: „Gott ist getreu!"

Das Thema zu diesem im J. 1738 erstmals in einem Büchlein mit dem Titel: „Einige Scherflein zum Heiligthum" abgedruckten Liede, erhielt aber Muthmann im Traume, als er, in großem Gedränge sich befindend, ein Buch erblickte mit mehreren Kapiteln, über deren einem, das vom göttlichen Trost im Unglück handelte, er die zuvor noch nirgends vorhandenen Worte mit seinem innern Gesichte las:

„Hat dich schon dein lieber Gott / Was verlassen in der Noth, / So bleibt er dir doch getreu / Und macht von der Noth dich frei!"

Nach Vers 7. wollte er mit dem lebendigen Gefühl der Treue Gottes im Herzen „an jedem Ort, auf jeden Fall gewappnet seyn." Den Segen dieses Wunsches hatte er zu erfahren, als er plötzlich in der Kirche vom Schlag getroffen niedersank; da war er gewappnet wider einen bösen schnellen Tod.

Vers 1. dieses Liedes hat seine Kraft erprobt an der Seele des frühern Bürgermeisters Hoffmann von Leonberg, spätern Gründers und Vorstehers von Kornthal in Würtemberg (geb. 19. Dec. 1771, † 29. Jan. 1846), dem Vater des Inspektors Wilh. Hoffmann am Missionshaus in Basel. Als derselbe noch im Stande der Unentschiedenheit war, zwar spürte, daß es anders mit ihm werden müsse und er auch gern anders geworden wäre, aber noch kein rechtes Vertrauen zum Herrn fassen und sich ihm noch nicht ganz hingeben konnte, kam Pfarrer Machtolf von Möttlingen (der als „Calwer Bote" von Schubert in seinem Alten und Neuen. 2. Bd. S. 424 rc. so lieblich geschildert wird) zu ihm auf Besuch. Als ihm Hoffmann auf seinem Heimweg das Geleite gab und über seinen Herzenszustand mit ihm sprach, rief ihm dieser, die Hand auf seine Achsel legend, freundlich die Worte von V. 1. zur Mahnung zu., Die faßten alsbald Hoffmann's Herz im innersten Grunde mit wunderbarer Kraft, also daß es bei ihm nun mit einemmale zur völligen Entscheidung kam. In seinen alten Tagen noch erzählte er den Eindruck dieses Verses, besonders der Worte: „An meiner Treu ermangelt mancherlei — — und schenkt mir doch das Wort: Gott ist getreu" voll tiefer Rührung, und die Thränen liefen ihm dabei aus den Augen, die voll Dankes aufschauten zu der Treue Gottes, welche er nun selbst auch reichlich zu erfahren hatte, besonders in der Gründung und dem Gedeihen der Pietistengemeinde zu Kornthal.

(Mündliche Nachrichten.)

Zur Melodie vgl. zu Nro. 369.

47. Es muß ein treues Herze seyn.

Aus Ebeling's Ausgabe von „P. Gerhardi geistlichen Andachten" vom J. 1667, wo das Lied zum erstenmal erscheint unter dem Titel: „Der 145. Psalm." Im Original, das mit den Worten

beginnt: „Ich, der ich oft in tiefes Leid", gehen acht Verse voran, die übrigens wohl wegblieben.

Die zu diesem Gerhard'schen Liede vorgezeichnete in Würtemberg seit alter Zeit gebräuchliche **Melodie**: „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält" b b g b d̄ c c b, um einen Ton höher gesetzt als das Original, wird Luther ohne allen Grund zugeschrieben; sie findet sich erst im großen Wittenbergischen Gesangbuch von Joh. Keuchenthal, Pfarrer zu Andreasberg, welches im J. 1573 unter dem Titel: „Kirchen-Gesenge, Latinisch und Deutsch — — in den evangelischen Kirchen breuchlich aus den besten Gesangbüchern und Agenden, so für die evangelischen Kirchen in deutscher Sprach gestellet und verordnet sind, zusammenbracht", erschien, und das reichhaltigste und vollständigste unter den Gesangbüchern des sechzehnten Jahrhunderts ist. Es enthält 200 deutsche Gesänge nebst 165 Melodien. Auch das W. gr. Kirch.-G. von 1595 enthält schon diese Melodie. In ersterem befindet sich noch eine andere Melodie: c c d d a c c a. Das Lied, der 124. Psalm, zu dem diese Melodie gefertigt ist, hat Dr. Justus Jonas ums J. 1543 gedichtet. Die erste Strophe lautet:

Wo Gott der Herr nicht bei uns hält,
Wenn uns're Feinde toben,
Und er unsrer Sach nicht zufällt,
Im Himmel hoch dort oben;
Wo er Israels Schutz nicht ist,
Und er selber bricht der Feinde List,
So ist's mit uns verloren.
(Nro. 266. im W. G. von 1741.)

Der 6. Vers des Stammliedes hat sich bei einer christlichen Frau, der mehrere Kinder nach einander gestorben waren, und die nun auch ihren lieben Ehemann zu Grab geleiten sollte, zu besonderem Troste angelegt. Sie trat in die Prozession und fieng an, laut zu singen: „Ach Herr Gott, wie reich tröstest du, die gänzlich sind verlassen" 2c. (Die Liederdichter des W. G. von M. Balth. Haug. 1780.)

48. Gott, vor dessen Angesichte.

Von dem Hannover'schen Prediger J. Chr. **Zimmermann**, der es gedichtet, zuerst mitgetheilt in dem Hannover'schen Gesangbuch vom J. 1740 (Thl. I. 406). Das Original mit sieben Versen, das hier leider in S. Diterichs Verwässerung mitgetheilt ist, ist sehr schön, kräftig und biblisch gehalten. Zur Probe stehe hier der zweite und der Schlußvers des Originals:

„Du bist rein in Werk und Wesen,
Und dein unbeflecktes Kleid,
Das von Ewigkeit gewesen,
Ist die reinste Heiligkeit;
Du bist heilig, aber wir,
Großer Schöpfer, steh'n vor dir
Als in einem Kleid voll Flecken,
Die wir dir umsonst verstecken."

„Hilf, o Vater, unsern Seelen,
Glaubensvoll auf dich zu seh'n,
Deinen ew'gen Weg zu wählen
Und ihn ohne Falsch zu geh'n,
Bis wir mit der sel'gen Schaar
Der Erlösten immerdar,
Heilig! heilig! heilig! singen,
Und die reinsten Opfer bringen."

(S. Knapp's Ansichten zum W. Gesangbuchsentwurf. 1840. S. 5.)
Zur **Melodie** Nr. 572.

49. Gerechter Gott, vor dein Gericht.

Aus J. J. Rambach's „geistlichen Poesien. Gießen. 1735" (Thl. I. 262), fast ganz nach dem Original mitgetheilt, wie es im Hohenlohe'schen Gesangbuch Aufnahme gefunden hatte.

Die vorgezeichnete Melodie: „Es ist gewißlich an der Zeit" g g h a g a a h, ist von Luther. Dieses Adventslied (Nro. 9. im W. G. von 1741) hat Barth. Ringwaldt über den Hymnus: »Dies irae, dies illa gedichtet; es findet sich zuerst gedruckt in dessen: „Evangelia auff alle Sonntag und Fest durchs ganze Jahr" vom J. 1581. Manche wollen nun behaupten, Ringwaldt habe die Melodie nach der des 20. Psalmen auf dieses sein Lied eingerichtet. Nach Olearius im „Liederschatz" soll dieses Lied uralt gewesen und von Ringwaldt bloß verbessert worden seyn, weßhalb denn auch die Melodie für eine alte vorluther'sche zu halten wäre. Es ist aber diese Melodie entschieden die jüngere jonische Weise zu Luthers Lied: „Nun freut Euch, liebe Christeng'mein", die im J. 1535 zum erstenmal erscheint; es geht die Sage, Luther habe sie von einem Reisenden gehört und notirt. Sie erhielt erst später ihren nun gebräuchlichen Namen, weil Ringwaldt's Lied stets darauf gesungen wurde. Im Anhang zum W. gr. Kirch.-G. von 1686, wo dieses Lied zuerst erscheint, steht über demselben: „In seiner Melodey", oder: „Nun freut Euch". Erhard Bodenschatz gibt in seinen »Harmoniae angelicae cantionum ecclesiasticarum« vom J. 1608 eine eigene Weise zu dem Lied: „Es ist gewißlich", die aber nicht in kirchlichen Gebrauch kam.

50. Gott richtet immerdar auf Erden.

Aus der Gedichtsammlung des Diakonus Würkert zu Mittweyda mit dem Titel: „Nordlichter. 1831."

Es ist von A. Knapp bearbeitet und vermehrt; — ein prosaisches Lied und nichts weniger, als ein Kirchenlied.

Zur Melodie s. Nro. 590.

51. Weicht ihr Berge, fallt ihr Hügel.

Aus Ph. Fr. Hiller's Schatzkästlein. 2. Thl. 1767, über den Spruch: Jesaj. 54, 10., wozu Hiller den Ausruf setzet: „Welch' ein Trost!"

Zur Melodie vgl. Nro. 348.

52. Der Herr ist gut, in dessen Dienst wir steh'n.

Aus J. J. Rambach's, Prof. der Theologie in Gießen, „geistlichen Poesien" vom J. 1735; steht auch in den Cöthnischen Liedern vom J. 1766 mit der Ueberschrift: Psalm 25, 8. 9. Die einzelnen Verse sind daselbst auf folgende Bibelstellen gegründet:

V. 1. — Röm. 8, 15.

V. 2. — 2 Mos. 34, 6.
V. 3. — Jak. 1, 17. Joh. 16, 24.
V. 4. — Psalm 3. 6. 7.
V. 5. — Joh. 6, 68. 1 Cor. 15, 58.
V. 6. — Matth. 10, 42.

Die **Melodie** ist von Stiftsorganist Konrad **Kocher** in Stuttgart (Thl. I. 662), ursprünglich auf das Lied: „Es ist nicht schwer, ein Christ zu seyn" componirt. (g ē d c h c a g) ist zuerst im W. Ch. von 1828 erschienen und wurde nun mit der nöthigen Aenderung im Auftakt diesem Lied angepaßt.

53. Wie groß ist des Allmächt'gen Güte.

Aus **Gellert's** „geistlichen Oden und Liedern" vom J. 1757 mit dem Titel: „Die Güte Gottes." Ein's der beliebtesten und überall eingebürgerten Lieder Gellert's, von dem Cramer in der Schilderung seines Lebens bezeugt: „Hatte er unter seinen vielen und trüben Stunden, die meist von seinem siechen Leibe herrührten, eine gute Stunde, so suchte er ganz Empfindung der Religion zu werden und wurde es dann bis zur lebhaftesten Freude über die Güte Gottes und vornämlich über die Wohlthaten der Erlösung."

Ein Prediger besuchte einsmals im Frühjahr 1792 einen fünfjährigen Knaben, der an den Blattern krank lag. Da kam gerade der sonst ziemlich rohe Vater des Knaben nach Haus mit dem Ausruf: „Draußen in der Natur sieht aber jetzt Alles zum Verwundern schön aus!" Hier wandte sich nun der Knabe plötzlich gegen seinen Vater und sagte mit ehrerbietiger Ernsthaftigkeit:

Und diesen Gott sollt' ich nicht ehren
Und seine Güte nicht versteh'n?
Er sollte rufen: ich nicht hören?
Den Weg, den er mir zeigt, nicht geh'n? (V. 4.)

„Seither habe ich," so schließt der Prediger seine Erzählung, „an diesem Vater oft wahrgenommen, daß er dadurch einen unauslöschlichen Eindruck bekommen habe und an Ostern nächsten Jahres war er gründlich erweckt.

(Basl. Samml. Jahrg. 1794.)

Die **Grundgedanken** dieses Liedes sind von Gellert weiter ausgesprochen in seinen „moralischen Vorlesungen." III. Abth. 26. Vorlesung: „Von den Pflichten gegen Gott, als der Quelle aller anderer Pflichten." S. 222—225. 9. Bd.

Zur Beliebtheit desselben hat viel auch die **Melodie**, ēs b g c̄ as f as g es, beigetragen, die ihm **Knecht** im J. 1793 gegeben hat und die sich erstmals im W. Ch. von 1798 neben einer minder gelungenen, von Knecht im J. 1792 gefertigten, und einer dritten, sich allzusehr in chromatischen Gängen bewegenden Melodie von Christmann (1792) findet.

Vor dieser war eine von Carl Ph. Em. **Bach**, Musikdirektor in

Hamburg componirte Melodie: d es d c c f es d b gebräuchlich, die 1758 im Druck erschien. Im W. Gb. von 1828 steht eine Melodie von Kocher aus Es Dur.

54. Singet Gott, denn Gott ist Liebe.

Aus Ph. Fr. **Hiller's** Schatzkästlein. 1. Thl. 1762 über den Spruch 1 Joh. 4, 16.: „Gott ist die Liebe" ꝛc. — „Wie läßt sich doch Gott" setzt Hiller hinzu, „in seinem Worte einen so holdseligen Namen geben. Vor seiner Majestät müßten wir uns fürchten; vor seiner Gerechtigkeit müßten wir verzagen. Zur Liebe dürfen wir uns nahen, mit Bitten und Flehen, mit Danken und Singen."

Zur Melodie vgl. Nro. 132.

55. Abgrund wesentlicher Liebe.

Aus Ph. Fr. **Hiller's** Paradiesgärtlein geistlicher Gebete in Liedern vom J. 1729—31. Hiller dichtete es über das Gebet in Arndt's Paradiesgärtlein II. Class. IV.: „Danksagung für die Liebe Gottes, auch Gebet um dieselbe." Vom Original fehlt V. 3. und 10. ohne Schaden.

Die hiefür vorgezeichnete **Melodie**: „Jesu, du mein liebstes Leben" g a b c d c b a g (Nro. 105. im W. G. von 1741) ist von Johann Schop, dem berühmten Hamburger Tonkünstler, und steht in dem fünften Zehn der himmlischen Lieder Joh. Rist's vom J. 1642, zu welchem Schop die Melodien lieferte. Zum kirchlichen Gebrauch war sie schon in des Vopelius neues Leipziger Gesangbuch von 1682 aufgenommen. Joh. Seb. Bach würdigte sie besonderer Aufmerksamkeit und schmückte sie mit einem vierstimmigen Tonsatz. In W. erscheint sie zuerst im Anhang zum gr. Kirch.-G. von 1711.

57. Getreuer Gott, wie viel Geduld.

Aus dem Hannover'schen Gesangbuch von 1740, von dem Prediger J. Chr. **Zimmermann** zu Hannover gedichtet (Thl. I. 406). In der schlechten Dieterich'schen Ueberarbeitung (Nro. 21. im W. G. von 1791) lauten die Anfangsworte: „Mit welcher Langmuth und Geduld."

Die vorgezeichnete **Melodie**: „An Wasserflüssen Babylon" d e d c h c d c c h ist vom J. 1525 und findet sich bereits in der ersten Ausgabe des Straßburg'schen Kirchengesangbuchs mit der Ueberschrift: „Der 137. Psalm. Super flumina. Ein Klag- und Gelübdpsalm über die Unterdrückung des waren Gottesdiensts von den gottlosen Tyrannen und ernster Begierde den wahren Gottesdienst wieder anzurichten." Nach Mohnike soll der Gesang in der ersten Zeile dem Gesang einer Lerche nachgebildet seyn. Dr. Heinrich Müller erzählt auch in seiner evangelischen Schlußkette (Dom. 15. p. Trinit. S. 1030), daß er eine Lerche gehabt, die ihm

alle Morgen die Melodey dieses herrlichen Kirchengesangs aufs Lieblichste vorgesungen. Die erste Strophe des von Wolfgang Dachstein gedichteten Lieds, des beweglichen Thränenlieds der armen Juden im babylonischen Gefängniß, lautet:

An Wasserflüssen Babylon,
Da saßen wir mit Schmerzen,
Als wir gedachten an Zion,
Da weinten wir von Herzen.
Wir hiengen auf mit schwerem Muth
Die Orgeln und die Harpfen gut
An ihre Bäum der Weiden,
Die drinnen sind in ihrem Land,
Da mußten wir viel Schmach und Schand
Täglich von ihnen leiden.

Dieses Lied sang der fromme Kürschnermeister zu Fraustadt, Martin Herberger, Vater des Dichters von Nro. 599., gar oft und viel bei seiner Arbeit, so daß ihm auch sein Sohn, der erst neun Jahre alt war, als ihm sein gottseliger Vater starb, die schwere Weise ablernte und lebenslang im Gedächtniß behielt. — Es wurde auch von der Zeit der Zerstörung Magdeburgs durch Tilly (10. Mai 1631) alljährlich daselbst am 10. Mai bei der deßhalb geschehenden Buß- und Gedächtnißpredigt vor dem Vaterunser unter der Predigt gesungen.

(Backius im Comment. Psalm. P. III. S. 478.)

G. Wimmer sagt davon: „Es hat dieses Lied eine sehr schöne Melodey, gleichwohl aber wenig Liebhaber, weil es die Wenigsten recht verstehen.“ (Thl. IV. 13).

B. Schöpfung, Erhaltung und Regierung.

58. Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht.

Aus Gellert's „geistlichen Oden und Liedern“ vom J. 1757 mit dem Titel: „Preis des Schöpfers“.

Es ist eigentlich ein poetischer Auszug seiner Abhandlung in den „moralischen Vorlesungen“, 7. Vorlesung. 4. Regel: „Suche immer ein lebhaftes und würdiges Bild von den Vollkommenheiten Gottes in deiner Seele zu entwerfen, dir dasselbe gegenwärtig zu erhalten und es nie ohne Ehrfurcht zu betrachten.“ (S. 181—186.)

Zur Melodie vgl. Nro. 24.

59. Herr, dir ist Niemand zu vergleichen.

Der 104. Psalm aus J. A. Cramer's „evangelischer Nachahmung der Psalmen Davids“. 1769. (Thl. I. 510.)

Die Melodie zu diesem Naturlied ist von Knecht im Jahr 1793 gefertigt und findet sich zuerst gedruckt im W. Ch. von 1798, welches auch eine von Christmann im J. 1792 gefertigte Melodie enthält.

60. Himmel, Erde, Luft und Meer.

Von Joachim Neander gedichtet, als er ums J. 1677 als ein Vertriebener um des Glaubens willen mehrere Sommermonate

lang in der wilden, höhlenreichen Felsschlucht bei Mettmann am Rhein sich aufhielt (Thl. I. 206). Es ist recht aus frischer Naturanschauung heraus gedichtet; die Betrachtung der Werke des großen Gottes stärkte seinen Glaubensmuth.

Das Lied findet sich erstmals gedruckt in seinen Bundesliedern vom J. 1680, wo es die Ueberschrift hat: „Der in Gottes Geschöpfen sich Erlustigende."

In den drei ersten Ausgaben seiner Bundeslieder war es mit keiner **Melodie** versehen. Erst in der vierten Ausgabe vom J. 1689 findet sich für dasselbe die Melodie: c c g g a h c, die man später Neander zuschrieb. Die nun gebräuchliche Melodie: f f f f g a b a ist von G. Christoph **Strattner** und erscheint erstmals in der fünften Ausgabe von Neander's Bundesliedern vom J. 1691, wozu Strattner durchgehends neue Melodien fertigte. Sie wurde bald in der Kirche heimisch, da ihr hüpfend zierlicher Gang im dreitheiligen Takt den Geschmack der damaligen Zeit lebhaft ansprach. Sie findet sich daher schon in Freyl. G. 1. Thl. 2. Ausg. 1705. In W. wurde sie erst durch das Choralbuch von 1744 bekannt; die frühern Choralbücher hatten gar keine Melodie für dieses Lied; selbst das von 1777 läßt sie wieder weg und erst Knecht verschaffte ihr im J. 1798 Eingang, wenn gleich das Ch. von 1828 sie wieder verdrängen wollte, indem es statt dieser eine neue von Fr. Silcher erfundene enthält.

61. Gott! Erd' und Himmel sammt dem Meer.

Aus der von dem Pfarrer der deutschen Brüdergemeinden in Böhmen, Mich. **Weiß**, besorgten Liedersammlung der **böhmischen Brüder** unter dem Titel: „Ein neu Gesangbüchlein gedruckt zu Jungen Bunzel in Böhmen. 1531." (Thl. I. 61.)

Die **Melodie**: „Gott, Vater, Herr, wir danken dir" **e e e h cis d cis h**, die für dieses Lied vorgezeichnet ist, findet sich in allen ältern W. Ch. bis zum J. 1777. Das Trinitatislied, worauf sie componirt ist, ist uralt und wird, wiewohl mit Unrecht, Luther zugeschrieben. Die erste Strophe lautet:

Gott, Vater, Herr, wir danken dir, Ernährest uns so mildiglich,
Daß du uns b'hütest für und für, Bewahr uns fürans gnädiglich.
(Nro. 77. im W. G. v. 1741.)

63. Tritt her (hin), o Seel', und dank dem Herrn.

Aus des **Angelus Silesius** (Thl. I. 185) „heiliger Seelenlust" vom J. 1657, wo dieses Lied die Ueberschrift hat: „Sie (nämlich — die Seele) danket Gott für viel empfangene Wohlthaten."

Das **Original** hat bei jedem Verse, deren es im Ganzen fünfzehn sind (V. 3. 4. 6. 12. 13. fehlen), den schönen Refrain:

„Dank ihm jetzt und zu allen Zeiten
Dafür mit tausend Innigkeiten."

Aenderungen und Weglassungen wurden meist nur durch das dogmatische Interesse nöthig, weil durchweg in diesem Lied Gott Vater und Gott Sohn vermischt sind, wie es z. B. V. 3. heißt: „Er hat sogar sein's Herzens Blut für deine Schuld vergossen", während V. 4. also fortfährt: „D'rauf hat er dich zum Kind und Sohn als Vater angenommen". Doch sollte V. 12. nicht fehlen:

Der Himmel ist für dich gemacht
Mit allen seinen Schätzen;
Er wart't mit seiner Lust und Pracht,
Vor all'n dich zu ergötzen.

Der 11. Vers im W. G. steht nicht im Original, das mit dem hier als V. 10. stehenden Vers schließt, wobei der Refrain dann so lautet:

„Drum dank ihm stets zu allen Zeiten,
Und viel mit tausend Innigkeiten."

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Ich dank dir schon durch deinen Sohn" f f f b g a h c, ist, wiewohl nicht über allem Zweifel erhaben, von Michael Prätorius, dem berühmten Kapellmeister und Kammerorganisten am Braunschweig-Lüneburger Hof (Thl. I. 116. 411), zwischen den Jahren 1596 und 1621, in welche Zeit seine musikalische Thätigkeit fällt, auf sein eigenes Morgenlied erfunden, dessen erste Strophe so lautet:

Ich dank dir schon durch deinen Sohn,
O Gott für deine Güte,
Daß du mich heint in dieser Nacht
So gnädig hast behütet.

Einige schreiben es dem als Kapellmeister zu Schleswig im J. 1643 verstorbenen Sartorius zu, wobei jedoch leicht eine Namensverwechslung vorgekommen seyn mag. Es ist zu bedauern, daß diese beliebte Melodie im W. Ch. nicht im alten Drittelstakt wiedergegeben ist. Sie erschien in W. zuerst im Anhang zum gr. Kirch.-G. von 1711.

64. Sollt ich meinem Gott nicht singen.

Eins der schönsten Lieder P. **Gerhard's** (Thl. I. 152). Es findet sich zuerst in Dr. Heinrich Müller's geistlicher Seelenmusik vom J. 1659. Der 8. Vers des Originals ist ohne Schaden weggelassen.

Ein Alter nennt es: „Gerhard's herzfreudiges Danklied vor die unendliche Liebe Gottes", Schamelius gibt ihm den Titel: „Die göttlichen Wohlthaten" und Balthasar Haug weist passend darauf hin: „Wer P. Gerhard's Schicksale betrachtet, wird sich in den Verstand der Worte dieses Lieds von V. 5. an desto leichter finden." Gabriel Wimmer sagt in einer besondern, über dieses Lied geschriebenen Schrift: „Es ist gewiß eines von den besten Gerhard'schen Liedern, es machet „das Herz eines andächtigen Sängers mitten in allem Kreuz fröhlich „und getrost, führet ihm die Hauptwohlthaten Gottes ordentlich zu „Gemüthe und erinnert ihn zuletzt seiner schuldigen Gegenliebe, ist „also gleichsam ein Uhrwerk, das da helle schläget, richtig weiset und

„deutlich wecket." Am meisten zu diesem Liede paßt auch, was **Dr.** Treuer in seiner Ausgabe von Gerhard's Liedern vom J. 1708 über dessen Lieder überhaupt sagt: „Die schwere Trübsalen, in die er gerathen, hätten ihn wohl eher zum Heulen, als zum Singen bringen mögen. Allein wie er in seinem Leiden gutes Muths gewesen, also hat er bei dem guten Muth den Befehl beobachtet: „„Ist Jemand guten Muths, so singe er Psalmen"" (Jak. 5, 13.). Hiernächst so sind ihm seine Reimen nicht nur von den Lippen, sondern auch aus dem Herzen geflossen. Nicht minder ist offenbar, daß, ob er schon mit diesen Psalmen den Glauben und die Freude seines Herzens gestärkt, er dennoch dieselbe nicht sowohl zum Glauben und Freude seines Herzens, als aus sothanem Glauben und Freude gestellet und gesungen hat. Woher dann geschieht, daß, wie sie von Herzen gegangen, also dieselbe auch wieder zu Herzen gehen und ein Feuer in der Seele anzünden können."

Für Letzteres zeugen auch folgende Geschichten:

Unter der Regierung des Herzogs Carl von Würtemberg ward einst durch Hofränke ein in guten Ehren stehender Mann seines Amtes entsetzt und verlor sein Brod, so daß er genöthigt war, in seinen Mutterort, ein kleines Dörflein, sich zurückzuziehen und dort endlich gar das Amt eines Nachtwächters zu übernehmen, nur um sich durchzubringen. Da rief er nun bei jeder Stunde, die er des Nachts als Wächter zu rufen hatte, jedesmal noch nach dem gewöhnlichen Stundenruf den Refrain dieses Liedes: „Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb' in Ewigkeit". Diese Worte waren sein Stecken und Stab, an dem er festhielt in seinem Jammer und Unglück, und so tröstete er sich allzeit deß, daß Gottes Liebe ewig währe. So hatte er es nun schon manches Jahr getrieben, da übernachtete einsmals in seinem Orte ein hochgestellter herzoglicher Beamter. Als der den Nachtwächter jede Stunde so rufen hörte, fiel es ihm auf und er fragte nach der Person dieses Nachtwächters; nachdem er aber Alles über denselben wohl erkundet hatte, hinterbrachte er die ganze Sache dem Herzog. Dieser, gerührt durch diesen Vorgang, gab dem Mann, der sein Vertrauen auf Gottes Liebe gesetzt, wieder Brod und Amt. Der Winter hatte nun für ihn ausgeschneiet und es trat der schöne Sommer ein (V. 10.). Zeitlebens sang jetzt dieser Mann zu seinem Morgengebet voll herzlichen Dankes: „Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb' in Ewigkeit."

(Mündliche Nachrichten.)

Der edle, fromme Prediger **Dr.** Gottfried Jakob Jänisch zu Hamburg († 1781) pflegte als ein frommer Hausvater bei allen merkwürdigen Ereignissen seines Lebens, besonders am Anfang und Schluß eines jeden Jahrs, seine Familie zum Lobe des gütigen Gottes zu ermuntern und dabei jedesmal an seinem Flügel unter Vergießung vieler Freudenthränen dieses Lied zu singen.

(Nachrichten vom Leben und Ende gutgesinnter Menschen von Feddersen. 5. Band. S. 255.)

So erzählt auch der bekannte Hymnologe und Biograph Paul Gerhard's, Langbecker in Berlin, dieses Lied sey seines Vaters Lieblingslied gewesen. Derselbe habe es oft mit tiefer, inniger Bewegung seines Herzens gesungen, so daß er manchesmal bemerkt habe, wie demselben beim Singen die Thränen über die Wangen rollten.

Die Frau des Prälaten Hochstetter zu Bebenhausen, Brigitta Rosina, geb. Hiller, eine nach ritterlich gekämpftem, schwerem Glaubenskampfe vor Gott herrlich gekrönte Christenseele, lag auf ihrem Sterbebette längere Zeit in schweren Anfechtungen um die Gnade Gottes und ihre Seligkeit. Sie wurde aber durch des Geistes Kraft herrlich erneuet, so daß sie plötzlich anfieng, auszurufen: „Nun hab' ich in Christo obgesieget." Gleich darauf verordnete sie zu ihrem Leichentext 1 Mos. 32, 26. und ließ sich dieses Lied vorlesen, mit welchem sie dann auch noch oftmals bis an ihr Ende (9. Sept. 1725) Gott herzlich dankte für alle seine Wohlthaten.

(Pregizer's gottgeheiligte Poesien. 1725. S. 273 f.)

Ein östreichischer Deserteur, katholischer Confession, nährte sich in Schlesien bei einem Buchbinder mit Handarbeiten. Im Dienst dieses Buchbinders stand nun eine gottselige Magd, die gar oft ihre Freude an Gott durch Singen von Lobliedern aussprach und meist dieses Lied sang. Ihr fröhlicher Blick und Gesang war aber dem Soldaten unerträglich, ja machte ihn oft ganz wüthend. Eines Tags gieng die Magd in den Keller, und sang gerade dieses Lied: „Sollt ich meinem Gott nicht singen?" Der Soldat begegnete ihr und voll Wuth griff er nach einem Hackmesser, sie zu ermorden. Die Magd aber blickte ihn festen, ruhigen Blickes an, so daß er ganz außer Fassung kam und das Messer wegwarf. Er geht hinauf in die Stube, wo der Buchbinder arbeitet, schreitet lange in innerem Kampfe auf und ab, endlich aber bricht er sein Stillschweigen, gesteht sein böses Vorhaben und spricht: „Ich bitt Ihn, lieber Meister, schenke Er mir jenes Bild" — einen gekreuzigten Christus — „ich will damit in den Wald hinausgehen und es auf den Knieen so lange küssen, bis ich so selig bin, wie Ihr." Der Meister aber sagte ihm: „Falle Er nur jetzt gleich mit mir zu den Füßen des Gekreuzigten nieder und rufe Er ihn selbst, nicht sein Bild, um Vergebung der Sünden an!" Nun fielen Beide auf ihre Kniee, und während der Buchbinder voll Inbrunst für die Seele des armen Menschen betete, empfand dieser etwas von der Liebe Gottes in seinem Herzen und stand getröstet auf. Von nun an lebte er in der Liebe Gottes und stimmte täglich von Herzen in die Dank- und Freudengesänge der frommen Familie über Gottes erbarmende Liebe ein.

(Erzählungen aus dem Reiche Gottes von Glaser. 1842. Nro. 429.)

Dieses Lied war auch das Lieblingslied des Kanzlers und Premierministers zu Zerbst, August Gotthilf v. Koseritz.

Die **Melodie** d f a d d cis d d, ist von Johann Schop,

dem Hamburger Tonmeister (Thl. I. 422), im J. 1641 zu Hamburg componirt. Sie steht im ersten Zehn der himmlischen Lieder Johann Rist's, vom J. 1641, worin die Fest- und Passionsgesänge enthalten sind, welche Schop alle mit Melodien bedachte. Es ist ursprünglich ein Ostergesang, von Schop auf das Osterlied Rist's gedichtet, dessen erster Vers so heißt:

„Lasset uns den Herren preisen
O! ihr Christen überall,
Kommet, daß wir Dank erweisen
Unsrem Gott mit süßem Schall.
Er ist frei von Todesbanden
Simson, der vom Himmel kam,
Und der Löw aus Juda's Stamm,
Jesus Christus, ist erstanden.
Nun ist hin der lange Streit;
Freue dich, o Christenheit."

Diese Weise kam schon durch das Lüneburger Gesangbuch von 1661 in kirchlichen Gebrauch. Joh. Seb. Bach hat sie mit einem vierstimmigen Tonsatz geschmückt. Die jetzige Fassung ist eine starke Ueberarbeitung des Originals im dreitheiligen Takt. In W. erscheint sie zuerst im Gb. von 1744. Schon bei Nro. 42. ist eine neuere Parallelmelodie erwähnt. Eine ältere Parallelmelodie g g a b c b a a findet sich im W. Gb. von 1744 (Nro. 151.); in das von 1777 wurde letztere aber nicht mehr aufgenommen.

65. Mein Gott, du bist und bleibst mein Gott.

Aus Benj. **Schmolke's**: „Bochim und Elim oder neue Sammlung von Trauer- und Trostliedern. 1731" mit der Ueberschrift: „Gott, mein Gott!" Ein Jahr zuvor war Schmolke vom Schlag gerührt worden, und als er dieß dichtete noch lahm an seiner linken Seite (Thl. I. 398).

Vom Original fehlt V. 4., und V. 8. und 9. ist in den Schlußvers zusammengezogen.

Zur Melodie vgl. Nro. 461.

66. Ich singe dir mit Herz und Mund.

Eins der ältesten Lieder von P. **Gerhard**; es steht schon im Berliner Gesangbuch vom J. 1653.

Es war das Lieblingslied des berühmten Künstlers Winkelmann noch nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche in Italien. So rührend und sehnlich war dieses Lied aus dem Lande seiner Kindheit in seiner Seele nach Italien hinübergeklungen, daß er sich ein protestantisches Gesangbuch nach Italien kommen ließ, um sich an diesem Liede täglich erbauen und erquicken zu können. Gar weh that es ihm deßhalb, ja entrüstete ihn, als er in diesem Gesangbuch das alte, liebe Lied nicht mehr fand.

Vers 9. bewegte der fromme Johannes Kullen, Vorsteher an der Töchteranstalt zu Kornthal in Würtemberg seit dem Jahr 1819, früher Schulmeister in Metzingen, im September 1842, da er auf dem Sterbebette lag, gar oft und angelegentlich in seinem Herzen. „Dann" — setzte er hinzu — „dann ist es aus mit den

größten Schmerzen, mit denen über die Sünde, aus mit allem Kampf und Leid, denn wer ein vollendetes Gewissen hat, der ist schon selig."
(Süddeutscher Schulbote. 1843. Nro. 1.)

Mit Vers 17. und 18. tröstete Spalding den bekannten Sulzer auf seinem Sterbebett bei heftigen Schmerzen, die er durchzumachen hatte. Auf das antwortete Sulzer, indem er seine Hand in die Höhe hob und seine Augen von Freude und Rührung glänzten: „O es ist herrlich, herrlich, das zu wissen und zu empfinden." Hierauf ließ er sich dann noch mit großer Bewegung gegen die aus, die ihren Witz darauf verwendeten, diese Stützen der Tugend und des Trostes einzureißen.
(Nachrichten vom Leben und Ende gutgesinnter Menschen von Federsen. 3. Band. S. 160.)

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Lobt Gott, ihr Christen allzugleich" f c c c c d c h a, ist von Nik. Hermann, dem frommen Cantor zu Joachimsthal (Thl. I. 75), für seine Schuljugend componirt, und steht gedruckt in seinen „Evangelia auf alle Sonn- und Festtage. Wittenb. 1560." Es ist eine fröhlich anmuthige Weise, übrigens ursprünglich nicht zu dem von Hermann selbst gedichteten Weihnachtslied: „Lobt Gott, ihr Christen" (Nro. 24. im W. G. von 1741) verfertigt, sondern zu einem „christlichen Abendreien vom Leben und Amt Johannis des Täufers für christliche und züchtige Jungfräulein". In W. zuerst im Störl'schen Choralbuch von 1711; nun ist sie vom G in F herabgesetzt, damit die vier gleichen Quinttöne am Anfang besser gesungen werden können. Auch Joh. Crüger lieferte im J. 1640 eine Melodie, die aber nicht lange im kirchlichen Gebrauch war.

67. Alles ist an Gottes Segen.

Dieses Lied eines unbekannten Verfassers ist jedenfalls vor dem J. 1673 gedichtet. Im Hirschberg'schen Gesangbuch vom J. 1752 wird der Basler Kirchenlehrer Joh. Kohlros († 1558) als Verfasser angegeben. Liebler hat dieses Lied ins Lateinische übersetzt. Es steht zuerst im Nürnberger Gesangbuch mit der Vorrede von Joh. Saubert vom J. 1676.

Schamelius gibt in seiner Liedererklärung die Ueberschrift: „Anfang der Woche und aller Verrichtungen. Ein Herz, das in Hoffnung fröhlich ist. Ist auch das schöne Sprüchwort: „„An Gottes Segen ist Alles gelegen.""

Ueber den an der Spitze stehenden Grundgedanken des Lieds: „Alles ist an — Gnad gelegen" äußert sich Schamelius gar köstlich also:

„Alles" — Gott ist das rechte cornu copiae, Schatzkasten und Speicher.

„Segen" — das Wort „Segen" ist das schönste im alten, das Wort „ewige Leben" das schönste im neuen Testament.

„Gnad" — wie der Leib keinen Augenblick ohne Luft, so kann auch der Geist keinen Augenblick ohne Gottes Gnade seyn; ohne Gnaden sind wir ein Schloß ohne Mauern. Alles liegt daran im Glauben, Gebet, Leben, Leiden und Sterben.

Zu Vers 5. sagt er: „Was (V. 4.), wie, wenn Gott will" — diesen Triangel behält Gottes heilige Vorsehung für sich; störest du ihn darin, was wird's dich helfen? (Pred. 3, 1—8. Hiob 11, 10. Psalm 39, 10—12.)

Die **Melodie** g g $\bar{d}$ h $\bar{c}$ $\bar{d}$ h g hält J. E. Häuser für eine der „geistlichen Arien" des im J. 1673 verstorbenen Bürgermeisters und Organisten Joh. Rudolph Ahle zu Mühlhausen (Thl. I. 433), welche der Conrektor Georg Bernhard Beutler zu Mühlhausen, ein thätiger Freund der Tonkunst, im J. 1799 nebst den Gesängen Eccard's und Burgk's, den andern berühmten Sangmeistern Mühlhausens, für den neuern Bedarf eingerichtet hat. Carl v. Winterfeld aber behauptet, die Ahle'sche Weise sey bald mit andern Melodien vertauscht worden, weil sie keinen Anklang fand. So wie wir diese Melodie nun haben, steht sie in dem „allgemeinen Choralbuch von J. G. Schicht, Cantor an der Thomasschule zu Leipzig. 1819." Sie ist voll heiterer und freundlicher Klänge. Im alten Eßlinger Choralbuch findet sich eine andere Melodie: b f g a $\bar{b}$ $\bar{c}$ $\bar{c}$ $\bar{b}$ b, die auch ins W. Ch. von 1828 aufgenommen wurde; noch eine dritte ältere Melodie d d e e fis g a g g gibt das W. Ch. von 1744; sie fand aber kein Bürgerrecht und blieb deßhalb im Choralbuch von 1777 schon weg und man sang das Lied nun, wie zuvor, auf die Melodie: „Ach, was soll ich Sünder machen".

68. Ich weiß, mein Gott, daß all mein Thun.

Dieses Lied ist dem Gott vertrauenden P. **Gerhard** so recht aus der Seele gegangen. Der leitende Gedanke ist aus Jer. 10, 23. entnommen. In Ebeling's Ausgabe der Gerhard'schen Lieder von 1666 trägt es die Ueberschrift: „Um Glück und Segen zu allem christlichen Vorhaben".

Vom Original, das 18 Verse hat, fehlen V. 3—7. 9. 12. Der Aufnahme werth wären V. 3. 5. 9. gewesen (vgl. Nro. 234. im W. G. von 1741).

Dr. Göze zu Lübeck gab es seinem Sohne Gottfried Christian Göze, als derselbe im J. 1719 die Universität Leipzig bezog, zum täglichen Gebete mit.

(G. Wimmer. Thl. II.)

Vers 5. (Orig. V. 11.), der an Gamaliels Worte (Ap.Gesch. 5, 38. 39.) erinnert, hat die Gemahlin des Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn Friedrich v. Neßmitz, geb. von Ende, als eine fromme Mutter bei Versorgung ihrer Kinder stets im Herzen gehabt.

(Langbecker.)

Zur **Melodie** vgl. Nro. 268. Das W. Gb. von 1744 führt für dieses Lied zwei eigene Weisen auf, die aber das von 1777 wegläßt, indem es bei diesem Lied auf: „In dich hab ich gehoffet" verweist.

69. Gott der Macht, in deinem Ruhme.

Aus des Herrenhuter Predigers Carl Bernhard **Garve's** „christlichen Gesängen. Görlitz. 1825" (Thl. I. 616).

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Ach! wann werd' ich dahin kommen" d e f e f g a a ist ursprünglich auf das von Johann Christoph Kohlhanns, Rektor zu Coburg († 1677), gedichtete Lied:

„Ach! wann werd' ich dahin kommen,
Daß ich Gottes Angesicht
Schau, und was er hat den Frommen
In dem Himmel zugericht't."
(Nro. 202. im W. G. von 1741)

componirt und findet sich im W. Gb. von 1744, — eine der damals so beliebten Mollmelodien, aus D moll, von ernstem, kräftigem Charakter (vgl. auch zu Nro. 398.).

70. Du bists, dem Ehr' und Ruhm gebührt.

Das Original: „Du bists, dem Ruhm und Ehre gebühret" unter **Gellert's** geistlichen Oden vom J. 1757 als „Danklied" aufgeführt, ist ungleich schöner, biblischer und kräftiger, als diese Ueberarbeitung aus den 1780er Jahren. Es hat 13 Verse und ein anderes Metrum. Zur Probe mögen einige Verse hier stehen:

V. 2. (ausgelassen.)
Wenn Noth zu meiner Hütte sich nahte:
So hörte Gott, der Herr, mein Fleh'n
Und ließ nach seinem gnädigen Rathe
Mich nicht in meiner Noth vergeh'n.

V. 3. (im W. G. auch V. 3., da V. 6. des Originals als V. 2. eingeschoben ist.)
Ich sank in Schmerz und Krankheit darnieder,
Und rief: O Herr, errette mich!
Da half mir Gott, der Mächtige, wieder,
Und mein Gebein erfreute sich.

V. 5. (5)
Wenn ich, verirrt vom richtigen Pfade,
Mit Sünden mich umfangen sah,
Rief ich zu ihm, dem Vater der Gnade,
Und seine Gnade war mir nah.

V. 6. (2)
Um Trost war meiner Seele bange,
Denn Gott verbarg sein Angesicht.
Ich rief zu ihm: Ach Herr, wie so lange?
Und Gott verließ den Schwachen nicht.

V. 9. (7)
Dir dank ich für die Güter der Erden,
Für die Geschenke deiner Treu'.
Dir dank ich, denn du hießest sie werden,
Und deine Güt' ist täglich neu.

V. 11. (9)
Erhebt ihn ewig, göttliche Werke!
Die Erd' ist voll der Huld des Herrn.
Sein, sein ist Ruhm und Weisheit und Stärke,
Er hilft und er errettet gern.

V. 12. (10)
Er hilft. Des Abends währet die Klage,
Des Morgens die Zufriedenheit.
Nach einer Prüfung weniger Tage
Erhebt er uns zur Seligkeit.

Es ist das Lieblingslied des ehrwürdigen, im Dienste des Reichs Gottes und besonders der Bibelsache ergrauten Dr. C. F. A. Steinkopf, Predigers an der deutsch evangelischen Gemeinde in der Savoy

zu London und Gründers der Stuttgarter Bibelgesellschaft (geb. zu Ludwigsburg 7. Sept. 1773).

Zur Melodie vgl. Nro. 31.

73. Unerforschlich sey mir immer.

Von Dr. Johann Andreas **Cramer** gedichtet, der selbst in dem hier ausgesprochenen Gott ergebenen, kindlich demüthigen Glaubenssinne seine eigenen dunklen Wege gieng, auf die ihn Gott führte, als er wegen seines Freimuths im J. 1771 seine Hofpredigerstelle zu Copenhagen und bald darauf in Einem Jahr, 1777, zwei erwachsene Töchter und seine inniggeliebte Frau verlor (Thl. I. 512).

Zur Melodie vgl. Nro. 559.

74. Mein Gott, wie bist du so verborgen.

Aus Salomo **Frank's**, Consistorialsekretärs zu Weimar (Thl. I. 325), „geistlichen und weltlichen Poesien. 2 Theile. Jena 1711 und 1716."

Gar schön stimmt der Refrain dieses Liedes: „Mein Vater, führ mich immerdar, nur selig, wenn auch wunderbar" zu dem Wahlspruch Frank's: „non mortale est, quod opto" = „nichts Sterbliches (Sichtbares 2 Cor. 4, 18.) ist es, was ich bitte und wünsche."

Zur Melodie vgl. Nro. 368.

Engel.

76. Du Herr der Seraphinen.

Aus Benj. **Schmolke's** Liederwerk: „Der lustige Sabbath in der Stille zu Zion mit heiligen Liedern gefeiert. Jauer. 1712" mit der Ueberschrift: „Die Gott geheiligte Engelfreude. Am Festtage St. Michaelis."

Vom Original fehlen ohne Schaden V. 3. 9. und aus V. 5. und 6. ist V. 4. gebildet.

Zur Melodie vgl. Nro. 571.

III. Sünde und Erlösung.

---

78. Durch Adams Fall ist ganz verderbt.

Von Lazarus **Spengler** (Thl. I. 67) als ein wahrhaftes Lehr- und Bekenntnißlied des evangelischen Glaubens zu Nürnberg im J. 1524 gedichtet.

In der Epitome Form. Concord. art. I. de peccato ori-

ginis. Edit. Rechenberg. Pag. 574 (Edit. Pfaff Pag. 668) wird dieses Lied von der gänzlichen Verdorbenheit der menschlichen Natur angezogen, indem gegen Solche (gegen die Synergisten) geeifert wird, so da lehren, es sey gleichwohl nicht ganz und gar alles Gut's, was zu göttlichen, geistlichen Sachen gehöret, verloren, und es sey nicht so, **sicut ecclesia canit** (wie man in unserer Kirchen singet):

Lapsus Adae, vi pessimâ
Humana tota massa,
Natura et ipsa essentia
Corrupta, luce cassa etc.

In der Note steht sofort: „**versio germanica exstat in cantica**": „Durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich Natur und Wesen". Darnach könnte man fast vermuthen, dieses Lied sey bloß die deutsche Bearbeitung eines alten lateinischen Lieds. Dem ist aber nicht so. Vielmehr ist das ursprünglich deutsch gedichtete Lied bald ins Lateinische, ebenso später auch ins Griechische, Französische, Böhmische und Niederdeutsche übersetzt worden.

In dem ältesten in W. gebräuchlichen Gesangbuch, das 1560 zu Straßburg mit einer Vorrede Mart. Bucer's herauskam, ist über demselben zu lesen: „Ein gar schriftliches, schönes Lied von dem Fall Ade, Erlösung unseres Herrn Jesu Christi und dem seligen Trost, den in ihm alle Christen haben, auch von dem elenden, ewigen Verderben deren, die neben ihm und seinem heiligen Wort ein anderen Trost suchen." Bunsen nennt es ein „kräftiges Lied von Christo, dem zweiten Adam und Erneurer der menschlichen Natur."

Gabriel Wimmer theilt in seiner Liedererklärung (Thl. III. S. 253) dieses Lied, dessen Inhalt er mit den Worten angibt: „Der gefallene und wieder aufgerichtete Mensch" in die drei Theile: „Der Fall, V. 1. 2.; des Gefallenen Aufrichtung, V. 3—7.; des Aufgerichteten Bezeugung, V. 8. 9."

Folgendes ist der biblische Grund desselben:

Vers 1.: Röm. 5, 12. 1 Mos. 6, 5. Psalm 14, 3. 51, 7. — Hiob 15, 14. — Weish. 16, 12. — Röm. 5, 18. 19. — 2 Cor. 11, 3. — 1 Mos. 2, 17. Eph. 2, 3.

Vers 2.: 1 Mos. 3, 4. 1 Tim. 2, 14. — Sir. 25, 32. — Röm. 8, 3. Ebr. 2, 14. 15. Joh. 3, 16. — Röm. 3, 25. — 1 Joh. 4, 9.

Vers 3.: Röm. 5, 14—19.

Vers 4.: Röm. 8, 32. — 5, 10. — Hos. 13, 14. — Psalm 27, 1. Joh. 5, 24. 8, 51. 52.

Vers 5.: Joh. 14, 6. 12, 46. 1, 2. — Joh. 6, 40. 1 Petr. 2, 6. — Joh. 10, 28.

Vers 6.: Jer. 17, 5. Psalm 119, 155. 146, 3. — Ap.Gesch. 4, 12. — Tob. 6, 7.

Vers 7.: Jes. 49, 23. Psalm 25, 3. — Jes. 26, 4. — Ap.Gesch. 14, 22. — Psalm 125, 1. — Psalm 37, 39.

Vers 8.: Psalm 119, 43. Jer. 15, 16. — 1 Petr. 1, 13. — Joh. 8, 51.

Vers 9.: Psalm 119, 105. — 2 Petr. 1, 19. — 1 Cor. 2, 12. 2 Cor. 4, 6. — Tit. 1, 2. — Röm. 5, 5.

In dem Vers 6. und 7. ausgesprochenen Sinn schreibt der fromme Stadtschreiber Spengler auch an den wackern Markgrafen Georg von Brandenburg-Anspach und ermuntert ihn bei den Prüfungen, die er erduldete, standhaft zu seyn und auf Gott sein Vertrauen zu setzen, es auch immer zu bedenken, daß Christen müssen geprüft werden und Kreuz der Probierstein sey, ob ihr Glaube auch ächter Art. Nachdem er ihn dann treuherzig ermahnt, als ein christlicher Fürst männlich und beständig zu verharren, so sagt er ihm eben so treuherzig, er solle sich nicht auf seine eigenen Verdienste, Geschicklichkeiten und Kräfte verlassen, sondern demüthig bleiben, Gott fürchten und seiner Barmherzigkeit alle Kraft des Guten zuschreiben, weil doch Alles, wenn einer etwas Großes ausrichten wolle, auf Gottes Erbarmen ankomme. Daher empfahl er ihm auch den biblischen Ausspruch zum Andenken: „Wenn du dich nicht beständig in der Furcht des Herrn halten wirst, wird dein Haus bald verstöret werden."

So schreibt Spengler auch an den Rath zu Memmingen: „Was kann Euch Rühmlicheres widerfahren, als um Eures Seligmachers willen Widerwärtigkeit zu leiden. Welcher Mensch, welcher Christ und Obrigkeit wollte doch nicht stark, kühn und unerschrocken seyn, wenn er Gott vertraut und weiß, daß er ihm auch sein Beschützer, Trost und Hülfe ist, und daß wider sein heiliges Wort keine menschliche Gewalt, ja die Pforten der Hölle nichts vermögen. Es ist fürwahr ein groß Ding, Gott zu bekennen, hinwiederum das erschrecklichste, verdammlichste Werk, Gott und sein Wort zu verläugnen. Werden wir Christum und sein Wort fahren lassen, so verlieren wir gewißlich den Anker, daran wir uns als unser einiges Heil erhalten und so wir fallen, wieder hätten aufstehen, auch zu dem sichern Hafen reichen mögen."

Avenarius erzählt von einem Menschen aus einem reichen, vornehmen Geschlecht, der um seine Mittel kam und unglücklich war in Allem, was er anfangen wollte. Da kam nun derselbe Mensch darüber in solche Traurigkeit, daß er den verzweifelten Gedanken faßte, sich selbst des Morgens mit dem Degen im Bette zu ermorden. Nun fügt es aber Gott, daß seine Schwester, die frühe aufgestanden war und ihren Verrichtungen nachgieng, vor sich her dieß Lied im Hause umher sang. Als sie an seiner Kammerthüre vorbeigieng, sang sie gerade mit fröhlicher Stimme: „Wer hofft auf Gott &c." (V. 7.). Da ward dem Bruder, der diesen Vers die Schwester so getrost singen hörte, das Herz für den guten Inhalt des Gesangs aufgethan und seine ganze Betrübniß entwich. Von Herzen beschämt und voll großer Reue bat er Gott seine Sünde ab, ward von nun an in seinem Herzen

getrost und ruhig, und erfuhr dann bald auch den Beistand, den Gott Allen verheißen hat, die sich auf ihn verlassen. Gott ließ ihn wieder zu guten Mitteln gelangen.

(Avenarius Liederkatechismus mit raren Historien &c. 1714. — Gotthold's zufällige Andachten. 1. Hundert. 7. Andacht, von Scriver.)

Advokat Joh. Fr. Reinhard zu Altenburg († 1652) hatte sich den Vers 7. zum Leichentext gewählt, wozu ihn dieses veranlaßte: Er hatte nach seiner Eltern Tod wenigen und schlechten Vorrath und mehr nicht, als zween Groschen. Als er nun darüber in kümmerliche Gedanken gerieth, wie er sich erhalten wollte, fiel ihm dieser Vers ein, den er mit herzlicher Andacht sang und damals alsbald zu seinem Leichentext erwählte, auch den Trost daraus schöpfte, Gott werde ihn unerachtet seines geringen Vermögens dennoch wohl versorgen. Und solche Hoffnung hat ihn nicht zu Schanden werden lassen.

(Feinler Theatr. mor. pag. 173.)

Bei Vers 8. ist wichtig, nachzulesen, was Spengler selbst, nachdem er sich von einer schweren Krankheit erholt hatte, an Veit Dietrich schreibt: „Ich bin in des Herrn Zuchtschule gewesen und habe da gelernt, wie süß, wie gütig und voller Barmherzigkeit der Herr ist gegen Alle, die ihn mit Vertrauen anrufen, welch hoher Trost, Freude und Erquickung es auch ist, wenn Gott einen Christen in seinem Wort bis auf dieß Angststündlein bewahrt. Ich befehle mich nun fürs Weitere der Beschirmung deß, der gesagt hat: „„Fürchte dich nicht! die Haare auf deinem Haupte sind gezählet.““

(Nachrichten vom Leben und Ende gutgesinnter Menschen v. Feddersen. 5. Band. S. 25—32.)

Die im W. Gb. befindliche und sonst auch am weitesten verbreitete **Melodie** a a a g a f e d findet sich zuerst in Klugs Gesangbuch vom J. 1535, um welche Zeit Spengler, dem als Dichter auch die Fertigung der Melodie zugeschrieben wird, nicht mehr lebte. Diese ist entschieden nicht von ihm. In W. erscheint sie zuerst im gr. Kirch.-G. von 1595. Dagegen finden sich bei Walther zwei Melodien, eine dorische, die auch Prätorius aufbewahrt hat, und eine phrygische, die sonst nicht mehr vorkommt. Eine von diesen zweien mag von Spengler stammen. Auf einem fliegenden, zu Nürnberg im J. 1534 gedruckten Blatt ist das Lied aufgeführt mit Verweisung auf die Volksweisen: „Nach Willen dein" od.: „Was wird es doch des Wunders noch." Diese Volksweisen gleichen jedoch keiner der drei bereits erwähnten Melodien.

79. Was sind wir armen Menschen hier.

Aus Hiller's Schatzkästlein 2. Thl. vom J. 1767 über den Spruch: Hiob 14, 2. Hiller setzt bei: „Laßt uns darnach trachten, daß wir etwas Bleibendes haben und nicht so dahin fahren sondern ein Licht in dem Herrn seyen."

Zur Melodie s. Nro. 206.

82. Ach! was sind wir ohne Jesu.

Findet sich zuerst in Freyl. G. 1. Thl. und ist von **Peter Lackmann**, einem Herzensfreund A. H. Francke's, der als Oberpfarrer zu Oldenburg im J. 1713 starb (Thl. I. 247), gedichtet.

Vers 2. ist aus V. 2. und 3. des Originals zusammengezogen. Der 8. Vers: „Faß' uns an, o süßer Jesu, führ uns durch die Pilgerstraß'' (vgl. Nro. 145. im W. G. von 1741) sollte nicht fehlen.

Von den zwei hiefür vorgezeichneten **Melodien** ist die Melodie: „Jesu, Kraft der blöden Herzen" a gis a h c h a h e schon vor dem J. 1680 bekannt (s. Nro. 54. im W. Ch. vom J. 1744). Das Lied, dessen erste Strophe so heißt:

Jesu, Kraft der blöden Herzen!
Trost in aller Bangigkeit,
Labsal in den Sündenschmerzen!
Arzt für alles Herzeleid,
Pflaster für die Todeswunden,
Das man stets voll Kraft gefunden.

ist von Knorr v. Rosenroth, der in seinem „neuen Helicon" vom J. 1684 hiezu eine eigene Melodie gibt, die auch in Freyl. G. 1. Thl. 1104. sich findet d e f d as d c as.

Die Melodie: „Herr, ich habe mißgehandelt" g d e fis g a b a g ist von Joh. Crüger, dem berühmten Musikdirektor zu Berlin (Thl. I. 417), auf das Bußlied Joh. Frank's:

Herr, ich habe mißgehandelt,
Ja, mich drückt der Sünden Last.
Ich bin nicht den Weg gewandelt,
Den du mir gezeiget hast,
Und jetzt wollt ich gern aus Schrecken
Mich vor deinem Zorn verstecken.

gefertigt und findet sich in seinen „geistlichen Kirchenmelodien, Leipzig 1649"; in W. zuerst im Störl'schen Choralbuch von 1711. Auch Joachim v. Burgk, der im J. 1586 zu Mühlhausen starb, hat eine Melodie gefertigt, die diesen Namen trägt, g fis g a b c a g. In den W. Choralbüchern von 1744, 1777, 1798 und 1828 findet sich eine eigene Melodie auf unser Lied: „Ach, was sind wir" (c d e c c fis g g); es ist die Stammmelodie auf „Unser Herrscher, unser König" aus Neander's Bundesliedern (vgl. zu Nro. 197.).

83. Such', wer da will, ein ander Ziel.

Eins der kräftigsten, edelsten Lieder aus der Blüthezeit der geistlichen Dichtkunst, von Georg **Weissel**, dem Vater der Königsberger Dichter (Thl. I. 144), ums J. 1630 gedichtet.

Die **Melodie** a fis e d ist eine ganz neue Weise von Pfarrer Strebel in Weil im Schönbuch bei Tübingen (Thl. I. 669), die sich zum erstenmal im neuen W. Ch. gedruckt findet und im J. 1844 von ihm gefertigt wurde. Weissel hatte sein Lied ursprünglich auf eine Melodie seines Freundes Joh. Stobäus, Kapellmeisters zu Königsberg (Thl. I. 415), die derselbe im J. 1613 als Hochzeitgesang zur Vermählung des Rathsherrn Klein in Kneiphof auf die Worte:

„Wie's Gott bestellt, mir wohlgefällt" gesetzt hatte, gedichtet. Nach dieser nun nicht mehr üblichen Melodie wurde es früher allgemein gesungen und so stand es auch als Choralmelodie: „Such', wer da will" in allen Sammlungen, mit der Ueberschrift: „Am dritten Sonntag des Advents."

84. Jesus ist kommen, Grund ewiger Freude.

Mit Unrecht Freylinghausen zugeschrieben, während es sich nicht einmal in dessen Gesangbuch befindet. Dagegen steht es in den sogenannten Cöthnischen Liedern, die Lehr und Allendorf vom J. 1733 und 1736 herauszugeben anfiengen. Hier hat es als Ueberschrift: „Triumphlied über den gekommenen Heiland der Welt. Joh. 3, 31.: Der vom Himmel kommt, der ist über Alle."

Im Original sind'es 23 Verse, in welchen Jesus unter einer Menge von bildlichen Namen gepriesen ist. Es fehlen V. 2. 3. 5—9. 11—13. 17—23. Davon wären der Aufnahme werth gewesen:

V. 3.:
Jesus ist kommen, die lieblichste Krone
Seines erhabenen Vaters, ist hier,
Holet die Sünder und führt sie zum Throne,
O der erstaunlichen Liebesbegier!
Danket der Liebe, ergebt Euch dem Sohne,
Jesus ist kommen, die lieblichste Krone.

V. 6.:
Jesus ist kommen, der Fürste des Lebens,
Sein Tod verschlinget den ewigen Tod.
Gibt uns, ach höret's doch ja nicht vergebens!
Ewiges Leben, der freundliche Gott.
Glaubt ihm, so macht er ein Ende des Bebens.
Jesus ist kommen, der Fürste des Lebens.

V. 13.:
Jesus ist kommen, Trost aller Betrübten,
Welche der Ofen des Elends bewährt.
Euer Nothhelfer hilft, glaubt's, ihr Geliebten,
Herrlich aus Allem, was Euch hier beschwert.
Kronen erwarten Euch, o ihr Geübten,
Jesus ist kommen, Trost aller Betrübten!

Zur Melodie vgl. Nro. 417.

85. Ew'ge Liebe! mein Gemüthe.

Hier, wo Joh. Jak. **Rambach**, der edle Gottesgelehrte zu Halle, von der ew'gen Liebe singt, ist er in seinem Elemente, denn es wird von ihm bezeugt, seine größte Freude sey es gewesen, in seinen Predigten die Herrlichkeit und Liebenswürdigkeit Jesu recht ans Licht zu stellen, die Wohlthaten, die er dem menschlichen Geschlecht durch seine Versühnung erwiesen, groß zu machen und Jesum als den einigen Weg zur dauerhaften Ruhe darzustellen. Sein Wahlspruch war auch: „**In Jesu requies**! In Jesu ist Ruhe" (Thl. I. 262).

Vom Original fehlen ohne Schaden V. 6. u. 8.

Die hiefür vorgezeichnete bekannte **Melodie**: „Freu dich sehr, o meine Seele," ist viel älter, als das mit diesen Worten beginnende Lied, von welchem sie den Namen hat, und dessen erste Strophe so lautet:

Freu dich sehr, o meine Seele,
Und vergiß all' Noth und Qual,
Weil dich nun Christus, dein Herre,
Ruft aus diesem Jammerthal.
Aus Trübsal und großem Leid
Sollst du fahren in die Freud',
Die kein Ohre hat gehöret,
Die in Ewigkeit auch währet.
(Nro. 318. im W. G. von 1741.)

Es ist ursprünglich eine französische Volksmelodie, und zwar eine Jagdmelodie, nach welcher, seit Clement Marot am Hofe Franz I. von Frankreich die Sitte aufgebracht hatte, von ihm übersetzte Psalmen nach Volksliedern zu singen, der Dauphin, nachmaliger König Heinrich II., seinen Lieblingspsalm 42. „wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser", »**ainsi qu'on oyt le cerf bruire**« rc. zu singen pflegte. Diesen 42. Psalmen mit seiner Jagdmelodie bearbeitete nun nebst fünfzehn andern von derselben Art der bekannte Claude Goudimel, der Lehrer Palestrinas, auf Geheiß Calvins vierstimmig und motettenartig nach Art des in der lutherischen Kirche gebräuchlichen Tonsatzes, wobei er die Volksweise ganz unverändert ließ und ihr nur die drei übrigen Stimmen anpaßte. So erschien diese Melodie zum erstenmal als eigentlicher Choral bearbeitet unter dem Namen des 42. Psalmen im J. 1565 in dem Werke: »**Les Pseaumes mis en rime francoise par Clement Marot et Theodore de Beze. Mis en musique à quatre parties par Claude Goudimel.**« Der erste Druck erfolgte vielleicht schon im J. 1562. Nachdem sofort Lobwasser bald darauf die Psalmen ins Deutsche übersetzt hatte, erhielt diese Melodie in der deutsch-reformirten Kirche nach der Lobwasser'schen Uebersetzung des Ps. 42. den Namen: „Wie nach einer Wasserquelle" (Nro. 254. im W. G. von 1741), und achtzig Jahre später nach dem von Pfarrer Simon Graf zu Schandau († 1659), oder von dem Landshauptmann Caspar v. Warnberg zu Schweidnitz und Jauer gedichteten Sterbeliede, dem sie später angepaßt wurde, den nun gebräuchlichen Namen: „Freu dich sehr, o meine Seele". Sobald dieser Choral nur mit dem gehörigen Rhythmus auf belebtere Weise gesungen wird, treten die Klänge der französischen Volksweise jetzt noch deutlich vor das Ohr. Mit Unrecht wurde längere Zeit Demantius, der Cantor zu Freiberg († 1613), als Componist dieses Chorals genannt. In seinen »**Threnodiae**, d. i. auserlesene trostreiche Begräbnißgesänge für vier, fünf und sechs Stimmen. Freiberg. 1620", findet sich allerdings diese Melodie dem Liede: „Freu dich sehr" angepaßt, er sagt auch in der Vorrede, „er habe etliche schöne andächtige Texte, so zuvor weltliche Melodien gehabt, auf andere anmuthige Art componirt (d. i. mit einem Tonsatz versehen) und mit angehängt." Auch Joh. Stobäus lieferte zu dieser Mel. im J. 1639 einen trefflichen fünfstimmigen Tonsatz. In W. erscheint die Mel. zuerst im Anhang zum gr. Kirch.-G. von 1686. Eine weitere alte Melodie findet sich neben dieser im W. Ch. vom J. 1777 Nro. 123 b. (**d d c c b b a a**).

86. Nun freut Euch, liebe Christeng'mein.

Das erste geistliche Lied, das **Luther** gedichtet hat, und zwar im J. 1523. Es ist ein Originallied, das er weder nach einem Psalmen, noch nach einem sonst in der alten Kirche gebräuchlichen lateinischen Hymnus oder deutschen Volksgesang gemacht hat, und erscheint gleich in dem ersten Gesangbuch Luthers, das als das erste evangelische Gesangbuch unter dem Titel: „Enchiridion" zu Wittenberg im J. 1524 gedruckt wurde und nur aus acht Liedern bestand (Thl. I. 62). Daselbst hat es die Ueberschrift: „Ein christlich's Lied Doctoris M. Lutheri, die unaussprechliche Gnaden Gottes und rechten Glaubens begreifend." In der Ausgabe von 1528 lautet die Ueberschrift: „Ein Lied vom ganzen christlichen Leben", und in der von 1542 „ein fein geistlich Lied, wie der Sünder zur Gnade kommt." Im Straßburger gr. Kirch.-G. von 1541 u. 1560 hat es die Ueberschrift: „Ein Rhüm- und Frewdenlied von der ganzen Erlösung und Wiederbringung des menschlichen Geschlechts von dem fal Ade und allem angeborenen verderben in das göttlich-selige Leben durch die Menschwerdung, lehre, leiden, auferstentnis, himmlisch reich und selige regierung unsers Herrn Jesu Christi, die er durch seinen heiligen Geist und Wort in seiner lieben Gemeinde hie auff Erden übet."

Mit Recht kann man von diesem Lied sagen: „Hier ist der ganze evangelische Glaubensgrund enthalten," weßhalb es auch **Olearius** in seiner „geistlichen Singekunst" geradezu einen vortrefflichen und tröstlichen Auszug aus dem ganzen evangelischen Glaubensgrund nennt, also daß darin die ganze Theologie, Christologie und Anthropologie enthalten, oder was wir von Gott, von Christo und unserem Elend und dessen Abwendung im Reich der Gnaden durch Christi Verdienst, wie auch von der Versicherung des ewigen Freudenreichs aus Gottes Wort zu merken haben. **Schamelius** gibt ihm daher den Titel: „Von der Ordnung des Heils und dem Werk der Erlösung", und macht folgende **Eintheilung**: Grund und Anfang des Heils, V. 4. Rathschluß des Heils, V. 5. Werk des Heils, V. 6. Applikation des Heils, V. 7. Pflicht der Erlöseten, V. 10. G. **Wimmer** gibt den Inhalt kurz und gut mit den Worten an: »**Magnalia redemtionis Christi.**«

Das ganze Lied ist, wie alle Lieder Luther's, dem Boden der heiligen Schrift entwachsen, und jeder Gedanke hat seine biblische Begründung. Zu V. 2. vgl. Ebr. 2, 14. 15. — Eph. 2, 1. Zu V. 3. vgl. Röm. 8, 7. Zu V. 4. vgl. Eph. 2, 4. — Joh. 3, 16. Röm. 8, 32. Zu V. 5. vgl. Eph. 1, 11. Zu V. 6. vgl. Psalm 40, 8. 9. — Ebr. 2, 11. Phil. 2, 5. 6. — Eph. 4, 8. Col. 2, 15. Jesaj. 49, 24. 1 Joh. 3, 8. Zu V. 7. vgl. Gal. 3, 13. — Joh. 12, 26. — Joh. 10, 28. Zu V. 8. vgl. 2 Tim. 1, 10. Jesaj. 25, 8. — 2 Cor. 5, 21. Zu V. 9. vgl. Eph. 4, 8. Joh. 16,

17. 18. Zu V. 10. vgl. Ap.Gesch. 1, 1. — Matth. 15, 9. — Matth. 13, 44. Luther sagt einmal: „Menschensatzungen verderben den Glauben und Ordnung Gottes und mischen Wasser unter Wein, wie die ungetreuen und geizigen Wirthe thun. Es ist dabei gemeiniglich dieser Teufel und schädliche Seuche, daß die Herzen dadurch sicher werden und vermessen sich, als wären sie heilig."
(Luther's Werke. Walch. Ausg. Bd. I. S. 1751. 1753.)

Der 3. Vers erinnert an den Herzenszustand, in welchem Luther sich selbst einst befand, da er noch Mönch im Kloster zu Erfurt war und sich eifrig abmühte, durch Mönchsgelübde und geistliche Uebungen den Frieden mit Gott zu erringen, daß er sagen konnte: „Wahr ist's, ein frommer Mönch bin ich gewesen und habe meinen Orden so streng gehalten, daß ich's nicht aussagen kann. Ist je ein Mönch in Himmel kommen durch Möncherei, so wollte ich auch hineinkommen seyn. — Ich habe mich selbst aufs Allerhöchste beflissen, und meinen Leib mit Fasten, Wachen, Beten und andern Uebungen vielmehr gemartert und geplagt, denn alle die, so jetzund meine ärgsten Feinde sind. Ich und Andere haben es uns so herzlich und mörderlich sauer werden lassen, daß wir nur unsere Herzen und Gewissen vor Gott zur Ruhe und Frieden bringen möchten, und aber doch denselben Frieden in solch greulicher Finsterniß nirgends finden können." Schloß er sich ja doch einst, von Schwermuth übermannt, einige Tage in seine Zelle ein, da man ihn denn, nachdem man die Thüre, die er nicht aufthat, erbrach, in tiefer Ohnmacht auf dem Boden liegend fand. So war es bei ihm, bis er endlich den Heilsrathschluß Gottes erkannte, den er V. 4—10. so herrlich schildert, und durch den Zuspruch des alten Klosterbruders: „daß Christus aller Sünden Versöhner sey", so wie durch das Studium der h. Schrift, besonders des Römerbriefs, der Spruch mit einer göttlichen Kraft ihm zu Gemüthe drang: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben", so daß er ihn überall, was er auch vornahm, hörte, als riefe ihm eine Stimme zu.

Ein Zeuge der Reformation, Thilemann Heshusius, bezeugt im J. 1565 von diesem Liede: „Wer zweifelt nicht, daß durch dieß eine Liedlein viel hundert Christen zum Glauben gebracht seyn worden, die den Namen Lutheri vorher nie hören mochten. Aber die edlen theuren Worte Lutheri haben ihnen das Herz abgenommen, daß sie der Wahrheit beifallen mußten, so daß meines Erachtens die geistlichen Lieder nicht wenig zur Ausbreitung des Evangelii geholfen haben."

So z. B. geschah es im J. 1557 am Feste St. Johannis des Täufers, daß einige Fürsten, die in Frankfurt a. M. beisammen waren, ein Verlangen hatten, eine evangelische Predigt in der St. Bartholomäikirche zu hören. Nachdem es nun ausgeläutet war zu diesem Gottesdienst, bestieg aus Haß gegen die reine evangelische Lehre

ein katholischer Priester die Kanzel, stimmt das Lied: „Nun bitten wir den h. Geist", an, und handelt das Evangelium nach seinen Glaubenslehren ab. Die versammelte Gemeinde aber, welche Verlangen nach dem lautern Wort Gottes hatte, unterbrach endlich ganz erzürnt den Priester durch Anstimmung des Liedes: „Nun freut Euch, liebe ꝛc." Der beleidigte Priester wandte sich zu einem der anwesenden Fürsten und bat denselben, seines Rechts wahrzunehmen und ihm dessen Zeugniß am jüngsten Tag zu geben. Der weise Fürst aber wies ihn mit Vorhaltung seines Unrechts zurück und setzte hinzu: „Was das Zeugniß an jenem Tage betrifft, so glaube ich, werden wir wohl nicht so nahe beisammen seyn und einander nicht kennen." Der aufgebrachte Priester wirft die in der Hand habende Sanduhr zur Erde, verläßt die Kirche, aus der ihn die Gemeinde mit diesem Lied hinausgesungen hat, und der evangelische Gottesdienst wird ungestört vollendet.

(Titius loc. theol. hist. S. 386 ꝛc.)

Im Reformationszeitalter wurde es ganz gewöhnlich, dieses Lied regelmäßig vor der Predigt zu singen.

Eine sonderliche Geschichte erzählt Cyriakus Spangenberg in seiner Cithara Lutheri. S. 1. Erfurt. 1569. Als er einst auf einer Geschäftsreise als Generaldekan von Mansfeld in einem Kloster bei Mansfeld übernachtet, habe sich ein junger Schreiber nach der Mahlzeit über die Luther'schen Lieder gegen ihn lustig gemacht und namentlich das Lied: „Nun freut Euch, liebe ꝛc." ein Huren-, Babel- und Teufelslied genannt. Da er ihn gewarnt, Gott nicht zu lästern, habe er gesagt: „Ja, er wolle, daß ihn Gott strafe, so es nicht ein solches Lied wäre." Darauf habe er, Spangenberg, gesprochen: „Nun wohlan, Gott läßt seiner nicht spotten (Galat. 6, 7.) und wird sich, ehe ein Jahr umkommt, schrecklich sehen lassen und zu dieser muthwilligen Lästerung nicht stille schweigen." Diese Rede sey nun aufs Schändlichste verlacht worden, worauf er die Sache Gott in seinem Gericht anheimgestellt und befohlen habe. Ehe jedoch ein Jahr um gewesen, sey dieser Mensch auf einer Reise ganz wahnsinnig geworden, daß er immer geschrieen und sich endlich in einen Brunnen gestürzt habe. Man habe ihm aber herausgeholfen und Gott habe ihm auf frommer Christen Fürbitte die Gnade gegeben, daß er zur Erkenntniß seiner Sünden und wieder zurechtgekommen und er nun Zeitlebens V. 1—4. dieses Lieds gar glaubig und andächtig zu beten pflegte.

In Oesterreich, in dem Lande ob der Enz, gieng einst der Befehl aus, daß Alle, die der evangelischen Lehre anhangen würden, ihrer Aemter entsetzt und mit Verlust ihrer Güter des Landes verwiesen werden sollten. Da verließ ein Schulmeister, durch diesen Befehl erschreckt, die erkannte Wahrheit und wandte sich wieder zur katholischen Kirche. Seine fromme Ehefrau aber, welche Alles für Schaden erachtete gegen die Erkenntniß der überschwänglichen Gnade Gottes in Christo Jesu, stellte ihrem Manne vor, wie er Unrecht gethan habe, und setzte hinzu,

er würde auf seinem Sterbebette wohl erfahren, daß er seinen Glauben auf Sand gebaut habe. Nach kurzer Zeit verfällt der Schulmeister in eine schwere Krankheit, die ihm den Tod sicher vor Augen hält. Um sein geängstetes Gewissen zu beruhigen, läßt er Geistliche seines Glaubens rufen, aber bei ihrem Zuspruch bleibt sein Herz kalt und trostlos. Da wird es mit einemmal ganz licht in seinem Innern, er erinnert sich des trostvollen Lieds: „Nun freut Euch, liebe" ꝛc. und bittet, daß es ihm seine Frau zum Trost in seiner Todesnoth singen solle. Als die nun V. 3. u. 4. gesungen, gab er seinen Geist in die Hände dessen, der auch noch in den letzten Augenblicken seine Gnade den Verirrten darreichet.

(Gottschald's Liederremarquen. 6. Stück. S. 695.)

Vers 4. u. 7. dieses Liedes winselte mit kläglicher Stimme Georg Malzan, Erbmarschall zu Cammerow, vor seinem Scheiden, und wiederholte mehreremal die Worte: „Ich bin dein und du bist mein, und wo ich bleib, da sollst du seyn, uns soll der Feind nicht scheiden," worüber Allen, die es angehört, das Herz gebrochen und die Augen aus herzlichem Erbarmen und Mitleid übergegangen sind. — Ebenso hat sich diese Worte Fürst Boppo, Graf von Henneberg, im Sterben oft vorsagen lassen (Thom. Schmidt's Hist. mem. 1707). Auch dem Probste zu Stuttgart M. Johann Magirus waren diese zwei Verse auf dem Sterbebette besonders tröstlich.

Dieses Lied ist auch schon seit hundert Jahren in die malabarische Sprache übersetzt und wird von den bekehrten Hindu's gesungen.

Die **Melodie** g g d g c h a g, eine Stammmelodie, ist im J. 1523 entstanden; es fehlt jedoch an allen Bürgschaften für Luther's Urheberschaft. Die jüngere jonische Parallelmelodie, welche Luther zugehöret, heißt jetzt: „Es ist gewißlich an der Zeit", vgl. zu Nro. 49.

87. Was wär' ich ohne dich gewesen.

Bei diesem Liede aus dem zweiten Theil der Schriften des **Novalis** vom J. 1802 (Thl. I. 586) zeigt sich im Vergleiche mit Luther's ächtem Kirchenlied Nro. 86. recht klar und deutlich der Unterschied zwischen dem Kirchenlied der alten und der modernen Zeit. Dort klingt Alles aus dem christlichen glaubenskräftigen Gemeingefühl heraus und der Dichter fordert die ganze Gemeinde auf, ihres Glaubens an die Erlösung durch Christum froh zu seyn; hier redet das einzelne „Ich" des Dichters nach seinen subjektiven Gefühlen in weichem, sentimentalem Tone.

Die **Melodie**: „Die Tugend wird durch's Kreuz geübet" d g a h g d d c h a g, aus dem ersten Theil des Freyl. G. von 1704, ist ursprünglich nicht auf das Halle'sche Lied des In-

spektors Nehring am Waisenhaus zu Halle, nachmaligen Pastors zu Morl († 1736):

Die Tugend wird durch's Kreuz geübet:
Denn ohne das kann sie nicht seyn!
Wenn sie nicht oftmals wird betrübet,
So merkt man gar nicht ihren Schein.
Sie muß im Kreuz die Stärke zeigen,
Die sie verborgen in sich hat,
Daß sie den könne unterbeugen,
Der ihr nachstellet früh und spat.
(Nro. 237. im Eßlinger Gesangbuch von 1767),

sondern auf das Lied: „Ein Herz, das Gott erkennen lernet", im siebenzehnten Jahrhundert zweiter Hälfte gefertigt. Sie erscheint in W. zuerst im Gb. von 1744; wurde aber in dem von 1777 ausgelassen, von Knecht jedoch wieder aufgenommen (Nro. 242.).

88. Wer ist wohl, wie du.

Eins der schönsten Jesuslieder von **Freylinghausen** zu Halle (Thl. I. 235). Es erschien zuerst im ersten Theil seines Gesangbuchs vom J. 1704 unter den Liedern „von Jesu und dessen Namen und Aemtern."

Zur Melodie s. Nro. 355.

IV. Adventlieder.

---

90. Auf, auf, ihr Reichsgenossen.

Aus Joh. **Rist's**, Predigers zu Wedel an der Elbe, des vielgepriesenen Elbschwan's, „Sabbathischer Seelenlust" vom J. 1651). Gar tröstlich läßt hier Rist den Adventsruf erklingen, besonders in den ausgelassenen Versen 4—9. (vgl. Nro. 5. im W. G. von 1741), denn zu seiner Zeit wütheten Krieg, Hunger und Pestilenz ringsum im Lande, so daß einmal in seiner Gemeinde, der er als treuer Hirte vorstand, innerhalb zwei Monaten über 150 Personen starben und ihm selbst zweimal das Haus ausgeplündert wurde (Thl. I. 137).

Deßhalb singt er auch in V. 6. des Originals:

Und wenn gleich Krieg und Flammen
Uns Alles rauben hin;
Geduld! weil ihm zusammen
Gehört doch der Gewinn.

Wenn gleich ein früher Tod
Die Kinder uns genommen,
Wohlan! so sind sie kommen
Ins Leben aus der Noth.

Die hiefür vorgezeichnete **Melodie**: „Aus meines Herzens Grunde" g g d h a g g a h a zu dem frischen, fröhlichen Morgenlied des Pfarrer Joh. Mathesius zu Joachimsthal, einem Freunde Luthers (Thl. I. 77), welches im W. G. nicht fehlen sollte, wird gewöhnlich dem Cantor zu Joachimsthal, Nik. **Hermann** (Thl. I. 75), zugeschrieben, da man voraussetzen zu dürfen glaubte, daß kein

Anderer, als der Freund des Mathesius, der alte Cantor, die Melodie dazu gesungen haben werde. Allein weder das Lied noch die Melodie steht in den uns bekannten Werken des Nik. Hermann, und eine andere Quelle für die Urheberschaft dieser Melodie ist nirgends genannt. Es ist eine der wenigen Melodien, die im ursprünglichen belebten Rhythmus ins neue W. Ch. aufgenommen sind; in diesem Rhythmus allein hat sie auch den ihrem Liede angemessenen frischen und fröhlichen Charakter eines Morgengesangs, dem der muntern Lerche gleich. Die erste Strophe dieses Lieds, das Gustav Adolph von Schweden sein tägliches Morgenlied seyn ließ, lautet:

Aus meines Herzens Grunde
Sag ich dir Lob und Dank
In dieser Morgenstunde,
Darzu mein Leben lang,
O Gott! in deinem Thron,
Dir zu Lob, Preis und Ehren
Durch Christum unsern Herren,
Dein'n eingebornen Sohn.

In der Sabbathischen Seelenlust hatte dieses Lied eine eigene von Thom. Selle gefertigte Melodie, die sich aber nicht sehr verbreitet hat.

91. Sieh! dein König kommt zu dir.

Aus Ph. Fr. Hiller's Schatzkästlein. 2. Thl. vom J. 1767 über Math. 21, 5. „Siehe, dein König kommt zu dir". Hiller sagt dabei: „Das Herrliche bei diesem königlichen Einzug ist sein herrliches Evangelium und seine herrliche Gnade, die er mitbringt. Das ist dem Glauben herrlich."

Zur Melodie vgl. Nro. 177.

92. Macht hoch das Thor, die Thüren weit.

„Der 24. Psalm" — von Georg Weissel als Prediger zu Königsberg während der dreißigjährigen Kriegsnoth zwischen 1623 und 1635 (Thl. I. 144) gedichtet. Das Original beginnt mit den Worten: „Macht hoch die Thür, die Thore weit."

Die Melodie h d c h a g a h a, eine Stammmelodie, ist aus Freyl. G. vom J. 1704 im Drittelstakte; ohne diesen Takt ist sie alles Geist's und alles Lebens baar; so aber nennt sie Palmer mit Recht „ein wahres Triumphlied zum Einzuge des Königs der Ehren." Die Melodie des Joh. Stobäus vom J. 1634, mit der dieses Lied ursprünglich erschien, fand selbst in Preußen so wenig Anklang, daß deßhalb auch das Lied in Vergessenheit kam, bis es die jetzt noch übliche, in Oberdeutschland und Sachsen zuerst gebräuchliche Weise erhielt. In W. wurde sie erst durch das Choralbuch von 1744 bekannt.

93. Wie soll ich dich empfangen.

Eins der ältesten und herrlichsten Lieder P. Gerhard's. Es findet sich schon im Berliner Gesangbuch vom J. 1653 und ist von ihm während der Kriegsnoth gedichtet, worauf sich auch die tröstlichen Verse 6. und 7. beziehen.

Zur Melodie vgl. Nro. 599. Joh. Crüger gab in seinem Liederbuch von 1653 diesem Liede eine eigene Melodie, die aber keine rechte Aufnahme fand.

94. Gott sey Dank in aller Welt.

Aus des frommen Rechtspratikus Heinrich Held von Guhrau in Schlesien (Thl. I. 131) „poetischer Lust und Unlust. Frankf. a. M. 1643." In kirchlichen Gesangbüchern kommt das Lied erst seit 1661 vor. Das Original (vgl. Nro. 6. im W. G. v. 1741), dessen Fassung einer größern Beachtung werth gewesen wäre, hat bloß neun Verse; V. 3. ist hier in zwei Verse erweitert, — alter Wein durch Wasser verdünnt und vermehret.

Die weitverbreitete, sehr beliebte Melodie: d e fis g a a h cis d ist die Melodie: „Jesu, komm doch selbst zu mir," auf ein Lied des Angelus Silesius (Nro. 172. im W. G. von 1741). Sie gehört zu den Darmstädter oder Halle'schen Melodien, scheint jedoch eine Ueberarbeitung der alten Stammmelodie: „Gott sey Dank in aller Welt" zu seyn, die in den ersten Theil des W. Cb. von 1798 durch Knecht aufgenommen ist (Nro. 9.). Im Choralb. von 1777 ist auf „Jesu, komm doch selbst zu mir" verwiesen und vor 1744 wurde unser Lied in W. nach der Melodie: „Nun komm der Heiden Heiland" gesungen.

95. Komm, Himmelsfürst, komm, Wunderheld.

Aus dem geistlichen Sion Joh. Frank's, des Bürgermeisters von Guben vom J. 1674 (Thl. I. 171). Es ist eine von ihm zwischen 1650 und 1660 gefertigte freie Ueberarbeitung des aus dem vierten Jahrhundert stammenden Hymnus des Mailänder Bischofs Ambrosius „de nativitate Domini“. Der lateinische Urtext dieses uralten Weihnachtsgesangs lautet so:

1. Veni redemtor gentium,
Ostende partum virginis,
Miretur omne seculum,
Talis partus decet Deum.

2. Non ex virili semine,
Sed mystico spiramine
Verbum Dei factum est caro,
Fructusque ventris floruit.

3. Alvus tumescit virginis,
Claustra pudoris permanent.
Vexilla virtutum micant,
Versatur in templo Deus.

4. Procedens de thalomo suo,
Pudoris aula regia,
Geminae Gigas substantiae,
Alacris ut currat viam.

5. Egressus ejus a patre,
Regressus ejus ad patrem,
Excursus usque ad inferos,
Recursus ad sedem Dei.

6. Aequalis aeterno patri,
Carnis trophaeo accingere,
Infirma nostri corporis
Virtute firmans perpetim.

7. Praesepe jam fulget tuum,
Lumenque nox spirat novum,
Quod nulla vox interpolet,
Fideque jugi luceat!

8. Deo Patri sit gloria,
Ejusque soli Filio,
Cum Spiritu Paracleto
Et nunc et in perpetuum. Amen.

Von diesem Hymnus gab es schon zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine deutsche Uebersetzung: „Der Heyden Heiland komme her",

und Luther fertigte hievon im J. 1524 die deutsche Ueberarbeitung. „Nun komm der Heiden Heiland" (Nro. 1. im W. G. von 1741).

Die um einen Ton höher, als sonst, vorgezeichnete **Melodie**: „Vom Himmel hoch, da komm ich her" d cis h cis h a h cis d wird gewöhnlich Luther zugeschrieben, der jedenfalls das Lied (Nro. 14. im W. G. von 1741) gedichtet hat. Luther pflegte nämlich alle Jahre den Seinigen einen fröhlichen Christabend anzurichten, wobei viel Erweckliches von der Menschwerdung Christi geredet und gesungen wurde, und zu diesem Feste seiner Kinder dichtete er jenes Weihnachtslied, das auch in den ersten Ausgaben seines Gesangbüchleins als ein „Kinderlied aus dem 2 Kap. St. Lucä gezogen durch D. M. L." angekündigt ist. Es ist aber unwahrscheinlich, daß er auch die Weise dazu erfunden haben sollte. Dieselbe ist in keinem Falle gleichzeitig mit dem Liede entstanden, sondern erscheint zum erstenmal erst im J. 1543. Wahrscheinlich gehörte sie ursprünglich einem allgemein beliebten Wiegenliede an. — Eine andere Melodie: f c c d c a b a findet sich am frühesten ums Jahr 1535 in Klug's Gesangbuch. Diese ist dem weltlichen Volksgesang: „Aus fremden Landen komm ich her", entlehnt; nach ihr wurde auch anfangs überall Luthers Lied gesungen und sie findet sich noch im großen Wittenbergischen Gesangbuch vom J. 1573. Zu der ersten, die bald nach ihrem Erscheinen die ältere verdrängte (in W. schon im gr. Kirch.-G. von 1595), lieferte im J. 1604 Jak. Prätorius, 1608 Hans Leo Haßler, 1612 Seth Calvisius treffliche Tonsätze — ein Zeichen, in welchen Ehren diese Melodie von Anfang an stand. — Eine dritte Weise erfand Landgraf Moriz zu Hessen, die sich in seinem „christlichen Gesangbuch. Cassel. 1612" findet und längere Zeit im Hessen-Cassel'schen Lande im Gebrauch war.

96. Nun jauchzet, all ihr Frommen.

Aus den „biblischen Liedern" des Conrektors Mich. **Schirmer** in Berlin vom J. 1650.

Vers 4. (Orig. 5.) enthält nicht bloß dichterische Redensarten, des Dichtens halber ausgesprochen; Schirmer ist es Ernst mit dem, was er hier sagt, und er hat ein Recht dazu, denn er, der sich selbst „den deutschen Hiob" nannte, sang in seinem namenlosen Elend dem Gott, der es ihm auferlegt, seine Lieder und stärkte sich damit zu freudiger Hoffnung — ein recht erwecklich Vorbild für die Armen und Elenden (Thl. I. 174).

Vom Original ist ohne Schaden V. 2. ausgelassen: „Er kommt zu uns geritten auf einem Eselein."

Zur Melodie vgl. Nro. 90.

97. Mit Ernst, ihr Menschenkinder.

Valentin Thilo, der Jüngere, Professor der Redekunst in

Königsberg, der edle Genosse Simon Dach's und Dichter dieses kräftig mahnenden Bereitschaftsliedes (Thl. I. 147), hatte durch den rührend schönen Tod seiner „einigen, allerliebsten Schwester" einen so tiefen Eindruck bekommen, daß er schon als ein Mann im blühendsten Lebensalter ernstlich bedacht war, sich auf sein eigenes Ende zu bereiten. Seine Schwester Justina, die Gattin des Pfarrers Kuhn an der Roßgartischen Kirche zu Königsberg, wurde nämlich als blühende, junge Frau schon vier Jahre nach geschlossener Ehe, am 16. Aug. 1639 von einer giftigen Seuche weggerafft. Kurz vor ihrem Ende wurde sie — obwohl sie stets eine gottliebende Seele war — von einer heftigen Angst und Anfechtung ergriffen, die sich dann aber in himmlische Freude auflöste, so daß sie ausrief: „Wer kann uns scheiden von der Liebe Gottes?" Darauf tröstete sie ihre Hinterbliebenen und bat sie, ihr letztes Bettlein mit Blumen fröhlich zu zieren und den schönsten Siegeskranz auf ihr Haupt zu setzen, als gienge sie in den Tanz (s. Winterfeld. Thl. II. S. 112). Dieses Bild seiner Schwester mag Thilo wohl bei V. 3. seines Lieds vor Augen geschwebt seyn. Er sagte einst selbst, er könne sie sein Lebenlang nicht vergessen und habe sie allezeit im Gedächtniß.

Zur Melodie vgl. Nro. 366. Im ersten Theil des Freyl. G. findet sich eine eigene Melodie c c c c h h h.

98. Ermuntert Euch, ihr Frommen.

Aus den »Evangelia melodica« des Bremer Cantor's **Laurentius Laurentii** (Thl. I. 209) vom J. 1700, wo es unter den nach dem Sinn der ordentlichen Sonn- und Festtagsevangelien eingerichteten Liedern das Lied auf das Evangelium Dom. 27 p. Trin. (Matth. 25, 1—13.) ist.

Das Original hat 10 Verse und ist das Meisterstück des Laurentius. Fehlen sollten die ausgelassenen Verse 5. 7. 9. nicht, wenn sie gleich einige Aenderungen nöthig haben:

Wer wollte denn nun schlafen?
Wer klug ist, der ist wach:
Gott kommt, die Welt zu strafen,
Zu üben Grimm und Rach'
An Allen, die nicht wachen
Und die des Thieres Bild
Anbeten sammt dem Drachen:
Drum auf! der Löwe brüllt.

Die ihr Geduld getragen
Und mit gestorben seyd,
Sollt nun nach Kreuz und Plagen
In Freuden sonder Leid
Mit leben und regieren,
Und vor des Lammes Thron
Mitjauchzen, triumphiren
In eurer Siegeskron'.

Hier ist die Stadt der Freuden,
Jerusalem, der Ort,
Wo die Erlösten waiden;
Hier ist die sich're Pfort',
Hier sind die güld'nen Gassen,
Hier ist das Hochzeitmahl,
Hier soll sich niederlassen
Die Braut im Rosenthal.

So steht es auch in den Cöthnischen Liedern mit der Ueberschrift: „Von der Erscheinung des Herrn in seiner Herrlichkeit", und bereits 1704 im ersten Theil von Freylinghausen's Gesangbuch.

Gar bedeutungsvoll war dieses Lied in der Familie des Pfarrers M. Joh. Hieronymus Wiegleb in Glaucha, eines treuen Freundes und Collegen A. H. Franke's. Die Ehefrau war Anna Catharina, geb. Stark. Als diesen frommen Eheleuten im Jahr 1717 ein Sohn im Jugendalter am Sterben lag, sangen sie ihm den letzten Vers dieses Liedes zur Erquickung in der Todesnoth entgegen, und er starb unter Absingung desselben. Zwei Jahre darauf legte der Herr die Mutter aufs Sterbebett, auf dem dieselbe ihre Zeit meist mit Beten und Singen zubrachte, so daß sie einmal sagte: „Ich werde ganz zum Kinde — doch kann man ja auch nicht in den Himmel kommen, man werde denn ein Kind." Auch sie gab unter Absingung jenes Versleins ihren Geist auf. Im nächstfolgenden Jahr 1720 erkrankte ihr vierzehnjähriges Töchterlein Johanna Eleonore tödtlich; obgleich sie bald keine Hoffnung mehr vor sich sah, fürchtete sie sich vor dem Tode doch nicht, denn sie war eine recht liebliche Jungfrau, die früh sich gegürtet hatte, dem Lamme nachzugehen; mit der ganzen Bibel hatte sie sich vertraut gemacht, und an Sonntagen sang sie am liebsten mit ihrem Bruder geistliche Lieder. So füllete sie ihre Lampe früh mit Oel. Da lag sie nun auf ihrem Sterbebette, wie ein Lamm, auf den Tod wartend, und ihre Sterbensfreudigkeit wuchs fortan. Als man ihr jetzt das Lied anstimmte, bei dessen letzten Vers Mutter und Bruder verschieden waren, und an den dritten Vers kam, entschlief sie sanft bei den Worten: „Ihr klugen Jungfrauen alle, hebt nun das Haupt empor, mit Jauchzen und mit Schalle, zum frommen Engelchor!" A. H. Franke aber, der bei ihrer Beerdigung (19. Nov. 1720) die Trauerrede über Math. 9, 24. hielt, bezeugte von ihr: „Das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft."

(A. H. Franke's Gedächtniß- und Leichenpredigten. 1723. S. 748. 924.)

Zur Melodie vgl. Nro. 599.

99. Wie lieblich klingt's den Ohren.

Aus Ph. Fr. Hiller's „Paradiesgärtlein geistlicher Gebeter in Liedern" vom J. 1729—31.

Vom Original fehlt V. 8. u. 10. ohne Schaden. V. 3. u. 4. sind umstellt.

Zur Melodie vgl. Nro. 571.

100. Dein König kommt in niedere Hüllen.

Diese schöne geistliche Dichtergabe des großen weltlichen Lyrikers unserer Zeit, Friedrich **Rückert** (Thl. I. 613), erschien zuerst gedruckt im „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für das J. 1824. Leipz. bei Gleditsch."

Diakonus Kraz hat in seiner „Gesangbuchsnoth" zuerst für die Aufnahme dieses Liedes seine Stimme erhoben.

Allzu delikate Rücksichten verlegten in der zweiten Hälfte des

Vers 2. das wahre Wort Rückert's aus der gegenwärtigen Zeit in die vergangene. Das Original heißt:

„Es wollen dir der Erde Herren
Den Weg zu deinem Throne sperren,
Doch du gewinnst ihn ohne Schlacht."

Zur Melodie s. Nro. 22.

101. Er ist gekommen, Er.

Wie Dr. Joh. Andreas Cramer hier im fünften Vers seines Liedes, das auf das Evangelium des dritten Adventssonntags gedichtet ist, singt, so tröstete er einst auch seinen Freund Gellert, der ihm sein gepreßtes Herz aufgeschlossen hatte, mit den Worten: „Wer einen Gott zum Erlöser und Heiland hat, der soll nicht traurig seyn, wenigstens nicht bleiben!" Dieser Zuspruch bewirkte an Gellert so viel, daß er gleich darauf einem leidenden Freunde schreiben konnte: „Trösten Sie sich mit mir; Gott ist die Liebe und unser Erlöser, unsere Kraft und Stärke und Seligkeit."

(Burk's Pastoral-Theol. II. S. 460.)

Zur Melodie vgl. Nro. 2. Im W. Ch. von 1828 bot Kocher für dieses Lied eine eigene von ihm im J. 1823 erfundene Weise dar (g a h g d c h a).

V. Weihnachtlieder.

102. Hallelujah! denn uns ist heut.

Der Abt Adam von St. Viktor, der im J. 1177 zu Paris starb, oftmals der Schiller des lateinischen Kirchengesangs genannt, soll das berühmte Canticum de nativitate Christi: »Dies est laetitiae in ortu regali« gedichtet haben. Aus dem zweiten Vers desselben: »Orto Dei filio« bildete sich sodann zu Anfang des fünfzehnten, oder gar schon im vierzehnten Jahrhundert ein alter deutscher Weihnachtsgesang, von dem Regius, ein Zeitgenosse Luthers, sagt: „Die Christenheit hat ihn von Alters her allezeit auf die Weihnachten fröhlich gesungen." Von diesem Vers gab dann auch Luther unter Grundlegung der alten deutschen Uebersetzung im J. 1524 eine fast unveränderte deutsche Bearbeitung. Das Original lautet:

Ein Kindelein so löbelich
Ist uns geboren heute,
Von einer Jungfraw säuberlich
Zu Trost uns armen Leuten.
Wär' uns das Kindlein nicht gebor'n,
So wär'n wir allzumal verlor'n;
Das Heil ist unser Aller.
Eja, süßer Jesu Christ,
Der du Mensch geboren bist,
Behüt uns für der Hellen!

Als nun zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts oder zu Anfang des sechzehnten eine deutsche Uebersetzung des ganzen Canticum: »Dies

est laetitiae« — „der Tag ist so freudenreich" erschienen war, so schob man den bei hundert Jahren zuvor schon überarbeiteten zweiten Vers, der zu einem besondern geistlichen Volksgesang geworden war, als weitere Strophe in die deutsche Uebersetzung ein, und zwar so, daß er vor den eigentlichen zweiten Vers, dessen freie Ueberarbeitung er ist, als zweiter Vers zu stehen kam, und dieser sodann der dritte wurde. Gerade so hielt man es dann auch mit Luthers Ueberarbeitung jenes zweiten Verses, von der Nro. 102. des W. G. eine durch J. P. Uz gefertigte moderne Ueberarbeitung ist.

Die alte deutsche Uebersetzung des Canticum: »**Dies est laetitiae**«, wie sie z. B. noch in dem Straßburger großen Kirchengesangbuch von 1541 und 1560 als „ein alt Weihnachtslied. Durch N. N." aufgeführt ist, lautet:

1. Der Tag der ist so freudenreich
Aller Creature.
Dan Gottes Son von Himelreich
Ueber die Nature
Von einer Jungfraw ist gebor'n,
Maria, du bist auskrkor'n,
Das du müter werest,
Was geschah so wunderleich?
Gotes Son von Himelreich,
Der ist mensch geboren.

2. (3.) Als die Sonn durchscheint das Glas
Mit ihrem klaren scheine
Und doch nicht versehret das,
So merket allgemeine.
Zu gleicher weis geboren ward
Von einer Jungfraw rein und zart
Gottes Sohn, der werde.
Inn ein Kripff ward er geleit,
Große Marter für uns leid,
Hie uff dieser Erde.

3. (4.) Die Hirten auf dem Felde war'n
Erfüren newe mere
Von den engelischen schaār'n
Wie Christ geboren were.
Ein König über alle Kön'ge gros,
Herod's die Red gar sehr verdros
Aussandt er sein Botten.
Ey, wie gar ein falschen list
Erdacht er wider Jesum Christ,
Die Kindlein ließ er tödten.

Im W. G. von 1741 ist das „Ein Kindelein so löbelich" statt vor sein Original, den zweiten Vers, als V. 2. eingeschoben zu seyn, wie dieß im Straßburger der Fall ist, an den Schluß als V. 4. gesetzt.

Luther sagt über diesen uralten Weihnachtsgesang in seiner Kirchenpostille: „Es muß freilich der h. Geist den, der diesen Gesang „gemacht hat, also zu singen gelehrt haben. Es habe ihn aber ge„macht, wer da wolle, so hat er's wohl getroffen, nämlich, daß „Christus das Kindlein allein unser Trost sey, welches große, treff„liche Worte sind und der man billig sollte mit ganzem Ernste wahr„nehmen."

Zu Philipp Melanchthon schickte einmal ein großer Doktor seinen Diener und ließ ihn fragen, warum man stets um Weihnachten zu singen pflege: „Ein Kindelein so löbelich ist uns geboren heute," da doch der Herr Jesus vor etlich hundert Jahren Mensch geboren worden?" Darauf sagte Melanchthon: „Sage deinem Herrn, ob er nicht auch heute Trost bedarf?" „Und das war," setzt Titius, der dieß in seiner **Historia loc. theol. IV**, 2. Nro. 9. erzählt, hinzu, „eine gute christliche Antwort, denn wir können des lieben Christkindleins

keinen Tag, ja keine Stunde entrathen, müssen's noch heute, einen Tag und alle Tage haben."

Ein alter gottesfürchtiger Bergmann wurde einst von verketzerungssüchtigen Katholiken gefragt, ob er lutherisch oder katholisch wäre. Darauf fragte er dieselben: „Singet ihr nicht zu Weihnachten: „„Wär' uns das Kindlein nicht gebor'n, so wär'n wir allzumal verlor'n?"" Das ist auch mein Glaub' und Bekenntniß."
(Th. Schmidt's Historica Mem. 1707.)

Ueber dieses Lied schrieb Pfarrer Ibens zu Etzelsroda im Jahr 1591 ein besonderes Büchlein, mit dem Titel: »Jesus mel in ore, melos in aure, jubilus in corde.«

Die **Melodie**: g g g a h c a g wird gewöhnlich dem heiligen Benno, Bischof zu Meißen, zugeschrieben. Er ist geboren ums J. 1011 als Graf von Woldenberg. Anfangs war er Probst zu Goslar, hernach Abt zu Hildesheim und wurde im J. 1066 von Kaiser Heinrich IV. zum Bischof von Meißen ernannt. Er war der Apostel der Slaven und erwarb sich um die Verbesserung und Wiederherstellung des Kirchengesangs große Verdienste. Als er sich aber in dem Investiturstreit zwischen Heinrich IV. und Pabst Gregor VII. auf des Pabstes Seite schlug, nahm ihn der Kaiser im J. 1075 gefangen und ließ seine Güter ausplündern; erst nach Gregors Tod im J. 1085 wurde er wieder in sein Bisthum eingesetzt, das er dann ununterbrochen vollends bis zu seinem Tode am 16. Juni 1107 verwaltete. Im J. 1524 sprach ihn Pabst Hadrian VI. heilig. Wenn aber Adam von St. Viktor der Dichter des: »Dies est laetitiae« ist und nicht Benno selbst, wie manche schon behauptet haben, oder wenn dieses Canticum nach Wackernagel erst im vierzehnten Jahrhundert gedichtet wurde, so müßte Benno diese Melodie zu einem andern, jetzt nicht mehr bekannten Hymnus gefertigt haben, und jenes Canticum erst auf diese Melodie gedichtet worden seyn.

103. Dieß ist die Nacht, da mir erschienen.

Dieses schöne Lied des Pastors **Nachtenhöfer** zu Coburg (Thl. I. 208), „in der Christnacht zu singen", erschien zuerst im Coburger Gesangbuch von 1683.

In Vers 2. ist die Originalfassung:

„Er treibet weg der Höllenmacht,
Die Sünden-, Kreuz- und Todesnacht"

ungleich schöner und vollkräftiger (s. Nro. 17. im W. G. von 1741).

Zur Melodie s. Nro. 4.

105. Fröhlich soll mein Herze springen.

Dieses kindlich fröhliche Weihnachtslied P. Gerhard's, das zuerst im „Dresden'schen Gesangbuch christlicher Psalmen" vom Jahr 1656 erschien, wird auch von den zum Christenthum bekehrten Be-

wohnern der Küste Coromandel in Ostindien schon seit 1723 in malabarischer Zunge in der gesegneten Weihnachtszeit gesungen.

Vom Original fehlen V. 2. 5. 13. 14. V. 2. sollte nicht fehlen (s. Nro. 18. im W. G. von 1741).

Die **Melodie**: f g a c̄ b a g f, ist von Joh. Crüger (Thl. I. 417). Sie findet sich zuerst in dem Dresdener Gesangbuch vom J. 1656, jedoch noch ohne Namensbezeichnung. Hierauf erschien sie zum erstenmal in einem Crüger'schen Liederwerk, in der **Psalmodia sacra** vom J. 1658 und zwar in vierstimmigem Tonsatz und mit dreistimmiger Instrumentalbegleitung. In Freyl. G. 1. Thl. 1704 steht eine Halle'sche Weise: a f c̄ d̄ b d̄ c b a f.

106. Jauchzet, ihr Himmel, frohlocket in himmlischen Chören.

Aus G. **Tersteegen's** (Thl. I. 219) „geistlichem Blumengärtlein. 7. Ausgabe. 1658", wo es den Titel hat: „Die herrliche Barmherzigkeit Gottes erschienen in der Geburt des Heilandes Jesu Christi." Die Schlußworte des Liedes heißen im Original:

„Gib mir auch bald, Jesu, die Kindergestalt,
An dir alleine zu kleben."

Zur Melodie vgl. Nro. 3.

107. Freuet Euch, erlöste Brüder.

Von Dr. **Richter**, dem frommen Arzt am Halle'schen Waisenhaus (Thl. I. 244). Es steht in dem Anhang zu dessen „erbaulichen Betrachtungen vom Ursprung und Adel der Seele" vom J. 1718 unter dem Titel: „Von der Menschwerdung und Geburt Christi." Die Anfangsworte lauten dort: „Seyd zufrieden, liebe Brüder, denn des Vaters" ꝛc.

Das Original hat sieben Verse und ist mit Bezug auf Luthers Weihnachtslied: „Gelobet seyst du, Jesu Christ" gedichtet. Nach jedem Vers des Richter'schen Lieds ist allemal für den „Chorus" ein Vers des Luther'schen eingeschaltet.

Vers 2. u. 6., für die V. 2. u. 6. des Luther'schen Lieds eingezeichnet sind, fehlen.

Die hiefür vorgezeichnete **Melodie**: „Ach, was soll ich Sünder machen" c e fis g g a a h h auf ein Lied Joh. Flitner's ist nach dem Zeugniß des Coburgischen Gesangbuchs von 1683, 1693 und 1705, welches G. Wimmer und Dr. Mohnike in seinen „hymnologischen Forschungen" beim Lebenslauf Joh. Flitner's anführen, von Andreas Hammerschmidt, dem Zittauer Organisten, der zwischen 1638 und 1675 seine Weisen sang (Thl. I. 430). Ihm schreibt es auch Gerber in seinem neuen Lexikon unter Berufung auf Wezel's Liederhistorie zu. Carl v. Winterfeld dagegen (Thl. II. 282) schreibt mit vielen Andern diese Melodie, weil er sie in keinem musi-

kalischen Werke Hammerschmidt's auffinden konnte und sie in Vopelius Gesangbuch vom J. 1682, welches mehrere Tonsätze Hammerschmidt's mit Bezeichnung seines Namens aufführt, ohne alle Namensbezeichnung sich finde, dem Joh. Flitner selbst zu. Sie findet sich nämlich in dessen „suscitabulum musicum“ vom J. 1661 mit der Ueberschrift: „Omnia si perdam, Jesum servare studebo“ — d. i. „Sollt ich alles Andere missen — Ey, so will ich Jesum doch zu behalten seyn beflissen.“ Sie ist in diesem Werk, das mehrere eigene Melodien Flitner's enthält, mit keiner Namensbezeichnung versehen, und gerade daraus glaubt Winterfeld auf die Urheberschaft Flitner's schließen zu können. Er kannte aber wohl das Zeugniß des alten Coburger Gesangbuchs nicht, da er nichts davon erwähnt und nur weiß, daß diese Melodie sonst auch noch im Nürnberger Gesangbuch von 1690 vorkomme. In W. zuerst im Störl'schen Gb. von 1711.

Die erste Strophe des Stammlieds der Melodie lautet so:

„Ach! was soll ich Sünder machen?
Ach! was soll ich fangen an?
Mein Gewissen klagt mich an,
Es beginnet aufzuwachen.
Dieß ist meine Zuversicht:
Meinen Jesum laß ich nicht.“

(Nro. 134. im W. G. von 1741.)

Als Joh. Fröschel, Pfarrer zu St. Thomä in der Vorstadt zu Erfurt im J. 1677 Bußpredigten hielt, mußt jedesmal nach gehaltner Predigt ein Diskantist dieß Lied allein absingen, was die Herzen sehr bewegte. Auch war es einst Einem ein Geruch des Lebens zum Leben, einem Andern ein Geruch des Todes zum Tode. Ein junger Theologe zu Jena nämlich brauchte es täglich als Morgen- und Abendlied, indem er sonst des Tages unglücklich und des Nachts unruhig wäre, und nannte es daher sein „Asylum cum auxilio, sein Lied, das ihm Sicherheit und Hülfe schafft.“ Ein Gottloser vom Adel aber verbot den Gesang dieses Lieds in seiner Kirche, weil es ihm dabei immer angst und bange werde, daß er nicht wüßte, wo er bleiben sollte.
(G. Wimmer. Thl. III.)

109. Du wesentliches Wort.

Für dieses köstliche, auf das Evangelium des Sonntags nach dem Neujahr (Joh. 1, 1—14.) eingerichtete Lied des **Laurentius Laurentii** (Thl. I. 209) aus den „Evangelia melodica“ vom J. 1700, das Freylinghausen sogleich in den ersten Theil seines G. vom J. 1704 aufnahm, bot Kocher im W. Gb. von 1828 eine eigene von ihm neu erfundene Melodie, a a a g f e.

111. Gelobet seyst du, Jesu Christ.

Eine von **Luther** im J. 1524 gefertigte freie Ueberarbeitung der aus dem neunten Jahrhundert stammenden Sequenz de nativitate Domini von dem Erfinder der Sequenzen Notker Balbulus, Mönch zu St. Gallen.

Sie heißt:

Grates nunc omnes reddamus Domino Deo, qui sua nativitate Nos liberavit de diabolica potestate.
Huic oportet, ut canamus Cum Angelis semper: Gloria in excelsis.

Vers 1. nahm Luther unverändert aus dem deutschen geistlichen Volksgesang auf, in welchem dieses Verslein schon im fünfzehnten Jahrhundert heimisch war; die weitern Verse hat Luther frei hinzugedichtet.

In alten Liedersammlungen hat dieses Lied die Ueberschrift: „Der wunderbare Gottmensch" und Schamelius schrieb über dasselbe: „Wohlthaten der Geburt Christi durch lauter Paradoxa besungen."

Der Rathskämmerer Christian Knesebeck zu Rostock war zehn Jahre lang ganz taub gewesen. Da begab's sich am heiligen Abend vor Weihnacht 1703, als er 81 Jahre alt war, daß sein Weib und Tochter dieses Lied zu singen anfiengen. Kaum hatten sie mit heller, froher Stimme die erste Zeile gesungen, so wurde plötzlich des alten Mannes Gehör aufgethan und er stimmte alsbald in die Worte der zweiten Zeile: „Daß du Mensch geboren bist" ein. Das war nun eine recht schöne Weihnachtsfreude für den alten Mann und seine Familie. Wohl aber Allen, die Gottes geistliche und leibliche Wohlthaten können und auch gerne wollen hören und preisen.

(Joh. Olearius Liederschatz. Thl. I. S. 27.)

Es war auch das Leiblied des Grafen N. L. v. Zinzendorf (Thl. I. 366). Als derselbe im Jan. 1739 in St. Thomas ankam, um der bedrängten Brüdermission unter den Negern daselbst aufzuhelfen, fieng er seine Arbeit unter den Negersclaven mit dem Bekenntniß an: „Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sey mein Herr, der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöset hat, erworben und gewonnen rc." (s. Luthers kl. Catechismus) und die ganze Gemeinde sprach ihm unter großer Bewegung alle Worte nach und stimmte mit ihm in den Gesang dieses seines Leibliedes ein, worüber er außerordentlich gerührt wurde, so daß er nachher noch oft seine Freude hierüber bezeugt hat.

Die **Melodie**, g g g a g c̄ d̄ c̄, ist schon alt und stammt aus dem geistlichen Volksgesang des fünfzehnten Jahrhunderts; sie wurde von Luther in Verbindung mit Walther bloß verbessert und erscheint so in mixolydischer Tonart in Walthers Gesangbuch vom J. 1524. Für das höhere Alter derselben spricht das Zeugniß in dem **ordinarium ecclesiae Swerinensis**, wornach diese Weise bereits im J. 1519 am Christfest von der Gemeinde zu Schwerin in deutscher Zunge gesungen wurde. Es soll sogar nach **Dr.** Dietelmaier's Abhandlungen die erste Singweise des Octoëchus, des alten

griechischen Gesangbuchs seyn, welches aus acht Weisen bestehend zur Zeit Carls M. in die lateinische Kirche kam.

112. Wir singen dir, Immanuel.

Das zweite Weihnachtslied P. Gerhard's, das mit Nro. 105. zuerst im „Dresden'schen Gesangbuch christlicher Psalmen" vom Jahr 1656 erschien.

Das Original hat 20 Verse, wovon V. 8. 9. 13—15. 17. 19. fehlen. Folgende sind beachtenswerth:

V. 8. Du hast dem Meer sein Ziel gesteckt
Und wirst mit Windeln zugedeckt:
Bist Gott und liegst auf Heu und Stroh,
Wirst Mensch und bist doch A und O.

V. 9. Du bist der Ursprung aller Freud',
Und duldest so viel Herzeleid;
Bist aller Heiden Trost und Licht,
Suchst selber Trost und find'st ihn nicht.

Diese fehlen auch im W. G. von 1741.

Die **Melodie**, c e e h cis d cis h a, einen Ton höher, als das Original, ist nicht die Stammmelodie auf dieses Lied, sondern ist von Nik. Hermann, dem Cantor zu Joachimsthal (Thl. I. 85), im J. 1560 ursprünglich zu seinem eigenen Osterlied:

„Am Sabbathtag Marien Drey
Kamen zum Grab mit Spezerei"

gefertigt worden. Auf diese Melodie dichtete er später das Lied: „Erschienen ist der herrlich Tag" — und zwar „für die Jungfräulein in der Meydlin Schul zu Joachimsthal über die fröliche Auferstehung unseres Heilandes Jesu Christi." Von letzterem Lied erhielt die Melodie bald ihren eigentlichen Namen und wurde erst später auf das Gerhard'sche Lied: „Wir singen dir, Immanuel" übergetragen, wornach sie nun auch gewöhnlich genannt wird.

113. Ich steh an deiner Krippe hier.

Das dritte Weihnachtslied P. Gerhard's, das mit den beiden andern zuerst im „Dresden'schen Gesangbuch christlicher Psalmen" vom J. 1656 erschien. Bei Ebeling hat es die Ueberschrift: „An der Krippe."

Vom Original fehlen V. 2. 6. 8—12. mit Recht, denn sie handeln vom Mündlein, den Händlein, den Aeuglein des Jesulein und wie sein Lager mit Blumen aller Art zu zieren sey.

Zur Melodie vgl. Nro. 36.

114. Der heil'ge Christ ist kommen.

Aus dem Anhang zu E. M. Arndt's (Thl. I. 609) Schrift: „Vom Wort und vom Kirchenlied. Bonn 1819."

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Schwingt heilige Gedanken" c c e f g c h h, von majestätischem Schwunge, ist von

dem Schweizerpfarrer Joh. Schmidlin zu Wezikon im J. 1775 auf das Lied J. Andreas Cramer's:

„Schwingt, heilige Gedanken,
Euch von der Erde los!
Gott, frei von allen Schranken,
Ist unaussprechlich groß!

Lobsinget Gott, lobsingt
Vor seinem Angesichte!
Er wohnt in einem Lichte
Zu dem kein Auge dringt."
(Nro. 5. im W. G. von 1791)

gefertigt worden, nachdem in demselben Jahr Cramer's „neue geistliche Oden und Lieder" erschienen waren. Sie steht in der dritten Auflage seines Werks: „Singendes und spielendes Vergnügen reiner Andacht". Knecht nahm sie in das W. Ch. von 1798 auf.

Erscheinung Christi.

115. Wer im Herzen will erfahren.

Dieses Lied, das gewöhnlich dem Joh. **Flitner** (Thl. I. 170) zugeschrieben wird, steht nicht unter seinen zehn Liedern, die in seinem „musikalischen Weckerlein" vom J. 1661 aufgeführt sind, weßhalb Dr. Mohnike in seinen hymnologischen Forschungen vom J. 1831—32 demselben die Urheberschaft bestreitet und dem **Laurentius Laurentii** (Thl. I. 209) zuschreibt, wie dieß auch schon Balth. Haug gethan.

Vom Original sind ohne Verlust V. 7—10. weggelassen (vgl. Nro. 35. im W. G. von 1741).

Zur Melodie vgl. Nro. 107.

116. Werde Licht, du Volk der Heiden.

Eine ziemlich matte Nachbildung des schönen Rist'schen Erscheinungsfestliedes von gleichem Anfang (Nro. 439. in Knapp's Liederschatz), die sich in Joh. Friedr. **Mudre's** (Thl. I. 489) geistlichen Liedern und Gedichten vom J. 1770 findet.

Die schöne, den Weisen des siebenzehnten Jahrhunderts wohl an die Seite zu stellende **Melodie**: e e gis fis e gis a h a gis ist von Kocher im J. 1823 gefertigt und zuerst im W. Ch. von 1828 erschienen (Thl. I. 662).

117. Auf, Seele, auf und säume nicht.

Aus dem „Psalter Davids", den Mich. **Müller**, der fromme Gaisberg'sche Hofmeister in Kleinbottwar, zu Stuttgart im J. 1700 herausgab (Thl. I. 249).

Dieses Lied wurde in die Cöthnische Liedersammlung und in das Lübecker Gesangbuch aufgenommen. Es steht auch im Eßlinger Gesangbuch von 1767; sonst aber in keinem W. G.

Vom Original, das 26 Verse hat, fehlen V. 5. 7—9. 11.

12. 15—18. 21. 22. 24—26. Davon wären etwa noch der Aufnahme werth gewesen:

V. 15. O wunderbare Süßigkeit,
Die dieser Anblick gibt
Dem, dessen Herz dazu bereit,
Und dieses Kindlein liebt.

V. 16. Die Engel in dem Himmelssaal
Die freuen sich darob,
Die Kinder Gottes allzumal,
Die bringen hier ihr Lob.

Zur Melodie s. Nro. 66.

Darstellung Christi.

119. Wohlauf, mein Herz, verlaß die Welt.

Von Joh. Ad. Schlegel im J. 1765 gedichtet, als er noch Pfarrer an der Marktkirche zu Hannover war (Thl. I. 570). Es steht im ersten Theil seiner „Sammlungen geistlicher Gesänge zur Beförderung der Erbauung. 1766."

Die **Melodie**, g d c h a g a a h, ist von Musikdirektor Frech in Eßlingen im J. 1823 neu für dieses Lied gefertigt und zum erstenmal im W. Ch. von 1828 erschienen (Thl. I. 668).

VI. Lehramt und Wandel Jesu.

120. Der niedern Menschheit Hülle.

Aus Feddersen's „Leben Jesu für Kinder" vom J. 1777, von ihm noch als Prediger zu Magdeburg geschrieben (Thl. I. 484).

Dieses Lied, das übrigens weder ein Kirchenlied noch ein Gebetslied ist, hatte im Choralbuch von 1798 und in dem von 1828 seine eigene Melodie, f f c f g g g f, welche Knecht im J. 1793 dazu erfand.

Zu der jetzt vorgezeichneten vgl. Nro. 278.

121. Jesu, du Sohn der unendlichen Liebe.

Aus des Rothenburger Superintendenten Lehmus (Thl. I. 404) Werk: „Jesus in mehr als hundert Liedern" vom J. 1776.

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Höchster Formirer der löblichsten Dinge" (Nro. 287. im W. G. von 1741 — von Knorr v. Rosenroth), d d d cis h a h g fis e d, eine Lieblingsweise Dr. Albr. Bengel's, die er auf dem Clavier spielte, nachdem er mit seinem Gnomon fertig war, wird gewöhnlich dem Mühlhäuser Tonmeister Johann Rudolph Ahle zugeschrieben, wo sie dann zwischen 1657 und 1665 entstanden wäre (Thl. I. 433). Das Mühlhäuser Melodienbuch führt sie

wenigstens unter Ahle's Namen auf; Winterfeld konnte sie aber in keinem Werke Ahle's finden, weßhalb er die Urheberschaft desselben immerhin für zweifelhaft hält. Sie ist übrigens keine Stammmelodie, sondern ursprünglich auf das bekannte Jesuslied des Kanzlers Ahasverus Fritsch: „Schönster Immanuel, Herzog der Frommen" gefertigt. In W. zuerst im Ch. von 1744. Die erste Strophe des Stammlieds heißt:

Schönster Immanuel, Herzog der Frommen,
Du meiner Seelen Trost, komm, komm nur bald.
Du hast mir, höchster Schatz, mein Herz genommen,
So ganz für Liebe brennt und nach dir wallt.
Nichts kann auf Erden
Mir liebers werden,
Als wann ich meinen Jesum stets behalt.

122. Heiligster Jesu, Heiligungsquelle.

Eine Perle im evangelischen Liederschatz und ein ächt christliches Morallied, gewichtiger, denn hundert jener sogenannten Morallieder aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Es steht unter den Lob- und Liebessprüchen in Gottfr. Arnold's Geheimniß von der göttlichen **Sophia** vom J. 1700 mit der Ueberschrift: „Um volle Jesusähnlichkeit". Daher kam es auch, daß man so lange Arnold für den Dichter oder wenigstens Bearbeiter dieses Liedes hielt. Es steht aber dort unter Liedern, welche der Unterschrift nach meist von Andern verfaßt sind, und außerdem bringt Johann G. Kirchner in seiner „kurzgefaßten Nachricht von ältern und neuern Liederverfassern. Halle 1771" S. 9 ein entschiedenes Zeugniß der Verwandten des Barth. **Crasselius** († 1724 — Thl. I. 249) bei, daß dieser dasselbe verfaßt habe, wobei er aber eigentlich nur ein holländisches Lied des Jodocus von Lodenstein, Predigers in Utrecht (geb. 1620 in Delft, † 6. August 1677), überarbeitete. Vom Original fehlen V. 7.: „O keuscher Jesu" ꝛc. und V. 8.: „Mäßiger Jesu" (vgl. Nro. 206. im W. G. von 1741).

Vers 2. war das Gebet schon mancher Dulder, womit sie Geduld und Ergebung in ihr schweres Geschick sich erflehten. So seufzte diesen Vers z. B. Theodor Metzler, Buchhändler in Tübingen, ein Sohn Christian Metzler's, Kaufmanns in Frankfurt a. M., der erste Buchhändler dieses Namens in W., während seiner schmerzlichen letzten Krankheit, an der er dann im Dezember 1724 starb, gar oft. (Pregizer's gottgeheiligte Poesien. 1724. S. 507 ff.)

Zur **Melodie** vgl. Nro. 634. Das W. Ch. von 1828 hatte zu diesem Lied eine eigene Melodie von Kocher. f a g f a c d c b a.

123. Glaubiger Jesu! auf Vertrauen.

Eine Nachahmung oder vielmehr Fortsetzung des vorangehenden Lieds: „Heiligster Jesu". In dem „Brüderbüchlein" oder der in den Kreisen der W. Pietisten heimischen „Sammlung auserlesener geist-

licher Lieder zum gemeinsamen Gesang und eigenen Gebrauch in christlichen Familien" (Thl. I. 549) steht dieses Lied mit 31 Versen, in welchen Jesus der Reihe nach angeschaut und angerufen wird als glaubiger — armer — liebvollster — trauernder — weisester — wahrhafter — schweigender — gerechter — gehorsamer — barmherziger — verfolgter — friedfertiger — geschmähter — verlaß'ner — betender — weinender — kämpfender — freundlichster — mildester — sterbender — lebender — niedriger — demüthiger — siegreicher — selbstständ'ge Weisheit — treuester — verwund'ter — verklärter — glorreicher — herrlicher Jesus. Den Grundstock desselben bilden die von dem bekehrten Oberst Ph. Fr. **Rieger** in seinem Gefängniß zu Hohentwiel über dem Lesen der Passionsgeschichte gedichteten 21 ersten Verse (Thl. I. 335). Dieselben stehen als ein in sich abgeschlossenes Lied mit der Namenschiffer R** und der Ueberschrift: „Ein Gebet zu Jesu, uns nach seinem Bilde zu bilden, nach den Hauptzügen desselben in der Leidensgeschichte zur Fortsetzung und nach der Melodie des Lieds: „„Heiligster Jesu"", in dem „dreifachen Geschenk für Confirmanden", das neben diesem „erwecklichen Passionslied vom Bild Christi nach der Leidensgeschichte des Heilands" noch einen Catechismusgesang von Cramer und zwei Lieder von Woltersdorf enthält (darunter Nro. 256.), und das dem gereimten „Würt. Confirmationsbüchlein und Franke'schen Glaubensweg (von Ph. Fr. Hiller?) Tüb. bei Fues 1771" angehängt ist. Daselbst sind nun „als Zugabe zu dem vorhergehenden Liede nach dem Inhalt des 131. Psalms zwei anonyme Verse angehängt — niedriger Jesu und demüthiger Jesu (V. 22. und 23. im Brüderbüchlein). Auf sie folgen sodann im Brüderbüchlein noch 8 weitere Verse, nach der Angabe des W. G. von Ph. Fr. **Burk** (Thl. I. 307).

Von den 9 Versen nun, die im W. G. die Liedernummer 123. bilden, gehören dem Ph. Fr. Rieger zu — V. 1—4. 6. und 7., während V. 5. 8. und 9. aus den 8 Schlußversen im Brüderbüchlein genommen sind und somit Burk zugeschrieben werden.

Von den Rieger'schen Versen spiegeln besonders V. 3. und 6. die Lebenserfahrungen und Herzenszustände Rieger's ab, der mehrere Jahre lang als ein Verleumdeter in einem harten Gefängniß zu Hohentwiel „Thränenbrod" zu seinem Heile aß. Auch die Worte: „Ich — werd oft gar zum Zorn bewegt" (V. 6.) spricht Rieger in Erkenntniß des Grundfehlers seines raschen Temperaments aus. Charakteristisch für Rieger's Herz und Zustand sind auch V. 9. und 14. des Originals:

Gehorsamer Jesu! wahrer König,
Doch armen Eltern unterthänig!
Beug und erzieh mich altes Kind,
Daß ich der Kinder erste Sünde,
Den Eigenwillen, überwinde
Und was sich Störrig's in mir find't.
Für meine Eigenheit
Gib deine Beugsamkeit
Zum Gehorsam.
Jesu, ey nu, hilf mir dazu,
Daß ich gehorsam sey, wie du.

Verlaßner Jesu, wer kann's fassen:	Verlassen und gelassen seyn;
Gott selbst, und doch von Gott verlassen?	Ein so Verlassener,
	Ein so Vertrauender,
Mit Zittern sieht man da hinein.	Wie du warest.
Genug, es war. Ich schweige gerne,	Jesu, ey nu, hilf mir dazu,
Wenn ich von dir die Kunst nur lerne	In dem Verlassen seyn, wie du.

In Vers 8. und 9. dagegen spiegelt sich Burk's Glaubens- und Friedenssinn. Er bezeugte einmal wenige Jahre vor seinem Tod (1770) einigen Freunden: „Bald wird es aus dem Glauben in das Schauen hinübergehen, und ich werde alsdann erst meines ungekünstelten, einfältigen, bloßen Glaubens an unsern lieben, einigen Heiland recht froh werden. — — Gelobt sey Gott! Seine Wege sind richtige, selige Wege. Wer vom Glauben irre geht, der macht sich selbst viel Schmerzen. Wer im Geleiß des Glaubens bleibt, bleibt in Gott und im Frieden Gottes, und seine Schmerzen sind durch die Schmerzen des leidenden Heilands längst geheilt."

Zur Melodie vgl. Nro. 634.

124. Jesus Christus gab sich uns.

Aus Ph. Fr. Hiller's Schatzkästlein. 2. Thl. vom J. 1767 über 1 Petr. 2, 21. mit dem Beisatz: „Der Weltsinn macht alle, auch närrische Moden nach, und alle Sünden, ein Christ sieht auf den Herrn."

Einst war eine kleine Gesellschaft christlicher Freunde beisammen, die ein ernstliches Gespräch mit einander führten über den Ausspruch Jesu Luc. 9, 23. und dabei sich ermunterten, auch diese so schwer scheinende Pflicht ausüben zu lernen. Da fieng eines der Kinder des Hauses, ein sechsjähriges Töchterlein, unter seinem Spiel aus freiem Trieb ganz unvermuthet, wie es sonst gewohnt war, Verse für sich herzusagen, mit einemmal V. 7.: „Lieber Meister, lehr' mich's nun rc." laut herzusagen an, und wiederholte dieß mehreremals. Die Anwesenden wurden dadurch mächtig bewegt, daß sie so unerwartet durch dieses Kind belehret wurden, auch die schwersten Pflichten in der Nachfolge Jesu muthig zu übernehmen, in der gewissen Versicherung, der Herr werde sie durch seinen Geist dazu stärken und kräftigen; zugleich aber war es ihnen ein neuer Antrieb, ihre Kinder frühzeitig mit dem Wort Gottes und wichtigen Liedern bekannt zu machen, weil man nicht weiß, wie und wo der h. Geist solches zu ihrem und Anderer ewigen Heile brauchen kann. Ein Jahr darnach aber starb jenes Töchterlein und hat sich mit seinen viel erlernten Sprüchen und Versen vortrefflich getröstet. Unter dem öftern Beten des letzten Verses (V. 9.) aus demselben Lied ist es getrost und selig verschieden.

(Basl. Samml. 1797. S. 83 rc.)

Zur Melodie vgl. Nro. 94.

126. O Lehrer, dem kein Lehrer gleich.

Aus J. J. **Rambach's**, Professor's zu Gießen, geistlichen Poesien vom J. 1735 — wie Nro. 125. (Thl. I. 262.)

Das Original, ein Lied über das prophetische Amt Christi, das mit den Worten beginnt: „O Lehrer, dem kein andrer gleich, an Eifer, Lieb und Klugheit reich, des ew'gen Vaters höchster Rath, Prophet berühmt" ꝛc., ist möglichst treu wieder gegeben.

Der Schluß von V. 7. heißt:

„Und der, wo man ihn nicht vertreibt,
Dein Wort in Herz und Sinne schreibt."

Vers 8. steht „scheuen", statt „schauen".

Die hiefür vorgezeichnete **Melodie**: „Vater unser im Himmelreich" a a g f g a f e d, ist seit dem J. 1737 zum erstenmal in Süddeutschland bekannt; sie ist dorischer Tonart. Ob sie jedoch eine von Luther neu erfundene oder nur gewählte war, ist nicht mehr zu entscheiden. Man weiß, daß, als Luther das Lied: „Vater unser im" ꝛc. dichtete, er auf eine Melodie für dasselbe bedacht war, indeß keine fand, die ihm genügt hätte. Es ist noch der erste Entwurf der Melodie in Luthers Handschrift auf einem einzelnen Papierstreifen vorhanden, woraus ersichtlich ist, wie vielfach er an den einzelnen Gesätzen desselben gebildet und gebessert, manches gänzlich verworfen, anderes zunächst umgeschmolzen hat. Die erste Strophe des Lieds, das im Straßburger gr. Kirch.-G. den Titel führt: „Das Gebet des Herrn, Vater unser genannt, kurz ausgelegt und artlich in Gesang gebracht durch M. Luther", lautet:

Unser Vater im Himmelreich,
Der du uns Alle heißest gleich
Brüder sein, und dich ruffen an,
Und wilt das Beten von uns han;
Gib, daß nit bet allein der Mund,
Hilf, daß es geh' von Herzensgrund.
(Nro. 93. im W. G. von 1741).

VII. Passionslieder.

129. Siehe, mein geliebter Knecht.

„Das 53. Kapitel Jesajä" — von P. **Gerhard**. Erschien zuerst im „Dresden'schen Gesangbuch geistlicher Psalmen" vom Jahr 1656. Das Original hat 18 Verse. Zum wenigsten sollten in dieser Ueberarbeitung nicht fehlen — nach V. 3. der 7. Vers des Originals:

Nein, fürwahr, wahrhaftig nein!
Er ist ohne Sünden!
Sondern, was die Welt für Pein
Billig sollt empfinden,
Was für Krankheit, Angst und Weh
Uns von Recht gebühret,
Das ists, was ihn in die Höh',
An das Kreuz geführet.

Nach Vers 4. der 10. Vers des Originals:

Nun, er thut es herzlich gern,
Ach! des treuen Herzen!
Er nimmt an den Zorn des Herrn
Mit viel tausend Schmerzen,
Und ist allzeit voll Geduld,
Läßt kein Wörtlein hören
Wider die, so ohne Schuld
Ihn so hoch beschweren.

Zur Melodie vgl. Nro. 464.

130. Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld.

Eines der ältesten Lieder **Gerhard's**, das schon im Berliner Gesangbuch von 1653 steht.

Den Grundgedanken zu diesem Musterlied aller Passionslieder hat P. Gerhard aus Joh. 1, 29. und Jes. 53, 4—7. entnommen.

Professor Gottlob Christian Kern, der edle Dichter des Liedes: „Wie könnt ich sein vergessen" (Thl. I. 638), betete, als er zu Anfang des Augusts 1835 auf dem Sterbebette lag, in einer seiner letzten und schwersten Leidensnächte aus Vers 3. die Worte: „Ja, Vater, ja von Herzensgrund — — mein Wirken ist dein Sagen" und bat dabei den Herrn: „Ach, laß mich kämpfen den guten Kampf des Glaubens, zu dem du mich berufen hast; hilf mir Glauben halten und den Lauf vollenden, damit mir beigelegt werde die Krone der Gerechtigkeit. Ja, schenke mir ein stilles, tiefes Verlangen nach der Ewigkeit in mein Herz."

Vom Original fehlt V. 9. ohne Schaden, wie überhaupt die ursprüngliche Fassung möglichst gewahrt ist, nur daß freilich Stellen, wie V. 7., überarbeitet sind:

„Erweitre dich mein Herzensschein,
du sollt ein Schazhauß werden — —
weg mit dem Gold Arabia!
weg Calmus, Myrrhen, Casia!"
(s. Nro. 43. im W. G. von 1741.)

Die **Melodie**, g g g c d es d c h, eine Stammmelodie, ist von dem Stuttgarter Kapellmeister und Stiftsorganisten J. G. Störl (Thl. I. 448) zur ersten Ausgabe seines W. Ch. vom J. 1711 gefertigt. Von Ebeling findet sich auch eine Melodie aus C moll auf dieses Lied in seiner Ausgabe von „P. Gerhardi geistlichen Andachten. 1666."

131. Jesu, deine Passion.

Aus den „Passionsandachten", die 1653 Sigmund v. Birken, Vorsteher des Blumenordens zu Nürnberg, herausgab (Thl. I. 177).

Die **Melodie**, g a b b a g fis, ist eine im Hohenlohe'schen gebräuchliche ältere Weise, ursprünglich auf ein Passionslied M. P. Stockmann's erfunden, dessen erste Strophe so heißt:

Jesu, deine Passion
Ist mir lauter Freude,
Deine Wunden, Kron und Hohn
Meines Herzens Weide.
Meine Seel' auf Rosen geht,
Wenn ich dran gedenke.
In dem Himmel eine Stätt'
Uns deßwegen schenke.

In W. war bis 1798, durch das Choralbuch von 1744 eingeführt, eine andere Weise im Gebrauch aus den **Cantiones sacrae** des Weimar'schen Cantors Melch. Vulpius vom J. 1603, **h a g a h cis d**. Sie heißt auch: „Jesu Leiden, Pein und Tod" und befindet sich noch im Choralbuch von 1777.

132. O du Liebe meiner Liebe.

Dieses im W. G. dem Angelus Silesius zugeschriebene Lied findet sich weder in dessen h. Seelenlust, noch in dem vollständigen Register, das Wezel über dessen Lieder mittheilt. Es steht aber in den Cöthnischen Liedern mit dem Titel: „Von Christi Leidensumständen insgemein".

Vom Original fehlt V. 5. ohne Schaden.

Die liebliche **Melodie** in sanftem Liebeston, **a h cis e d cis h h**, welche aus dem Choralbuch der Brüdergemeinde aufgenommen wurde, ist ursprünglich die Melodie eines alten Volksliedes: „Sollen nun die grünen Jahre". In W. zuerst im Choralbuch von 1828 für das Lied: „Gott der Tage, Gott der Nächte" (Nro. 581.) aufgeführt.

Im ersten Theil des Freyl. G. steht eine andere Melodie im Dreivierteltakt: **a h c d f a h c h a.**

133. Der du noch in der letzten Nacht.

Vom Grafen Nik. Ludw. v. **Zinzendorf** gedichtet im Jahr 1725, in den ersten Zeiten nach Gründung der Brüdergemeinde, als in derselben noch sehr widersprechende Meinungen und Lehrsätze vorgetragen wurden, und er also allerlei Uneinigkeiten und Kämpfe im Schooß der Gemeinde selbst zu schlichten hatte, indem Leute der verschiedensten Parteien beisammen waren, welche einander zu verdrängen trachteten. In solchem Gewirre dichtete er, um den Seinen des Meisters neu Gebot — Joh. 13, 34. 35. — einzuprägen, dieses Bittlied um wahre Liebesgemeinschaft, das im Original 16 liebliche Verse hat und mit den Worten beginnt: „O Liebe, die in fremde Noth". Es findet sich so zuerst in seinen „deutschen Gedichten" vom J. 1735.

Wie in diesem Lied, so trieb er überhaupt auch, um Einigkeit in die Gemeinde zu bringen, die Kernlehre des Evangeliums von der versöhnenden Kraft des Todes Jesu mit der größten Wärme, indem, wie er sagte, doch Alle darin Eins seyn müssen, daß sie Sünder seyen und durch Jesu Leiden selig zu werden hoffen.

Das Lied steht im Brüdergesangbuch von 1787 in dem Abschnitt: „Von der brüderlichen Liebe und Einigkeit des Geistes", gleichfalls bloß mit diesen 2 Versen, dem 9. und 10. des Originals.

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Nun sich der Tag geendet hat" **d g a b b c c d**, ist nach Gabr. Wimmer's Liedererklä-

rung Thl. III. schon vor dem Liede da gewesen, denn er sagt ausdrücklich, sie sey für dieses Lied von einer weltlichen Arie entlehnt, die häufig der Braut zu Ehren bei den Hochzeiten gesungen worden sey; sie ist also vor das J. 1670 zu setzen, in welchem Dr. Joh. Fr. Herzog, ein gottesfürchtiger Rechtskonsulent in Dresden (geb. 5. Juni 1647, † 21. Merz 1699), noch als Wittenberger Student dieses Abendlied:

„Nun sich der Tag geendet hat
Und keine Sonn' mehr scheint,
Schläft Alles, was sich abgemalt
Und was zuvor geweint."
(Nro. 383. im W. G. v. 1741)

gedichtet und als ein trefflicher Lautenspieler und Liebhaber der Musik zuerst auf jene weltliche Arie gesungen hat. Der Herzog zu Sachsen-Weimar, Wilhelm Ernst, gieng 26. August 1728 unter dem Gesang der zwei Schlußverse dieses Liedes in die ewige Heimath. In W. erscheint diese Melodie zum erstenmal im Choralbuch von 1744.

134. Du gehest in den Garten beten.

Mit Unrecht dem Benj. Schmolk zugeschrieben. In der Schramm'schen Gesammtausgabe seiner Schriften und Lieder vom J. 1740 findet sich dieses Lied nicht vor. Der Verfasser ist vielmehr ein Würtemberger, M. Johann Konrad **Klemm**, Spezialsuperintendent in Leonberg († 25. Jan. 1763 als designirter Prälat von Herrenalb). Es stand schon vor seiner Aufnahme in das W. G. von 1741 in der von Georg Konrad Rieger zu Stuttgart unter dem Titel: „Neu eröffneter Andachtstempel" im J. 1734 besorgten zweiten Auflage des Häberlin'schen Gesangbuchs und wurde im J. 1749 in das Heidelberger und in das Laubner Gesangbuch aufgenommen, in welch letzterem es übrigens irrig dem Joh. Menzer zugeeignet ist. Für die Autorschaft Klemm's zeugt M. Balthasar Haug in seinem Büchlein über „die Liederdichter des W. G. Stuttg. 1780."

Dieses köstliche Lied zur Feier der Leidensstation des Herrn in Gethsemane kann der Würtemberger ansehen als die in Versen ausgelegte 45. Frage und Antwort seines Confirmationsbüchleins: „Wie soll man beten? (V. 1.) Andächtig, als in der Gegenwart Gottes (V. 3.), bußfertig (V. 2.), demüthig, sowohl innerlich im Herzen (V. 8.), als auch äußerlich in Geberden (V. 4.), mit wahrem Glauben (V. 5—7.) und in dem Namen Jesu Christi" (V. 10. 11.).

Die vorgezeichnete schöne **Melodie**: „Mein Gott, zu dem ich weinend flehe" aus E moll: e g h a g fis e a g fis e ist von Silcher im J. 1820 auf das Bußlied Münters:

„Mein Gott, zu dem ich weinend flehe,
Erbarme dich, erbarme dich!
Noch einmal sieh von deiner Höhe
Mit gnadenvollem Blick auf mich!
Erbarme dich und geh doch nicht
Mit mir, du Rächer, ins Gericht!"
(Nro. 281. im W. G. v. 1791)

gefertigt worden und wurde in das Choralbuch von 1828 aufge-

nommen. Knecht hatte für das Choralbuch von 1798 gleichfalls eine Melodie zu diesem Lied erfunden (Nro. 243.).

135. Du, dessen Augen flossen.

Aus der bekannten geistlichen Cantate: „Der Tod Jesu" von Professor **Ramler** in Berlin (Thl. I. 514). Dieses theatralisch beschreibende Lied wäre höchstens seiner schönen Melodie zu lieb, welche die Prinzessin Amalie von Preußen im J. 1782 hiezu erfand (g g es d c c h im W. Ch. von 1798 und 1828), aufzunehmen gewesen, obgleich auch die arienmäßige Weise in ihren chromatischen Gängen sich nicht recht für den Gemeindegesang eignen will. Nun fehlt aber diese Melodie im neuesten W. Ch. und es ist auf: „Herzlich thut mich verlangen" verwiesen.

136. Seht, welch ein Mensch.

Aus Benj. Schmolke's erster Liedersammlung: „Heilige Flammen der himmlisch gesinnten Seelen" vom J. 1704, mit der Ueberschrift: »Ecce homo!« Vom Original fehlt V. 1. mit Recht.

Zur Melodie vgl. Nro. 20.

137. Denk ich der Dornenkrone.

Aus Ph. Fr. **Hiller's** Schatzkästlein. 1. Thl. 1762 über Joh. 19, 2. mit dem Beisatz: „Ehe von der Sünde her der Fluch auf die Erde gelegt worden, wuchsen keine Dornen. Nun wird das, was vom Fluch gewachsen, Jesu auf das Haupt geflochten, in der höhnischen Gestalt einer Krone. Das war die verdiente Schmach unseres Hochmuths, die er büßte."

Als der geistgesalbte Pfarrer M. Ludwig Hofacker zu Rielingshausen in seinen letzten acht Wochen († 18. Nov. 1828) brustwassersüchtig unter den größten Schmerzen Tag für Tag und Nacht für Nacht in seinem Sessel saß und dabei noch viele innere Demüthigungen und Beugungen durchzumachen hatte, so rief er einsmals, hinweisend auf ein Bild des mit Dornen gekrönten Heilandes, das neben ihm an der Wand hieng, glaubig aus: „Das ist mein Mann!" Darauf wiederholte er oft, verzagen müßte er, wenn er nicht gewiß wüßte, daß die Liebe Christi zu den Menschenkindern eine unendliche sey; nur auf ihn verlasse er sich, zu ihm wolle er jenseits seine Zuflucht nehmen und knieend ihm nahen.

(Ludwig Hofacker's Predigten. „Lebensumstände.")

Zur Melodie vgl. Nro. 142.

138. Herzliebster Jesu! was hast du verbrochen.

Von Joh. **Heermann** (Thl. I. 124), als er noch Stadtpfarrer in Köben an der Oder war, im J. 1630 gedichtet nach Augustinus Meditationen, Kap. 7.: »quid commisisti — — ut sic judicareris«. Er

nahm dieß Lied in seine „Hauß- und Herzmusik“ vom J. 1636 auf und setzte selbst den Titel darüber: „Ursache des bittern Leidens Jesu Christi und Trost aus seiner Liebe und Gnade. Aus Augustino.“

Die biblische Grundlage des Liedes ist Luc. 23, 22. Den vierten und fünften Vers nennt Schamelius — „paradoxa passionalia, heilige Wunder, die sich im Leiden Christi herfürgethan haben.“

Vom Original fehlen V. 6. 12. 14. (s. Nro. 49. im W. G. von 1741).

Dem Johannes Tribbechovius gewährte dieses Lied, als er in großer Gemüthskrankheit und völliger Melancholie im J. 1712 von Halle nach Tennstädt zu seiner Mutter geführt wurde, um sich heilen zu lassen, und er dasselbe gerade bei seiner Ankunft in der Vaterstadt vom Thurme abblasen hörte, eine solche Glaubenskraft, daß er es alsbald mit lauter Stimme nachsang und bald darauf mit seliger Glaubensfreudigkeit den Tod überwinden konnte.

(Wezel's Liederhistorie. III. S. 322.)

Ein Augsburger Patrizier wurde dadurch zur Versöhnung mit seinen Feinden bewogen.

(Blumberg's Delic. Cygneae. Nro. 244.)

Dr. Petersen, der bekannte mystische Theologe, Superintendent zu Lüneburg, erzählt in seiner Lebensbeschreibung vom J. 1717 S. 200, als einsmals zu Lüneburg einer wider ihn geprediget und die Obrigkeit ermahnet habe, sie solle diesen Mann, den er aus dem Evangelium vom Unkraut im Acker mit dem Unkraut verglichen, abschaffen, als die ihm auch, wenn er nicht weichen wollte, den Kopf vor die Füße könnte legen, habe darauf der Cantor zu allgemeiner Rührung der Gemüther angefangen zu singen: „Herzliebster Jesu! was hast du verbrochen.“

Als der tapfere Glaubensheld, der Thorn'sche Präsident J. G. Rösner in Polen im J. 1724 um des evangelischen Glaubens willen schwere Versuchungen überwinden und für die protestantische Stadt Thorn, in der ein Volksauflauf gegen das Jesuitencollegium stattgefunden, durch die blutige Rache der Jesuiten gar den Tod erleiden mußte, sprach er den 11. Vers (Orig. V. 13.), und bemerkte dazu: „Dieß soll ich nun prakticiren“.

(Jablonsky, das betrübte Thorn. 1725.)

Die **Melodie**: **g g g f es d g a b b c b a**, die sich auch in allen ältern W. Ch. von 1711 an findet, ist von Joh Crüger und steht in dessen „neuem vollkömmlichen Gesangbuch Augsburgischer Confession“ vom J. 1640. Viel Aehnlichkeit, namentlich im Maaß und in der Tonart hat mit dieser Melodie eine ursprünglich auf das Lied: „Wend ab dein Zorn, lieber Vater“ gefertigte, und später auf das Lied: „Herzliebster Jesu“ angewandte Melodie: **a a c h a g a**

h c h a, die sich zuerst bei dem fünften Psalm in „Psalmorum Davidis paraphrasis poëtica Georg Buchanani, illustrata op. Nath. Cytraci. Hernborn. 1584“ vorfindet und wahrscheinlich von Statius Olthof, erstem Cantor zu Rostock, aus Osnabrück gebürtig, verfertigt ist. Man hat deßhalb, obwohl mit Unrecht, behauptet, Crüger habe seine Melodie aus dieser entlehnt. Eine weitere Melodie, g e e c c g g fis g a g, wird Joh. Heermann selbst zugeschrieben, welcher sein Lied in der „Hauß- und Herzmusik“ vom J. 1636 mit der Bemerkung aufführt: „Im Ton: „„Geliebter Freund, was thut ihr so verzagen““. Die Crüger'sche Weise hat Joh. Seb. Bach auf ergreifende Weise in seine große Passionsmusik eingereiht.

139. Du meines Lebens Leben.

Der bekehrte Neuwied'sche Major Ernst Wilh. v. **Wobeser** spricht in den 3 Schlußversen dieses Liedes die Grundgedanken aus, welche ihn in seinem Bekehrungs- und Gnadenstand bewegten (Thl. I. 546).

In seinem Tagebuch nämlich schrieb er am Schluß des Jahrs 1766, in welchem er in die Herrnhuter Gemeinde aufgenommen worden war, folgende Worte nieder: „Preis sey seiner Hirtentreue, mit welcher Er mich, sein verlornes Schaf, gesucht und aus der Irre gebracht hat. O! möchte ich nun durch den tiefen Eindruck von alle dem, was er für mich und an mir gethan hat, auf ewig an Ihn gebunden und zu einem Menschen nach Seinem Herzen gestaltet und sein ganzer Liebeszweck mit mir erreicht werden.

Ja, o mein liebster Heiland!
Laß mich, laß mich Deine bleiben,
Dir nicht von der Seite geh'n,
Bis es von dem sel'gen Gläuben
Kommt zu dem erwünschten Seh'n.

(Nachrichten aus der Brüdergemeinde. 1846. 3. Heft. S. 474.)

Zur Melodie s. Nro. 14.

140. Ruhe hier, mein Geist, ein wenig.

Aus Gerhard **Tersteegen's** „geistlichem Blumengärtlein“, mit der Ueberschrift: „Jesus am Stamme des Kreuzes.“

Bei Vers 6. ist aus dem Leben des gottinnigen Dichters (Thl. I. 219) ein bemerkenswerther Umstand auszuheben, woraus ersichtlich ist, daß er die Worte: „Ich bin deine ganz alleine, dir verschreib' ich Herz und Sinn“ nicht bloß so gesungen, sondern gar ernstlich gemeint hat. Im J. 1724 nämlich hat er, nachdem er aus großen und vieljährigen Dunkelheiten wieder zu freudigem Gefühl der Gnade des Herrn gelangt war, mit seinem eigenen Blut eine ausführliche Verschreibung an den Herrn Jesum aufgesetzt, die jetzt noch in der Vorrede zum ersten Band seiner Schriften zu lesen ist.

Das Original hat 13 Verse und beginnt mit den Worten: „Setze dich, mein Geist, ein wenig, und beschau' dieß Wunder groß.“

Es fehlen die Verse 3. 8. 9. 11—13.; darunter sind einige gar schöne Verse z. B.

V. 8. Dir will ich durch deine Gnade
Bleiben bis in Tod getreu;
Alle Leiden, Schand und Schade
Sollen mich nicht machen scheu;
Deinen Willen zu erfüllen,
Meiner Seele Speise sey.

V. 11. Laß in allen Leidenswegen
Deine Leiden stärken mich:
Daß mein Leiden mir zum Segen
Mag gedeihen stetiglich;
Daß mein Herze auch im Schmerze
Ohne Wanken liebe dich.

V. 12. Wann mich schrecken meine Sünden,
Wann mich Satans List anficht,
Wann ich Kraft noch Gnad kann finden,
Wollst du mich verlassen nicht:
Laß dein Sterben mir erwerben
Trost im Tod und im Gericht.

V. 13. Jesu, nun will ich ergeben
Meinen Geist in deine Hand;
Laß mich dir alleine leben,
Bis ich nach dem Leidensstand
Bei dir wohne, in der Krone
Dich beschau im Vaterland.

Zur Melodie vgl. Nro. 11.

141. O Welt, sieh hier dein Leben.

Von P. Gerhard auf die alte, schon seit 1574 bekannte Weise: „O Welt, ich muß dich lassen" (vgl. zu Nro. 571.) gedichtet, und schon in das Berliner Gesangbuch von 1653 aufgenommen.

Vers 1—6 enthalten die Betrachtung des Leidens Jesu, V. 7. 8. die Danksagung dafür, V. 9—14. die nützliche Anwendung.

Vom Original sind V. 6. und 8. ausgelassen (vgl. Nro. 46. im W. G. von 1741).

Dr. Albrecht Bengel schreibt in seinem Tagebuch unter dem 11. Merz 1742: „Als man heute: „O Welt, sieh hier" sang, da habe „ich gedacht, das geht auch dich an, ich gehöre auch zur Welt. Ich „darf auch hieher schauen, und wer hieher schauet, der gehört den= „selbigen Augenblick nicht mehr zur Welt, ist nicht weltlich, irdisch „mehr gesinnt."

Der fromme Hessen=Darmstädtische Metropolitan und erste Stadtprediger zu Nidda, Joh. Conr. Binzer († 1742), berichtete einsmals, da er auf dem Sterbebette lag, den Seinigen, er habe so eben im Traum sein Lieblingslied: „O Welt sieh hier" von Anfang bis zu Ende durchgesungen und einen Vorschmack der großen Herrlichkeit gehabt, die auf ihn warte. Dann fieng er auf einmal voll Freude zu rufen an: „Deckt mich nur mit Erde zu, deckt mich nur mit Erde zu!" und ließ sich durch den Glöckner Henkel dieses Lied auf dem Clavier vorspielen und singen, sang auch selbst noch, so viel seine Kräfte es erlaubten, mit, und ward so durch Worte und Klänge desselben an seinem Ende „in Jesu Schoos und Hände begleitet zu der ewigen Ruh" (V. 14. Orig. V. 16.), denn gleich darauf verschied er fröhlich in seinem Herrn.

(Bündlein der Lebendigen von Bürkmann. 1748.)

Es war auch der Lieblingsgesang des edlen Georg Sagarneck, der in Teschen Joh. Muthmann's (Thl. I. 251) Amts= und Lei=

densgenosse war und im J. 1742 als Inspektor des Pädagogiums zu Halle starb.

Zur **Melodie** vgl. Nro. 571. Joh. Crüger versah dieß Lied im J. 1658 mit einer eigenen Melodie; wahrscheinlich dieselbe, welche sich in den alten W. Gb. bis zu dem vom J. 1721 findet (c g g a h c c h c). Auch Knecht erfand hiefür im Jahr 1797 eine eigene Melodie, die im W. Gb. von 1798 als Nro. 238. steht.

142. O Haupt voll Blut und Wunden.

Eines von den sieben Liedern P. **Gerhard's**, welche als mehr oder minder freie Nachbildungen in seinen durch Ebeling herausgegebenen geistlichen Andachten vom J. 1662 die gemeinsame Ueberschrift haben: „Passionssalve des h. Bernhardi an die Gliedmassen des Herrn Jesu:

1. An die Füße — „Sey mir tausendmal gegrüßet"
2. An die Kniee — „Gegrüßet seyst du, meine Kron"
3. An die Hände — „Seyd mir gegrüßet, guten Hände"
4. An die Seite — „Ich grüße dich, du frommster Mann"
5. An die Brust — „Gegrüßet seyst du, Gott mein Heil"
6. An das Herz — „O Herz des Königs aller Welt"
7. An das Angesicht — „O Haupt voll Blut und Wunden"

Das lateinische Original des siebenten Grußes, wie es von Bernhard v. Clairvaux, den Luther den frommsten Mönch genannt (Thl. I. 27), im zwölften Jahrhundert gedichtet wurde, lautet mit einer zur Seite stehenden, durch den Adjunkten W. Gieselbrecht in Berlin verfaßten wörtlichen Uebersetzung, so:

1. **Salve caput cruentatum,** **Totum spinis coronatum,** **Conquassatum, vulneratum,** **Arundine verberatum,** **Facie sputis illita.**	Sey gegrüßt, o Haupt voll Wunden, Mit der Dornenkron' gebunden, Blutumflossen, voller Plagen, Mit dem Rohre frech geschlagen Und von des Speichels Schmach bedeckt.
2. **Salve cujus dulcis vultus,** **Immutatus et incultus,** **Immutavit suum florem,** **Totus versus in pallorem,** **Quem coeli tremit curia.**	Seyd gegrüßt ihr holden Wangen, Jetzt entstellt und ohne Prangen, Eure Blüthe ist verzehret; Seyd in Todesblaß verkehret, Das selbst des Himmels Halle schreckt.
3. **Omnis vigor atque viror** **Hinc recessit: non admiror,** **Mors apparet in aspectu,** **Totus pendens in defectu,** **Attritus aegra macie.**	Alles Leben ist entwichen, Alle Frische ist erblichen, Und ich sehe dich erblassen, Ja, dort hängst du kraftverlassen, Verzehrt von Noth und schwerer Pein.
4. **Sic affectus, sic despectus,** **Propter me sic interfectus,** **Peccatori tam indigno** **Cum amoris intersigno** **Appare clara facie.**	So verhöhnet, so verachtet, So für mich dahin geschlachtet, Gönn', ob ich's auch nicht verdiene, Jesu, doch als Pfand der Sühne Mir deines Anblicks Gnadenschein.

5. In hac tua passione Me agnosce, Pastor bone, Cujus sumpsi mel ex ore, Haustum lactis cum dulcore, Prae omnibus deliciis.	Sieh in deiner Leidensstunde, Guter Hirt, mich an, deß Munde Honig ich entsogen habe, Trank der Milch voll süßer Labe, Mir köstlicher, als jede Lust.
6. Non me reum asperneris, Nec indignum dedigneris, Morte tibi jam vicina, Tuum caput hic inclina, In meis pausa brachiis.	Wende dich nicht von mir Armen, Ob ich unwerth, hab Erbarmen! Neige, schon dem Tode nahe, Mir dein Haupt, daß ich's umfahe Und schlafe ein an deiner Brust.
7. Tuae sanctae passioni Me gauderem interponi: In hac cruce tecum mori Praesta crucis amatori, Sub cruce tua moriar.	Ach! ich möchte ja mit Freuden Theilen deine heil'gen Leiden Und am Kreuze mit dir hangen. Sieh dein Kreuz mich hier umfangen, An deinem Kreuz laß sterben mich.
8. Morti tuae tam amarae Grates ago, Jesu care, Qui es clemens, pie Deus, Fac, quod petit tuus reus, Ut absque te non finiar.	Deine bittern Todesschmerzen Dank ich, Jesu, dir von Herzen. Gib, o Gott! voll Lieb und Gnaden, Was ich flehe schuldbeladen; Daß ich nicht ende ohne dich.
9. Dum me mori est necesse, Noli mihi tunc deesse: In tremenda mortis hora Veni, Jesu, absque mora, Tuere me et libera.	Wenn ich muß den Tod erleiden, Wolle du nicht von mir scheiden, Eile in des Todes Schrecken, Mich mit deinem Schutz zu decken, Und rette mich aus seiner Macht.
10. Cum me jubes emigrare, Jesu care, tunc appare: O amator amplectende, Temet ipsum tunc ostende In cruce salutifera.	Rufst du, Jesu, mich von hinnen, Dann erscheine meinen Sinnen, Zeige dann, o Herr, voll Milde Mir dich selbst im theuren Bilde Am Kreuz, das unser Heil gebracht.

Hievon ist nun Gerhard's Lied: „O Haupt voll Blut rc." eine ziemlich freie Nachbildung, die schon im J. 1659 gedruckt wurde. Der Anfang des letzten Verses gleicht dem Schluß des dritten Verses in Herberger's Lied: „Valet will ich dir geben" (Nro. 599.), so daß anzunehmen ist, entweder haben Herberger's Worte Gerhard vorgeschwebt, oder haben beide Dichter die Worte des h. Bernhard in V. 10: »temet ipsum tunc ostende in cruce salutifera« vor Augen gehabt." In V. 7. ist nicht: „Wenn ich in deinem Leiden, mein Heil, dich finden soll", wie es im W. G. von 1741 und manchen ältern Liedersammlungen zu lesen ist, die Lesart des Originals, sondern: „— — mein Heil, mich finden soll." Diese, auf den ersten Anblick etwas sonderbare Ausdrucksweise erklärt Schamelius durch den Beisatz: „Denn, was du damit erworben hast, ist mein."

Die biblische Grundlage des unvergleichlich schönen Liedes bilden die Stellen: Matth. 27, 29. Jesaj. 50, 6. Röm. 5, 8—11. Treffend gibt Bunsen den Inhalt desselben so an: „Der Glaubige stellt sich im Geist unter das Kreuz des leidenden Erlösers, und es ergreift ihn bei diesem niederdrückendsten und erhebendsten Anblicke der

Weltgeschichte das Gefühl der zwiefachen persönlichen Beziehung auf ihn; er erkennt und fühlt auch sich schuldig der menschlichen Sünde, die den Herrn ans Kreuz gebracht, aber auch theilhaftig der Gnade, die von dem ewigen Opfer Christi für die ganze Welt geflossen, er fühlt, daß unter dem Kreuz der rechte Platz für die Christen ist, und bittet um die Gnade, in der Betrachtung dieses Anblicks zu bleiben, vornämlich an seinem Ende, in der eigenen Todesnoth."

Jener Alte hat darum recht, der dieses Lied „das Alpha schöner Passionslieder" nennt.

Ein katholischer Mann, Namens D. aus Böhmen, geboren im J. 1780, war durch das Lesen der Bibel für den evangelischen Glauben gewonnen. Als er nun in seinem Herzensdrang zum erstenmal eine evangelische Kirche besuchte, um dort das lautere Wort Gottes predigen zu hören, vernahm er den Gesang dieses Liedes. Dadurch bekam er einen so empfindlichen Gnadeneindruck, daß es ihm war, als spräche Jemand zu ihm: „Wirf alle deine Sünden auf das Lamm Gottes." „Ich schwamm," so erzählt er selbst, „in Freudenthränen, ich sah im Geiste Jesum, als sehe er mich freundlich an und frage mich: „„Willst du noch durch deine eigene Gerechtigkeit selig werden?"" „„Nein! nein! Herr Jesu,"" erwiderte ich, —

„„Schau her, hie steh' ich Armer,
Der Zorn verdienet hat,
Gib mir, o mein Erbarmer,
Den Anblick deiner Gnad."" (V. 4.)

Und nun lebte er treu dem Evangelio als ein evangelischer Christ.

(Basl. Samml. 1825. S. 240. 274. rc.)

Reich von Segensspuren sind aber vor allen die zwei letzten Verse des Liedes. Dr. G. H. Göze zu Lübeck hat recht geweissagt, als er verkündigte, der Gerhard'sche Seufzer: „Wenn ich einmal soll scheiden rc." werde, wie ehemals das alte Sterbelied: „Herr Jesu Christ, wahr'r Mensch und Gott" vielen Abscheidenden tröstlich gewesen, so noch manche Seele zum Himmel begleiten, wie dieser Seufzer bereits schon manchen glaubigen Sterbenden zugerufen worden. Von mehr denn hundert Sterbebetten könnten wir hiefür köstliche Zeugnisse geben, wir beschränken uns aber nur auf einige der bedeutungsvolleren.

Als im Jahr 1798 für Christian Friedrich Schwarz, der mit so großem Segen von 1750 an als Missionar auf der malabarischen Küste Ostindiens gearbeitet hatte, die Zeit des Abscheidens gekommen war, standen seine malabarischen Gehülfen um sein Sterbebett, auf dem er noch Allen, die um ihn waren, ein treuer Lehrer und ein Beispiel der Demuth, des Glaubens, der Geduld und Hoffnung war. Als er nun das Nahen des Todes fühlte, rief er: „In deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, du getreuer Gott," worauf ihm dann die malabarischen Missionsgehülfen in ihrer Sprache die letzten Verse dieses Liedes zum Todesschlafe sangen. Oefters

stimmte er noch mit ein, bis sein Odem ausgieng und er dann in den Armen seiner treuen und herzlich dankbaren Mitarbeiter verschied.
(Basl. Missionsnachrichten.)

Als am 24. Juni 1757 Tobias Kutschera, eine Zierde der mährischen Brüdergemeinde zu Berlin, als sechsundachtzigjähriger Greis auf dem Sterbebette lag, besuchten ihn mehrere Brüder und fanden ihn ohne Bewußtseyn, so daß sie vermutheten, sein Ende sey nahe. Da stimmten sie die letzten Verse dieses Liedes an, und siehe! alsbald ward sein Geist wieder lebendig, und er fieng an, mit schwacher Stimme mitzusingen, bezeugte auch dabei: „Ich bin doch noch niemals so vergnügt gewesen, wie jetzt; ich bin schon mehr beim Heiland, als hier. O! wie trösten mich Jesu Wunden und Schmerzen über den kleinen Schmerz, den ich noch auszustehen habe."
(Nachrichten aus der Brüdergemeinde. 1842. — Christenbote. 1843. Nro. 22.)

Als der ehrwürdige Simeon Nürnbergs, der Kaufmann Johann Tobias Kießling, unter einer schmerzlichen Krankheit sich im Febr. 1825 dem Tode näherte, erweckte Gott fromme, liebe Leute, die zu dem alten Kinderfreund mit Kindern giengen, welche ihm Lieder des Lobes seines Herrn und der Liebe und des innigen Gottvertrauens sangen. So hatten sie ihm nun schon manchen Tag zum Labsal in seinen Leiden manch schönes Glaubenslied gesungen; da lag er am Abend des 27. Februar, als sie ihn abermal mit dem singenden Kinderhäuflein besuchten, in einem sanften Schlummer, und nun sangen sie am Bette des theuren Sterbenden mit leiser, liebender Stimme in seine Himmelsträume hinein die letzten Verse dieses seines Lieblingsliedes. Hierauf schlummerte er in den Todesschlummer hinüber, wie ein seliges Kind, welches müde ist, das aber in lieben, innig nahen Mutterhänden einschläft.
(Schubert. Altes und Neues. Thl. II. S. 336 ꝛc.)

Der fromme, liebesthätige Prediger Joh. Jähnike an der böhmischen Bethlehemskirche zu Berlin, lag den 21. Juli 1827 am Sterben. Da bezeugte er es allen Umstehenden: „Ich habe den Herrn in meinem ganzen Leben treu erfunden", und hierauf sangen dieselben mit ihm die zwei letzten Verse dieses Lieds. Als sie nun bei den Worten: „Wer so stirbt, der stirbt wohl", sein ehrwürdiges Angesicht betrachteten, war er in seinem lieben Herrn schon sanft entschlummert.
(Evang. Kirch.-Zeitung. 1827. S. 184.)

Auch dem wackern, glaubensstarken Landschaftskonsulenten Joh. Jak. v. Moser in Stuttgart (Thl. I. 326) versüßten jene Verse noch des Todes Bitterkeit. Als der sterbende Greis zum Tode matt in seinem Lehnsessel lag, betete sie noch über ihm in den letzten Minuten einer seiner treusten Herzensfreunde. Da zog sich über sein

Angesicht noch ein sanftes Lächeln, wie das eines Kindes, mit dem die Engel reden und sein Tod war das Einschlafen des Gerechten.

Auch jener gottselige Jüngling, Peter Dock, über den Spener seinen Traktat „von den geistlichen Anfechtungen" schrieb, starb unter dem erquickenden Gesang dieser Verse im J. 1698.
(Pregizer's gottgeheiligte Poesien.)

Der ehrwürdige, stets noch in gesegnetem Andenken stehende Stadtpfarrer Fr. Köstlin in Eßlingen, Großvater der Sophie Herwig (Thl. I. 641), wurde, nachdem er kaum zuvor seine Confirmanden um sein Krankenbette versammelt und unterrichtet hatte, am Sonntag den 24. Aug. 1828 von einer gewissen Bangigkeit befallen. Da seufzte und betete er noch: „Wenn mir am allerbängsten wird um das Herze seyn" — — (V. 9.), und bald darauf, da er noch wähnte, dazu müßte es noch anders bei ihm kommen, sank plötzlich sein Haupt auf die Brust und er war daheim bei seinem Herrn.
(Christenbote. 1832. Nro. 35.)

Als der edle Feddersen, Consistorialrath und Probst zu Altona (Thl. I. 484), während seiner letzten Krankheit im J. 1788 einmal unter den heftigsten Schmerzen darnieder lag, daß er meinte, sie nicht mehr ertragen zu können, griff er zu dem Liede: „O Haupt voll Blut rc.", indem er sprach: „Mein Heiland litt unschuldig, ich aber bin ein Sünder," und so gab ihm dieses Lied Gelassenheit und Ausdauer.

(Nachrichten vom Leben und Ende gutgesinnter Menschen v. Feddersen. Bd. VI. S. 15.)

Dr. Joh. Phil. Fresenius, Consistorialrath und Senior zu Frankfurt a. M., erzählt in seiner Schrift: „Merkwürdige Nachricht von der wunderbaren Bekehrung eines großen Naturalisten" vom J. 1759, wie er nach der blutigen Schlacht bei Bergen am 13. April 1759 zu dem in derselben tödtlich verwundeten und nach Frankfurt gebrachten General G. E. v. Dyhorn gerufen worden sey, und den dem Tod verfallenen Mann durch seinen Zuspruch von dem großen Unglauben seines Herzens bekehrt und zur Erkenntniß Christi gebracht habe, also daß derselbe bei seinem zweiten Besuch ihm die zwei letzten Verse dieses Liedes zugerufen, und einmal über's andere wiederholt habe, indem er sie für seinen festesten Halt erklärte und damit seine Zuversicht aussprach zu Jesu, der ihm nach langem Leugnen seiner Gottessohnschaft nun sein Ein und Alles worden sey. —

Erwähnenswerth ist auch noch, wie einst Vers 10. vom Prälaten Oetinger in Murrhardt einer erweckten Frau als Recept verschrieben wurde, weil dieselbe ihm geklagt hatte, daß ihr die Visionen, die sie aus der Geisterwelt habe, eine Last seyen und sie derselben gern enthoben wäre. Da rieth ihr nämlich Oetinger, sie solle das Lied: „O Haupt, voll rc." betrachten und beim letzten Vers stille stehen.

Bald darauf kam die Frau wieder und dankte ihm für seinen guten Rath und sagte: „Nun bin ich frei, nun sehe ich nichts mehr."
(Oetinger's Selbstbiographie v. Dr. Hamberger. 1845.)

Bei den Schlußworten: „Wer so stirbt, der stirbt wohl" mag Gerhard wohl das denkwürdige Wort Luthers vorgeschwebt seyn, das derselbe, als er im J. 1542 vom Begräbniß seines dreizehnjährigen, von ihm herzlich geliebten Töchterleins Magdalena kam, zu Ph. Melanchthon sagte: „Wenn das Kind sollte wieder lebendig werden und sollte mir das türkische Königreich mitbringen, so wollt' ich's nicht annehmen. O, wer so stirbt, der stirbt wohl! Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben!" Das Mägdlein hatte ihm kurz vor ihrem Verscheiden, als er sie fragte: „Magdalenchen, mein Töchterlein, du bleibst gern hier bei deinem Vater und ziehest gern zu jenem Vater?" geantwortet: „Ja, herzer Vater! wie Gott will" und starb dann in kindlichem Glauben. Darum hat auch Luther, so tief betrübt er auch über ihren Verlust war, dem Wittenberger Volk, das ihm sein Mitleid über seine Betrübniß ausdrückte, erklärt: „Es soll Euch lieb seyn, ich habe einen Heiligen gen Himmel geschickt, ja, einen lebendigen Heiligen! O hätten wir einen solchen Tod. Solch Ende wollt ich auf diese Stund' annehmen." Und da das Töchterlein in den Sarg gelegt war, sprach er: „Du liebes Lenigen, wie wohl ist dir geschehen. Du wirst wieder auferstehen und leuchten wie ein Stern, ja, wie die Sonne."

Was von Arndt's wahrem Christenthum erzählt wird, wie dieses Buch mehrfach auf ganz besonders augenfällige Weise da und dort vor dem Zugrundegehen bewahret, und namentlich einmal aus einem heißen Ofen, in das es ein katholischer Soldat geworfen, unversehrt wieder herausgezogen worden sey: ebendasselbe berichten uns auch „die unschuldigen Nachrichten" vom J. 1715 von diesem Lied. Nach einer am 6. Nov. 1715 in Zittau ausgebrochenen Feuersbrunst wurde bei Aufräumung der Brandstätte ein in Zittau gedruckter Bogen mit den drei Passionsliedern: „Jesu, meines Lebens Leben" — „Sey mir tausendmal gegrüßt", und „O Haupt voll Blut" von den Flammen unversehrt aufgefunden. Dieses feuerfreie Exemplar der drei Lieder sey sofort, mit einer Geschichte über den Hergang zusammengebunden, auf der Rathsbibliothek in Zittau zu beständigem Gedächtniß an dieses Ereigniß niedergelegt worden — jedenfalls ein Zeichen, wie hoch und theuer dieses Lied allezeit gehalten worden ist.

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Herzlich thut mich verlangen" fis h a g fis e a g fis, ist ursprünglich die Melodie eines weltlichen Liedes von einem der größten Tonsetzer des sechzehnten Jahrhunderts, von Hans Leo Haßler aus Nürnberg (Thl. I. 118), und findet sich als solche zuerst in einer Liedersammlung desselben vom Jahr 1601, die bei Paul Kaufmann erschien und den Titel hat: „Lustgarten

neuer teutscher Gesäng', Balletti, Galliarden und Intraden mit vier, fünf, sechs und acht Stimmen." Sie erscheint hier in fünfstimmigem Satz mit heiterer jonischer Tonart, einem Liede von fünf Strophen angepaßt, deren Anfangsbuchstaben den Namen „Maria" bilden, der Geliebten, welcher das Lied geweiht ist. Die erste Strophe lautet:

„Mein G'müth ist mir verwirret,
Das macht ein' Jungfrau zart,
Bin ganz und gar verirret,
Mein Herz, das kränkt sich hart.
Hab' Tag und Nacht kein Ruh,
Führ' allzeit große Klag,
Thu' seufzen stets und weinen,
In Trauer schier verzag."

Bald darauf, im J. 1613, wurde diese Melodie unter Beibehaltung ihres fünfstimmigen Tonsatzes in der zu Görlitz bei Rhamba erschienenen Sammlung lateinischer und deutscher geistlicher Gesänge unter dem Titel: »Harmoniae sacrae« auf ein bekanntes, am Sterbebett viel gebrauchtes Sterblied übergetragen, das der Diakonus Christoph Cnollius (Knoll, geb. zu Bunzlau in Schlesien 1563 als eines Schusters Sohn) zu Sprottau im Fürstenthum Glogau zur Pestzeit im J. 1599 gemacht hat und von dem Dr. H. Müller zu Rostock urtheilte: „Das einige Lied mag mir alle Todesfurcht benehmen."

Dessen erste Strophe lautet:

„Herzlich thut mich verlangen
Nach einem sel'gen End;
Weil ich hie bin umfangen
Mit Trübsal und Elend:
Ich hab' Lust abzuscheiden
Von dieser argen Welt,
Sehn mich nach ew'gen Freuden;
O Jesu, komm nur bald."
(Nro. 315. im W. G. von 1741.)

Aus diesem Werk nun, und angepaßt auf das ebengenannte Sterblied, entlehnte man diese Melodie bei allen spätern Choralsammlungen. Der Tonfolge nach blieb sie zwar dieselbe, bald aber verlor sich allmählich die ursprüngliche rhythmische Gliederung, Hermann Schein wandelte in seinem Cantional von 1627 den fünfstimmigen Tonsatz in einen vierstimmigen um und Joh. Stobäus in Königsberg, ein Genosse der ernstgestimmten Dichterschule daselbst, gab der ursprünglich jonischen, sanften, heitern Melodie einen ernsten, strengen Anklang, indem er sie in die streng phrygische Tonart versetzte, als er sie als Melodie für ein Danklied wählte, welches zur Feier des zwischen den Polen und Schweden im J. 1630 geschlossenen sechsjährigen Waffenstillstands gesungen werden sollte. Dadurch schloß nun Stobäus in dieser Melodie eine bis dahin nicht geahnte Tiefe auf, so daß sie seitdem vorzugsweise für Passionslieder, und unter diesen vorzugsweise für: „O Haupt voll Blut", woher sie häufig auch später den Namen führte, benützt wurde. Joh. Sebast. Bach hat in seine große Passionsmusik diese Weise im vollsten, herrlichsten Tonsatz vielfach eingewebt mit Grundlegung von V. 1. u. 2. V. 5. V. 6. u. V. 9. des Liedertextes von: „O Haupt voll Blut."

Mit Unrecht ist sie längere Zeit dem Christoph Demantius zugeschrieben worden, in dessen Threnodiae vom J. 1611 sie steht. Derselbe sagt nun dort freilich, er habe etliche schöne Texte, so zuvor

weltliche Melodien gehabt auf andere anmuthige Weise „componirt“; aber „componirt“ heißt nach damaligem Sprachgebrauch bloß: „Harmonisch behandelt.“ In W. zuerst im Anhang zum gr. Kirch.-G. von 1686.

143. Jesu, dessen Tod und Leiden.

Von G. W. **Leibnitz**, dem Weltweisen, welcher in der berühmten Theodicee Gott gegen die Spötter rechtfertigte wegen des Uebels in der Welt, am Charfreitag 1684 zu Hannover gedichtet (Thl. I. 406).

Zur Melodie vgl. Nro. 107.

144. Mittler, alle Kraft der Worte.

Dr. Joh. Albrecht **Bengel** dichtete dieses aus der tiefsten Tiefe seines Geistes entquollene Lied im Kloster zu Denkendorf im J. 1723. In der Sammlung der zehn Gedichte Bengels hat es die Ueberschrift: „Auf den Charfreitag. Summa Summarum eines sterbenden Christen nach den sieben Worten des Gekreuzigten.“

„Wenig Wort in langen Stunden“ (V. 2.) bot auch Bengel, wie sein Erlöser, in den er sich ganz hineingelebt, in der Todesstunde dar. Sein Biograph sagt von seinem Ende: „Nicht allzuviele Worte, aber desto mehr Kraft, geflissentliche Vermeidung aller Weitläufigkeit, aber ein zu Gott erhobenes und in ihm gefaßtes Herz, welches immer in der Stille fortbetete, wie an den Geberden wahrzunehmen war“ (vgl. V. 11.). Um so geisteskräftiger und in um so reicherer Fülle, die er auf den letzten Abschied aufgespart zu haben scheint, ergoß sich sein sterbender Mund, als er vor dem feierlichen Abendmahl, das er mit den Seinigen feierte, „die, so er verlassen mußte,“ — Weib und Kinder und Kindskinder — „dem Eintrachtswiederbringer“ (V. 5.) in einem salbungsvollen Gebet anbefahl. Und als nun das letzte Stündlein für ihn schlug, da zeigte es sich recht klar und schön an ihm, daß der „Mittler“ seiner „Seele Füll und Waide“ sey (V. 1.). Denn da bezeugte er es: „Mein Grund ist das Vertrauen, welches ich in der Kraft des heiligen Geistes auf den ewigen Hohenpriester Jesum setze, in welchem mir Alles geschenkt ist.“ In seine Brust waren auch jene „sieben festen Siegel“ (V. 11.) tief eingeprägt, denn im letzten Augenblick, da er nicht mehr reden konnte, legte er, als man ihm die Schlußworte aus dem W. Conf.-Büchlein noch zurief: „Herr Jesu, dir leb ich, dir leid ich, dir sterb ich; dein bin ich todt und lebendig, mach mich, o Jesu, ewig selig“, bei den Worten: „Dein bin ich“ die rechte Hand auf die Brust zum Zeichen seiner Einstimmung und der seligen Hoffnung, die er im Herzen trage.

(Bengel's Leben und Wirken von Burk.)

Das Original, welches übrigens hier möglichst treu wiedergegeben ist, steht im Eßlinger Gesangbuch von 1767.

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Jesu, der du meine Seele" d d a h c h a g soll ursprünglich von einer Volksweise entlehnt seyn und stammt wohl aus der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. Sie findet sich in sämmtlichen Ausgaben des Störl-schen W. Gb. von 1711—1777. Das Lied, von welchem die Melodie den Namen hat, ist ein über das achte Gebet der Class. III. in Arndt's Paradiesgärtlein gedichtetes Bußlied aus den „himmlischen Liedern Rist's. Lüneb. 1641—42", wo es den Titel hat: „Herzliches Bußlied an seinen allerliebsten Herrn Jesum um Verzeihung seiner viel und mannigfaltigen Sünden." Die erste Strophe heißt:

„Jesu, der du meine Seele
Hast durch deinen bittern Tod
Aus des Teufels finstrer Höhle
Und der schweren Sündennoth
Kräftiglich herausgerissen,
Und mich solches lassen wissen
Durch dein angenehmes Wort,
Sey doch jetzt, o Gott, mein Hort!
(Nro. 131. im W. G. von 1741.)

Es gibt noch zwei andere Melodien für dieses Lied, die eine ist von Schop im J. 1641 gefertigt (g a h c d c h a), die andere ist vom J. 1660 von unbekannter Urheberschaft (h a g a h g fis e).

143. Einiger Mittler und ewiger Priester.

Aus Ph. Fr. **Hiller's** Paradiesgärtlein geistreicher Gebeter in Liedern vom J. 1729—31. Er dichtete es über das Gebet in Arndt's Paradiesgärtlein II. Classe. XV. Nro. 63. „Eine andächtige, tröstliche Danksagung und Betrachtung des h. Leidens Jesu Christi."

Im Original, das siebenzehn Verse hat, beginnt das Lied also:

„Allerdemüthigster unter den Knechten,
Frömmster und allergehorsamster Sohn!
Danken im Himmel dir alle Gerechten
Wirklich vor deinem unendlichen Thron,
Laß es mir unter dem Kreuze gelingen,
Dir ein Dankopfer auf Erden zu bringen."

Sechs Verse über Jesu Kreuzgang und Kreuzigung gehen dem Vers voran, der im W. G. als erster Vers steht; der zweite Vers über das Wort zu Johannes und Maria wurde bei der Redaktion des W. G. von 1791 eingeschoben, damit in dem Lied alle sieben Worte Christi am Kreuz bedacht seyen. Nach V. 7. (Orig. V. 12.) folgen nun im Original vor dem Schlußvers: „Jesu, ich wünsche mit dir nur zu sterben" noch vier Verse über die Kreuzabnahme und Grablegung Christi, welche im W. G. vom J. 1741, das übrigens das Lied auch bloß mit V. 7.: „Einiger Mittler" beginnen läßt, noch ihre Stelle gefunden hatten.

Zur **Melodie** vgl. Nro. 417.

146. Der Schächer fluchbeladen.

Aus Ph. Fr. Hiller's Schatzkästlein. 2. Thl. vom J. 1767 über die Bibelstelle Luc. 23, 42. mit dem Beisatz: „Diese Gnade auf Muthwillen ziehen wollen, wäre Bosheit." Im Original lautet der Anfang des Liedes so: „Im allerhöchsten Grade fand jener Schächer Gnade".

Zur Melodie vgl. Nro. 571.

147. Schaut die Mutter voller Schmerzen.

Uebersetzung der altberühmten Sequenz de septem doloribus Mariae virginis, die der Franziskanermönch Jacoponus im dreizehnten Jahrhundert gedichtet hat. Das Original lautet, unvergleichlich schön, so:

1. Stabat mater dolorosa
Juxta crucem lacrymosa
Dum pendebat filius;
Cujus animam gementem
Contristatam et dolentem
Pertransivit gladius.

2 O quam tristis et afflicta
Fuit illa benedicta
Mater Unigeniti,
Quae moerebat et dolebat
Et tremebat, dum videbat
Nati poenas inclyti.

3. Quis est homo, qui non fleret
Matrem Christi si videret
In tanto supplicio?
Quis non posset contristari
Piam matrem contemplari
Dolentem cum filio?

4. Pro peccatis suae gentis
Vidit Jesum in tormentis
Et flagellis subditum,
Vidit suum dulcem natum
Morientem desolatum
Dum emisit spiritum.

5. Pia mater, fons amoris,
Me sentire vim doloris
Fac, ut tecum lugeam,
Fac, ut ardeat cor meum
In amando Christum Deum
Ut sibi complaceam.

6. Sancta mater, istud agas
Crucifixi fige plagas
Cordi meo valide,
Tui nati vulnerati
Tam dignati pro me pati
Poenas mecum divide.

7. Fac me tecum pie flere,
Crucifixo condolere,
Donec ego vixero,
Juxta crucem tecum stare
Et me tibi sociare
In planctu desidero.

8. Virgo virginum praeclara,
Mihi jam non sis amara,
Fac, me tecum plangere,
Fac, ut portem Christi mortem,
Passionis fac consortem
Et plagas recolere.

9. Fac me plagis vulnerari
Cruce hac inebriari
Ob amorem filii,
Inflammatus et accensus
Per te, virgo, sim defensus
In die judicii.

10. Fac me cruce custodiri
Morte Christi praemuniri,
Confoveri gratia.
Quando corpus morietur,
Fac ut animae donetur
Paradisi gloria.

Diese Sequenz wurde besonders durch die Albaten, eine Geißelbrüderschaft in weißem Gewand (dealbatores), die im dreizehnten Jahrhundert in Oberitalien auftraten, in den Mund des dortigen Volkes gebracht. Bei den damaligen schrecklichen Landplagen, besonders dem schwarzen Tod, der gräßlich hauste, war ein solches Lied der allgemeinen Trauer ganz angemessen. Später gebrauchte man es sodann für die mancherlei Marienfeste, die im fünfzehnten Jahrhundert zur

Ehre der h. Jungfrau Maria aufkamen, namentlich für das Fest der h. Jungfrau, an welchem es in drei Abtheilungen gesungen wurde, die fünf ersten Strophen zur Vesper, die zwei nächsten zur Metten und die drei letzten zu den Laudes. An diesem auf den Freitag vor Palmarum fallenden Fest wurde diese Sequenz nun der stehende Gesang bei der Messe unmittelbar vor dem Evangelium.

Sie erlebte in Deutschland, wo sie bald heimisch wurde dreiundachtzig Uebersetzungen nebst zweiundzwanzig sonstigen Ueberarbeitungen. Die älteste Uebersetzung ist die von Hermann, dem Mönch von Salzburg (1366—1396); aus dem sechzehnten Jahrhundert ist eine vom J. 1503 bekannt, aus dem siebenzehnten eine von Valentin Leucht vom J. 1612; aus dem achtzehnten neben mehreren besonders eine von Klopstock vom J. 1771 und von Lavater vom J. 1785. Außerordentlich zahlreich sind aber die im neunzehnten Jahrhundert verfaßten Uebersetzungen; es sind deren siebenundsechzig, worunter am nennenswerthesten eine von Tieck im J. 1811, von Fouqué im J. 1817, von A. L. Follen im J. 1819, von Wessenberg und von Thiersch im Jahr 1825, von F. C. W. Niemeyer im J. 1833, von Fr. v. Meyer im J. 1836, von Lisco im J. 1842.

Die Uebersetzung, in der die Sequenz im W. G. gegeben ist, ist aus Wielands deutschem Merkur vom J. 1781. Monat Februar. S. 97 rc. Man hielt Wieland selbst für den Uebersetzer, es ist jedoch nichts Näheres über denselben bekannt. Nur so viel ist ausdrücklich bemerkt, daß diese Uebersetzung am 7. Merz 1779 in einer durch den Tod des Uebersetzers veranlaßten, höchst traurigen Seelenstimmung gefertigt wurde. Die fünfte, sechste, siebente Strophe (V. 4—6. in Nro. 147.) jedoch, in welchen die h. Jungfrau Maria auf ächt katholische Weise angerufen wird, und welche in solcher Fassung in einem evangelischen Gesangbuch Anstoß erregt hätten, sind ganz mit den Abänderungen aufgenommen, welche A. Knapp für seinen Liederschatz vom J. 1837 daran angebracht hat.

Das beste Verständniß dieses aus den eigensten Lebenserfahrungen und innersten Herzensstimmungen des Jacoponus entsprossenen Liedes gibt dessen Lebenslauf (Thl. I. 30). Jener Uebersetzer in Wieland's deutschem Merkur sagt hierüber: „Der fromme Mönch hat es in einem der finstersten Jahrhunderte in der Einfalt seiner Seele, aber aus Drang des wahrsten Gefühls, in innigster Theilnehmung, Wehmuth und Bußfertigkeit, mit einem Herzen, das von Glauben und Liebe überwallte, gesungen; die stammelnden Seufzer des büßenden Mönchs, der in frommer Entzückung das Kreuz Christi wirklich zu umfassen glaubt, die Schmerzen der göttlichen Mutter wirklich sieht und theilt, haben eine besondere Wahrheit und Wärme und etwas Sublimes in sich. Man fühlt ganz eigentlich, daß der Mann es an einem Charfreitag in seiner kleinen düstern Zelle, vor einem großen Crucifix knieend, ejakulirt hat, und sieht in der neunten Strophe: »Fac me

plagis vulnerari", wie er wirklich in der heiligen Trunkenheit der Liebe und des flammenden Eifers, auch mit dem Gekreuzigten und seiner Mutter zu leiden, die Geißel ergreift und gleichsam nicht satt werden kann, sich blutrünstig zu machen und zu zerfleischen."

Friedr. Gustav Lisco, Dr. der Theologie und Prediger in Berlin, hat eine besondere Schrift über dieses Lied im J. 1843 herausgegeben unter dem Titel: „Stabat mater. Hymnus auf die Schmerzen der Maria. Zweiter Beitrag zur Hymnologie." Die wichtigsten Punkte dieser Schrift sind im Obigen dargelegt.

Die vorgezeichnete **Melodie**, a d d cis d f f e, welche zum erstenmal in einem W. Ch. erscheint, ist eine choralmäßige Bearbeitung des Finale: „Quando corpus morietur fac ut animae donetur paradisi gloria" aus Pergolesi's berühmter Composition: „Stabat mater." Giovanni Battista Pergolesi, geboren zu Casovia bei Neapel und von früh auf gebildet in der Musikschule des berühmten Tonmeisters Gaetano Greco, fertigte jene Composition im J. 1736 am Fuß des Vesuv, auf dem nah am Meer gelegenen Landhaus Torre del Greco, das er bezogen hatte, um seine durch mehrjähriges Blutspeien außerordentlich entkräftete Gesundheit wieder zu stärken, worauf er dann auch bald, kaum dreiunddreißig Jahre alt, an völliger Entkräftung zu Anfang des J. 1737 starb. Kurz vor dieser Composition, die als sein Schwanengesang zu betrachten ist, hatte er einen denkwürdigen Eindruck, der darauf unverkennbaren Einfluß übte. Bei einem Gang durch's Gefilde von Neapel kam er an die Richtstätte, wo gerade zuvor ein gefürchteter Bandit am Galgen aufgehängt worden war und dessen Weib, Martha, von ausnehmend schönem Ansehen, am Fuß des Galgen kniecte und mit lautem Schluchzen ihren Schmerz und ihre Verzweiflung bezeugte. Ein Theil der Zuschauer bei der Hinrichtung stand noch umher. Von denen hörte er auf sein Befragen, daß dieses Weib, seit ihr Mann im Gefängniß gesessen, die Vernunft eingebüßt habe und jetzt heilige Lieder singend durch die Stadt laufe. Wirklich ließen sich mit einemmale einige schwache, unsichere Töne vom Fuß des Galgen her vernehmen, die aber bald stärker und wohlklingender wurden. Die lärmende Menge verstummte und hörte knieend, entblößten Hauptes, den Litaneien zu, welche die arme Martha sang, und wiederholte im Chor: „ora pro nobis". Thränen entströmten allen Augen. Da kamen die Soldaten, um den Leichnam des Verbrechers wegzuschaffen; Martha aber umschlang den Galgen mit ihren Armen, und als man sie mit Gewalt entfernte, stieß sie ein herzzerreißendes Geschrei aus und wollte sich unter die Räder des Karren werfen, auf dem ihres Mannes Leichnam fortgeführt wurde. Von Mitleid durchdrungen, riß sie Pergolesi weg, geleitete sie in ihr Haus, wo ihm zwei hungernde, in Lumpen gehüllte Kinder entgegen kamen, die um Brod schrieen, und verschaffte der unglücklichen Familie Unterhalt und Schutz durch den Grafen Spinessa.

Es geht die Sage, der große Eindruck, den Pergolesi's **Stabat mater** bei der ersten Aufführung machte, habe einen andern Tonkünstler mit so grimmigem Neid entzündet, daß er denselben, indem er aus der Kirche getreten, todt niedergestochen habe.

Ueber diese Composition Pergolesi's und über das Lied selbst sagt Tieck im „Phantasus. Bd. 2. S. 438 2c. 1812": „Die Lieblichkeit der Wehmuth in des Schmerzes Tiefe, dieß Lächeln in Thränen, diese Kindlichkeit, die den höchsten Himmel anrührt, ist mir noch niemals so licht in der Seele aufgegangen. Ich habe mich abwenden müssen, um meine Thränen zu verbergen, vorzüglich bei der Stelle: »»**Vidit suum dulcem natum**««. Wie sinnvoll, daß das Amen, nachdem Alles schon beschlossen ist, noch in sich selbst klingt und spielt, und in herzlicher Rührung kein Ende finden kann, sich gleichsam vor dem Trocknen der Thränen fürchtet und sich in Schluchzen noch fühlen will. Das Gedicht selbst ist rührend und tief eindringlich. Gewiß hat der Dichter diese Reimspiele: »»**Quae moerebat et dolebat cum videbat**«« etc. mit beweglichem Gemüthe gesungen."

Noch viele Andere haben sich an der Composition dieser berühmten Sequenz versucht, namentlich: Palestrina, dessen »**Stabat**« jetzt noch in der Charwoche in der päbstlichen Kapelle aufgeführt wird, Joseph Haydn, Winter, Benelli, Astorga, v. Caffaro, Franz Paul v. Grua, Häser, Radewald 2c.

148. Ach! sieh ihn dulden, bluten, sterben.

Aus Joh. Aug. Hermes „Handbuch der christlichen Religion" vom J. 1779, wo es neben Morgen- und Abendandachten steht. Es fehlt diesem Lied, das hauptsächlich durch seine schöne Melodie, die ihm Knecht im J. 1793 gegeben und im W. Gb. von 1798 veröffentlicht hat, überall so beliebt worden ist, die tiefere Auffassung der Bedeutung des Todes Jesu, wie sie uns so ergreifend in den ältern Passionsliedern entgegentritt. Es ist auch bekannt, daß Hermes, als er noch Prediger in Wahren zu Anfang der 70er Jahre war, sich durch freimüthige Aeußerungen in der Lehre von der Genugthuung Christi viel Kampf zuzog, so daß er endlich sogar die Stelle in Wahren aufgeben mußte (Thl. I. 489).

Vers 7. hat Hermes, dem viele Feinde und Gegner Dornen in den Weg legten, sein Lebenlang treulich gehalten. Allen feindlichen Angriffen setzte er nur sanftmüthige Liebe entgegen.

149. Nun ist Alles wohlgemacht.

Aus des Laurentius Laurentii (Thl. I. 209) »**Evangelia melodica.** Bremen. 1700."

Das schonend überarbeitete Original, das sich schon im ersten Theil von Freyl. G. findet, hat dreizehn Verse, wovon die drei letzten Verse nicht fehlen sollten:

11. Ich will heut abgestorben seyn
Der Sünd', und leben dir allein;
Es hat dein Tod das Leben mir
Gebracht herfür
Und aufgethan des Himmels Thür.
12. O Jesu Christe, stärke mich
In meinem Vorsatz kräftiglich!
Laß mich den Kampf so setzen fort
Nach deinem Wort,
Daß ich die Kron' erlange dort!
13. So will ich dich, Herr Jesu Christ,
Daß du für mich gestorben bist,
Von Herzen preisen in der Zeit,
Und nach dem Streit
In Freud' und Wonn' in Ewigkeit.

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Ich hab' mein' Sach' Gott heimgestellt" a a a g c h a gis, findet sich in dieser Fassung in Wolder's „Katechismusgesangbüchlein. Hamburg. 1598", stammt aber eigentlich aus einer noch ältern Volksweise: „Es liegt ein Schloß in Oesterreich", aus der Melchior Vulpius, welcher als Cantor zu Weimar im J. 1616 starb (Thl. I. 115), einen Choral bildete, g b b a d c b a, und dem Sterbelied seines Zeitgenossen, des Professors und Predigers am Münster zu Straßburg, Dr. Joh. Pappus (geb. 1549; erhielt zu Tübingen 1573 die Doktorwürde, † 1610) — „Ich hab' mein Sach' Gott heimgestellt", das derselbe über seinen Wahlspruch: „Wer sich zu seinem Ende bereitet, der ist klug," gedichtet hatte, aneignete. Die erste Strophe heißt:

„Ich hab' mein' Sach' Gott heimgestellt;
Er mach's mit mir, wie's ihm gefällt:
Soll ich allhier noch länger leb'n,
Nicht widerstreb'n:
Sein'm Will'n thu' ich mich ganz ergeben."
(Nro. 307. im W. G. v. 1741.)

Aus den Melodien des Sopran's und Alt's in dem Vulpius'schen Tonsatz jener ursprünglichen Volksmelodie ist die jetzt gebräuchliche, aus Wolder's Gesangbüchlein entnommene Weise zusammengesetzt.

150. Sein Kampf war nun geendet.

Ein recht kindliches, liebliches Lied von dem Jugendschriftsteller J. H. **Röding**, Lehrer an der Jakobsschule zu Hamburg (Thl. I. 491). Es ist eines der neunzehn Passionslieder, die sich in dessen erbaulicher Schrift: „Die Leidensgeschichte Jesu mit untermengten Betrachtungen und Liedern. Hamb. 1773" finden.

Professor G. Chr. Kern, Pfarrer zu Dürrmenz-Mühlacker (Thl. I. 638), betete auf seinem letzten Krankenlager, nachdem er eine schreckliche Leidensnacht durchzukämpfen gehabt hatte, am Morgen des letzten Juli 1835 V. 5. u. 6. aus diesem Lied.

Zur Melodie vgl. Nro. 606.

151. O drückten Jesu Todesmienen.

Nach der „historischen Nachricht vom Brüdergesangbuch des Jahrs 1778. Gnadau. 1835" ist Renatus v. **Zinzendorf** (Thl. I. 380) bloß Verfasser des Schlußverses und noch eines andern, der nicht aufgenommen ist.

Diese zwei Verse lauten im Original des Brüdergesangbuchs

von 1778 unter der Rubrik: „Von dem glaubigen Blick auf Jesu Wunden" so:

V. 4. (der ausgelassene Vers.)
An seiner Seite mich zu legen,
Das wär' so, was ich gerne hätt',
Mich als ein Bienelein zu setzen
Auf meines Herren Marterstätt'.
Ihr Hände, drinn mit Blut geschrieben
Mein blutbedürft'ger Name steht,
Erhaltet mich bei meinem Lieben,
Bis meine Seele zu ihm geht.

V. 6. (5.)
Und wenn mir meine Augen brechen,
So nimm mich in die Wunden ein,
Da werd' ich dich von Nahem sprechen;
Indessen schläft mein Hüttelein:
Die Seele, die durch dich genesen,
Ruht dann an deiner Seite aus
Und läßt den Leichnam gern verwesen;
Er wird dereinst ihr neues Haus.

Dagegen ist Vers 1. von Christian **Gregor**, V. 2. von **Hoffart**, Lehrer am Seminar in Barby, wo er 1789 starb, und V. 3. u. 5. von Christian Ludwig **Brau**, Schullehrer an mehreren Herrenhutischen Gemeinden († 1777).

Zur Melodie vgl. Nro. 87.

152. Der am Kreuz ist meine Liebe.

Von J. E. **Greding** als Rektor in Hanau gedichtet über die Worte, welche Ignatius, Bischof von Antiochien, kurz ehe er im J. 106 den wilden Thieren vorgeworfen wurde, in einem Briefe an die Christen in Rom schrieb: „Ich habe herzliche Lust, um Christi willen zu sterben. Meine Liebe ist gekreuziget und es ist keine brennende Liebe mehr in mir, die da etwas liebe."

Christian Gerber erzählt in seiner Historie der Wiedergeborenen in Sachsen von dem bekannten Fräulein Johanna Christiana von Ende, einer edlen Kreuzträgerin, so schön von Angesicht, als an der Seele († 1711), ihr Leibspruch, den sie in ihre meisten Bücher schrieb, seyen die Worte gewesen: „Jesus, meine Liebe, ist gekreuziget". Als er sie nun über diese Worte des Ignatius belehret, wie unter „meine Liebe" nicht Jesus, sondern die eigene Liebe zu verstehen sey, und Ignatius sagen wolle: „Meine eigene Liebe ist mir getödtet, ich bin mir abgestorben", so habe sie mit großer Herzensfreude ausgerufen: „Ei' so habe ich alles Beides. Meine Liebe ist auch gekreuziget, denn ich liebe nichts mehr in der Welt, und der Gekreuzigte ist auch meine Liebe."

Der fromme Bauer Michael Hahn, das Haupt der sogenannten Michelianer in Würtemberg (Thl. I. 565), den Gott in der Wüste eines unglaubigen und lauen Zeitalters als Weckstimme brauchte, wurde durch dieses Lied, als er es im J. 1775 als siebenzehnjähriger Jüngling mit der Gemeinde zu Altdorf in der Charwoche sang, gründlich erweckt. Der Geist Gottes drückte den Inhalt desselben so tief in seine Seele ein, daß er von nun an sich entschloß, zu keiner Lustbarkeit mehr zu gehen und lieber zu sterben, als den am Kreuze nur noch einmal zu betrüben.

Vom Original, das sonst nicht ohne Noth verändert ist, sind zwei wesentliche Züge verwischt — V. 2.: „Ja, wenn der Geliebte will" und V. 5.: „Führet uns ins Hochzeithaus" (s. Nro. 51. im W. G. von 1741).

Zur **Melodie** vgl. Nro. 572. Das Choralbuch von 1828 gibt als Nro. 38. eine eigene Weise ältern Ursprungs auf dieses Lied. In den frühern W. Ch. wird bei diesem Lied, das erst seit 1741 in W. im kirchlichen Gebrauch ist, auf: „Freu dich sehr, o meine Seele" oder: „Werde munter" verwiesen.

153. Richtet auf des Heilands Leiden.

Aus G. **Arnold's** „poetischen Lob= und Liebessprüchen" in seiner Schrift: „Das Geheimniß der göttlichen Sophia" vom J. 1700. Es hat dort den Titel: „Von der Kraft des Kreuzes Christi."

Zur Melodie vgl. Nro. 85.

154. Wenn mich die Sünden kränken.

Von Hofprediger Justus **Gesenius** zu Hannover gedichtet, als er mit Denike das Hannover'sche Gesangbuch von 1647 zur Beförderung der Privatandacht herausgab (Thl. I. 140).

Nach Raumer wäre es eine Umdichtung des alten Passionsliedes: „Hilf Gott, daß mir's gelinge". Zwischen dem Inhalt beider Lieder ist aber nicht die geringste Spur einer Aehnlichkeit zu entdecken, bloß das Metrum ist dasselbe. Dieses alte Lied dichtete ums J. 1559 Heinrich Müller, ein geborner Nürnberger, im Gefängniß, in welches ihn als einen Zeugen der Wahrheit Herzog Georg von Sachsen zwölf Jahre hatte einsperren lassen, worauf er dann über vierzig Jahre zu St. Annaberg Schreib= und Rechenschule hielt. Sein Lied steht im W. gr. Kirch.=G. von 1686.

(Wezel's Analecta hymnica. 2. Bd. S. 720—723.)

Den fünften Vers: „Herr! laß dein bitter Leiden" pflegte sich der berühmte alte Theologe Dr. Johann Gerhard täglich zur Erinnerung des h. Leidens und Sterbens Jesu zuzurufen.

(Pregizer's gottgeh. Poesien. 1723.)

Von der Originalfassung: „Wann meine Sünd' mich kränken" ist außer V. 8. wenig geändert; nur ist V. 4.: „Sanftmuth und Geduld" ein matter Ersatz für: „Noth und Angstgeschrei", auf das sich dann „Treu" reimt.

Die **Melodie**, d g a b g fes d, ist durch Knecht zuerst in W. eingeführt, indem er sie aus dem Brandenburgischen, wo sie seit lange üblich war, ins W. Ch. von 1798 als Nro. 121. aufgenommen hat. Vielleicht ist es die von Peter Sohr, preußischem Cantor in Elbing (Thl. I. 437), in seine Ausgabe der Crüger'schen **praxis pietatis melica** von 1668 oder in seinen „musikalischen Vorschmack"

vom J. 1683 aufgenommene und selbst erfundene, unmittelbar der Gesenius'schen Bearbeitung des Müller'schen Liedes angeeignete Melodie. J. C. Häußer führt auch eine Melodie mit der Benennung: „Wenn mich die Sünden kränken" (g d e fis g a h g) auf, die einige Anklänge an die obige hat, und sagt, sie sey nach der ums Jahr 1527 schon bekannten Melodie des weltlichen Liedes: „Mögt' ich mit Luste singen eine schöne Tageweis" gefertigt. Vor jener zuerst genannten war aber in W. Choralbüchern eine ursprünglich auf das Müller'sche Originallied: „Hilf Gott, laß mir's gelingen" gefertigte Melodie: g a g f d e fis g, zu finden, die z. B. im Ch. von 1721 noch den Namen: „Hilf Gott ꝛc." führt, während sie dann in denen von 1744, 1777 und 1798 auch den Namen: „Wenn meine Sünd" hat. Knecht sagt aber, weil dieselbe seit undenklichen Zeiten nicht mehr gesungen worden sey und mithin aufs Neue hätte müssen eingeführt werden, so habe er lieber die Brandenburgische, als die leichtere und fließendere, auch aufgenommen. Zugleich fertigte er auch eine eigene Melodie im J. 1797 und eignete sie dem Lied: „Von Furcht dahin gerissen" zu. (Nro. 173.)

155. Jesu, deine tiefen Wunden.

Eine Uebersetzung des 22. Kapitels aus dem Manuale Augustin's, zu finden in der „Hauß- und Herzmusik" Joh. **Heermann's** vom J. 1636. In der durchgängigen Gebetform, wie wir dieses Lied jetzt haben, hat es erst Justus Gesenius bearbeitet; so steht es im Lüneburger Gesangbuch vom J. 1690 und bei Freylinghausen im J. 1704.

„Dieß Lied," sagt Gabr. Wimmer in seiner Liedererklärung I. Thl. 1749, „ist die panacea vulnerum Christi, die allgemeine Arznei der Wunden Christi und hat ihrer Vielen die bevorstehende Todesangst versüßet; so z. B. auch dem Freyberg'schen Superintendenten Dr. Sebast. Gottfried Stark." Hedinger schon gab ihm in seinem Herzensklang vom J. 1704 die Ueberschrift: „Christi Wundenbetrachtung, eine Arznei wider die Sünde." Spezial Ph. D. Burk in Kirchheim (Thl. I. 307) ließ es sich auf seinem Sterbebett (22. Merz 1770) durch mehrere Freunde und Bekannte, die ihn besuchten, vorsingen und dann Johannis Kap. 11. und 17. dazu lesen.

Vers 1—3., besonders die zweite Hälfte des ersten Verses, sind schon manchem Jüngling und mancher Jungfrau von treu besorgten Eltern, Seelsorgern und Lehrern bei ihrem Eintritt in die Welt als tägliches und stündliches Gebet empfohlen worden zur Bewahrung vor den Irrwegen der Sünde. Sie sind dem Spruche der Zucht gleich, den der alte Tobias seinem Sohn auf den Weg gegeben — Tob. 4, 6. Wohl dem, der darnach thut

Die erste Hälfte von V. 3. lautet im Original volksmäßig:

„Will die Welt mein Herze führen auf die breite Wollustbahn, wo nichts ist als Jubiliren — — —" (s. Nro. 47. im W. G. v. 1741).

Bei Vers 6., in welchem die Fassung des Originals: „So empfind ich keine Schmerzen auch im letzten Kampf und Streit" wohl hätte belassen werden dürfen, bemerkt Schamelius zu den Worten: „Ich verberge mich in dich" gar schön: „Jesus ist hier dargestellt als die geistliche Freistadt (4 Mos. 35, 6.)." Zu ihm wandte sich auch Heermann in seinem letzten Kampf und Streit einmal über das andere mit der zuversichtlichen Bitte: „Jesu, komm doch und spanne mich aus".

Zur Melodie vgl. Nro. 85.

156. Sünder, freue dich von Herzen.

Aus Ernst Gottl. **Woltersdorf's** (Thl. I. 271) „evangelischen Liederpsalmen" vom J. 1750, wo es unter dem Abschnitt: „Von der Gnadenordnung überhaupt" mit der Ueberschrift steht: „Gott hat Jesum vorgestellet zu einem Gnadenstuhl. Röm. 3, 25. Ap.Gesch. 4, 12."

Zur Melodie vgl. Nro. 251.

157. Ich danke dir für deinen Tod.

Aus dem zweiten, die Lieder vom Leiden des Herrn enthaltenden Buch der „heiligen Seelenlust" des **Angelus Silesius** vom J. 1657, mit der Ueberschrift: „Sie (die Seele) danket dem Herrn Jesu für seinen Tod."

Zur Melodie vgl. Nro. 294.

158. Ich danke dir in glaubensvoller Reue.

Das gehaltreichste Passionslied Ph. Fr. **Hiller's** von großer Glaubenstiefe. Es steht in seinem Paradiesgärtlein vom Jahr 1729—31 mit 30 Versen über das Gebet Class. II. XIII. oder XVIII. und XIX. in Arnd's Paradiesgärtlein.

Hier war selbst das W. G. von 1791 treuer gegen das Original, als das neueste. Es gibt dieses Lied ganz, wie das von 1741 mit den 15 ersten Versen des Originals, von welchen namentlich V. 10.: „Hier quillt ein Fluß, den Aussatz abzubaden", der nun nebst V. 7. weggelassen wurde, beim Volke sehr beliebt ist. Im Gesangbuch von 1741 steht das ganze Original, nur daß zwei Lieder daraus gemacht sind; V. 1—15. bilden das Lied Nro. 53.: „Ich danke dir in"; V. 19—30. bilden das Lied Nro. 55.: „Ihr Wunden trieft, trief, offne Seitenhöhle". Bloß V. 16—18. des Originals wurden weggelassen, von welchen jetzt V. 18. als Schlußvers aufgenommen ist.

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Lobsinge Gott, erheb' ihn, meine Seele" e a h cis a d̄ cis h e d cis h a, ist von

Pfarrer Chrismann in Heutingsheim (Thl. I. 600) gleich nach Erscheinen des W. G. von 1791 auf das in demselben als Nro. 19. enthaltene Cramer'sche Psalmlied über Psalm 103. gefertigt worden. Hiller aber dichtete sein Lied auf die Weise: „Herzliebster Jesu, was hast du ꝛc.“

159. Mit welcher Zunge, welchem Herzen.

Bei diesem schönen Passionsliede Joh. Casp. **Lavater's** (Thl. I. 519) möge der 4. Vers durch einige Züge aus des Dichters Leben geziert seyn.

Als Lavater gegen das Ende des Jahrs 1800 auf seinem letzten Krankenbette lag, schrieb er auf einzelnen Papierschnipfeln viele Denkzeilen an seine Freunde, unter welche sie nach seinem Tod vertheilt werden sollten. Darunter fand sich denn auch eine Denkzeile an seinen Mörder, den französischen Grenadier, der ihm beim Einrücken der Franzosen in Zürich im September 1799, als er auf den Wegen des Wohlthuns gieng, auf so empörend rohe Weise die Schußwunde beigebracht, an der er namenlose Schmerzen litt und endlich sterben mußte. Sie lautete:

„Gott vergebe dir, — wie ich dir von Herzen vergebe!
Leide nie, was ich um deinetwillen gelitten!
Ich umarme dich, Freund, du thatst unwissend mir Gutes;
Kommt dieß Blättchen zu dir, es sey dir ein Pfand von des Herrn Güte,
Welcher reuende Sünder begnadigt, entsündigt, beseligt.
Lege Gott mir für dich in die Seele große Gebete,
Daß kein Zweifel mir bleib': „Wir umarmen uns einst vor des Herrn Aug.““

Wirklich dachte er auch sehr oft an diesen seinen Mörder, und es ist nicht leicht möglich, Jemand vollkommener zu vergeben, als er demselben vergab. Es war in seinen letzten Lebenstagen, als ihn seine Frau und Geßner zu seinem Lehnstuhl führten; er mochte sich vor Schmerz und Beklemmung seiner Brust nicht aufrecht halten und seine Füße vermochten ihn kaum zu tragen, sein Mund konnte kaum sprechen, und doch sagte er mit leiser Stimme: „Wenn ich nur auch das von Gott erflehen mag, daß der, welcher mich verwundete, nie ein solches Leiden erfahren muß, wie das meinige jetzt ist.“ Ein andermal bekannte er einem Freunde: „Ich möchte meinen Mörder „wissen lassen, wie ich ihm von Herzen verzeihe, wie ich ihm sogar „danke. Denn ich verdanke diesen Wunden und meinem jetzigen, „schweren, unsäglichen Leiden sehr viel.“

Die **Melodie**, cis h a gis a $\bar{d}$ h cis h a, ist von Fr. Silcher (Thl. I. 662) für das W. Gb. von 1828 erfunden.

160. O Lamm Gottes, unschuldig.

Die durch Nik. **Decius** (Thl. I. 74) im J. 1522 oder 1523 zu Braunschweig verfaßte Bearbeitung des uralten lateinischen Meßgesangs: „**Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis**“ nach Joh. 1, 29.

Diese Worte sind eigentlich aus der griechischen Kirche entlehnt, in der man sich derselben beim Morgengesang bediente. Gregor M. nahm sie nach der lateinischen Uebersetzung in sein **Liber sacramentorum** auf; sie wurden aber fast das ganze siebente Jahrhundert hindurch bloß vom Priester gesungen. Im J. 692 verbot das Trullanische Concil, Christum unter dem Bilde eines Lammes vorzustellen. Da traf Pabst Sergius I. (von 687—701), welcher gegen dieses Verbot war, die Anordnung, daß das **Agnus Dei** vom Priester und Volk gemeinschaftlich gesungen werde, und zwar bei der Communion. Als aber zur Zeit Carls des Großen Hadrian I. den Beschluß jenes Concils anerkannte, durfte es bloß noch vom Chor gesungen werden, und so blieb es ein stehender Theil der Meßgesänge in der katholischen Kirche bis auf den heutigen Tag. Es ist der Schluß derselben und wird vom Chor herab gesungen, unmittelbar vor dem h. Genuß, nachdem Hostie und Kelch consecrirt sind. Im zwölften Jahrhundert sodann kam die dreimalige Wiederholung dieser Worte auf und wurde bald allgemeine Sitte. Guilielmus Durandus, Bischof zu Mende († 1270), gibt in seinem **Rationali officiorum divinorum (Lib. IV. Cap. 52.)** Folgendes als Grund für die dreimalige Wiederholung an: „Niemand hat größere Geduld in den allergrößten Leiden, Versuchungen und Anfechtungen von sich leuchten lassen, als der liebe Heiland, deßhalb sich die christliche Kirche darüber verwundert und wohl bedächtig dreimal singet: „„**Agnus Dei, qui tollis etc.**““ Bei der dreimaligen Wiederholung sollen wir bedenken, wie der Herr Jesus unsere Sünden 1) weggetragen, 2) die Strafe selber getragen, 3) uns in der Predigt des Evangelii und im hochheiligen Abendmahl sein Verdienst ins Herz getragen habe.“ Der Zusatz in V. 3.: „**dona nobis pacem** — gieb uns den Frieden“ statt des „**miserere nobis**“ entstand durch den Friedenskuß (**osculum pacis**), womit sich alsdann die Gemeinde zu begrüßen pflegte.

Luther nahm nun die durch Decius geschehene Ueberarbeitung dieses Gesangs alsbald in seine „deutsche Messe“ vom J. 1526 auf und verordnete dabei, nach Beendigung des Gesangs der Einsetzungsworte und geschehener Consekration von Brod und Wein soll sogleich das Lied: „O Lamm Gottes unschuldig“ gesungen werden und während dieses Gesangs sollen die Communikanten an den Altar treten und das gesegnete Brod und den Kelch empfangen.

Obgleich nun diese „deutsche Messe“ Luthers sich in der pro=

testantischen Kirche nicht erhalten hat, so blieb doch dieses Lied durch alle Zeiten das eigentliche Abendmahlslied der Protestanten. Auch am Charfreitag wurde es gewöhnlich gesungen; ein schöner, feierlicher Brauch war es, der noch vor vierzig Jahren in W., namentlich in der Gegend von Backnang, zu Hause war, daß die Gemeinde am Charfreitag zum Schluß des Predigtgottesdienstes das ganze Lied unter dem Geläute aller Kirchenglocken anstimmte. Mit Rührung erzählen mir jetzt noch die Alten in meiner Gemeinde von dem ergreifenden Eindruck dieses feierlichen Gesangs.

Ein Hofmeister bei einer gräflichen Familie in O. S. erzählt in einem Briefe an einen Freund: „Wir wohnten mitten unter Katholiken, so daß ich mehrere Monate hindurch keinen öffentlichen Gottesdienst mehr besuchen konnte und es in meinem Herzen immer dunkler ward. Da träumte es mir einst, ich sey in dem ehemaligen Arbeitszimmer meines seligen Vaters und er wandle in der Stube auf und ab, und blase auf seiner Flöte mit dem innigsten Ausdruck das Lied: „„O Lamm Gottes ꝛc.““ Bis zu Thränen rührten mich die Töne und es kam mir im Schlaf die Ueberzeugung, mein Vater wolle mir durch dieses Lied andeuten, ich solle meine Zuflucht zu dem Herrn und seinem Abendmahl nehmen, um von der Herrschaft einer unlautern Weltliebe frei zu werden. Ich erwachte und mußte immer noch weinen, fühlte aber von da mein ganzes Wesen wunderbar verändert und mein Herz von den Banden losgemacht, die es umstrickten.“

(Basler Sammlungen. 1838. S. 92 f.)

Ein sechzehnjähriges Mädchen, Magdalena, die in eitlem Weltsinn dahin gelebt hatte, wurde im J. 1762 in einer tödtlichen Krankheit so erweckt, daß sie tiefe Reue und große Anfechtung über ihre Sünden empfand. Sie konnte lange gar nicht glauben, daß ihr von Gott ihre vielen Sünden können vergeben werden, also daß sie dem Seelsorger, der sie mit Luc. 7, 36 ff. trösten wollte, entgegnete: „Ach! das geht mich nichts an; diese begnadigte Magdalena bin ich nicht.“ Da sang ihr zwei Tage darauf ihre Magd dieses Lied vor und sie sang mit. Darauf schlief sie sanft ein, und als sie erwachte, fieng sie zum Staunen der Umstehenden, denen sie wiederholt zurief: „Thut Buße! thut Buße!“ mit einemmale zu beten an: „O du seliges Lamm Gottes! erhöheter Heiland! du großer Sünderfreund! wie kann, wie soll ich dir genugsam danken, daß du auch für mich, die größte Sünderin, gestorben bist.“ Nun war sie ihrer Begnadigung bei Gott so lebendig überzeugt, daß sie trotz aller Schwäche Gott laut und fröhlich pries und das Lied anstimmte: „Nun danket alle Gott.“

(Der christliche Volksfreund. Halle 1817.)

Dr. Heinrich Müller, Professor und Prediger zu Rostock, der berühmte Verfasser der „evangelischen Schlußkette und geistlichen

Erquickstunden", sang dieses Lied vor großer Herzensfreude, obwohl sehr ohnmächtig, als er in der Stunde seines Todes (22. Sept. 1675) das heilige Abendmahl genoß, und tröstete dann in gewisser Hoffnung des ewigen Lebens die Seinigen mit den Worten: „Ungehindert von dem Leibe des Todes werde ich vor dem Stuhle des Lammes mit größerer Kraft für Euch beten."

(J. G. Rußwurm's Ausgabe der geistlichen Erquickstunden Dr. H. Müllers. 1822. S. 32.)

Die **Melodie** soll Decius, der ein guter Harfenspieler und Musikus gewesen († 1529), selbst erfunden haben. Dieß bezeugen nach Rehmayers braunschweigischer Kirchenhistorie (Thl. II. S. 19) Alle, die ihn gekannt, und besonders Autor Steinmann. Nach Winterfeld ist sie jedoch erst im J. 1540 bekannt. Sie lautete ursprünglich: f f f c̄ c̄ d̄ c̄; später, durch alle Störl'schen W. Ch., lautet ihr Anfang: f a b c c d d c. Erst seit dem Ch. von 1798 wird sie in W. aus Es Dur gesungen und zwar so: es f g as b b b c b.

161. Fall auf die Gemeinde nieder.

Aus dem zweiten Buch der geistlichen Lieder **Schubart's** (Thl. I. 526) vom J. 1779, mit der Ueberschrift: „Salbung des heiligen Geistes." Das Original, voll edlen Schwungs und Glaubensfeuers, hat 13 Verse. Es begleitet den Erlöser von Gethsemane bis zu seinem Grabe (V. 8.). Nachdem sodann V. 9. und 10. der Geist angefleht ist, Jesum nicht bloß als Lehrer und Märtyrer den Herzen zu zeigen, er vielmehr darum angegangen wird:

„Lehr' uns, Geist, wie der Erwürgte
Bei dem Richter für uns bürgte,"

folgt die Bitte (V. 11.):

„O, den hohen Werth des Blutes
Lehr uns, Geist des Ewigen,
Dieß Gewicht des höchsten Gutes
Für die armen Sterblichen.
Fach' den Glauben in uns an,
Daß, wenn Zweifelsucht und Wahn,
Wenn des Fleisches Trieb uns peinigt,
Dieses Opferblut uns reinigt."

Schön ist auch der Schlußvers (V. 13.):

„Leiden, wie der Mittler leiden,
Wollen wir zu Gott gekehrt,
Sterben wollen wir mit Freuden,
Weil sein Tod uns sterben lehrt.
Sehen werden wir dann ihn;
Tod, o Tod, du bist Gewinn,
Bist ein Aufflug in die Hütten,
Die der Gottmensch uns erstritten."

Zur **Melodie**, vrgl. Nro. 85.

162. Zur Grabesruh entschliefest du.

Aus Salomo Franck's (Th. I. 395) „geistlichen und weltlichen Poesien" vom J. 1711, über den Schluß der Passionsgeschichte gedichtet. Das Original, wovon hier leider nur eine durch Joh. Adolph Schlegel besorgte moderne Ueberarbeitung gegeben ist, ist unvergleichlich schön:

1. So ruhest du, o meine Ruh,
In deines Grabes Höhle,
Und erweckst durch deinen Tod
Meine todte Seele.

2. Man senkt dich ein
Nach vieler Pein,
Du meines Lebens Leben!
Dich hat jetzt ein Felsengrab,
Fels des Heils, umgeben.

3. Ach! bist du kalt
Mein Aufenthalt?
Das macht die heiße Liebe,
Die dich in das kalte Grab
Durch ihr Feuer triebe.

4. O Lebensfürst!
Ich weiß, du wirst
Mich wieder auferwecken;
Sollte denn mein gläubig Herz
Vor der Gruft erschrecken?

5. Sie wird mir seyn
Ein Kämmerlein,
Da ich auf Rosen liege,
Weil ich nur durch deinen Tod
Tod und Grab besiege.

6. Gar nichts verdirbt,
Der Leib nur stirbt;
Doch wird er auferstehen
Und in ganz verklärter Zier
Aus dem Grabe gehen.

7. Indeß will ich,
O Jesu, dich
In meine Seele senken,
Und an deinen bittern Tod
Bis ins Grab gedenken.

Die vorgezeichnete **Melodie**: „O Traurigkeit, o Herzeleid" d b g a ist nicht mit Sicherheit dem Joh. Schop (Thl. I. 422) zuzuschreiben. Sie steht in dem ersten Zehn der himmlischen Lieder Rist's vom J. 1641; hier findet sich nun die Bemerkung Rist's: „Es ist mir der erste Vers dieses Grabliedes:

„„O Traurigkeit! o Herzeleid!
Ist das nicht zu beklagen?
Gott, des Vaters einig Kind,
Wird ins Grab getragen""

„benebenst seiner andächtigen Melodie ohngefähr zu Handen kommen" (Theol. Prof. Dr. Vincentius Schmuck zu Leipzig, † 1628, soll der Dichter dieses Verses seyn). „Wenn mir denn selbige insonderheit wohlgefallen, als habe ich, dieweil ich der andern „Vers gar nicht theilhaftig werden können, die übrigen sieben, wie sie „allhier stehen, hinzugesetzt" (s. Nro. 60. im W. G. v. J. 1741).

Alle spätern Ausgaben der himmlischen Lieder Rist's aber, und schon die vom J. 1652, lassen diese Bemerkung Rist's weg und schreiben alle darin befindlichen Melodien dem Joh. Schop zu. Vielleicht wollte Schop, weil in der ersten Ausgabe der Tonsatz mancher Melodien sehr fehlerhaft gedruckt war, worüber Rist in der Vorrede sich beschwert, bei eben diesen seine Urheberschaft noch nicht bekannt werden lassen. So vermuthet Winterfeld. In W. zuerst im Anhang

zum gr. Kirch.-G. v. 1686. Auch Crüger fertigte zu jenem Liede eine Melodie, die in seinen „geistlichen Kirchenmelodien" vom J. 1649 steht, aber nicht in Gebrauch kam.

VIII. Osterlieder.

164. Willkommen, Held im Streite.

Aus Benj. **Schmolke's** „lustigem Sabbath in der Stille zu Zion" vom J. 1712, mit der Aufschrift: „Oesterlicher Triumphbogen. Am h. Ostertage zu Mittag."

Das Original hat 12 Verse, wovon mit Recht V. 2—4. fehlen. Bei V. 4. (Orig. 7.) hätte dürfen die Originalfassung belassen werden:

„Ach! theile doch die Beute
Bei deinen Gliedern aus,
Wir Alle kommen heute
Deßwegen in dein Haus."

Zur Melodie s. Nro. 606.

165. Ich sag es Jedem, daß er lebt.

Von **Novalis** im J. 1799 gedichtet, nachdem sein heißer Schmerz um die verlorne Braut, die ihm im J. 1797 der Tod entriß, durch den Glauben ans Wiedersehen versüßt und gestillet war (V.6.) (Thl. I. 586). Das Lied in seiner romantischen Färbung ist aber zu modern und sentimental für ein Kirchenlied.

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Wenn ich nur meinen Jesum hab'" **f f f ga b c cb a** steht zum erstenmal in einem W. Ch. Sie ist aus dem Hohenlohe'schen Melodienschatz entlehnt. Die erste Strophe des alten Liedes heißt:

„Wenn ich nur meinen Jesum hab',
Was frag' ich nach der Welt?
Er ist und bleibt mein höchstes Gut,
Was mir allein gefällt."

166. Christ lag in Todesbanden.

Eine von **Luther** im J. 1524 gemachte Umdichtung des uralten deutschen Ostergesangs: „Christ ist erstanden," „das österlich Matutin" genannt. Diese Leise entstand schon im zwölften Jahrhundert und verbreitete sich bald so sehr, daß sie im dreizehnten Jahrhundert allerwärts im geistlichen Volksgesang lebte und damals schon als deutscher Kirchengesang der lateinischen Liturgie einzelner Kirchen einverleibt worden zu seyn scheint, während man sonst streng darauf hielt, daß nur lateinische Kirchengesänge in der Kirche gesungen wurden. Als der Augustinermönch Joh. Busch vom Kloster Neuwerk bei Halle, an den Hof Markgrafs Friedrich von Brandenburg nach Giebichenstein zur Osterfeier geladen war, wurde diese Leise von allen Hofleuten vor dem Mittagsmahl gesungen, und

erst als sie dreimal gesungen war, schickte man sich an, zu Tische niederzusitzen. In Nürnberg sang man diesen Gesang hundert Jahre nach einander von 1424—1524 bei der jährlichen Vorzeigung der kaiserlichen Heiligthümer, und vom J. 1480 an ist dieses Lied als das erste und einzige deutsche Kirchenlied in den meisten gedruckten lateinischen Kirchenagenden als ein zur Liturgie gehöriges Lied zu finden. In einem alten **Psaltes ecclesiasticus** steht bei diesem Lied die Bemerkung: „Hie jubiliret die ganze Kirche mit schallender hoher Stimm und unsäglicher Freud." Selbst bis auf unsere Zeit hat es sich noch in der katholischen Kirche erhalten, obgleich, um es zu verdrängen, im fünfzehnten Jahrhundert eine lateinische Uebersetzung: »**Surrexit Christus hodie**« davon gemacht worden war. Es war aber zu alt und von jeher zu allgemein verbreitet, als daß es hätte verdrängt werden können.

Die Originalfassung desselben ist folgende:

„Christus ist uferstanden
Von des Todes Banden,
Des sollen wir alle fro sein
Got will unser Trost sein
Kyrie Eleison."

Ein Beweis aber, wie beliebt diese Leise und wie sehr sie zum Volkslied im eigentlichen Sinn des Worts geworden war, ist dieß, daß sie eine Menge von Nachbildungen und Umbildungen erfahren hat; eine solche gibt es sogar schon im dreizehnten Jahrhundert:

„Christus ist erstanden
Gewärliche von dem Tot,
Von allen sinen Banden
Ist er erledigot."

In den meisten dieser Bearbeitungen sind alte und neue Strophen gemischt, oft ist auch Alles bis auf die erste Strophe umgedichtet. Eine solche Bearbeitung findet sich auch in den alten W. Gesangbüchern, wahrscheinlich von Mich. Weiß besorgt — „Christ ist erstanden." (Vrgl. Nro. 62. im Gesb. von 1741.) Zu diesen vielen, zu seiner Zeit schon vorhandenen Umdichtungen lieferte nun auch Luther eine neue, indem er im ersten Vers seiner Umdichtung die alte Leise zu Grund legte und sie bloß umschrieb, sofort aber noch sechs weitere Verse frei hinzudichtete, obwohl mit Anklängen an die alte lateinische Ostersequenz; »**Victima paschali.**« Er hielt nämlich jenes alte, ehrwürdige, deutsche, österliche Matutin in hohen Ehren, also daß er in seiner Hauspostill einmal sagt: „Aller Lieder singt man sich mit der Zeit müde, aber das „„Christ ist erstanden"" muß man alle Jahre wieder singen."

(Hoffmann v. Fallersleben's Gesch. des deutschen Kliede).

Zwei denkwürdige Ereignisse mit dem alten „Christ ist erstanden" erzählt uns Gabr. Wimmer in seiner Liedererklärung. I. Thl. Eine Jüdin nämlich hörte einst, als ihre Geburtsstunde nahte, von den Currentschülern singen: „Christ ist erstanden von der Marter alle." Dadurch sey sie mit einemmal so erweckt worden, daß sie sich nicht nur für ihre Person entschlossen, eine Christin

zu werden, sondern auch ihr Kind in Mutterleib dem erstandenen Heiland geweiht habe; das Kind sey auch wirklich unter den Christen wohl erzogen und ein **Doctor Medicinae** geworden.

(Joh. Heinr. Callenberg's 13. Fortsetzung von der Juden-Bekehrung. S. 85 ff.)

Ein Bauernknabe sey, nach dem Bericht des Strigenitius, bei einem starken Donnerwetter zu Pferde gesessen und habe dieß Osterliedlein angestimmt. Da habe plötzlich ein Blitz das Pferd unter ihm erschlagen, dem Knaben aber sey kein Leid widerfahren.

Luthers Umdichtung vom J. 1524, im Straßburger gros Kirchengesangbuch von 1541 aufgeführt als „ein Osterlied von der Urstend unsres Herrn Jesu Christi und was nutzes uns daraus entstanden sey", erlangte gleichfalls allgemeine Beliebtheit in der protestantischen Kirche und hat in ihr eigentlich das: „Christ ist erstanden" verdrängt.

Die Worte derselben haben aber auch Mark und Kraft aus der h. Schrift.

Zu Vers 1. vgl. Röm. 4, 25. 2 Tim. 1, 10.

Zu Vers 2. vgl. Röm. 5, 12.

Zu Vers 3. vgl. Röm. 8, 1. 34. 1 Cor. 15, 55.

Zu Vers 4. vgl. Joh. 11, 25. 14, 6. — Jes. 25, 8. Hos. 13, 13. — 1 Cor. 15, 55.

Zu Vers 5. vgl. 1 Cor. 5, 7. 2 Mos. 12, 3.

Zu Vers 6. vgl. Maleach. 4, 2. Röm. 13, 12. 1 Theff. 5, 5.

Zu Vers 7. vgl. Joh. 6, 55. — 1 Cor. 5, 8. Joh. 6, 51. — Phil. 3, 8. Joh. 6, 53.

Wichtig vor allen ist der vierte Vers mit seiner Schilderung des Zweikampfs zwischen den zwei mächtigen Fürsten, Tod und Leben, die da sind Christus und Belial, oder des wunderlichen Kriegs, da ein Tod den andern fraß. Hier schwebten Luther besonders die Worte: »**mors et vita duello conflixere mirando**« aus der alten lateinischen Ostersequenz **victima Paschali** vor, von der er selbst einmal rühmt: „Es habe diesen schönen Gesang gemacht, wer da wolle, so muß er einen hohen christlichen Verstand gehabt haben, daß er dieß Bild so fein artlich abmalet, wie der Tod das Leben angegriffen und der Teufel auch nun auf das Leben zugestochen habe." Wollen wir Luther dabei recht verstehen, so müssen wir auf eine Stelle im fünften Band der Luther'schen Schriften. Walchische Ausgabe. S. 1955 achten, wo Luther also sich vernehmen läßt: „Der Tod ist unsrer Feinde einer, „für welchem sich alle Welt entsetzet und erschrickt; es ist auch kein „König, Kaiser, er sey so stark und mächtig, der ihm widerstehen „könnte; sie müssen ihm Alle herhalten, sie sind groß oder klein, jung „oder alt, reich oder arm, edel oder unedel, und sich von ihm erwürgen „und verschlingen lassen (der Todtentanz zu Basel); hierwieder ist kein „Mittel, Rath noch Hülfe. Was thun wir denn, daß wir von ihm

„unverschlungen bleiben? — — Kehre dich herum und siehe, was „Christus für Werk gethan hat; der ist der rechte Mann, welcher „unsern Tod durch seinen Tod überwunden und verschlungen. Hos. „13, 4. Wie ist das zugangen? Der Tod machte sich an Christum, „wollte einmal ein niedlich Bißlein verschlingen, sperrte seinen Rachen „weit auf, fraß ihn auch hinein, wie andere Menschen. Christus wehret „ihm nicht, sondern läßt sich von dem Tod verschlingen und bleibet „ihm bis an den dritten Tag im Rachen stecken. Aber das niedliche „Bißlein wollte dem Tod nicht bekommen, konnte es nicht verdauen; „denn es war ihm zu stark: muß derhalben wieder von sich geben und „daran erwürgen. Also hat Christus durch seinen unschuldigen Tod „unsern Tod, der aller Welt schrecklich ist, überwunden. Glauben wir „an ihn, so müssen wir zwar zeitlich sterben und verfaulen; aber wir „haben dagegen diesen Vortheil, daß unser zeitlicher Tod uns hinfort „ein Eingang ist in das ewige Leben. Zudem ist unser Tod, den wir „leiden, kein rechter, d. i. schrecklicher Tod mehr, sondern ein gemalter „Tod, ja ein süßer Schlaf (vgl. V. 3.). Das Alles richtet Christi „Tod aus, welcher unsern Tod überwunden und gefangen hat. Das „heißet denn den Tod mit dem Tod überwunden und „Gift mit Gift vertrieben." Aehnlich ist die Stelle im achten Band S. 2175: „Der Tod, der da ist ein allmächtiger Herr der ganzen „Welt, — denn er würget Könige, Fürsten und ohn allen Unterschied „dahin alle Menschen — leget sich mit aller Macht wider das Leben, „will es überwinden und verschlingen, richtet es auch aus, wie er's „ihm vornimmt. Weil aber das Leben unsterblich war, eben indem „es sich den Tod überwinden und würgen ließ, wandte es sich wie„derum, überwand und erwürgte den Tod. Von solchem wunder„lichen Kampf singet die h. Christenheit ganz fröhlich und getrost: „„mors et vita conflixere duello mirando". Tod und Leben „haben zugleich in Christo gestritten wunderlich:

„„Der Tod das Leben überwand,
Doch behielt das Leben den Sieg
zu Hand,

Daß nun erwürget liegt der Tod,
Das Leben ewig herrscht in Gott.""

„So ist nun der Tod durch Christum überwunden und vertilget in der „ganzen Welt, daß er fortan nach Christi Sieg nichts anders ist, denn „ein gemalter Tod, der den Stachel verloren hat; darum kann er „denen, so an Christum glauben, weiter nichts schaden nach Hos. „13, 14. 1 Cor. 15, 55."

Dieser vierte Vers ist daher auch für viele Sterbende schon Halt und Labsal gewesen. So hat die Tochter Friedrichs I., Königs von Dänemark, Dorothea, Gemahlin des Herzogs von Mecklenburg, daraus in ihrer Todesstunde (11. Nov. 1575) besondern Trost geschöpft und diesen Vers sehr oft mit heißer Inbrunst wiederholet.

(Mart. Mylius im Compendium Apophtegm.)

In den 1780er Jahren gieng in Holstein eine adelige Dame, ein Muster ihres Geschlechts, die ihrem Hause wohl vorstand und viel Gutes that, in die Ewigkeit. Als sie nun auf ihrem Sterbebette sich mit ihrem Seelsorger über die ewigen Angelegenheiten ihrer Seele zum letztenmal besprach, so schlug dieser das Lied: „Christ lag in Todesbanden" zu singen vor. Sie sang stille mit. Bei den Worten aber: „Ein Spott aus dem Tod ist worden" richtete sie sich rasch auf, klopfte in die Hände, wiederholte diese Worte mit halber Stimme und heiterem Angesicht, und kaum hatte sie dieselben ausgesprochen, so übergab sie ihren Geist in die Hände ihres Heilandes.
(Basler Sammlungen. 1784.)

Dem Hofprediger Dr. Hedinger in Stuttgart (Thl. I. 281) las, als er im Dezember 1704 auf dem Sterbebette lag, sein Freund und Amtsgenosse, der Hofprediger Dr. J. Fr. Hochstetter, dieses Siegeslied vor, und als er bei V. 3. zu den Worten kam: „Da bleibet nichts, denn Todsgestalt" und beifügte: „ergo tantum umbra mortis, non vera mors — also bloß ein Todesschatten, kein wirklicher Tod!" so rief Hedinger mit freudigem Munde: „Nein! nicht umbra, sed ludibrium, ludibrium — ein Spott, ein Spott aus dem Tod ist worden" und sprach hierauf mit liebebrennenden Augen die Worte:

„Rigeo, accende me, o Amator!
Langueo, salve me, o Creator!
Morior, defende me, Salvator!
Jesu, mi Salvator!"

(A. Knapp's Christoterpe. 1836.)

Den sechsten Vers brauchte Dr. Lindemann zu Rostock, † 1698, täglich als seinen Morgensegen. Als er ihn einst um Pfingsten bei einem Besuche im Haus des Predigers Dr. Bauderin in Stralsund auch beim Aufstehen gebetet hatte, und dieser ihn um die Ursache fragte, warum er an Pfingsten einen Osterrers bete? wies er auf eine Bibel und sagte: „Dieß ist mein Kalender, in dem alle Tage Ostern steht und der mir zeigt, wie ich nicht nur in der h. Taufe Ostern gehalten, sondern auch von da an alle Tage Ostern halten soll." Darauf fragt Bauderin verwundert: „Wie das füglich geschehen könne?" Er aber antwortet: „Sehr wohl, und zwar practicire ich solches folgendergestalt: Wenn ich früh Morgens aufstehe, so gehe ich mit den Osterweibern zu Jesu Grab und bete V. 4. aus Nro. 559.: „„Hilf, daß ich mit diesem Morgen geistlich auferstehen mag"". Wenn ich zum Beichtstuhl gehe, meine Sünden von Herzen gebeichtet und Vergebung derselben empfangen habe, so seufze ich: Der Sünden Nacht ist vergangen. Halleluja! Gehe ich zum h. Abendmahl, so betrachte ich den siebenten Vers von Luthers Osterlied. Wenn ich predigen höre, höre ich lauter Osterpredigten, denn alle gehen auf Eph. 5, 14." „Was er denn aber mache, wenn das Osterfest selber komme?" — fragte nun Bauderin, und darauf erhielt er die Antwort: „Da stelle ich eine Prüfung mit mir selber an, wie

ich bisher Ostern gehalten, ob ich mich auch meiner Taufe gebührend erinnert und als ein getaufter Christ mit Christo auferstanden sey? ob auch der neue Mensch in mir auferstanden, der in Gerechtigkeit und Heiligkeit vor Gott ewiglich lebet? Ob ich das h. Abendmahl würdig genossen, daß der lebendige Heiland in mir lebe? Ist Ostern dergestalt gehalten worden von mir, so danke ich meinem Gott demüthigst für seine Gnade; wo nicht, so heißt es: Bessere dich. Das ist die Ursache, warum ich täglich Morgens diesen sechsten Vers seufze."

Die **Melodie**, a g a h c d c h a, ist von Luther im J. 1524 der uralten geistlichen Volksweise: „Christ ist erstanden" nachgebildet und seiner Umdichtung dieser alten Osterleise angepaßt worden, so daß beide zugleich erschienen.

167. Preis dem Todesüberwinder.

Ein **Klopstock**'sches Lied, das in seinem Pathos reich an Wiederholungen und begeisterten Ausrufen, gleichsam nur zur Folie des körnigten, bibelkräftigen Luther'schen Osterliedes dicht neben dasselbe gestellt zu seyn scheint. Es ist, während das Original 11 Verse hat (vgl. Nro. 156. im W. G. von 1791), nach A. Knapp's Vorschlag (Ansichten über den Gesangbuchsentwurf. 1840) zusammengezogen und durch einige Versumstellung noch möglichst für den kirchlichen Gebrauch zugerichtet worden.

Es ist übrigens mit zwei herrlichen **Melodien**, voll Kraft und majestätischem Schwung, geschmückt. Die ältere ist von Pfarrer Christmann in Heutingsheim (Thl. I. 600) im J. 1792 erfunden und durch das Choralbuch von 1798 eingeführt (a c a cis e e cis a); die jüngere ist von Fr. Silcher in Tübingen (Thl. I. 663) und durch das Choralbuch von 1828 bekannt und beliebt geworden (c c g f e e d e c).

169. Aus des Todes Banden.

Ein herrliches Osterlied von Spener (Thl. I. 193), ein ächtes Triumphlied des Christenglaubens; alle Lehre, aller Trost, alle Züchtigung und Erweckung, die in Christi Auferstehung für uns liegt, ist darin, als in einer Summa, enthalten. Spener hat in diesem Lied Gerhard, seinen Musterdichter, erreicht.

Vom Original: „Nun ist auferstanden aus des Todes Banden" (vgl. Nro. 65. im W. G. von 1741) fehlen ohne Schaden V. 5. und 9.

Wie Spener hier gesungen, so wollte er auch über seinem Grabe noch gepredigt wissen, denn er bestimmte zu seinem Leichentext: Röm. 8, 10. 11.

Zur Melodie vgl. Nro. 331.

173. Früh morgens, da die Sonn' aufgeht.

Aus Joh. Heermann's „Hauß- und Herzensmusik" vom J. 1636 mit der Ueberschrift: „Lehr und Trost aus Christi Auferstehung."

Vom Original, das 19 Verse hat, sind die minder bedeutenden ausgelassen, wodurch das Lied als Kirchenlied mehr abgerundet und fast kräftiger geworden ist. Es fehlen V. 2. 4—11. 14. 17. In W. stand dieses Lied seither in keinem Gesangbuch.

Zur Melodie s. Nro. 112.

174. Wach auf, mein Herz.

Aus des Laurentius Laurentii »Evangelia melodica« vom J. 1700 und bereits in den ersten Theil des Freyl. G. aufgenommen.

Das Original hat 10 Verse, wovon V. 3. 5. und 6. ausgelassen sind. Von diesen sollte nicht fehlen:

V. 3. Vergiß nur, was dahinten ist,
Und tracht' nach dem, was droben ist,
Damit dein Herz zu jeder Frist
Zu Jesu sey erhoben:
Tritt unter dich die böse Welt
Und strebe nach dem Himmelszelt,
Wo Jesus ist zu finden.

V. 6. Es hat der Löw aus Judas Stamm
Heut siegreich überwunden,
Und das erwürgte Gotteslamm
Hat, uns zum Heil, gefunden
Das Leben und Gerechtigkeit,
Weil er, nach überwundnem Streit,
Die Feinde Schau getragen.
V. 7. (V. 4.) Drum auf, mein Herz ꝛc.

Zur Melodie vgl. Nro. 26.

176. Trauernd und mit bangem Sehnen.

Der Verfasser ist entschieden der schlesische Pfarrer Neunherz (Thl. I. 190) und nicht, wie der spätere Abdruck des W. G. angibt, — Ludwig Ernst Sigmund Müller, Superintendent zu Liegnitz in Schlesien.

Zur Melodie vgl. Nro. 144.

177. Jesus meine Zuversicht.

Von der frommen Gemahlin des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Luise Henriette, im J. 1649 gedichtet, in welchem sie ihr erstes und einziges Kind, den Erbprinzen Wilhelm Heinrich, durch den Tod verloren hatte (24. Okt.), wodurch zugleich auf lange die Hoffnung zur Erhaltung des Kurhauses und des Hohenzoller'schen Herrscherstammes verloren gieng (Thl. I. 158). Die Vermuthungen, als ob ihr Haushofmeister Otto v. Schwerin oder ihr Schloßhauptmann Joh. v. Assig dieses Lied gedichtet oder wenigstens aus dem Holländischen, worin sie es als Prinzessin von Oranien ursprünglich gedichtet haben soll, in deutsche Reime gebracht haben, sind ungegründet; höchstens mag es durch Schwerin noch gefeilt worden seyn. Gedruckt erschien es zuerst in dem auf ihren besondern Befehl bei dem Berliner Buchdrucker Runge erscheinenden Gesangbuch vom J. 1653, wo auch gedachter Runge dieses Lied nebst zwei andern

in der Widmung an die Churfürstin als „Dero eigene Lieder" bezeichnet. Sie ließ sich auch dieses Lied jedesmal am Osterfeste singen, das sie immer mit der herzlichsten Andacht und größten Feierlichkeit beging. In Betreff der Worte: „Was die lange Todesnacht mir auch für Gedanken macht" (V. 1.) ist zu beachten, daß die Churfürstin gleichfalls die Meinung mancher damaligen Theologen theilte, bis zur Auferstehung der Todten werde nicht bloß der Leib, sondern auch der Geist von einem gewissen Todesbanne oder einem Unterreich gehalten.

(Leben der Churfürstin ꝛc. von J. Wegführer. 1838.)

Im Naumburger Gesangbuch hat das Lied den Titel: „Trost wider den Tod aus Hiob 19. und 1 Cor. 15." und Winterfeld hat Recht, wenn er von diesem kräftigen Auferstehungs- und Sterbelied sagt, es leuchte aus ihm jene tapfere, freudige Gesinnung der frühesten Zeit der Kirchenverbesserung wieder hervor, welcher der Tod ein Weg zum Leben war, weßhalb es auch allezeit ein Kleinod in dem heiligen Gesang der evangelischen Kirche bleiben werde.

Als Bartholomäus Ziegenbalg, der Erstling unter den evangelischen Missionaren, der in Ostindien das Evangelium im größten Segen verkündete und das N. Testament in die malabarische Sprache übersetzte, zu Tranquebar am 23. Febr. 1719 am Sterben lag, riefen ihm seine Freunde, die um sein Bett her standen, noch zu: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft ꝛc." Darauf bezeugte er ihnen: „Ach ja! ich will in diesem Kampf durch Christum aushalten, auf daß ich eine so herrliche Krone erhalte" und begehrete, indem er Christi Wort freudig ausrief: „Vater, ich will, daß wo ich bin, da soll mein Diener auch seyn", sie möchten ihm das Lied: „Jesus meine Zuversicht" singen. Das thaten sie denn und spielten dazu auf dem Claviecymbel. Der Sterbende aber, dem diese Worte einen himmlischen Glanz über die Nacht des Todes verbreiteten, deutete ihnen an, es werde ihm so hell vor den Augen, als ob ihm die Sonne ins Gesicht schiene, und bald darauf entschlief er.

(Gerber's Historie der Wiedergebornen.)

Auch Schlipalius (vgl. zu Nro. 3.), der im J. 1764 als Diakonus an der Kreuzkirche zu Dresden starb, verlangte in seiner Todesstunde, daß man ihm dieses Lied singen solle, da er denn auch meist sehr laut und deutlich mitsang; ohnedem waren ihm namentlich die Schlußworte: „Schickt das Herze ꝛc." von jeher besonders wichtig und werth, so daß er sie gewöhnlich seinen Beichtkindern zurief.

Schubert sagt in seinem köstlichen Buche: „Altes und Neues aus dem Reiche Gottes. 4. Band. 1837" von diesem Lied, es sey nicht nur ein lieblicher Ostergesang, sondern auch ein an vielen Orten gebräuchliches Begräbnißlied; dieses Lied habe man gesungen, als sein Vater begraben wurde, es sey das Begräbnißlied seiner

Mutter gewesen, und als man seine selige Frau ins Grab senkte, habe man es auch gesungen; darum sey es ihm immer ein besonders liebes Lied, das er schon oft mit Thränen der Liebe und der Sehnsucht gesungen habe.

Der berühmte Arzt und Menschenfreund, Staatsrath Dr. Hufeland, hatte es sich, als er im J. 1836 in Berlin starb, besonders ausgebeten, man möchte dieses Lied an seinem Grabe singen, was dann auch von der ganzen unermeßlichen Trauerbegleitung geschah und sehr ergreifend gewesen seyn soll.

Dem hohen Gemahl der edlen Dichterin des Liedes, der ihr nach 21jähriger Trennung in die Ewigkeit nachfolgte, mag, als am 29. April 1688 seine Seele vom Leibe zu scheiden im Begriffe stand, dieses Lied seiner unvergeßlichen Lebensgenossin noch vor Augen gestanden seyn, und zuvor schon mag stets der Grundgedanke dieses Lieds in seines Herzens Grund gelebt haben, denn in selbigem Augenblick rief er noch: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken“ (Hiob 19, 25.).

(Fr. Wilh., der große Kurfürst, v. Orlich. 1836. S. 207.)

Eine Textveränderung bei Vers 3. erlaubte sich die Frau des gelehrten Professors Dr. Joh. Jak. Rambach in Gießen (Thl. I. 262); kritische Gründe veranlaßten sie nicht dazu, sondern die Armuth des Geistes und ihre ächt christliche Demuth. Sie pflegte nämlich, wenn sie sich auf ihrem Siechbettlein aus diesem Kraftliede Trost holte, statt „meine starke Glaubenshand“ immer nur zu sagen: „meine schwache Glaubenshand“. Sie war die Tochter Dr. Joach. Lange's (Thl. I. 241), Johanna Elisabetha, und starb 30. Merz 1730.

(Pregizer's gottgeh. Poesien. 1735.)

Vom Original fehlt ohne Schaden — V. 5. (s. Nro. 64. im W. G. von 1741.)

Die **Melodie**, g e a h c c h, ist des Liedes vollkommen würdig; kräftige Glaubensfreudigkeit klingt aus ihren Tönen dem Ohr entgegen. In dem bei Runge in Berlin gedruckten und auf besondern Befehl der Churfürstin Luise von Joh. Crüger, dem Cantor an der St. Nikolaikirche in Berlin (Thl. I. 417) im J. 1653 besorgten Gesangbuch mit Melodien findet sich eine ältere Weise, die zwar ziemlich viele Anklänge mit der jetzt gebräuchlichen hat, aber sich jeder Verszeile in eigenthümlicher Wendung anschließt:

g e a h c c h　　　e f g e c d c
a c a g f e d c　　　a a a h c c h a
c d c a d c h
a h c c d d c

Vielleicht hat nun die musikkundige Churfürstin selbst diese ältere Singweise erfunden, und bloß die spätere Form, in der sie kirchlich wurde und zum erstenmal im J. 1658 in Joh. Crüger's „**Psalmodia sacra**“ vorkommt, hätte ihr dann Joh. Crüger gegeben.

Das neueste W. Gb. gibt sie in drei verschiedenen Fassungen: die erste ist die aus dem Gb. von 1744, die zweite die aus dem von 1828, die dritte ist annähernd an die im Gb. von 1721. Es gibt auch noch aus dem siebenzehnten Jahrhundert eine Melodie von unbekannter Urheberschaft: fis d a a h cis d.

178. Jesus lebt, mit ihm auch ich.

Aus Gellert's „geistlichen Oden und Liedern" vom J. 1757. Ein Seitenstück aus der Neuzeit zu Nro. 177.

Den Sinn, den Gellert in diesem Lied ausspricht, hat er auch in seiner Todesstunde an ihm selbst bewähret. Der Tod hatte für ihn keine Schrecken; er starb fröhlichen Angesichts, heiter und selig, an seinen Jesum sich haltend. Hatte er sich's ja doch von seinen Freunden ausgebeten: „Rufet mir nur den Namen meines göttlichen Erlösers zu; wenn ich den nenne oder höre, so fühle ich neue Kraft, Freudigkeit und Muth in mir." Auch war es sein beständiges Reden und Sagen: „Meine Hülfe kommt vom Herrn" (Thl. I. 471).

Bei Vers 5. wird man an folgende liebliche Geschichte aus Gellert's Leben erinnert: Der Student Werner in Leipzig hatte einst einen Brief von seinen Freunden im Coburgischen erhalten, worin er um Auskunft gebeten wird, ob sich Gellert wirklich erhängt habe, wie das allgemeine Gerücht gehe und seine Feinde ausgesprengt hatten. Gerade als er diesen Brief zu beantworten im Begriffe stand, trat Gellert ein und erfuhr so von dem verlegenen Werner die ganze Sache. Nachdem er sofort den Brief gelesen, welcher auf Seiten der Coburger große Liebe zu Gellert zu erkennen gab, legte er ihn lächelnd nieder, und sagte: „Schreiben Sie den lieben Coburgern, ich selbst rufe ihnen die Worte des alten Liedes zu: „„Ich hang und werde hangen an Christo als sein Glied."

Zur Melodie vgl. Nro. 177.

IX. Himmelfahrt Christi.

179. O (ach) wundergroßer Siegesheld.

Aus dem ersten Theil der geistlichen Lieder Homburg's vom J. 1658 mit zweistimmigen Melodien von Werner Fabricius, unter welchen auch eine jetzt nicht mehr viel gebräuchliche für dieses Lied sich befindet, die aber in Würtemberg nie im Gebrauche war.

Die große Himmelssehnsucht, das Heimweh nach der obern Heimath, das Homburg so rührend in V. 5. 6. ausspricht, fühlen wir um so inniger mit ihm, wenn wir uns aus seinem Lebenslauf erinnern, wie er unter Kreuz aller Art zu seufzen hatte, und neben

beständig anhaltenden Krankheitsschmerzen von Neid und Feindschaft hart geplagt war (Thl. I. 172).

Das Original, von welchem V. 2. ausgelassen ist, sollte weniger verändert worden seyn (s. N. 68 im W. G. v. 1741).

Zur Melodie vgl. Nro. 347.

180. Auf diesen Tag bedenken wir.

Von dem reformirten schwäbischen Dichter aus der Reformationszeit, Dr. Joh. **Zwick**, ums J. 1536 gedichtet (Thl. I. 94).

Im Naumburger Gesangbuch hat es den Titel: „Himmelsweg in der Himmelfahrt Christi", und so hat es auch der ehrwürdige Dekan M. Kies in Böblingen († 17. Jan. 1837) in der letzten Himmelfahrtsfestpredigt, die er hielt und die in den „Zeugnissen evang. Wahrheit. Stuttg. 1840. 2. Jahrg." zu lesen ist, behandelt, indem er mit Zugrundlegung des vierten Verses vorstellte — „den Himmelsweg eines christlichen Erdenpilgers nach seinem Anfang und Fortgang, seiner Zwischenzeit und seinem endlichen Ziele." Für den „Anfang" gelten die zwei ersten Zeilen dieses Verses, für den „Fortgang" die dritte und vierte, für die „Zwischenzeit" die fünfte und sechste, und für das „endliche Ziel" die siebente Zeile.

Spener hat dieses Lied in seinen Lebenspflichten Bd. I. S. 66 ausführlich erklärt.

Es war ein Lieblingslied der Frau des Dr. Bahnmaier, Dekan's in Kirchheim unter Teck (Thl. I. 626), die sich daran besonders in ihrer letzten Krankheit gar oft erquickte. Einst rief sie den Ihrigen, die betrübt über das Dahinwelken der treuen Mutter um ihr Bette standen, aus V. 4. ganz kräftig zu: „Ihr seht hinauf, der Vater herab, an Lieb' und Treu geht ihn'n nichts ab, bis sie zusammenkommen" († 29. Merz 1837).

Die **Melodie**, g g g c h c d e d, von ächt mixolydischer Art, ist zwischen 1536 und 1540 entstanden. Für die Urheberschaft Luthers liegt kein Zeugniß vor: sie findet sich schon im Straßburger gr. Kirch.-G. von 1560, jedoch ohne Namen. Joh. Jeep lieferte im J. 1607 einen Tonsatz in mixolydischer Tonart mit einer lebensvollen Stimmführung. Auch die Harmonisirung bei Knecht ist dem Geist dieser Tonart gemäß eingerichtet.

181. Der Herr fährt auf gen Himmel.

Von Kammerkonsulent Sacer in seinen Studentenjahren zwischen 1653 und 1655 gedichtet (Thl. I. 169).

Vom Original: „Gott fähret auf", das weniger verändert im Hohenlohe'schen Gesangbuch von 1784 sich findet und unverändert in Hedinger's Herzensklang von 1700 steht, fehlt V. 2:

„Der Herr wird aufgenommen,
Der ganze Himmel lacht;
Um ihn geh'n seine Frommen,
Die er hat frei gemacht.
Es holen Jesum ein
Die lauten Cherubinen:
Den hellen Seraphinen
Muß er willkommen seyn."

In Vers 4. wenigstens sollte die alte Fassung „Dich Weg, Licht, Wahrheit, Leben", belassen worden seyn.

Zur Melodie s. Nro. 114.

182. Herr, du fährst mit Glanz und Freuden.

Aus dem Anhang von Casp. **Neumann's**, Pfarrers und Professors zu Breslau (Thl. I. 190), „Kern aller Gebete."

Es ist hier eine Ueberarbeitung dieses Liedes mitgetheilt, die sich im Hohenlohe'schen Gesangbuch von 1784 findet, wodurch aber freilich das kindlich schöne Original fast ganz unkenntlich geworden ist. Dasselbe ist werth, hier ganz mitgetheilt zu werden:

1. Herr, auf Erden muß ich leiden
Und bin voller Angst und Weh;
Warum willst du von mir scheiden?
Warum fährst du in die Höh?
Nimm mich Armen auch mit dir,
Oder bleibe doch in mir,
Daß ich dich und deine Gaben
Möge täglich bei mir haben.

2. Laß dein Herze mir zurücke
Und nimm meines mit hinauf;
Wenn ich Seufzer zu dir schicke,
Mache selbst den Himmel auf;
Und so ich nicht beten kann,
Rede du den Vater an,
Denn du sitzst zu seiner Rechten,
Darum hilf uns, seinen Knechten.

3. Zeuch die Sinnen von der Erde
Ueber alles Eitle hin,
Daß ich mit dir himmlisch werde,
Ob ich gleich noch sterblich bin,
Und im Glauben meine Zeit
Richte nach der Ewigkeit,
Bis wir auch zu dir gelangen,
Wie du bist vorangegangen.

4. Dir ist Alles übergeben,
Nimm dich auch der Deinen an;
Hilf mir, daß ich christlich leben
Und dir heilig dienen kann;
Kommt der Satan wider mich,
Ach! so wirf ihn unter dich
Zu dem Schemel deiner Füße,
Daß er ewig schweigen müsse.

5. Meine Wohnung mache fertig
Droben in des Vaters Haus,
Da ich werde gegenwärtig
Bei dir gehen ein und aus.
Denn der Weg dahin bist du,
Darum bringe mich zur Ruh',
Und nimm an dem letzten Ende
Meinen Geist in deine Hände.

6. Komme, wenn es Zeit ist, wieder,
Denn du hast es zugesagt,
Und erlöse meine Glieder,
Die der Tod im Grabe nagt:
Richte dann die böse Welt,
Die dein Wort für Lügen hält:
Und nach ausgestand'nem Leide
Führ uns ein zu deiner Freude.

Die wenigen Aenderungen, die dabei nöthig sind, hat A. Knapp in seinem Liederschatz (1837 Nro. 669.) auf gelungene Weise angebracht.

Wilhelm Köllner, der im J. 1835 als Pfarrer in Sitzenkirch bei Kandern starb, war im Sommer 1799 zwei Monate lang in einen ganz besonders traurigen Seelenzustand verfallen, in welchem er so sehr von einer ununterbrochenen, innern Unruhe gepeinigt war, daß er, fast zu aller Arbeit untüchtig, beständig seufzte: „Gott! hat denn deine Gnade meiner ganz vergessen?!" Da ließ er eines Sonntags in

der Kirche dieses Lied singen, und als der zweite Vers zu Ende gesungen war, wurde er bis zu Thränen gerührt, nachdem er lange Zeit nicht mehr hatte weinen können, und von dem Augenblick an hob sich die schwere Last, die ihn erdrücken zu wollen schien.

(Burk's Pastoral-Theol. 2. Band.)

Zur Melodie vgl. Nro. 85.

183. Herr Jesu, deiner Glieder Ruhm.

Aus Ph. Fr. **Hiller's** Paradiesgärtlein. 2. Thl. 1730. Es ist über Class. II. XXIII. Nro. 71. in Arndt's Paradiesgärtlein gedichtet, — „Danksagung für die fröhliche Himmelfahrt Jesu Christi." Das Seitenstück zu Joh. Rist's trefflichem Lied über dasselbe Arndt'sche Gebet: „Du Lebensfürst, Herr Jesu Christ".

Der Schluß von V. 7. heißt im Original: „Weg, Welt, dein Trost und Lust und Schein ist viel zu elend, viel zu klein rc." — Statt „eitel" — „drunten rc." Vom Original fehlt V. 4. 10. u. 11. Die beiden letztern sind interessant:

„Ich eile deinem Oelberg zu,
Dieß ist mein Auffahrtshügel.
Mein Morgenstern! ach, gib mir du
Der Morgenröthe Flügel.
Mein Glaube seye Taubenart,
Die Flügel meiner Himmelfahrt
Sey'n Liebe und Verlangen.

Wann fahr' ich auf aus so viel Noth,
Wann komm' ich, Heilserstatter!
Zu deinem und zu meinem Gott,
Zu dein' und meinem Vater?
Wann komm' ich einst zu dir, mein Licht?
Wann sehe ich dein Angesicht?
Komm, Jesu, hol mich, Amen!"

Zur Melodie s. Nro. 313.

185. Auf Christi Himmelfahrt allein.

Von dem Augsburger Pfarrer M. Josua **Wegelin** im Jahr 1636 gedichtet (Thl. I. 139) — ein ächtes Volkslied.

Christian Ludwig, Graf zu Stolberg, Domherr zu Naumburg, erquickte sich am Morgen des Himmelfahrtstages, 17. Mai 1787, der auch sein Himmelfahrtstag wurde, gar sehr an diesem Liede. Schon lange zuvor war Psalm 73, 25. sein Hauptgedanke.

(Nachrichten von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen von Fedderſen. 6. Bd. S. 226.)

Zur Melodie vgl. Nro. 86.

Himmlische Herrlichkeit Christi.

186. König, dem kein König gleichet.

Aus Joh. Jak. **Rambach's** (Thl. I. 262) „geistlichen Poesien. Gießen. 1735."

Das Original ist möglichst bewahrt; V. 5. beginnt mit den Worten: „O Monarch in dreien Reichen."

Zur Melodie vgl. Nro. 251. Kocher bot hiezu im W. Ch. von 1828 eine neu erfundene Melodie, c g a g $\bar{c}$ $\bar{d}$ $\bar{e}$ $\bar{d}$.

187. Jesus Christus herrscht als König.

Im W. G. irrthümlich dem Tochtermann Oetinger's, Pfarrer Seiz, zugeschrieben, der zur Zeit, als dieses Lied gedichtet wurde, erst siebenzehn Jahre alt war (Thl. I. 550). Es ist entschieden von Ph. Fr. **Hiller** und steht als das einzige Lied in dem Werke Hiller's, das den Titel hat: „Neues System aller Vorbilder Jesu Christi durch das ganze Alte Testament in sechs Schattenstücken." Dort findet es sich im sechsten Schattenstück, wo der 110. Psalm besprochen wird, unter der Aufschrift: „Lied von dem großen Erlöser über Eph. 1, 21. 22." Es ist sogar Jahr und Tag, an dem es gedichtet wurde, beigedruckt, nämlich „28. Aug. 1755," somit wenige Jahre, nachdem die Noth und Beugung über Hiller gekommen war (1751), seine Stimme zu verlieren und zum Predigen nicht mehr tauglich zu seyn (vgl. V. 9. — Thl. I. 316).

A. Knapp nennt es in seinen „Ansichten" vom J. 1840 ein prachtvolles Lied im höhern Chor, das Meisterstück Hiller's. Es ist eine Perle der evangelischen Kirche Würtembergs und genießt die Liebe von Tausenden, die übrigens den ergreifenden Vers des Originals, der zwischen V. 6. u. 7. ausgelassen ist, stets vermissen werden:

„Komm, zum Tod verdammt Geschlechte!
Der Gerechte macht Gerechte,
Tilgt der Sünden Noth und Spott!
Komm, du wirst noch angenommen!
Komm getrost! er heißt dich kommen;
Sag ihm nur: Mein Herr und Gott!"

Ein verlorener, aber wiedergefundener Sohn, Namens David N., der sich nach langem Sündenleben endlich bekehrte und die überschwängliche Gnade Gottes zu fühlen bekam, ergoß bei seinem ersten Abendmahlsgenuß nach der Bekehrung sein Lob und Dankgefühl in diesem Preisgesang und bekannte dabei: „Wenn es auch keine ewige Seligkeit gäbe, so wäre es doch das einzige Glück, dem Herrn Jesu anzugehören. O! wie glücklich hat er mich Unglücklichen gemacht; davon hatte ich nie einen Begriff, daß man so etwas Unaussprechliches empfinden könne." (Basl. Samml. 1821. S. 87 ꝛc.)

Die vorgezeichnete, zum erstenmal in einem W. Ch. erscheinende **Melodie**: „Auf, Triumph, es kommt die Stunde" ist eine ächte Halle'sche Weise, aus Freyl. G. 1. Theil. 1704.

Die erste Strophe des Liedes lautet:

„Auf, Triumph, es kommt die Stunde,
Da sich Zion, die Geliebte,
Die Betrübte, hoch erfreut:
Babel aber geht zu Grunde,
Daß sie kläglich über Jammer,
Ueber Angst und Kummer schreit." —

Gedanken und Metrum hiezu gab das lateinische Lied:

„Agni pugna et draconis
Incalescit, exardescit,
Effervescit acriter;
Vox Columbae, vox Bufonis,
Alternatim, catervatim
Sonat, tonat jugiter."

188. Hallelujah! wie lieblich steh'n.

Von A. **Knapp** als Oberhelfer zu Kirchheim unter Teck (Thl. I. 633) auf das Himmelfahrtsfest des Jahrs 1833 gedichtet. Zur Melodie vgl. Nro. 347.

190. Großer Mittler! der zur Rechten.

Aus Joh. Jak. **Rambach**'s „geistlichen Poesien. Halle. 1735." Von dem fast ganz unverändert gegebenen Original, das sich auch im Eßlinger Gesangbuch von 1767 befindet, fehlt V. 8.

„Die Verdienste deiner Leiden
Stellest du dem Vater dar,
Und machst liebreich und bescheiden
Dein Verlangen offenbar,
Daß er wolle Kraft und Leben
Deinem Volk auf Erden geben
Und die Seelen zu dir zieh'n,
Die noch deine Freundschaft flieh'n."

191. Ach, mein Herr Jesu, dein Naheseyn.

Von dem Organisten und spätern Bischof der Brüdergemeinde, Christian **Gregor** ums J. 1791 unter ganz besondern innern Erfahrungen gedichtet. Er war nämlich seit einer im J. 1787 über ihn gekommenen Krankheit in einen so gedrückten Seelenzustand gerathen, daß ihm sein ganzes seitheriges Leben als verdammungswürdig vor Augen stand und ihm der Glaubenstrost ganz wegfallen wollte. Nachdem er nun Jahre lang Tag und Nacht um Gnade geseufzt (V. 3.), war endlich wieder im J. 1791 durch solch anhaltendes Gebet Trost und Licht in seine Seele gekommen, daß er dem Herrn recht danken konnte, der ihn so gedemüthigt hatte, und er im erneuerten Gefühl seiner Gnade nun herzlich froh wurde (Thl. I. 543). Durchdrungen von solchen Erfahrungen dichtete er sodann dieses Lied über das beseligende Gefühl des Naheseyns der Gnade Gottes im Herzen.

Bei Vers 2. ist zu beachten, was Gregor einmal von sich erzählt: „Es träumte mir einst, sehnlich erwartet von uns Allen sey der Herr auf unsern Betsaal gekommen, aber augenblicklich seyen wir Alle ohnmächtig niedergefallen und haben ihn nicht gesehen, wohl aber die Erinnerung davon getragen: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben."

Bei Vers 4. ist eine andere Geschichte seines innern Lebens ins Auge zu fassen. Er erzählt nämlich von sich selbst: „Ich gerieth bei dem oftmaligen Innewerden meines natürlichen Elends, ungeachtet ich der Vergebung meiner Sünden gewiß versichert war, in eine Art Zweifel an die Liebe Gottes zu den Seinigen. „„Wäre es nicht besser,"" dachte ich, „„er machte es wie eine treue Mutter, die ihren Kindern, wenn sie dieselben allein lassen muß, alle schädlichen Dinge aus dem Wege räumt, und nähme gleich bei unserer Begnadigung alles Böse aus unserem Herzen hinweg?"" Mit solchen Gedanken legte ich mich einmal zu Bette und wachte mit der lebhaften Vorstellung auf, als ob mir Jemand gesagt hätte: „„Wer hat es besser, der, dem ein

für allemal eine große Summe gegeben wird oder der zu jeder Stunde holen darf, was er braucht?"" Ich antwortete: ""Der Letztere, denn der Erstere kann Alles verschwenden, der Letztere aber ist für immer versorgt."" Daraus lernte ich, mit meiner geistlichen Armuth zufrieden, ja dankbar dafür zu seyn, indem ich dadurch täglich zur Fülle der Gnade Christi hingeleitet werde."
(Christenbote. 1843. Nro. 1.)

Diesen vierten Vers hatte sich die Gattin des Hofraths Fritsche in Wernigerode, die im Jahr 1789 starb, an ihren Krankenstuhl geheftet, um ihn immer zu ihrer Erquickung vor Augen zu haben.
(Basl. Samml. 1789.)

Zu Vers 5. findet sich in dem „Tagebuch eines Erweckten", das im Jahrgang 1787 der Basler Sammlungen abgedruckt ist, folgender schöner Commentar, namentlich über die Worte: „Laß unsere Seele sich immer schicken, aus Noth und Liebe nach dir zu blicken." Da heißt es nämlich: „Ach ja! so ists. Oft treibt uns nicht Liebe, oft nur Noth, an sein Kreuz zu blicken und zu ihm zu gehen. Darum läßt Gott immer ein Maaß Noth übrig. Aber wenn er der Noth abhilft, so tritt Liebe hinzu und erweckt einen neuen Blick der Dankbarkeit nach ihm, der heiter und selig, ohne Zwang und Angst ist. Und doch ist es ihm lieb, wenn wir auch nur aus Noth nach ihm blicken, lieber, als wenn weder Gutes noch Böses uns zu ihm treibt."

Die Nähe Gottes, unseres Heilandes, die das Hauptthema dieses köstlichen Liedes ist, ist auch das Hauptthema und der Lieblingsgedanke der ganzen Herrenhuter Brüdergemeinde, aus deren Schooß dieses Lied zu uns gekommen ist. Der ganze erste Band der vom Grafen Zinzendorf seit 1751 in London gehaltenen Predigten handelt davon. Er zeigt darin das Recht und Glück einer Seele, die in personeller Connexion mit ihrem Heilande steht, und äußert sich in einer dieser Predigten einmal: „Der Umgang mit dem Mann, der mich erschaffen und versöhnt hat, ist Alles, was ich wünschen kann, bis Leib und Seele scheiden. Das ist meine Religion schon vierzig Jahre in Einem Stück." Im J. 1756 gab er 579 Texte von der lieben Nähe unseres Herrn Jesu Christi heraus und sagt in der Vorrede dazu: „Ich führe einen jeden Menschen von der Stunde an, da er ein Leben aus Gott bekommen, auf die Person unseres Herrn und Heilandes und auf die innige Bekanntschaft mit ihm. Ich lasse Keinen für ein Glied am Leibe Christi passieren, der Ihn nicht wirklich nahe hat. In dem Stück muß der Kleinste und Schwächste seyn, wie David. Wenn er sich zu Bette legte, so gedachte er an ihn, wenn er erwachte, war er noch bei ihm."

Im Brüdergesangbuch findet sich noch ein Schlußvers, der für Herrenhut charakteristisch so lautet:

„Der Kuß von deinem erblaßten Mund
Macht und erhält unser Herz verwundt,
Und die Ueberströmung mit deinem Blute
Macht uns nach Seele, Leib, Sinn und Muthe
Dir ähnlich seyn."

Zur Melodie vgl. Nro. 195.

192. An dein Bluten und Erbleichen.

Ein schönes, salbungsvolles Lied von A. **Knapp**, das zu seinen gelungensten gehört, schmückt zum Schlusse noch diese Rubrik, welche Knapp in seinen „Ansichten" selbst einmal „den Thronsaal eines evangelischen Gesangbuchs und den Grundpfeiler seiner geistigen Majestät" genannt hat, und worüber er die Meinung ausgesprochen, wenn der Thronsaal eines fürstlichen Schlosses am schönsten ausgeschmückt werde, so sollte er's auch in einem Geistesgebäude für den König aller Könige werden, der mit all den Seinigen Freude daran hat, wenn recht viele Psalmen dieser Art zum Stuhle seiner ewigen Herrlichkeit emporsteigen.

Knapp dichtete dieses Lied als Helfer in Sulz am Neckar im J. 1828 und widmete es seiner seligen Gattin Christiana v. Beulwitz, mit der er sich in diesem Jahr, das auch das Todesjahr seines Vaters war, vermählte (Thl. I. 634).

Zur Melodie s. Nro. 251.

X. Pfingstlieder.

194. Komm, heil'ger Geist, Herre Gott.

Die durch **Luther** im J. 1524 besorgte Umdichtung oder Ueberarbeitung der alten lateinischen **Antiphona de spiritu sancto** aus dem eilften Jahrhundert, welche der König **Robert von Frankreich**, Sohn Hugo Capet's († 1031), verfaßte und die so lautet:

„Veni sancte spiritus, reple tuorum
Corda fidelium et tui amoris in eis ignem accende,
Qui per diversitatem linguarum cunctarum
Gentes in unitatem fidei congregasti
Hallelujah, Hallelujah."

Eine deutsche Nachbildung dieser lateinischen Antiphonie gab es nun schon vor Luther; sie findet sich als deutsches Pfingstlied bereits im Basler Plenarium oder Evangelienbuch vom J. 1514 und wurde um diese Zeit oft gesungen. Diese deutsche Nachbildung nahm Luther unverändert als ersten Vers in seine Arbeit auf und setzte die zwei weitern Verse entweder frei und selbstständig hinzu oder dichtete sie bloß um, indem nämlich auch schon im ältesten katholischen Gesangbuch, dem Vehe'schen vom J. 1527, zwei bereits aus älterer Zeit

stammende, der ersten Strophe beigesetzte Strophen vorkommen, die er vielleicht benützt hat.

Luther sagt in seinen Tischreden über dieses alte deutsch bearbeitete Pfingstlied, wie er es schon vorfand (V. 1.), „der h. Geist habe diesen Gesang selber von sich gemacht, beide — Worte und Melodey."

Die zwei beigesetzten Verse wurzeln Wort für Wort in dem Grund und Boden der h. Schrift.

Zu Vers 2. vgl. 2 Cor. 4, 4. — Eph. 1, 17. — Gal. 4, 6. Röm. 8, 15. — Ebr. 13, 9. — Matth. 23, 8. 1 Cor. 3, 5.

Zu Vers 3. vgl. Act. 2, 3. — Röm. 8, 26. — Luc. 13, 24.

Zu einzelnen Worten macht Schamelius körnigte Bemerkungen:

V. 2. „Hort" — quasi „hoher Ort", d. i. Fels, Trotz, Zuflucht. Psalm 18, 2. Andere deduciren es von „hart" = Stein = Fels.

„Daß wir nicht Meister suchen mehr" — nicht Luther, nicht Calvin, nicht Gerhard, nicht der Pabst noch ein anderer Mensch muß Meister seyn über Christum und sein Wort. 1 Cor. 3, 5.

V. 3. „Zu dir dringen" — weil ein Christ darob kämpfen muß, daß er auf dem schmalen Weg bleibe; in die Himmelpforte müssen wir uns dringen. Luc. 13, 24. 2 Tim. 4, 7.

Bei der bekannten Leipziger Disputation zwischen Dr. Luther und Dr. Eck im J. 1519 ließen die Katholischen V. 1. als lateinische Antiphonie mit Gesang und Instrumenten aufführen. Fröschelius in seiner Beschreibung dieser Disputation berichtet nämlich: „Nachmittags zwei Uhr (27. Juni) fieng man die Disputation an, da war Georg Rhaw" (— der nachmalige Freund und Buchdrucker Luthers), „der Cantor, mit seinen cantoribus und mit den Stadtpfeifern bestellt, die fiengen an zu singen und darein zu blasen das veni sancte spiritus."

Nachdem aber Luther, der siegreich durch das Schwert des Geistes, das da ist das Wort Gottes, aus dieser Disputation hervorgegangen, das herrliche Lied aus dieser Antiphonie gestaltet hatte, wie wir es jetzt noch singen, sangen es, als Leonhard Kayser zu Scherdingen in Baiern um der evangelischen Lehre willen durch den Bischof zu Passau am 16. August 1527 verbrannt wurde, die Umstehenden dem evangelischen Märtyrer auf sein Begehren noch zu, während er auf den Scheiterhaufen stieg. Dabei bat er das Volk, es solle ihm helfen beten für alle seine Feinde und daß er in einem festen, christlichen Glauben sterbe. Als ihn das Feuer erreichte, rief er noch etlichemal aus: „Jesu, ich bin dein, mach mich selig!" und verschied bald. Luther, der seinen Märtyrertod erzählt, fügt am Schlusse bei: „Ach, Herr Gott, daß ich so würdig seyn möchte solches Bekenntnisses und Todes. Was bin ich? was thue ich? Wie schäme ich mich, wenn

ich diese Geschichte lese, daß ich deßgleichen nicht längst auch zu leiden bin würdig worden. Wohlan, soll's so seyn, so sey es also. Dein Wille geschehe!"

(Luther's Werke. Bd. III. Jenaer deutsche Ausgabe. Fol. 418.)

Seitdem hat es sich auch mancher Diener des göttlichen Wortes und Prediger des lautern Evangeliums auf seinem Todtenbett noch singen oder beten lassen, und der berühmte Theologe, Joh. Mich. Dilherr zu Nürnberg, († 1660), hat seine letzte Predigt mit der Bitte an die Gemeinde geschlossen, daß sie doch ja eifrig beten sollten: „O Herr, behüt vor fremder Lehr, daß wir nicht „Meister suchen mehr, denn Jesum mit rechtem Glauben" (V. 2.).

(G. Wimmer. Thl. I.)

In Würtemberg wurde dieses Lied bei der Einführung der Confirmation im Jahr 1723 vor der Confirmationshandlung gesungen.

Die **Melodie**: d e d h d a h cis d, um einen Ton höher, als man sie vor Alters, z. B. noch nach dem W. Gb. von 1721 sang, ist, wie man aus ihrem alterthümlichen Gepräge und ihrem frühen Erscheinen in den ältesten lutherischen Singbüchern schließen kann, gleichzeitig mit der vor Luther entstandenen deutschen Umbildung der lateinischen Antiphonie erschienen, stammt also aus dem fünfzehnten oder dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts und ist von Luther mit Zuziehung Walthers bloß verbessert worden. Die ursprüngliche Melodie ist die in der hypojonischen Tonart. Eine neuere Form, die im W. Gb. neben der ältern gegeben ist, ist schon im Gb. von 1744, durch Störl oder Stötzel bearbeitet, enthalten. Knecht hat im J. 1797 eine neue Melodie hiefür geliefert (Nro. 177. im W. Gb. von 1798).

195. Nun bitten wir den heil'gen Geist.

Von **Luther** im J. 1525 gedichtet mit Benützung der altdeutschen, aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts stammenden Pfingstleise:

„Nu bitten wir den heiligen Geist
umbe den rechten Glauben allermeist,
Daz er uns behüete an unsrem Ende
so wir heim suln fahren aus unsrem Elende
Kyrie eleis."

Sie kommt schon in einer Predigt des berühmten Berthold von Regensburg († 1272), vor, und Georg Wicelius führte sie in seinem **Psaltes ecclesiasticus** mit den Worten auf: „Hie sing' die ganze Kirch". Diese Leise nahm nun Luther als ersten Vers unververändert auf und dichtete drei weitere Verse frei hinzu; wir haben hier also eine Umdichtung jener Pfingstleise.

Von der Pfingstleise rühmte der genannte Bruder **Berthold**, einer der berühmtesten deutschen Prediger des dreizehnten Jahrhunderts,

welcher Predigten unter freiem Himmel, auf Bergen und Wiesen und aller Orten in deutscher Sprache hielt, um das Volk zu erbauen und zu begeistern: „Glaubt ihr Vornehmen, daß dieß Kirchenlied so um Nichts willen erdacht sey? Es ist ein sehr nützlicher Satz, ihr sollt je länger, je lieber singen und sollt ihn Alle mit ganzer Andacht und mit innigem Herzen zu Gott emporsingen und rufen. Es war ein sehr guter Fund und ein nützlicher Fund, und es war ein weiser Mann, der das Lied gedichtet hat."

Luther's Umdichtung hat im Straßburger gros Kirchengesangbuch von 1541 die Ueberschrift: „Ein Betlied zum heiligen Geiste um seine Zukunft, Gnade, Liebe, Erleuchtung, Bekenntniß Gottes und ritterliche Beständigkeit." Im J. 1723 wurde sie ins Malabarische übersetzt und in das für die ostindische Mission bestimmte Portugiesische Gesangbuch aufgenommen.

Dieses Lied kam bald in den allgemeinsten Gebrauch; nicht nur als Pfingstlied, sondern auch als stehendes Predigtlied wurde es gebraucht und unmittelbar vor Beginn der Predigt gesungen. So ist es z. B. noch in dem Formular für die Hofkapelle zu Stuttgart im J. 1719 verordnet (Hartmann's Kirchengesetze. Thl. II. S. 470). In Leipzig und andern Orten wurde es sogar auch bei Hinrichtungen der Missethäter gesungen. Gewöhnlich wurde es dabei so gehalten, daß beim Gesang des vierten Verses der Kopf des Missethäters herunterflog, worauf dann der Gesang mit einem tausendfachen: „Ach, Herr Jesus!" endete. Man nannte es deßhalb auch vor Alters nur: „das arme Sünder Lied." Jetzt wird es in manchen Gegenden noch bei der Ordination von Predigern gesungen, wie man es auch sang, als Jablonsky, der Bischof der mährischen Brüder in Großpolen und Preußen, den ersten Bischof der Brüdergemeinde, den Mähren David Nitschmann, am 13. Merz 1736 als Bischof weihte und einsegnete, und es ist auch von da an die Weise dieses Liedes eine der beliebtesten in der Brüdergemeinde geworden.

Gar gerne wurde es ehedem in großen Nöthen und Aengsten angestimmt. So sollen im Bauernkrieg die Bauern V. 1. angestimmt haben, als sie am 15. Mai 1525 zu Frankenhausen angegriffen und geschlagen wurden (G. Wimmer. Thl. I.), und als im J. 1560 in Frankreich, besonders in Paris, die blutige Verfolgung der Protestanten ausbrach, in der viele derselben auf die jämmerlichste Weise mißhandelt, als auserkorene Schlachtopfer in den Straßen umhergeführt und endlich durch Feuer und Schwert hingerichtet wurden, hörte man viele dieser Unglücklichen dieses Lied anstimmen und dabei freudig sterben (Langbecker, das deutsch-evang. Kirch.-Lied. 1830). Im J. 1613, bei der großen Thüringischen Ueberschwemmung, die man auch die „Weimarische Sündfluth" nannte, sangen es die Leute mitten im Wasser (Schamelius), und im J. 1535 sang es zu Oehls in Schlesien unter einem fürchterlichen Donner- und Hagelwetter ein

Bürger in einem kleinen Winkel seines Hauses, in den er sich mit seinen Kindern zurückgezogen hatte; das Haus stürzte ein, aber das Plätzlein, das ihre Zufluchtsstätte war, blieb stehen und der fromme Sänger und Beter wurde mit den Seinigen erhalten.
(Fincelius im „Wunderbuch".)

Auch für die Todesnoth wurde es zur Stärkung des Glaubens schon an vielen Sterbebetten angestimmt; so am Sterbebett des Königs Christian von Dänemark, der unter dem Gesang des vierten Verses sanft entschlief, und an dem der Königin Elisabeth von England.
(Arenarius Liedercatechismus. 1714.)

Auch der berühmte Rektor Valentin Trotzendorf zu Goldberg in Schlesien starb im J. 1556 unter dem Gesang dieses Liedes. Dr. Zeibich, und mit ihm gar mancher Seelsorger, rühmt es als einen „schönen Gesang, der stets sein letztes Refugium bei Sterbenden gewesen und bei welchem ihm Verschiedene eingeschlafen seyn."
(G. Wimmer. Thl. I.)

Vom zweiten Vers sagt Preuß in seiner Geschichte der Dichter im Mecklenburger Gesangbuch (S. 841): „Kann ein schöner Vers seyn nach dem Vater unser, beim Eintritt in die Kirche, um das göttliche Wort mit Segen anzuhören. Viel fromme Seelen haben diesen wohlgemeinten Rath längst probat gefunden." Ein Kaufmann zu Schmalkalden, Johann Reinhard Scheer, liebte dieses Lied so sehr, daß er es täglich, und so oft er konnte, bei seinen häuslichen Geschäften sang. Wenn er dann auf den dritten Vers kam, so wiederholte er jedesmal die Worte: „Daß wir uns von Herzen einander lieben und im Frieden auf Einem Sinn bleiben", und das that er, um Gott recht herzlich zu bitten, daß er nicht nur eine friedliche und vergnügte Ehe genießen, sondern auch mit Jedermann in aufrichtiger Liebe und gutem Vertrauen leben möchte, welches ihm denn auch Gott in reichlichem Maaße gewährte.
(Arenarius Liedercatechismus. 1714. S. 91.)

Die **Melodie**: g a a g fis e d e fis g, ist eine der ältesten unter den auf uns gekommenen geistlichen Gesängen der Vorzeit; sie entstand gleichzeitig mit der Pfingstleise, die nach ihr gesungen wird, also in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, und ist ionischer Tonart. Lucas Lossius führt sie unter dem altdeutschen Namen: „Nu bedde wey den hiligen Geist" auf. Luther hat sie in Verbindung mit Walther bloß verbessert.

196. O heil'ger Geist, kehr' bei uns ein.

Aus den „biblischen Liedern" des M. Mich. Schirmer, Conrektors am grauen Kloster zu Berlin, vom J. 1650 (Thl. I. 174).

Es ist ein herzlich, kräftig Gebet um die Inwohnung des heiligen

Geistes, der da ist 1) ein Geist der Weisheit und des Verstandes, V. 2. 3.; 2) ein Geist des Raths und der Stärke, V. 4. 5.; 3) ein Geist der Erkenntniß (nämlich der Liebe Gottes und Jesu Christi, daraus die Liebe fleußt, 2 Petr. 1, 2—8.), und der Furcht des Herrn, V. 6. 7. — nach Jesaj. 11, 2.

Der dritte Vers ist im Original der fünfte: „O starker Fels und Lebenshort, laß uns dein himmel-süßes Wort in unsern Herzen brennen ꝛc." Sonst ist bis auf den Anfang von V. 5. (4.): „Laß uns dein' edle Balsamkraft empfinden und zur Ritterschaft dadurch gestärket werden ꝛc." die Originalfassung ganz getreu wiedergegeben.

Nachdem die Sangfertigkeit und Sanglust in der evangelischen Kirche mit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts immer mehr abgenommen, trat dieses Lied an die Stelle der alten Pfingstgesänge Nro. 194. und 195., deren Weisen schwer zu singen sind, und wurde der Hauptfestgesang zur Pfingstzeit.

Zur Melodie vgl. Nro. 347.

197. Komm, o komm, du Geist des Lebens.

So oft wir in der gesegneten Pfingstzeit dieses Lied anstimmen und den Gottesdienst mit dessen letztem Vers beschließen, sollen wir dabei des Mannes gedenken, der es verfaßt hat — Joach. **Neander's**, der in der h. Pfingstzeit, am Pfingstmontag 31. Mai 1680, sein dem Herrn geweihtes Leben schloß und „als des Himmelreiches Erbe, der ewigen Herrlichkeit und Ehr versichert", mit lallender Zunge noch ausrief: „Es gehet meiner Seele wohl!" (Thl. I. 204).

Ein Nachtwächter in einer großen Stadt Norddeutschlands kam einst bei seinen Wächtergängen um Mitternacht vor die Fenster einer Stube, in welcher eine unglückliche Mutter, die mit ihren zwei Kindern schon vier Tage lang kein Brod mehr genossen, und der das kleinste Kind, ein Säugling, schon das Blut aus der Brust gesogen hatte, in lautem Selbstgespräch als eine Verzweifelnde mit dem Gedanken rang, ihre Kinder zu ermorden. Es dünkte ihr besser, sie kommen jetzt mit einemmal von der Welt, als daß sie langsam der Hunger fresse. Er trat gerade an den Fensterladen als die Mutter das jüngste Kind von seinem Bettlein aufhob und ihm das Messer an die Kehle setzte. Da pochte er in selbigem Augenblick an den Laden und rief: „Herr Jesus!" Die Mutter stürzte erschrocken zu Boden; er aber trat zu ihr ein, richtete sie auf und fragte theilnehmend nach ihrer Lage. Nachdem sie ihm nun ihr ganzes Elend geschildert, wie kein Mensch sich ihrer erbarmen wolle und sie sammt ihren Kindern elendiglich umkommen müsse, so schenkte er ihr, gerührt von ihrer Noth, vier Groschen und versprach ihr, an jedem Samstag ihr eben so viel bringen und andere Herzen auch für sie bewegen zu wollen, daß sie Holz und Brod erhalte. Auf das gieng er mit inniger Freude, eine

gute That verrichtet zu haben, wieder an sein Amt und sang nun dieselbige Nacht durch alle Straßen:

„Wird uns dann um Trost auch bange
Seufzt das Herz voll Traurigkeit ꝛc." (V. 6.)

(Wagniz. Beispiele für Traurige und Leidende. 1. Hälfte. 1801. S. 262.)

Zur **Melodie** vgl. Nro. 348. Im W. Gb. von 1744 hat dieses Lied eine eigene Melodie h a g a d g a g fis e d, die aus dem ersten Theil des Freyl. G. entlehnt ist. Die im Gb. von 1798 und 1828 mit dem Namen dieses Liedes aufgeführte Weise c d e c c fis g g ist die auch bei Freylingshausen Thl. I. vorkommende Stammmelodie zu: „Unser Herrscher, unser König", aus Neander's Bundesliedern.

198. Zeuch ein zu deinen Thoren.

Von P. **Gerhard** während der Drangsale des dreißigjährigen Kriegs gedichtet, worauf auch die Bitte in V. 7. deutet. Vor diesem Vers stehen im Original noch drei weitere Verse, in denen gar beweglich um Abwendung der Kriegsnoth gebeten ist. Sie lauten:

„Ach, edle Friedensquelle,
Schleuß deinen Abgrund auf
Und gib dem Frieden schnelle
Hier wieder seinen Lauf;
Halt ein die große Fluth,
Die Fluth, so eingerissen,
So, daß man siehet fließen,
Wie Wasser, Menschenblut.

Laß deinem Volk erkennen
Die Vielheit ihrer Sünd',
Auch Gottes Grimm so brennen,
Daß er bei uns entzünd'
Den ernsten, bittern Schmerz
Und Buße, die bereuet,
Deß sich zuerst erfreuet
Ein weltergeb'nes Herz.

Auf Buße folgt der Gnaden-,
Auf Reu der Freudenblick.
Sich bessern, heilt den Schaden,
Fromm werden, bringet Glück.
Herr! thu's zu deiner Ehr',
Erweiche Stahl und Steine,
Auf daß das Herze weine,
Der Böse sich bekehr'!"

Das Lied erschien zum erstenmal im Berliner Gesangbuch von 1653, aber schon in Ebeling's Ausgabe der „geistlichen Andachten P. Gerhard's vom J. 1667" blieben diese Verse sammt dem nun als siebenten aufgeführten weg, weil sie für die damalige Zeit nicht mehr paßten. Mit Ausnahme dieser drei Verse steht das Original als Nro. 73. im W. G. von 1741. Im Ganzen hat es sechzehn Verse, von welchen V. 3. 4. 9—11. 15. im neuesten W. G. fehlen. Schamelius macht die beherzigenswerthe Bemerkung: „Dieses Lied müßte wohl ein Jedweder das ganze Jahr über singen."

Die **Melodie**, h g d c h a g, wurde zuerst im W. gr. Kirch.-G. von 1711 mitgetheilt und scheint würtemb. Ursprungs zu seyn. Joh. Crüger fertigte im J. 1666 auch eine Melodie für dieses Lied, die aber nicht lange im kirchlichen Gebrauch blieb.

199. O du allersüß'ste Freude.

Ein anderes Pfingstlied von P. **Gerhard**, gleichfalls schon ins Berliner Gesangbuch von 1653 aufgenommen; V. 8. des Originals fehlt (vgl. Nro. 74. im W. G. von 1741).

Ein Seelsorger erzählt von einem katholischen Jüngling, der im einundzwanzigsten Lebensjahr starb, er habe ihm bekannt: „Mehr als Millionen Weltschätze haben ihn die Worte des neunten Verses (Orig. V. 10.) erfreut; er habe sie sich abgeschrieben und oftmals mit Thränen vorgesagt."

(Basl. Samml. 1827. S. 95 ꝛc.)

Dr. G. H. **Götze** zu Lübeck schrieb ein besonderes Büchlein zur Erklärung dieses Lieds im J. 1713.

Zur Melodie vgl. Nro. 85.

201. O Gott, o Geist, o Licht des Lebens.

Eines der herrlichsten Lieder aus G. **Tersteegen's** (Thl. I. 219) „geistlichem Blumengärtlein. 1731", von großer Tiefe und Klarheit, in welchem die edle Mystik desselben wie in einem Kern dargelegt ist. Es hat daselbst die Ueberschrift: „Gebet um des h. Geistes Einwirkung."

Vom Original fehlt ohne Schaden V. 7.

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Erquicke mich, du Heil" a a g fis a d e cis d, erscheint zum erstenmal in einem W. Gb. Es ist eine Halle'sche Melodie, die auch: „Mein Jesu, der du vor dem Scheiden" heißt, und sich im zweiten Theil des Freyl. G. vom J. 1714 findet. Kocher hat sie in seinen „Stimmen aus dem Reich Gottes. 1838" mitgetheilt. Die erste Strophe des Lieds von Gotter, das auch in den Cöthnischen Liedern steht, lautet:

Erquicke mich, du Heil der Sünder, Dein Herz auf mich gerichtet seyn.
Durch deinen holden Gnadenschein, Komm, und erzeige dein Erbarmen
Und laß, o Freund der Menschenkinder! Den heil- und hülfsbedürft'gen Armen.

203. Geist des Lebens, h. Gabe.

Von A. **Knapp** als Diakonus in Sulz am Neckar (Thl. I. 634) auf das Pfingstfest im J. 1828 gedichtet.

Zur Melodie s. Nro. 598.

XI. Die Kirche Christi.

204. Ich lobe dich, mein Auge schauet.

Aus des Kanzleiadvokaten Friedrich Konrad **Hiller's** zu Stuttgart (Thl. I. 286) „Denkmal der Erkenntniß, Liebe und

Lob Gottes" vom J. 1711. Es ist über den dritten Artikel des Catechismus — „ich glaube an eine h. christliche Kirche" gedichtet, und beginnt im Original so:

„Ich lobe dich von ganzer Seelen, Dir wollen eine Kirche wählen
Daß du auf diesem Erdenkreis Zu deines Namens Lob und Preis."

Zur **Melodie** vgl. Nro. 53. Der Stuttgarter Hoforganist J. G. Störl gab hiezu in jenem „Denkmal", das er mit Arien schmückte (Thl. I. 449), eine eigene Weise, die aber nicht in die von ihm besorgten W. Gb. aufgenommen wurde.

205. Die Kirche Christi, die er geweiht.

A. G. **Spangenberg**, der unermüdliche Arbeiter am Bau der Kirche Christi in „Nord und Süden, in Ost und West", der Sendbote der Brüdergemeinde unter den Negern und Indianern Amerika's und nachmaliger Bischof dieser Gemeinde, dichtete dieses herrliche Lied von der Kirche Einheit bei Gelegenheit einer Brüdersynode zu Lancaster in den vereinigten nordamerikanischen Staaten im J. 1747. Schön und kernigt legt er darin seine Grundansichten in der Lehre von der christlichen Kirche nieder, die sich in den zwei Hauptsätzen concentrirten: 1) ich halte dafür, daß Niemand darum ein Kind Gottes ist, weil er zu dieser oder jener Religion gehört; wer Jesum Christum aufnimmt, dem wird die Macht gegeben, ein Kind Gottes zu werden. In Jesu Christo gilt nichts, als der Glaube, der durch die Liebe thätig ist. Bei wem ich diesen Glauben finde, der ist mein Bruder; 2) ich halte dafür, daß die Kirche nur Eine sey; man kann aber nicht sagen, sie sey an diesem oder jenem Orte, sondern sie sey im Himmel und auf Erden. Wer an Jesum glaubt, daß er mit ihm aufs Innigste verbunden ist, der gehört gewiß zu der Einen Kirche und steht so gewiß mit ihr in Einer Seele, als er mit dem Herrn, ihrem Haupt, Ein Geist ist. Wo aber zwei oder drei, oder auch mehr Leute von dieser Gattung beisammen sind, die haben den Heiland mitten unter sich und machen gleichsam eine Kirche in Miniatur aus. Solcher kleiner Kirchen Christi können viel tausend in der Welt seyn, alle aber machen doch nur Ein Ganzes aus mit den übrigen einzelnen Seelen, die an Jesu Christo wahrhaftig hangen und deren vielleicht Manche in ihrem Leben keinen Menschen gesehen haben, der ein solches Glied der Kirche wäre." „Diese Grundsätze", so schließt Spangenberg seine Darlegung derselben, „habe ich bei mehr als tausend Gelegenheiten vor Augen gehabt und sie sind mir allezeit zum Segen und Andern nicht zum Schaden gewesen."

(Leben Spangenberg's von Jer. Risler. 1794. S. 21—24.)

Bezeichnender für diese Grundsäze lautet das **Original**:

V. 4. (der ganz ausgelassen ist:)
„Wie sieht's mit ihren Versammlungen aus?
Hier sind sie Fremde und nicht zu Haus;
Unter so verschiedenen Religionen,
Kirchenverfassung- und Sekten
Wohnen sie hie und da.

V. 5. — — — — — — — — —
Und zuweilen sammelt er sich auch Haufen,
Die er mit seinem Geist pflegt zu taufen
Zu Einem Leib.

V. 6. Das werden Gemeinen des Lammes genennt,
Worin das Feuer des Herren brennt,
Unser Gotteslämmlein wohnt in der Mitten,
Gnad' und Wahrheit füllt solche Hütten
Und Fried' und Freud'.

V. 7. Mit solchen Kirchlein ist unsere Zeit
Reichlich gesegnet; wir sind erfreut
Ueber Jesu Gnade und Bitten:
Mehre, du Geist des Herrn, seine Gnadenheere
An Zahl und Kraft.

Zur Melodie vgl. Nro. 195.

206. Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort.

Von **Luther** frei gedichtet, nicht lange vor seinem Abschied, im J. 1542, damit, wie Cyriakus Spangenberg in der **Cithara Lutheri** sagt, „die glaubige Jugend ein gewiß, kurz und ernst Gebet wider den Pabst und Türken habe.“ Luther gab nämlich diesem Liede, das ursprünglich bloß aus den ersten Versen, welche er allein gedichtet hat, bestand, die Ueberschrift: „Ein Kinderlied, zu singen über die zwei Erzfeinde Christi und seine heilige Kirche, den Pabst und Türken.“

Im 1. Vers des Originals hieß es nämlich statt: „und steure aller Feinde Mord“ — „und steur' des Pabstes und der Türken Mord“. Pregizer erzählt die Umstände, die Luther dazu veranlaßt haben, daß er den Pabst und Türken zusammengesetzt, folgendermaßen: „Pabst Hadrian VI. hatte im J. 1522 seinem Nuntius befohlen, er solle auf dem Reichstag zu Nürnberg den Reichsständen vorstellen, daß Luther nicht besser sey, als Muhamed mit seinem Alkoran. So beklagte sich auch Ludwig, König von Ungarn, in einem Brief an Churfürst Friedrich den Weisen, daß Luther den Türken erhebe und Hieronymus Baldus, Episcopus Gurcensis, setzte in einem Brief an Hadrian VI. **Lutherum et Turcam** in Eine Klasse. Nun hatte nach Joh. Burkardus **in vita Alexandri** eben dieser Pabst Alexander ein genaues Bündniß mit den Türken gemacht und die Anschläge Carls VII., Königs von Frankreich, verrathen. Kann man also Luther nicht übel nehmen, wenn er in diesem Lied des Pabsts und der Türken so gedacht, daß er sie zusammengesetzt hat und aller Welt zeigen wollen, daß er an Muhameds falscher Lehr

keinen Theil habe, wie man ihn bezüchtigte, sondern vielmehr die ganze Christenheit durch dieß Lied davor treulich warne."

(Gottgeheiligte Poesien. Jahrg. 1729. Vorrede. S. 3.)

G. Wimmer meint, Luther habe dieß Lied „ein Kinderlied" betitelt, um anzuzeigen, daß es ein Lied sey, welches auch sogar die kleinen Kinder singen sollten, als durch deren lallendes Geschrei Christus seine Feinde schlagen und zerstören wolle, daher es auch mehrere evangelische Christen mit ihren Kindern fleißig zu singen angerathen haben. Und Thomas Schmidt berichtet in seinen **Memorabilia** von einer sichtlich auf diesen Titel zielenden Sage, wenn er sagt: „Es ist ein allgemeines Geschrei, daß der türkische Kaiser seine Gelehrten soll zusammengefordert haben und sie gefraget, ob er auch werde Glück haben wider die Christen? Sollen sie geantwortet haben: zu Felde, da er sie mit seinem Volk, als Menschen wider Menschen streiten würde, würde er Glück haben, aber es wären noch viel junger Kinderlein in Deutschland, die stets zwitscherten: „Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort und steur' des Pabsts und der Türken Mord", die würden ihn ohne alle Wehr und Waffen schlagen und zurücktreiben." Dazu fügt er dann bei: „Das Geschrei sey wahr oder nicht, so wissen wir Christen doch, daß es wahr ist und geschehen muß."

Lassen wir es nun füglich dahingestellt seyn, ob dieß Betlied wider der Türken Mord auf die Türken solchen Eindruck gemacht, so ist es dagegen eine um so sicherere Thatsache, daß es als Betlied wider des Pabstes Mord bei den Katholiken großen Haß und Grimm erreget hat. So erzählt Backius von einem bairischen Herzog, daß er einsmals zu seinen Hofleuten ohne Scheu gesagt: fressen's, saufen's, huren's, buben's, werden's nur nicht Lutherisch und singen's nur nicht das gottschändige Lied: „Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort". Die Katholiken machten eine Parodie (ein Spottlied) darauf, das so anhob:

„Erhalt uns, Herr, bei deiner Wurst,
Sechs Maas die löschen einem den Durst ꝛc."

Namentlich hatten die unter katholischer Herrschaft stehenden evangelischen Gemeinden um dieses Liedes willen viel Anfechtung zu erdulden; am 16. Dez. 1548 wurde es in Straßburg bei Leibesstrafe zu singen verboten, eben so bei hoher Strafe im J. 1662 im Fürstenthum Oels, 1713 in ganz Schlesien, obgleich die Freiheit des Glaubens im Religionsfrieden höchst feierlich versichert worden war. Doch setzte es das geistliche Ministerium zu Regensburg, obgleich es in bairischen Händen war, nach vielen Verhandlungen endlich im J. 1703 durch, daß es wenigstens am Reformationsfest gesungen werden durfte. In Magdeburg aber gieng es über diesem Liede den Schulkindern gar übel. Als Tilly diese Stadt am 10. Mai 1631 mit Sturm erobert, richteten seine Krieger ein schreckliches Blutbad unter den Einwohnern an und hausten aufs Greulichste. Da zogen während dieser

Schreckensauftritte die Schulkinder in Ordnung über den Markt her und sangen dieses Lied. Darüber ergrimmt ließ der grausame Feldherr sie Alle, wie einst Herodes die kleinen Bethlehemiten, durch die Croaten niedersäbeln, wiewohl — setzt Pfefferkorn hinzu, der dieß in seiner Thüringischen Historie S. 518 erzählt — sich selbst zur größten Kränkung, sintemal er solchen Kindermord hernach nicht allein bereuet, sondern auch nach dieser That gar kein Glück mehr gehabt.

Man änderte deßhalb mit der Zeit in den evangelischen Landesgesangbüchern aus diplomatischen Gründen die Worte: „des Pabsts und der Türken Mord" um in: „aller Feinde Mord." Ehedem aber war man nicht so nachgiebig und rücksichtsvoll. Denn als im J. 1558 sich der Gesandte eines großen katholischen Fürsten am Hofe des Herzogs Ernst von Braunschweig in Geschäften aufhielt und öfters die Kirche zu besuchen hatte, in der dieses Lied manchmal gesungen wurde, so beschwerte er sich darüber beim Herzog; dieser aber erwiederte ihm: „Mein Prediger ist nicht darauf berufen, daß ich ihm sage, was er predigen und singen sollte, sondern dazu ist er berufen, daß er an Gottes Statt aus seinem Wort mir und allen den Meinen sagen soll, was wir glauben und thun sollen, daß wir selig werden; ihn sollen wir hören und ihm folgen als Gott und Christo selber. Matth. 10. Luc. 10. Darum weiß ich ihm dieß Lied zu singen, nicht zu verbieten: wollt Ihr's nicht hören, so bleibet aus der Kirchen oder ziehet heim."

So sehr hielt man damals und lange Zeit dieses Lied in Ehren, daß man an die Glocken schlug, damit es Morgens und Abends von dem Volke sollte gesungen werden. Fast in allen alten Kirchenordnungen war es nächst dem Lied: „Verleih uns Frieden gnädiglich" vorgeschrieben zum Singen beim Läuten, Stundenschlagen, in der Vesper, bei der Predigt 2c. In der Ulmer Kirchenordnung vom J. 1747 ist es als Mittagsgebet vorgeschrieben.

Sehr wahr sagt von diesem Lied Stip in seiner „Beleuchtung der Gesangbuchsverbesserung. 1842", in der er von S. 249—386 über dasselbe handelt: „Es ist ein Bekenntnißlied der evangelischen Kirche, von ihr gesungen und gebetet in den schwersten Zeiten, aufgegeben oder wenigstens verallgemeinert in den leichtesten und gefahrlosesten. Ein ganzer Haufen von Zeugen — in Wort und That — umgibt dieses Lied." Der Dichter Mich. Frank nennt es „die beste Wehr und Waffe der Christenheit und sonderlich des zur Zeit hart bedrängten Lutherischen Kirchenhäufleins". M. Buronerus sagt: „Dieß Lied gehöret unter die heroischen und Heldenpsalmen der Starkgläubigen, welche wir uns billig nicht sollen nehmen noch wehren lassen". Selneccer weist darauf hin, „daß in diesem Lied die drei ersten Bitten des Vaterunsers fein ordentlich geschrieben, verfaßt und begriffen seyen; V. 1. bitte man zu Gott dem Vater um die wahre und rechtschaffene Lehre; V. 2. zu Gott dem Sohne für das

Reich und die Macht Christi; V. 3. zu Gott dem heiligen Geist für die Einigkeit der Frommen in diesem Leben, bis sie zu der ewigen Einträchtigkeit gelangen werden." Schamelius aber, schon einer spätern Zeit angehörig, sagt in seinem Liedercommentar vom J. 1724 bei Erklärung dieses Lieds ernst warnend und strafend: „Singst du: „„Erhalt' uns, Herr bei deinem Wort"", so fragt sichs wohl: Hast du es denn auch? Ja. In der Kirche, im Buche, aber wohl nicht im Herzen. Gut! daß es in der Kirche, auf der Kanzel schallet: Gott erhalte es! Allein das Herz muß es auch besitzen, dahin gehöret es (Hos. 4, 1.). Noch mehr: soll Gott sein Wort erhalten, so müssen wir auch fein viel darauf halten. Und singst du: „„Gib dein'm Volk einen Sinn auf Erd'"" — Ach! wer weiß noch recht, was geistliche Gemeinschaft sey? wie kalt ist Alles, wie verwirret! O daß mit Lutheri Tod Concordia nicht gestorben wäre, wir hätten güldene Christen in unsern eisernen Zeiten!"

Wie diese mit dem Worte, so war Dr. Jakob Weller mit der That ein Zeuge dieses Liedes. Er war jener treue Beichtvater und Oberhofprediger des Churfürsten Johann Georg II. von Sachsen vom J. 1646—1664, welcher seinen Fürsten, als sich dieser dem Trunk und der Völlerei ergab, beichtväterlich und unerschrockenen Muthes warnte. Er trat nämlich eines Tages mit seinem Anstellungsdekret, durch welches er verpflichtet war, für die theuren Seelen des Fürsten und seiner Angehörigen zu wachen und nichts zu ihrer Seligkeit zu unterlassen, vor den Churfürsten. Als er deßhalb von den Hofleuten in Ungnade gebracht war, so hielt er ihm noch Ezech. Kap. 3, 33 f. vor, worauf derselbe in sich gieng und zunächst das Zutrinken an seinem Hoflager abstellte. Als nun dieser treue Knecht des Herrn im Jahr 1664 auf seinem Sterbebette lag, nahm er Abschied von seinen Amtsgenossen, wobei er sich dahin erklärte, „daß er bei der Lehre, so er aus Gottes Wort öffentlich getrieben, verharren wolle bis in sein selig Ende und mit derselben mit Freuden vor dem Richterstuhl Jesu Christi erscheinen; er habe seine Seele der ganzen heiligen Dreifaltigkeit anbefohlen und wolle im wahren Glauben an Jesum Christum also selig abscheiden." Kurz vor seinem Ende aber ließ er die Seinigen noch knieend vor seinem Bette die gewöhnliche Betstunde verrichten, sagte dann: „Ich werde nun wohl sanft schlafen bis an den jüngsten Tag, aber wie wird es der armen Kirche ergehen?" und fieng nun das Lied: „Erhalt' uns, Herr ꝛc." selbst an, und sang es mit denselben ganz hinaus, worauf Gott seine Seele unter dem Gebet: „Herr Jesu, dir leb' ich, dir sterb' ich ꝛc." aus dieser Welt abforderte und in sein ewiges Ehren- und Freudenreich aufnahm.

(Gleich's Annales ecclesiast. 1730. II. S. 257. — Schubert's Altes und Neues. 4. Band. S. 24—32.)

Der vierte Vers ist ein späterer Zusatz, dessen Entstehung denkwürdig ist. Als nämlich Johann Friedrich, Churfürst von Sachsen,

den schweren Schlag in der Schlacht bei Mühlberg erlitten hatte und der Gefangene des Kaisers Carl V. geworden war (24. April 1547), ließ seine tiefgebeugte Gemahlin Sibylla während der ganzen Gefangenschaft ihres Mannes in der Schloßkirche zu Weimar alle Wochen dreimal dieses Lied Luthers singen, wobei auf ihr Veranstalten den drei Versen desselben noch ein weiterer angehängt wurde:

„Ach Herr, laß dir befohlen seyn
Unseren Landesfürsten, den Diener dein,
Im festen Glauben ihn erhalt
Und rett' ihn aus der Feinde G'walt."

Zum Gedächtniß an die Errettung des Churfürsten aus seiner schweren Haft im J. 1552 und der gnädigen Erhörung dieses Gebetsverses, wurde derselbe zu beständigem Gebrauch in der Kirche in eine allgemeine Fassung gebracht, wie wir ihn jetzt noch haben.
(Schmieder's Hymnologie. S. 179.)

Der fünfte und sechste Vers ist ein Zusatz von Dr. Justus **Jonas**, der es an ihm selbst erfahren hatte, daß Gott „gewaltig seiner Schaar hilft, die sich auf ihn verläßt". Als nämlich nach jener unglücklichen Schlacht bei Mühlberg Carl V. die Stadt Halle besetzte, wo Jonas als Superintendent lebte, sollte ihn ein katholischer Hauptmann, der besonders dazu gedungen war, ermorden. Dem aber rührte Gott das Herz, daß er ihm nicht nur kein Leid thun konnte, sondern ihn dazu noch warnte, sich zu verbergen oder zu fliehen, damit nicht ein Anderer ihn umbrächte (Thl. I. 63).

Dieses so erweiterte Lied, wie wir es nun singen, wird aber nicht leicht irgendwo mit tieferer Bewegung gesungen worden seyn, als dieß zu Reichenberg in Böhmen im J. 1624 der Fall war. Hier hatte der 83jährige Knecht Gottes, Andreas Hirsch, nun schon ins 53. Jahr sein evangelisches Predigtamt verwaltet. Da wurden auf einmal alle evangelischen Prediger des Landes verwiesen, und er mußte Kirche und Pfarrhaus einem römischen Meßpriester abtreten, während mit allen Glocken geläutet wurde und die Katholiken eine feierliche Prozession hielten. Zitternd wankte der gebeugte Greis, auf seinen Wanderstab gestützt, zum Thor hinaus; aber er sollte nicht allein seines Weges ziehen; mehr als zweitausend Menschen gaben ihm das Geleite unter Weinen und Wehklagen bis auf die Hunnersdorfer Höhe. Dort standen sie stille, und nachdem er noch eine bewegliche Abschiedsrede, in der er sie zur Standhaftigkeit und Treue gegen ihren Herrn Jesum Christum ermahnte, über Ap.Gesch. 20, 17—38. an sie gehalten und mit ihnen gebetet hatte, stimmten sie Alle dieses Lied an unter großem Schluchzen, das oft den Gesang ersticken zu wollen schien, und schieden.
(Burk's Pastoraltheologie. 1. Band. S. 138 f.)

Das W. gr. Kirch.-G. von 1595 und 1686 hat dieses Lied noch bloß mit den drei Urversen als „geistlich Betlied zu der h. Drei-

falrigkeit"; die Ausgabe von 1711 aber hat es bereits mit den Zusätzen, unter denen sich nach V. 4. noch ein weiterer Vers findet:

„Ihr Anschläg, Herr, zu nichte mach, Und stürz sie in die Grub hinein,
Laß sie treffen die böse Sach, Die sie machen den Christen dein."

Im J. 1702 schrieb über dieses Lied Dr. Joh. Fr. Mayer, Prof. theol. zu Kiel, eine Dissertation, und Peter Busch, der Dichter, gab zu Wolfenbüttel im J. 1735 eine „ausführliche Historie und Vertheidigung" dieses Lieds heraus.

Die **Melodie**, c fis g e dis c fis g fis e, in demselben Ton schon im W. gr. Kirch.-G. von 1595, ist ursprünglich der lateinische Kirchengesang: „**Sit laus et honos, gloria**", dem Luther bloß eine volksgemäßere Gestalt gegeben hat. Die böhmischen Brüder haben in ihrem Gesangbuch von 1566 über dem Lied: „Erhalt' uns, Herr", dieselbe Melodie vorgezeichnet.

208. Wach auf, du Geist der ersten Zeugen.

Aus C. H. v. **Bogazky's** (Thl. I. 256) „Uebung der Gottseligkeit in Liedern" vom J. 1749 (Nro. 133.). In seiner christlichen Hausschule Thl. II. S. 1045 empfiehlt Bogazky dieses Lied den Glaubigen als Anleitung, wie sie den Herrn der Ernte um treue Lehrer bitten sollen, und setzt bei: „Welches Lied zu einer Zeit verfertiget, da der Herr den Verfasser desselbigen besonders erweckt, um treue Arbeiter zu bitten."

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Dir, dir, Jehovah, will ich singen", g c g a a g g f e c, auf ein Lob- und Danklied des Crasselius:

„Dir, dir, Jehovah, will ich singen,
Denn wo ist doch ein solcher Gott, wie du?
Dir will ich meine Lieder bringen,
Ach gib mir deines Geistes Kraft dazu,
Daß ich es thu im Namen Jesu Christ,
So wie es dir durch ihn gefällig ist,"

findet sich im Freyl. G. vom J. 1704, ist aber der Melodie: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" g c g a a g f e c, die ums Jahr 1690 erschien, nachgebildet (vgl. zu Nro. 368.). In W. zuerst im Gb. von 1744.

209. Ach, bleib' bei uns, Herr Jesu Christ.

Von Dr. **Selneccer** gedichtet zur Zeit der Calvinischen Abendmahlsstreitigkeiten, wegen der er selbst mehreremal seiner Aemter entsetzt wurde, namentlich im J. 1589 seiner Doktors- und Professorsstelle in Leipzig, wo die kryptocalvinistische Partei mit großem Haß gegen ihn und alle Glieder seiner Familie wüthete (Thl. I. 97).

Wie er hier zum Herrn der Gemeinde bittet, so hat er selbst einst seine Gemeinde gebeten. Als er nämlich im J. 1565 seine Stelle

als Hofprediger in Dresden verlassen mußte, weil er die Wahrheit gegen die versteckten Anhänger der Calvinischen Lehre im Abendmahl unerschrocken bekannt hatte, ließ er noch eine kurze Erklärung des 141. Psalmen drucken, über den er auch die Abschiedspredigt gehalten hatte, und setzte dem Schluß als Abschiedswort an seine Gemeinde folgenden Wunsch und Bitte bei.

„Für falscher Lehre b'hüt Euch Gott,
Daß Ihr nicht heimlich werd' zu Spott,
Für Kezerei im Sakrament,
Seht Euch wohl für, es kommt behend.

Gestürzt werden solch' Lehrer all,
Die ihnen geben stets Beifall.
Alsdann wird man auch hör'n mein' Lehr',
Daß sie gesucht hat Christi Ehr!

Gedenkt an mich und b'halt das Wort,
Das Ihr hier allzeit habt gehort,
Gott sey bei Euch und sey bei mir;
Wiederzusammen kommen wir schier.

Geduldig seyn und leiden viel,
Bis an den Tod und leztes Ziel,
In Glauben und Gewissen rein,
Soll unser Trost und Freude seyn."

Selneccer war es auch, der „Sekten und Schwärmerei" (V. 5.) dämpfen wollte, denn er war nächst Jak. Andreä von Würtemberg die Hauptperson bei Abfassung der Lutherischen Concordienformel in Kloster Bergen des Jahrs 1577.

Als im J. 1697 am Feste St. Johannis des Täufers zu Dresden in allen Kirchen wegen der neu erlangten polnischen Kronwürde des Churfürsten Friedrich August von Sachsen, der deßhalb katholisch geworden war, ein „Te Deum laudamus" gesungen wurde, stimmte das um seinen Glauben besorgte Volk zugleich auch die zwei ersten Verse dieses Lieds zum Beschluß des Gottesdienstes an.

In manchen Gesangbüchern hat das Lied nur diese zwei ersten Verse, die häufig auch als V. 8. und 9. dem „Gratiaslied" Nik. Heermann's: „Danket dem Herrn heut und allezeit" angehängt sind; in andern drei Verse, wie man es jezt noch in Würtemberg auf dem Lande unter dem Läuten der Abendglocke in den Familien betet. Der 3. Vers dabei heißt:

„Laß uns in guter, stiller Ruh
Das zeitlich Leben bringen zu,
Und wenn das Leben neiget sich,
Laß uns einschlafen seliglich."

Die Verse 3—9. sind wahrscheinlich ein späterer Zusatz; selbst V. 1. und 2. stehen nicht in Selneccer's Gesangbuch. Das Lied steht so, wie wir es jezt haben, zum erstenmal in Melchior Frank's **rosetulum musicum** vom J. 1627.

Zur **Melodie** vgl. Nro. 206. Es gibt auch eigene Weisen für dieses Lied, z. B. im W. gr. Kirch.-G. vom J. 1583 —

g b g f g b a g, von 1711 — b a b c d c b a, wovon die eine im Gothaer Cantional von 1646 mit vierstimmigem Tonsatz von Viereigen steht. Freylinghausen gibt eine angeblich von Selneccer gefertigte.

211. Fahre fort, fahre fort.

Von Eusebius Schmidt, einem Schüler A. H. Franke's, als Pfarrer zu Siebleben bei Gotha ums J. 1704 gedichtet (Thl. I. 247) und von Freylinghausen in den ersten Theil seines Gesangbuchs aufgenommen.

Im Original, das möglichst treu wieder gegeben ist und sich auch im Eßlinger Gesangbuch von 1767 findet, ist durch alle Verse hindurch die Gemeinde oder Kirche als „Zion" angeredet, wie z. B. gleich der Anfang des Lieds so lautet: „Fahre fort, fahre fort, Zion fahre fort im Licht".

Die **Melodie** c d e f g, ist eine Halle'sche Melodie, voll Kraft und Feuer. Sie steht auch im Anhang des W. Ch. von 1744.

212. Ein feste Burg ist unser Gott.

Eine freie Ueberarbeitung des 46. Psalmen: »**Deus noster refugium et virtus**«, von **Luther** gedichtet im J. 1529 unter den Zurüstungen zu dem Augsburger Reichstag zu seiner und Anderer Stärkung. Zu Coburg auf der Veste sang er dann diesen Psalmen während des Reichstags im J. 1530 täglich, mit der Laute am Fenster stehend und gen Himmel schauend, und das that er nach Selneccer's Zeugniß, „weil ihn die Feinde auffressen wollten". Nach Einigen hat er diesen Heldenpsalm erst in Coburg selbst auf der Veste gedichtet, nach Andern unterwegs, da er 1521 nach Worms zum Reichstag reiste. Der alte Hübner erzählt gar in seiner Geographie (Thl. III. S. 705), Luther habe diesen Gesang auf der Wartburg aufgesetzt, und da er fertig gewesen, das Dintenfaß darüber gegossen, worüber der Teufel gelacht habe.

Mit dem Lied schuf Luther nach Sleidans Zeugniß auch die **Weise**; Beide sind wie aus Einem Guß, entflossen der tiefsten, edelsten Begeisterung seines Gemüths, also daß er sein innerstes Wesen in reichster Fülle in das Wort und in den Ton ergoß. „Darum," sagt Winterfeld, „gelang ihm auch dieß Lied und diese Weise von der frischesten, nicht wieder erreichten Kraft, als ein Werk der kühnsten, glaubigsten Zuversicht, und die Worte, wie die Töne, geben das lebendigste Bild des Mannes selber." Dr. Konrad Dietericus schon konnte von der Weise rühmen, sie habe einen ganz besondern geistlichen Nachdruck, wie keine andere, rühre einem das Herz, muntere es auf, mache es freudig und fröhlich im Herrn, gebe Muth und Trost, Saft und Kraft, wo sie nur in glaubiger Andacht modulirt und gesungen werde.

Lied und Weise stehen im Straßburger gros Kirchengesangbuch von 1541 mit der Ueberschrift: „Ein Rühmpsalm von der „gewaltigen Hülfe und sieghaften Beistand Gottes, den er beweiset „Allen, die sich ihm gänzlich vertrauen und an seinem Wort halten „wider alle Macht und Wüten der tobenden Welt."

Aus dem 3. Vers, dem Gipfelpunkt des Liedes, leuchtet der Heldensinn hervor, mit dem Luther in der Waffenrüstung Gottes, selbst vor dem Erzfeind sich nicht fürchtend, schon bei seiner Reise zur Wormser Reichsversammlung zu Oppenheim den abrathenden Freunden, die Spalatin ihm geschickt, zugerufen hatte: „Wenn auch so viel Teufel in Worms sind, als Ziegel auf den Dächern, so will ich dennoch hingehen und mich im Geringsten nicht fürchten. Ist schon Huß zu Asche verbrannt, so ist doch die Wahrheit nicht mit verbrannt worden." Dr. Jak. Weller sagt von diesem Verse: „Das sind Worte eines Christen, der ganz brennt und fest steht im Glauben", und Cyriakus Spangenberg bezeugt in seiner Cithara Lutheri vom J. 1569 als Zeitgenosse Luthers: „Wenn ich Dr. M. Luther vor dreiundzwanzig Jahren zu Wittenberg etwa entgegensah, da dünket mich gleich, als sähe ich also ein groß, gewaltig, wohlgerüstet Streitschiff, das unter die Feinde auf dem ungestümen Meer getrost hineinsetzet." Schamelius aber lehrt uns das Verständniß des zweiten und dritten Verses, indem er sagt: „Wir überwinden durch demüthige und glaubige Ergreifung der göttlichen Kraft. Der böse Feind ist alsdann gegen einen Christen wie eine Fliege gegen einen wohlgerüsteten Mann.

Der beste Commentar zu diesem Lied ist das Gebet, in welchem Luther am 17. April 1521, ehe er vor die Reichsversammlung zu Worms trat, den „rechten Mann", angerufen hat. Es lautet also: „Allmächtiger, ewiger Gott, wie ist es nur ein Ding um die Welt! Wie sperren die Leute die Mäuler auf! Wie klein und gering ist das Vertrauen der Menschen zu Gott. Wie ist das Fleisch so zart und schwach, und der Teufel so gewaltig und geschäftig durch seine Apostel und Weltweisen. Wie ziehet man so bald die Hand ab — — und siehet nur allein an, was prächtig und gewaltig, groß und mächtig ist und ein Ansehen hat. Wenn ich auch meine Augen dahin wenden soll, so ists mit mir aus; die Glocke ist schon gegossen und das Urtheil schon gefallt. Ach Gott, ach Gott, o du mein Gott, o du mein Gott, stehe du mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit; thue du es, du mußt es thun, du alleine! Ist es doch nicht meine, sondern deine Sache, habe ich doch für meine Person hier nichts zu schaffen und mit diesen großen Herren der Welt zu thun. Wollte ich doch auch gute Tage haben, geruhig und unverworren seyn. Aber dein ist die Sache, Herr, die gerecht und ewig ist! Stehe mir bei, du treuer und ewiger Gott, ich verlasse mich auf keinen Menschen. Es ist umsonst und vergeblich, was Fleisch ist. O Gott, o Gott, hörest du nicht, mein Gott! Bist

du todt? Nein, du kannst nicht sterben, du verbirgst dich allein. Hast du mich dazu erwählet? Ich frage dich, wie ich es dann gewiß weiß: ei, so walte es Gott, so stehe mir bei in dem Namen deines lieben Sohnes Jesu Christi, der mein Schutz und Schirm seyn soll, ja meine feste Burg, durch Kraft und Stärkung deines heil. Geistes. Herr, wo bleibst du, du, mein Gott, wo bist du? Komm, komm, ich bin bereit, auch mein Leben zu lassen, geduldig wie ein Lämmlein; denn gerecht ist die Sache und dein, darum will ich mich von dir nicht absondern ewiglich. Das sey beschlossen in deinem Namen! Die Welt muß mich über meinem Gewissen wohl unbezwungen lassen, und wenn sie noch voller Teufel wäre, und sollte mein Leib, der doch zuvor deiner Hände Werk und Geschöpf ist, darüber zu Grund und Boden, ja zu Trümmern gehen, dafür aber dein Wort und Geist mir gut ist, und es ist auch nur um den Leib zu thun, die Seele ist dein und gehöret dir zu und bleibet dir auch ewig. Amen. Gott helfe mir. Amen."

Gar wichtig ist auch der Bericht seines Famulus, Veit Dietrich, über sein Bezeugen während seines Aufenthaltes auf dem Schloß zu Coburg zur Zeit des Augsburger Reichstags im J. 1530. Dieser schrieb an Melanchthon: „Ich kann mich nicht genugsam verwundern über des Herrn Doktors trefflicher Beständigkeit, Freude, Glauben und Hoffnung in diesen jämmerlichen Zeiten. Solche Stück aber mehret er täglich durch fleißige Uebung Gottes Worts. Es gehet kein Tag vorüber, an welchem er nicht aufs wenigste drei Stunden, so dem Studieren am allerbequemlichsten wären, zum Gebet nimmt. Es hat mir einmal geglückt, daß ich ihn hörete beten; hilf Gott, welch ein Geist, welch ein Glaube ist in seinen Worten! — — „„Ich weiß,"" sprach er, „„daß du unser lieber Gott und Vater bist, derhalben bin ich gewiß, du wirst die Verfolger deiner Kinder vertilgen. Thust du's aber nicht, so ist die Sache dein sowohl, als unser, die ganze Sache ist dein; was wir gethan haben, das haben wir müssen thun, darum magst du, lieber Vater, sie beschützen."" Als ich ihn solche Worte mit heller Stimme von ferne hörete beten, brannte mirs Herz im Leibe für großer Freude, sintemal ich ihn so freundlich und andächtiglich mit Gott hörete reden, fürnämlich aber, weil er auf die Verheißungen aus den Psalmen so hart drang, als wäre er gewiß, daß Alles geschehen müsse, was er begehrete. Darum zweifle ich nicht, sein Gebet werde eine große Hülfe thun in dieser, wie man's achtet, verlorenen Sache, welche auf jetzigem Reichstag wird gehandelt werden."

Gar schnell, als wären die Engel Gottes selber Boten gelaufen, verbreitete sich dieses Lied in Deutschland und aller Orten, wo Anhänger der reinen evangelischen Lehre wohnten. Bereits im Jahr 1532 sang die Gemeinde zu Schweinfurth in Franken dasselbe wider den Willen ihres Pfarrers in der Kirche und die Kinder

fangen es des Nachts auf der Gasse, worauf bald die Reformation daselbst erfolgte.

(Seckendorf, **Hist. Luth. III. Fol. 20.**)

G. Wimmer gibt dem Lied den ächten Titel, indem er es kurz und gut nennt: „Der evangelischen Kirche Schuz und Truz", und viele Alte nannten es „ein recht schönes und freudiges Triumphliedlein, die rechte Augustusburg, darauf wir uns in großer Widerwärtigkeit zu verlassen haben."

So zogen einst Melanchthon, Jonas und Creutziger, nach Luthers Tod die drei Hauptsäulen der evangelischen Kirche, im J. 1547, als Wittenberg dem Feind übergeben und sie in die Verbannung geschickt waren, sehr betrübt in Weimar ein. Da hörten sie ein Mägdlein dieses Lied singen und wurden dadurch gar sehr getröstet, besonders durch die Worte: „Und wenn die Welt voll Teufel wär ꝛc." (V. 3.). Melanchthon aber sprach zu der frommen Sängerin: „Singe, liebes Töchterlein, singe; du weißt nicht, was du für große Leute jezo tröstest." — Churfürst Friedrich III., der Pfalzgraf, welcher gefragt wurde, warum er keine Festungen in seinem Lande anlege, hat geantwortet: „Eine feste Burg ist unser Gott, eine gute Wehr und Waffe; so haben wir getreue Unterthanen und im Fall der Noth eine Anzahl von Kriegsleuten, die nicht allein mit Wehr und Waffen, sondern auch, und fürnämlich mit dem Gebet, unsern Feinden widerstehen können."

(Exil. Melanchth. Pag. 484.)

Nach dieser Wehr und Waffe griff darum auch der edle Schwedenkönig, Gustav Adolph, am Morgen der Schlacht bei Leipzig, den 17. Sept. 1631, da er Tilly gegenüberstand. Er ließ vor dem Beginn der Schlacht sein ganzes Heer dieß Lied anstimmen, und als ihm nun Gott zum Siege verholfen und er den Feind allenthalben fliehen sah, warf er sich mitten unter den Todten und Verwundeten auf seine Kniee und dankte Gott und rief: „Das Feld muß er behalten" (V. 2.). Gott war und blieb auch in Allem seine Burg; nichts that er ohne ihn, und auf den Fahnen seines Heeres stand mit goldenen Buchstaben: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn. Röm. 8, 31."

Der Verein der Protestanten, der in der jezigen glaubensbewegten Zeit sich gebildet hat zur Einigung der evangelischen Herzen in allen deutschen Gauen und zur Unterstützung der bedrängten und verlassenen Glaubensgenossen in katholischen Landen und den Namen jenes Glaubenshelden an seiner Stirne trägt, der Gustav-Adolphs-Verein, in Leipzig gegründet, stimmt daher auch, so oft er sich alljährlich versammelt, zur Weihe seiner Berathungen dieses Lied an; es war wirklich herzerhebend, am frühen Morgen des 2. Sept. 1845 über Stuttgart, in dessen Mauern der Verein damals versam-

meist war, die von zwanzig Posaunen geblasene Weise dieses Lieds vom Thurme der Hauptkirche herab erklingen zu hören.

Schamelius gibt dem Liede die Ueberschrift: „Aller frommen, verfolgten Christen Troz und Trost". Und so hat es sich auch vielfach erprobt. Gieng ja doch vor Alters der Reim um über dieses Lied:

„Eine feste Burg ist unser Gott,
Half vor Alters, hilft noch aus Noth."

So geschah es im J. 1537, daß Wolfgang, Fürst von Anhalt, dessen Name unter der Augsburger Confession glänzet, vom Kaiser Carl V. in die Acht erklärt und sein Land einem spanischen Günstling geschenkt wurde. Als nun der Achtbrief angelangt war, setzte er sich auf seinem Schlosse zu Bernburg zu Pferde, ritt durch die bestürzte Stadt und sang zum Abschied auf dem Marktplatz noch mit heller Stimme dieses Lied, absonderlich die vier letzten Zeilen des letzten Verses: „Nehm'n sie uns den Leib rc." Nachher verbarg er sich längere Zeit in Müllerstracht in der Mühle zu Köthen, bis er im J. 1550 durch den Passauer Frieden wieder in den Besitz seines Landes eingesetzet wurde.

(Anekdoten für Christen zur Stärkung des Glaubens, der Hoffnung und Liebe. Ein Taschenbuch. S. 163. 283.)

Als Kaiser Carl V. im J. 1548 die evangelischen Prediger zu Augsburg ihrer Dienste entließ, weil sie das Interim nicht annehmen wollten, kamen sie zu dem gefangenen Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen und berichteten ihm, daß sie nicht allein ihres Dienstes entsetzt seyen, sondern Kaiserliche Majestät ihnen auch das Römische Reich verboten hätten. Auf dieß fieng der Churfürst an, zu weinen, daß ihm die Thränen über die Backen zur Erde floßen, stand auf, gieng ans Fenster, wandte sich aber bald wieder zu ihnen und sagte: „Hat Euch denn der Kaiser auch den Himmel verboten?" — „Nein!" — Dann fuhr er fort und sprach: „So hat es noch keine Noth, „„das Reich muß uns doch bleiben"" (V. 4. — das Reich der Gnade und Ehren hier und dort. Luc. 22, 29.), so wird Gott auch ein Land finden, daß ihr sein Wort könnt predigen."

(Th. Schmidt's Hist. mem. 1707.)

Als die Salzburger Emigranten im Frühjahr 1732 gen Darmstadt gezogen kamen, wurden sie von einer zahllosen Volksmenge, nachdem sie zuvor in der Allee zu Bessungen mit Brod und Wein erquickt waren, in die Stadtkirche begleitet, während sie dieses Lied sangen und alles Volk mit einstimmte. Dann wurde ihnen eine schöne, bewegliche Trostrede gehalten über die dritte Epistel Johannis, und sie zogen ihres Weges wieder weiter, indem sie sangen:

„Gott ruft uns aus dem Vaterhaus,
In fremde Land' zu gehen.
So ziehen wir im Glauben aus
Und lassen Alles stehen.
Wir wandern mit getrostem Muth,
Besprechen gar nicht Fleisch und Blut
Wie schwer's ihm mag geschehen."

So erzählt auch Tobias Kießling, der gottselige Kaufmann von Nürnberg, der Bibeln verbreitend viele Jahre in Oberöstreich, Kärnthen und Steuermark unter den dortigen Protestanten umherzog, er habe es in jener Zeit vor dem Erscheinen des Toleranzedikts Kaiser Josephs im J. 1781 oft mit angesehen und gehört, wie man z. B. in Linz evangelische Männer und Weiber herbeigeschleppt und auf Schiffe gepackt habe, um sie in die untersten Gegenden Ungarns und Siebenbürgens zu führen. Die kleinen Kinder habe man von der Brust und aus den Armen der Mütter gerissen, damit ihre Seelen gerettet und nicht sammt denen der Eltern als Ketzer verdammt würden, wobei man es den Müttern frei stellte, ob sie bei ihren Kindern bleiben und dem herrschenden katholischen Glauben folgen, oder von ihnen für diese ganze Lebenszeit scheiden wollten. Die Mütter weinten bitterlich am Halse der Kinder, blickten dann nach oben, wandten sich los, eilten zu dem Haufen der andern Glaubenskämpfer, die sich in die Verbannung abführen ließen, und sangen herzerschütternd: „Nehm'n sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib ꝛc." (V. 4.).
(Schubert, Altes und Neues. 2. Band. S. 169.)

Auch der Hugenotten in Frankreich tägliches Stärkungslied war dieser Psalm in jenen blutigen Kriegen und Verfolgungen, die zwischen 1560 und 1572 über sie kamen; sogar als man sie mit Feuer und Schwert hinrichtete, starben sie freudig mit diesem Gesang, ohne ihren Glauben zu verleugnen. So kam in neuester Zeit durch Meyerbeer's Oper: „Die Hugenotten" die Weise: „Ein feste Burg" sogar auf die Opernbühne.

Backius erzählt in seinem Commentar zu Psalm 46. noch eine Merkwürdigkeit in Betreff dieses Liedes: Ein vornehmer katholischer Graf, der im J. 1547 mit Carl V. nach Deutschland kam, hörte einst den lutherischen Psalm singen: „Ein feste Burg ist unser Gott". Darauf sagte er: „Ich will helfen diese Burg zerschießen oder will nicht leben." Aber er ist am dritten Tag hernach gestorben.

In den denkwürdigen Tagen des August 1845 rottete sich das protestantische Volk in Leipzig vor dem Gasthause auf dem Roßmarkt zusammen, in welchem Prinz Johann von Sachsen verweilte, welchen dasselbe im Verdacht hatte, ein Hauptfeind der protestantischen Glaubensfreiheit zu seyn und die Einführung der Jesuitenherrschaft zu begünstigen, und sang ihm, wie aus Einem Munde, trotzend dieses Lied entgegen.

Peter Busch, der Dichter, hat im J. 1731 eine besondere

Schrift herausgegeben unter dem Titel: „Ausführliche Historie und Erklärung des Heldenliedes Lutheri: „„Ein feste Burg““.

Die große Achtung und Ehrfurcht vor diesem Lied als „der evangelischen Kirche Schuz und Truz“ hat sich auch darin erwiesen, daß es zur Zeit der leidigen Gesangbuchsrevolution in den 80er und 90er Jahren des verflossenen Jahrhunderts meist unangetastet blieb. Nur das neue Badische Gesangbuch von 1835 gibt es abgeschwächt: „Ein feste Burg ist unser Gott, auf ihn steht unser Hoffen“. Auch das neue Naumburger Gesangbuch von 1825 führt dieses Lied, mit Gänsefüßen bezeichnet, auf mitten zwischen zwei Liedern, deren erstes schließt: „Sie (nämlich unsere Väter) sangen heldenmüthig“ und deren zweites anfängt: „So sangen sie ꝛc.“; ähnlich schon das Biberacher Gesangbuch, s. Thl. I. 467.

Die **Melodie** findet sich am frühesten in Joseph Klug's geistlichem Liederbuch vom J. 1535.

213. Verzage nicht, o Häuflein klein.

In dem von M. Jeremias Weber, Prof. theol. und Archidiakonus zu Leipzig im J. 1638 herausgegebenen Gesangbuch steht dieses Lied mit der Aufschrift: „Herzfreudiges Trostliedlein auf das von der evangelischen Armee in der Schlacht von Leipzig am 17. Sept. 1631 geführte Kriegslosungswort: „„Gott mit uns““ gestellet von M. Jo. A., Pfarrherren zu großen Sömmern in Düringen.“

Dieß hat nun Veranlassung gegeben, daß Viele, namentlich auch Wezel und Schamelius, den durch die Buchstaben M. Jo. A. deutlich bezeichneten Johann Michael Altenburg, geb. 1583 zu Ilversgehaven, Pfarrer zu Groß-Sömmern in Thüringen, wo er in der Kriegszeit viel Verfolgung ausstand, und zulezt Pastor zu St. Andreä in Erfurt, wo er 1638 oder 1640 starb, für den Dichter dieses Liedes hielten und sagten, es führe dasselbe auch den Namen: „Gustav Adolphs Feldliedlein“, weil der fromme König Gustav Adolph von Schweden es sehr geliebt und mit seinen Kriegern oft gesungen habe, besonders auch noch in der lezten Betstunde vor der Schlacht bei Lützen im J. 1632.

Daß es nun in dem genannten Gesangbuch heißt, dieß Lied sey durch Altenburg gestellet, mag seinen Grund darin haben, daß derselbe zu den drei Originalversen noch weitere Verse hinzugedichtet hat, denn das Lied erscheint später mit fünf und gar mit zehn Strophen.

Das Richtige ist aber, daß wirklich der Schwedenkönig **Gustav Adolph** dieses Lied mit seinen drei Versen ursprünglich in Prosa verfaßt hat nach der Leipziger Schlacht im J. 1631 und auf sein Geheiß sein Feldprediger Dr. Jak. **Fabricius**, der im J. 1593 in Pommern geboren wurde und nach Gustav Adolphs Tod Generalsuperintendent und Professor der Theologie in Stettin war, wo er

1654 starb, es in Reime brachte, worauf es dann im schwedischen Feldlager häufig gesungen wurde.

Dieß ist als eine nun nicht länger zu bezweifelnde Thatsache erwiesen durch die „hymnologischen Forschungen Dr. Mohnike's. Stralsund. 1832. 2. Thl." Nach Mohnike erzählt Simon Wolimhaus in der Schrift: „Zwölf Lutherische Kirchen", die im J. 1655 zu Stockholm erschien: „Vor dieser Schlacht (bei Lützen) sangen Ihro k. Majestät diesen Schwanengesang, wie auch seine eigene Prophezeiung von seiner hohen Person, welches Dr. Fabricius, sein Beichtvater, aus Ihrer k. Majestät Munde selbst concipirt, und lauten also: Verzage nicht 2c. Welches auch also geschehen, **quia vita et morte triumphavit.**" Auf Wolimhaus berufen sich auch zwei schwedische Gelehrte, besonders **Dr. theol.** Georg Wallin, Professor und Bibliothekar in Upsala im J. 1725. Namentlich aber versichert **Dr.** Bergmann in Leipzig im Dezemberstück der Sachsenzeitung vom J. 1831, auf Mittheilungen von **Dr.** Rechenberg's Verwandte gestützt, in der Unterredung, die 2. Jan. 1707 zur Zeit des nordischen Kriegs der Hofprediger des Schwedenkönigs Carl **XII.**, Nordberg, zu Leipzig mit **Dr.** Rechenberg hatte, habe jener dem Rechenberg eine Urkunde gezeigt, aus welcher hervorgieng, daß Gustav Adolph diesen Gesang meist in Prosa verfaßt und selbigen dem **Dr.** Fabricius gegeben, der ihn in Reime gebracht. Auch in dem alten schwedischen Gesangbuch habe sich dieses Lied befunden und soll in dem neuen beibehalten seyn (die schwedischen Gesangbücher enthalten meist deutsche Lieder in schwedischer Uebersetzung). Weiter versichert Bergmann, in einer alten Chronik **Dr.** Born's zu Leipzig gefunden zu haben, daß derselbe darin die Versicherung gebe: „Zu Wittenberg hat mir der gelehrte **Dr.** Fabricius, gewesener Beichtvater des Hochseligen Königs, in Beiseyn **Dr.** Hülsemann's unter Anderem erzählt, daß König Gustavus das schöne Lied: „„Verzage nicht 2c."", welches er kurz zuvor, ehe die Lützener Schlacht anfieng, selbst gesungen, in Prosa verfertiget, er aber, Fabricius, auf des Königs Verlangen in Reim gebracht."

Im Original hieß es beim 3. Vers statt: „Muß Teufel, Welt und Höllenpfort" — „muß Pabst, Teufel und Höllenpfort und was ihn'n thut anhangen" und der Schluß lautete: „Den Sieg woll'n wir erlangen".

Dieses nach der Leipziger Schlacht im J. 1631 mit Bezug auf das Losungswort „Gott mit uns", das damals galt, von Gustav Adolph gedichtete Schutz- und Trutzlied der evangelischen Krieger sollte nun auch bald sein Schwanengesang werden. Es war am Morgen des 6. Nov. 1632, als die katholische Armee unter Wallenstein und die evangelische unter Gustav Adolph bei Lützen einander schlagfertig gegenüberstanden. Als die Morgenröthe graute, ließ Gustav Adolph seinen Hofprediger Fabricius rufen, und ihn,

wie auch bei allen andern Regimentern jeden Feldprediger, eine Betstunde halten. Bei dieser Betstunde sang nun das ganze Heer des frommen Königs Feldliedlein: „Verzage nicht, o Häuflein klein." Er aber lag dabei auf seinen Knieen und betete inbrünstig. Mittlerweile war ein tiefer Nebel gefallen, der das verhängnißvolle Gefild bedeckte, so daß man nichts unterscheiden konnte. Nachdem nun das Heer in Schlachtordnung gestellt war, gab er zum Losungswort der Schlacht das Wort: „Gott mit uns", bestieg sein Pferd, zog sein Schwert, und ritt die Linien seines Heers entlang, die Krieger zum Kampf zu ermuntern. Zuvor aber ließ er mit Pauken und Trompeten die Liederweisen: „Ein' feste Burg" und „Es woll' uns Gott gnädig seyn" spielen, und die Krieger alle stimmten mit Einem Munde ein. Nun fieng der Nebel zu sinken an und die Sonne blickte durch. Jetzt rief er nach einem kurzen Gebet: „Nun wollen wir d'ran, das walte der liebe Gott!" und bald darauf überlaut: „Jesu, Jesu, hilf mir heut streiten zu deines heiligen Namens Ehre". Dann sprengte er voran dem Feind entgegen, bloß mit einem ledernen Kolett gekleidet. „Gott ist mein Harnisch", hatte er zu dem Diener gesagt, der ihm die Rüstung anlegen wollte. Die Schlacht war heiß und blutig. Gegen eilf Uhr des Mittags traf ihn die tödtliche Kugel, und er fiel sterbend vom Pferde mit den Worten: „Mein Gott, mein Gott!" Bis die Dämmerung einbrach tobte und wankte die Schlacht. Endlich aber hatte das evangelische Häuflein den Sieg erlangt, wie sie es prophetisch in der Morgendämmerung gesungen hatten. Wenig Tage vor seinem Ende hatte der König, als sie ihm bei seinem Einzug in Naumburg fast abgöttische Verehrung erwiesen, zu seinem Hofprediger Fabricius gesagt: „Ich sehe wohl, Gott wird entweder mich durch einen zeitlichen Tod wegnehmen, oder der Armee ein Unglück begegnen lassen, denn die Menschen verlassen Gott, werden sicher und setzen ihr Vertrauen auf mich und vergessen des Gebets."

So gelangte nun dieses Lied Gustav Adolphs zu doppelter Wichtigkeit — Wezel erzählt, ein gewißer Peter Streng habe oft gesagt: Dieses Lied sey ihm lieber als das schönste und größte Haus in Coburg und es habe ihm in seiner armen Jugend manches Stück Brod verschafft. So gern und begierig hörte man es also in Deutschland singen. Dem edlen Dichter Rudolph Wekherlin mögen die Anfangsworte desselben vorgeschwebt haben, als er in einem Gedicht an Axel Oxenstierna nach Gustav Adolphs Tod die Worte sang:

„Hat schon dein Herkules, Gustav der Große, mit Muth
Sich durch der Riesen Heer den Göttern zugeschlagen,
So fürcht', o frommer Hauf, du doch nicht ihre Wuth."

In neuester Zeit aber hat das Gedächtniß des Königs und seines Feld- und Schwanenlieds auf liebliche Weise aufgefrischt Gustav Schwab, der edle schwäbische Dichter (Thl. I. 630), in einem Lied, das er, als bei einem Besuch von Gustav Adolphs Grab im

Ritterholm zu Stockholm gedichtet, beim Gustav-Adolph-Vereinsfeste zu Stuttgart im Sept. 1745 selbst vorgetragen hat. Die vier letzten Strophen lauten also:

Zum allerfrömmsten Werk begleitet uns dein Geist,
Dem Docht, der einsam glimmt, Oel zu der Flamme spenden,
Dem Glauben Hütten bau'n, dem Glauben Lehrer senden,
Den Frieden bringen, den des Meisters Mund verheißt.

In Gottes Namen d'ran! so riefst du vor dem Tod,
Und dreimal ließest du den heil'gen Namen hören,
Den Namen uns'res Herrn, der in viel tausend Chören
Durch Erd' und Himmel schallt, ein Trost für jede Noth.

In Jesu Namen d'ran! an's Werk der Einigkeit!
Du willst der Führer seyn — ein Jeder wird es kennen —
Du willst der Führer seyn — man braucht dich nicht zu nennen —
Du ziehest vor uns her im schlichten Reiterkleid.

Der Schatten winkt, entschwebt, und Nacht bedeckt den Stein.
Doch draußen ist es Tag, und wehen die Standarten.
Hinaus, wo Brüder uns in Drang und Noth erwarten!
Und unser Feldgeschrei? „Verzag nicht Häuflein klein!"

Ein anderer Held der evangelischen Kirche, ein Streiter mit dem Schwert des Geistes, das da ist das Wort Gottes, Philipp Jakob Spener hatte sich dieses Lied zu seinem regelmäßigen Sonntagslied erwählt, so daß er es mit den Seinigen jeden Sonntag nach der Mittagsmahlzeit sang.

In den verschiedenen ältern Gesangbüchern hat dieses Lied vielerlei Zusätze, so namentlich zwei Verse, die sich schon 1638 in Webers Gesangbuch vorfinden und auch im Dresden'schen Gesangbuch als Zusatz von D. S. Zehner stehen:

„Drum sey getrost, du kleines Heer,
Streit ritterlich für Gottes Ehr'
Und laß dir gar nicht grauen.
Er wird den Feinden nehm'n den Muth,
Daß sie sterben in ihrem Blut,
Wirst du mit Augen schauen.

Amen! das hilf, Herr Jesu Christ,
Diewiel du unser Schutzherr bist.
Hilf uns durch deinen Namen,
So wollen wir, deine Gemein,
Dich loben und dankbar seyn
Und fröhlich singen: Amen!

Die hiezu vorgezeichnete **Melodie**: „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn" (vgl. Nro. 289), war von Anfang an und alle Zeit die kirchliche Melodie zu diesem Liede.

214. Wo regt sich noch ein guter Geist.

Von Joh. Fr. **Möller** aus Erfurt (Thl. I. 614) auf das dreihundertjährige Reformationsjubelfest im J. 1817 gedichtet (V. 1.).
Zur Melodie vgl. Nro. 379.

215. Ach Gott! vom Himmel sieh darein.

Eine freie Ueberarbeitung des Psalm 12. **salvum me fac, Domine,** von **Luther** gedichtet im J. 1523 und gedruckt

im J. 1524 als eines der acht Lieder, aus denen das erste evangelische Gesangbuch, Luther's Enchiridion, bestand.

Im Straßburger gros Kirchengesangbuch von 1541 steht das Lied mit der Ueberschrift: „Ist ein Klag- und Bußpsalm wider die Fälscher und Unterdrucker der göttlichen Lehre und um Erhöhung und Erhaltung derselbigen.“ Bunsen nennt es einen Hülferuf, der auf Gottes Wort gegründeten Kirche um Schutz gegen dessen Verächter und Verderber, und im J. 1569 schreibt Cyriakus Spangenberg davon: „Ist dieß nicht eine herzliche Klage und eine ernste Bitte, auch ein gewisser Trost wider die falschen Lehrer und Heuchler, die die liebe Kirche Christi jämmerlich betrüben? Sie werden mit allen ihren Farben, List und Trotz ganz meisterlich abgemalet und wie es um ihr Herz und Mund, um ihre Gedanken und Wort gelegen, offenbarlich vorgestellet. Dagegen wird auch Gottes gnädige Fürsorge, Rath und Wille, Macht und Kraft mit schönen Worten uns zum Trost beschrieben und dann der lieben Kirche Gefahr und Schutz in angeheftem Gebetlein angezeiget.“

Treffende, körnigte Bemerkungen macht Schamelius zu einzelnen Worten und Gedanken.

Zu Vers 1.: „Dein Wort läßt man nicht haben wahr“ — die Wahrheit ist wohl da in Büchern, aber nicht im Leben.

Zu Vers 2.: „Was Eigennutz erfindet“ — das Fegfeuer, Weihwasser, Seelmessen, Kloster- und andere Gelübden rc.
„Der wählet dieß, der Andere das“ — Päbste heben ihrer Vorgänger Dekrete wieder auf, ein Mönchsorden ist wider den andern.
„Und gleißen schön von Außen“ — mit ihrer Hierarchie, Alterthum, großem Haufen, canonisirten Heiligen.

Zu Vers 3.: „Wer ist, der uns soll meistern?“ — der Pabst soll unfehlbar seyn, wenn er gleich wider Christum und Paulum lehret.

Zu Vers 4.: „Ich muß auf seyn“ — in der herrlichen Reformation durch Luther. 1517.
„Plan“ = Platz, Kampfplatz der christlichen Kirche.

Zu Vers 6.: „Daß sich's nicht in uns flechte“ — einniste, einwurzle; falsche Principia machen lose und falsche Christen. Der Teufel kann einem wohl mit Einem Wort die ganze Schrift nehmen.

So hat sich auch dieses Lied als ein rechter Klag- und Betpsalm um Schutz gegen die Verderber der Kirche erprobt. Denn mit diesem Psalmen hat sich das Volk mancher Orten die Einführung der Reformation ersungen und die päbstischen Priester von der Kanzel herunter- und zur Kirche hinausgesungen.

Zu Braunschweig z. B., als im J. 1527 Joh. Oldendorp und Lampe zu St. Magnus unter großem Zulauf des Volks anfiengen,

die päbstlichen Ceremonien abzuschaffen, beschloß der Rath einen tüchtigen Doktor der Theologie aus der Magdeburger Domkirche herbeizurufen, der diese Feuersbrunst dämpfen solle. Das war nun Dr. Sprengel, sonst Sprütze genannt, der vorgegeben, er wolle mit drei Predigten alle lutherische Ketzerei zu Braunschweig stürzen und ausrotten. Als nun derselbe ankam, wurde er mit großer Bewillkommnung der Pfaffen und Mönche in die Franziskanerkirche genommen, woselbst er am Dom. 22 p. Trin. eine Predigt hielt und das Evangelium vom bösen Schuldenknecht erklärte. Als er nun mitten in vollem Predigen war und einen Spruch aus dem Brief Petri anführte, damit zu beweisen, daß man mit guten Werken die Seligkeit Gott abverdienen könne, stand unter den Zuhörern ein fremder Prediger aus der Stadt Lüneburg mit Namen Johann, ein kühndreistiger Mann. Der fiel dem auf der Kanzel prahlenden Doktor in die Rede und sagte etlichemale laut heraus: „Herr Doktor, Ihr führet den Spruch nicht recht an," wies ihm sein Buch und sprach: „Herr Doktor, hier steht anders geschrieben." Dr. Sprengel, darüber sichtlich bestürzt, antwortete: „Guter Freund, Ihr möget vielleicht eine andere Uebersetzung haben, in meinem ist's so geschrieben." Hierauf predigte er und machte den Schluß: „Hieraus ist nun bewiesen, daß ein jeder Mensch durch seine guten Werke könne selig werden." Darauf hub ein Bürger, mit Namen Rischau, an und sagte mit lauter Stimme: „Pfaffe, du läugst!" und fieng darauf mit eben so heller Stimme an, den 12. Psalm zu singen, welchen erst neuerlich Dr. Luther in recht nachdenkliche teutsche Verse gebracht hatte. Alsbald fiel die ganze Gemeinde in diesen Gesang ein. Darauf stieg Dr. Sprengel, der diesen Namen hatte, weil er sich sonst mit seinem Sprengel und Weihwasser gar viel zu schaffen machte, sehr beschämt von der Kanzel herunter, konnte vor starkem Gedränge des Volks kaum aus der Kirche kommen, zog davon und unternahm sich zu Braunschweig keines Predigens mehr.

(Rehtmeyer antiquitates ecclesiasticae inclytae urbis Brunsvigae. 2. Bd. S. 31 ꝛc.

Aehnlich gieng es zu Lübeck. Anno 1529 hat sich daselbst begeben, daß ein armer, blinder Mann vor den Thüren deutsche Psalmen sang. Der wurde darob von dem papistisch gesinnten Rath aus der Stadt verwiesen. Am nächsten Sonntag nun, 5. Dec. 1529, dem zweiten Advent, geschah es, daß zu St. Jakob ein Kapellan, Namens Hillebrand, die Frühpredigt verrichtet, und da er nach der Predigt damaliger Sitte zu Folge angehoben, für die Todten zu bitten, haben zwei kleine Knaben angehoben, zu singen: „Ach Gott! vom Himmel sieh darein" und das Volk fiel ein und sang den ganzen Psalmen mit bis zu Ende, so andächtig, als ob es dasselbe in der Schule gelernt hätte. Und das ist der erste deutsche Psalm, der zu Lübeck in der Kirche gesungen worden. Dadurch ward jetzt aber die ganze Stadt zu Gunsten der evangelischen Lehre beweget, und nach diesem Tag, wenn

ein Mönch oder anderer Prediger auf die Kanzel kam und etwas redete, so den evangelisch Gesinnten nicht anstand, haben sie alsbald angefangen, zu singen: „Ach, Gott, vom Himmel 2c." und der Prediger mußte von der Kanzel gehen. So geschah es, daß dieses einzige, einfache Lied, mehr ausrichtete, als viel menschliche Kraft und Klugheit nicht hätten ausrichten können.

(Starken's Lübeckische Kirchenhistorie. Fol. 8. — Lutheri Betglöcklein von Treuer. Thl. II. S. 229.)

Auch in der Zeit, da die zweite Reformation im Werke war, im Leben des andern Reformators, Ph. Jak. Spener's (Thl. I. 193) tritt uns dieser Klag- und Betpsalm wieder bedeutungsvoll entgegen. Als nämlich Spener einst zu Frankfurt voll großer Betrübniß über den traurigen Zustand der Kirche in die Betstunde gieng, wurde gerade der 4. Vers dieses Psalms von der versammelten Gemeinde bei seinem Eintritt in die Kirche gesungen. Dadurch ward er mit einemmal wunderbar getröstet und aufgerichtet. Nun geschah es, daß er nach zwanzigjährigem, gesegnetem Wirken in Frankfurt im Juli 1686 nach Dresden zog, wohin er zur wichtigsten geistlichen Stelle Deutschlands, zur Oberhofpredigerstelle, berufen war. Mit gar ernsten Gedanken und unter Erwartung vieler innerlicher und äußerlicher Demüthigungen fuhr er Dresden zu. Da trug es sich zu, daß bei seiner Ankunft im ersten sächsischen Dorf ein Schulcollege mit sechs Currentschülern ohne zu wissen, wen er empfange, vor seinen Wagen trat und eben jenen 4. Vers: „Darum spricht Gott 2c." anstimmte. Abermals klang er Spener nun, wie einst zu Frankfurt, als ein göttliches Zeichen entgegen, so daß er nun vollends ganz heiter und Gott vertrauend seinen Weg nach Dresden fortsetzte. So ergriffen war er aber davon, daß er sich diesen 4. Vers gleich am ersten Sonntag, den er in Dresden feierte, am sechsten Sonntag p. Trin., von den Schülern vor seiner Thüre singen ließ und dieß noch oft wiederholte, zu nicht geringem Aufsehen, weil gegenüber die Churfürstin Mutter wohnte. Es war dieser Vers das große Losungswort seines reformatorischen Wirkens.

(Spener und seine Zeit v. Hoßbach. S. 221.)

Zu Königsberg wurde dieses Lied im J. 1553 von einigen frommen Jungfrauen und andern gottseligen Matronen auf dem Schloßplatze gesungen, um damit den damals regierenden Fürsten zu bewegen, daß er den Dr. Joachim Morlin, welcher verstoßen worden war, weil er sich der Irrlehre des Andreas Osiander widersetzt und scharf wider ihn gepredigt hatte, möchte wieder in sein Amt setzen.

(Avenarii Liedercatechismus. 1714.)

Die **Melodie**, a h a g $\bar{d}$ $\bar{d}$c h a, in der äolischen Tonart, scheint eine Umbildung der ursprünglich von Martin Agricola im J. 1535 erfundenen phrygischen Weise zu seyn, die von Einigen auch den böhmischen Brüdern zugeschrieben wird. Sie steht einzig in den

sämmtlichen Ausgaben des W. gr. Kirch.-G. von 1595—1711. Eine andere Melodie, g e̅ h a g a h g, in der mixolydischen Tonart ist vom J. 1537 und kann von Luther stammen; sie steht gleichfalls schon im Straßburger gros Kirchengesangbuch von 1541 und in den Störl'schen und Stözel'schen Choralbüchern Würtembergs von 1711 bis 1777. Ursprünglich war diesem Lied die Melodie: „Es ist das Heil uns" vorgezeichnet.

Die Gemeinschaft der Heiligen.

216. Ich glaube, daß die Heiligen.

Aus Ph. Fr. Hiller's Paradiesgärtlein vom Jahr 1729—30 gedichtet über Arnd's Gebet. Claff. III. XXXIX. der dritte Artikel, von der Heiligung Nro. 116. Von den Worten: „Ich glaube auch eine Gemeinschaft der Heiligen — — der Heiligen entziehen."

Das Original ist fast wortgetreu wieder gegeben, nur V. 2. bedurfte einer sprachlichen Ueberarbeitung, sein zweiter Theil lautet im Original: „Daß theils noch arm, veracht't und klein, theils reich, geehrt und höher seyn, wird noch nicht aufgehoben."

Die vorgezeichnete Melodie: „Es spricht der Unweisen Mund wohl", a a gis fis e a h cis a, um einen Ton höher gesetzt, als in den alten Melodienbüchern, ist auf das Lied Luthers, den 14. Psalm, einen „Lehrpsalm vom Stolz, Untüchtigkeit und verderblich Wesen der Gottlosen und von Errettung der Kinder Gottes von solcher durch's heilige Evangelium und Versammlung zu seiner Gemeinden":

„Es spricht der Unweisen Mund wohl,
Den rechten Got wir meinen,
Doch ist ihr Herz Unglaubens vol,
Mit that sie ihn verneinen.
Ihr Wesen ist verderbet zwar,
Vor Gott ist es ein grewel gar,
Es thut ihr keiner kein gůt."
(Nro. 246. im W. G. v. 1741)

gefertigt, wahrscheinlich von Luther, obgleich die Melodie nicht zugleich mit dem im Jahr 1524 gedichteten Lied entstand. Sie steht im Straßburger gr. Kirch.-G. von 1541. Ursprünglich war diesem Lied die Melodie: „Es ist das Heil uns" vorgezeichnet.

217. Herz und Herz vereint zusammen.

Das edle, herzliche Gemein- und Bruderlied der Herrenhuter, worin sich der brüderliche Liebessinn dieser Gemeinde herrlich abspiegelt.

Es ist vom Grafen Nik. L. v. Zinzendorf im J. 1725 in der ersten Sammelzeit der Brüdergemeinde gedichtet, als sich immer mehr Leute aus allen Religionspartheien um die mährischen Brüder

am Hutberg zu sammeln begannen (Thl. I. 366). Er wollte in jener Zeit des Streitens und Zankens um dürre Glaubensformeln und Lehrsätze Christen verschiedener Bekenntnisse als Brüder vereinigen. Als er deßhalb mit den Leuten über diese Vereinigung sprach, wurden im Zimmer dreißig verschiedene Ansichten laut, deren jede Recht haben wollte. Da bat er um Stille und fragte jeden Einzelnen, ob er nicht ein Sünder sey und durch Jesu Leiden selig zu werden hoffe. Jeder bejahte das, und darauf fuhr er fort: „So sind wir ja Alle in der Hauptsache Eins und können uns darauf brüderlich verbinden; das Andere wird sich finden." In diesem Sinne dichtete er das herrliche Bundes- und Liebeslied und trieb vor Allem die Kernlehre von der versöhnenden Kraft des Todes Jesu. Das weckte die thätige Bruderliebe, und von dieser getrieben erboten sich später, als die neue Gemeinde noch keine 600 Glieder zählte, alsbald zwei Brüder, als Missionäre zu den Negersklaven nach Westindien zu ziehen, wenn sie auch selbst sich als Sklaven sollten verkaufen lassen müssen.

In diesem Sinne schrieb Zinzendorf auch einmal an den koptischen Patriarchen in Kairo, der ihn im J. 1759 in einem freundlichen Schreiben um nähern Bericht über die Geschichte und Lehre der Brüderkirche gebeten hatte: „Johannes hat uns das Testament Jesu in seinen letzten Reden und Geboten auf dem Wege zum Leiden hinterlassen. Das ist unser Kirchenplan. Unser großer Plan bleibt immer die Erfüllung des hohepriesterlichen Gebets Jesu (Kap. 17.) „daß sie Alle Eines seyen."

Für die einzelnen Gedanken dieses Liedes lassen sich aus dem Lebensbilde Zinzendorf's selbst köstliche Züge zur Beleuchtung und Versiegelung anführen:

Zu Vers 1.: „Er das Haupt, wir seine Glieder" — —
Er der Meister, wir die Brüder."

Zinzendorf war weit entfernt, das Haupt in der ganz durch ihn gegründeten Gemeinde seyn zu wollen. L. v. Schrautenbach schreibt von ihm: „Es ist ihm zur Ehre, daß er die Gemeinde auf die Wahrheit, auf den Heiland, nicht auf sich selbst erbauet hat. Unter seiner Hand war die Sache, die ihm Alles war und die ohne ihn nicht geworden seyn würde, entstanden. Er aber hat nie sich selbst nur zum Mittelpunkte derselben gemacht, sondern auch die ihn über Andere erhebende Achtung, die seine höhere Erfahrung oder ein höherer Grad im Christenthum ihm hätte erwerben können, nie benützt, vielmehr hat er aller Unterscheidung widersprochen und die vollkommene Gleichheit aller Glieder behauptet. „Kein Unterschied ist zwischen uns Allen," sagte er, „vorausgesetzt, daß wir Kinder Gottes sind und keine Heuchler, keine Leute, die sich angemaßt haben, Glieder seines Leibes zu seyn, ohne daß sie als solche durch den h. Geist versiegelt sind; vorausgesetzt, daß wir Alle einen himmlischen Beruf und die

Hoffnung haben, daß, wenn es zu der Auflösung unserer sterblichen Glieder kommt, dieselben unfehlbar in seinem Arm und Schooß erblassen und wir aus dem Leibe direkt in die Freude fahren werden. Wenn wir zu einer solchen Erwartung Grund haben, so sind wir Alle gleich, — und wenn wir vor den Heiland treten, ihm unsere Mängel, Schwachheiten und überbleibendes Elend zu bekennen, so haben wir ihm, ich und Ihr, einerlei zu erzählen."

Zu Vers 3. A. Knapp sagt in der Lebensskizze des Grafen: „Wie es ihm, nach seiner eigenen Sprachweise, als eine unaussprechliche Noblesse erschien, daß der Sohn Gottes für die sündige Welt Mensch geworden sey, so war er selbst auch sowohl im Geben, als in sonstiger Aufopferung für Andere im höchsten Grade nobel und uneigennützig." Von Anfang hatte er seinen und seiner Frau gänzlichen Besitz unweigerlich dafür eingesetzt, um allerlei Erziehungsanstalten, Missionsreisen, Gründung von Gemeinden, Brüder- und Pilgerhäuser für die Förderung und Ausbreitung des Werkes Gottes zu bestreiten. Als nun aber einst im J. 1753 durch den Bankerott einiger englischer Handlungshäuser, welche in ihrer Drangsal die den Brüdern gemachten Vorschüsse schleunig zurückforderten, die Gemeinde in die höchste Verlegenheit gerieth und nun bei dem wankenden Credit von allen Seiten ihre Gläubiger sich erhoben, so daß das ganze Fortbestehen der Brüderkirche auf dem Spiele stand, da trat der Graf, der seither schon über sein Vermögen gethan, großherzig, im Blick auf seinen unendlich begüterten Heiland, ins Mittel und erklärte sich schriftlich für die Gesammtschuld verbindlich und zu allmählicher Abzahlung der Zinse bereit, obgleich er bald darüber in Gefahr gerieth, zu London in das Schuldgefängniß abgeführt zu werden. Ueberhaupt gab er stets her, was er hatte. „Das muß geschehen", sagte er einmal, „ich borge darauf los, und wenn auch Tonnen Goldes nöthig sind. Fur mich verwende ich nichts, sondern Alles ist zum Besten der Gemeinde." — Gegen alle seine Mitmenschen war er voll liebevoller, argloser Holdseligkeit und wohlwollender Freundlichkeit, theilnehmend, brüderlich, mitleidig, herzgewinnend. Jemanden zu rathen, zu helfen und Gutes zu thun, war ihm ein inniges Vergnügen und er machte darin keinen Unterschied zwischen Freunden und Feinden, als daß er immer geneigter war, den Letztern zu dienen. Sagt er doch selbst einmal irgendwo: „Ich bin ein Mensch, der darauf aus ist, seinen Todfeind zu lieben."

Auch bezeugte er ein andermal: „Ich versichere Euch, daß ich nach der Lehre, die ich treibe, auch meinen Wandel führe. Meine Lehren gehen auf Gnade, Demuth, Herzlichkeit, Freude 2c. Ich streite sowohl gegen die Eigenheit, den abscheulichen Götzen, da man sich selbst meint, gefällt und sucht, als auch gegen ihre Früchte und Folgen, den hohen Sinn, die Gleichgültigkeit 2c. Was Andere Pflicht nennen,

daran habe ich meine Freude, das ist mir wie das tägliche Brod, es ist eine Fürstenlust für mich."

Zu Vers 4.: „Einer reize doch den Andern — — Kreuze hieng".

Zinzendorf legte einmal das Selbstzeugniß ab: „Ich habe von Kindesbeinen an nichts zum Zwecke gehabt, als die Verherrlichung Jesu Christi des Gekreuzigten — und ich suche nichts, als daß Seelen möchten von ihrem Elend überführt und zu Jesu Füßen mit Maria Magdalena gelegt werden." Wirklich zeugte auch, was er that und redete, von seiner zärtlichen Liebe zum Heiland und dessen Gliedern, ja zu allen von ihm so theuer erkauften Menschen, und er selbst war im Umgang mit Andern so einfältig, wie ein Kind; die Schönheit eines vom bösen Gewissen durch das Blut des Lammes Gottes befreiten Herzens zeigte sich an ihm. (A. Knapp's Lebensskizze Z. S. 357.) Seine Sorgfalt in der Seelenführung erstreckte sich auf alle und jede Personen in der Gemeinde, die kleinsten Kinder nicht ausgenommen. Er hat in dieser Beziehung das Hirtenamt mit preiswürdiger Sorgfalt und unaussprechlicher Treue geführt.

Auch sich selbst gab er unter die Zucht christlicher Freunde und ließ sich leiten kindlich, leidsam und gering. Davon zeugt folgende Geschichte: Bei einer vertraulichen Conferenz sollen einst die Hauptarbeiter der Gemeinde mit einander darüber Eins geworden seyn, daß Einer dem Andern Alles, was ihm an seinen Brüdern als auffällig und tadelnswerth erschienen sey, brüderlich bekennen solle, wobei dem edlen Fr. v. Watteville der Auftrag zugefallen, dieses Amt an dem Grafen, als seinem ältesten Freunde, zu vollziehen, doch abgesondert von den Uebrigen. Watteville habe es gethan und seinen Brüdern nachher bekannt: Der Graf habe sich bei dem Feuer seines Temperaments allerdings anfangs gewehrt, wie ein Löwe, dann aber allmählich seine Vorstellungen stets milder und herzlicher aufgenommen und sich endlich wie ein Lamm in die brüderliche Zucht und Ermahnung gefügt.

(A. Knapp's Lebensskizze Z. S. 355.)

— „Einer soll den Andern wecken — — — ihm gefallen mag".

Diese Regel befolgte Zinzendorf nicht bloß an Brüdern, sondern auch an feindlichen, widerlich gesinnten Leuten, und es gelang ihm oft wunderbarlich. So wurde er einst auf einer seiner einsamen Fußreisen, die er im Dienst des Herrn durch halb Deutschland und die Schweiz machte, in einem Walde von einem Räuber angefallen, der ihm sein Geld abforderte. Der Graf gab es ihm willig hin, klopfte ihm sodann zutraulich auf die Schulter und sagte zu ihm: „Und nun, mein Lieber, wenn du einmal an den Galgen kommst, so erinnere dich daran, daß Jesus, das Lamm Gottes, auch für deine Sünden gestorben ist, dann kannst du vielleicht noch zu Gnaden aufgenommen und

selig werden!" Ein Jahr darauf sah er den Räuber an einem andern Ort als einen reumüthigen, belehrten Christen, dem jenes Wort als ein Stachel im Herzen zurückgeblieben und ein Antrieb zur Bekehrung worden war.

(Lebensskizze. S. 357.)

Auch bei dem bekannten Unitarier, Samuel Crell in Amsterdam, hatte die Berührung, in die Z. im J. 1736 mit ihm trat, zwar nicht so im Augenblick, dafür aber nachgehends um so tiefer verfangen, daß dieser Leugner der Gottheit Christi im J. 1746 mit glaubigem Aufblick auf den Gekreuzigten und mit dem Worte verschied: „Hier kommt ein armer Sünder her, der gern für's Lösgeld selig wär."

(Lebensskizze. S. 342.)

Zu Vers 7. (Orig. V. 8.)

Als Zinzendorf in den ersten Tagen des Mai 1760 auf dem Sterbebette lag, sagte er, nun am Ziel seiner Laufbahn stehend, in der er es stets aufs treuste Lieben angetragen hatte, zu den umstehenden Brüdern ganz munter und ungemein liebhabend: „Ich weiß nicht auszudrücken, wie lieb ich Euch Alle habe. So bin ich recht in meinem Geschick. Wir sind ja wie die Engel zusammen und als wenn wir im Himmel wären. Hätte man das im Anfang gedacht, daß Christi Gebet, Joh. Kap. 17.: „„Auf daß sie Alle Eines seyen"", so selig unter uns zu Stande kommen würde?" Ein holdseliger, freundlicher und lieblicher Blick leuchtete bei diesen Worten aus seinem edlen Angesicht.

(Duvernoy's kurzgef. Lebensgesch. J. 1793.)

Im alten Brüdergesangbuch von 1735 steht dieses Lied noch nicht. Es steht ursprünglich in Zinzendorf's Schrift vom J. 1725: „Die letzten Reden unseres Herrn und Heilandes vor seinem Kreuzestode, das 14—17. Kap. Johannis in sich haltend." Hier ist jedes dieser Kapitel zuerst ziemlich wörtlich in Verse gebracht und dann jedesmal ein längeres, oft aus 60—80 Strophen bestehendes Gedicht angehängt. Aus dem zum 17. Kap. beigegebenen Gedicht ist dieses Lied herausgebildet und dann nebst vierzehn andern so gebildeten Liedern zuerst in das sogenannte Londoner Gesangbuch „alter und neuer Brüdergesang. 1. Band. London. 1753" aufgenommen worden.

Zum Singen dieses Liedes gehören priesterliche Herzen, die durch das hohepriesterliche Gebet des Meisters gewonnen und entzündet sind.

Der achte Vers: „Friedefürst, laß deinen Frieden" ist eingeschoben und gehört dem Dekan C. Fr. **Hartmann** in Lauffen, dem Dichter von Nro. 475. (Thl. I. 550), an, aus dessen Liedermanuscript ihn A. Knapp für seinen Liederschatz diesem Lied einverleibte. Vom

Original ist dagegen der 5. Vers mit Recht weggeblieben, obwohl er für Zinzendorf charakteristisch ist:

„Nichts als nur des Bräut'gams Stimme
Sey die Regel unsrer That!
Weil er nicht im Löwengrimme
Uns in Staub getreten hat,
Sondern mit gehäuften Strömen
Seines Bluts den Zorn ertränkt;
Ei, so muß sich Jedes schämen,
Das sich ihm nicht willig schenkt."

Die **Melodie**, f a g b a g f g b, ist aus dem Choralbuch der Brüdergemeinde, und erscheint zum erstenmal in einem W. Gb. Sie ist zu einförmig und leierhaft.

218. Kommt, Brüder (Kinder), laßt uns gehen.

Aus Gerh. **Tersteegen's** „geistlichem Blumengärtlein 1731—68" mit der Ueberschrift: „Ermunterungslied für Pilger." Der edle, gottinnige Mann sagte einmal zu einigen Freunden, die ihn an seinem Geburtstag besuchten: „Freunde! wenn ich heute sterben sollte, dann hätte ich Euch nur drei Worte zu guter Letzt zu sagen: 1) Setzet Euer ganzes Vertrauen auf die Gnade Gottes in Christo Jesu (V. 2. 6. 7.); 2) liebet Euch unter einander (V. 8. 9.); 3) wachet und betet" (V. 3—5.). — Dieß ist die Quintessenz dieses herrlichen Wanderliedes für christliche Pilgrime und Fremdlinge hienieden (1 Petr. 2, 11. 12.). Der Wandel hienieden ist als ein Gang durch die Wüste nach Kanaan dargestellt. Daher heißt es im Original V. 1. „Wüstenei" statt „öder Bahn"; und in V. 12.:

„Ein Jeder munter eile,
Wir sind vom Ziel noch fern;
Schaut auf die Feuersäule,
Die Gegenwart des Herrn."

Der ganze Lebenslauf Tersteegen's ist der Probierstein für die Aechtheit und Lauterkeit des Sinns, der durch dieses Lied weht (Thl. I. 219—226). Zum Schmuck und Zierrath desselben mögen aber noch folgende Gedanken, Worte und Werke Tersteegen's hier erwähnt werden.

Zu Vers 2—4.

Als einst ein Freund von dem sterbenden Tersteegen Abschied nahm, sagte er zu ihm in der ernsten Todesstunde, am Ziel seines Laufes, nahe bei der stillen Ewigkeit: „Ich will dich durch die Gnade auf das Herz Jesu legen. Laß dir aber auch diesen Augenblick dazu dienen, dich dem liebsten Heiland ganz zu ergeben und bei ihm um Gnade anzuhalten, wie das Cananäische Weiblein. Diese Gnade muß erbeten werden mit Verlassung alles Zeitlichen, weil es doch weniger ist, als man glaubt. Und welches Glück wird es alsdann seyn, wenn wir es verlassen müssen, einen gnädigen Gott in Christo Jesu zu haben."

Zu Vers 5. (Orig. V. 6. u. 7. wovon je die vier Schlußzeilen weggelassen sind):

In einem Brief vom 1. Nov. 1754 schreibt er an eine Freundin:

„Ich kann es nicht ausdrücken, wie nichtig und geringschätzig mir dieses Leben und die Dinge dieser Zeit je länger, je mehr vorkommen, und dann kann ich mich manchmal als ein Kind darüber betrüben, daß die Menschen, und auch fromme Menschen, so viel mit Puppen spielen und ihre köstliche Zeit nicht besser verwenden, und so ein Gott, so ein innig gegenwärtig und wesentlich sättigendes Gut, so wenig gesucht, erkannt, geliebt und verherrlicht wird, wie es sich geziemte."

Zu Vers 6. (Orig. V. 8. — „Ist gleich der Weg was enge, so einsam, krumm und schlecht, der Dornen in der Menge und manches Kreuzchen trägt" rc.):

Kurz vor seinem Abschied von der Welt sagte er zu einer sich von ihm verabschiedenden Frau: „O Schwester! der Weg ist ein guter Weg, folge nur dem Lamme getrost nach, wo es mit dir auch hingehen möchte!"

Zu Vers 8. (Orig. V. 14.):

Seine Sanftmuth und Friedfertigkeit gegen Widerwärtige war groß. Er mußte manchen Widerspruch, Bitterkeit und Feindschaft erdulden, aber er wußte solchen Leuten mit so großer Liebe zu begegnen, daß sie in seiner Gegenwart nicht vermögend waren, einige Heftigkeit blicken zu lassen, und oft dadurch wirklich überwunden wurden. So lud ihn einmal in Holland, wohin er öfters reiste, ein ansehnlicher Mann zu Gast. Der warf ihm über der Mahlzeit hitzig und bitter allerlei vor, besonders, daß er zu wirksam sey. Tersteegen hörte Alles gütig und mit Schweigen an, beim Schluß der Mahlzeit aber sprach er ein herzliches Gebet, worin er seinen Gastgeber dem Herrn in Liebe und Mitleiden befahl. Dadurch wurde der hitzige und große Mann dergestalt gerührt und geschlagen, daß er, durch die Liebe überwunden, Tersteegen um den Hals fiel und um Vergebung bat.

Zu Vers 9. (Orig. V. 15.):

— „Und sollt ein Schwacher fallen, so greif der Stärk're zu, man trag."

Seine Geduld und Tragsamkeit mit den Schwachen und Strauchelnden, ja selbst mit gefallenen Seelen war übergroß. Statt strenge zu seyn, war er mütterlich und ermahnte sie aufs Liebevollste, daß sie auf pure Gnade zu Jesu kommen müßten, was den Seelen besondern Muth machte, es aufs Neue zu wagen. Ein bedrücktes Herz gieng nicht ohne Trost und Stärkung von ihm; er war dabei so klein, so demüthig, so voll Liebe, daß die Seelen ganz offenherzig wurden. Hörte er, daß hie und da Jemand von seinen Freunden aus der Art schlug oder einige Untreue in seinem Wandel begieng, so verursachte ihm dieß oft schlaflose Nächte und preßte ihm die wehmüthigsten Seufzer aus. Es war, als wenn Anderer Last ihm aufs Herz gefallen wäre. Er sagte einmal selbst hierüber: „O! welchen „Druck, Angst und Last machen mir die berufenen Seelen, welche

„untreu vor dem Herrn wandeln. Es gibt mir solche Noth, daß ich „mich oft auf mein Angesicht vor Gott niederlegen muß."

— „man helfe Allen, man pflanze Lieb' und Ruh'".

Die Leute nannten ihn nur „der Armen und Verlassenen Leibarzt." Ein vertrauter Freund bezeugt von ihm: „Er war ein Knecht aller Knechte; vom Morgen bis an den Abend war seine ganze Beschäftigung, Gott und dem Nächsten zu dienen. Bis zur Ermattung unterwies er ganze Schaaren von Heilsbegierigen, die zu allen Tagesstunden ihn aufsuchten, im Wort des Lebens und pflanzte Lieb' und Ruh. Wie gering sein Einkommen auch seyn mochte, so bewies er sich doch ausnehmend freigebig gegen die Armen. Zur Abendzeit, wo er nicht gesehen werden konnte, gieng er in die Häuser der Dürftigen und Kranken und theilte ihnen mit, was er entbehren konnte." — Auch vor Weltmenschen drang es ihn, Hülfe zu leisten durch das Zeugniß vom Herrn. So traf er einmal auf einer Reise nach Holland an einem Treck-Schuyt viel vornehme Herren und Kaufleute beisammen, die allerlei Spöttereien losließen und endlich Karten zu spielen anfiengen. Er that, als schlafe er; nach längerer Zeit aber öffnete er seine Augen und sagte, er habe eine schöne Karte im Sack. Auf Verlangen, daß er sie hervorziehen solle, zog er sein Neues Testament heraus, das er allzeit bei sich trug. Als sie ihn nun auslachten, hielt er ihnen ihre eitlen Reden vor und daß sie die Zeit mit so unnützen Dingen verschleudern. Da ließen sie ab von ihrem Vorhaben und Manche gaben ihm noch Beifall.

— „Ein Jeder sey der Kleinste, doch auch wohl gern der Reinste auf unsrer Pilgerbahn."

Als ihn seine Freunde öfters „Vater" nannten, sagte er einmal: „Ich achte mich von Herzen unwürdig und es beuget mich, wenn mich ein Kind Gottes „Bruder" nennet, geschweige, daß ich den Vaternamen begehren sollte." Zu einer andern Zeit sprach er: „Ich wünschte von Herzen, daß der Name „„Tersteegen"" von allen Menschen vergessen und hingegen der Name Jesus in aller Menschen Herzen tief eingeprägt werde." In demselben Sinne sagte er auch einst zu einer Freundin, die gegen ihn äußerte: „Wenn ich bete und denke an Euch, so ist es mir so wohl" — „Beten mußt du und Gott suchen, aber Tersteegen geht dich nicht an, den laß liegen, wo er liegt."

Gar manchmal pflegte er, wenn er in Gesellschaft erweckter Seelen war, beim Abschied zu sagen: „Kinder! wenn ich unter Euch sitze, so ist es mir so, als ob ich dessen nicht werth sey, und also muß es auch Euch werden." Und als er einst in Holland einen wegen seiner Gottseligkeit berühmten Mann von seinen schweren Proben und eigenen Erfahrungen Vieles erzählen hörte, antwortete er mit großer Sittsamkeit: „Hat man denn schon Vieles erfahren und geschmeckt, und ist man bereits viele Prüfungen durchgangen, so muß doch endlich nichts Anderes, als ein klein, nackend und unschuldiges Kindlein daraus ge-

boren werden." Solche ungeheuchelte Demuth bewies er, der so ernstlich sich bemühte, der Reinste zu seyn, ohne die mindeste Verstellung, mit einer ihm ganz eigenen Aufrichtigkeit bei allen Gelegenheiten.

Das Original hat neunzehn Verse, wovon V. 6. u. 7. in V. 5. zusammengezogen, und V. 5. 9. 10. 12. 13. 16. 18. 19. ganz ausgelassen sind. In keinem Fall sollte der unter dem Volk ganz eingebürgerte Vers 18. fehlen:

„Drauf wollen wir's denn wagen,
(Es ist wohl wagenswerth;)
Und gründlich dem absagen,
Was aufhält und beschwert.
Welt, du bist uns zu klein;
Wir geh'n durch Jesu Leiten
Hin in die Ewigkeiten;
Es soll nur Jesus seyn."

Der Anführung werth sind auch noch folgende charakteristische Verse:

V. 5. Man muß wie Pilger wandeln
Frei, bloß und wahrlich leer;
Viel sammeln, halten, handeln
Macht unsern Gang nur schwer:
Wer will, der trag sich todt;
Wir reisen abgeschieden,
Mit Wenigem zufrieden,
Wir brauchen's nur zur Noth.

V. 9. Was wir hier hör'n und sehen,
Das hör'n und seh'n wir kaum,
Wir lassen's da und gehen;
Es irret uns kein Traum:
Wir geh'n ins Ew'ge ein;
Mit Gott muß unser Handel,
Im Himmel unser Wandel
Und Herz und Alles seyn.

V. 10. Wir wandeln eingekehret,
Veracht't und unbekannt;
Man siehet, kennt und höret
Uns kaum im fremden Land:
Und höret man uns ja,
So höret man uns singen
Von unsern großen Dingen,
Die auf uns warten da.

V. 13. Des süßen Lammes Wesen
Wird da uns eingedrückt;
Man kann's am Wandel lesen,
Wie kindlich, wie gebückt,
Wie sanft, gerad und still
Die Lämmer vor sich sehen
Und ohne Forschen gehen
So, wie ihr Führer will.

Zur Melodie vgl. Nro. 90.

Um Ausbreitung des Evangeliums.

219. Wir sind vereint, Herr Jesu Christ.

Von Rudolph Stier (Thl. I. 621) gedichtet, als er noch Lehrer am Missionshaus zu Basel war, und gesungen in der St. Martinskirche am eilften Jahresfest der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel (24. Mai 1826).

Zur Melodie vgl. Nro. 86. In Basel wurde es nach der Melodie: „Allein Gott in der Höh' sey Ehr'" gesungen.

220. Was rührt so mächtig Sinn und Herz.

Von Dr. Hahnmaier als Dekan in Kirchheim unter Teck (Thl. I. 626) gedichtet „dem Gott der Heiden". Es erscheint zuerst gedruckt im Basler Missionsmagazin vom J. 1823 und wurde auch von Bunsen in seinen Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesangbuchs vom J. 1833 aufgenommen.

Zur Melodie vgl. Nro. 347.

221. Walte, walte nah und fern.

Von demselben Verfasser, wie Nro. 220.

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Nun komm der Heiden Heiland" a a g c h a h a, stammt aus dem lateinischen Kirchengesang des vierten Jahrhunderts und ist die einfache und dabei würdevolle Weise des Hymnus Ambrosii: »Veni redemtor gentium.« An ihr haben wir einen Repräsentanten des alten ambrosianischen Gesangs. Man will sogar behaupten, sie stamme aus der vorchristlichen, griechischen Musik. Die Umbildung dieses Hymnengesangs in die jetzige Weise ist vom J. 1525 und stand ehedem mit ihrem Lied an der Spitze der alten Würtembergischen Gesang- und Choralbücher.

222. Hüter! ist die Nacht verschwunden.

Aus Dr. **Barth's** (Thl. I. 637) „christlichen Gedichten. Stuttg. 1836." gedichtet zum Basler Missionsfest im J. 1835.

Zur **Melodie** vgl. Nro. 144.

224. Eine Heerde und Ein Hirt.

Aus Fr. Ad. **Krummacher's**, des ehrwürdigen Bremer Pastors (Thl. I. 580), „Festbüchlein" vom J. 1832.

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Theuerster Immanuel", f f b b c c d auf das Lied,

„Theuerster Immanuel,
Heute bringt man dich in Tempel,
Heute nimmt sich meine Seel'
Aus dem Bringen ein Exempel,
Wie die Christen allzeit rein
Und ein Opfer sollen seyn."

welches ein gewisser Studiosus Christoph Pfeifer zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf Mariä Reinigung gedichtet hat (Nro. 37. im W. G. von 1741), ist eine alte würtembergische Weise und erscheint zuerst im Ch. von 1744.

A. **Knapp's** köstliches Lied: „Einer ist's, an dem wir hangen" (Nro. 1160. im Liederschatz und zuerst gedruckt im Basler Magazin von 1824) sollte hier nicht fehlen.

XII. Wort Gottes.

225. Wir Menschen sind zu dem, o Gott.

Das älteste Lehrlied vom Werthe des Worts Gottes in der Schrift; es erschien zuerst im Hannover'schen Gesangbuch von 1659, von einem der beiden Herausgeber desselben, **Gesenius** oder **Denicke**, gedichtet (Thl. I. 139).

Das **Original** sollte mehr in Ehren gehalten worden seyn;

überdieß sind V. 7. u. 9., die das Gleichniß vom Samen weiter fortführen, weggelassen (vgl. Nro. 120. im W. G. von 1741.)

Zur Melodie vgl. Nr. 24.

226. Soll dein verderbtes Herz.

Das **Gellert**'sche Seitenstück zu Nro. 225. Das alte ist ein Gebetslied, obwohl in lehrhaftem Ton, dieses moderne Lied aber ist ein geistliches Recept für's Bibellesen. Die evangelische Kirchenzeitung Hengstenberg's (1843. Februarheft. S. 69) hat deßhalb recht, wenn sie sagt: „Wie dieses — eins der dürrsten, freilich best gemeinten Lieder von Gellert sich in das W. G. hat Eingang verschaffen können, gestehen wir, in keiner Weise zu begreifen." Es steht in Gellert's geistl. Oden und Liedern vom J. 1757 mit der Aufschrift: „Ermunterung, die Schrift zu lesen.

Den Schlußvers (V. 12.) rief Gellert, als er seine Vorlesung über „die allgemeinen Mittel, zur Tugend zu gelangen und sie zu vermehren", die zehnte seiner moralischen Vorlesungen, schloß, den Jünglingen noch zu, die zu seinen Füßen saßen, die Weisheit zu hören. Er hatte in dieser Vorlesung am Schluß seinen Zuhörern feierlich bezeugt: „Ich habe fünfzig Jahre gelebt und bin mehr als einmal an den Pforten des Todes gewesen; ich habe es erfahren, daß nichts ohne Ausnahme, als die göttliche Kraft der Religion die Schrecken des Todes überwinden hilft. Dieses bezeuge ich als vor Gott. Gilt das Ansehen eines Freundes und Lehrers bei Ihnen, o so lassen sie das meinige zu der Zeit bei sich gelten, wenn ihnen der stolze Vernünftler die Lehren der Schrift geringschätzig machen und der verschlagene Freigeist Ihnen Ihren heiligen Glauben entreißen will. Nie müsse denn unter dir, Volk christlicher Jünglinge, ein Verächter oder Spötter des besten aller Bücher erfunden werden!" — Ein beherzigenswerthes Wort für unsere jetzige Jugend!

Im 5. u. 6. Vers gibt Gellert einen Rathschlag aus eigener Erfahrung. Er erzählt nämlich einmal von sich selbst: „Es ist seit vielen Jahren mein Gebrauch gewesen, mir des Morgens, wenn ich die Schrift las, eine oder die andere Stelle auf ein Papier, das ich bei mir liegen hatte, aufzuzeichnen und dieses Papier bei mir zu tragen, um mich solcher Stellen des Tages im Stillen zu erinnern. Gemeiniglich wählte ich eine Stelle, die mein Herz gerade am nöthigsten hatte."

Gellert las überhaupt kein Buch öfter und lieber, als die Bibel; sie war ihm sein liebstes Buch.

Zur Melodie vgl. Nro. 13.

227. Inbrünstig preis' ich dich.

Gedichtet von dem Gotha'schen Hof- und Consistorialrath **Loder** in den 1780er Jahren (Thl. I. 497).

Es war das Lieblingslied des seligen Prälaten und Studienraths-Direktors C. Christian Flatt (geb. 18. August 1772, † 20. Nov. 1843), der sich namentlich auch eine lange Reihe von Jahren als Vorstand der Würt. Bibelgesellschaft um die Verbreitung des göttlichen Worts verdient machte. Bei der kirchlichen Feier, die die Bibelgesellschaft jährlich in der Stuttgarter Stiftskirche hält, wurde es in frühern Jahren regelmäßig gesungen. Auf Flatt's Betreiben soll es, obwohl es im Entwurf nicht stand, noch ins W. G. aufgenommen worden seyn.

Zur Melodie vgl. Nro. 13.

228. Gott der Wahrheit und der Liebe.

Aus Ph. Fr. **Hiller's** Paradiesgärtlein vom Jahr 1729—30 über Psalm 19. und Sir. 14, 32—46., so wie über Arndt's Gebet Class. II. III. Nro. 51.: „Danksagung für das geoffenbarte Wort Gottes und heilige Sakramenten."

Die **Melodie**, d c h a g a h c h, ist von Knecht im Jahr 1797 erfunden und im W. Ch. von 1798 zuerst mittheilt.

231. Guter, gnädiger, getreuer.

Bildete mit Nro. 228. ursprünglich Ein Lied von 25 Versen; Nro. 231. besteht eigentlich aus den 13 ersten Versen über den ersten Theil des Arndt'schen Gebets vom Anfang bis zu den Worten: „Alle Mühe und Arbeit verloren", Nro. 228. ist die Fortsetzung in ursprünglich 12 Versen über die andere Hälfte dieses Gebets von den Worten: „O Herr, ich danke dir" bis zum Schluß.

Darnach sollte auch diesen Liedern in umgekehrter Ordnung und neben einander ihr Platz im Gesangbuch zugetheilt seyn. Schade, daß beide nicht getreuer nach dem Original gegeben sind, wie sie im W. G. von 1741 als Nro. 115. und 117. aufgenommen waren — jedoch hier schon mit Weglassung von V. 11. 12. 13., so wie von V. 19. 20. und 21. des Originals.

Zur Melodie vgl. Nro. 144.

232. Gott ist mein Hort.

Gellert, der Dichter dieses Liedes (Thl. I. 471), bezeugt einmal in gleichem Sinne in seiner zehnten moralischen Vorlesung: „Was das natürliche Licht der Sonne dem Auge des Leibes ist (und wie elend würde nicht der Aufenthalt auf Erden ohne die Sonne seyn), das ist sie, die Offenbarung der Schrift, dem Auge des Geistes."

Es steht in seinen geistlichen Oden und Liedern vom J. 1757 mit dem Titel: „Vom Worte Gottes".

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Ach Gott und Herr", c h a g, eine allgemein verbreitete dorische Weise, begegnet uns, so

wie hier in C mit der kleinen Terz gesetzt, am frühesten im Cantional H. Schein's vom J. 1627. Sie ist aber keine Stammmelodie auf das von Martin Rutilius, Archidiakonus zu Weimar und früherem Amanuensis Luthers (geb. 1550, † 1618), am 29. Mai 1604 gedichtete Bußlied (Nro. 130. im W. G. von 1741 — V. 7—10. sind übrigens vom Diakonus Joh. Major in Weimar, seit 1605 Superintendent zu Jena), sondern ist ursprünglich eine Weise der böhmischen Brüder auf das Lied:

„Die Nacht ist kommen,
Drin wir ruhen sollen.
Gott walt's zum Frommen
Nach seim Wohlgefallen,
Daß wir uns legen
In sein Gleit und Segen,
Der Ruh zu pflegen."

Dieß gibt Winterfeld, der es im 1. Theil seines Werkes bestritten, nun im 2. Theil S. 241 zu. Sie findet sich im Choralbuch der böhmischen Brüder vom J. 1535 mit vielen Dehnungen. Schein hat sie vereinfacht, wie wir sie jetzt noch haben, und besser harmonisirt. In D dur erscheint sie ums J. 1638 bei Joh. Stobäus. Im W. Ch. von 1744 steht neben dieser seit 1664 schon in W. gebräuchlichen Weise noch eine andere, h c d c h | a g g fis, die später nicht mehr vorkommt. In J. Jeep's „geistlichen Psalmen und Kirchengesängen. Nürnb. 1607" findet sich eine von Jeep selbst erfundene und vierstimmig gesetzte Weise in phrygischer Tonart.

Die neuere Melodie zum Gellert'schen Liede: „Gott ist mein Hort" g h c d | h d c h, ist aus dem Hohenlohe'schen Melodienschatz (Thl. I. 601). Im W. Ch. von 1798 findet sich eine von N. F. Auberlen im J. 1794 aus einer von C. Ph. Em. Bach im J. 1758 componirten Ode in einen Choral verwandelte Melodie: e gis a h.

233. Treuster Meister! deine Worte.

Aus dem fünften Buch der „geistlichen Seelenlust" des **Angelus Silesius** vom J. 1668 mit der Ueberschrift: „Sie (die Seele) begehrt von ihrem Meister gelehret zu werden."

Das Original, das fast ganz treu wiedergegeben ist, hat V. 3. — „Sprich doch ein in meiner Höhle, rede doch zu meiner Seele — — deiner Liebe Liebsgebot"; V. 5.: „Englische Geberden"; V. 6.: „Also werd' ich mich entbinden und der Seelen Ruhe finden".

Zur Melodie s. Nro. 466.

234. O Mensch, wie ist dein Herz bestellt.

Aus des Bremer Cantors **Laurentius Laurentii** (Thl. I. 209) „Evangelia melodica" vom J. 1700. Ein nach dem Sinn des Evangeliums auf Sexagesimä (Luc. 8, 4—15.) eingerichtetes geistliches Lied.

Vom Original fehlt V. 3. 5. 7., deren jeder eine nähere

Nutzanwendung der verschiedenen Bilder des Gleichnisses vom Samen enthält (s. Nro. 119. im W. G. von 1741).

Zur Melodie s. Nro. 605.

235. Treuer Heiland, wir sind hier.

Von Chr. H. **Zeller**, Gründer und Vorsteher des Armenkinder- und Armenschullehrer-Instituts in Beuggen (Thl. I. 643). Ein schönes, liebliches Lied, zuerst mitgetheilt in dem von ihm herausgegebenen Monatblatt von Beuggen; sodann in Knapp's Liederschatz von 1837. Ganz im Sinne dieses Liedes will der Dichter auch in seinen „Lehren der Erfahrung für Land- und Armenschullehrer" mittelst des Worts Gottes „Herz und Sitte" durch Lehre und Unterricht gebildet wissen.

Die **Melodie**, as g as b a des des c, ist von Stiftsorganist **Kocher** in Stuttgart (Thl. I. 662) in den auf Knapp's Liederschatz eingerichteten „Stimmen aus dem Reich Gottes" vom J. 1838 zum erstenmal (als Nro. 201.) mitgetheilt.

236. Herr, dein Wort, die edle Gabe.

Eine kleine, aber köstliche Perle aus dem Perlenkranz der Lieder des Grafen Nik. L. **v. Zinzendorf** (Thl. I. 366), die er zuerst veröffentlichte in seiner Schrift: „Die letzten Reden unseres Herrn und Heilandes vor seinem Kreuzestode, das 14—17. Kap. Johannis in sich haltend. 1725." Von hier nahm er dieses Lied in sein Londoner Gesangbuch vom J. 1753 auf.

In demselben ist sein ganzer Sinn dargelegt. Als er im Jahr 1719 als 19jähriger Jüngling eine Reise durch Holland und Frankreich machte, geschah es, daß er in der Gemäldegallerie zu Düsseldorf am Rhein ein Gemälde sah, auf welchem der mit Dornen gekrönte Heiland abgebildet war; unten aber standen die Worte: »Hoc feci pro te, quid facis pro me?« — „Das that ich für dich, was thust du für mich?" Der Eindruck, den dieß auf seine junge Seele machte, war groß. „Ich fühlte", schrieb er nachher darüber, „daß ich hierauf nicht viel würde antworten können und bat meinen Heiland, mich in die Gemeinschaft seiner Leiden mit Gewalt zu reißen, wenn mein Sinn nicht hinein wolle." Von da an blieb es auch der Grundton seines ganzen Lebens: „Laß mich eifrig seyn beflissen, dir zu dienen früh und spat" (V. 2.), oder wie er in einem andern Liede es ausspricht: „Ich habe Eine Passion und die ist Er, nur Er." Früh und spät diente er nun seinem Herrn, unermüdlich vom Morgen bis zum Abend, in nie erlöschendem Feuer, von der Jugendzeit bis zum späten Alter. Aus der Liebe zu Jesu entstand in ihm, wie er selbst bekennt, von seiner Jugend an jenes Feuer in seinem Gebein, Jesu ewige Gottheit zu **predigen**, nur ihm zu leben, ihm zu dienen, ihn

auf alle Weise zu verherrlichen. Als Jüngling schon hatte er stets den Drang, ein Prediger des süßen Evangeliums zu werden. Als er aber zum Manne gereift war, ließ er unter seiner Leitung auf der Brüdersynode zu Marienborn im Dezember 1740 folgende Sätze feststellen:

„Die Schrift bleibt immer das große Orakel, von dem die letzte Decision dependiret. — Wer der Bibel aus Vernünftelei nicht glaubt, der hat den h. Geist nicht. — Wir müssen keine der unsern, auch besten Schriften, der Bibel gleich setzen. — Die h. Schriften A. und N. Testaments sind so absolut göttliche Werke, daß Alles für einen Menschen, der selig werden will, so hinlänglich und vollkommen darin zu finden ist, daß man bis auf die Zukunft Christi nichts mehr braucht und daß nichts mehr und anders festgestellt werden kann und darf."

So suchte er seine Gemeinde allein auf den Grund der Apostel und Propheten zu erbauen und bereitete dreißig Jahre hindurch alle göttlichen Wahrheiten nach biblischer Methode für das Herz.

Zinzendorf wußte die Bibel von Jugend an und gewann sie so lieb, daß sie nie von seinem Munde kam. Er las sie bis zu seinem Erblassen ohne Unterlaß; als gereifter Mann las er sogar einmal drei bis vier Jahre lang kein anderes Buch, als die Bibel. Es lebte in ihm ein fester, kindlicher Sinn, zu glauben alle dem, was geschrieben steht. „Darum war es ihm", sagt Spangenberg, „viel wichtiger, ein Prediger des Evangeliums zu seyn, als die größten Ehrenstellen in der Welt zu bekleiden. Darum achtete er die Schmach Christi höher, als alle Standesvorzüge, und freute sich, wenn er um Jesu willen zu leiden gewürdiget ward. Aus eben dieser Quelle floß sein unermüdeter Fleiß im Dienste des Heilands und seine oftmalige Bekümmerniß über einigem Zurückbleiben, nicht weniger sein unaufhörliches Sehnen nach dem vertraulichen Umgang mit ihm." Darum opferte er auch gern allen weltlichen Glanz hin, legte seinen Grafentitel ab, verwandte sein großes Vermögen für eine auf das Wort Gottes zu gründende Gemeinde und für dessen Verbreitung unter den Heiden, und ward der göttlichen Weisheit zu lieb, die er aus dem Wort Gottes gelernt, ein Thor vor der Welt (1 Cor. 3, 19.). Darum hatte er, seinem eigenen Bekenntniß gemäß, an eigener Habe viele Jahre lang für sich nie hundert Thaler beisammen.

Den ersten Vers dieses Liedes reichte einst ein evangelischer Reisender im J. 1798 einem Franziskanermönch geschrieben zum Lesen dar. Dieser wurde dadurch tief gerührt und beschloß bei sich selbst, auch Andere damit zu erquicken und deßhalb den Vers drucken zu lassen. Nun bestand sein ganzes baares Vermögen bloß in zwei Gulden, welche er zu einem Hemd geschenkt bekommen hatte, um es einst auf dem Krankenbett mit seiner Kutte vertauschen zu können. Diese gab er aber jetzt willig bis auf den letzten Kreuzer dran, um den Druck bestreiten zu können, und hielt sich für dieses große Opfer

reich bezahlt, wenn er dadurch zum Heil seiner Brüder etwas beitragen und sie mit diesem köstlichen Vers erquicken und zum Wandel nach des Herrn Wort stärken könne.

(Basler Sammlungen. 1798.)

Zur Melodie vgl. Nro. 132.

XIII. Sakramente.

A. Die heilige Taufe.

237. Mehr sieht das Aug' im Taufen nicht.

Der 7. Vers aus dem Liede: „Christ, unser Herr, zum Jordan kam", das **Luther** im J. 1543 über die Geschichte der Taufe gedichtet hat (Nro. 80. im W. G. von 1741). Nachdem er in der Wittenberger Kirchenordnung festgesetzt hatte, daß am Sonntag nach dem Neujahr von des Herrn Christi und unserer Taufe nach Matth. 3. in der Kirche geprediget werde, so dichtete er dasselbe mit 7 Versen (der 8. ist ein späterer Zusatz) zu diesem besondern Zweck, und gab ihm selbst den Titel: „Ein geistlich Lied von unserer heiligen Taufe, darin fein kurz gefasset, was sie sey, wer sie gestiftet habe, was sie nutze". Cyr. Spangenberg nennt es eine „kleine Taufpostille".

Der 7. und letzte Vers lautet im Original:

„Das Aug' allein das Wasser sieht,
Wie Menschen Wasser gießen:
Der Glaub' im Geist die Kraft versteht
Des Blutes Jesu Christi,
Und ist vor ihm ein' rothe Fluth,
Von Christus Blut geferbet,
Die allen Schaden heilen thut,
Von Adam her geerbet,
Auch von uns selbs begangen."

Luther sagt einmal hierüber: „Daß wir aber solches durch den Glauben empfinden und fühlen, da muß der h. Geist mit seinem Feuer uns erleuchten und anzünden. Weil nun solches Alles geschieht bei diesem heiligen Sakrament der h. Taufe, soll's man billig nicht ansehen, wie's die Kuh ansiehet, daß es Wasser und naß ist, sondern daß es eitel Blut des Sohnes Gottes und eitel Feuer des h. Geistes ist, darinnen der Sohn durch sein Blut heiliget, der h. Geist durch sein Feuer badet, der Vater durch sein Licht und Glanz lebendig machet, also daß sie Alle drei persönlich gegenwärtig und zugleich einerlei göttlich Werk ausrichten und alle ihre Kraft in der Taufe ausschütten."

(Luthers Werke. Walch. Ausg. VII. 1655.)

Luther fragte auch einmal seine Ehefrau: „Ob sie auch glaubte, daß sie heilig wäre?" Da verwunderte sie sich und sprach: „Wie kann

ich heilig seyn; bin ich doch eine große Sünderin." Darauf sagte Dr. Martin: „Sehet nur da den päbstlischen Greuel, wie er die Herzen verwundet, also daß sie nichts mehr sehen können, denn nur die äußerliche, persönliche Frömmigkeit und Heiligkeit, so ein Mensch selber vor sich thut." Und er wandte sich zu ihr und sprach: „Glaubest du, daß du getauft und eine Christin bist, so mußt du auch glauben, daß du heilig bist. Denn die h. Taufe hat solche Kraft, daß sie die Sünden ändert und verwandelt, nicht, daß sie nicht mehr vorhanden wären und nicht gefühlet würden, sondern, daß sie nicht verdammen. Der Taufe Wirkung, Macht und Kraft ist so groß, daß sie alle Anfechtungen aufhebt und wegnimmt."

(Luthers Tischreden. Walch. Ausg. Tom. XXII. 848.)

Avenarius erzählt in seinem Liederkatechismus S. 147:

Ein Bürger von Meinungen, der vorher liederlich und gottlos gelebt, hörte einst im J. 1684 bei der Taufe seines Kindes in der Kirche die Worte des 6. Verses singen:

„Wer nicht glaubt dieser großen Gnad,
Der bleibt in seinen Sünden
Und ist verdammt zum ew'gen Tod
Tief in der Hölle Gründe."

Da war es nicht anders, als ob er von einem heftigen Donnerknall erschreckt würde, so daß er zitterte und bebte und nicht wußte, wie ihm geschah. Zu Haus war er ganz in sich gekehrt und betrübt, statt sich mit der Taufgesellschaft zu unterhalten. Er gieng öfters von seinen Gästen weg, nahm sein Gesangbuch und las diesen Vers immer wieder durch. Als er nun die Gefahr sah, darin er steckte, nahm er sich vor, von seinem wilden, wüsten Leben abzustehen, erzählte dieß seinem Beichtvater und fieng auch in der That ein neues Leben an, worauf er nach etlichen Jahren selig verschieden ist.

Die **Melodie**, d e f g a g c h a, dorischer Tonart, ist dem weltlichen Volksgesang entlehnt und findet sich zuerst in Walther's Gesangbuch vom J. 1524 auf das Psalmlied: „Es woll' uns Gott genädig seyn" (Nro. 258. im W. G. von 1741), das Luther im J. 1524 auf den 67. Psalm gedichtet hatte. Erst in Klug's Gesangbuch vom J. 1543 erscheint diese Melodie in Verbindung mit dem eben erst gedichteten Liede: „Christ, unser Herr, zum Jordan kam", und jenem Psalmlied ist nun die phrygische Melodie angeeignet, die ihm seither blieb und ihm schon beim frühern Abdruck des Klug'schen Gesangbuchs vom J. 1535 beigegeben war, in welchem Jahr sie wahrscheinlich ausdrücklich für dieses Lied erfunden worden war.

Cyr. Spangenberg sagt in der Cithara Lutheri über die dorische Melodie: „Ich schweig' jetzt der schönen Melodey und Weise, die dieser Psalm hat, so gar gravitätisch und artlich gestellet, daß gleich

die Noten mit ihrem Ton wie in einer Aktion augenscheinlich zeigen, als würde in unserer Gegenwart gehandelt, davon wir singen. Und wenn dann irgend ein Gnadenwörtlein kommt, hat es eine sonderlich tröstliche Resonanz, damit gleich der Geist in uns erwecket und getröstet wird."

239. Liebster Jesu, wir sind hier, deinem.

Aus Benj. **Schmolke's** erster Liedersammlung „heilige Flammen der himmlisch gesinnten Seelen" vom J. 1704, wo es die Ueberschrift hat: „Gute Gedanken der Pathen, welche mit einem Kinde zur Taufe reisen." Daneben steht ein schönes Lied der Pathen, die nach der Taufe nach Hause reisen: „Nun Gottlob! es ist vollbracht und der Bund mit Gott geschlossen."

Der 4. Vers eignet sich gar lieblich zum Schlußlied bei einer öffentlichen Taufhandlung.

Vom Original fehlt ohne Schaden V. 4. und 5. Zur Charakteristik der Schmolke'schen Dichtungsart stehen sie hier:

„Wasch es, Jesu, durch dein Blut
Von den angeerbten Flecken,
Laß es bald nach dieser Fluth
Deinen Purpurmantel decken.
Schenk ihm deiner Unschuld Seide,
Daß es sich in dich verkleide."

„Mache Licht aus Finsterniß,
Setz es aus dem Zorn zur Gnade,
Heil den tiefen Schlangenbiß
Durch die Kraft im Wunderbade.
Laß hier einen Jordan rinnen,
So vergeht der Aussatz drinnen."

Zur Melodie vgl. Nro. 274. oder Nro. 277.

240. Ewig, ewig bin ich dein.
241. Ich bin getauft auf deinen Namen.

Diese Seitenstücke aus älterer und neuerer Zeit, das erste von Joh. A. **Cramer** (Thl. I. 510), das andere von Joh. Jak. **Rambach** (Thl. I. 262), hatten früher eigene Weisen. Jenes erhielt eine von Frech (Thl. I. 662) im W. Ch. von 1828 (g g a h c h a) und dieses von Störl im Ch. von 1744 (a a h c h a h c d e e). Zu der nun vorgeschriebenen Melodie der ersten vgl. Nro. 224., der zweiten Nro. 14.

Von Nro. 241. ist das Original möglichst treu bewahrt, weßhalb der Beisatz „nach Rambach" unrichtig ist. Der Schluß von V. 3. heißt: „Des Satans schnöden Werken ab."

242. Ich bin in dir und du in mir.

Ein köstliches Lied von A. **Knapp** (Thl. I. 633) gedichtet im J. 1839.

Ueber dasselbe urtheilt die sonst einen sehr strengen Begriff ächter Kirchlichkeit bei Beurtheilung der Lieder des W. G. festhaltende evangelische Kirchenzeitung von Hengstenberg. 1843. Februar-

heft. S. 76 so entschieden günstig, daß sie sagt: „Dieses Lied trifft, wie wenige der neuern Lieder, den ältesten, ächtesten evangelischen Kirchen- und Volkston und ist zu den Liedern zu zählen, welche sich unmittelbar an die alten Muster des evangelischen Kirchengesangs anschließen und die Aufnahme in jedes neu zu bildende Kirchengesangbuch entschieden fordern."

244. Vor dir, Todesüberwinder.

Von A. **Knapp** am 1. Mai 1822, als er noch Vikar in Gaisburg bei Stuttgart war (Thl. I. 634), für seine Confirmanden gedichtet. Er sang es zum erstenmal mit ihnen unter einem Blüthenbaum auf einem Berg in der lieblichen Gegend von Gaisburg.

Zur Melodie s. Nro. 634.

245. Stärk' uns, Mittler, dein sind wir.

Aus Dr. Balth. **Münter's**, ersten Predigers an der deutschen Petrigemeinde in Copenhagen (Thl. I. 487), „Liedersammlung. 1. Thl. 1773."

Knecht verherrlichte dieses Lied durch eine kräftige, herzliche, wunderbar ergreifende **Melodie**, deren Klänge bei Vielen aus den Jugendtagen und von der feierlichen Stunde ihrer Taufbundeserneuerung her stets in heiliger Erinnerung nachtönen werden. Sie ist aus **B Dur** im J. 1793 componirt und durch das Choralbuch von 1798 in Würtemberg eingeführt (f b̄ b̄ a b̄ d̄ d̄ c).

B. Das heilige Abendmahl.

248. Gott macht ein großes Abendmahl.

Aus Erdmann **Neumeister's**, Pastors zu Hamburg (Thl. I. 390), „Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern" vom J. 1755, wo es mit der Ueberschrift: „Vom Beruf Gottes zu seinem Reich. Luc. 14, 16—24." steht.

Zur Melodie vgl. Nro. 313.

249. Laß irdische Geschäfte stehen.

Aus **Neumeister's** Communionbuch unter dem Titel: „Der Zugang zum Gnadenstuhl Jesu. Weißenfels. 1705."

Vom Original, von welchem V. 8. und 9. fehlen (s. Nro. 106. im W. G. von 1741), sollte der letztere wegen seines dogmatischen Moments nicht fehlen.

250. Ich komme, Herr, und suche dich.

Aus Gellert's „geistlichen Oden" vom J. 1757, mit der Ueberschrift: „Am Communiontage."

Das Original, das im W. G. von 1791 in abgeschwächter Gestalt stand, ist treulich wiedergegeben.

Zur Melodie s. Nro. 57.

251. Schmücke dich, o liebe Seele.

Das salbungsvollste aller Abendmahlslieder — aus des Gubener Bürgermeisters, Joh. Frank (Thl. I. 171), „geistlichem Sion" vom J. 1674, aber schon um's J. 1649 gedichtet.

In Sachsen-Meiningen hieß dieses Lied zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nur „das Fürstenlied", denn der Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen ließ es sich jedesmal zum h. Abendmahl singen und sang es mit ganz besonderer Seelenvergnügung. Der Hofbediente, der es beim Cantor bestellte, sagte nur: „Des Herzogs Lied soll gesungen werden."

Avenarius, welcher Prediger in Schmalkalden war, erzählt in seinem Liedercatechismus vom J. 1714, es sey in seiner Gemeinde ein frommer und begüterter Bürger gewesen, der eine so große Liebe zu diesem geistreichen Liede getragen, daß er, so oft er zum h. Abendmahl gieng, dem Cantor Geld zu einer Maaß Wein schickte, damit er ihm ja solches unter der Communion singen möge.

Eine evangelische Gräfin kam einmal zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf einer Reise nach Wien im Oestreichischen zu einer ganz besondern Abendmahlsfeier. Da saßen nämlich in dem Dorfwirthshaus, in welchem sie unterwegs übernachten mußte, ein ganzer Tisch voll Bauersleute beisammen, um, wie sie öfters thaten, bei einer auf den Tisch gestellten Kanne Bier christliche, erbauliche Gespräche zu führen und das h. Abendmahl gemeinschaftlich zu genießen. Die Kanne sollte sie sicher stellen, als wären sie bloß des Trunkes halber beisammen, denn es war ihnen strenge verwehrt, nach Christi Einsetzung das Abendmahl zu feiern und das Evangelium frei zu gebrauchen. Als nun die Gräfin ihr Vorhaben erkundet hatte, ließ sie ihnen durch den Wirth ihren Wunsch ausdrücken, ihrer Andachtsfeier auch beiwohnen zu wollen, indem sie sich als evangelische Glaubensgenossin zu erkennen gab, und setzte sich dann mitten unter sie. Da sang denn nun dieses Häuflein Communikanten von seltener Art den 3. Vers dieses Lieds mit tiefster Herzensbewegung und Vergießung vieler Thränen.

(Sammlung auserlesener Materien zum Bau des Reichs Gottes, 9. Beitrag. S. 60.)

Dieses Lied ist bald nach seinem Erscheinen in kürzester Zeit fast allenthalben öffentlich eingeführt worden. Selbst die bekehrten Malabaren singen es in ihrer Zunge bei ihren h. Liebesmahlen.

Das sehr gut bearbeitete **Original** hat neun Verse; V. 3. 5. 6. fehlen (vgl. Nro. 169. im W. G. 1741).

Die **Melodie**, gis fis e fis gis h a gis, aus **Es Dur** erst seit Knecht in Würtemberg gebräuchlich, ursprünglich aber und in den Störl'schen W. Gb. von 1711—1777 in **F Dur**, ist von Joh. **Crüger**, in dessen „geistlichen Kirchenmelodien" vom J. 1649 sie sich zuerst findet (Thl. I. 417). Winterfeld sagt von ihr, „es spiegelt sich darin die innige Sehnsucht nach lebendiger Einigung mit dem Heilande ab." Und schon ein alter Musikus gab nach Avenarius Bericht folgendes Urtheil über sie ab: „Wenn die Engel im Himmel eine zu diesem Gesang wohl anständige Melodie hätten sollen vorsingen, so würden sie keine bessere können erdichten, als diejenige gerathen, die zu diesem Lied eigentlich gehöret."

252. Halt im Gedächtniß Jesum Christ.

Gedichtet ums J. 1700 von **Cyriakus Günther** als Gymnasiallehrer in Gotha (Thl I. 210), zum erstenmal gedruckt im Jahr 1714 und in Thl. II. von Freyl. G. aufgenommen, mit der Ueberschrift: „Ueber 2 Tim. 3, 8." Das Lied ist in der von J. S. Diterich überarbeiteten Form gegeben.

Das **Original** ist aber ungleich kräftiger und schöner:

„Halt im Gedächtniß Jesum Christ!
O Mensch, der auf die Erde
Vom Thron des Himmels kommen ist,
Dein Bruder da zu werden.
Vergiß nicht, daß er dir zu gut
Hat angenommen Fleisch und Blut.
Dank ihm für diese Liebe.

Halt — — — — — —
Der für dich hat gelitten,
Ja, gar am Kreuz gestorben ist
Und dadurch hat bestritten
Welt, Sünde, Teufel, Höll und Tod
Und dich erlöst aus aller Noth.
Dank ihm — — — —

Halt — — — — — —
Der auch am dritten Tage
Siegreich vom Tod erstanden ist,
Befreit von Noth und Plage.
Bedenke, daß er Fried' gemacht,
Sein Unschuld Leben wiederbracht.
Dank ihm — — — — —

Halt — — — — — —
Der nach den Leidenszeiten
Gen Himmel aufgefahren ist,
Die Stätt' dir zu bereiten,
Da du sollst bleiben allezeit
Und sehen seine Herrlichkeit.
Dank ihm — — — — —
(dieser Vers fehlt.)

Halt — — — — — —
Der einst wird wieder kommen
Und sich, was todt und lebend ist,
Zu richten vorgenommen.
O denke, daß du da bestehst,
Und mit ihm in sein Reich eingehst.
Dank ihm — — — — —

Gieb Jesu, gieb, daß ich dich kann
Mit wahrem Glauben fassen,
Und nie, was du an mir gethan
Mög' aus dem Herzen lassen;
Daß dessen ich in aller Noth
Mich trösten mög', und durch den Tod
Zu dir ins Leben dringen."

Zur **Melodie** vgl. Nro. 26. Das W. Gb. von 1798 hat eine eigene Weise, die Knecht im J. 1798 erfunden hat.

253. Mit dem Haufen deiner Frommen.

Als **Lavater** (Thl. I. 519), welcher dieses Lied in dem zweiten Fünfzig seiner christlichen Lieder vom J. 1776 veröffentlichte, sich

kaum wieder etwas erholt hatte von der tödtlichen Schußwunde, die er im September 1799 erhalten hatte, so war es für ihn der größte Genuß im September 1800 noch einmal „mit dem Haufen der Frommen" das neue Bundesmahl feiern und mit seiner lieben Gemeinde am allgemeinen Buß= und Bettag communiciren zu können: er that dieß auch unter großer Feierlichkeit und zu tiefster Rührung seiner und der Gemeinde. Seine „Krone wartete schon", bald darauf ward er zum großen Abendmahl versammelt (2. Januar 1801).

Zur **Melodie** vgl. Nro. 253. Das W. Gb. von 1798 hat auch für dieses Lied eine eigene ziemlich verbreitete Weise, die Knecht im J. 1796 gefertigt hat. Sie geht in lauter Intervallensprüngen einher.

255. Mein Jesu, der du vor dem Scheiden.

Das Hauptlehrlied von der Bedeutung des h. Abendmahls. J. J. **Rambach** dichtete es als Professor in Halle (Thl. I. 262) für das Freyl. G. frei nach einem ältern Communionlied:

„Mein Jesu, hier sind deine Brüder,
Die Liebe an einander hält,
Die haben nun als deine Glieder
Das Brod zu brechen angestellt,
Und wollen dein Gedächtniß preisen,
Wie du im Nachtmahl hast verheißen."

Das Abendmahl ist in dem Rambach'schen Lied dargestellt nach allen seinen Bedeutungen: 1) als Gedächtnißmahl — V. 2.; 2) als Versöhnungsmahl — V. 3.; 3) als Vereinigungsmahl — V. 4., nach Joh. 6, 56. wie Luther sagt, daß Christum essen die tiefste Vereinigung der glaubigen Seele mit Christo sey; 4) als Heiligungsmahl — V. 5., nach Röm. 6, 5. 11—13. 22.; 5) als Liebesmahl — V. 6., nach 1 Cor. 10, 17.; 6) als Auferstehungsmahl — V. 7., wie es schon die alten Kirchenväter nach Joh. 6, 54. 55. die Arznei der Unsterblichkeit nannten und Luther sagt: „Isset man ihn geistlich durch's Wort, so bleibet er geistlich in uns in der Seele, isset man ihn leiblich, im h. Abendmahl, so bleibt er auch leiblich in uns; wie man ihn isset, so bleibet er in uns und wir in ihm. Denn er wird nicht verdauet und verwandelt, sondern er verwandelt ohne Unterlaß uns, die Seele in Gerechtigkeit, den Leib in Unsterblichkeit," oder wie Calvin sagt: „Durch das lebendigmachende Fleisch werden wir zur Unsterblichkeit geweidet;" 7) als Vorschmack des himmlischen Abendmahls — V. 8.

Das Rambach'sche Original ist treu wiedergegeben bis auf die Stellen V. 1. Z. 4.: „In einem Testament vermacht," und V. 9. Z. 2.: „Ein solcher hoher Liebesschein."

Zur Melodie vgl. Nro. 201. Im ersten Theil des Freyl. G. findet sich eine eigene Halle'sche Weise: d es d c b a g g fis g g.

256. Komm, mein Herz, aus Jesu Leiden.

Aus **Woltersdorf's** „evangelischen Liederpsalmen" vom J. 1750 mit der Ueberschrift: „Gläubige Ergreifung des Heilandes im Abendmahl" — eines der beliebtesten Abendmahlslieder.

Das Original: „Komm, mein Herz, in Jesu Leiden deinen Hunger satt zu weiden, und ertränk dein sehnlich Dürsten in dem Blut des Lebensfürsten" hat 13 Verse, von welchen V. 4. 6. 10. und 12. fehlen. Dieselben lauten so:

V. 4. Weil der Unglaub' uns besessen,
Kann man nichts so leicht vergessen,
Als den Tilger unsrer Sünden,
Ja auch mir will's oft verschwinden,
Daß ich einen Heiland habe.
Und dann weiß ich keine Gabe
Zur Versöhnung darzubringen.
Nur durch ihn muß mir's gelingen.

V. 6. O ich Sünder! ich verdammter
Und von Sünden Abgestammter!
Was wollt' ich vom Troste wissen,
Wäre dieses weggerissen,
Daß ich einen Heiland habe,
Dessen Blut mich Sünder labe.
Besser wär' es, nie geboren,
Als dieß theure Wort verloren.

V. 10. Er befiehlt, mich satt zu essen,
Meines Jammers zu vergessen:
Er gebeut, mich satt zu trinken
Und in Freude zu versinken,
Daß ich einen Heiland habe,
Der sich selbst zur Opfergabe,
Ja sein Opfer mir zum Leben,
Mir zur Speis' und Trank gegeben.

V. 12. Ja! mein Heiland, den ich nehme,
Weil ich mich nicht knechtisch schäme:
Nehmet hin! so rufst du Allen,
Darum soll es laut erschallen:
Daß ich einen Heiland habe
Und an ihm mich muthig labe,
Trotz den Feinden, die mich hassen,
Ich will mich nicht stören lassen.

Die aufgenommenen Verse sind möglichst nach dem Original gegeben. Außer dem Eßlinger Gesangbuch von 1767 stand dieses Lied seither noch in keinem W. G.

Den in Vers 8. (Orig. V. 11.) ausgedrückten Sinn bewährte **Woltersdorf** auch in der Stunde des Todes, den er, erst 36 Jahre alt, als Pfarrer zu Bunzlau zu erleiden hatte. Da hörte man ihn leise die Worte aus einem seiner Lieder sprechen: „Hallelujah! es jauchzet, es springet das Herz, es weichet zurücke der traurige Schmerz." Nachdem er sodann noch etwas Weniges genossen hatte, sagte er im Hinblick auf den Herrn: „Wenn man dich genießet, wird Alles versüßet", und darauf entschlummerte er sanft (Thl. I. 275).

Der Dichter von Nro. 123., Spezial Ph. D. **Burk** von Kirchheim, ließ bei seiner Abendmahlsfeier auf dem Sterbebett, 1770, dieses Lied vorlesen.

Zur Melodie vgl. zu Nro. 251.

257. Herr, du hast für alle Sünder.

Aus Caspar **Neumann's**, Pfarrers und Professors der Theologie zu Breslau (Thl. I. 190), „Kern aller Gebete".

Das Original, das einer Ueberarbeitung bedürftig war, ist in der Fassung mitgetheilt, die ihm A. Knapp für seinen Liederschatz 1837 gegeben hat. Vers 5. fehlt.

Zur Melodie s. Nro. 85.

260. O Jesu, meine Wonne.

Aus Joh. **Rist's** (Thl. I. 134) „frommer und gottseliger Christen alltäglichen Hausmusik" vom J. 1654. Im W. G. von 1741 steht das Original als Nro. 278. mit 14 Versen unter den „Psalmen und Lobgesängen"; es fehlt V. 7. 9—11. ohne Schaden.

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Nun laßt uns Gott, den Herren" b b c g c b c b, findet sich zuerst in Selneccer's „christlichen Psalmen, Liedern und Kirchengesängen" vom J. 1587. Man hält deßhalb Selneccer für den Verfasser der Melodie, was jedoch nicht sicher anzunehmen ist, da diese Melodie dort nur überschrieben ist: „Herzog Johann Friedrichen zu Sachsen II Lied und Gratias", die gewöhnliche Bezeichnung für Selneccer's eigene Melodien aber fehlt, die Buchstaben D. N. S. Das Lied ist von dem Mühlhauser Superintendenten Helmbold (Thl. I. 100), unter dessen „dreißig geistlichen Liedern mit 4 Stimmen herausgegeben von Joach. v. Burgk. 1594" es mit dem Titel: „Ein gemein Danklied" steht, dem Herzog Johann Friedrich II. von Sachsen während seiner langen Gefangenschaft zum Trost gedichtet und übersandt worden, worauf es derselbe auch zu seinem Leib- und Tischlied gemacht hat. Die erste Strophe lautet:

„Nun laßt uns Gott dem Herren
Danksagen und ihn ehren,
Von wegen seiner Gaben,
Die wir empfangen haben."
(Nro. 277. im W. G. von 1741.)

In W. zuerst im Anhang zum gr. Kirch.-G. von 1686. Eine andere Melodie hiezu hat der Mühlhauser Cantor Joachim v. Burgk ums J. 1594 gefertigt. Später wurde die erstere Melodie auf das Gerhard'sche Lied: „Wach' auf, mein Herz, und singe" übertragen, woher sie dann auch den Namen erhielt.

261. Nimm hin den Dank für deine Liebe.

Von **Lavater** (Thl. I. 519), nicht von Georg Joach. Zollikofer, Prediger bei der reformirten Gemeinde in Leipzig, dem es in dem neuern Abdruck des W. G. zugeschrieben wird.

Im Original, das viel schöner ist, lautet der Anfang des Liedes: „Dank, ewig Dank sey deiner Liebe". Ohne Grund und zum Schaden ist der schöne 2. Vers weggelassen:

„Wie kann ich dich genug erheben,
Ich, der ich Zorn und Tod verdient?
Ich soll nicht sterben, sondern leben,
Weil du mich selbst mit Gott versühnt;
Du, der Gerechte, starbst für mich:
Wie preis' ich dich, wie preis' ich dich?"

Ueberdieß fehlen noch V. 8. und 9. des Originals (s. Hohenlohe'sches Gesangbuch vom J. 1784. Nro. 402.).

Zur Melodie vgl. Nro. 368. Silcher bot hiefür im W. Ch. von 1828 eine eigene Weise aus **Es Dur, g as g c b as b g f.**

262. Wie könnt ich Sein vergessen.

Aus Christian Gottl. **Kern's**, frühern Professors in Schönthal und nachmaligen Pfarrers in Dürrmenz (Thl. I. 638), nachgelassenen Gedichten im Jahrgang 1837 der Christoterpe mit dem Titel: „Abendmahlsfeier". Der 3. Vers, wie er im Original lautet, weist deutlich darauf hin, daß er dieses köstliche Liebeslied, das den Liedern eines Joh. Frank und Angelus Silesius wohl an die Seite gestellt werden darf, in seinen letzten Leidenstagen gedichtet hat. Er lautet:

„Ich darf, ich darf ihn lieben,
Der mir aus Todes Nacht,
Von meinem Schmerz getrieben,
Unsterblichkeit gebracht,

Der noch zur letzten Stunde
Mir reicht die treue Hand,
Bis auch die letzte Wunde
Ausheilt, die mich gebrannt."

Unter seinen Todesleiden, die sein Innerstes ganz durchläuterten, wurde ihm das Leiden Christi sehr groß. „O wie viel," sagte er öfters, „wie viel und schwer mag mein Heiland gelitten haben." Dann setzte er aber gewöhnlich noch hinzu: „Wir müssen glauben und folgen" (V. 2.).

Zur Melodie vgl. Nro. 142.

XIV. Das Gebet.

263. Gott ist gegenwärtig.

In diesem Liede hat **Tersteegen** (Thl. I. 219) sein innerstes Wesen ausgeprägt. Er dichtete es im J. 1731 mit der Ueberschrift: „Erinnerung der herrlichen und lieblichen Gegenwart Gottes."

Der Herzensfreund, der sein Leben schrieb, bezeugt von ihm: „Gottes Gegenwart schien ihm tief ins Herz geprägt zu seyn; sein ganzer Wandel war dadurch mit einer Liebesehrfurcht erfüllt; er glaubte mit voller Gewißheit, daß Gott auf eine besondere Weise in seinem Herzen gegenwärtig sey. Er sagte oft: „„Gott schauet in mich hinein."" Darum legte er dieser göttlichen Gnadensonne sein Inneres offen dar, um durch ihre Strahlen erleuchtet, erwärmt und belebt zu werden (V. 6.). Darum kamen auch alle seine Thaten und Bewegungen nicht aus eigener Anstrengung und gesetzlichem Zwang,

sondern fließen durch diese Liebesgegenwart Gottes aus freiem und sanftem Triebe. Dabei übte er sich beständig im Schauen auf Gott allein, damit er durch dieses Anschauen immer mehr erleuchtet werden und immer neue Lebenssäfte aus dem innigst nahen Gott und Heiland empfangen möchte" (B. 4.).

Bei Vers 5. und besonders bei den Worten: „Dich nur seh'n und finden" ist zu beachten, was Tersteegen am 19. Sept. 1766 an einen Freund schrieb, der ihn zum Besuch in einem benachbarten Orte einlud, und dessen Bitte er ablehnte: „Die lebendige Erkenntniß eines so allgenugsamen, innigstnahen Gottes gab mir eine tiefe und stets bleibende Grundneigung, gerne abgeschieden und mit diesem Gott allein zu seyn. Ach! die Geschöpfe hindern uns oft und wir hindern sie. Nun bleibt meine Maxime: „„Gerne bei den Kindern, am liebsten aber bei dem Vater zu seyn."" Ich danke Gott, der mir ein Kämmerlein gegeben hat, worin noch nie eine Creatur (kein Andenken an eine Creatur) mit eingegangen ist." — Diesem Vers hat er selbst die Bibelstellen beigesetzt: Jer. 23, 24. Ap.Gesch. 17, 28. Gal. 2, 20.

Bei Vers 7. ist zu beachten, was Tersteegen in einem Brief vom 5. Okt. 1748 an einen Freund schreibt: „Alles, was in mir ist, neiget sich zur Abgeschiedenheit und Einigkeit in und mit Gott. O, das heißt leben, so leben zu können! Da, däucht mich, ist mein Plätzchen, meine Speise, das Ziel meiner Berufung, nur von Allem ausgeleert und abgeschieden, einsam mit Gott im Geist leben zu können, Alles, was von dem Menschen ist, ruhen und schweigen zu lassen, um Gott und dem Göttlichen Raum zu geben, welches allein Wahrheit, Kraft, Leben und Seligkeit gibt. Wie theuer sind mir die Augenblicklein, die mir dazu übrig bleiben!"

Schon in der ersten Zeit seiner Bekehrung, als er das Bandweben noch trieb, war er Tage lang ganz abgeschieden, so daß er selbst einmal erzählt: „Ich sah oft in acht Tagen keinen Menschen, als das Mädchen, so mir Speise brachte. Wie vergnügt ich aber da gewesen, als ich allein wohnte, kann ich nicht aussprechen; ich dachte oft, kein König in der Welt könne so zufrieden leben, als ich damals lebte." Auch später, als er von so vielen heilsbegierigen Seelen aufgesucht wurde, retirirte er sich zur Sommerszeit oft in einen Wald, wo er dann den ganzen Tag in der Abgeschiedenheit zubrachte, was er seine süßeste Zeit nannte.

Was er in Vers 8. mit den Worten: „Wo ich geh', sitz' und steh', laß mich dich erblicken und vor dir mich bücken" bittet, das erreichte er, denn er konnte in seiner spätern Lebenszeit einem Freunde bekennen: „Ich sitze oder rede mit dir, so ist in meinem Innern ein immerwährendes Beugen und Anbeten."

(Tersteegen's Werke. II. Band. 3. Thl. 2. Aufl. S. 54. 65. 87.)

Das seltene Gnadenkind, Theodora Caritas, ein zweijähriges Töchterlein des Grafen Zinzendorf (geb. 20. Okt. 1730, † 2. Dez. 1732), diese frühreife Pflanze für den Himmel, dem durch seine frommen Eltern und Dienerinnen, die in kindlichem Umgang mit dem Heiland stunden, unter geistlichen, lieblichen Liedern Ohr und Mund früh aufgethan wurde, so daß es schon als anderthalbjähriges Kind Verse von Jesu beten und singen konnte, hatte eine ganz besondere Neigung zu diesem Liede. Es bat seinen Vater gar oft, ihm doch dieses Lied zu singen, und hatte hierbei ein so kindliches Gefühl der Gegenwart des Herrn, daß es einmal seiner Mutter, als diese es fragte, wo es gewesen sey? antwortete: „Bei dem Heiland und bei dem Papa." Dieses kindliche Empfinden der Allgegenwart Gottes trieb die Kleine aber auch an, dem Heiland auf ihren Knieen es abzubitten, wenn sie etwas versehen hatte, oder aus eigener Bewegung des Gemüthes ihren Eltern und Andern, die sie umgaben, es abzubitten, wenn sie von einem Fehler übereilet worden war. Aus demselben Gefühl der Gegenwart Gottes kam auch der Trieb bei ihr, für Andere zu beten, und deßhalb oft mitten unter ihren Spielen niederzuknieen. Sechs Wochen, nachdem sie das zweite Lebensjahr erst vollendet hatte, legte sie sich aufs Sterbebettlein, indem sie sang:

„Mein Heiland, nimm mich ein zur Ruh
Und mich in dich recht füge,
Schließ du mir selbst die Sinnen zu
Und sey du meine Wiege."

(Schubert, Altes und Neues. 4. Band. 1. Abth. S. 119—122.)

Tersteegen selbst hat in seinem Buche: „Das Leben heiliger Seelen", den Wandel eines Menschen beschrieben, bei welchem die Triebfeder alles Wesens und Wirkens das immerwährende, stetige Gefühl der Gegenwart Gottes war. Es war dieß der Bruder Lorenz von der Auferstehung. In seinem achtzehnten Jahr hat diesem Gott die Nichtigkeit der ehrgeizigen, selbstsüchtigen, menschlichen Plane und Hoffnungen in dem Mißlingen seiner Laufbahn als Soldat gezeigt. Als er nun mitten im Winter einen entlaubten Baum betrachtete und hierbei bedachte, wie schon um und in diesem entlaubten Baume eine Kraft geschäftig sey, welche in wenig Wochen aus dem dürren Holze Blüthen und Blätter hervortreiben werde, so wurde er von einem innig tiefen und lebendigen Gefühl der Allgegenwart Gottes ergriffen, das ihn seitdem nie wieder verließ.

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Wunderbarer König" cis cis cis cis h h, ist von Joach. Neander zu diesem seinem eigenen Lied, das die Ueberschrift hat: „Der zum Lobe des Herrn Anspornende" erfunden und steht schon in der ersten Ausgabe seiner Bundeslieder vom J. 1680 (e e e e d d). Sie wurde in W. eingeführt durch das Choralbuch von 1744, kam aber nicht recht in Gebrauch, so erhaben und majestätisch sie auch die Majestät Gottes preiset.

Die erste Strophe des Liedes heißt:

„Wunderbarer König,
Herrscher von uns Allen,
Laß dir unser Lob gefallen:
Deines Vaters Güte
Hast du lassen triefen,
Ob wir schon von dir wegliefen.
Hilf uns noch,
Stärk uns doch,
Laß die Zunge singen,
Laß die Stimme klingen."

264. Gott, gib mir deinen Geist zum Beten.

Aus Ph. Fr. **Hiller's** Schatzkästlein. 2. Thl. 1767 über den Spruch: „Betet ohne Unterlaß" 1 Theß. 5, 17. mit dem Beisatz: „Beten ist des inwendigen Menschen beständiges Athemholen. Dadurch wird das Leben aus Gott erhalten."

Zur Melodie vgl. Nro. 134.

266. Dein Heil, o Christ, nicht zu verscherzen.

Aus **Gellert's** „geistlichen Oden und Liedern" vom J. 1757, unter dem Titel: „Das Gebet." Gellert sagt hier in Reimen, was er in seiner siebenten moralischen Vorlesung. 4. Regel. S. 186—190 in Prosa gesagt hat.

Gellert war selbst ein rechter Beter. Er übte sich täglich, immer brünstiger im Gebet zu werden. So sagt er einmal von sich selbst: „Ich bin mit keiner Zeit meiner jüngern Jahre mehr unzufrieden, als mit derjenigen, in welcher ich die Pflicht des Gebets vernachläßigt habe, und ich erinnere mich sehr wohl, daß, wie mein Eifer im Gebet abnahm, unerlaubte Neigungen in mir zunahmen."

Im 8. Vers ermahnt Gellert zum Besuch des öffentlichen Gottesdienstes, und er hat ein Recht hiezu, wie nicht leicht ein Anderer. Denn sein Eifer in Abwartung desselben war außerordentlich und er blieb sich hierin bis ans Ende seiner Tage gleich; er besuchte nicht allein die sonntäglichen, sondern auch die wöchentlichen Gottesdienste so regelmäßig und unausgesetzt, daß ihn trotz seines kränklichen Zustandes keine noch so rauhe Witterung davon abhalten konnte, und man, wenn er nicht da war, sicher schließen durfte, daß ihn bedeutendere Krankheit oder das Verbot des Arztes zurückgehalten habe. — „und ihn zur Inbrunst zu erwecken."

Als Gellert's Beichtvater, der an einer kleinern Kirche zu Leipzig stand, abtrat, entschloß sich Gellert, fortan in der großen Nikolaikirche das heilige Abendmahl zu feiern, wobei er sich so äußerte: „Ich will mich nun mit einer großen Gemeinde vereinigen, denn als ein öffentlicher Lehrer der Tugend bin ich verbunden, sie auch hierin durch mein Beispiel zu erbauen." Und diese Erbauung hat er auch gestiftet, denn Viele haben bekannt, daß sie jedesmal durch seinen Anblick sehr gerührt worden seyen.

Vom Original, das vierzehn Verse hat, fehlen V. 3. 7. 8. 11. Zur Melodie vgl. Nro. 87.

268. Auf (Zu) dich hab' ich gehoffet, Herr.

Der 31. Psalm. In te, Domine, speravi — aus dem dritten Band der von Adam Reißner verfaßten Beschreibung der Stadt Jerusalem, welche nach seinem Tod in drei Foliobänden zu Frankfurt a. M. im J. 1574 herauskam. Er dichtete dieses Psalmlied aber schon im J. 1547 sich selbst zum Trost, als er in allerlei Widerwärtigkeiten und Kriegsdrangsalen stand, denn er begleitete als Geheimschreiber den alten berühmten Feldhauptmann Georg Freundsberg auf seinen Kriegszügen, und hatte ein viel bewegtes Leben (Thl. I. 74).

Er sprach sich selbst, nachdem er sich als Rechtsgelehrter in Frankfurt zur Ruhe gesetzt hatte, über seine Lebensführung in der Dedikation des zweiten Theils seiner Historia Hierosolymae vom J. 1563 also aus: „Nachdem mich Gott der Herr vor viel Jahren angegriffen und gedemüthigt, aber in allem Kummer und Trübsal Trost und Hülfe mir gethan und erzeiget und ich jetzt in meinem Alter mich befinde, spüre ich, daß mir Alles gut gedienet hat; denn durch solchen Handel bin ich der Welt und sie mir wiederum verleitet, daß mich allem Geschäfte, Dienst und Aemter entzogen, mich von Jedermann abgesondert und in einem eingezogenen stillen Jahre meine alte Studien wieder zur Hand genommen, und dabei viel Freud' und Ergötzlichkeit für alles Leid erfunden."

So kam sein Lied also recht tief aus seinem Herzen, das die Nichtigkeit und Falschheit der Welt erkannt (V. 5.) und den Segen des festen Gottvertrauens erfahren hatte. Darum geht es aber auch zu Herzen. Im J. 1547 gedichtet, treffen wir es schon in dem Straßburger groß Kirchengesangbuch. Zweite Ausgabe vom J. 1560.

Hier hat es die Ueberschrift: „Ein Bet- und Trostpsalm von der gewaltigen und allweg bereiten Hülf Gottes aus den Sünden, von Feinden und allerlei Gefahr und Uebel zum Preis und ewigen Lob Gottes." Seiffart nennt es in den Deliciae mel. „ein herrlich und unvergleichlich trostreiches Lied, welches wohl die rechte Christenburg heißen möge." So gibt ihm auch Schamelius den Titel: „Geistliche Burg und Festung."

Der Churfürst von Sachsen, Johann Georg I., sang nach seines Oberhofpredigers, Dr. Jak. Weller's, Zeugniß dieses Lied gar oft und gern, und gar manche gottselige Leute erquickten sich schon daran in ihrem Sterben, oder nahmen ihre Zuflucht dazu in den mancherlei Nöthen des Lebens.

So war einst im J. 1584 gegen den Generalsuperintendenten und Rektor collegii evangelici zu Augsburg, Dr. Mylius, weil er die Annahme des gregorianischen Kalenders verweigerte, durch die katholische Einwohnerschaft Augsburgs, wo der Rath größtentheils aus Katholiken bestand, eine Verfolgung erregt. Man griff ihn und setzte ihn unter großem Jammergeschrei seiner schwangern Frau und Kinder auf einen Wagen, um ihn gefänglich zur Stadt hinaus

nach Rom zu führen. Während er nun so auf dem Wagen sitzend durch die Straßen Augsburgs geführt wurde, sang er dieses Lied mit seinen Schwägern, die neben ihm giengen, mit überlauter Stimme. Dadurch wurde das Volk also bewegt, daß es, ehe noch der Wagen ans Thor kam, den Fuhrmann herunterriß und Mylius bei dem dadurch entstandenen Gedränge sich in ein nah gelegenes Haus flüchten konnte, von wo er dann in Weibskleidern sich vollends aus der Stadt schlich und nach Ulm flüchtete. Seine hochschwangere Frau aber kam vor Schrecken nieder und das neugeborene Kindlein starb bald darauf. Allein der Herr, den er vertrauend mit diesem Lied angerufen, war seine Hülfe und ehe ein Jahr vergieng, war er Professor der Theologie zu Wittenberg, wo er im J. 1607 als Generalsuperintendent starb.
(Wezel's Hymnopöographie. II. S. 199.)

Zu Vers 4.

Ein Bürger zu Stettin, erzählt Seiffart im J. 1704 in den **Del. mel.** S. 586, dem man wegen der bevorstehenden schweren Belagerung der Stadt bange machen wollte, erwiederte darauf ohne Anfechtung: „Sie hätten einen guten Wassergraben, das wären die Thränen der noch übrigen Frommen, und einen unüberwindlichen Stadtzwinger, das wären die Worte: „„Mein starker Gott in aller Noth! — Wer kann dir widerstreben?"" — Dieser Vers ist auch ganz aus Worten der Schrift zusammengesetzt, vgl. Psalm 18, 3. 62, 3. 1 Sam. 2, 2. 4 Mos. 32, 4. Röm. 8, 31.

Zu Vers 5.

Der fromme Joh. Arndt, Superintendent von Lüneburg, der das kostbare Buch vom wahren Christenthum geschrieben, pflegte, so oft er beim Beten dieses Liedes an diesen Vers kam, seine Mütze abzunehmen und vor's Gesicht zu halten. Als ihn nun einmal seine Collegen und selbst sein Fürst um die Ursache solchen Thuns befragte, gab er lächelnd zur Antwort: „Ich erinnere mich allezeit bei diesen Gesangsworten, daß mir Gott die Gnade thut und durch meine Feinde, Lästerer und Verläumder in meinem Christenthum mich je mehr und mehr lässet wachsen und zunehmen, indem sie wider ihren Willen meine Frömmigkeit, Andacht und Gebet vermehren, daß ich desto heiliger und andächtiger werde."
(Lutheri Betglöcklein von Treuer. Trl. I. Präf. S. 155.)

Zu Vers 6. (Ap.Gesch. 7, 59.)

So seufzte der Märtyrer des evangelischen Glaubens Dr. Robert Barns, Kapellan König Heinrichs III. von England, als er auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde, weil er bei seinem Streit mit dem Bischof Gardiner über der Lehre von der Rechtfertigung sich der lutherischen Lehre verdächtig gemacht hatte.
(Schamelius.)

Die **Melodie** aus E Moll, c e h̄ fis g a g fis e, erscheint

zuerst in dem Straßburger gros Kirchengesangbuch. Zweite Auflage vom J. 1560. Die Ausgaben des W. gr. Kirch.-G. von 1595—1711 dagegen haben eine andere Melodie — h h h a h c h a. In dem von Störl besorgten Gb. von 1711 und 1721 jedoch findet sich einzig die Straßburger Weise, neben der dann im W. Gb. von 1744 und 1777 noch eine Melodie aufgeführt ist — f f c c b a g a b a g f.

XV. Tag des Herrn und Gottesdienst.

269. Hallelujah! schöner Morgen.

Aus des schlesischen Predigers **M. Jonathan Krause's** (Thl. I. 403) Liedersammlung: „Die zum Lobe Gottes eröffneten Lippen der Glaubigen in b. Liedern über die Evangelien" vom J. 1732. Das Lied ist seither irrigerweise Schmolke zugeschrieben worden. Nicht fehlen sollte V. 5. des Originals.

„Wie soll ich mich heute zieren,
Daß ich Gott gefallen mag?
Hoffart mag die Zeit verlieren
Mit der Pracht an diesem Tag:
Schmücke, Herr, mich mit dem Kleid
Göttlicher Gerechtigkeit!"

Zur Melodie vgl. Nro 644.

270. Thut mir auf, die schöne Pforte.

Aus Benj. **Schmolke's** Liedersammlung: „Klage und Reigen" vom J. 1734, wo es unter den sogenannten Jugendliedern über die erste Gesetzestafel steht. Es ist also über das dritte Gebot gedichtet und hat die Ueberschrift: „Der erste Schritt in die Kirche."

Vom Original fehlen V. 5. u. 6.:

5. Rede, Herr, so will ich hören,
Und dein Wille werd' erfüllt.
Laß nichts meine Andacht stören,
Wenn der Brunn des Lebens quillt.
Speise mich mit Himmelsbrod,
Tröste mich in aller Noth.

6. Oeff'ne mir die grünen Auen,
Daß dein Lamm sich weiden kann,
Lasse mir dein Manna thauen,
Zeige mir die rechte Bahn,
Hier in diesem Jammerthal
Zu des Lammes Ehrensaal.

271. Beschwertes Herz, leg ab die Sorgen.

Von **Marperger**, dem nachmaligen sächsischen Oberhofprediger, in seinen Jugendjahren, 1704, gedichtet, als er kaum erst genesen war von einer langwierigen Krankheit, die in Folge eines Schlagflusses jählings über ihn kam und sein Herz aufweckte, also daß er dieselbe seine rechte, hohe, theologische Schule nannte (Thl. I. 393). **Bunsen** nennt es ein Lied voll hoher Weisheit von der wahren Anbetung und dem wahren Opfer.

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Mein Jesu, dem die Seraphinen" d e fis g a h a g g ist aus dem ersten Theil des Freyl. G. zu dem Lied von Wolfg. Christoph Deßler:

„Mein Jesu, dem die Seraphinen
Im Glanz der höchsten Majestät
Selbst mit bedecktem Antlitz dienen,
Wenn dein Befehl an sie ergeht:
Wie sollten blöde Fleischesaugen,
Die der verhaßten Sünden Nacht
Mit ihrem Schatten trüb gemacht,
Dein helles Licht zu schauen taugen?"

Sie ist wahrscheinlich von **Deßler** selbst (Thl. I. 248) im J. 1692 gefertigt oder von Benedikt **Schultheiß**, Organisten in Nürnberg, welcher zu dessen „Seelenlust" mehrere Melodien erfand. In W. wurde sie durch das Gb. von 1744 eingeführt.

272. Ja, Tag des Herrn, du sollst mir heilig.

Lavater, der Dichter dieses Lieds (Thl. I. 519), erzählt aus seiner Jugendzeit: „Weil ich die Predigten in der Kirche noch nicht recht verstanden habe, bin ich auf das Bibellesen während der Predigt gerathen (V. 4.); ich habe mein kleines Handbibelein mit zur Kirche genommen und darin mit unersättlicher Begierde gelesen. O wenn ihr wüßtet, was man kann, wenn man Gott sucht, sagte ich oft nach solchem Lesen der h. Schrift, wenn ich die andern Kinder so außer Gott und ohne Religion sah. O, wenn ihr wüßtet, wie mir ist! Meine Religion — oder das wenigstens, was meinen inwendigen Menschen — wie soll ich sagen — höher trieb, auszudehnen schien, stärkte, neu, lebendig machte, mich in die Ahnung einer neuen Welt hinüberzog — meine Religion war mir gerade das, was man ein Arkanum nennt. Es war mir, wie es einem seyn muß, der den Stein der Weisen zu haben glaubt."

(Lavater's Leben v. Geßner. I. S. 43.)

Die **Melodie** aus Es Dur g b es f g as c b as g ist von **Silcher** zu Tübingen (Thl. I. 662) im J. 1824 erfunden und durch das Gb. von 1828 in Würtemberg eingeführt worden; das von 1798 bot eine von Knecht im J. 1797 gefertigte Melodie gleichfalls aus Es Dur.

273. Jesu! Seelenfreund der Deinen.

Aus den 550 Liedern des schwäbischen Bauern **Michael Hahn**, Haupts der Michelianischen Gemeinschaften in Würtemberg (Thl. I. 565). Es steht als Nro. 358 in der „Sammlung von auserlesenen geistlichen Gesängen zur Erbauung und Glaubensstärkung in manchen Erfahrungen, Proben und Anfechtungen des Christen und wahren heilsbegierigen Seelen zum gesegneten Gebrauch verfaßt von Joh. Mich. Hahn in Sindlingen. Mit Fleiß zusammengetragen von einer Gesellschaft wahrheitsliebender Freunde. Zweite Aufl. Tüb. bei Fues. 1838."

Es hat daselbst unter der Rubrik: „Von der geistlichen Vermählung" die Ueberschrift: „Gebetslied in einer Zusammenkunft der

Gemeinde Jesu, aus Hohel. 5, 1. und Kap. 4, 17." Dieses Gemeinschaftslied möge zur Charakteristik hier in den Hauptversen seines Originals abgedruckt stehen:

1.
Jesu, Bräutigam der Deinen,
Sonne aller Herrlichkeit!
Wandelnd unter den Gemeinen,
Die du selber zubereit't:
Komm zu uns, wir sind beisammen,
Glaubend All' an deinen Namen.
Geuß doch Licht und Leben aus
Hier in dem Gemeinschaftshaus.

2.
Komm', belebe alle Glieder,
Oberherrlich, heilig Haupt!
Treibe aus, was dir zuwider
Und was deinen Einfluß raubt.
Laß sich deiner Klarheit Strahlen,
Gottesglanz, in uns abmalen,
Laß uns deine Gegenwart,
Doch empfinden rein und zart.

V. 3. (fehlt.)
Komme doch in deinen Garten,
Komm' zu deiner Geist'sgemein,
Alle Glieder deiner warten;
Dring in alle Herzen ein.
Laß uns deine Nahheit spüren,
Innig wollst du uns berühren.
Komm', du edler Lebensbaum,!
Nimm du ein des Herzens Raum.

V. 4. (fehlt.)
Laß in deinen Gottesgarten
Keine arge Füchse ein,
Sonst verderben sie die zarten
Und noch junge Weinstöcklein.
Treibe, Jesu, Herzbekehrer,
Von uns aus den Friedensstörer,
Sey du selbst alleine da
Innig einem Jeden nah!

V. 5. (3.)
Laß sich die Gemüther kehren
Nach dir, Glanz der Ewigkeit!
Laß den Seelengeist begehren
Wesen deiner Herrlichkeit!
Laß viel Licht und Leben fließen
In die Herzen sich ergießen;
Spiegle dich in jedem Grund,
Der mit dir im Gnadenbund.

V. 6. (4.)
Höre der Gemeine Bitte,
Hocherhab'ner Jesu Christ!
Wandle auch in uns'rer Mitte
Weil es sonst vergeblich ist,
Daß wir sind zusammenkommen;
Was nicht wird von dir genommen,
Tauget nicht für deinen Leib,
Für dein geistlich Lammesweib.

V. 7. (5.)
Komme doch in jede Seele,
In die kleinen Wurzgärtlein,
Salbe jede mit dem Oele,
Mit dem Lebensausfluß rein.
Laß uns deines Geistes Gaben
In uns ausgetheilet haben,
Offenbar durchs Alle dich,
Heiligs Haupt, recht herrliglich.

V. 11. (fehlt, wie auch die weniger interessanten V. 8—10.)
Wo dein mittelbares Wirken
Unter uns noch nöthig ist,
Wollst du eine Seele stärken,
Die dazu dir, Jesu Christ,
Mag am allerbesten taugen,
Die mit ihren Einfaltsaugen
Nur auf dich alleine sieht,
Deinen Einfluß lauter zieht.

V. 12. (fehlt.)
Wo ein Stern in deinen Händen
Wird nach deinem Willen sich
Immer drehend ziehen, wenden,
Den erfülle völliglich;
Daß wir deinen Ausfluß sehen
Aus ihm in die Seele gehen,
Bis ein Jeder wächst heran
Daß er dich ganz fassen kann.

V. 13. (fehlt.)
Leidend deinen Ausfluß fassend,
Laß, Herr, jede Seele seyn,
Auf gelehrtes Zeug nicht passend,
Das nur für den Kopf allein.
Nur Erfahrung wir begehren,
Nur Erfahren laß uns lehren,
Was du nicht kannst bringen bei
Ohne durch ein Mittel frei.

V. 14. (6.)
Was aus dir in uns geflossen,
Fließe wieder in dich ein,
Was die Seele hat genossen
Müsse deine Speise seyn.
Komme denn, dich zu vergnügen,
Laß dich alle Glieder kriegen,
Und verkläre dein' Gestalt,
Daß ein Jedes dich erhalt.

Darauf folgen nun noch zehn weitere Verse als „Antwort des Freundes": „Ja, Geliebte, ich will kommen" — — „freilich komm' ich, liebste Schwester, Weisheitskindern bin ich nah; O du allerliebste Esther! ich bin herzlich gerne da", — — „eßt und trinkt Euch Alle satt, füll' dich liebe Geist'sgemeinde" — „Goldnatur und Geisteswesen wird Euch machen auserlesen, wenn du in dem Tiegel bleibst und das Finst're von dir treibst" — — „Liebste! werde geistlich trunken, du sollt voller Geistes seyn, ganz und gar in mich versunken." —

Zur Melodie s. Nro. 598.

274. Liebster Jesu, wir sind hier, dich.

Von Tobias Clausnitzer, als Pfarrer zu Wenden in der Oberpfalz im J. 1671 gedichtet (Thl. I. 140).

G. Wimmer nennt dieß Lied „Rede mit Gott, ehe er mit uns redet", oder „Seufzer vor der Predigt."

Seiffart schreibt im J. 1704 an Avenarius: „Ein Bürger zu Zwickau kniete, so oft dieses Lied beim öffentlichen Gottesdienst angestimmt wurde, nieder, und sang solches auf eine recht devote Art mit. Als er von seinem Nachbar befragt wurde, warum er solches thue, gab er zur Antwort: „Mein Freund! ich habe viel hundert Predigten gehört, aber alle ohne Frucht und Nutzen, anjetzo aber gehen mir die Augen auf, daß ich sehe, woran es mir gefehlet, nämlich an Andacht und Eifer. Damit nun alle irdischen Gedanken von mir weichen, bitte ich Gott fußfällig und demüthig, daß er mein Herz in dieser Stunde zu sich ziehe und ich also nicht ein bloßer Hörer, sondern auch ein Thäter seines Wortes werden möge, worauf ich auch bisher eine selige Veränderung an meinem Herzen gespüret."

(G. Wimmer's Liedererklärung. Thl. I. S. 11.)

Die Melodie aus ADur, cis a h e d cis h a h ist aus Johann Rudolph Ahle's „neuen, geistlichen, auf die Sonntage durch's ganze Jahr gerichteten Andachten" vom J. 1644 und ursprünglich für folgendes Lied von Franz Burmeister aus Lüneburg auf den dritten Adventssonntag bestimmt:

> „Ja! er ist's das Heil der Welt,
> Ja, er ist's, dem nichts zu gleichen,
> Der sich prächtig eingestellt
> Durch verheiß'ne Wunderzeichen!
> Blinde sehen, Lahme gehen,
> Todte sieht man auferstehen!"

Erst später entlehnte man diese Melodie für Clausnitzer's Lied und von da an erst fand sie allgemeinen Eingang in den Kirchengesang, da dasselbe als Predigtlied sehr beliebt war; in W. zuerst im gr. Kirch.-G. von 1711.

Im Hohenlohe'schen ist eine andere Weise gebräuch-

lich, b f g es c b a b. Ihr Urheber ist Schulmeister, Präceptor Beuerlein in Kirchberg an der Jaxt (Thl. I. 601).

277. Nun gottlob! es ist vollbracht.

Aus des Diakonus M. Hartmann Schenk zu Ostheim (Thl. I. 168) „güldener Betkunst" vom J. 1677.

Die vorgezeichnete Melodie: „Meine Seel' ermuntre dich" c b a d d c b a auf das Passionslied Casp. Schade's († 1698):

„Meine Seel' ermunt're dich,
Deines Jesu Lieb' bedenke,
Wie er für dich gibet sich,
Darauf deine Andacht lenke:
Ach, erwäg' die große Treue
Und dich deines Jesu freue.
(Nro. 56. im W. G. von 1741)

findet sich in den W. Gb. von 1711—1744 und ist wahrscheinlich von dem Stiftsorganisten Störl zu Stuttgart (Thl. I. 448) erfunden. In dem von 1777 ist sie weggelassen, im Hohenlohe'schen aber hat sie sich bis auf die neueste Zeit im Gebrauch erhalten. Bei dem Lied: „Nun gottlob, es ist vollbracht" ist in den alten W. Gb. von 1711 rc. auf die Melodie: „Liebster Jesu, wir sind hier" verwiesen.

278. Ach, sey mit deiner Gnade.

Der apostolische Kanzelgruß — 2 Cor. 13, 13. — von dem Herrenhut'schen Dichter Carl Bernhard Garve (Thl. I. 616) in seinen „Brüdergesängen, der evangelischen Brüdergemeinde gewidmet. Gnadau. 1827" mitgetheilt.

Die Melodie, b es b b c g c b, ist eine Hohenlohe'sche Lokalmelodie von dem verstorbenen Schulmeister, Präceptor Sallmann in Oehringen (Thl. I. 601), auf Josua Stegmann's altes Lied: „Ach bleib' mit deiner Gnade" (Nro. 7.), dessen ersten Vers Garve auch fast unverändert an die Spitze seines Lieds gestellt hat. Am Schluß des neuen W. Gb. steht noch eine besondere Composition für den Kanzelgruß, welche zum erstenmal bei dem zur Eröffnung der Versammlung des Gustav-Adolphs-Vereins am 2. Sept. 1845 in der Stiftskirche zu Stuttgart gehaltenen Predigtgottesdienst von der Gemeinde gesungen wurde.

279. Gott Vater! aller Dinge Grund.

Von A. Knapp als Diakonus in Kirchheim im J. 1832 zur Einweihung der neuen Kirche von Korb bei Waiblingen im Remsthal gedichtet und am ersten Maisonntag des genannten Jahrs zum erstenmal von der festlich im neuen Gotteshaus versammelten Gemeinde vor der Einweihungspredigt gesungen. Der Predigttext war 1 Mos. 28, 17.

Zur Melodie s. Nro. 347.

280. Ziert das Thor mit frischen Zweigen.

Dem Vernehmen nach von Legationsrath Friedrich v. Kölle zu Stuttgart gedichtet.

Zur Melodie vgl. Nro. 67.

XVI. Heilsordnung.

A. Buße und Bekehrung.

284. Du hast ja dieses meiner Seele.

Von Dr. Johann Ulrich **Frommann** im J. 1702, als er noch Diakonus in Tübingen war, gedichtet (Thl. I. 296). Es ist der Leichenpredigt, welche er dem Kaufmann Joh. Georg Engel zu Tübingen im J. 1702 hielt, hinten angedruckt, hat aber dort bloß 5 Verse. In einem W. G. erschien es zum erstenmal im J. 1741.

Zur Melodie vgl. Nro. 368.

286. Kehre wieder, kehre wieder.

Aus Spitta's „Psalter und Harfe" vom J. 1833 (Thl. I. 624).

Die schöne, ansprechende **Melodie** aus Es dur, gis h gis e cis h h a gis, ist eine von Musikdirektor Frech in Eßlingen (Thl. I. 662) neu erfundene Weise vom J. 1843.

287. Wer sich auf seine Schwachheit stützt.

Von **Marperger**, mehrjährigem Prediger in Nürnberg und nachmaligem Oberhofprediger in Dresden, in seinen jüngern Jahren gedichtet (Thl. I. 393).

Dieses Lied findet sich schon in der Ausgabe des Dresdenischen Gesangbuchs vom J. 1722 unter einigen „auf Befehl und Verlangen beigefügten Liedern, und hat dort den Titel: „Wider die falsche Entschuldigung mit menschlicher Schwachheit."

Das Original: „Wer sich auf seine Schwachheit steurt, der — wer nicht Herz, Sinn und Muth erneurt u. s. w." ist möglichst getreu wiedergegeben. V. 2. Z. 3. steht „Höllengeist". V. 3. Z. 2. „macht von der Sünd' uns scheiden".

Zur Melodie s. Nro. 78.

289. Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn.

Gewöhnlich wird Barth. **Ringwaldt** als Verfasser dieses Liedes angegeben mit dessen Bußmahnungen, besonders im „treuen

Eckart" vom J. 1588, es ganz zusammenstimmt. Unter seinen Liedersammlungen, die meist vom J. 1581 sind, findet es sich jedoch nicht: auch ist es älter schon bekannt. Andere schreiben es dem Lehrer Hans Witzstädt, von Wertheim gebürtig, der 1528 unter den Wiedertäufern in Zwickau lebte, zu. Nach einer Abhandlung Dr. Veesenmeyers in Ulm in Dr. Ilgen's Zeitschrift für die historische Theologie ist Jörg Berkenmeyer, der um 1536 schon in Ulm lebte, der Verfasser. Näheres über denselben theilt er mit in seinen Beiträgen zur Geschichte der Literatur und Reformation. Ulm. 1792. Um 1536 wäre alsdann das Lied gedichtet worden, womit auch ganz zusammenstimmt die von Winterfeld erhobene Kunde, daß eine gewisse Kunigund Hergottin dieses Lied zwischen 1528 und 1538 in Nürnberg gedruckt habe. Ringwaldt dagegen ist erst 1530 geboren.

Den Inhalt des Liedes gibt Preuß (S. 182) so an: „Es wird darinnen gezeiget, daß Alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, Verfolgung leiden müssen. Man berührt hierauf die Thorheit der Weltkinder, welche dem wahren Christenthum abgeneigt, weil Bande der Trübsale dasselbe umgeben und doch nicht das tägliche Lasterleben wollen fahren lassen, worauf bei fortdauernder Unbußfertigkeit ohne alle Gnade ewige Schmach und Schande unausbleiblich erfolget, es mag der beharrliche und nun dahin fahrende Sünder noch so mächtig, reich, geehrt und gelehrt gewesen seyn. Man ertheilt frommen Kreuzträgern endlich diesen herzerquickenden Trost, ihre Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffe eine ewige, über alle Maßen wichtige Herrlichkeit."

Ein alter tapferer Mann pflegte, wie Herberger in der Herzpostille (S. 691) berichtet, oft bei diesem Liede seines Vaters zu gedenken, welcher, wenn er diesen Gesang gehört, sich der Thränen nicht habe enthalten können und zu seinen Kindern gesagt habe: „Welche selige Zeit habt ihr doch erlebt; wenn meine Eltern diese Worte vor ihrem Ende gehört hätten, wie wäre ihr Herz so freudig geworden."

Zu Vers 1. u. 2.

Das „Joch" erklärt Luther für die Ertödtung des alten Adams und Schamelius für die Lehren und Gebote Christi, besonders von der Demuth und Sanftmuth, die er von sich selbst anführt und von uns ungezwungen aus dem Glauben und in der Liebe und in innerlichem Triebe des Geistes gehalten, daher auch nicht schwer werden. Joh. 15, 10. Luc. 6, 46. 1 Joh. 5, 3.

David Beggerovius, Bürgermeister zu Treptau ertrug seine große Schwachheit mit beständiger Geduld und nahm dabei den 2. Vers zu seinem Stecken und Stab, indem er gar oftmals sprach: „Ich habe einen getreuen Gehülfen, Mittler und Fürsprecher an meinem Herrn Christo, er trägt das schwere Vordertheil des Kreuzes, ich aber trage

nur das hintere, leichteste Theil, wie die Kirche zu singen pflegt: „„„Mein Joch ist sanft, leicht meine Last ꝛc.““
(Bergmann trem. mortis hora. Thl. I. S. 414 ꝛc.)

Levinus von der Schulenburg, Domprobst zu Havelberg, welcher am 20. Oktober 1587 seliglich entschlafen, hatte den Spruch: Matth. 11, 29. 30. besonders lieb und ließ sich kurz vor seinem Ende dieses daraus gemachte Lied vorsingen, wobei er besonders den 1. u. 2. Vers oft wiederholte und dann bei seiner letzten Beicht sprach: „Ich verlasse mich auf Christum, der zu mir und Allen sprach: „„Kommet her zu mir Alle ꝛc.““; da lasse ich mich nicht ausschließen, kehre mich an keine Disputationes de praedestinatione et particularitate (an spitzfindige Lehren von einer besondern Gnadenwahl), ich verlasse mich auf Christum, der wird mich wohl schadlos halten.“
(Otho's evang. Krankentrost.)

Zu Vers 4.

„Schmach und Pein“ das ist, sagt Schamelius, das Absterben der Welt, das Tödten des Fleisches und alles deß, dazu das Fleisch Lust hat, stetige, inwendige Reue und Leid, dadurch man sich innerlich zu Gott wendet, kurz: Buße, Wiedergeburt, Selbstverleugnung. Das nennt Arndt im wahren Christenthum 1. Buch, Kap. 4.: das schwerste Kreuz.

Zu Vers 6. u. 7.

Dazu macht Heinrich Schwartz in seinem Memento mori S. 190 die Bemerkung: „Diese Worte werden oft gesungen, aber wenig bedacht, wiewohl sie werth wären, daß sie die Herren in ihre Wappen, die Soldaten in ihre Fahnen, die Studenten in ihr Stammbuch, die Krämer in ihren Kaufladen, die Handwerksleute in ihre Werkstatt und jeder Christ in sein Herz, wo es möglich wäre, mit goldenen Buchstaben schreiben ließe, damit sie ja Keinem aus seinem Gedächtniß kommen, sondern alle Tag als eine Erinnerung so nöthig, als täglich Brod möchten betrachtet und zu wahrer Gottesfurcht, und sonderlich zu einem seligen Sterbestündlein, wohl und nützlich angewendet werden.“

Zu den Worten: „Wird schwerlich ob ihm schweben,“ bemerkt Schamelius: „Schwerlich“ ist nicht so viel, als gar nicht. Der Text redet von dem gefährlichen Zustand des rohen, beharrlichen und in der Gewohnheit der Sünde fortgehenden Weltkindes auf dem Todtenbett, wie mißlich es NB. auf seiner Seite stehe, daß es bekehrt werde. Es weiß kaum, was Buße ist, und wo ist der Wille, wo sind gleich die Kräfte, Buße zu thun? Wer auf die Gnade gesündigt hat, dem wird sodann der Zorn Gottes entgegenstehen. Röm. 2, 4. 6, 1.

Zu Vers 8.

„Er muß aus diesem Maien“, d. i. dem lustigen Welt-

leben, wobei es zugeht, wie im Monat Mai, wo Alles schön und lustig ist. Weish. 2, 7. Da muß also einer fort, wenn's am lustigsten zugeht. **Semper** lustig — wie klingt das?

„Doch muß er an den Reihen", d. i. in den Chor oder Kreis, der im Tanz geschlossen wird. Es zielt auf die alten Gemälde, die man den Todtentanz nennt, da der Tod in einem Reihen der Tanzenden den Vorreihen führt, wie solches in Basel zu schauen ist.

Zu Vers 11.

Ein frommer Handwerksgesell sagte einst zu seinen Zunftgenossen, die ihn spöttlich hielten, zum Trunke nöthigen wollten und, als er sich dessen weigerte, ihn verlachten: „Gedenket doch, was ihr so oft in der Kirche mitgesungen, aber nie zu Herzen genommen habt: „„Schaut, daß ihr Gut's um Uebel gebt ꝛc."" (1 Petr. 3, 9. Röm. 12, 19. — Hiob 12, 5. Weish. 5, 3. — Matth. 7, 13.).

Vom Original fehlt V. 5. 14. u. 15. (vgl. Nro. 205. im W. G. von 1741).

Die **Melodie**, g g g d c d c b a, ist die uralte Volksweise: „Was wöll'n wir aber heben an". In dem Ton dieser Volksweise zu singen, ist es nämlich in dem bis jetzt aufgefundenen ältesten Druck des Lieds, den die Kunigund Hergottin zwischen 1528 und 1538 zu Nürnberg besorgte, aufgeführt. Nach Dr. Dietelmaier's vermischter Abhandlung aus allen Theilen der Theologie. 2. Bd. 2. Sammlung. S. 193 soll es gar die sechste Weise des Oktoechus, d. i. des griechischen Gesangbuchs seyn, welches aus acht Singweisen bestehend (ὀκτώηχος) zur Zeit Carls M. auch in die lateinische Kirche kam. In W. ist sie bereits ins gr. Kirch.-G. von 1595 aufgenommen.

290. Aus tiefer Noth schrei ich zu dir.

Eine freie Ueberarbeitung des Psalm 130. **de profundis clamavi ad te Domine**, von **Luther** im J. 1524 gedichtet. Es ist eines der acht Lieder, aus welchen das erste evangelische Gesangbuch, Luthers Enchiridion, bestand. In selbigem Jahr noch, am 6. Mai, trug dieses Lied ein alter, armer Mann, seines Handwerks ein Tuchmacher, in Magdeburg feil und sang es den Leuten auf der Straße vor. Als ihn deßhalb der Bürgermeister Rubin ins Gefängniß werfen ließ, forderten 200 Bürger auf dem Rathhaus seine Loslassung.

(Vulpii Hist. Magd. Kap. 5. §. 93.)

Das Straßburger gros Kirchengesangbuch von 1541 gibt ihm den Titel: „Ein Klag- und Betpsalmen um Verzeihung der Sünden mit tröstlicher Bekenntniß des Glaubens und beharrlichem Vertrauen auf die Gnade und Güte Gottes."

Der alte Dr. Diterich urtheilt in seinen sonderbaren Predigten S. 242 von diesem Liede sehr wohl, indem er schreibt, „er glaube nicht,

daß ein Mensch melancholisch seyn könne, wenn er diesen Psalm singet, daß er nicht empfindliche Erquickung, augenscheinlichen Trost und Besserung spüren sollte." Das hat sich zunächst an Luther selbst erprobet:

Als Luther nämlich während des Augsburger Reichstags im J. 1530 zu Coburg auf der Veste war, sagte er bei vielen innern und äußern Anfechtungen, nachdem er aus einer Ohnmacht erwacht war, seinem Diener: „Kommt! wir wollen dem Teufel zu Trutz den Psalm: „„Aus tiefer Noth rc."" auf vier Stimmen singen und Gott damit loben und preisen."

(Thom. Schmidt's Historica mem. 1707. — Johann Manlii Loc. comm. I, 57.)

Der siebenzigjährige Schulrektor und Cantor Caspar Hoffmann zu Fraustadt konnte sich in einer schweren, langen Krankheit an diesem Lied gar nicht satt hören und bot seiner Wärterin einen Dukaten, daß sie ihm dasselbe in der Nacht mit frischer Stimme sollte singen, darauf er selig gestorben im J. 1617.

(Val. Herberger's Trauerbinden. — Bergmann trem. mort. hor. I. 385.)

Zu Luthers Zeiten wurde dieses Lied aus Mangel an Begräbnißliedern gar oft und viel als Begräbnißlied gebraucht. So sang man es bei der Beisetzung Churfürst Friedrich's des Weisen im Jahr 1525 in der Schloßkirche zu Wittenberg, und als man Luther's Leichnam am 20. Febr. 1546 von Eisleben nach Wittenberg führte und ihn auf dem Durchweg in Halle zur Nachtzeit in die Kirche Unserer lieben Frauen trug, so wurde vom Volk, das sich um den Sarg dieses theuren Gottesmannes in großen Schaaren drängte, dieser Psalm mit kläglich gebrochener Stimme mehr herausgeweint, als gesungen.

Der Herzog Georg zu Liegnitz und Brieg in Schlesien wählte es sich zu seinem Sterbelied; er ließ es sich noch eine Stunde vor seinem Ende singen, und seufzte dann nach Vollendung desselben: „Ach! komm', Herr Jesu, erbarme dich meiner!" So starb er 7. Mai 1585.

Dieses Lied stimmte bei der schweren Belagerung Straßburgs durch die Franzosen die dortige Gemeinde in der Münsterkirche an in einer Betstunde, da sie in ihrer Noth zu Gott schrie. „So war denn auch," schreibt M. Ernst G. Schulin unterm 15. Jan. 1687, „dieß der letzte evangelische Gesang, so in der Münsterkirche zu Straßburg gesungen worden, da wegen der Einnahme dieser Festung durch die Franzosen kein evangelischer Gottesdienst darin mehr verrichtet worden ist."

(Langbecker, das deutsch-evang. Kirch.-Lied. 1830.)

Ums J. 1704 lebte in Frankfurt a. M. ein Jude, mit Namen Mayer. Der gieng eines Tages mit seiner Schwester bei der St. Peterskirche vorüber und hörte dieses Lied von der versammelten Gemeinde singen. Dadurch wurde er so ergriffen, daß er es nicht unterlassen konnte, sich gegen seine Schwester darüber auszusprechen und ihr sein

Gefühl für dieses Lied, das sich nicht unterdrücken lassen wollte, an den Tag zu legen. Obgleich ihn nun seine Schwester deßhalb heftig bestrafte, an solchen Narrenpossen der Gojim keinen Gefallen zu haben, so war doch von da an ein geheimer Drang in seinem Herzen, sich zu bekehren, was auch Gott herrlich hinausführte, so daß er sich taufen ließ. Bei seiner Taufe erhielt er den Namen: Philipp Joh. Bleibtreu.

(Mart. Diefenbach in Judaeo convertendo S. 113. — Olearius Liederschatz IV, 49.)

Zu Vers 2. Hiezu macht Luther selbst in der „andern und newen Vorrede" zu seinem Gesangbüchlein die Bemerkung: „Im De profundis soll's also stehen: „„Deß muß dich fürchten jedermann"", ist versehen oder übermeistert, daß fast in Büchern stehet: „„Deß muß sich fürchten jedermann"" — ut timearis. Denn es ist Ebräisch ge=red't, wie Matth. 15, 9. und Psalm 14. u. 53, 6. Es ist hie die Meinung, weil sonst nirgends Vergebung der Sünden zu finden ist, denn bei dir, so müssen sie wohl alle Abgötterei fahren lassen, und thun's gern, daß sie sich vor dir bücken, tucken, zum Kreuz kriechen und allein dich in Ehren halten und zu dir Zuflucht haben und dir dienen, als die in deiner Gnade leben und nicht ihrer eigenen Gerechtigkeit."

„es ist doch unser Thun umsonst", nämlich zur Recht=fertigung; denn sonst, setzt Schamelius bei, ist ja unser Thun nicht umsonst und gilt wohl. Maleach. 3, 16.

„auch in dem besten Leben", d. i. auch bei allerbesten Werken, da diese nie ganz vollkommen sind und wir durch Werke die Gnade Gottes nicht verdienen können. Röm. 3, 24. Luc. 17, 10.

Von dem gottseligen Dr. Hauber, der am Schluß des vorigen Jahrhunderts in Kopenhagen starb, erzählt Dr. Büsching, er habe ihn in seiner letzten Krankheit eines Abends ganz betrübt und keinerlei Trostes fähig angetroffen. Darauf, als er Morgens wieder zu ihm ge=kommen, sey er ganz heiter gewesen und habe ihm eröffnet: „Ich wollte gestern Abend in der Anfechtung vor Gott etwas aufweisen, und fand nichts; endlich aber fiel mir bei meinem Besinnen der Vers: „„Bei dir gilt's nichts, als Gnad' und Gunst rc."" ein, und das hat mich wieder zurechtgebracht."

(Basl. Samml. 1800.)

Zu Vers 3.

Luther war selbst öfters in verschiedenen Zeiten seines Lebens in tiefen geistlichen Todesnöthen und Anfechtungen, richtete sich aber immer wieder an der Gnade des Herrn im Glauben auf. So schrieb er einst im J. 1526 zur Pestzeit an Dr. Jonas: „Ich trage nun des Herrn Zorn, denn ich habe wider ihn gesündiget. Der Pabst und Kaiser, die Fürsten, Bischöfe und die ganze Welt hassen und verfolgen mich — — ja meine Sünden, der Tod und der Satan

mit seinen Engeln toben und wüthen ohne Unterlaß. Und was könnte mich erhalten und trösten, wenn auch Christus mich verlassen sollte, da jene um seinetwillen meine Feinde sind? Er wird aber mich armen Sünder, der ich mich für den allerelendesten unter den Menschen halte, nicht gänzlich verlassen. Er verwundet und heilt, er tödtet und macht lebendig." Und an Melanchthon: „Bitte herzlich und mit Ernst für mich armen verworfenen Wurm, der so hart geplaget wird mit Traurigkeit und Schwermuth des Geistes —— ich hoffe, der gnädige Gott, der angefangen hat, sich über mich zu erbarmen, der werde fortfahren, bis an mein Ende, weil ich nichts Anderes suche, noch mit großem Hunger und Durst begehre, denn einen gnädigen Gott zu haben." Das Jahr darauf, im J. 1527, als die besonders schwere Anfechtung über ihn kam, von der Dr. Bugenhagen ausführlich berichtet, und in der Luther von feurigen Pfeilen des Satans redet und schrecklichen, teuflischen Anfechtungen, betete er — und das nicht umsonst — also zu Gott: „Mein allerliebster Gott, du bist ja ein Gott der Sünder und Elenden, die ihre Angst, Noth und Jammer fühlen und deiner Gnade, Trost und Hülfe herzlich begehren, wie du sprichst: „„Kommet her zu mir"" (Matth. 11.). Herr, ich komme auf deine Zusage — hilf mir um deiner Gnade und Treue willen. — O mein lieber Herr Jesu Christe, der du gesprochen hast: „„Bittet, so wird Euch gegeben rc."" laut dieser Verheißung, gib mir, der ich bitte, nicht Gold und Silber, sondern einen festen Glauben; laß mich finden — Trost und Erquickung durch dein selig heilsam Wort. Nichts begehre ich, das die Welt groß und hoch achtet, denn ich dadurch vor dir kein Haar breit gebessert, sondern deinen heiligen Geist gib mir, daß er mich in meiner Angst und Noth stärke und im rechten Vertrauen auf deine Gnade erhalte bis an mein Ende. Amen."

Zu Vers 4.

„so thut Israel rechter Art" — „Israel" ist hier nicht wie sonst, bemerkt hiezu treffend Schamelius, die Gemeinde Gottes, als das geistliche Israel, sondern jedes Glied derselben, das des Glaubens ist, den der Patriarch Israel oder Jakob hatte, der auch vierundzwanzig Jahre harren mußte.

Mit diesem Vers wurden vor Alters arme Kindbetterinnen und unglücklich Gebärende erquickt. So erzählt auch Mathesius, der Biograph und Freund Luther's, der als Pfarrer in Joachimsthal lebte, folgende Geschichte: Nicht weit von Joachimsthal hörte eine adeliche Frau zur Zeit ihrer schweren Geburt und etliche Tage anhaltenden Noth und Gefahr, da fast alle Anwesenden den Muth fallen ließen, des Abends ein armes Schülerlein vor dem Hause den Vers: „Und ob es währt bis in die Nacht rc." singen. Solche Stimme ließ Gott der betrübten Frau in ihre Ohren und Herz schallen und wirkte dadurch der heilige Geist, daß sie aus des Knaben Gesang wieder Herz, Muth

und Trost faßte und sagte: „Laßt uns nicht verzweifeln noch sorgen! Gott schickt uns sein getauftes Schülerlein zu und vermahnet uns, wir sollen nicht ablassen, auf Gott zu warten, ob er schon jetzt verzieht. Laßt uns noch einmal anklopfen und auf sein Wort, Blut und theuren Eid zu ihm schreien; er wird helfen, das wollen wir in der Kürze erfahren." Darauf fielen die Weiber auf ihre Kniee und sprachen ihr Vaterunser in starker Hoffnung und tröstlicher Andacht, und ehe ihr Gebet ganz aus war, half Gott gnädiglich, und die Mutter ward mit einem gesunden Sohn erfreuet, daß Jedermann diesen Nothhelfer lobte und preiste.

(Olearius Liederschatz. IV. S. 51.)

Gar schön verwehrete einmal Luther als ein „Israel rechter Art" seiner Ehefrau das Sorgen, als sie ihm bei seiner gefahrvollen Reise nach Eisleben in den letzten Wochen seines Lebens 1546 gar ängstliche, zaghafte Briefe geschrieben hatte. Da heißt es z. B. in einem der Trostbriefe, die er deßhalb an sie schrieb: „Laß mich im Frieden mit deiner Sorge, ich habe einen bessern Sorger, denn du und alle Engel sind; der liegt in der Krippe und an einer Jungfrau Brüsten, aber sitzt gleichwohl zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters; darum sey zufrieden." Und in einem andern Brief: „Wir bedanken uns recht sehr für Eure große Sorge, dafür Ihr nicht schlafen konntet, denn seit Ihr für uns gesorgt habt, hätte uns das Feuer fast verzehrt in unsrer Herberge und gestern ein Stein fast zerquetscht — — ohne Zweifel aus Kraft Eurer Sorge. Ich sorge, liebe Käthe, wo du nicht aufhörst zu sorgen, es möchte uns zuletzt die Erde verschlingen und die Elemente verfolgen. Lehrest du also den Catechismum und den Glauben? Bete du und laß Gott sorgen; es heißt: „„Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der sorget für dich."" Psalm 55. und an viel mehr Orten."

Zu Vers 5. bemerkt Schamelius — „gilt nicht für die unbußfertigen Sünder, sondern für den, der nach V. 1. aus der Tiefe zu Gott schreit und die Früchte der Buße in wahrer Reu' und Buße schmeckt."

Der Churfürst Christian von Sachsen, der im J. 1591 das Zeitliche gesegnete, hatte ein groß Wohlgefallen an diesem Vers, sonderlich in seiner Krankheit brauchte er ihn oft, und kurz vor seinem Ende noch mußte man ihm denselben dreimal wiederholen.

(Thom. Schmidt's Hist. mem. 1707.)

Auch der Churfürst Johann Georg I. von Sachsen, glorreichen Andenkens, der fünfundvierzig Jahre lang (1611—1656) sein Land im Segen regierte und 1631—1635 den Kampf gegen die katholische Ligue führte, hat dieses Lied, sonderlich den 4. u. 5. Vers, zu Hause, sowie im Feldlager, oft gesungen. Darum betete ihm auch sein Oberhofprediger Dr. Weller an seinem Sterbebette noch diese zwei Verse, wobei er gar andächtig mitbetete und nach Vollendung der-

selben am 8. Oktober 1656 seinen Geist in die Hand seines Erlösers gab.

(Gerbers Historie der Wiedergeb. I. S. 474.)

So hat sich dieses Lied in Noth und Tod als „ein rechtes Erquickungs- und Heilmittel der von göttlicher Traurigkeit erfüllten Herzen" gezeigt und bewähret.

Die **Melodie** aus **G Dur**, hypojonischer Tonart, **g fis g a a g a h**, die der alte **Dr.** Diterich in seinen sonderbaren Predigten hoch rühmt, „weil sie fein von den untersten Noten bis auf die höchste steiget, anzuzeigen, wie David von Grund seines Herzens geseufzet und seine Seufzer von unten hinauf bis oben hinan in Himmel gestiegen", findet sich nach Winterfeld zuerst im J. 1537, nach E. Häußer aber erst in den von G. Rhaw 1544 gedruckten geistlichen Gesängen und ist in keinem Falle von Luther, wie sie sich auch in keiner Ausgabe seines Gesangbuchs findet; sie stammt wahrscheinlich von den böhmischen Brüdern her, wo sie den Titel hat: „Aus tiefer Noth laßt uns zu Gott" (s. Nro. 303.). Deßhalb heißt auch die sonst gewöhnlich, obgleich nicht zweifellos, Luther zugeschriebene, schon im J. 1524 erscheinende Melodie **a d a h a f g a** im Straßburger gros Kirchengesangbuch von 1560 „die newere Composit. D. M. L." Im W. gr. Kirch.-G. von 1595 werden bereits beide Melodien aufgeführt. Ursprünglich war diesem Lied die Melodie: „Es ist das Heil uns" vorgezeichnet.

Während in unserer unkirchlichen Zeit noch vor wenig Jahren die beiden genannten Melodien fast nicht mehr in unsern Kirchen zu hören waren, sondern die Organisten und Cantoren aus Bequemlichkeit fast alle Lieder von dem Metrum: „Aus tiefer Noth" nach der leichten Melodie: „Mein's Herzens Jesu" spielten und sangen, wurden sie vor Alters so fleißig und eifrig selbst in den Häusern gesungen, daß sogar ein Zeisiglein in seinem Käfig eine dieser Melodien singen lernte. Dasselbe gehörte einer Wirthin im meißnischen Ober-Erzgebirg auf dem Ziegenschacht. Als nun da eines Tages im deutschen Krieg die Soldaten Alles auf dem Ziegenschacht ausplünderten, ward dieses Zeisiglein von seiner Wirthin, die noch zusammenraffte, was sie konnte, um sich damit zu flüchten, in seinem Käfig unter die Bank geworfen und mußte dort ohne Menschenhülfe drei Tage lang Hunger leiden. Nachdem aber die Feinde fort waren und die flüchtige Wirthin wieder in ihr Haus kam, siehe! da fängt das hungrige Zeisiglein unter der Bank seinen Gesang an: „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir", welches die Frau so sehr erbarmet, daß ihr die Thränen in die Augen gestiegen. So erzählt Christian Lehmann, Pfarrer zu Scheibenberg in seinem „historischen Schauplatz des meißnischen Ober-Erzgebirgs S. 689." Das Zeisiglein möge derartige Organisten beschämen!

291. O Jesu, sieh darein.

Von dem Arzt und Naturforscher **Dippel** nach einem irren Separatistenleben im J. 1730 gedichtet, als der Graf Zinzendorf bei den Separatisten und Inspirirten zu Schwarzenau und Berleburg, unter die sich Dippel gemischt hatte, längere Zeit verweilte, um sie auf den wahren und einigen Grund der Seligkeit zu führen, und seine eindringlichen Predigten sein Herz getroffen und ihm seinen selbstsüchtigen Sinn und Spottgeist eine Weile zur Erkenntniß geführt hatten (Thl. I. 212).

Zur Melodie vgl. Nro. 13.

292. Ich will von meiner Missethat.

Von der Gemahlin des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, **Luise Henriette** (Thl. I. 158), zwischen dem Ende des Jahrs 1649 und Anfang des Jahrs 1653 gedichtet.

Das Lied ist ihr, die sehr streng gegen sich selbst und genau in der Selbstprüfung war, aus der Seele geflossen. Niemand unter ihren Umgebungen, selbst der strengste Sittenrichter nicht, fand etwas Tadelnswerthes an ihr, desto mehr aber sie selbst. Zu ihrem Beichtvater Stosch sagte sie mehrmals: „Ich wiederhole, daß Ihr alle meine Fehler und Sünden mir vorhaltet, auch wenn nur ein Schein hievon da wäre. Vergesset nicht, daß Ihr ein Seelsorger seyd; ich beschwöre Euch bei Gott, Eurem und meinem künftigen Richter." Wenn sie sich nur im Mindesten hatte verleiten lassen, auch nur ein Paar Minuten im Gutesthun zu verlieren oder einem Gedanken nachzuhängen, von dem sie glaubte, er sey dem Herzenskündiger mißfällig, so ließ sie sich gleich von ihrem zarten, wachsamen Gewissen strafen. Sie hatte sich deßhalb auch ein eigenes Bußgebet aufgesetzt, das sie täglich betete. In diesem herzlich kräftigen Bußgebet stehen die Grundgedanken dieses Liedes. Sie betet nämlich darin unter Anderem zu Gott: „Ich bekenne dir offenherzig, daß ich nicht werth bin aller Gnade und Barmherzigkeit, die du mir erzeiget hast. — Ich bin verdorben von dem Hauptscheitel bis zur Fußsohle, und der sündliche Schlangenstich hat meine Seele so abscheulich gemacht, daß auch meine besten Gedanken, mein heiligstes Vorhaben, vor dir, o gerechter Gott, unrein und beflecket ist (V. 2. 6—10.). Sollte ich aber darum zurücktreten und mich vor deiner Herrlichkeit entsetzen? O nein! allerliebster Vater! wie mehr ich den Stachel der verdammten Sünde in mir fühle, wie mehr mein verzagtes Gewissen mir meine begangene Sünde fürstellet, je mehr will ich mich zu deiner unendlichen Gnade nahen und zu dir, als dem einzigen Helfer und Erretter, schreien" (V. 11.).

(Leben der Churfürstin rc. von Wegführer. 1838.)

Vom Original fehlt V. 7. 8. 14. und der letzte Vers, wie

auch sonst noch manche kräftige Stelle unnöthig ganz umgearbeitet (vgl. Nro. 138. im W. G. von 1741).

Zur Melodie vgl. Nro. 290.

293. Auf will ich von Sünden stehen.

Der Bußruf des verlorenen Sohnes. Luc. 15, 18. 19.

Das zum Volkslied gewordene Lied eines unbekannten Dichters aus dem W. G. von 1791. Von manchem Krankenbette ertönt der erste Vers vor Allem als Gelübde der Besserung und Bekehrung.

Zur Melodie vgl. Nro. 466. Knecht hat im J. 1792 hiezu eine eigene Weise erfunden, die im W. Ch. von 1798 steht (Nro. 28.).

294. Herr Jesu Christ, du höchstes Gut.

Von Barth. **Ringwaldt** als Pfarrer zu Langfeld in der Neumark (Thl. I. 95) im J. 1581 gedichtet. Es hat in **M.** Jer. Weber's Gesangbuch vom J. 1638 die Ueberschrift: „Ein fein Lied umb Vergebung der Sünden in Gewissensängsten sonderlich zu brauchen." Bei Schamelius führt es den Titel: „Gewissensangst".

Unter allen Bußliedern trifft dieses am meisten den Volkston. Preuß sagt S. 114 über dasselbe: „Hier wird ein wirklich Bußfertiger in seiner rechten Gestalt abgebildet. Gott gebe Allen, die sich zum Tische des Herrn nahen, ein so gläubig Herz und einen so gebeugten Geist, wie in diesem Gesang zu finden."

Die Sprache des Lieds ist auch durch und durch biblisch. Zu Vers 1.: Psalm 25, 18. 38, 3. — Vers 2.: Psalm 79, 8. 1 Petr. 2, 24. — Vers 3.: Hiob 13, 26. Psalm 119, 92. — Vers 4.: Psalm 94, 19. 51, 19. — Vers 5.: Psalm 22, 3. Luc. 18, 13. — Vers 6.: Psalm 25, 11. 116, 7. — Vers 7.: Röm. 8, 26. Psalm 51, 14. Jes. 53, 5. Tob. 3, 6.

Dr. Jakob Weller, der bekannte sächsische Oberhofprediger, erzählt in seinem **Fasciculo Viventium** S. 579, daß zu seiner Zeit eine adeliche Jungfrau zu Braunschweig, wo er zuvor 1640—1646 Superintendent war, sich vor ihrem Tode mit solch inbrünstiger Andacht und gewaltigem Geiste an diesem Lied ergötzt habe, daß ihm darüber bei seinem beichtväterlichen Besuch die Thränen entfallen, auch das Lied, das er noch nicht gekannt, so wohl behagt, daß von derselben Stunde an er es auch lernen müssen.

Vom 3. Vers bekennt **Dr.** Heinrich Müller in der Seelenmusik vom J. 1659: „Ich empfinde es bei mir selber, wenn ich diese herzbrechenden Worte singe, daß mir ganze Thränenflüsse aus den Augen rinnen." — Er war auch auf einem zweijährigen Siechbett das tägliche Gebet des tapfern und frommen sächsischen Generals Christian Sigmund Plötz, der 1683 gegen die Türken focht und im polnisch-schwedischen Krieg in der Ukraine Heldenthaten verrichtete, seine Soldaten aber wie seine Kinder hielt. Der hatte, als er zuletzt

auf seinem Gut Strohwalde krank darniederlag, recht tief bei sich selbst erkannt, daß, ob er wohl Gottesfurcht allezeit habe seinen Hauptzweck seyn lassen, er doch nicht bestehen könne, wenn Gott mit ihm ins Gericht gehen wolle. Darum ward dieses Lied sein Leiblied und darum betete er den 3. Vers allezeit mit der tiefsten Demüthigung seiner Seele, bis er am 4. Mai 1715 in wahrem Glauben von der Welt genommen ward zu Gottes Auserwählten.

(Gerber's Historie der Wiedergeborenen. Thl. I. 328.)

Den 4. Vers rühmt Avenarius, Superintendent zu Gera, als eine wirksame Arznei für betrübte Gewissen. So erzählt er einmal im Liederkatechismus, daß er einst als Archidiakonus von Schmalkalden im J. 1705 zu einem melancholischen Menschen berufen worden sey, der sich die Einbildung machte, er könne keine Gnade bei Gott haben, weil er wissentlich eine schwere Sünde begangen. „Mit keinerlei Worten," so fährt er wörtlich zu erzählen fort, „ich mochte brauchen, welche ich wollte, konnte ich ihn zu einem ruhigen Gedanken bringen, bis ich ihm den 4. Vers zu bedenken gab. Da fieng er an, sich freudiger zu bezeugen und zu fragen: „„Ob das wahr sey, was in diesem Liede stehe?"" Auf die Bestätigung davon, sagte er: „„Nun wohlan! an diese Worte will ich mich halten, und soll sie mir kein Teufel aus dem Herzen reißen."" Nach vielen Jahren noch bekannte er mirs manchmal: sobald eine Anfechtung in seinem Herzen habe aufsteigen wollen, habe er sich mit diesen Worten wohl zu helfen gewußt. Zuletzt hat er sie sich auch zu seinem Leichentext aus."

Den 6. und 7. Vers (Orig. 7. und 8.) gebrauchte eine vornehme, gottselige Frau zu Anfang vorigen Jahrhunderts immer anstatt ihrer Beicht und bekannte, das sollen auch ihre letzten Worte auf der Welt seyn, mit denselben wolle sie sanft und selig einschlafen.

(Avenarius, Liederkatech. 1714.)

Den 7. Vers (Orig. 8.: „Stärk' mich mit deinem Freudengeist") wiederholte Johannes Osiander in seiner letzten Krankheit gar oft. Es war das der berühmte würtembergische Magister, der nach einander Professor der Theologie zu Tübingen, Oberkriegscommissär, Oberkriegsrath, Commandant des Schlosses und der Stadt Tübingen, Prälat von Hirsau, Direktor des Consistoriums und Geheimerrath geworden ist, und sich in den Zeiten der französischen Raubkriege 1688 und 1693 als Beschützer und Retter der Stadt Tübingen großen Ruhm erworben hat, da er unter Anderem sich in die zur Zerstörung der Stadt und des Schlosses von den Franzosen angelegten und mit Pulver gefüllten unterirdischen Gänge bei Nachtzeit schlich und selber ein Pulverfäßlein nach dem andern heraustrug. In seinen letzten Lebenszeiten wohnte er in dem „Schlößle" vor dem Schmidthor zu Tübingen, das sein eigen war. Da litt er dann an viel Engbrüstigkeit und Herzklopfen. Singen und Beten war jetzt sein Lieblingsgeschäft. An vielen Orten in seinem Garten schrieb er die Worte

an: „Jedes Kraut predigt laut vom Herrn und seiner Nähe" oder den Spruch: 1 Mos. 32, 10. In dieser Zeit wurde auch die Meinung, die er von sich hatte und die von jeher nicht hoch gewesen war, immer geringer, ja er hielt sich sogar für ganz verächtlich und strafwürdig, und sagte einigemal, er sey und könne nichts und wisse nichts und habe nichts, als Uebertretung auf sich, um welcher willen er Strafe in der Ewigkeit verdiene. Dabei aber verließ ihn das Vertrauen auf die Güte und Hülfe Gottes nicht und es stand bei ihm fest, daß der wahre Christ sich einzig auf das Verdienst seines Erlösers verlassen könne und müsse. Da betete er denn dieses schöne Bußlied gar oft und viel, und rief gar manchesmal unter seinen Leiden aus: „Fahr hier fort, schone dort und laß mich hier wohl büßen." Als er sein Stündlein immer näher kommen sah, ließ er sich am 8. Okt. 1724 ins öffentliche Kirchengebet einschließen und bat den Diakonus G. C. Pregizer, er möchte unter Absingung des 7. Verses bei seiner Leichenpredigt, für die er 1 Mos. 32, 10. als Text festsetzte, auf die Kanzel gehen. Seine letzten Reden waren voll Dank gegen Gott, voll Bitten und Flehen um Verzeihung wegen der vielen Fehler, so er wissentlich und unwissentlich begangen habe, und voll Vertrauen auf die Gnade Gottes und das Verdienst des Erlösers. So entschlief er dann, den 7. Vers oft noch betend, sanft und ohne Kampf am 18. Okt. 1724 in einem Alter von 67 Jahren. Diesen Vers aber hatte er darum allezeit so besonders lieb gehabt, weil sein Vater, der Kanzler Johann Adam Osiander († 1697), sich noch in seiner siegenden Todesstunde an den Worten: „Inter brachia Salvatoris, inter vulnera Redemtoris volo vivere, volo mori" (in den Armen des Heilandes, in den Wunden des Erlösers will ich leben und sterben") ergötzt und mit sterbender Zunge zu seinem Sohn gesagt hatte: „Ich will auf Christi, meines Heilandes, Leiden und Tod leben und sterben!"

(Pregizer's gottgeh. Poesien. 1724. S. 441 ꝛc. — Johannes Osiander. Eine Volksschrift von Pf. Schmidt. 1843.)

Dieser Vers war auch der Leibspruch des unglücklichen Generallieutenants Joh. Reinhard v. Patkul, an welchem er sich noch in seinem Gefängniß und kurz vor seiner grausamen Hinrichtung herrlich ergötzet hat.

(Gespräch im Reich der Todten. S. 188.)

Ueber dieses Lied ist schon ein ganzes Büchlein geschrieben worden. Dr. Joh. Christian Adami, Generalsuperintendent und Pastor zu Lübb[illegible] in der Markgrafschaft Niederlausitz, schrieb nämlich im J. 1700 einen Traktat hierüber von 38 Buß- und Trostandachten unter dem Titel: „Herzerquickender Jesus", und J. A. Spiegel, Superintendent in Pyrnbaum, gab 1687 acht Predigten heraus.

Vom Original ist V. 5., in welchem der Sünder zerknirscht

wie David und Manasse sich bezeugt, weggelassen (vgl. Nro. 132. im W. G. von 1741).

Die **Melodie** aus A Moll, a a gis a h c h a, erscheint am bäldesten ums J. 1581 mit dem Liede verbunden und wird von Manchen dem Dichter des Lieds, Ringwaldt, selbst zugeschrieben; doch läßt sich nichts Sicheres mehr über ihre Urheberschaft erheben. In Königs harmonischem Liederschatz. Frankf. 1736. stehen acht verschiedene Melodien, darunter eine von Mich. Jakobi und eine von Joh. Crüger vom J. 1658, die aber nicht lange in kirchlichem Gebrauch waren. Am verbreitetsten ist außer der obigen, die in Würtemberg seit dem gr. Kirch.-G. von 1711 gebräuchlich war, die Melodie, a g fis e a h h a, welche ums J. 1593 bekannt und eine Volksweise des weltlichen Liedes: „Ich weiß ein Blümlein, hübsch und fein" ist. Sie findet sich auch im W. Gb. von 1744 (Nro. 207.).

293. Gott! der du Allen gütig.

Aus Ph. Fr. **Hiller's** Paradiesgärtlein vom Jahr 1729—30 über das zweite Gebet Arndt's beim andern Gebot. Nro. 10. „um Gottes Gnade und Barmherzigkeit, welche ist das Fundament unseres Gebets."

Das Original hat 16 Verse, von welchen V. 3. 10—15. weggelassen sind. Mit Ausnahme des V. 15.: „Laß in Versuchungsstunden", der sehr schön ist, fehlen diese Verse schon im W. G. von 1741, wo dieß Lied zuerst Aufnahme fand. Es ist ursprünglich als Beichtlied gedichtet, denn in V. 2. des Originals lautet der Schluß: „Ach! lasse du zu deiner Ruh' und deinem Abendmahl mich zu." In V. 6. ist mit den Worten: „Mein Alles soll nur seyn ꝛc." der Originalausdruck verwischt: „Mein Nöthigstes, mein Eins, sey, und sonst ewig keins, deine Gnade."

Dieses Lied konnte Hiller recht aus Erfahrung singen. In seiner Jugend nämlich, da er in der Klosterschule zu Maulbronn war, gerieth er eine Zeitlang in Leichtsinn und Thorheit, bereute aber bald wieder sein Abweichen vom Herrn und suchte die Gnade Gottes zu ergreifen. Darüber bekennt er selbst in der Zueignung seines Paradiesgärtleins:

„Aber ach! mein Herz entzog sich seiner Huld,
Die Jugend riß mich hin! Ich häufte Schuld auf Schuld,
Ich überließe mich dem Strom der Aergernissen;
Doch hast du deine' Huld mir niemals ganz entrissen.
Ich wurde angeklagt, ich wurde überzeugt,
Mir wurde bang in mir, das bange Herz gebeugt,
Ich weinte öftermals, jedoch nur etlich Tage,
Bis daß die Sünde neu an meinem Herzen lage,
Die mich mit Schmeicheln zwang, daß ich mich fallen sah
Und wußte dennoch nicht, wie mir dabei geschah.

Doch warfst du mich nicht weg! — O! nie erhörte Güte
An einem elenden, leichtsinnigen Gemüthe!
O! unerforschte Treu', unendliche Geduld!
Du trägest, übersiehst, vergibst, vergiß'st die Schuld!"

Der sel. Jeremias Flatt, Privatlehrer in Stuttgart, pflegte gar häufig die Worte aus dem letzten Vers: „Ich will in dieser Zeit und in der Ewigkeit nichts als Gnade" im Munde zu führen; er hatte es nämlich erfahren, daß uns das Wachsen, das Erstarken des innern Menschen, des Menschen der Ewigkeit, nicht durch eigenes Ringen und Bewegen, sondern lauter und allein durch den komme, der für uns gemacht ist zur Gerechtigkeit. Darum vermochte er aber auch so viel, weil er Alles durch den that, der ihn mächtig machte, durch Christus, dem er sich in jedem Augenblick ganz, so wie er eben war, dahin gab. Darum reift auch jetzt noch so manche Aehre in Würtemberg der Ernte der seligen Ewigkeit entgegen, zu welcher Flatt das Samenkorn ausgestreut hat.

(Schubert in der evang. Kirchen-Zeit. 1835. S. 395, s. auch Altes und Neues. Bd. III. 1838. S. 336 f.)

Zur **Melodie** vgl. Nro. 634. Kocher hat hiezu im J. 1824 eine eigene Weise aus G Dur erfunden, die in das W. Ch. von 1828 aufgenommen wurde (g h a g h d c h).

296. Hüter! wird die Nacht der Sünden.

Aus dem ersten Theil des Freyl. G. vom J. 1704 und dem Anhang zu Dr. Christian Fr. **Richter's** „erbaulichen Betrachtungen vom Ursprung und Adel der Seele" vom J. 1718 — von demselben ursprünglich als „Morgenlied" gedichtet ums J. 1700 (Thl. I. 244).

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Meine Armuth macht mich schreien" g d g a b a g a a, ist aus dem Störl-Stötzelschen W. Ch. von 1744 und ursprünglich gleichfalls auf ein Richtersches Lied gefertigt, auf das Bußlied:

„Meine Armuth macht mich schreien
Zu dem Treuen,
Der mich segnet und macht reich.
Jesu, du bist's, den ich meine,
Da ich weine,
Damit ich dein Herz erweich'."
(Nro. 199. im W. G. von 1741.)

Bei Freylinghausen finden sich sowohl für das Lied: „Hüter, wird die Nacht der Sünden", als auch für das Lied: „Meine Armuth" besondere Halle'sche Weisen — a h c d f c h a a — g a b c d d f d c b g.

297. O Vater der Barmherzigkeit.

Von David **Denicke**, Abt zu Bursfeld und nachmaligem Consistorialrath in Hannover (Thl. I. 139), als eine Ueberarbeitung eines ältern Lieds von Paul **Eberus** (Thl. I. 63), dem es in meh=

dern Gesangbüchern zugeschrieben wird, im Hannover'schen Gesangbuch von 1659 und im Rintel'schen Gesangbuch mitgetheilt.

Von dem treu wiedergegebenen Original fehlt V. 4.:

„Laß deiner Wunden theures Blut,
Dein Leiden, Pein und Sterben
Mir kommen kräftiglich zu gut,
Ach! laß mich nicht verderben!
Den Vater bitte, daß er mir
Im Zorn nicht lohne nach Gebühr,
Wie ich es wohl verschuldet."

V. 5. Z. 6.: „Der letzte Feind, der Tod."

Zur Melodie s. Nro. 290.

300. Meine Seele voller Fehle.

Von der Stuttgarter „Stadtoberamtmännin" Magd. Syb. **Rieger** im J. 1730 zu Calw, wo damals ihr Mann noch als Vogt angestellt war, gedichtet auf den ersten Sonntag nach Epiph. über das Evangelium Lucä Kap. 2, 41—52. Es ist das zwölfte unter den Liedern, die sie unter dem Titel: „Andächtige Sonntagsübungen" auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs dichtete.

Zur Melodie vgl. Nro. 11.

302. An dir hab' ich gesündigt, Herr.

Ein für das W. G. von 1791 modern überarbeitetes Bußlied aus **Gellert's** „geistlichen Oden und Liedern" vom J. 1757, das im Original viel biblischer und kräftiger lautet; auch das Versmaaß ist verändert. Der 1. Vers heißt:

„An dir allein, an dir hab' ich gesündigt
Und übel oft vor dir gethan.
Du siehst die Schuld, die mir den Fluch verkündigt,
Sieh, Gott, auch meinen Jammer an."

Zur Vergleichung möge auch noch der 4. und 5. Vers des Originals hier Platz finden:

„Früh wollst du mich mit deiner Gnade füllen,
Gott, Vater der Barmherzigkeit,
Erfreue mich um deines Namens willen;
Du bist ein Gott, der gern erfreut."

„Laß deinen Weg mich wieder freudig wallen
Und lehre mich dein heilig Recht,
Mich täglich thun nach deinem Wohlgefallen;
Du bist mein Gott, ich bin dein Knecht."

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Nun laßt uns den Leib begraben" g a g fis g a h a g, um eine Seconde höher, als sie im Choralbuch von 1721 noch gesetzt ist, ist eine Nachbildung der Weise des aus dem vierten Jahrhundert stammenden Trauerhymnus von Prudentius: „**Jam moesta quiesce querela**", der in manchen Gegenden, wie z. B. in Hamburg, noch bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts bei Beerdigungen lateinisch gesungen wurde.

Sie erscheint in der jetzt gebräuchlichen Gestalt, mit einem fünfstimmigen Tonsatz von Johannes Stahl gesetzt, zuerst in den von Rhaw im J. 1544 herausgegebenen 123 Liedern für die gemeinen Schulen. So nahmen sie dann auch die böhmischen Brüder in ihr Gesangbuch von 1566 auf. Das Lied, dem sie angeeignet ist, ist die von Michael Weiß, dem Prediger der böhmischen Brüdergemeinde, ums J. 1530 gefertigte Ueberarbeitung des lateinischen Begräbnißgesangs: „**Jam moesta quiesce querela**“:

„Nun laßt uns den Leib begraben. Er wird am jüngsten Tag aufsteh'n
Daran wir keinen Zweifel haben, Und unvergeßlich herfür geh'n.“
(Nro. 337. im W. G. von 1741.)

In der ersten Ausgabe des Wittenbergischen G. ist Luther als Verfasser dieses „neu schön geistlichen Lieds“ genannt. Dieß lehnt aber Luther in der Vorrede zu seinem Gesangbuch vom J. 1547 ab, indem er sagt: „Es ist nicht mein, und soll mein Name hinfort davon gethan seyn, nicht daß ichs verwerfe, denn es gefällt mir sehr wohl, und hats ein guter Poet gemacht, genannt Johannes Weiß.“ Allein in dieser Angabe hat Luther selbst sich getäuscht, indem nicht Johannes Weiß von der Mitweyde, der, durch Justus Jonas zum evangelischen Glauben gebracht, als achtzigjähriger Greis zu Eisleben starb, sondern Michael Weiß der Verfasser ist, wie dieß klar dargethan ist in der Eutonia. I. Band. Heft II. S. 132. Bei den böhmischen Brüdern, von denen das Lied in die lutherische Kirche aufgenommen ward, hatte es keine eigene Weise, sondern es ist z. B. in Weisse's Cantional vom J. 1531 auf den „nächsten Thon“ verwiesen, nämlich auf die Melodie des Lieds: „O Jesu Christe, Gottes Sohn“, das bei Begräbnissen von Kindern gesungen wurde, und mit dieser Melodie, die sich aber nicht erhalten hat, steht das Lied auch ums J. 1545 im Bapst'schen Gesangbuch. Der im J. 1543 erschienene spätere Abdruck des Klug'schen Gesangbuchs gab das Lied mit einer andern Melodie in der mixolydischen Tonart, die sich gleichfalls nicht erhalten hat. Im Straßburger gr. Kirch.-G. von 1560 findet sich die gewöhnliche Melodie mit der Ueberschrift: „Ein christlich Trostlied zur Begrebnus der lieben abgestorbenen Christen, an etlichen enden zu singen gebräuchlich. Durch Mich. Weiß.“ Sie steht auch in dem W. gr. Kirch.-G. von 1595 rc.

303. Aus tiefer Noth laßt uns zu Gott.

Aus dem Gesangbuch der böhmischen Brüder (Thl. I. 61) vom J. 1544, das den Titel hat: „Ein Gesangbuch der Brüder aus Behemen und Merherrn, die man aus haß und neyd Pikharden, Waldenser rc. nennt. Nürnb. **MDXLIIII.**“ Es steht hier in dem Liederabschnitt, der die Ueberschrift hat: „Gesenng für die Gefallenen“. Auch bei Freylinghausen findet sich dieses Lied in der Zugabe zum ersten Theil.

Im J. 1824 wurde zu Prag ein Mörder gefänglich eingezogen, welcher neunzig Mordthaten begangen hatte und über die einundneunzigste, die er hatte begehen wollen, folgendes Bekenntniß ablegte: „Einst lauerte ich in einem Busch auf vorbeiziehende Wandersleute, da kam an meinem Hinterhalt vorbei ein Weib, die einen deutschen Psalmen sang. Ich gieng ihr sogleich nach, um sie zu ermorden, doch wollte ich sie erst aussingen lassen. Der Gesang that mir so wohl, daß ich die Frau bat, sie möchte mir doch ein schönes Bußlied vorsingen. Gerne that sie das und stimmte das Bußlied an: „Aus tiefer Noth laßt uns zu Gott". Da machte dieß Lied mir das Herz so weich, daß nicht nur alle Mordlust aus meinem Herzen verschwand, sondern daß ich auch bitterlich zu weinen anfieng, und sagte: „„O Frau, ihr müßt einen recht treuen Beistand an einem Engel haben! Möchte ich doch auch bei Gott in solchen Gnaden stehen, wie ihr."" Das Weib tröstete mich, ich solle an Gottes Gnade und Barmherzigkeit doch ja nicht verzagen, Gott sey ja der gnädige Vater für alle Sünder. Meine Sünde stand mir nun als Greuel vor Augen, und ich fühlte schweres Leid, aber glauben konnte ich noch nicht, und antwortete ihr: „„Aber bei mir ist Alles umsonst! ich bin verloren und meine Zeit ist bald aus."" Darauf ließ ich sie, gieng davon und ward kurz darnach ergriffen."

Vom Original fehlt ohne Schaden V. 5.

Zur Melodie vgl. Nro. 290.

303. Allein zu dir, Herr Jesu Christ.

Joh. Schneesing (Thl. I. 74) schrieb dieses von ihm gedichtete Lied in die von ihm 1522 gestellte evangelische Kirchenordnung mit eigener Hand ein. So bezeugt nach Olearius Liederschatz **III.** dessen Schüler Markus Wagner von Friemar, wo Schneesing von 1533—1567 Pfarrer war. Gedruckt erscheint es zum erstenmal erst im J. 1541 auf einem einzelnen Liederbogen.

Im Straßburger gros Kirchengesangbuch vom J. 1560 steht es unter den geistlichen Liedern mit der Ueberschrift: „Ein Betliede zu Christo unserem einigen Heilande umb Verzeihung der Sünden und Mehrung des Glaubens und warer Liebe." Auf jenem Liederbogen aber und sonst hat es den Titel: „Eine gemeine Beicht in Gesangsweise"; auch Schamelius nennt es die „allgemeine Beichte."

Gar manche Leute gebrauchten deßhalb vor Alters dieses Lied allezeit, um es statt ihrer gewöhnlichen Beichte herzusagen.

Preuß sagt darüber: „Dieses zwar alte, aber schöne Lied deckt auf unsere Seelenkrankheit, doch schreibt es zugleich die sicherste Cur derselben vor", und Bunsen nennt es ein „unsterbliches Gebetslied des zuversichtlichen Glaubens." Der alte **Dr.** Tob. Wagner

aber zählt es in seiner evangelischen Censur der Besoldischen Motiven S. 384 unter die Lieder, „bei deren Absingen frommen Christen das Herz für Trost im Leibe aufspringt."

Bergmann erzählt in tremend. mortis hór. P. I. S. 258 von einer Frau des Hans Jerg von Stockheim, geb. von Luderitz, die in großer geistlicher Schwermuth und Anfechtung als Wöchnerin gelegen, und sonderlich zuletzt, als ob sie ihrer Sünden wegen verloren wäre; nachdem man ihr aber dieses Lied vorgesprochen, sey sie fein stille geworden und seliglich entschlafen, und das sey geschehen im J. 1605.

Valerius Herberger erzählt in seiner Herzpostille: Sigmund von Rechenberg, der edle Rittersmann, habe beim Herannahen seines Todes diesen Gesang mit Freuden angestimmt und habe sich desselben nicht können satt hören. Auch als ihm die Sprache schwer ward, habe er doch immer noch gesagt: „All', all', all'." „Das ist," setzt Herberger hinzu, „ein tröstlich Freudenexempel, aus diesem seinem „„Allein"" und letztem „„All"" schließen wir Alle, daß er allein bei Jesu Christo bleiben und daß allein Jesus ihn und uns Alle am besten und kräftigsten trösten könne."

Auch der sterbende Spener (Thl. I. 193) ließ sich in seinen letzten Augenblicken, nachdem er priesterlich für König, Vaterland und Kirche, so wie für die Seinen, gebetet hatte, dieses Lied zur Erquickung vorlesen.
(Gleich's Annales ecclesiast. 1730.)

Viele andere fromme Herzen noch haben mit diesem Lied das Zeitliche gesegnet, deren eine große Menge anführt Serpilius in seiner Prüfung des Holsteinischen Gesangbuchs S. 412. Namentlich auch ein katholisches Weib hat sich einst, vor mehr denn hundert Jahren, mit diesem Lied in ihrem Todesstündlein getröstet, weil sie es in ihrer Jugend in lutherischen Kirchen gelernt hatte, welches ihr denn auch so herzerquickenden Trost gegeben, daß sie wider alle Anfechtungen, Noth und Angst obgesieget und selig entschlafen.
(Olearius Liederschatz. III. 38.)

Das Original ist zu sehr verändert (vgl. Nro. 129. im W. G. von 1741).

Die **Melodie** aus B Dur b f g a b c d c b c b, in der transpositio per tertiam, wie sie schon im Störl'schen W. Ch. von 1711 steht, erscheint zuerst gedruckt auf jenem einzelnen Liederbogen, auf welchem sie im J. 1541 mit dem Lied im Umlauf war. Sie ist eine innige, wahrhaft erhabene Weise; Schneesing, der zugleich ein trefflicher Tonmeister war, soll sie gleichfalls erfunden haben. Im Straßburger gr. Kirch.-G. von 1560 steht eine andere Melodie von „Conrad Humbert" (f g h a h g h c d). Die erstere hat Seth Calvisius und Eccard harmonisch entfaltet.

306. Hier bin ich, Herr, du rufest mir.

Von Dr. Johann Jakob Rambach in Halle gedichtet (Thl. I. 262).

Es ist in der überarbeiteten Gestalt, in der es im Hohenloher Gesangbuch von 1784 steht, aufgenommen.

Im Augsburger Gesangbuch von 1759 steht mit der Ueberschrift: „Vom Gehorsam gegen den göttlichen Beruf" das unveränderte Original, das in folgenden Stellen von der gegenwärtigen Recension abweicht und belebter ist:

V. 2. — — — — — —
— — — — — — —
Doch ist mir lieb, daß deine Güt'
Noch auf mich armen Sünder sieht.

3. Ich wag' es aber länger nicht,
Zu unterlassen meine Pflicht.
Ich komme, Herr, voll Reu und Buß,
Ach! aber ach! wie wankt mein Fuß.

4 Es geht mir, wie es Petro gieng,
Dort kommt ein Sturm: ich sink!
ich sink!
Ach! reiche mir die starke Hand,
So wird das Sinken abgewandt.

5. — — — — — — —
— — — — zu Hülfe mir,
Mein matter Fuß kann nirgend fort,
Ach! trage mich an Stell' und Ort!

6. Flößst du mir Matten Kräfte ein,
— — — — — — —

Zur Melodie vgl. Nro. 610.

307. Mein Gott! das Herz ich bringe dir.

Von Caspar Schade im J. 1692 gedichtet, ein Jahr nachdem er neben Spener zum Diakonus an der St. Nikolaikirche in Berlin berufen worden war (Thl. I. 198).

Das Original, das sich im ersten Theil Freylinghausens und im W. G. von 1741 findet (Nro. 208.), hat 24 Verse, es fehlt V. 4—6. 8. 9. 17. 21—24.; V. 21. und 24. werden bei diesem Lieblingslied des Würt. Volks vermißt.

In einem Briefe vom 23. Merz 1736 rathet der ehrwürdige Dr. A. Bengel (Thl. I. 289) einer ledigen Weibsperson, die über ihr früheres gottloses und unzüchtiges Leben die fürchterlichsten Gewissensbisse empfand, neben dem Beten des 51. Psalmen ganz vornämlich dieses Lied an, und setzt dann hinzu: „Gott ist Licht und Liebe; legen wir uns nur vor ihn hin, so erkennen wir, wie wir für uns selbst so finster sind und wie er durch seinen eingeborenen Sohn uns herausführt und mit sich vereinigt. Spürt Sie dann einige Freude, geht etwas Heiteres in Ihrer Seele auf, so soll Sie es wohl merken und, wenn es wieder in die Tiefe hinabgeht, sich daran halten, als an ein Panier und Pfand des endlich die Oberhand gewinnenden Friedens."

Zur Melodie vgl. Nro. 133.

309. Mein Heiland nimmt die Sünder an.

Gedichtet von dem frommen Lehr als Hofmeister der Fürstin von Anhalt-Cöthen; er war nicht lange zuvor durch des Herrn Gnade

vom eitlen Weltsinn zur Liebe Jesu Christi bekehrt worden, wobei er oft und viel auf den Knieen um die Gnade Gottes rang und Tag und Nacht nach ihr thränete (Thl. I. 267).

Im J. 1733 erschien das Lied zum erstenmal in den Cöthnischen Liedern und wurde sogleich mit dem allgemeinsten Beifall aufgenommen. Ein Gelehrter, der dadurch nachdrücklich erweckt wurde, ließ es mit einem wohl abgefaßten deutschen Gedichte besonders abdrucken.

Schon am 2. Mai 1739 sang es der churbrandenburgische Stallmeister Moriz Christian v. Schweiniz wenige Stunden vor seiner seligen Auflösung mit großer Bewegung seines Herzens. Man hat Nachrichten aus Ostindien und Amerika, Dänemark und Litthauen, so wie aus andern Orten, daß es zehn Jahre nach seinem Erscheinen schon in verschiedene fremde Sprachen, auch in die Tamulische übersetzt worden ist, so daß ein Freund davon schreiben konnte:

„Das ungemeine Lied: Mein Heiland nimmt die Sünder!
Singt man in Ost und West den armen Kindern für,
Und also wissen es auch überall die Kinder."

(Bündlein der Lebendigen von Bürkmann. 1748.)

Besonders gern sang oder betete man dieses Lied Malefikanten vor ihrer Hinrichtung vor, was Manchen zu großer Erweckung und Trost gereichte. So sollte der große Brandstifter Johann Gottfried Grimm, gebürtig aus dem Anhalt-Cöthen'schen, welcher im J. 1798 einen großen Theil der Stadt Basel in Asche gelegt hatte, im J. 1801 hingerichtet werden. Seinem Beichtvater, der ihn hiezu vorbereitete, gelang es, ihn gründlich zu bekehren, indem er ihm dieses Lied vorlas und ans Herz legte. Vor seinem Gang zur Richtstätte erklärte er sodann: „Wenn Gott mir Kräfte verleihet, so will ich noch vor meinem Rabenstein bezeugen: „„Ja! Jesus nimmt die Sünder an, auch die, so durch Galgen und Rad sterben"", und will jedes Mutterkind warnen, daß es sich vor dem Jammer, den die Sünde bringt, hüte und an meinem Exempel spiegle." So that er auch, und als er auf das Schaffot stieg, zog er sein Lieblingsbüchlein hervor, das dieses Lied enthielt, und übergab es dem ihn geleitenden Prediger, mit der Bitte, es dem Gefangenwärter zum Gebrauch bei künftigen armen Sündern zu übergeben.

(Basler Sammlungen. 1801.)

Es gab nämlich ein kleines Büchlein, in welchem die zwei Lieder abgedruckt waren: „Mein Heiland nimmt" und: „Ja, Jesus nimmt die Sünder an". Von diesem steckte einmal im Sommer des Jahrs 1796 ein lediger Bruder aus der Herrenhut'schen Gemeinde zu Gnadau, als er nach Hessen reiste, mehrere Exemplare zu sich, um sie da und dort zum Trost bekümmerter Seelen, wenn er dergleichen anträfe, vertheilen zu können. Er stiftete damit reichen Segen, namentlich bei einer alten Bauersfrau, die er auf einem einsamen Hofe traf und die ihm klagte, sie möchte gerne selig werden, sie habe aber so viele

Sünden begangen, daß sie glaubte, Gott könne ihr dieselben nicht vergeben. Als er ihr nun die Gnade des Herrn pries und eins jener Trostbüchlein reichte, las sie mit großer Begierde: „Mein Heiland nimmt die Sünder an", und rief dann mit einemmale, süßen Trostes voll: „Ach Gott! auch mich?"

(Basler Sammlungen. 1797. S. 125 f.)

Der 5. Vers war einst das letzte Wort eines auf dem Todtenbett noch zur Erkenntniß seiner Sünden gelangten Mannes, wobei er die Worte kaum noch heraushauchen konnte. So erzählt der schleswig'sche Pastor Tramsen, der nicht genug beschreiben kann, wie rührend dieß gewesen, und noch beifügt: „Ich kann nichts Schöneres begehren an meinem Ende, als einen freundlichen Jesusblick, der mir andeutet: Ich will dich großen Sünder annehmen. Durch einen solchen Blick wird auch mein Sterbensblick freundlich werden und mein Auge wird unter Freudenthränen brechen."

(Basler Sammlungen. 1829. S. 109.)

Das Original hat 11 Verse; der einzige V. 4. ist mit Recht weggelassen, denn er beginnt: „So bringt er sie dem Vater hin in seinen blutbefloss'nen Armen, das neiget denn den Vatersinn rc."

Köstlich ist der biblische Grund, der in diesem Liede über Luc. 15, 2. fast bei jedem Gedanken und Wort geleget ist.

Zu Vers 1. vgl. Matth. 11, 28. Psalm 38, 5. 4. 9. — 4 Mos. 35, 6. Phil. 3, 9.

Zu V. 2. vgl. Jes. 49, 15. Jer. 31, 20. — Gal. 3, 13. — Ebr. 2, 9. — Matth. 20, 28. — 1 Tim. 2, 6. — Röm. 5, 10.

V. 3. vgl. Sprüchw. 18, 10. — Matth. 9, 2. — Röm. 8, 33. — Mich. 7, 19.

V. 4. vgl. Hos. 11, 8. — Luc. 15. — Luc. 19, 1—10. Luc. 7, 36 f.

V. 5. vgl. Luc. 22, 61. — Ebr. 13, 8. 1, 12. — 2 Mos. 34, 6.

V. 6. vgl. Matth. 11, 28. Ap.Gesch. 17, 30. — Psalm 51, 19. — Psalm 38, 7. — Röm. 5, 20. 21. — Röm. 6, 12. Gal. 1, 4. — 1 Joh. 3, 8. — Jes. 1, 16. 55, 7. Ezech. 33, 11.

V. 7. vgl. Luc. 14, 21. — Luc. 13, 11—13. — Luc. 15, 20. Matth. 28, 9.

V. 8. vgl. Luc. 15, 13. — Matth. 23, 37. — Psalm 32, 1. 2. — Hos. 7, 16. — Jes. 56, 1.

V. 9. vgl. Sir. 5, 5—8. — Matth. 25, 10. — Jes. 55, 6. — Gal. 1, 16. Phil. 3, 8—14. — Ebr. 3, 7. 8. — Ebr. 4, 1 f.

V. 10. vgl. Hohel. 1, 4. Joh. 12, 33. — Matth. 5, 6. Psalm 42, 2. — Ebr. 4, 16. 10, 22. — 1 Tim. 1, 13.

Die **Melodie** aus **Es Dur**, **es b c b as g f es**, findet sich zuerst im Anhang des W. Gh. von 1744, so wie auch im Gh. von 1777.

Die Melodie aus Es Dur, b es d es c b as g, von Knecht (Thl. I. 598) im J. 1795 erfunden und in das W. Ch. von 1798 aufgenommen, in welchem die alte ganz wegblieb, hat sich als die leichtere und melodiereichere Weise fast aller Orten in W. eingebürgert, weßhalb es nicht recht war, daß sie im Choralbuch von 1828 weggelassen wurde.

Noch eine dritte Melodie gibt es von J. G. Hille, der ums J. 1739 Cantor in Glaucha war (Thl. I. 448). (g c a g d d f e).

310. Jesus nimmt die Sünder an.

Aus Erdmann Neumeister's, Pastors an der St. Jakobikirche in Hamburg, „evangelischem Nachklang" vom J. 1718, wo es als Anhang einer Predigt über das Evangelium am Dom. 2. p. Trin. Luc. 15, 1—7. steht.

Ein ächtes geistliches Volkslied, an dem sich schon viele tausend angefochtene Seelen erquickt haben.

Von dem Original fehlt mit Recht V. 7. (s. Nro. 140. im W. G. von 1741).

Zur Melodie vgl. Nro. 177.

B. Glaube und Rechtfertigung.

313. Es ist das Heil uns kommen her.

Von P. Speratus im J. 1523 gedichtet, als er sich in Wittenberg bei Luther aufhielt, kurz ehe er sein Reformationswerk in Preußen angefangen. Es steht schon nebst zwei andern Liedern des Speratus: „In Gott glaub' ich" und „Hilf Gott, wie ist der Menschen Noth" unter den acht Liedern des ersten evangelischen Gesangbuchs, Luthers Enchiridion vom J. 1524, wo es den Titel hat: „Ein Lied vom Gesetz und Glauben, gewaltiglich mit göttlicher Schrift verlegt". Zuvor aber schon wurde es im J. 1523 unter Speratus Namen mit Beweissprüchen aus der h. Schrift auf einem besondern Bogen zu Wittenberg gedruckt.

Auch in Luthers Gesangbuch findet sich am Schluß des Liedes aus diesem Bogen der reiche Perlenkranz von Stellen alten und neuen Testaments angehängt als eine „Anzeigung, worauff dyß Gesang allenthalben ist gegründet, darauff sich all unser sach verlassen mag". Darum sagt jene Ueberschrift: „Gewaltiglich mit göttlicher Schrift verlegt."

Jede Zeile hat einen Bibelspruch zum Grund. Der Haupttext ist Röm. 3, 28.

Bei Vers 1. — Tit. 3, 4. 5. Eph. 2, 8. 1 Petr. 1, 15.

Röm. 3, 20. 11, 6. Gal. 5, 4. Luc. 17, 10. Ebr. 12, 2. 1 Tim. 2, 5. 6. Ebr. 2, 9. 9, 15.

Bei Vers 2. — Pred. 12, 13. Matth. 12, 37. Röm. 8, 7. 4, 15. Gal. 3, 10. Matth. 26, 41. Röm. 7, 14 f. Joh. 15, 6.

V. 3. — Röm. 7, 9. Jes. 1, 11—15. Luc. 18, 14. Matth. 19, 20. Röm. 7, 7. 12. Eph. 2, 3. Gal. 3, 22. Joh. 8, 19. Röm. 8, 7. 3, 20.

V. 4. — Röm. 7, 23. — 18. 21. — Gal. 3, 19. Röm. 5, 20. Matth. 23, 27. Psalm 51, 7. Joh. 3, 6.

V. 5. — Matth. 5, 17. Röm. 1, 18. 8, 3. 4. Psalm 40, 8. 9. Gal. 4, 4. 5. 1 Cor. 1, 30. Eph. 2, 3—5. 16.

V. 6. — Eph. 2, 13. 14. 1 Petr. 2, 24. Röm. 7, 6. Ebr. 11, 1. Ap.Gesch. 16, 31. Joh. 20, 28. Joh. 11, 25. 26.

V. 7. — Röm. 3, 28. Joh. 17, 17. Luc. 12, 32. Ebr. 6, 18. Marc. 16, 16. Joh. 20, 29. 3, 16. 1 Thess. 5, 9.

V. 8. — Röm. 5, 1. Joh. 20, 31. Hab. 2, 4. Matth. 5, 16. Eph. 2, 10. 2 Petr. 1, 5. 6. Gal. 5, 6. 1 Joh. 4, 7. 3, 9. 10.

V. 9. — Röm. 3, 20. Gal. 3, 19. Matth. 11, 28. Eph. 2, 13—15. 17. 18. Gal. 3, 10.

V. 10. — Ap.Gesch. 15, 9. 2 Petr. 1, 10. Matth. 7, 17. 18. Röm. 14, 7. 4, 16. Jak. 2, 26. Eph. 2, 10. Röm. 3, 28. Gal. 5, 6. Jak. 2, 18. 20.

V. 11. — Psalm 130, 5—8. 1 Joh. 3, 19. Gal. 5, 5. Judith 8, 11. Ebr. 12, 6. 2 Tim. 1, 12. Hab. 2, 3.

V. 12. — Ebr. 4, 15. 16. Matth. 14, 31. Psalm 30, 6. 31, 23. Jes. 45, 15. Röm. 4, 18—21. Matth. 24, 3. Jer. 17, 9. Röm. 5, 2—5.

V. 13. — Luc. 2, 14. Joh. 6, 29. Col. 1, 9—11. Phil. 1, 6. 11. Psalm 78, 4. Matth. 6, 9. Psalm 79, 9.

V. 14. — Matth. 6, 10. Psalm 103, 20. Matth. 6, 11. 12. 18, 35. 6, 13. 2 Tim. 4, 18. 2 Cor. 1, 20.

Zu Vers 2.: „Vom Fleisch wollt nicht heraus der Geist“ bemerkt Schamelius: „Vom Fleisch“, d. i. von der sündlichen Natur; „wollte nicht heraus“, d. i. es war durch die natürlichen Kräfte nicht möglich herauszubringen; „der Geist“, d. i. der geistliche, vollkommene sowohl äußerliche als innerliche Gehorsam. Speratus meint also: „Der fleischliche, verdorbene Mensch kann das Gesetz nicht vollkommen in seinem geistlichen Verstande erfüllen.“

Zu V. 3.: „Ein Wahn war vom Gesetz dabei“, d. i. der Pharisäismus und Pelagianismus, in dem die Päbstler, welche Speratus hier meint, mitstecken, wenn nämlich Jemand aus natürlichen Kräften äußerlich etwas zum Schein thut und gedenket, das wären gute Werke, wie er nämlich „frei“, d. i. für sich, nach seinem freien Willen und aus seinen Kräften heilig leben könne. Das

Gesetz ist nun aber gerade zum Gegentheil gegeben, daß es nämlich den Menschen ihr Elend, Unvermögen und Unvollkommenheit recht zu erkennen gebe, wie wir auch nicht ein Pünktchen für uns selbst erfüllen können.

Zu V. 4.: „Dieselbig Art", d. i. die sündige Art (V. 3.), die nur gern Böses denken und thun will.

„Wiewohl es oft versuchet ward", nämlich mit strengen Orden, Klöstern, Fasten, Geißeln und dergleichen selbsterwähltem Gottesdienst.

Zu V. 9.: „Schlägt das Gewissen nieder", d. i. ängstet das Gewissen.

„Eil' nur zum Kreuz herzu", d. i. zum Verdienst Christi, des Gekreuzigten.

Zu V. 11.: „Die Hoffnung harrt— nämlich im Kreuz.

Dieses Lied ist in der That der Schriftkern der ganzen evangelischen Heils- und Gnadenordnung. Das Straßburger gros Kirchengesangbuch von 1541 gab ihm daher auch die Ueberschrift: „Ein recht evangelisch und künstlich Lied von der Gnaden Gottes, Erlösung unseres Herrn Jesu Christi, Ankunft, Kraft und Früchten des wahren Glaubens an Christum." M. Weber nennt es in seinem Gesangbuch vom J. 1638 „ein recht evangelisches Lied vom Unterschied des Gesetzes und Evangelii, der gnädigen Rechtfertigung durch den Glauben und dessen Früchten" und A. Knapp nennt es den poetischen Reflex der Vorrede Luthers zum Römerbrief. Dieses eine Lied hat viel reichen Segen gestiftet in den Tagen der Reformation; schnell war es allenthalben verbreitet und wurde von vielen Tausenden mit wahrhafter christlicher Begeisterung gesungen. Es wirkte zur Einführung der evangelischen Lehre ganz absonderlich mit und war eigentlich das Feldzeichen und Feldgeschrei im Kampf der Protestanten gegen das Pabstthum, denn es ist das ächte Bekenntnißlied der evangelischen Kirche, das wie kein anderes ein lebendiges und klares Bekenntniß vom Grund und der Natur des evangelischen Glaubens enthält. Dr. Dannhauer rühmt es daher als einen „edlen und vom Feuer der Arznei destillirten Arzneisaft, als ein herrlich Werkzeug, dadurch die Reformation befördert worden, als einen Dorn den Augen der Wahrheitsfreunde, als ein schön Weydlied von der güldnen Aue".

Mit diesem Lied ersang sich das Volk, wie mit dem Liede: „Ach Gott vom Himmel", die Einführung der Reformation. Es hat damit manchen päbstischen Lehrer von der Kanzel herunter und zur Kirche hinausgesungen.

So geschah es im Würtemberger Lande. Zu Waiblingen bei Stuttgart widerstanden die alten katholischen Priester und Caplane lange Zeit der Einführung der Reformation, wornach in den Bürgern der Stadt sich ein groß Verlangen regte. Da hielt im J. 1535 der

von Blarer ordinirte Erhard Werner die erste evangelische Predigt. Als nun die katholischen Priester dagegen sprechen wollten, stimmte die ganze Gemeinde dieses Lied an, worauf dieselben ausspieen und zornig die Kirche verließen (Seckendorf's Hist. Luther. I. 271. II. 123). Ebenso soll es auch in dem Städtlein Herrenberg bei Tübingen gegangen seyn.

Was aber hier nur im Kleinen geschah, geschah bald darnach im Churfürstenthum Pfalz im Großen. Churfürst Friedrich II., obgleich im Herzen der evangelischen Lehre nicht abgeneigt, wollte sie doch aus Furcht vor dem Kaiser nicht einführen und in die Abschaffung der päbstlichen Mißbräuche und Ceremonien nicht willigen, obgleich das Volk laut darnach verlangte. Da stimmte zu Heidelberg, als eben die pabistischen Priester in der Hauptkirche eine feierliche lateinische Messe hielten, das anwesende Volk, wie aus Einem Munde, dieses Lied an. Nun sah der Churfürst, daß es an der Zeit sey, der reinen evangelischen Lehre nicht längeren Einhalt zu thun. Er gestattete die Austheilung des h. Abendmahls in beiderlei Gestalt, und damit war der Anfang zur Einführung der Reformation in der Pfalz gemacht.

(Seckendorf l. c.)

Auch in Magdeburg trieb das Volk durch Anstimmen dieses Liedes die katholischen Meßpriester zur Kirche hinaus, und zu Behnau, einem Dorf in der Niederlausitz bei Sorau, stimmten die Bauern, bis ihr katholischer Priester Gabelentz in die Kirche kam, dieses Lied unterdessen an, worüber derselbe so zornig wurde, daß er Kirche, Pfarre und Gemeinde verließ, darauf ein lutherischer Prediger an seine Stelle gesetzt wurde.

(Olearius Liederschatz.)

Als der evangelische Pfarrer George Polus in der Domkirche zu Fürstenwalde auf Befehl des anwesenden Churfürsten Joachim II. von Brandenburg die erste evangelische Predigt über Psalm 24, 7. hielt, sang die Gemeinde in großer Herzensfreude dieses Lied. Die Katholiken waren deßhalb auf dasselbe auch sehr erbost und machten ein Spottlied daraus: „Das wahre Heil und aller Trost". Sie nannten es nur ein „lutherisches Schusterliedlein", wie auch der Jesuit Decumanus behauptete, ein Sackpfeifer oder ein Pritzschmeister, oder ein Schuster habe es gemacht.

Luther selbst, so geht die Sage, soll über die kräftig schnelle Verbreitung dieses Liedes auf ganz besondere Weise an seinem Herzen gerührt worden seyn. Hartkoch erzählt nämlich in seiner preußischen Kirchenhistorie Lib. II. Kap. 1, 281. er habe in seiner Jugend von seinen Präceptoribus in der Schule oft Folgendes gehört: „Es kommt ein Bettler aus Preußen nach Wittenberg und singt dieses Lied vor des Dr. Luthers Thür. Dr. Luther hört ihm mit Fleiß zu, bis es der Bettler ausgesungen, dann gibt er dem Bettler eine Gabe, und

befiehlt ihm, solches noch einmal zu singen. Wie er es verrichtet, fraget ihn Luther, von wannen er komme und wo er dieß Lied gelernet? Der Bettler antwortete, er komme aus Preußen, allwo dieß Lied in der Kirche oft gesungen würde. Da giengen dem Dr. Luther die Augen für Freuden über, daß Gott diesem Lande so gnädig wäre und selbiges in Erkenntniß seines Wortes so weit hätte kommen lassen."

Im J. 1710 hat dieses Lied auch einst einen evangelischen Christen zu Regensburg, der zur katholischen Kirche übergegangen war, wieder zur evangelischen Kirche zurückgeführt. Er hörte nämlich eines Tags, als er in seinen Verrichtungen an der evangelischen Hauptkirche vorbeigieng, dieses ihm wohlbekannte Lied singen, da er denn heimlich bei sich seufzte, daß er dergleichen tröstliche Lieder jetzt nicht mehr hören könnte. Nach zwanzig Wochen begegnete ihm dasselbe abermals. Nun zog es ihn in die Kirche hinein und er hörte mit Andacht der Predigt zu, nach deren Beendigung er alsbald zu dem Superintendenten Serpilius in die Sakristei gieng, ihm zu sagen, wie dieß Lied sein Herz beweget, und ihm zu erklären, daß er nun ferner bei der evangelischen Religion bleiben wolle.

(Serpilius, Prüfung des Hohensteinischen Gesangbuchs. 1710. S. 404.)

Als der treue Bekenner der evangelischen Wahrheit, Churfürst Johann Friedrich von Sachsen, nach der Schlacht bei Mühlberg im J. 1547 in große Noth und Bedrängniß gerathen war, schrieb der fromme Prediger Veit Ditrich an St. Sebald zu Nürnberg, Laz. Spengler's Freund, einen tröstlichen Brief an ihn. Der Churfürst las denselben mit vielen Thränen, sagte aber dann, nachdem er ihn gelesen, mit großer Freudigkeit: „Ei! die gewaltige Hand Gottes will nicht allein drücken, sondern auch erhöhen zu seiner Zeit.

„„Er weiß wohl, wann's am Besten ist,
Und denkt an uns zu rechter Frist,
Das soll man ihm vertrauen"" (V. 11.).

Geschieht's nicht hier, so geschehe es ewiglich. Ewige Erhöhung ist die rechte Erhörung unseres Gebets und Seufzens. Wer nur frisch durch die Welt hindurch wäre!"

(Jak. Thomasii histor. Spruchbuch. S. 867.)

Auch Friedrich Wilhelm, Herzog zu Sachsen-Weimar († 7. Juli 1602), ließ sich diesen 11. Vers zum Trost seiner Seele dienen.

(G. Wimmer. III. 299.)

Den 12. Vers hat Johann Christoph v. Degenfeld, der die meiste Zeit seines Lebens vielem Kreuz unterworfen gewesen, sogar, daß er sich oft vor großen Leibesschmerzen unter die Bank gewunden, der Hülfe des Herrn sich erinnernd, zu seinem ganz besondern Trost fleißig gesungen. Ebenso noch manche andere Herren vom Adel z. B. Hans von Lüttichau, Casp. v. Minkwitz.

(Serpilius Anmerk. Regensb. 1707.)

Die zwei letzten Verse (V. 13. 14.) wurden bei der Krönungsfeier des ersten Königs von Preußen im J. 1704 zum Schluß der ganzen Feierlichkeit gesungen. — Der Kanzler zu Rudolstadt aber, Fr. Lenz, hat mit diesen Gesangsworten Gott überlaut gepriesen, als ihm 23. Nov. 1653 sein jüngster Sohn, Christian Benedikt, ein Studiosus selig verschieden.

(G. Wimmer. Thl. III. 301.)

Auch über dieses Lied ist ein besonderes Büchlein gedruckt worden: „G. Serpilii Anmerkungen über Dr. P. Sperati geistlich und lieblich Lied: „„Es ist das Heil rc."" Regensburg. 1707."

Nach der siebenzeiligen Strophe und dem Versmaaß dieses Lieds sind in der evangelischen Kirche die meisten Lieder gedichtet worden; man zählt deren 450.

Die **Melodie**: a a a a h c h a g, ist aus dem Volksgesang des fünfzehnten Jahrhunderts entlehnt, weßhalb auch die Papisten beim ersten Bekanntwerden dieses Gesangs im J. 1524 spottweise vorwarfen, „der ihn erfunden, müsse ein Sackpfeifer oder Bänkelsänger gewesen seyn." Ursprünglich war diese Weise nicht bloß dem Lied: „Es ist das Heil rc.," sondern auch noch drei andern Liedern: „Ach Gott vom Himmel" — „Es spricht der Unweisen Mund wohl" — „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir" vorgezeichnet. Als aber diese drei bald besondere Melodien erhielten, blieb sie ausschließlich dem erstern Liede.

Dr. Dietelmaier behauptet, sie sey die zweite Singweise des Octoechus, des griechischen Gesangbuchs, das zur Zeit Carls M. in die lateinische Kirche kam.

314. O Mensch, der Himmel ist zu fern.

Ein Seitenstück zu Nro. 313. Nicht Dr. Joh. Jak. **Rambach**, wie das W. G. angibt, ist der Dichter dieses Lieds, sondern nach Gottschald's Liederremarquen. II. Bd. 1. Piece. S. 171. Christian **Pressovius**, der vom Jahr 1691 an Pfarrer zu Germendorf und Bubero, Inspektion Zehdenick in der Mark Brandenburg, war. Er ließ bei Gelegenheit des ersten lutherischen Jubeljahrs 1717 drucken: „Biblische Jubelposaune", deren erster Theil die ganze Theologie in kurzen Sätzen, deren zweiter aber diese Sätze in geistliche Lieder gebracht, enthält. Im J. 1749 gab er auch zu Neuruppen heraus: „Neue christliche Gesänge über die Evangelia."

Zur Melodie vgl. Nro. 216.

316. Aus Gnaden soll ich selig werden.

Von dem Hofrath und Bibliothekar **Scheitt** zu Hannover, einem gebornen Hohenloher aus Waldenburg (Thl. I. 270), gedichtet über den Spruch: Eph. 2, 8. 9. Es steht in den Cöthnischen Liedern, wo es den Schlußvers hat:

„Aus Gnaden! dieß hör' Sünd' und Teufel,
Ich schwinge meine Glaubensfahn',
Und geh' getrost, trotz allem Zweifel,
Durch's rothe Meer nach Kanaan.
Ich glaub', was Jesu Wort verspricht,
Ich fühl' es oder fühl' es nicht."

Im 9. Vers Z. 2. heißt es nämlich in dem sonst treu bewahrten Original:

„Ich fühle nichts, doch mir ist wohl."

Die **Melodie** aus B Dur f b a c b es c a b, ist keine Stammmelodie, sondern neueren Ursprungs, von Knecht im J. 1796 als neue Melodie für das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" gefertigt, und erstmals im W. Gb. von 1798 aufgeführt (s. zu Nro. 368.). Das Gb. von 1828 hat sie zuerst dem Lied: „Aus Gnaden soll ich rc." zugeeignet. Hauber nennt diese Melodie „die Kinderlehrmelodie", den Typus des zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts auftauchenden pädagogischen Chorals.

318. Ich weiß von keinem andern Grund.

Aus des frommen Carl Heinrich v. **Bogazky's** (Thl. I. 256) „Uebung der Gottseligkeit in allerlei geistlichen Liedern" vom J. 1749.

Ein köstliches Glaubenslied des evangelischen Christen, das auch in den Cöthnischen Liedern vom J. 1765 steht mit der Ueberschrift: „Von der sanften Ruhe und göttlichen Kraft."

Das Original hat 13 Verse, von welchen V. 3. 6. 8. 9. 10. nach dem Vorgang des Hohenlohe'schen Gesangbuchs weggelassen sind. Die drei letztgenannten lauten so:

8. Die Sünd' ist allzu tief im Herzen,
Nicht abzuschütteln wie die Spreu.
Es kostet oft noch Kampf und Schmerzen,
Sonst folget wieder Sklaverei,
Ja Finsterniß und leichter Sinn.
Wohl mir, daß ich recht kämpfend bin.

9. Sobald ich nur das Mind'ste merke,
So wasch ich mich in seinem Blut
Und zieh aus ihm auch Kraft und Stärke,
Die in mir siegt und Alles thut.
Denn ohne ihn kann ich nichts thun:
Drum will ich immer in ihm ruh'n.

10. Ich suche stets vor ihm zu stehen,
Und seh' in Allem ihn nur an,
Nach seinem Wink einherzugehen,
Daß nichts mein Ziel verrücken kann.
Ich seufze stets: „Herr, steh' mir bei,
Daß ich dein rechter Jünger sey."

Vers 13. Z. 5. lautet das Original: „Stets wachsam, still und niedrig seyn;" Vers 2. Z. 4. „Und find' in seinen Wunden Ruh', er ist mein Schatz, mein Erb' und Theil." —

Zur Melodie vgl. Nro. 368.

320. Ich ruf' zu dir, Herr Jesu Christ.

Es ist sehr zweifelhaft und unwahrscheinlich, daß dieses Lied Dr. P. Speratus, dem es gewöhnlich zugeschrieben wird, sollte gedichtet haben, da es selbst in den ältesten Gesangbüchern ohne Namensangabe vorkommt. Einige vermuthen, es sey ursprünglich ein

von Johann Huß gedichtetes Lied, das Speratus bloß überarbeitet habe. Im J. 1535 kommt es schon in Klug's Gesangbuch und im J. 1537 in einem Straßburger Gesangbuch vor mit der Ueberschrift: „Ein geistlich Lied zu bitten umb Glauben, Lieb und Hoffnung." Das Straßburger gros Kirchengesangbuch von 1541 gibt ihm die Ueberschrift: „Ein Betlied zu Christo, unserem Heiland, um wahren Glauben (V. 1.), steife Hoffnung (V. 2.), reine Liebe (V. 3.), Gnad' zu einem neuen Leben (V. 4.), Beständigkeit und Sieg wider alle Anfechtung" (V. 5.).

„An diesem Lied haben wir ein Gebet," schreibt Christian Gottfr. Preuß, S. 156, „welches mit Recht ein Kerngebet zu nennen. Es zeiget uns, zu wem wir beten sollen, nämlich zu Jesu Christo, unsrem Fürsprecher beim Vater. Es lehret uns, was wir eigentlich erbitten sollen, vor Allem die geistlichen Güter, als da sind: Lust und Liebe zum göttlichen Wort, Glaube, Liebe, Hoffnung, Treue und Beständigkeit im Christenthum, daß uns weder irdische Ergötzungen, noch zeitliche Trübsal davon abwendig machen."

„Ihr Knechte Gottes," so ruft sodann Preuß über diesem Liede allen Predigern zu, „ihr Knechte Gottes, denen oft Muth und Freudigkeit bei öffentlicher Verkündigung der göttlichen Rechte ermangeln will, brauchet fein fleißig dieses kräftige Schlagwasser, ihr werdet in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke mächtig werden, daß ihr im Segen das Wort ausstreuet und damit ein Gedächtniß der göttlichen Wunder an vielen Sündern stiftet."

Dr. Abraham Hinkelmann, Prediger in Hamburg, ließ einst vor einer Predigt, welche er am Mittwoch nach Misericordias hielt, dieses Lied singen. Nach der Predigt lud ihn ein Kaufmann ein, seinen schönen Garten zu besuchen. Als Beide sich nun über den Schmuck der Blumen freuen, entdeckt ihm der Kaufmann, daß er gar ein großer Freund der Blumen sey; — beim Singen des heutigen Kirchenlieds, als es an den 4. Vers kam: „Laß mich nicht Lust noch Furcht von dir in dieser Welt abwenden", sey ihm nun der Gedanke gekommen, daß seine Liebe zu groß auf diesen Gegenstand sey, so daß sie wohl sündlich seyn könnte. Hierauf erwiederte ihm Hinkelmann, daß wer dieses Lied recht andächtig singen wolle, in seinem Herzen die himmlischen Paradiesblümlein treu zu pflegen verstehen müsse. Als ihn nun der Kaufmann um die Deutung dieses Bildes bat, erklärte er ihm: die Paradiesblümlein sind Trübsal, Kreuz und Leiden; wer dieses Lied ohne Anfechtung und Kreuz singet, der wird nimmermehr dessen Kraft in seinem Herzen empfinden.

(Lutheri Betglöcklein von Treuer. Thl. I. Präf. p. 145 sq.)

Einsmals hatte ein Kranker schon ein Paar Tage sprachlos und in Todesängsten da gelegen, daß auch seine Angehörigen um seine Auflösung flehten. Als er nun mit einemmale wieder zu reden anfieng, waren seine ersten Reden die Worte des 5. Verses. (Eodem.)

Dieses Lied ließ sich der sterbende Spener (Thl. I. 193) in den letzten Augenblicken nebst dem Lied: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ" (Nro. 305.) noch vorsingen.

(Gleich's annales ecclesiast. 1730.)

Die **Melodie** aus E Moll, h a g a g fis e fis g a h, erscheint zuerst mit dem Liede in Joseph Klugs Gesangbuch vom J. 1535. Ihr Urheber ist unbekannt. Mit einem vierstimmigen Tonsatz erscheint sie im J. 1586 unter den 50 von dem Würt. Hofprediger Lucas Osiander zu Nürnberg herausgegebenen geistlichen Melodien. Sie findet sich auch schon im W. gr. Kirch.-G. von 1595.

321. Die Sünden sind vergeben.

Aus Ph. Fr. **Hiller's** Schatzkästlein. 2. Thl. vom J. 1767 über den Spruch: 1 Joh. 2, 12. mit dem Beisatz: „Das ist eine tröstliche Zuversicht, auf die es sich gut sterben läßt; denn sie rettet vom zweiten Tod."

Zur Melodie vgl. Nro. 571.

323. Die Gnade wird doch ewig seyn.

Aus Ph. Fr. **Hiller's** Schatzkästlein. 2. Thl. vom J. 1767 über den Spruch: Ps. 89, 3. mit dem kurzen Beisatz: „Ewige Gnade, ewiger Trost!"

Zur Melodie vgl. Nro. 133.

325. Wer Gottes Wort nicht hält, und spricht.

Aus **Gellert's** geistl. Oden und Liedern vom J. 1757 mit der Aufschrift: „Der thätige Glaube." Das Lied ist ganz nach dem Original gegeben.

Im J. 1762 erhielt Gellert einen Brief von einem katholischen Geistlichen aus Böhmen, worin derselbe ihm darzuthun suchte, daß seine Lehre vom thätigen Glauben, wie er sie in diesem Lied ausgesprochen, Luthers Meinung widerspreche, weßhalb er ihn dringend bitte, doch zur römischen Kirche überzutreten. Auf dieß schrieb ihm Gellert folgende Antwort: „Ich kann Ihnen dreist und zuversichtlich antworten, daß der Inhalt dieses Lieds die einmüthige Lehre unserer Kirche ist, daß kein Mensch bei uns leugnet, daß der wahre Glaube nicht die Liebe Gottes und durch die Liebe auch gute Werke hervorbringen müsse, daß der rechte Glaube aus zwei Eigenschaften erkannt werde, aus dem Vertrauen auf das unendliche Verdienst Christi, durch das wir allein gerecht und selig werden, und aus dem Gehorsam. Wir lehren ohne Ausnahme, daß die guten Werke, ob sie uns gleich nicht vor Gott gerecht und selig machen, dennoch als nothwendige Früchte aus dem wahren Glauben fließen müssen, und daß der Glaube, der das Herz reinigt, und also die innerliche Heiligung der Seele wirkt, auch die äußere Heiligkeit des Lebens und die Beobachtung der gött-

lichen Gebote wirkt. Gott gebe, daß ich täglich durch Glauben und Gehorsam mich zu einem seligen Tod vorbereite, und den hoffe ich in der Religion, in der ich leben und sterben werde, in der Religion der heil. Schrift."

(Leben Gellert's von H. Döring. 2. Thl. S. 42 ff.)

Zur Melodie vgl. Nro. 379.

326. Versuchet euch doch selbst.

Aus dem Halle'schen oder Freyl. G. 1. Thl. Auflage vom J. 1719. Es wird gewöhnlich dem Abt des Klosters Bergen, Dr. Breithaupt, zugeschrieben. Casp. Wezel versichert aber in den Analecta hymnica. 1. Bd. 3. Stück. S. 25: Breithaupt, den er selbst deßwegen befragt, habe sich dessen, daß er des Lieds Verfasser seyn solle, nicht entsinnen wollen.

Das Original ist fast ganz getreu wieder gegeben. Die Schlußzeile heißt aber ursprünglich: „Bewahr' mich als dein Haus," und der 5. Vers ist weggelassen:

„Aus Hoffnung wächset die Lieb',
Weil man aus Gottes Händen
Nimmt alle Dinge an,
Nicht zürnet, noch thut schänden,
Denn Alles uns zu Nutz
Und Besten ist gemeint,
Drum dringt die Liebe durch
Auf Freunde und auf Feind."

Zur Melodie vgl. Nro. 13.

C. Göttlicher Friede.

328. Ruhe ist das beste Gut.

Von Casp. Schade, Diakonus an der Nikolaikirche in Berlin (Thl. I. 198), ums J. 1691 gedichtet. Das Original hat neunzehn Verse (V. 4. 6—11. 16. fehlen), und bei jedem Vers den Refrain: „Hier und dort ist keine Ruh, als bei Gott; zu ihme zu! Gott ist die Ruh!" So steht es noch im W. G. von 1741. In dem Verwischen des Refrains und Ausfüllen der drei letzten Zeilen jedes Verses mit fortschreitenden Gedanken ist das Berliner Gesangbuch von 1829 vorangegangen. Der Schlußvers in der Fassung: „Ach, du Gott ꝛc." findet sich bei Freylinghausen noch nicht, wohl aber im W. G. von 1741, und noch früher in dem von G. C. Rieger besorgten, neu eröffneten Andachtstempel vom J. 1734. Im Original lautet derselbe:

„Ruhe, noch mit einem Wort,
Soll sie ewig seyn;
Willt du ruhen hier und dort
Dring' zu Jesu ein,
Er ist die Ruh'" f. f.

Die Melodie: b̄ f g g f f es d, eine köstliche, dem Charakter des Liedes ganz entsprechende Weise, findet sich zuerst in dem W. Ch. von 1777, das der Stuttgarter Hofcantor Stötzel (Thl. I. 450) besorgte. Bei der Harmonisirung ist mit Palmer namentlich auch zu rühmen der unruhig sich hin und her bewegende Baß bei den Worten: „Hier

und dort ist keine Ruh, als ꝛc.," worauf sich dann bei den Schlußworten: „Gott ist die Ruh" die Klänge in sanften, weichen, leisen Harmonien zu Ruhe neigen. Früher sang man dieses Lied, das zum erstenmal in W. im Anhang zu Hedinger's Herzensklang vom J. 1713 erscheint, nach der Weise: „Auf, hinauf zu deiner Freude", fis d a h a g fis e d, welche Joh. Rud. Ahle in Mühlhausen ums J. 1662 erfunden hat. Sie erscheint in W. zum erstenmal im Ch. von 1744, und später in dem von 1777 mit dem Namen „Ruhe ist das beste Gut", und findet sich auch im ersten Theil des Freyl. G.

329. Mein Glaub' ist meines Lebens Ruh.

Von Balth. **Münter**, erstem Prediger an der deutschen Petrigemeinde in Kopenhagen (Thl. I. 487), im J. 1773 gedichtet, nachdem er das Jahr zuvor den unglücklichen Minister Struensee, den er zum Tod auf dem Schaffot vorzubereiten hatte, von der Freigeisterei zum Christenglauben bekehrt und dadurch mit solcher Ruhe und Frieden erfüllt hatte, daß er getrost mit „gestilltem Gewissen" dem Tode entgegengieng, wie dieß Münter selbst auf rührende Weise in der Bekehrungsgeschichte Struensee's beschrieben hat.

Mit Recht wurden die für ein Gemeindelied unpassenden, Vielen auch anstößigen Worte des 7. Verses: „Ich wachs in meiner Heiligung, ich spüre täglich Besserung des Herzens und des Lebens; ich fühle, daß des Geistes Kraft, den neuen Menschen in mir schafft" nach A. Knapp's Vorgang im Liederschatz vom J. 1837 umgestaltet. Das Original hat noch einen achten Vers:

„Dank dir, o Vater, Dank und Ruhm,
Du lehrtest mich das Christenthum
Fest glauben, willig üben.
Dir Gott, mein Lehrer, Lob und Preis;
Ich lieb es immer noch und weiß,
Ich werd' es ewig lieben.
Jetzt und mein künftig Lebenlang
Bring' ich dir, Höchster, Preis und Dank.
(s. Hohenlohe'sches Ges. 1784.)

Dieses Lied wird besonders gerne bei Leichengottesdiensten gesungen.

Die **Melodie**, freilich mehr eine Arie, als eine Kirchenmelodie, von Knecht im J. 1797 erfunden und zum erstenmal mitgetheilt im W. Ch. von 1798, ist überaus beliebt, und hat zur allgemeinen Verbreitung des Liedes wohl das Meiste beigetragen.

330. Friede, ach Friede, ach göttlicher Friede.

Gedichtet von Pfarrer Barth. **Crasselius** zu Nidden in der Wetterau (Thl. I. 249); zum erstenmal gedruckt im Darmstädter Gesangbuch von 1698 und dann im ersten Theil des Freyl. G. vom J. 1704.

Dieses edle Kernlied wurde früher (seit 1741) in Würtemberg bei der Confirmationsfeier gesungen, wozu es auch vorzüglich geeignet ist.

Das Original hat neun Verse, von welchen V. 7. schon im W. G. von 1741 ausgelassen ist, und mit Recht, denn er lautet:

„Küchlein, die bleiben bei ihrer Gluckhenne,
Sie schreien und laufen den Raben nicht nach:
Also auch, Seele, nur Jesu nachrenne,
Dich sündlicher Brut und Weltvögel entschlag;
So wird auch dein Heiland sein Küchlein beschirmen,
Wenn auf dich Welt, Teufel und Hölle losstürmen."

Die **Melodie**, d e d c h a g g a fis g g, eine treffliche Halle'sche Melodie in dem beliebten Trippeltakt aus Freyl. G., erscheint in W. zuerst im Ch. von 1744.

133. Jesu, meine Freude.

Von Joh. **Frank**, dem sangeskundigen Bürgermeister zu Guben in der Lausitz (Thl. I. 171), ums J. 1653 gedichtet, wobei jedoch Winterfeld die Entdeckung gemacht hat, daß Frank damit eigentlich bloß eine geistliche Umbildung eines weltlichen Liedes gegeben hat, wie dieß in den ältern Zeiten gar gewöhnlich war, daß man, wo das Gefühl irdischer Liebe fast bis zur Abgötterei in einem Liede ausgedrückt war, Worte heiliger Liebe an die Stelle der ursprünglichen Worte setzte, um den Schaden damit zu heilen, den diese anrichten könnten. In den „Arien" H. Alberti's zu Königsberg, deren 8 Theile in den Jahren 1638—1648 erschienen, findet sich das weltliche Lied, das Frank umgebildet hat. Es hat den Titel: „Das Lied Celadons" und lautet:

„Flora, meine Freude,
Meiner Seele Waide,
Meine ganze Ruh,
Was mich so verzückt
Und den Geist erquicket,
Flora, das bist du.
Deine Pracht
Glänzt Tag und Nacht,
Mir vor Augen und im Herzen
Zwischen Trost und Schmerzen.

Frank dichtete das Lied ursprünglich bloß mit 6 Versen. Später wurde aus seiner „Vater unser Harfe" als 7. Vers noch der Vers „Vater aller Ehren" angehängt, der noch im W. G. von 1741 sich dabei findet, jetzt aber weggelassen ist. Noch später dichtete M. Hartmann Schenk, Diakonus in Ostheim (Verfasser von Nro. 277.), der im J. 1681 starb, den Vers: „Jesu, ich befehle" als Schlußvers hiezu.

(Wezel's Analecta hymnica. 1. Bd. 6. Stück. S. 24.)

In alten Gesangbüchern führt es den Titel: „Troz- und Trostlied der in Gott verliebten Seele".

Es verbreitete sich in kurzer Zeit in allen deutschen Landen, selbst über die Gränzen Deutschlands hinaus. Im J. 1667 schon übersetzte es Joh. Blume, Pfarrer zu Hacken in Esthland, in die esthnische Sprache. Der erste Vers dieser Uebersetzung lautet:

„Jesu, Röhmo taiwas
Minno Südda waiwas,
Jesu minno Lind;
Ach! kui kauw och kauwa?
Minna xüan Sind,
Jumla tall
Mo Reigo Hall
Jlma sind ei peep mul tulla
Kmut sahx armbsamb olla.“

Im J. 1724 ließ es der russische Czaar Peter der Große in die russische Sprache übersetzen, nachdem er dasselbe während seines Aufenthalts in Deutschland kennen gelernt und als Leiblied erwählt hatte. (Haussen in der Praefat. ad prax. piet. mal.) Dr. Joh. Anselm, ein Jurist in Königsberg, übersetzte es um dieselbe Zeit in lateinische Verse.

Doch gieng die Einführung dieses Liedes nicht ohne Widerspruch ab. Dr. Joh. Dan. Arcalarius, Senior des geistlichen Ministeriums zu Frankfurt a. M., meldet in der Vorrede zu Crüger's praxis piet. mel.: „Es haben zu seiner Zeit angesehene, sonderlich graue Häupter anfangs mit Ungeduld zugehöret, wenn das trostreiche Lied: „„Jesu, meine Freude““ in öffentlicher Gemeinde gesungen worden, denn sie hatten's in ihrer Jugend nicht gehört, fanden sich also beschwert, solches im Alter zu lernen. Nachdem es aber die ganze Gemeinde bald und freudig gelernet, schwiegen sie nicht nur still, sondern überwanden sich auch, durch ihre Brillen zu sehen, was an solchen Liedern so lieblich und tröstlich wäre, und lernten bald durch fleißige Uebung, was ihnen zuvor unmöglich schien, und eben diese wurden hernach die Eifrigsten nach solchem Trost, da sie dessen Süßigkeit einmal in dem Grund ihrer Seelen geschmecket hatten.“

Ein anderes Bedenken hatten anfangs manche Alten gegen dieses Lied; sie meinten, es sollte in einer ganz vermengten Versammlung gar nicht gesungen werden, um des Mißbrauchs willen, da die Meisten, so dieses Lied singen, Gott ins Angesicht lügen.

Folgende Geschichte zeigt uns aber, wie dieses Lied, in öffentlicher Kirche gesungen und gebraucht, je nach dem Stand der Herzen, theils beschämend und erweckend, theils kräftigend und erhebend wirken kann. Am 14. Mai 1730 war ein frommes Bauernmädchen, Engel Utstiems im Kirchspiel Casnevitz zu Altenkamp (geb. 1706), die schon von Kind auf dem Herrn lebte, in der Kirche, als man dieses Lied sang und der Pfarrer in seiner Predigt davon Erwähnung that, daß eine Person, als sie dieses Lied in der Kirche mitgesungen hatte, dergestalt in ihrem Herzen beschämt worden sey, daß sie deutlich erkannt habe, sie sey nicht im Stande, dasselbe mit Wahrheit zu singen; sie habe daher den Entschluß gefaßt, eine rechte Jüngerin Jesu zu werden. Diese Geschichte hörte Utstiems mit dankbarer Freude darüber an, daß sie in ihrem Theil durch Gottes Gnade die volle Gewißheit in sich trage, sie sey der Freundschaft und Gemeinschaft Jesu theilhaftig geworden und der h. Geist habe es ihr bezeugt: „Du bist versiegelt zur Kindschaft Gottes, zum ewigen Leben; du bist und bleibst ein Eigenthum

des Herrn, deines Jesu." Darüber ward ihr so unaussprechlich wohl, daß sie Mühe hatte, ihre Geberden in Schranken zu halten, um nicht ihre Freude vor der ganzen Versammlung laut werden zu lassen. Daß aber diese Bewegung ihres Inwendigen kein bloßes Spiel ihrer Gefühle war, bewies der heiligende Einfluß, den dieselbe auf ihr ganzes künftiges Leben und Bezeugen ausübte.

(Sammlung zum Bau des Reiches Gottes. 33. Stück. Leipz. 1736.)

Der selige Spener (Thl. I. 193) sang dieses Lied jeden Sonntag nach dem Mittagessen und nannte es „die heilige Jesuslust."
(Schamelius.)

Die fromme Freifrau Maria Elisabeth von Schönberg zu Schönberg in Sachsen, die im Munde des Volks nur „die Mutter von Schönberg" hieß († 1689), hatte eine Enkelin, Rahel Sophie, nach dem Tod ihrer an einen Herrn v. Lüttichau verheirathet gewesenen Tochter zu sich genommen; das Kind, erst sechs Jahre alt, war bald Ein Herz und Seele mit der gottseligen Großmutter. Einst nun, nachdem vier Wochen zuvor der Prediger des Orts, Gerber, der Großmutter die Leichenpredigt gehalten hatte, sprang das Kind auf denselben zu, als er in die Kinderstube trat, und bat ihn, wenn sie sterbe, müsse er ihr auch die Leichenpredigt thun, wie der Großmutter; „Jesu, meine Freude" — das solle ihr Leichtext seyn und sonst nichts mehr. Darüber ward nun zwar gelacht, denn sie brachte das mit fröhlichem Gemüth vor und hüpfte dazu; aber des andern Tags erkrankte das liebe, fromme Kind, und da Gerber auf ihr Begehr sie besuchte, betete sie gerade dieses Lied und verschied unter dem letzten Vers.

(Gerber's Historie der Wiedergeborenen. 1. Anhang. Hist. 11.)

Ein gottseliger Schmid H. aus Westphalen erzählt von einem schweren Zustand der Anfechtung über sein Seligwerden, in welchem er viele Wochen ganz niedergedrückt habe zubringen müssen. Durch den beständigen Umgang mit Christen, wobei er nur Gutes gehört und gelesen und vor den Ausschweifungen der Jugend bewahrt gewesen sey, sey er in einen Zustand der Sicherheit und geistlichen Schlafsucht gerathen, wobei er in der Wachsamkeit und im Gebet erschlafft sey und seine Eigenliebe und Selbstsucht nicht bekämpft habe. Von diesen Befleckungen des Geistes ihn zu reinigen, sey nun jene schwere Züchtigung über ihn gekommen, indem ihm sein sündliches Verderben in seiner Größe plötzlich klar geworden sey, worüber er sich für verdammt und verloren hielt. Als er zum Herrn fliehen wollte, sey es gewesen, als ob eine dicke Mauer zwischen Gott und seiner Seele gezogen sey. Diese innere Noth habe sich von Tag zu Tag gesteigert, endlich habe ihn die Vorstellung geplagt, daß die Erde sich unter seinen Füßen aufthun werde. Darüber sey seine Gestalt zerfallen und er abgezehrt und kraftlos, wie ein Schatten, umhergewankt. „So wurde denn," erzählt er weiter, „als ich eines Morgens in meine vom Wohnhaus etwas entfernte Schmiede gehen wollte, die Vorstellung, daß dieß der

letzte Gang sey und daß die Erde mich augenblicklich verschlingen werde, so eingreifend, daß ich fast den Fuß nicht aufheben durfte. Ich kam jedoch, meiner selbst nicht mehr bewußt, glücklich in die Schmiede, zündete mechanisch das Feuer in der Esse an und legte die geglühte Klinge — immer wie betäubt — auf den Amboß und hob den Hammer zum Draufschlagen in die Höhe. Indem ich nun den ersten Schlag auf die Klinge that, schwand plötzlich die Finsterniß aus meiner Seele, wie im Sturm verjagt, und mit dem Fall des Hammers sang ich zu den Hammerschlägen: „„Weicht, ihr Trauergeister, denn mein Freudenmeister, Jesus, tritt herein ꝛc.““ (V. 6.) Weg war nun aller Druck, der so entsetzlich auf meiner Seele gelastet und meine Seele wurde von Wonne und Freude überströmt. Von diesem Zeitpunkt erst kann ich meine wahre Bekehrung von der Finsterniß zum Lichte datiren."

(Basl. Samml. 1823. S. 309–312.)

Mit dem Beten dieses Liedes scheint sich auch der Kanzlei-Fiskal Joh. Balth. Kelterborn zu Hannover gegen schwere Anfechtungen und Verdüsterungen seiner Seele gewahrt zu haben, wiewohl vergeblich. Denn am 3. April 1660 hat er sich in dem Wasserfluß ohnfern der Stadt selbst ertränkt; zuvor aber hatte man ihn zu Gott heftig beten hören, und als er nun todt aus dem Wasser gezogen ward, fand man dieses Lied in Abschrift in seiner Tasche.

(Wezel's Analecta hymnica. 1. Bd. 6. Stück. S. 25.)

Vier **Melodien** sind für dieses Lied im W. Gb. von 1844 aufgeführt.

Die Melodie aus D Moll a a g f e d, a a h cis $\overline{d}$ cis, ist die ursprüngliche Fassung, in der sie Joh. Crüger (Thl. I. 417) erfunden hat; er verfaßte sie auf besonderes Verlangen des Dichters, der sein vertrauter Freund war. Sie erscheint zuerst im Dresden'schen Gesangbuch vom J. 1656, jedoch ohne Namensbezeichnung, und ist also jedenfalls zwischen 1653 und 1656 verfaßt. Dann erscheint sie im J. 1658 in Crüger's eigenem Werk, der praxis pietatis melica, mit einem vierstimmigen Tonsatz, hierauf nahm sie Joh. Rud. Ahle im J. 1662 in sein viertes Zehn neuer geistlicher Arien auf, indem er selbst dazu bemerkt, „er habe, weil das Lied seiner anmuthigen Melodey und schönen Worte halber hier (in Mühlhausen) fast beliebt und bekannt worden, die Mittelpartheien sammt dem Ritornello hinzugethan und denen es noch nicht zukommen, mittheilen wollen." In Joh. Frank's geistlichem Sion vom Jahr 1674 trägt sie Crüger's Namenszeichen: J. C. Diese Melodie erscheint in den W. Gb. vom gr. Kirch.-G. des Jahrs 1711 an bis zum Gb. vom J. 1744.

Die andere Melodie aus D Moll, a a g f e d, a h c a $\overline{d}$ cis, welche sich der dorischen Tonart mehr nähert, als die vorige, ist dieselbe Crüger'sche Weise, nur mit einigen Abänderungen, wie sie in

Sachsen gesungen wird. Sie ist nur mit wenigen Varianten mitgetheilt im W. Gb. von 1798 (Nro. 160.), von Knecht trefflich harmonisirt.

Die Melodie aus Es Dur es f g f es b as g, ist eine Baden-Durlach'sche Provinzialmelodie, die durch den Prälaten Keller († 1812) zuerst in Würtemberg bekannt und besonders in den Kirchen des W. Unterlandes heimisch wurde, weßhalb sie alsdann Christmann in das Gb. von 1798 aufnahm, aus dem sie nun, nachdem sie mit Unrecht in dem von 1828 weggelassen war, aufgenommen ist. Sie trägt gewöhnlich auch den Namen: „Wort aus Gottes Munde"; vielleicht ist sie eine Umbildung der Weise, welche Christoph Peter (Thl. I. 432) zu Joh. Frank's geistlichem Sion vom Jahr 1674, das er mit einundvierzig Melodien versah, gegeben hat; es finden sich wenigstens manche Anklänge an diese alte Weise, die Winterfeld mittheilt, in ihr.

Die Melodie aus A Dur, e a gis a h cis d cis, ist eine Hohenlohe'sche Provinzialmelodie.

Auch A. Hammerschmidt erfand eine Melodie zu diesem Lied, die sich in seinen „Fest-, Buß- und Dankliedern. Zittau, 1658" mit einem Wechsel von Einzelgesang und vollen Chorgesängen findet, sich aber nirgends eingebürgert hat. In neuerer Zeit erfand Silcher in Tübingen ums J. 1824 eine Weise, die im Gb. von 1828 mitgetheilt ist (Nro. 152.), sich aber gleichfalls nicht eingebürgert hat.

332. Ich habe nun den Grund gefunden.

Von Joh. Andr. **Rothe**, als er noch Pfarrer in Berthelsdorf war (Thl. I. 358), gedichtet im J. 1728 auf den Geburtstag des Grafen Zinzendorf, seines Patronatsherrn (26. Mai). Es sollte dieß Lied eine Antwort seyn auf das Lied, das ihm sechs Jahre zuvor Zinzendorf auf seinen Geburtstag gedichtet hatte: „Christum lieben über Alles". Rothe gab seinem Lied die Ueberschrift: „Trost der Begnadigung."

(Histor. Nachricht vom Brüdergesangbuch des J. 1778.)

Man schrieb dieß Lied anfangs Zinzendorf zu, weil es zuerst im Herrenhut'schen Gesangbuch stand, und nahm es deßhalb längere Zeit in kein kirchliches Gesangbuch auf. Doch findet es sich im Augsburger Gesangbuch von 1759, und in den Cöthnischen Liedern steht es mit der Schriftstelle „Joh. 20, 28." an der Spitze.

Es wurde ins Englische übersetzt und so sang der Methodistenprediger Peter Haslam (geb. 1774) den 4. Vers: „O Abgrund, welcher alle Sünden rc." im Gefühl des Friedens Gottes, den er zu genießen hatte, gar gern und oft.

(Basl. Samml. 1830. S. 119.)

Auch in Dänemark wurde es bald mit großem Beifall aufgenommen. Es wurde gesungen bei der denkwürdigen Confirmationsfeier des nachmaligen Königs Christian VII. von Dänemark am 31. Merz 1756, nachdem derselbe als Kronprinz zwei Stunden lang in dem mit ihm von Bischof Harboe von Seeland angestellten Examen über alle Lehren der Theologie Rechenschaft gegeben und freudig und kräftig vor der Gemeinde bekannt hatte, daß das seine wahre Herzensmeinung sey.

(Burk's Pastoraltheol. 2. Bd. S. 78—83.)

Der vor ungefähr vierzehn Jahren verstorbene Pfarrer H. zu O. in Würtemberg hielt sich mit besonderer Liebe an dieses Lied, sonderlich in seinen letzten Tagen. Es wurde ihm auch in der letzten Stunde noch zu seiner großen Erquickung vorgesprochen, und als man ihn dann fragte, was er mache, war seine Antwort: „Ich kann weiter nichts sagen, als: „„Ich ruhe in der Gnade, in der Barmherzigkeit und im Frieden Gottes."" Wenn man mich in Staub und Asche hinlegt, soll man von mir nichts Anderes und nichts Weiteres sagen, als: „„Ich sey ein armer Sünder gewesen, der das Heil in Jesu gesucht und durch Gottes Barmherzigkeit gefunden habe.""

(Basl. Samml. 1831. S. 31.

Ein Prediger, der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts im Fürstenthum Lippe wohnte, erzählt in seinen Amtserfahrungen, ein sechzehnjähriges Mädchen in dem Dörfchen A., das stets einen christlichen, himmlischen Sinn gezeigt, habe ihm eröffnet, es habe ihr kürzlich geträumt, er komme zu ihr, schlage ihr das Lied auf: „Ich habe nun den Grund" und bedeute ihr, es auswendig zu lernen und oft zu singen; das werde ihr in vielen künftigen Stunden großen Trost und viel Kraft geben. Nach dem Erwachen habe sie aber den Traum ganz vergessen; die Nacht darauf sey er ihr nun wieder im Traum erschienen und habe ihr dasselbe noch ernsthafter gesagt, als zuvor. Da sey sie gleich aufgestanden, zu thun, wie er gesagt, und nun singe sie dieses Lied alle Tage zu ihrer großen Erquickung und Stärkung. Dieser Erzählung setzt der Prediger hinzu, er habe dieses Lied selbst zuvor nicht gekannt, und es weder im Gottesdienst, noch in der Kinderlehre je singen lassen.

(Christenbote.)

Den 1. und 4. Vers sprach die Giftmischerin Ruthardt, eines Goldarbeiters Frau zu Stuttgart, die ihrem eigenen Mann mit Gift vergeben hatte und am 27. Juni 1845 mit dem Schwert hingerichtet wurde, mit fester Freudigkeit im Angesichte ihres von ihr als gerecht gebilligten Todes aus, nachdem sie endlich, nach langem Widerstreben ihres verhärteten und boshaften Herzens und daher rührenden, schrecklichen Kämpfen, Jesum in tiefer Zerknirschung noch redlich suchen und ernstlich ergreifen gelernt hatte. So bezeugen ihre Seelsorger, Diak. Hofacker und Mehl, und ihnen nach Diak. A. Knapp in der zwei

Tage darauf gehaltenen Reformationspredigt zu Ehren der freien, einzig in Christo wurzelnden Gnade und des rein verdienstlosen Glaubens an Ihn und seine königliche Liebesmacht, worauf die evangelische Kirche, als auf ihrem Fundamente ruht.

(Predigten zum Besten des W. Pfarrwaisenvereins. Stuttg. 1846. S. 630.)

Den 10. Vers: „Bei diesem Grunde will ich bleiben ꝛc.", rief der selige M. Ludwig Hofacker im J. 1826 beim Antritt seines Predigtamtes in Rielingshausen bei Marbach a. N. am Schluße seines Lebenslaufes, den er bei seiner Investitur verlas, seiner Gemeinde entgegen. Er bezeugte nämlich: „Das weiß ich gewiß, daß ich schon „längst in der Hölle wäre, wenn ich keinen barmherzigen Hohepriester „hätte, und das habe ich auch erfahren, daß ich ohne Ihn nichts als „sündigen kann; aber das weiß ich auch gewiß, daß Jesus mein „Jesus ist. Und wenn mir in der Hitze der Anfechtung auch dieser „Trost zuweilen entfallen will, so klammere ich mich doch an Ihn an, „denn er ist mein einziger Anker in dem Schiffbruch meines eigenen „Verdienstes, den ich täglich erleide. Der Grund, auf dem ich gründe, „ist Christus und sein Blut (Nro. 373. V. 3.). Diesen Grund ver„kündige ich auch und will ihn verkündigen. Bei diesem Grunde will „ich bleiben ꝛc. (V. 10.). Ich flehe zum Herrn, daß Er möchte meine „ganze Gemeinde diesen Grund finden lassen. Amen!"

Das Original ist fast ganz unverändert gegeben.

Zur Melodie vgl. Nro. 14.

333. Nicht eine Welt, die in ihr Nichts vergeht.

Dieses Lied hat nicht Carl Am. Huber, sondern Christoph Christian Sturm gedichtet, als er noch Prediger an der h. Geistkirche zu Magdeburg war (1769—1778. Thl. I. 515).

Es verdankt seine Aufnahme der Empfehlung Dr. Wolfgang Menzel's und A. Knapp's, welch Letzterer es „ein ächtes, alt würtembergisches (?) Lied, voll Mark und Leben, ein heldenhaftes Lied, bei Tausenden beliebt", nennt.

Wenigstens findet es sich in dem bei den würtembergischen religiösen Privatgemeinschaften sehr beliebten sogenannten „Brüderbüchlein".

Es hat dort mit der Ueberschrift: „Das Unvergängliche" neun weitere Verse, welche in den Bildern der Offenbarung Johannis die Seligkeit der vollendeten Christen im Himmel beschreiben, und wahrscheinlich von Müller Boley in Berg oder Bürgermeister Hofmann von Leonberg hinzugedichtet sind.

Fr. Chr. Oetinger, der zuletzt als Prälat von Murrhardt im J. 1782 starb, soll einmal frechen Dirnen, die im Walde grasten und unter wollüstigen Scherzen ihm winkten, als er auf einem Spaziergang in ihre Nähe kam, den 4. Vers dieses Liedes zugerufen haben.

(Mündliche Nachrichten.)

Die **Melodie**, a d̄ cis d a b a g f g a, ist eine von **Kocher** in Stuttgart (Thl. I. 662) im J. 1836 neu erfundene Weise, die aus dessen „Stimmen aus dem Reiche Gottes" vom J. 1838, wo sie zum erstenmal erschien, entlehnt ist.

334. Mein Friedefürst (Salomo), dein freundliches Regieren.

Von Dr. Chr. Fr. **Richter**, dem frommen Arzt am Halle'schen Waisenhaus, der sein Leben lang mit allem Ernste dem innerlichen und äußerlichen Frieden nachgejagt und in seiner Todesstunde (5. Okt. 1711) noch ein so freudiges Zeugniß von dem Frieden Gottes in der glaubigen Seele abgelegt hat (Thl. I. 244). Es steht in der nach seinem Tod im J. 1718 herausgekommenen Schrift: „Vom Ursprung und Adel der Seele" mit der Ueberschrift: „Ueber die Worte: „„Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, voller Gnade und Wahrheit. Joh. 1, 14."" Nach Bunsen wäre das Lied zum erstenmal im J. 1713 gedruckt worden.

Der Stolbergische Hofprediger zu Wernigeroda, Samuel **Lau**, ein Freund Lehr's und Allendorf's, schrieb im J. 1737 eine erbauliche Betrachtung über dieses Lied unter dem Titel: „Seligkeit der Glaubigen in der Gemeinschaft Jesu Christi nach einigen besondern evangelischen Gnadenwohlthaten und der daraus fließenden gesegneten Kraft zur Heiligung und Verleugnung."

Es war das Lieblingslied der seligen Frau A. **Knapp's**, Christiane Caroline Augustine, geb. v. Beulwitz (Thl. I. 634), nach dem sie vornämlich auf ihrem Sterbebette noch mit besonderer Innigkeit verlangte († 11. April 1825 zu Kirchheim unter Teck). Als ihr Gatte, der dieß selbst in dem „Denkmal der Liebe", das er ihr gesetzt (S. 35), erzählt, ihr dieß Lied noch vorlas, genoß sie dabei so großen Segen, daß sie ihn bald darnach mit einer ihm unvergeßlichen Hoheit ansehen und sprechen konnte: „Ich bin eine arme Sünderin, die eigentlich nur in die Hölle gehört, aber ich bin auch erkauft durch Jesu Blut und vertraue ganz allein auf dieses; ich weiß auch durch Seine Gnade, daß ich ein Kind Gottes bin — und nun, nun darf ich zum Heiland!" — „Während sie dieß sprach," fährt Knapp zu erzählen fort, „gedachte ich an die Worte der Schrift: „„Wir sahen ihr Angesicht, „als eines Engels Angesicht."" Da war kein Schatten von Todesfurcht, kein heimlicher Bann, sondern der heilige Ausdruck einer „gerechtfertigten Seele, die in sich das Sigel der Gewißheit trägt: „„Daß ich hingehe zu dem Gott, der meine Freude und Wonne ist."" — So war an dieser treuen Seele recht erfüllt, was dieses Lied in V. 8. u. 9. als Friedenssprache einer gerechtfertigten Seele schildert.

Aehnlich erzählt der Kaufmann **Kricheldorf** in Magdeburg von dem Heimgang seiner treuen Lebensgefährtin Marie Henriette,

geb. Oppe, die plötzlich an einer Brechkolik starb, während er auf der Messe abwesend war. Sie befahl ihrer Schwester ihre Kinder, an denen sie stets mit großer Liebe hieng, noch an, indem sie ihr dabei zurief: „Ich hinterlasse dir den Vers: „„„Gewiß, mein Freund gibt solche edle Gaben ꝛc.““ (V. 2.). Dann fügte sie noch bei: „Nichts kann mich laben und trösten, wenn man mir auch Säcke mit Gold und Silber brächte, aber mein Jesus kann es und thut es auch. Wie bin ich doch so herzlich froh, daß mein Schatz ist das A und O, der Anfang und das Ende.“

(Basl. Samml. 1817. S. 78.)

Vom Original fehlt

V. 4. „Gewiß, mein Freund, wenn solche Liebeszeichen
Mein armes Herz so sänftiglich durchgeh'n,
So kann da nur ein reines Licht entsteh'n,
Durch das ich kann das Vaterherz erreichen,
In dem man nichts, als nur Vergebung spürt,
Da eine Gnadenfluth die andere rührt.

V. 6. Der Gnadenquell', der in die Seele fließet,
Der wird in ihr ein Brunn' des Lebens seyn,
Ein Brunn', der springt ins Lebensmeer hinein
Und Lebensströme von sich gießet.
Behält in dir dieß Wasser seinen Lauf,
So geht in dir die Frucht des Geistes auf.“

Die **Melodie**, g a h c d e g a h c c h c, ist von dem Stuttgarter Stiftsorganisten J. G. Christian Störl (Thl. I. 448), und erscheint zum erstenmal im W. Ch. von 1744.

335. Mir ist Erbarmung widerfahren.

Aus Ph. Fr. Hiller's Schatzkästlein. 2. Theil vom Jahr 1767, über das Wort Pauli: „Mir ist Barmherzigkeit widerfahren. 1 Tim. 1, 13.“ mit dem Beisatz: „Ein Unbekehrter ist in seinem Sinn viel zu hochmüthig, daß er das sagen sollte von Herzen; aber ein Bekehrter spricht vor Gott und Menschen davon.“

Von Hiller selbst bezeugen Alle, die ihn näher kannten, das Grundgefühl: „Mir ist Barmherzigkeit widerfahren“ habe ihn stets durch die Tage seiner Wallfahrt begleitet. Ganz so, wie er im Schlußvers dieses Liedes singt, spricht er sich auch am Schlusse seines Lebenslaufes aus, den er mehrere Jahre vor seinem Tode aufsetzte, um das oft übertriebene Nachrühmen der Verstorbenen bei seinem Leichenbegängniß zu verhüten und zu bewirken, daß alle Ehre und aller Ruhm auf Gott zurückgeführt werde. Die Schlußworte lauten nämlich so: „Mein Letztes ist, daß ich seiner Verheißung traue und hoffe, er werde doch im Sterben seine Barmherzigkeit nicht von mir reißen und mich einst auf den Versöhnungstod Jesu Christi, seines Sohnes, meines Herrn, selig hinsterben und in diesem die Auferstehung und das ewige

Leben finden lassen. Dem Vater der Barmherzigkeit sey Ehre, nun und in ewigen Zeiten. Amen. — Den 8. Mai 1763."

Zur Melodie vgl. Nro. 368.

336. Beschränkt, ihr Weisen dieser Welt.

Ein ausgezeichnetes Lied von dem Frieden und der Freude im h. Geist bei der Gemeinschaft mit Jesu Christo, gedichtet von **Dr. Wegleiter**, einem Genossen des Nürnberger Blumenordens (Thl. I. 180), über Hohel. Kap. 2, 16. (6, 2.).

Das Original findet sich in den Cöthnischen Liedern mit 12 Versen, wovon V. 8. und 10. fehlen. Der erstere fehlt auch im Eßlinger Gesangbuch von 1767 — mit Recht; der andere aber lautet so:

„Sein ist mein Werk, sein ist mein Ruhm,
Er suchte mich, eh' ich ihn fande.
Ich habe für mein Eigenthum
Sonst wieder nichts, als Sünd' und Schande;
Doch hat mein Freund auch diese Last,
Zusammt dem Kreuz, auf sich gefaßt
Und, meine Feindschaft abzuschaffen,
Die hart gebüßte Schuld und Strafen
Verscharret in sein Grab hinein.
Mein Freund ist mein und ich bin sein."

Das Original ist, wie es dessen bedürftig war, etwas überarbeitet, doch schonend; z. B. V. 1. heißt es Z. 7 f.: „Er noch so stark, ich noch so blöde; Er noch so rein, ich noch so schnöde; Er noch so groß, ich noch so klein; — V. 2. Z. 1.: „Mein Goel, mein Immanuel"; — Z. 5 f.: „Mein Salomo, mein Jonathan, mein Bräutigam, mein Gott und Mann, kam von dem Himmel auf die Erden, mein Muth- und Blutesfreund zu werden, Ein Leib, Ein Geist, mein Fleisch und Blut u. s. w."

Zur Melodie s. Nro. 309.

337. Die Beschwerden dieser Erden.

Aus Ph. Fr. **Hiller's** Schatzkästlein. 2. Theil vom Jahr 1767, über das Schriftwort Eph. 2, 14.: „Christus Jesus ist unser Friede", mit dem Beisatz: „Daher hat Er auch seinen Jüngern seinen Frieden gelassen und gegeben und gesagt: „„In der Welt habt ihr Angst, in mir habt ihr Frieden."" Das ist sehr tröstlich!"

A. Knapp rühmt dieses köstliche Lied, aus dem ein höherer Frieden uns lieblich entgegenweht, mit Recht als ein vortreffliches, sinnreich gebautes Lied, das in V. 2. nach alt kirchlicher Weise die Gefahren des eigenen Herzens, in V. 3. die Versuchung des Satans, in V. 4. die Reizungen und Schrecknisse der Welt bündig und kräftig beschreibt.

Dieses Lied und besonders den 3. Vers singt Hiller recht aus seinen eigenen Lebenserfahrungen heraus, die er auf seiner letzten Pfarrei in Steinheim zu machen hatte, wo ihn von Außen Haß und Lugen in seiner Gemeinde bekriegten und er unter allerlei Drangsal recht müde und lebenssatt wurde (Thl. I. 317).

Zur Melodie vgl. Nro. 11.

338. Besitz ich nur ein ruhiges Gewissen.

Aus Gellert's geistlichen Oden und Liedern vom J. 1757, wo es die Ueberschrift hat: „Das Glück eines guten Gewissens". Es ist ganz nach der Fassung des nichts weniger, als volksmäßigen und allzu prosaischen Originals wiedergegeben, nur daß der ziemlich pelagianisch lautende 12. Vers desselben ausgelassen ist:

„Was ist der Spott,
Den ein Gerechter leidet?
Sein wahrer Ruhm!
Denn wer das Böse meidet,
Das Gute thut,
Hat Ruhm bei Gott."

Es sind eigentlich die Gedanken, die Gellert in der fünften moralischen Vorlesung, 1. Abtheil. S. 118—124 in Prosa vorträgt, hier nun in Reimen wiedergegeben. Er führt nämlich dort die Gedanken aus, wie die Tugend, d. i. die Beherrschung der sinnlichen Begierden und Selbstliebe, der Weg zur Glückseligkeit sey, und die Hoheit der Seele, die sich bei den Uebeln des Lebens durch Standhaftigkeit stärkt, aus den Zeugnissen eines guten Gewissens, aus der Betrachtung der göttlichen Liebe und Vorsehung, aus dem Bewußtseyn einer überwiegenden Liebe zu Gott und zum Guten und der daher fließenden festen Versicherung von der Unsterblichkeit und Glückseligkeit unseres Geistes herkomme und erzeuget werde. „Daher," setzt Gellert dann wörtlich hinzu, „daher ist der Gerechte, mit der Schrift zu reden, getrost wie ein junger Löwe (Sprüchw. 28, 1.). „„Laß Erd' und Welt, so kann der Fromme sprechen, laß unter mir den Bau ꝛc."" (V. 15.)

Die Melodie d̄ c h a h erscheint zum erstenmal in einem W. Ch. und ist aus dem Hohenlohe'schen Melodienschatz. Carl Ph. Em. Bach hat im J. 1759 auch eine Melodie gegeben (a fis c d a).

339. Wie wohl ist mir, o Freund der Seele.

Aus des Conrektors Deßler zu Nürnberg Liedersammlung: „Gottgeheiligter Christen nützlich ergötzende Seelenlust unter den Blumen des göttlichen Wortes" vom J. 1692; in den Cöthnischen Liedern steht es mit der Ueberschrift: „Vom Frieden mit Gott durch Christum."

Deßler lag selbst fast sein Leben lang in dunkler Schwermuthshöhle und seine Lebensreise gieng durch Wüsten. Von Jugend

litt er an großer Schwächlichkeit und Kränklichkeit, die sich mehr und mehr zu den heftigsten Schmerzen steigerte (Thl. I. 248).

Dieses Lied war das Lieblingslied des alten, frommen Bäckermeisters Burger in Nürnberg, dessen Leben uns Kanne und Schubert (Altes und Neues. III. Band. S. 321) so lieblich beschrieben. Er hatte es als Handwerksbursche in Regensburg zuerst singen hören, wobei es ihm dabei so zu Muthe geworden, als spräche dasselbe die tiefste, innigste, seligste Bewegung und Gesinnung seiner Seele aus. So brauchte er es denn auch allezeit, dieweil es sein ganzes Begehren geworden war, „die Ruhe in der Liebe Gottes" sich zu erbitten.

Dr. Johann Jak. Rammbach (Thl. I. 262) hörte zu Gießen beim Herannahen seines Endes den Thürmer vom nahgelegenen Thurme ein Lied abblasen. Drauf schickte er hinauf zu ihm und ließ ihn bitten, auch noch dieses Lied zu seiner Erquickung zu spielen.

Vom Original fehlt der schöne Schlußvers:

„Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen,
So wohl, wenn ich mich lehn' auf dich!
Mich kann Welt, Noth und Tod nicht quälen,
Weil du, mein Gott, vergnügest mich.
Laß solche Ruh in dem Gemüthe
Nach deiner unumschränkten Güte
Des Himmels süßer Vorschmack seyn!
Weg Welt, mit allen Schmeicheleien!
Nichts kann, als Jesus, mich erfreuen.
O reicher Trost: mein Freund ist mein!

Die Melodie, b g as b es c b as g, ist von dem Leipziger Musikdirektor Joh. Adam Hiller (Thl. I. 596) erfunden und aus dessen „allgemeinem sächsischen Choralbuch" vom J. 1793 zum erstenmal in ein W. Ch. aufgenommen. Ursprünglich wurde dieses Lied nach einer von Dr. Christ. Fr. Richter in Halle im J. 1700 erfundenen und in das Freyl. G. (Thl. I.) aufgenommenen Weise gesungen (a cis cis h e a d cis h).

340. Wer, o mein Gott, aus dir geboren.

Die Züge des wiedergeborenen Christen, welche Joh. Andreas Cramer in diesem Liede zeichnet, strahlen auf eine liebliche Weise aus seinem eigenen Leben und Wesen hervor — Fassung und Gottergebenheit in Trübsalsstunden (V. 4.), herzliche Menschenliebe bei allem Undank und Verkanntwerden (V. 6.), die frohe Ueberzeugung von der Gewißheit seiner Begnadigung durch Christum (V. 7.) und ein frohlockendes Erwarten der Todesstunde, die er von ferne kommen sah, als er acht Tage vor seinem Ende seinen Sterbetag mit freudiger Bestimmtheit vorhersagte (V. 8.), (Thl. I. 510 f.).

Zur Melodie vgl. Nro. 316.

341. Wie mächtig spricht in meiner Seele.

Eines der geistlichen Lieder, welche J. Christian Krüger, ein Freund Gellert's (Thl. I. 479), zu Leipzig in den Jahren 1744

bis 1750 zur Unterweisung einer Schauspielerin dichtete; zum erstenmal gedruckt im J. 1763.

Zur Melodie vgl. Nro. 53.

342. Es ist etwas des Heilands seyn.

Aus Dr. Joh. Christian Storr's, Stiftspredigers in Stuttgart (Thl. I. 304) „christlichem Hausbuch" vom J. 1757, wo es einem Abendmahlsgebet G. Arnold's angehängt ist und die Ueberschrift trägt: „Erweckungslied zur seligen Nachfolge Christi."

Vom Original, das zum erstenmal in einem Landesgesangbuch steht, fehlen V. 5—9. 11. 12., von welchen folgende sehr beachtungswerth sind, wenn gleich einige Ausdrücke einer Aenderung bedürfen:

7. O kannst du den Immanuel
So vor der Thüre deiner Seel'
Vergeblich rufen lassen?
Soll seine unzählbare Pein
Gerad' an dir verloren seyn:
Das hieß das Leben hassen.
Ei, mein Schäflein, komm und wende
Dich behende zu den Wunden,
Die dein Hirt für dich empfunden.

8. Man hat wohl auch ein Bischen Schmach
Und ein und andres Ungemach
Bei diesem Herrn zu leiden.
Doch ist's nicht werth der Ehr' und Freud,
Die er uns schon von Ewigkeit
Gedachte zu bereiten.
Kronen, Thronen, Hosianna,
Heimlich's Manna, Siegespalmen
Folgen auf die Kreuzespsalmen.

9. Ja, liebe Seele, denk daran,
Es steht so lang nicht einmal an.
Schon hier auf dieser Erden
Soll dir bei jedem Tritt und Schritt
Trost, Friede, Licht und Leben mit
Zum frohen Pfande werden.
Kräfte, Säfte, Honigsüße
Liebesküsse, Taborsblicke
Strahlen oft auf uns zurücke.

Zur Melodie s. Nro. 347.

343. Christen erwarten in allerlei Fällen.

Von Edeling, dem Informator des Grafen Nik. Ludwig v. Zinzendorf, gedichtet und in das Gesangbuch der Brüdergemeinde aufgenommen.

Der selige Dr. Gottfried Menken in Bremen, der Dichter von Nro. 471., schätzte dieses Lied besonders hoch.

Zur Melodie vgl. Nro. 417.

344. Es glänzet der Christen inwendiges Leben.

Von Dr. Christ. Fr. Richter, dem gottseligen Arzt am Halleschen Waisenhaus (Thl. I. 244), im J. 1704 gedichtet. Im Halleschen Gesangbuch (S. 943) und in dem Anhang zu Richter's Schrift: „Erbauliche Betrachtungen vom Ursprung und Adel der Seele. 1718" steht es mit der Ueberschrift: „Vom verborgenen Leben der Gläubigen", weßhalb es zu Anfang des letzten Verses im Original auch lautet: „Verborgenes Leben der Seelen".

Zu den in diesem Lied geschilderten Christen gehörte Richter selbst nach seinem ganzen Wesen und Leben. Der Herausgeber seiner obgenannten Schrift sagt über seine Lebensumstände: „Was sich deßfalls sagen läßt, ist dieses: „„Sein Leben war verborgen mit Christo in Gott, und wann Christus sein Leben sich einst offenbaren wird, dann wird auch er mit ihm in Herrlichkeit offenbar werden.““

In der verbesserten und vermehrten Auflage jener Richterschen Schrift vom J. 1767 findet sich eine ausführliche Erklärung dieses Liedes, welche der Herausgeber J. J. B. M. D. zu H. verfaßte. Zweck und Inhalt des Liedes ist hier folgendermaßen angegeben: „Das ganze Lied ist sonderlich auf Col. 3, 3. 4. gegründet. Gleichwie nun in Christo ein zwiefacher Stand zu betrachten ist, erstlich der Erniedrigung, da er die göttliche Majestät unter der Knecht- und Kreuzesgestalt meist verborgen, sodann der Erhöhung, da er mittelst der Himmelfahrt seine menschliche Natur auch in den völligen Gebrauch seiner göttlichen Herrlichkeit gesetzt, also sind zwar alle Christen durch den Glauben auch theilhaftig worden der Kindschaft Gottes und aller damit verbundenen hohen Würde; diese aber ist hier in diesem Leben ihnen größtentheils, und noch weit mehr der Welt, verdecket, bis sie an jenem Tage und in der Ewigkeit wird offenbar dargestellet werden. Ja, wie Christi nunmehriger herrlicher, himmlischer Stand und Leben, nachdem er aus den Todten auferstanden und sich zur Rechten Gottes gesetzt hat, den natürlichen Augen aller Sterblichen noch entzogen ist, einst aber sichtbar erscheinen wird: also haben zwar alle wahre Christen bereits in dieser Zeit, nebst dem natürlichen Leben, das ihnen mit allen Menschen gemein ist, auch in sich ein übernatürliches, geistliches Leben; aber die Fürtrefflichkeit und Herrlichkeit dieses Lebens ist gleichwohl den äußern Sinnen hier noch sehr verborgen und bleibt verborgen, bis der Vorhang des sterblichen Fleisches wird völlig bei Seite gethan seyn und ihre herrliche Offenbarung angehen wird.“

Von diesem doppelten Leben der Glaubigen handelt das Lied, von dem jedes Wort, jeder Gedanke biblisch und durch Stellen aus Luthers Schriften begründet ist. Der Kern davon ist der:

Zu Vers 1. vgl. Sprüchw. 4, 18. Jes. 62, 1. — Hohel. 1, 6. 1 Cor. 2, 9—12. 2 Petr. 1, 4.

Zu V. 2. vgl. 1 Cor. 4, 9. 13. Jes. 53, 3. — Jes. 62, 3. — Zach. 3, 8. Jes. 8, 18. — Hohel. 2, 2. 16. Sir. 39, 17. 18. — Psalm 45, 14.

„Das Wunder der Zeiten, die hier sich bereiten“. „Die“ — geht nicht auf „Zeiten“, sondern auf „Christen“, die sich stets mehr und mehr bereit machen, dem König zu dienen.

„Dem König, der unter den Lilien waidet, zu dienen“, d. i. der sein Gefallen hat an — und mit seiner Gnade waltet unter — den Seelen, die gleichsam als weiße Lilien in der Un-

schuld eines keuschen und geheiligten Wandels vor ihm dastehen und einen guten Geruch von sich geben = Sir. 39, 17. 18. 50, 8. Jes. 35, 1.

Luther sagt einmal in der Epp. Kirchenpost. Ed. Walch. S. 183: „Was ist ein christlich Wesen anders, denn ein Anfang des ewigen Lebens? Wirst du dich aber für Gottes Kind ausgeben und bekennen solchen Glauben, so wird Kaiphas für großem Gottesdienst sein Kleid zerreißen und über dich schreien: „„Er hat Gott gelästert““ und die andern Alle mit ihm: „„Er ist des Todes schuldig — — kreuzige, kreuzige ihn!““ Das laß dir gesagt seyn und richte dich drauf; es muß also seyn.“

Zu V. 3. — Joh. 3, 6. — 1 Cor. 15, 47. 49. — 1 Petr. 4, 1. — Röm. 13, 13. 14. Matth. 11, 18. 19. Col. 2, 23. — Pred. 2, 2. 1 Joh. 2, 15—17.

Wenn man die Dinge an sich selbst betrachtet, macht ihnen Gott nichts Besonderes, sie selbst affektiren darin auch nichts Singulaires, und wenn denn auch ein und anderer manchmal in der Versuchungsstunde auf Singularitäten und Eigenheiten verfiele, so billigen sie es nicht, obwohl sie darunter im Tragen und Dulden Gottes Barmherzigkeit ausüben; daher denn die Welt nicht Ursache hat, sie als Sonderlinge zu lästern, oder so an Einem und dem Andern was Eigenes wäre, es Allen beizulegen. Dieser Vers handelt also von dem unaffektirten leiblichen, jedoch dem himmlischen Sinn gemäß geführten Leben.

Zu V. 4. vgl. Psalm 45, 14. — Joh. 3, 3. 7. — 1 Petr. 1, 23. 2 Petr. 1, 4. — Eph. 5, 8. — Gal. 4, 26. — Offenb. 22, 9. Ebr. 12, 22. — Offenb. 14, 1—3. — Psalm 96, 6.

In diesem Vers ist von der aus der Wiedergeburt erlangten geistlichen Art des Menschen, von der Art, Kraft und Frucht der Wiedergeburt gehandelt.

„Ein Leben von oben her freundlich gesäugt“ — solche Wiedergeborene haben nämlich das Jerusalem, das droben ist, als ihre geistliche Mutter, die sie geboren hat und säuget, d. i. durch die Gnadenmittel, Wort und Sakramente im Glauben und Gottseligkeit nähret und stärket. Sie sind Kinder nicht der Magd, sondern der Freien, Gal. 4, 21—31., mit einem Wort, sie sind nicht alttestamentisch, sondern neutestamentisch, nicht aus dem Gesetz, sondern Evangelio gebildet. Röm. 6, 13—15.

„Die Engel sind Brüder ꝛc.“ — hiemit ist ihre liebliche und mit Worten unaussprechliche Gemeinschaft mit der triumphirenden Kirche geschildert.

Zu V. 5. vgl. Phil. 3, 20. Col. 3, 1. 2. Matth. 6, 21. — 1 Cor. 4, 10. 2 Cor. 11, 30. — 2 Kön. 12, 12. Ezech. 14, 14. Joh. 16, 33. 14, 27. — 2 Cor. 6, 10. Matth. 5, 5. — 1 Cor. 4, 11. 13. 2 Cor. 4, 8—10. 6, 9. 10. Col. 3, 3.

„Sie bleiben unmächtig" — sie sind mehrentheils äußerlich gering, arm, verachtet, haben kein weltliches Ansehen, Macht und Gewalt, oder da ihnen dergleichen zuständе, verlassen sie sich nicht darauf, viel weniger trotzen und pochen sie darauf.

„Und schützen die Welt" — die Waffen ihrer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern geistlich. 2 Cor. 10, 3. 4. Glauben und Gebet machen die fürnehmsten aus. Eben damit aber wenden sie mehr Böses von Stadt und Land, ja der Welt ab, und erhalten mehr Vortheil und Sieg, als wenn ganze Armeen zu Felde lägen, wie die Exempel Noäh, Abrahams, Loths, Samuels, Eliä, Elisä und Daniels bezeugen. Also ist es der größte Segen für eine Stadt oder Land, wenn der Gläubigen viel darinnen sind. Luther sagt: „Wo nicht Christen auf Erden wären, so hätte keine Stadt noch Land Friede. Daß aber noch Korn auf dem Felde wächst und die Leute genesen, ihre Nahrung, Friede und Schutz haben, das haben sie Alles den Christen zu danken.

„Sie scheinen ertödtet den leiblichen Sinnen" — man sieht's ihnen auch wohl manchmal am Aeußern an, daß sie, dem Spruche Gal. 5, 24. und 2 Cor. 4, 10. 11. nachlebend, den alten Adam nicht nähren noch zärteln, sondern zum Tode bringen, scheinen also als die Sterbende, und doch leben sie und das Leben des Glaubens zeiget seine herrlichste Kraft auch in und bei ihren augenscheinlichsten Schwachheiten des Leibes und der Natur. 2 Cor. 12, 9.

Zu V. 6. vgl. Col. 3, 4. — 1 Cor. 6, 2. 3. — 2 Theff. 1, 10. — Weish. 5, 2—5. — 2 Tim. 2, 12. — Offenb. 3, 21. 20, 4. — Dan. 12, 3. — Matth. 13, 45. — 1 Petr. 1, 8.

Luther sagt einmal (Statii Luth. redivivus. p. 365 etc.): „Die Christen sind eitel Helfer und Heilande, ja Herren und Götter der Welt, wie auch Gott 2 Mos. 7. zu Mose sagt: „„Ich habe dich zu einem Gott gesetzt über Pharao."" Was die Welt hat und vermag, das haben sie zu Lehen von den Bettlern (davon St. Paulus 2 Cor. 6. sagt), die da nichts inne haben und doch Alles haben. Alles, was der Welt von Gott gegeben wird, das gibt er um derselben willen, daß es Alles heißen soll, der Christen Werke und Wunder. Sie sind Beine, so die ganze Welt tragen. Dafür sie ihnen auch den Lohn gibt, daß sie müssen veracht, gedrückt, geschändet ꝛc. werden. Aber an jenem Tage werden sie uns viel anders ansehen müssen, daß nicht sie, sondern ein jeglicher Christ, ein Kaiser und Herr gewesen ist über alle Herren der Welt, darum, daß er geglaubet hat an Jesum Christum."

Zu V. 7. vgl. Jesaj. 44, 23. — Jesaj. 61, 9. — Jesaj. 43, 18—20. 44, 3—5. — Jesaj. 30, 26. — Röm. 8, 19—23.

„Dieweil du den göttlichen Samen geneuß'st" — weil nämlich noch solche auserwählte, heilige Kinder Gottes auf der Erde leben. So lange solche Leute noch auf Erden hie und da

gefunden werden, so lang ist der Segen noch nicht gewichen. Man hat davon gleichsam Sigel und Brief vom lieben Gott, die mehr bedeuten, als alle, die auf Papier stehen.

Es wird in diesem Vers der Erde, als der zeitlichen Herberge der Kinder Gottes, gratulirt.

Zu V. 8. vgl. Psalm 51, 8. — Luc. 6, 22. 23. — 2 Cor. 6, 8. — 1 Joh. 3, 1. 2. — Joh. 17, 21. 23. 24.

Dieser Vers ist als Seufzer um die Schenkung solches geistlichen Lebens anzubefehlen den Christen, die ihr Christenthum seither nur auf der Zunge und zum Schein haben, aber dessen Kraft verleugnen (Tit. 1, 16.) und als Seufzer um die Erhaltung solchen Lebens denen, die Jesum als ihr Leben schon erfahren haben und noch erfahren, damit sie des Weges nicht müde werden, darauf man zu so großer und wichtiger Herrlichkeit gelangt.

Dieses goldene Lied von der Herrlichkeit und Würde wahrer Christen, eine Zeitlang geschmäht und auf die Seite geschoben, ist vom sel. Dr. Schleiermacher in Berlin, dessen Lieblingslied es war, wieder zu Ehren gebracht worden. Durch ihn kam es in das Berliner Gesangbuch von 1829.

Das Original (s. Nro. 215. im W. G. von 1741) ist sehr schonend überarbeitet.

Die **Melodie**, g c̄ d̄ e h g c̄ f g f e c, ist eine ächte Halle'sche Melodie aus Freylinghausen's erstem Theil von unbekannter Urheberschaft.

XVII. Christlicher Sinn und Wandel.

A. Liebe zu Gott und Christus.

345. Allgenugsam Wesen.

Aus G. **Tersteegen's** „geistlichem Blumengärtlein. 1731" mit der Ueberschrift: „Gott allein ist g'nug."

Vom Original, das 8 Verse hat, fehlen V. 5. und 6. ganz, und aus V. 7. und 8. ist der Schlußvers gebildet. Im Original lauten charakteristisch V. 7. und 8. so:

V. 7. — — — — — —
Mit dir selber gar!
Komm', nimm ein
Mein Kämmerlein,
Daß ich Allem mich verschließe
Und nur dich genieße.

V. 8. Laß mich, Herr, mit Freuden
Mich von Allem scheiden,
Todt der Creatur;
Innig an dir kleben,
Kindlich in dir leben,
Sey mein Himmel nur;
Bleib nur du mein Gut und Ruh,
Bis du wirst — — — — —
— — — — — — — —

Zur Melodie s. Nro. 331.

346. Herzlich lieb hab ich dich.

Von Martin Schalling, einem Schüler Melanchthons (Thl. I. 100); zum erstenmal gedruckt im J. 1571.

Ein wahres Kern= und Kraftlied, das den Titel führt: „Gebet zu Christo, des Herzens Trost im Leben und im Tod", nach dem 18. und 73. Psalm.

Es hat auch schon an vielen Seelen eine besondere Segenskraft erprobt. Spener (Thl. I. 193) beschloß mit diesem Lied jeden Sonntag seine Abendandacht, weßhalb es Schamelius Spener's Requiem nannte. Auch der Zittauer Rektor Gottfried Hoffmann, der Dichter von Nro. 625. (Thl. I. 189), hatte es sich zu seinem Leiblied erlesen. Deßgleichen der berühmte Nürnberger Polyhistor Erasmus Finx, gewöhnlich Francisci genannt († 20. Dez. 1694), der Dichter des Lieds: „Ein Tröpflein von den Reben."

(Wezel's Hymnop. I. S. 231.)

Mit gleicher Liebe hieng an diesem Lied die fromme Gemahlin des Churfürsten Christian III. zu Sachsen, mit Namen Hedwig; besonders der 2. Vers war ihr über Alles wichtig, denn er enthielt eigentlich ihr Symbolum, das in den Worten bestand: „Ehr' und Hoheit hab' ich von Gott". So war es denn auch in ihrer letzten Krankheit dieser Gesang, bei welchem ihr Herz durch Christi Gnade stark wurde, Sünde und Tod zu bekämpfen.

(Seiffart's Delic. mel. S. 380 ff.)

Auch des frommen Herzogs Ernst III. von Sachsen=Gotha Lieblingslied war es. Derselbe hatte, geb. im J. 1601, unter Gustav Adolphs Fahnen gekämpft und regierte sein Land als gottesfürchtiger und väterlicher Fürst. Mit dem Sinne dieses Liedes geschmückt, wartete er sein Leben lang auf die Ankunft des Todes als auf den Besuch eines guten Freundes. Als nun im Februar 1674 seine letzte Krankheit sich bei ihm einstellte, ließ er bei jeder Mittags= und Abendmahlszeit Sterbelieder mit Instrumentenbegleitung singen, damit er sich stets seines Todes erinnere und ihm das Himmlische und Ewige vor Augen gestellt werde. Namentlich aber erquickte er sich stündlich an diesem seinem Lieblingslied und ließ sich's von seiner Frau oft vorsagen, weßhalb er auch von nichts Anderem sprach, als von der süßen Freude des ewigen Lebens und von der allersüßesten Liebe Jesu Christi, und die Umstehenden einsmals fragte: „Ob ihnen denn die Lehre vom ewigen Leben auch so süße schmecke, als wie ihm?" Kurz vor seinem Ende aber ließ er sich vernehmen: „Ach! wenn einer doch

den Herrn Jesum vollkommen lieb haben könnte, wie würde sich unser Herz erfreuen!" und als man ihm hierauf antwortete: „Jesus werde schon mit unserer Liebe zufrieden seyn, wenn wir ihn so viel liebeten, als er uns selbst Gnade verleihe," so betete er mit weinender Stimme: „Ach, herzlich lieb hab' ich dich, o Herr! ich bitte: sey von mir nicht fern mit deiner Hülf' und Gaben." So starb er dann, ungeschieden von der Liebe des Herrn, am 26. Merz 1675.

(Chr. Gerber's Hist. der Wiedergeborenen in Sachsen. I. 461.)

Der gelehrte Oliger Pauli in Lübeck erzählt in seinem Buch, das den Titel hat: „Noa's Taube", von seinem Vater, einen berühmten Arzt, er habe einst in seinen Jugendjahren einen ansehnlichen Lübecker Kaufmann, der sein Freund gewesen, auf seinem Sterbebette besucht. Die Aerzte hatten ihn als gänzlich hülflos bereits aufgegeben und verlassen. Da begehrte der Sterbende, man solle die Stadtmusikanten zu ihm kommen und vor ihm auf ihren Instrumenten spielen lassen, damit er nun erführe, wie David rühmet: „Du hast mir meine Klage verwandelt in einen Reigen" (Psalm 30, 12.). Seine Hausfrau aber und Freunde wollten dieses nicht zulassen, weil sie fürchteten, es möge ihm einen üblen Nachruf vor der Welt geben. Als er jedoch darauf bestand, so wurde ihm seine Bitte mit Bewilligung seines Beichtvaters verstattet. Da nun die Musikanten zu ihm in die Kammer gekommen waren, verlangte er, daß man ihm das Lied: „Herzlich lieb hab ich dich" vorsingen und dazu auf Instrumenten spielen solle. Dieß geschah und der Sterbende kehrte dabei sein Angesicht gegen die Wand. Als nun jene das Lied geendet hatten, fragte ihn seine Hausfrau, ob er noch Eines begehre? er aber war in dem Lobgesang verschieden.

(Schubert, Altes und Neues. 4. Bd. 1. Abth. S. 5.)

Der um seines Glaubens willen aus Oestreich vertriebene Freiherr Gall v. Rägnitz, dessen Losungswort stets gewesen: „Jesus meine Liebe", verordnete in seinem Testament, daß man ihm diese Worte auf einen Zettel geschrieben in seine Hand legen und so mit in den Todessarg geben, bei der Beerdigung aber dieses Lied singen und über Joh. 21, 17. predigen solle. Er starb zu Nürnberg im J. 1658, und als ein Freund vor seinem Tode ihn noch fragte: „Ob er auch Jesum in dem Herzen hätte?" sagte er freudig: „Wer sollte sonst, als mein Herr Jesus darinnen seyn? Der soll und wird auch wohl darinnen bis an mein Ende bleiben."

(J. J. Otho's Krankentrost. S. 1221.)

Herzog Bernhard der Fromme wurde durch diesen Gesang so sehr erbaut, daß er ihn jedesmal anstimmen ließ, so oft er zum h. Abendmahl gieng, wobei er ihn dann gar oft unter vielen Thränen und Händeringen zur großen Erbauung aller Anwesenden mitsang.

(Schmidt's Hist. et mem. S. 394.)

Jeder Vers dieses Liedes läßt sich mit einer lieblichen Geschichte schmücken.

Vers 1.

Der bekannte Gottesgelehrte Dr. Joh. Schmidt, der am 27. August 1658 zu Straßburg im Herrn entschlief, schloß seine letzte Predigt im Straßburger Münster am Laurentiitag 1658 mit diesem Vers. Die Worte: „Und wenn mir gleich mein Herz zerbricht ꝛc." sprach er mit sichtbarer großer Rührung, während er die Hand dabei aufs Herz legte. Gleich darauf wurde er zum Tode krank und diese schönen Worte waren die letzten, die er noch vor seinem Ende aussprach und mit denen er einschlummerte.

(Bergmann's trem. mort. hor. 1. 51.)

Schubert sagt im ersten Band seines „Alten und Neuen" S. 103, wo er das Leben einer gottseligen Jungfrau beschreibt, deren Lieblingslied dieß Lied gewesen, nur eine Seele, welche es empfunden, daß doch alle Lieb', alle Freude ein armer, nichtsbedeutender Traum sey gegen der Einen, ewigen Liebe und der Freude in ihr, könne mit rechter Freudigkeit die Worte: „Herzlich lieb hab ꝛc." beten.

Vers 2.

Gellert gab über diesen Vers folgendes Urtheil ab: „Wer kann ihn ohne Bewegung, ohne daß er fühlt, wie seine Seele von Dank und Demuth durchdrungen wird, singen oder lesen? Er ist mehr werth, als ganze Bände neuer Lieder, die kein anderes Verdienst haben, als daß sie rein sind."

Der fromme Herzog August von Braunschweig und Lüneburg (geb. 1578, † 1666), dem man nachrühmt, daß er unter den gelehrtesten Fürsten der frömmste und unter den frömmsten der gelehrteste gewesen sey, besaß eine solche christliche Demuth, daß er sich täglich vor seinem Herrn und Gott niederwarf und diesen Vers betete.

(Seiffart's Mel. melic. Principum. S. 17.)

Ein frommer, rechtschaffener Kaufmann in Augsburg hatte das Unglück, durch den Bankerott eines seiner Handlungsfreunde in die größte Armuth versetzt zu werden, was ihm um so drückender war, als er eine zahlreiche Familie hatte. Dennoch aber wankte er nicht in seinem Glauben. Als er nun eines Sonntags mit den Seinen die Kirche besuchte, brachen Diebe in seine Wohnung ein und raubten ihm vollends sein Letztes, das er noch besaß. Als er mit den Seinen von der Kirche heimkehrte und dieser neue Verlust zum Vorschein kam, war seine Frau untröstlich. Er aber seufzte: „In allem Kreuz erhalte mich, auf daß ich's trag geduldiglich", worauf sein Herz vollends recht gestärket wurde, daß er mit Hiob ausrufen konnte: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sey gelobet."

(Seiffart's Singularia evangelica. S. 379.)

17 *

Wem der fromme Kaufmann Johann Tobias Kießling zu Nürnberg († 27. Febr. 1824) durch persönlichen Umgang oder durch die schöne Beschreibung, die Schubert in seinem „Alten und Neuen" 2. Band. S. 1—340 von seinem Leben gibt, lieb und werth geworden ist, der findet sein Portrait in den Worten dieses Verses: „Es ist ja dein Geschenk — — — Gnade geben."

Vers 3.

Der Superintendent Muthmann zu Pößneck in Sachsen-Coburg-Saalfeld, der Dichter von Nro. 46., hielt im J. 1747 Kirchenvisitation in dem Dorfe Schlöttwein. Da ward er, als man gerade vor dem Examen, das er mit der Gemeinde herkömmlicherweise anstellte, diesen Vers gesungen hatte, weil die vorangehende Predigt von den heiligen Engeln handelte, vom Schlag getroffen und als todt aus der Kirche getragen, worauf er bald verschied (Thl. I. 251).

Der würdige Nachfolger Spener's auf der Oberhofpredigerstelle zu Dresden, Dr. Gottlob Fr. Seligmann, verschied im J. 1707 am heiligen Christabend, nachdem er sich noch ausdrücklich auf die Gnade seines neugeborenen Herrn und Heilandes bezogen, ganz sanft und in stiller Gelassenheit unter dem Gebet und Singen der Umstehenden bei den Worten: „Ach Herr, laß dein' liebe Engelein" u. s. w.
(Gleich's Annales ecclesiast. 1730.)

Der Bibelgrund, auf dem fast jeder Gedanke dieses sonst gewöhnlich unter den Sterbeliedern aufgeführten Liedes ruht, ist folgender:

Vers 1. — Psalm 18, 2. — 38, 22. — 1 Joh. 2, 17. — Psalm 73, 25. 26. — 62, 6—8. — Offenb. 1, 5. — Psalm 25, 2.

Vers 2. — 1 Cor. 4, 7. Hiob 10, 11. 12. — 1 Cor. 10, 31. 1 Petr. 4, 10. — Jer. 10, 13. — Röm. 16, 20. — 1 Cor. 10, 13. 2 Thess. 3, 5. — Joh. 20, 28. — Ebr. 2, 14. 15.

Vers 3. — Luc. 16, 22. — Jes. 26, 20. Psalm 4, 9. — Joh. 5, 21. — Hiob 19, 25—27. — Ebr. 4, 16. — Psalm 4, 2. 50, 15. 23.

Die **Melodie** aus C Dur, c̄ h a g̲ f e a a h, von der Winterfeld bezeugt, sie gehöre zu den trefflichsten des evangelischen Kirchengesangs und trage, ganz mit den Worten des Liedes übereinstimmend, das Gepräge des Innigen, Heiteren und doch Feierlichen, das Gepräge einer rechten Glaubens- und Liebesfreudigkeit, ist nicht von Matthias Gastritz, wie man gewöhnlich angibt. Sie erscheint zuerst im Dresdener Gesangbuch von 1593 und Seth Calvisius lieferte zu ihr im J. 1597 einen Tonsatz. Die Melodie, welche Gastritz erfunden hat, findet sich sammt dem Liede in seiner zu Nürnberg im Jahr 1571 erschienenen Sammlung, die den Titel hat: „Kurze und sonderliche newe **Symbola** etlicher Fürsten und Herren, neben andern mehr schönen Liedlein &c."; sie ist hier fünfstimmig gesetzt, fand aber

keinen Anklang, weßhalb bald eine andere für das allgemein wohlgefallende Lied aufgesucht wurde. In W. zeigt sich letztere zuerst im Anhang zum gr. Kirch.-G. von 1686.

347. Wie schön leucht't uns der Morgenstern.

Aus Dr. **Philipp Nicolai's** „Frewdenspiegel des ewigen Lebens" vom J. 1599, wo es im Anhang dieses Werkes neben dem Lied: „Wachet auf, ruft uns" steht und die Ueberschrift hat: „Ein geistlich Brautlied der gläubigen Seele von Christo Jesu ihrem himmlischen Bräutigam, gestellt über den 45. Psalm des Propheten David."

Nicolai dichtete dieses Lied ums J. 1597, als er noch Pfarrer zu Unna in Westphalen war (Thl. I. 103). Damals war eine Zeit großer Drangsal und Betrübniß, denn die Pest wüthete in Unna und im Fürstenthum Waldek, dem Vaterland Nicolai's, fürchterlich, so daß er oft dreißig Glieder seiner Gemeinde an einem Tag mußte auf den Kirchhof tragen sehen und einen Blutsfreund und Anverwandten nach dem andern verlor. In einer solchen Zeit, wo die Vergänglichkeit des Irdischen sich auf die tief einschneidendste Weise geltend machte, wandte er seine Liebe von der Welt immer entschiedener ab und zum höchsten Gute hin, und seine Seele wurde voll Liebesgluth zum Herrn und seinen ewigen Himmelsgütern. So saß er denn nun, wie Dr. Göze in Lübeck aus sicherer Hand erzählt, eines Morgens unter großem Schmerzensdrang und Bekümmerniß auf seiner stillen Arbeitsstube und schwang sich in seinem Geiste aus Noth und Tod, die ihn umringten, zu dem Erlöser und Heiland, und während er den in heißer Liebe umfaßte, erzeugte sich in seinem tiefsten Innern dieses köstliche Lied der Heilandsliebe und Himmelswonne. Er war dabei so ganz in selige Begeisterung versunken, daß er Alles um ihn her vergaß, selbst das Mittagsessen, und sich nichts an seiner Dichterarbeit stören ließ, bis er das Lied zu Ende gebracht hatte. Da dieß endlich des Nachmittags drei Uhr geschehen, soll er sich ungemein gefreut haben und ganz entzückt zu den Seinigen gekommen seyn.

Nicolai hatte dabei einen weltlichen Liebesgesang vor Augen, den er geistlich umdichtete. In einer solchen Zeit der Trübsal und des stündlich drohenden Todes, in welcher er dieß vollbrachte, lag es, wie Winterfeld richtig bemerkt, nahe, das Weltliche umzuwandeln in das Geistliche, um seiner lockenden und reizenden Gewalt sich zu entreißen und die volle Gluth, mit der das Irdische erfaßt worden war, nun überzutragen auf das Ewige. Jenes weltliche Volkslied findet sich in einer Liedersammlung dieser Zeit, welche den Titel trägt: „Tugendsamer Jungfrauen und Junggesellen Zeitvertreib, zusammengetragen durch Hilarium Lustig von Freudenthal." Zur Beurtheilung möge hier der erste Vers des Volksliedes und des geistlichen Originals zusammengestellt seyn:

„Wie schön leuchten die Aeugelein
Der Schönen und der Zarten mein,
Ich kann ihr nicht vergessen.
Ihr rothes Zuckermündelein,
Dazu ihr schneeweiß Händelein
Hat mir mein Herz besessen.
Lieblich, freundlich,
Schön und herrlich,
Groß und ehrlich,
In ihr Gnaden
Will ich mich empfohlen haben.“

„Wie schön leuchtet der Morgenstern,
Voll Gnad und Wahrheit von dem Herrn,
Die süße Wurzel Jesse.
Du Sohn Davids aus Jakobs Stamm,
Mein König und mein Bräutigam,
Hast mir mein Herz besessen.
Lieblich, freundlich,
Schön und herrlich,
Groß und ehrlich,
Reich von Gaben,
Hoch und sehr prächtig erhaben.“

Nicolai, der zuvor Hofprediger des Grafen zu Waldeck in Wildungen gewesen war und aus Waldeck stammte, widmete dieses Lied seinem frühern Schüler, dem Grafen Wilhelm Ernst zu Waldeck, um ihn zu ehren und zu gleicher Himmelsliebe zu entzünden. Daher gab er seinem Liede die Form eines sogenannten Onomasticon. Sieht man nämlich nach den Anfangsbuchstaben eines jeden Verses in der ursprünglichen Fassung, so bilden sie die Namen: **W**ilhelm **E**rnst **G**raf **U**nd **H**err **Z**u **W**aldeck.

In den Ueberarbeitungen, die dieses Lied zu erfahren hatte, ist dieß natürlich verwischt. Manche derselben haben aber dem Liede auch seine Lebensfrische und Liebeswärme, seinen eigensten Charakter verwischt. Allein die jetzt vorliegende ist sehr gelungen und ganz im Geiste und Ton des Dichters gearbeitet. Wir verdanken sie A. Knapp, der sie im J. 1831 selbst auch, wie einst der Dichter, in einer besonders festlichen Stimmung und unter Vergießung vieler Thränen zu Stande brachte.

Die ursprüngliche Fassung des Liedes konnte freilich nicht belassen werden. Ganz nach der Art des hohen Liedes nämlich ist unter weltlichen Liebesbildern die glühendste Sehnsucht der Seele als einer Braut nach Christo, ihrem Bräutigam und Gemahl, ausgedrückt und die Schmeichelworte irdischer Liebe sind auf den Erlöser angewendet. Nun rühmt es zwar Carpzov, daß dieß Lied kein Wort in sich fasse, das nicht in der Schrift zu finden sey oder Grund habe, und Schamelius meint, so oft man es singe, können und sollen Christen der geistlichen Ehe, in der sie mit Christo leben (Eph. 5, 25.), sich erinnern. Allein es richtete mit solcher Liebessprache bald viel Aergerniß an und gab Anlaß zu lüsternen Gedanken, selbst im Heiligthum, und zu allerlei Witzeleien und Spöttereien. Man parodierte es vielfach; denn solche entschiedene und ausgedehnte Anwendung weltlicher Liebesbilder auf unser Verhältniß zu Christo war damals noch neu und dieß das erste Lied solcher Art. Tenzel berichtet: „Die lüsternen Weltkinder sogar ließen, wenn sie es hörten, Gedanken und Blicke auf einander fliegen und saugten aus dieser schönen Blume ihr Gift, wie die Spinnen“, und Avenarius sagt: „Die Leute meinten, daß ihnen in diesem Liede gezeigt werde, wie sie als Eheleute sich fleischlich lieben

und begegnen sollten." Daher kam es auch so weit, daß, wie Dr. Weißmann zu Zerbst angibt, dieses Lied auf Hochzeiten zu singen, was gar häufig geschah, z. B. in den Zerbst'schen Landen, verboten werden mußte, da es oft übel auf fleischliche Liebe gedeutet worden.* Hieß es doch am Schluß des 3. Verses im Original: „Nach dir ist mir, **gratiosa coeli rosa**, krank und glimmet mein Herz durch Liebe verwundet" und in Vers 4.: „Von Gott kommt mir ein Freudenschein, wann du mit deinen Aeugelein mich freundlich thust anblicken" — — — „nimm mich freundlich in dein' Arme, daß ich warme werd' von Gnaden: auf dein Wort komm' ich geladen." Solche Stellen wurden deßhalb auch am bäldesten umgearbeitet, wie wir dieß z. B. auch im W. G. von 1741 finden.

Ein merkwürdiger Beweis, in welch großem Ansehen aber dennoch dieses Kirchenlied von Anfang an stand, ist das Loblied auf seinen Dichter, das als „Parodie des Morgensterns" sich im Lüneburger Gesangbuch vom J. 1625 (Thl. II. S. 513. Nro. 268.) findet. Es hat die Ueberschrift: „Vom Doktore Philippo Nicolai Person und Wandel, von Zach. Schaffero, Professori zu Tübing, gemacht, im Thon: „„Wie schön leuchtet der Morgenstern""". Der 1. Vers lautet:

„Wie schön leuchtet im Himmelreich,
Dem Glanz der hellen Sonne gleich,
Philippus Nicolai,
Der hier ein Doktor wohlgelehrt
Gewesen ist auf dieser Erd,
Im Gnadenreiche Christi.
Friedlich, freundlich,
Gut und herrlich,
Treu und ehrlich,
Reich von Gaben,
Hoch und sehr prächtig erhaben."

Ein Alter nennt dieses Lied mit Recht „ein Lied im höhern Chor" und A. Knapp erklärt es für das herrlichste, süßeste von allen deutschen Liedern, in deren Reihe es das sey, was das 17. Kapitel Johannis unter den Schriftkapiteln ist.

Der Dichter preiset darin die Lieblichkeit, Freundlichkeit und Herrlichkeit des himmlischen Bräutigams der Seele, von dessen abrufender Stimme und der darüber erweckten Herzensfreude er sodann in seinem anderen Liede: „Wachet auf, ruft uns die Stimme" (Nro. 634.) singt. Nun nach dem Hinwegthun der störenden weltlichen Liebesbilder und nach der Umgießung in eine reinere Schriftform tönt uns aus demselben „der Jubel der mit Gottesliebe erfüllten Seele über die Herrlichkeit und Lieblichkeit des Erlösers, ihres ewigen Bräutigams und des Gründers ihrer seligen Hoffnung", rein und klar entgegen, und diese Sprache der Liebe kann nun nicht mehr mißverstanden werden, wenn gleich, wie Schubert sagt, nur die Liebe die Sprache der Liebe versteht.

Jeder Vers hat auch bei dieser Ueberarbeitung noch seine bib-

---

* Die Leute bildeten sich lange noch ein, wenn dieser Gesang, den sie den „Morgenstern" nannten, bei ihrer Trennung nicht gesungen werde, daß sie nicht recht copulirt seyen.

lische Grundlage. V. 1. — Offenb. 22, 16. — V. 2. — Joh. 6, 48. — V. 3. — Eph. 5, 30. — V. 4. — Luc. 1, 78. Tit. 2, 11—14. — V. 5. — Eph. 1, 4. 5. — V. 6. — Eph. 5, 19. 1 Cor. 15, 54—57. — V. 7. — Offenb. 1, 8. 22, 17. 20.

In Freud' und Leid war dieses Lied der Lieblingsgesang unserer alten evangelischen Gemeinden. Bei der Hochzeitfeier sangen sie es zuerst, dann bei der Abendmahlsfeier, allermeist aber hörte man es an den Sterbebetten solcher Christen erklingen, die in glaubiger Liebe zu dem Heiland und Erlöser ihrer Seele gestanden und nun, zur Hochzeit des Lammes und zum großen Abendmahl in des Vaters Reich berufen, von hinnen schieden. M. Vincenz Krull schreibt daher vornämlich von dem letzten Vers dieses Liedes im J. 1659: „Wie manch himmelsdurstig Herz schließet mit diesem Vers sein Leben und seufzet also in seiner letzten Todesstunde nach seinem Jesu und wird auch bald darauf heimgeholt.“ Er lautet auch in seiner ursprünglichen, wiewohl alterthümlichen Fassung gar kindlich und herzlich froh:

„Wie bin ich doch so herzlich froh,
Daß mein Schatz ist das A und O,
Der Anfang und das Ende!
Er wird mich noch zu seinem Preis
Aufnehmen in das Paradeis,
Des klopf' ich in die Hände!
Amen, Amen.
Komm du schöne
Freudenkrone,
Bleib nicht lange,
Deiner wart' ich mit Verlangen.“

Es ist nicht leicht ein Lied oder Liedervers so oft erwähnt in den Lebensbeschreibungen und Todesnachrichten selig Vollendeter; nur die Schlußverse des Gerhard'schen Passionsliedes: „O Haupt voll Blut rc. (Nro. 142.) halten damit eine Vergleichung aus. Wimmer und Servilius führen in ihren Liedererklärungen bei diesem Liede Nikolai's eine ganze Wolke von Zeugen auf, welche die Freuden- und Segenskraft desselben in ihrer Todesstunde geschmeckt haben.

So begehrte die edle Jungfrau Susanna Eleonora v. Koseritz in ihrer letzten Stunde am 9. Okt. 1717, daß man ihr dieses geistliche Brautlied noch vorsingen solle. Nachdem nun solches geschehen, sahe sie auf gen Himmel und rief mit lauter Stimme und gar freudigen Geberden, als im Triumph: „O, was seh' ich? wie herrlich!“ Auf die Frage, was es denn sey? antwortete sie jauchzend mit erhobener Hand: „Groß ist der König der Ehren, groß ist der König der Ehren, groß ist der König der Ehren! Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr Zebaoth!“ So war die Entzückung der Liebe zum Herrn, in der dieß Lied gedichtet worden, in diese mit dem Tode ringende Seele ausgeströmt, und bald darauf entschlief sie sanft und selig.

(G. Wimmer's Liedererklär. Thl. II.)

So schieden, mit dem Schlußvers dieses Liedes auf den erblassenden Lippen, freudig von hinnen — der berühmte Gottesgelehrte Dr. Johann Gerhard; die Gemahlin des Churfürsten, Johann Georg I. von Sachsen, Magdalena Sybilla (Wezel's Lieder-

historie); die treue Lebensgenossin des vielgenannten lutherischen Theologen **Dr.** Abraham Calov, die noch die Worte anknüpfte: „Nun weiß ich, daß mein Seelenbräutigam Jesus Christus mich schön schmücken und zieren wird" (Burk's Spiegel edler Pfarrfrauen. 1842); und der gottselige Zuchthausverwalter, Konrad August Erdle zu Nürnberg, Schöner's und Kießling's Herzensfreund († 8. Mai 1819. Basl. Samml. 1819).

Die Freiin Maria Elisabetha von Schönberg in Sachsen, gewöhnlich vom Volke nur „die Mutter von Schönberg" genannt, weil sie eine Mutter der Waisen und Verlassenen, ein Trost und Zuflucht aller Betrübten war, ließ sich's von ihrem Beichtvater Christian Gerber bei Empfahung des h. Abendmahls in der Sterbensstunde noch vorsingen, wobei sie ihm bezeugte: „Es ist mir doch gar zu wohl, wenn ihr singet; es war auch nicht anders, als ob Engel mitgesungen hätten."

(Gerber's Historie der Wiedergeborenen. Bd. **III.** 5. Hist., und Schubert's Altes und Neues. **IV.** Bd. 1. Abth., worin von S. 141—151 das Leben und Ende dieser edlen Frau gar lieblich beschrieben ist.)

Selbst auf dem Richtplatz erklang dieses Lied und half den zum Tod verurtheilten Unglücklichen zu süßem Sterbenstrost. So erzählt **Dr.** Joachim Lange zu Halle in seinem Lebenslauf (1744. S. 40) von einem churfürstlich brandenburgischen Pagen v. Hohndorf, der zum Richtplatz geführt werden sollte, weil er einen andern Pagen entleibt hatte. Unter Lange's Zuspruch aus Gottes Wort bekehrte er sich aber noch vor seiner Hinrichtung so gründlich, daß er zu einem hohen Grad von Freudigkeit kam und zum Richtplatz, auf den ihn Lange begleitete, wie zur Hochzeit oder zu einem Freudenmahle gieng. Auf dem Richtplatz angelangt, bat er es sich aus, daß ihm dieses Lied noch angestimmt werde, wobei er mitsang und worauf er dann, nachdem er noch eine freudige, aber eindringliche Rede an das versammelte Volk gehalten, getrost seinen Geist unter dem Richtschwert aufgab.

Aehnlich erzählt der schwedische Feldprediger **M.** Laurentius Hagen von dem berühmten moskowitischen General und Geheimerath Joh. Reinh. Patkul, der zum Tod verurtheilt im Gefängniß saß und von ihm zum Tod bereitet wurde, er habe sich an Röm. 8, 28. gehalten und an seinem Todestag, als er zum letztenmal noch vom Fenster seines Kerkers aus die Sonne aufgehen sah, die Worte gesprochen: „Du bist mein Hochzeittag. Ich habe wohl gedacht, um diese Zeit einen andern Hochzeittag zu haben, aber dieser ist seliger. Denn heute wird meine Seele von ihrem Bräutigam Christo in den himmlischen Hochzeitsaal eingeführt werden." Dann stimmte er noch den Schlußvers dieses Liedes an, worauf er dann wohlgefaßt und selig den Tod erlitt.

(Pregizer's gottgeh. Poesien. 1720. S. 240.)

In der Erklärung dieses Liedes, welche in sechs Predigten vom J. 1704 Dr. Weikmann gibt, sagt derselbe beim 6. Vers: „Daß hier Alles so fröblich lautet, das macht die Erfahrung der süßen Liebe Jesu Christi; in meinen jüngern Jahren, auf Universitäten und sonst, wenn ich recht traurig und schwermüthig gewesen, habe ich nur nebst einem andächtigem Gebet dieß Lied gesungen und mich bald besser und bei fröhlichem Muthe befunden. Es war, als wenn mich dieß Lied nicht traurig lassen könnte, und läßt mich's auch noch nicht. Es steckt auch gewiß in demselben sehr viel, und hätte mir nicht viel Mühe geben sollen, daß ich nicht die ganze heilige Theologie aus demselben bringen wollen."

Zum Schluß noch eine liebliche Geschichte eigener Art, die sich mit diesem Liede zugetragen:

Ein alter Dorfschulmeister in Schlesien hatte zur Zeit des siebenjährigen Kriegs, als die Feinde rings um sein Dörflein her mit Sengen und Brennen wütheten, gerade das Morgenläuten besorgt, als ein alter schwarzer Husar zum Kirchhof hereinjagte, seinen Braunen an den Fensterladen des Schulmeisters band und gebieterisch von ihm die Kirchhofschlüssel verlangte. Voll Schrecken und Besorgniß, der grimmige Soldat möchte einen Kirchenraub im Schilde führen, öffnete der Schulmeister mit widerstrebendem Herzen die Kirchthüre. Der Husar eilte raschen Schritts die Kirche entlang, der Orgel zu; dort setzte er sich Athem schöpfend auf eine Bank und rief herrisch: „Schulmeister, mach' er die Orgel auf und geb' er mir ein Gesangbuch." Der that augenblicklich, wie er geheißen ward, und seine Frau, die entschlossenen Sinnes zur Hülfe ihres Mannes herbeigeeilt war, mußte die Balken treten. Unterdessen hatte der Husar ein Lied aufgeschlagen und sagte nun mit weit milderem Tone: „„Wie schön leuchtet der Morgenstern"" — „spiel er das, lieber Schulmeister, aber so recht fein und ordentlich; er versteht mich wohl?" Der Schulmeister spielte nun mit Herzenslust sein Vorspiel, worauf der Husar mit seiner tiefen Baßstimme einfiel; der Schulmeister und seine Frau hinter der Orgel thaten ein Gleiches. Der Husar aber sang mit großer Andacht und gefalteten Händen, und die hellen Thränen fielen über den eisgrauen Knebelbart auf das Buch herab. Nachdem diese drei nun das ganze Lied so mit einander hinausgesungen, gieng der Husar auf den Gotteskasten zu und legte ein Achtgroschenstück hinein, beschenkte auch den Schulmeister und eilte dann zum Gotteshaus hinaus. Auf dem Kirchhof draußen, mit Fragen bestürmt von dem alten Schulmeister und seiner Frau, wie er denn wohl auf den Gedanken gekommen sey, hier seine Morgenandacht zu halten, nahm er sie Beide bei der Hand und hub an folgendermaßen zu erzählen: „Ich und meine drei Söhne hatten sich als Freiwillige dazu hergegeben, mitten unter den umherschweifenden, feindlichen Patrouillen den Feind auf einem gefährlichen Punkte zu beobachten. Wir hielten die ganze Nacht auf einer buschigen An-

höhe; links und rechts blitzte es um uns her; wir sahen bald hier, bald dort feindliche Mannschaften. Nicht meinetwegen, denn wie lange werde ich noch reiten? — sondern nur wegen meiner Söhne seufzte ich in der finstern, gefahrvollen Nacht: „„Herr! erhalte uns!““ Kaum hatte ich's heraus, als es zu dämmern anfieng und der Morgenstern mir ins Auge blitzte. „„Wie schön leuchtet der Morgenstern““ — fiel mir in diesem Augenblick aus meiner Jugendzeit ein. Gar Manches, was ich seither gethan und was nicht allemal recht war, hieng sich wie eine Bleilast daran. Ich rechnete nach, seit wie viel Jahren ich in keine Kirche gekommen und ich that Gott das Gelübde, wenn ich dießmal davon käme, wieder einmal eine Andacht zu verrichten. Das hab' ich denn nun gethan und es ist mir von Herzen gegangen." Mit diesen Worten setzte er sich auf und ritt davon. (Der Pilger aus Sachsen. Jahrg. 1841. Nro. 34.)

Hieran reiht sich noch eine Geschichte aus dem innern Leben eines geistlichen Streiters Christi, Johann Adam Dann's, des ehrwürdigen Stadtpfarrers in Stuttgart (Thl. I. 565). An seinem Beerdigungstage (23. Merz 1837) sprach Diakonus W. Hofacker, der ihm die Leichenpredigt hielt, zu der versammelten Gemeinde also über ihn: „Eine kleine Erzählung, die des Vollendeten Hoffen und Ahnen, Sinnen und Sehnen am Besten entschleiert, kann ich Euch nicht verschweigen: „„Neulich,““ so sprach er zu mir vor etlichen Monaten, „„erwachte ich frühe; munter im Geiste, verließ ich mein Lager und trat unter's Fenster. Der Morgen war im Anbruch, die Sterne am Erlöschen; das erste Frühroth lichtete den Osten. Da stand vor mir in seiner stillen Majestät und Pracht der Morgenstern; ein unnennbares Gefühl ergriff meine Seele; es war mir, als ob das Wort des Herrn mir zugeflüstert würde: Ich bin der helle Morgenstern (Offenb. 22, 16.). Ein heiliger Schauer durchrieselte meine Glieder; mein Herz war voll Dank und Anbetung, und ich sprach: Wahrlich! hier ist Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels!““ — Leset hier, meine Freunde, die Bilderschrift seines innern Lebens. — Sein Glaubensauge blickte dem ewigen Morgen entgegen, und wenn auch in ihm und außer ihm die Sterne der Hoffnung am Erlöschen waren: Einer leuchtete ihm dennoch, auch im schwermuthsvollsten Dämmerschatten; Einer verlor für ihn den stillen Schimmer doch nicht, auch in der drückendsten Leidensnacht, Er, der helle Morgenstern, Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit, dessen Namenszug er auch in den Tafeln der sichtbaren Schöpfung las und entzifferte. Auf ihn hat er geschaut mit Glaubenszuversicht, nach ihm hat er sich gesehnt im irdischen Thränenthale, bis der Tag ihm anbrach und die Herrlichkeit des Herrn ihm aufgieng in ungetrübtem und ewigem Gnadenglanz."

Die **Melodie**, ursprünglich in **F Dur**, nun aber nach Knechts Vorgang in **Es Dur** gesetzt, von Palmer „die Königin der

Choräle" genannt, während „Wachet auf, ruft uns" der König derselben ist, steht ganz so, wie wir sie jetzt noch haben, in Nikolai's „Freudenspiegel des ewigen Lebens" vom J. 1599 und ist eine dem Volksgesang entlehnte Kirchenweise, nämlich die Volksweise eben jenes weltlichen Liebeslieds, nach welchem Nikolai theilweise das geistliche Lied gedichtet hat, — „wie schön leuchten die Aeugelein."

Diese Volksweise ist wahrscheinlich schon früher für eine geistliche Weise benützt worden, wenigstens lauten die beiden ersten Zeilen und die letzte Zeile ganz wie die Weise des 100. Psalms: „Jauchzet dem Herrn alle Lande", welche sich im Straßburger Gesangbuch von 1568 findet. Falsch ist es also, wenn Gerber dem Heinrich Scheidemann diese königliche Weise zuschreibt, denn derselbe ist erst im Jahr 1600 geboren. Eben so irrig ist es aber auch, wenn, wie sehr häufig geschah, dieselbe dessen Vater, David Scheidemann, zugeschrieben wird. Dieser Irrthum beruht darauf, daß in dem von Decker, Hieron. und Jak. Prätorius herausgegebenen vierstimmig gesetzten „Hamburger Melodien-Gesangbuche" vom J. 1604 über dieser Melodie steht: »**Dav. Scheidemann composuit**«. Allein dieses »**componere**« bedeutet ja in der damaligen Zeit bloß die harmonische Bearbeitung einer Melodie. David Scheidemann hat also bloß den Tonsatz zu dieser Melodie geliefert, die er dabei ganz so aufgenommen hat, wie sie in Nikolai's Freudenspiegel vom J. 1599 sich findet. In ihren melodischen Wendungen ist sie auch jetzt noch so beibehalten, aber nicht so in ihrem rhythmischen Bau, der leider nun zerstört ist. Denn bei Scheidemann beginnt sie feierlich und prachtvoll mit einer Reihe von Tönen zu vier Vierteln, und es zeigt sich nach Winterfeld's Urtheil in diesem alten Rhythmus eine Fülle und Mannigfaltigkeit, die den begeisterten Ton, den das Lied anschlägt, noch besser trifft, als das Lied selbst.

348. Liebe, die du mich zum Bilde.

Aus dem dritten Buch der „heiligen Seelenlust" des **Angelus Silesius** vom J. 1657, wo es die Ueberschrift hat: „Sie (die Seele) ergibt sich der Liebe". Es gehört zu den schönsten und innigsten Liedern über die geistliche Liebe der Seele zu ihrem Erlöser, welche dieses Buch enthält.

Vers 4. fehlt in der vor mir liegenden neuesten Ausgabe der h. Seelenlust. Stuttg. bei Cast. 1846.

Dr. Fr. Adolph Lampe hat ein Lied mit gleichem Anfang und mit ziemlich übereinstimmendem Fortgang gedichtet.

Mit diesem Liede des Joh. Angelus machte der Missionär Schulze zu Madras in Ostindien den Anfang zu seiner Uebersetzung der gehaltreichsten Kirchenlieder in die malabarische Sprache. Im J. 1722 nämlich sang er eines Abends aus dem Halle'schen Gesangbuch dieses

Lied und wurde dadurch so erfreuet, daß er bei sich selbst dachte: „Siehe, das kannst du nur singen, was können aber die malabarischen Schüler? Ach! wenn man ihnen doch auch dieses Lied mittheilen könnte!" Sogleich setzte er sich hin und versuchte es, einen Vers nach dem andern in die malabarische Sprache zu übersetzen, und hörte nicht eher auf, bis er mit dem ganzen Liede fertig war, welches um zwei Uhr in der Nacht geschah. „O!" dachte er, „mit Gott können wir viel. Bei Gott ist nichts unmöglich. Er wird ferner helfen." Weil ihm dieß nun so gut gelungen und er die Rührung und Freude sah, die dieses Lied bei seinen malabarischen Schülern hervorgebracht, so übersetzte er nun ein Lied nach dem andern, im Ganzen 103, aus denen dann ein eigenes malabarisches Gesangbuch im J. 1723 gebildet wurde.

(Wezel's Analecta hymnica. 2. Bd. S. 772 rc.)

Im Kirchspiel des Pastor Dümpelmann's zu Hemmerde in der Grafschaft Mark entschlief im J. 1783 ein redlicher Christ, Johann Eberhard Vollmer, genannt Rocks. Er war sonst ein treuer und ehrbarer Mann. Nun war er einst in der Kirche, als dieses Lied gesungen wurde. Da ward er bei den Worten: „Liebe, dir ergeb' ich mich, dein zu bleiben ewiglich" mit einemmale so kräftig gerührt, daß er in sich schlug und sagte: „Du singst da und versprichst allda Gott, du wollst dich Gott ergeben und sein bleiben ewiglich, aber du bist es leider noch nicht, du bist noch nicht Gottes Eigenthum." Nun lernte er sich näher kennen und wurde recht um sein Heil bekümmert, daß er gründliche Buße that zur Vergebung der Sünden. Auf seinem Sterbelager mußte man ihm dieses Lied oft vorbeten und er hörte nichts Lieberes, als von Jesu und seiner Versöhnung.

(Wöchentliche Beiträge zur Beförderung der ächten Gottseligkeit von Graf Lynar. 12. Bändchen. S. 37.)

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Zeuch mich, zeuch mich mit den Armen" c g a a g a g f e d c, findet sich zuerst in Würtemberg in dem Anhang zum gr. W. Kirch.-G. Edit 1711. Sie ist erfunden auf das Bußlied Joach. Neander's:

„Zeuch mich, zeuch mich mit den Armen
Deiner großen Freundlichkeit,
Jesu Christe, dein Erbarmen
Helfe meiner Blödigkeit;
Wirst du mich nicht zu dir ziehen,
Ach! so muß ich von dir fliehen."
(s. Nro. 141. im W. G. von 1741.)

In der h. Seelenlust des Angelus Silesius findet sich unter den 205 Melodien, mit welchen der bischöfliche Musikus Georg Josephus zu Breslau dieselbe im J. 1657 geschmückt hat, auch eine besondere Melodie für das Lied: „Liebe, die du mich rc." Diese hat sich aber nicht erhalten. Freylinghausen, der im ersten Theil seines Gesangbuchs das Neander'sche und das Scheffler'sche Lied gibt, verweist bei Beiden auf die Melodie: „Gott des Himmels" rc. und „Komm, o komm, du Geist".

349. O Jesu Christ, mein schönstes Licht.

Die von P. **Gerhard** gefertigte Uebersetzung und Erläuterung des Gebets um die Liebe Christi in Arndt's Paradiesgärtlein. Class. II. 5. Gebet. In Ebeling's Ausgabe der geistlichen Andachten Gerhard's hat es deßhalb die Ueberschrift: „Herrn Johann Arndt's Gebet umb die Liebe Christi.“ Es erschien zuerst in Joh. Crüger's **praxis pietatis melica** vom J. 1666 mit sechzehn Versen, von welchen V. 4. bis 7. 9. 10. 12. fehlen (vgl. Nro. 161. im W. G. von 1741).

Gerber erzählt in seiner Historie der Wiedergeborenen, P. **Gerhard** habe Arndt's Paradiesgärtlein immer neben sich liegen gehabt, und fügt dann bei: „Also kommt immer eine gute Gabe aus der andern, wie denn das Gebet der Frommen ein Eimer ist, mit welchem sie aus der göttlichen Quelle alles Gute schöpfen, was zum geistlichen Leben dienet.“

Dieses Wort Gerber's, daß immer eine gute Gabe aus der andern komme, hat sich an diesem Liede im Lauf der Zeiten abermals und kräftiglich erprobt. Denn, wie aus Arndt's Gebet dieses köstliche Liebeslied Gerhard's kam, so kamen aus diesem einen Gerhard'schen Liede reiche Liederschätze, die **Ph. Fr. Hiller** den glaubigen Seelen bot. Dieses Gerhard'sche Lied über ein Gebet aus Arndt's Paradiesgärtlein wurde nämlich für Hiller Reiz und Veranlassung, das ganze Paradiesgärtlein Arndt's in Verse zu bringen (Thl. I. 315), und somit die Ursache seines ersten Liederwerks, das er in seiner Jugend, als er noch Hauslehrer in Nürnberg war, vom J. 1729—1731 ausarbeitete. Er erzählt selbst in der Vorrede zu diesem Werk, das den Titel hat: „Joh. Arndt's Paradiesgärtlein geistreicher Gebeter in Liedern“ — „des seligen P. Gerhard's herrliches Lied: „„O Jesu Christ, mein rc.““ ist die Gelegenheit zu diesem Büchlein gewesen. Daß solches eine Uebersetzung des geistreichen Arndt'schen Gebets von der Liebe Christi sey, ist ganz gewiß. Wer so viel Geschmack daran gefunden, als ich, hält mir gerne zu gut, daß ich es gewagt, das ganze Paradiesgärtlein in Gesänge zu verfassen. Arndt wird unter den wenigen Christen von Vielen geliebt und man hat Ursache genug, ein Buch recht zu schätzen, das die Feuerprobe gehalten und das in den Stunden der Trübsal bei glühender Andacht des geläuterten Herzens immer als gülden erfunden worden.“

Seelen, die in der Liebe Jesu gelebt, wollten mit diesem Liede Gerhard's auch in der Liebe Jesu **sterben**.

So ließ der selige **Dr.** Albrecht **Bengel** (Thl. I. 289) vor dem h. Abendmahl, das er auf seinem Sterbebette noch mit zwölf seiner nächsten Anverwandten, Kindern, Kindeskindern und Tochtermännern feierte, einige Verse desselben anstimmen.

(Burk's Pastoraltheol. II. 111 rc.)

Auch Sam. **Lau**, der fromme Dichter und Hofprediger zu Wernigerode im Stolbergischen, das Vorbild Woltersdorf's, ließ sich die zwei ersten Verse zu seiner Erquickung in der Todesstunde vorsingen

und bezeugte dabei: „Ein kostbares Lied von großer Erfahrung!" Hierauf setzte er noch mit einer recht gewissen Hoffnung des ewigen Lebens hinzu: „Wann ich sterbe, ist an mir kein verdammlich Haar; ich habe funden, was mich in dem allerstrengsten Gericht Gottes in die allergrößte Sicherheit setzt; das ist Jesu Blut und Tod, darauf ich mich verlasse und das mich losgesprochen."

(Bündlein der Lebendigen von Burkmann. 1748.)

Die Frau des bekannten Dr. und Prof. Joachim Lange zu Halle, Dichters von Nro. 553., Johanna Elisabetha, geb. Raue, hatte stets eine besondere Freude an diesem Liede. Als sie nun im J. 1715 zu sterben kam, fragte sie ihre älteste Tochter gleichen Namens, die nachmalige Ehefrau Dr. Joh. Jak. Rambach's (Thl. I. 264), da sie alle ihre Kinder vor dem Scheiden noch segnete, gar ernstlich und eindringlich: „Wie steht's um die Liebe Jesu?" und pries ihr dieses Lied an mit der Ermahnung, sich mit Hülfe desselben in der Liebe Jesu fleißig zu üben. Darum sang und betete dieselbe denn auch dieses Lied bis an ihr Ende gar oft und mit vieler Bewegung ihres Herzens und bewies sich stets geschäftig in der Liebe zu Jesu und seinem Worte, welches zu hören und zu bewahren ihr höchstes Vergnügen war.

(Pregizer's gottgeh. Poesien. 1735. S. 319—334.)

Auch zur Führung eines rechten evangelischen Predigtamtes ist dieses Lied empfehlenswerth. Dem am 9. Sept 1837 zu Schlaitdorf bei Tübingen heimgegangenen Pfarrer Christian Tobias Hahn (geb. 15. Apr. 1759), der etwas Gesetzliches und Rauhes in seinem Wesen und Vortrag hatte, gab der wohlbekannte Kießling aus Nürnberg, der sein treuer Herzensfreund war und ihn öfters besuchte, den freundlichen Rath: „Bete doch immer brünstiger das Lied: „„O Jesu Christ rc."", daß du immer liebreicher und freundlicher werdest, dann wird dein Vortrag überall bessern Eingang finden, denn die Liebe bessert, wie die Sonne Alles erleuchtet und erwärmt."

(Christenbote. 1841.)

Es gibt auch ein besonderes Büchlein über dieses Lied, das den Titel hat: „Heilige Vereinigung des Herzens und der Lippen bei dem Gebrauch des geistreichen Lieds P. Gerhard's: O Jesu Christ rc. durch innige Zueignung erbaulich gezeigt und christlichen Gemüthern zur Erweckung vorgetragen von M. Joh. Gottfr. Pilarche, Diacono. Wittenb. 1734."

Das Original, das sich vollständig im W. G. von 1741 befindet, hat sechzehn Verse, von welchen V. 4. 5. 6. 7. 9—10. 12. ausgelassen sind.

Zur Melodie vgl. Nro. 320.

350. Wie sollt ich meinen Gott nicht lieben.

Aus Benj. Schmolke's Liederwerk: „Schöne Kleider für einen betrübten Geist, welche denen Traurigen zu Zion in

gesammelten Liedern überreichet Benj. Schmolke. Breslau. 1723." Es hat daselbst die Ueberschrift: „Das Liebesseil. Jerem. 31, 3."

Es ist jedoch zu beklagen, daß dieses Lied hier in einer modernen und breiten, bis zum Unkenntlichen ausgedehnten Ueberarbeitung, in der es für das Gesangbuch von 1791 zugerichtet worden war, gegeben ist. Die im Hohenloher Gesangbuch von 1784 (Nro. 478.) ist besser.

Das Original mit seinen 9 Versen lautet also:

1. Wie sollt ich meinen Gott nicht lieben?
Gott hat mich je und je geliebt,
Und mir sein ganzes Herz verschrieben,
Da er sein eigen Kind mir gibt.
Durch diese Gabe zeigt er an,
Wie herzlich er mir zugethan.

2. Er hat von Ewigkeit beschlossen,
Ich soll sein liebes Schooßkind seyn.
Bisher ist keine Zeit verflossen,
Daß nicht ein neuer Liebesschein
Mich in dem Herzen überzeugt,
Er sey mir väterlich geneigt.

3. Ich finde täglich solche Proben,
Daß seine Liebe sich vermehrt,
Und kann es nicht genugsam loben,
Daß seine Huld nicht aufgehört.
Kein Augenblick geht da vorbei,
Es häuft sich seine Lieb und Treu.

4. So hat er mich zu sich gezogen,
Daß ich nicht mein, nur seine bin,
Und weil er mir so sehr gewogen
Und liebet mich von Anbeginn,
So mach ich billig auch den Schluß,
Daß ich ihn wieder lieben muß.

5. Wer wollte sich nicht ziehen lassen,
Wenn er in Liebesseilen geht?
Ich müßte mich ja selber hassen,
Wo mich der kräftige Magnet
Nicht auch zu solcher Liebe zieht,
Die je und je im Herzen blüht.

6. Doch weil ich nicht von solchen Kräften
Bei meines Fleisches Schwachheit bin,
Mich an dein treues Herz zu heften,
So ziehe, mein Gott, meinen Sinn
Durch deine Kraft so fest zu dir,
Daß ich in dir und du in mir.

7. Gib, daß ich mich der Welt entziehe,
Die mich in Sündenstricken führt,
Und ihre güld'nen Netze fliehe,
Darinnen Mancher sich verliert,
Wenn er bei Wollust, Gut und Geld
In einen Labyrinth verfällt.

8. Führst du mich gleich auf rauhen Wegen,
Das Kreuz ist auch ein Liebesseil.
Wer seinen Nutzen will erwägen,
Der findet hier das beste Theil,
Das ihn auch auf der Dornenbahn
Zu lauter Rosen führen kann.

9. Und endlich wirf mir auch im Sterben
Das schöne Seil der Liebe zu,
Und ziehe mich aus dem Verderben
Durch Jesu Tod ins Land der Ruh.
Dort ist die beste Harmonie,
Da lieben wir uns je und je.

So redet der alte Schmolke viel herzlicher und einfacher, und spricht darum auch viel tiefer zum Herzen. Die wenigen Formbesserungen, die dabei nöthig sind, hat bereits A. Knapp im Liederschatz 1837 und in seinen „Ansichten" vom J. 1840, S. 89 auf sehr befriedigende Weise angebracht.

Zur Melodie s. Nro. 316.

351. Meinen Jesum laß ich nicht.

Als der gottesfürchtige Churfürst von Sachsen, Joh. Georg I., dessen 45jährige mannhafte Regierung in die trübsalsvollen Zeiten des 30jährigen Kriegs fiel, am 8. Okt. 1656 als 72jähriger Greis am Sterben lag, kam sein treuer Oberhofprediger Dr. Johann Jakob

Weller, der edle Wahrheitszeuge, vor sein Sterbebett und tröstete ihn aus Gottes Wort kräftiglich. Als er ihn nun unter Anderem fragte: „Ob er Jesum im Herzen habe und auch noch des Liedes gedächte: „„Von Gott will ich nicht lassen““ (s. Nro. 366.), das er im Leben so oft gesungen,“ so antwortete auf solche Anfrage der Churfürst aus 1 Mos. 32, 26. mit Glaubensfreudigkeit: „Meinen Jesum laß ich nicht!“ Unter fernerem Zuspruch fieng er aus Schwäche eine Weile zu schlummern an, als er aber nach einiger Zeit wieder erwachte, rief er laut: „Ach, Jesu, erbarme dich meiner, Jesus, ich lasse dich nicht!“ und diesen Seufzer wiederholte er noch oft. Schon ganz todesmatt betete er noch ganz leise: „Herr Jesu, dir leb' ich, dir sterb' ich, dein bin ich todt und lebendig. Amen“, und wollte noch bei dem Namen Jesu sein Käpplein vom Kopfe abziehen, was er aber nicht mehr im Stande war, und worauf er dann bald sanft einschlief.

Ueber diese Glaubensworte seines sterbenden Landesvaters dichtete nun, wahrscheinlich noch im J. 1656, spätestens im J. 1658, der Zittauer Rektor **M. Christian Keymann** (Thl. I. 167) dieses Akrostichon, in welchem je das Anfangswort jeden Verses ein Theil jenes Glaubensspruches: „Meinen Jesum laß ich nicht“ ist, womit auch das Lied beginnt und schließet.

(Seiffart's delic. mel. S. 301. Gerber's Gesch. der Wiedergeborenen. Bd. I. Hist. 6.)

So ist auch dieses Lied seitdem an vielen andern Sterbebetten der Trost- und Schlußgrund der scheidenden Pilger Gottes gewesen. Albinus, der edle Liederdichter (vgl. Nro. 598.), bekräftigte es einmal über's andere bei seinem Sterben: „Meinen Jesum laß ich nicht!“ und die Ehefrau des Pfarrers **M. Gottlieb David Rumpus** zu Wangen bei Stuttgart, Regina Margaretha, die im J. 1721 von hinnen schied, hatte sich's zuvor schon erbeten, man solle ihr, wenn's an den Todeskampf gehe, dieses Lied fleißig vorhalten, denn in diesem ihrem Heilande hoffe sie zu siegen; ja wenn ihr schon alle Sinnen vergangen wären, möchte man nur glauben, dieß sey und bleibe noch ihr unbeweglicher Glaubensgrund.

(Graf Henkel's letzte Stunden. II. S. 297.)

Mit ganz besonderer Freudigkeit sprach einst diese Worte eine gottselige Jungfrau, Susanna Stierlin, in ihrer Todesstunde aus. Nachdem sie längere Zeit hatte seufzen müssen, es fehle ihr eben noch die Reinigung, denn es könne nichts Gemeines oder Unreines in Jerusalem eingehen, erfolgte endlich eine selige Erquickungsstunde für sie, da sie überlaut zu rufen anfieng: „Ach! denkt doch, Jesus will mich selig machen. Ist das möglich? Ich kann's fast nicht glauben, mich höllenwürdige Sünderin will er selig machen?“ Nun floßen ihre Reden beständig über von der Schönheit und Herrlichkeit Jesu und sie bezeugte: „Da ich ein wenig vorübergieng, fand ich den, den meine Seele liebet,

ich halte ihn nun und will ihn nicht lassen" (Hohel. 3, 4.). Als hierauf ihr Seelsorger zur Thüre eintrat, rief sie ihm frohlockend entgegen: „Herr Pfarrer! nun ist Ihr Zuspruch in meinem Herzen aufgegangen, nun ist Alles lebendig, nun ist mir recht wohl! Er ist da, er ist mein: Meinen Jesum laß ich nicht!

(Bündlein der Lebendigen v. Bürkmann. 1748. 7. Bündlein.)

Vor noch nicht sehr langer Zeit waren drei Gelehrte mit einander eins geworden, eine Zeitschrift herauszugeben, darin bewiesen werden sollte, daß es mit der Bibel nichts sey und daß das Christenthum in unsere Zeit nicht mehr passe. Sie hatten sich nach D. zusammenbestellt. Der beste Kopf unter ihnen, der Doktor der Philosophie G . . . ., kam auf seiner Reise in die Stadt L . . . . Dort war in der Kirche ein berühmtes, schönes Altarblatt; das wollte er als Kunstkenner, der viele Kunstsammlungen schon bereist hatte, besuchen. Doch wartete er, bis die Predigt vorüber war, die ihn, wie er meinte, doch bloß gelangweilt hätte. Nachdem nun die Leute heraus waren, trat er in die Kirche. Da besah er alle die steinernen Säulen und die Schnörkel und Figuren. Als er gegen den Altar kommt, spielt die Orgel wieder und er merkt zu seinem Verdruß, daß noch Abendmahl gehalten wird. Während er sich nun dennoch das Altarblatt besieht, wird das Lied: „Meinen Jesum laß ich nicht", gesungen. Das ist aber dem Doktor wohlbekannt; er hat's in seiner Jugend gelernt. Als jedoch so ein Vers nach dem andern gesungen wird, wird's ihm weh und wohl dabei zu Muth; das herrliche Lied nimmt sein Herz so ein, daß er dann und wann mit einstimmen, daß er zuletzt ganz mitsingen muß. Und wie nun der letzte Vers kommt, da dringen ihm die Worte: „Wehe dem, der dich verläßt" (nach einer neueren Fassung), wie ein Pfeil in sein erweichtes Herz; er zittert und bebt und die Thränen laufen ihm herab. „Wehe dem, der dich verläßt" — klingt's immer wieder in seinem Herzen. In sich gekehrt und niedergebeugt verläßt er die Kirche. Unterwegs drängen sich ihm immer die Worte in den Sinn: „Saul, Saul, was verfolgst du mich?" so daß sie fast laut heraus mußten. Als er jetzt wieder auf seinem Zimmer ist, fällt ihm ein Spruch nach dem andern ein — Psalm 95, 8. Matth. 11, 28. Joh. 14, 6.; er kann sich endlich nicht mehr helfen, er muß eine Bibel haben, und begehrt solche von dem Wirth. Mit Heißhunger liest er in dem Buch, das er seither nur angesehen, um darin zu meistern und zu kritteln. Jetzt ist ihm Alles, was er darin liest, ganz neu und immer muß er wieder die Worte lesen — Offenb. 3, 20.: „Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an. So Jemand ꝛc." Da widersteht er nicht länger und ruft voll Freudigkeit: „Ja, Herr! du großer Heiland der Welt, ich will deine Stimme hören!" Während er nun betet, erfüllt Gottes Friede sein Herz und er versteht das Wort von diesem Frieden, der höher ist, denn alle Vernunft. Aus der Zusammenkunft zu D. und aus der Zeitschrift, die das Christenthum

und die Bibel abthun sollten, ist aber nun nichts geworden, weil der Klügste ein Narr, d. i. weise und aus einem Saulus ein Paulus geworden.

(Der Pilger aus Sachsen. Jahrg. 1842. Nro. 42.)

So hat also dieß Lied auch einem, der Jesum gelassen hatte, dazu geholfen, ihn wieder zu ergreifen.

Die **Melodie** aus Es Dur, b b as g f f es, von unbekannter Urheberschaft, ist nicht neu in Würtemberg, denn sie findet sich als Nebenmelodie schon im Gb. von 1711 (Nro. 252.) und von 1744 (Nro. 89.), blieb aber dann in dem von 1777 und in den folgenden weg.

Die gebräuchlichste und auch in Würtemberg seit dem Gb. von 1711 bis zu dem von 1828 eingeführte Melodie ist die von A. Hammerschmidt erfundene, aus C Dur — g g a a h h c. Sie steht in dessen: „Fest-, Buß- und Dankliedern. Zittau. 1658" mit der Ueberschrift: „Churfürst Johann Georg I. Denk- und letzter Spruch." Hammerschmidt lebte auch zu Zittau und war ein Freund des Dichters Keymann (Thl. I. 430). Ursprünglich ist es ein concertmäßiger Satz mit stetem Wechsel von Einzelgesang und vollem Chor. Die dabei durchgehende Grundmelodie fand so großen Anklang, daß die Gemeinde sich aus dem Kunstgesang mit Abstreifung des Wechsels zwischen Einzel- und Chorgesang und Ausscheidung einzelner Zeilen, die im Kunstgesang mit abweichender Betonung wiederholt wurden, dieselbe aneignete. So erscheint sie in Vopelius Melodienbuch von 1682 und noch mehr umgestaltet und zusammengezogen im Nürnberger Gesangbuch von Saubert vom J. 1676.

Eine dritte Melodie ist gleichfalls ziemlich verbreitet und findet sich auch als Nebenmelodie in dem W. Gb. von 1744 (Nro. 87.) und 1777 (Nro. 77.) — a a b c c f f g. Sie ist von J. Uhlich, chori musici Direktor in Wittenberg und erschien zum erstenmal in M. Schernaks siebenfacher Welt- und Himmelskapell. Wittenb. 1674. mit sehr belebtem Rhythmus.

Noch eine vierte Melodie vom J. 1690, a b c g a g a, führt C. Häußer auf.

353. Ich will dich lieben, meine Stärke.

Aus dem ersten Buch der heiligen Seelenlust des **Angelus Silesius** vom J. 1657. In diesem Buch, welches die mit dem kindlichen Erlöser sich beschäftigenden Lieder enthält, hat es die Ueberschrift: „Gelöbniß der Liebe," oder „Sie (die Seele) verspricht, ihn bis in den Tod zu lieben".

Das Original ist möglichst getreu wiedergegeben, nur sind einige für die Liebessprache des Angelus charakteristische Züge verwischt, z. B. V. 2. Schluß: „Als meinen Bräutigam";

V. 3.: „Du hochgelobte Schönheit du"; V. 5.: „güldner Mund"; V. 7.: „Keusche Brunst" statt „reine Gluth".

Der fromme Diakonus Schlipalius an der h. Kreuzkirche zu Dresden († 1764) bezeugte es oft, daß ihm der 3. Vers dieses Liedes, den er täglich bete, zur täglichen Beschämung gereiche (s. zu Nro. 3.).

Die **Melodie**, a c̄ d c h a h gis c, wahrscheinlich würtembergischen Ursprungs, ist aus Störl's W. Gb. von 1714. Neben dieser enthält das von 1744 noch eine zweite Melodie aus **D Moll** d̄ g a b b c c d d, welche eine der Halle'schen Melodien ist aus Freyl. G. Thl. I. 1704.

354. O, wie selig sind die Seelen.

Ums J. 1700, in der ersten Zeit seiner Anstellung als Arzt am Waisenhaus zu Halle, soll Dr. Christian Friedrich **Richter** (Thl. I. 244) einst geträumt haben, im Spital sey eine ächtchristliche, gottverlobte Seele zu finden. Da sey er nun durch alle Krankenzimmer und von Bett zu Bett gegangen, habe aber nicht gefunden, was er suchte. Endlich, auf die Frage an den Krankenwärter, ob sonst kein Kranker mehr sich im Spital befinde, hieß es, droben in einem Dachstüblein sey noch ein Weibsbild, ein Halbnarr, zu der werde er aber nicht gehen wollen; die rede mit Niemand. Richter aber ließ sich dadurch nicht abhalten, gieng hinauf und fand, was er suchte — eine gottverlobte Seele, die er im Verlaufe des Gesprächs, das er mit ihr anknüpfte, bald als solche erkannte. Sie lebte da ganz einsam, in Gott versunken, dem Gebet und stillen Betrachtungen des göttlichen Lebenswortes hingegeben. Auf Richters Frage, warum sie so abgeschieden lebe, habe sie geantwortet: „Da sey sie allein und doch nicht allein, denn sie sey bei Gott, ihrem Lebenselement, und werde durch nichts gestört; da sey es ihr am wohlsten, sie sey da selig in ihrem Gott." Auf dieß habe denn nun Richter, tief ergriffen von der Gottseligkeit dieser glaubigen Seele, dieses Lied gedichtet, welches in seinen erbaulichen Betrachtungen vom Ursprung und Adel der Seelen vom J. 1718 die Ueberschrift trägt: „Vom hohen Adel der Gläubigen."

Es ist ein herrliches Lied von großer Gedankentiefe, das mit feuriger Liebe die Seligkeit der geistlichen Verlobung und Vermählung der Seele mit Christo nach Hos. 2, 19. 20. Eph. 5, 25. schildert. Wenn nun gleich manche Züge, bei denen allzu sinnliche Farben aufgetragen sind, bei der Ueberarbeitung des aus zehn Versen bestehenden Originals (V. 4. u. 6. fehlen) zu verwischen waren, so sollte doch in V. 6. (Orig. V. 8.) das Schlagwort „mich als dir verlobt zu tragen" nicht in das mattere „vereint" verwandelt seyn. Gar zu sinnlich-bildlich lautet freilich im Original der Schluß des Liedes:

„Bis ich werd' in seinen Armen
In der süß'sten Lieb' erwarmen
Und er mit mir Hochzeit hält" (s. Nro. 174. im W.G. von 1741).

Das Lied erschien zuerst im Freyl. G. S. 802. Der ehrwürdige Gottvertraute M. Friedrich Christoph Steinhofer, der am 11. Febr. 1761 als Dekan zu Weinsberg starb, verordnete für seine Beerdigung dieses Lied als Kirchengesang. Zum Leichenpredigttext hatte er 2 Tim. 1, 12. festgesetzt.

(A. Knapp's Christoterpe. 1837.)

Zur Melodie vgl. Nro. 67. Bei Freyl. hat das Lied eine eigene Weise.

355. Dir ergeb' ich mich (Seelenbräutigam).

Von Adam Drese, dem bekehrten Weimar'schen Kapellmeister (Thl. I. 208), ums J. 1690 in Jena gedichtet für die Erbauungsstunden, die er in seinem Hause hielt. In diesen wurde es schon im Jahr 1690 gesungen; gedruckt erscheint es zuerst im Halle'schen Gesangbuch vom J. 1695 und hierauf in dessen zweiter Auflage, dem Darmstädter Gesangbuch von 1698.

(Wezel's Annalecta hymnica. 1. Bd. 4. Stück. S. 28 ꝛc.)

Im J. 1722 übersetzte es der Missionär Schulze zu Madras in die malabarische Sprache.

Der 5. Vers war einst im Munde eines Kindes ein rechter Friedensstifter. Ein evangelischer Prediger in Preußen (geb. 1770) berichtet nämlich in seinem Lebenslauf, seine Eltern haben ihm in spätern Jahren oft erzählt, in seiner frühesten Kindheit, da er kaum recht reden konnte, habe er einst, als Mißhelligkeiten und Wortgezänke in der Familie ausgebrochen seyen, von selbst mehreremal nach einander diesen Vers gesungen, worüber sie Alle betreten und zu Thränen gerührt worden seyen, also, daß augenblicklich der Frieden wieder einkehrete.

(Basl. Samml. 1834. S. 213.)

Vers 3. 6. 7. 11. 12. des Originals fehlen ohne Schaden. Der Schlußvers beginnt: „Du, mein Preis und Ruhm, werthe Saronsblum" (vgl. Nro. 176. im W. G. von 1741).

Die Melodie, nach dem ursprünglichen Anfang des Liedes:

Seelenbräutigam, Jesu, Gotteslamm,
Habe Dank für deine Liebe,
Die mich zieht aus reinem Triebe
Von dem Sündenschlamm,
Jesu, Gotteslamm,

die Bezeichnung „Seelenbräutigam" tragend, erschien zugleich mit dem Lied gedruckt und kam dann in Freyl. G. vom Jahr 1704. In W. erscheint sie erst im Ch. von 1744.

356. O Jesu, Jesu, Gottes Sohn.

Aus Joh. **Heermann's**, Predigers zu Köben (Thl. I. 124), „Haus- und Herzmusik" vom J. 1636.

Er dichtete dieses Lied über seinen Wahlspruch: „**Mihi omnia Jesus**", d. i. „Jesus ist mir Alles." Wie hier der in Kriegsdrangsalen, Nahrungssorgen und Krankheitsnöthen vielfach geprüfte Dulder die Hoffnung ausspricht, einst der Trübsal entnommen und mit der Krone geschmückt droben stehen zu dürfen (V. 6. 7.), so ward ihm durch seinen Leichenredner **M.** Holfeld solche Hoffnung nach dem Tode noch versiegelt; denn derselbe hielt die Leichenpredigt bei seinem Begräbniß über 1 Petr. 5, 2—4.

Zur **Melodie** vgl. Nro. 347. Im W. Gb. von 1828 ist für dieses Lied eine eigene alte Melodie aus **F Dur** enthalten (c f̄ c d̄ d̄ c c b a).

358. Großer König, den ich ehre.

Aus dem fünften Buch der heiligen Seelenlust des **Angelus Silesius**, womit vermehrt dieselbe bei der zweiten Aufl. im J. 1668 erschien. Das Lied hat dort die Ueberschrift: „Sie (die Seele) schenkt ihrem Geliebten ihr Herz zu einem Morgengeschenk."

Das Original mit seinen zehn Versen, wovon 5. 7. 9. fehlen, ist also ein Morgenlied, was freilich aus der im W. G. gegebenen völligen Ueberarbeitung nicht leicht mehr zu erkennen ist. Die vier ersten Verse des Originals sind es werth, hier beigesetzt zu werden:

„Großer König, dem ich diene,
Der mir an der Himmelsbühne
Wiederum das Licht anzünd't;
Der jetzt und zu allen Zeiten
Mit viel tausend Gütigkeiten
Mir mein Herz und Sinn gewinnt.
Dich mit etwas zu beschenken,
Soll ich billig auch gedenken.

Du zernicht'st auf allen Seiten
Meiner Feinde Thätlichkeiten,
Hältest um und um mich Wacht;
Du verleihst dem Leib und Sinnen,
Daß sie ruh'n und schlafen können,
Bist mein Licht auch in der Nacht:
Drum soll ich ja wohl gedenken,
Dich mit etwas zu beschenken.

Aber was werd' ich wohl eben
Dir, dem ew'gen Reichthum, geben,
Der ich nichts, als Armuth bin?
Werd' ich wohl auch etwas finden,
Daß ich mich dir kann verbinden,
Das du wollest an dich zieh'n?
Schau, ich will mein Herz gar eben,
Wie ich immer kann, dir geben.

Erstlich will ich dir's von Neuem
Gar zu einem Tempel weihen,
Der da ewig heilig sey;
Dann als ein Altar dir geben,
Daß du dich d'rauf, o mein Leben,
Gotte opferst für mich frei:
Ach, verbanne doch darinnen
Alle Lust und schnöde Sinnen."

Charakteristisch für die mystische Liebessprache des Joh. Angelus sind nun die folgenden Verse, in welchen das Herz Jesu geschenkt wird „als ein Bräutigamskämmerlein, als ein Brautbett keuscher Freuden, von der schönsten, weißen Seiden, gleich dem elfenbeinern Schrein," mit dem angehängten Seufzer: „Ach, daß deine keuschen Flammen schmelzten mich und dich zusammen;" ferner als eine „Rose, die

dein Athem liebkose", als einen Felsenthurm, als eine Bühne, als Palast, als Garten, Lustwald, Bronnen, Himmel, angenehme Wüste, Abgrund ew'ger Lüste, worauf endlich der Seufzer folgt: „Ach! wenn ich mit dir versänke und ganz selig mit ertränke."

Zur Melodie s. Nro. 107.

359. Mein Alles, was ich liebe.

Aus Ph. Fr. Hiller's Paradiesgärtlein vom Jahr 1729—31 über Arndt's „Gebet um die Liebe Christi." Class. II.—V. Nro. 53. — Das Original hat vierzehn Verse, von welchen V. 7. 8. 10. u. 11. ohne Schaden fehlen. Ein inniges, herzliches Lied.

Zur Melodie vgl. Nro. 571.

360. Ach, sagt mir nichts von Gold und Schätzen.

Aus dem dritten Buch der „heiligen Seelenlust" des Angelus Silesius vom J. 1657, möglichst treu nach dem Original gegeben. Es trägt den Titel: „Sie (die Seele) will sonst nichts, als Jesum lieben." Dieses Lied, das erste Lied des Angelus Silesius, das in ein W. G. kam, stand schon im Anhang des W. gr. Kirch.-G. vom J. 1711, blieb jedoch im G. von 1741 wieder weg. Dort lautet der Refrain:

„Ein Jeder liebe, was mag seyn,
Ich liebe Jesum nur allein."

In andern Gesangbüchern der ältern Zeit, in denen es meist den Titel: „Jesusliebe" hat, lautet derselbe:

„Ein Jeder liebe, was er will,
Nur Jesus ist mein höchstes Ziel.

Der fromme Churfürst Johann Georg I. von Sachsen (vgl. zu Nro. 351.) hatte zum Wahlspruch: „Christus vitae meae scopus", d. i. „Christus ist meines Lebens Ziel".

Zur Melodie vgl. Nro. 590. Eine besondere Halle'sche Weise findet sich im ersten Theil des Freyl. G. vom J. 1704 — a a c̄ g a f e e e.

361. Eines wünsch' ich mir vor allem Andern.

Von A. Knapp Ende Aprils 1823, als er noch Vikarius in Gaisburg bei Stuttgart war (Thl. I. 634), einem frommen Schlossergesellen, Wilhelm Gruner aus Saalfeld, damals in Stuttgart, für die Confirmation der gottliebenden Tochter seines Meisters gedichtet. Gruner starb nachher als Schlossermeister in Tübingen.

Er gesteht selbst, dieses Lied, — das nun für eines seiner besten gehalten und mit Fug und Recht den Kernliedern des evangelischen Kirchengesangs an die Seite gestellt wird — fast ganz vergessen zu haben, während er auf andere, jetzt minder beachtete, viel mehr gehalten habe — ein Zeichen, daß Gott allein die Ehre dafür gebühre.

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Die wir uns allhier beisammen finden", auf den bekannten Bruderverß des jungen Grafen Christian Renatus v. Zinzendorf (Nro. 1260. in A. Knapp's Liederschatz), ist ursprünglich auf das Lied:

„Herr und Aelt'ster deiner Kreuzgemeine!
Die du unaussprechlich liebst
Und so oft und gnadenvoll ihr deine
Freundlichkeit zu merken gibst.
Fühlest du ihr stilles Herzenssehnen?
Siehest du den Lieb- und Sünderthränen
Ihre Augen naß und roth?
Ja, du hochgeliebter Gott!"

gefertigt, und eine der schönsten Herrenhuter Melodien, die sich im Ch. der Brüdergemeinde finden. Sie ist in A Dur gesetzt — a a gis fis h a gis a c d cis h a, und erscheint zum erstenmal in einem W. Ch.

362. Meinen Jesum ich erwähle.

Ein liebliches Jesuslied eines frommen, gottesfürchtigen Studenten. Georg Christoph Schwämmlein, der nachmalige Rektor in Nürnberg, dichtete es, als er um's J. 1652—1658 zu Leipzig und Jena studierte (Thl. I. 181).

Der geistliche Verwalter zu Leonberg, Johann Friedrich Lechler, zugleich Hirschauischer Pfleger in Dizingen, welcher am 30. Okt. 1745 heimgieng, betete auf seinem Sterbebette dieses Lied in großer Andacht. (Bündlein der Lebendigen von Bürkmann. 1748.)

Vom Original fehlt mit Recht V. 4. (vgl. Nro. 167. im W. G. von 1741).

Die **Melodie**, a b c f g a g c h a g f, ganz dem Charakter des kindlich fröhlichen Liedes angemessen, hat den Stempel der Halle'schen Weisen, ist übrigens würtembergischen Ursprungs und erscheint zum erstenmal im W. Ch. von 1744.

363. Wenn ich ihn nur habe.

Von Friedrich v. Hardenberg, genannt **Novalis** (Thl. I. 586), im J. 1800 gedichtet und zum erstenmal gedruckt im zweiten Theil seiner Werke, die im J. 1802 zu Berlin herauskamen.

Die **Melodie**, bb es d c b as g, ist eine ganz neu erfundene Weise von Musikdirektor, Professor Breidenstein in Bonn. Wie das Lied kein Kirchenlied ist, so taugt auch diese Weise desselben nicht zum Gemeinde-, sondern bloß zum Chorgesang. Für denselben Zweck gibt es auch eine Goßner'sche Melodie (s. Blumhard's Sammlung Nro. 36.).

B. Vertrauen auf Gott.

364. Befiehl du deine Wege.

Das tröstlichste aller Trostlieder, aus P. **Gerhard's** goldenem Mund geflossen und schon vielen Seelen süßer, denn Honig und Honigseim.

Es ist ein Acrostichon auf den Spruch Psalm 37, 5.: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen". Diese Worte treten deutlich aus dem Liede selbst vor die Augen, wenn man jedes Anfangswort jeden Verses beachtet. Solche Acrosticha, namentlich auf Wahlsprüche oder Namen, waren ehedem gar beliebt, und vornämlich Fürsten und andere angesehene Personen ließen sich solche verfassen oder wurden damit beschenkt von dem, der sie ehren wollte. Hier wollte Gerhard den weisen Fürsten, der den Himmel lenkt und die Wege der Menschenkinder leitet, ehren.

Die Umstände, unter denen dieß Lied, das zuerst in Dr. H. Müllers „geistlicher Seelenmusik" vom J. 1659 stand, gedichtet worden, sollen folgende gewesen seyn:

Gerhard, ein gar gewissenhafter Mann, der fest an seinem Glauben hielt, wollte sich durch seinen Churfürsten, der dem reformirten Bekenntniß zugethan war, den Mund nicht schließen lassen, frei und offen gegen die reformirte Lehre zu zeugen. Deßhalb wurde er im Jahr 1666 seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen. Da mußte er nun mit Weib und Kindern, ohne Aussicht auf anderwärtige Versorgung, den Wanderstab ergreifen. Er zog seinem alten Vaterlande, Sachsen, zu. Unterwegs kehrte er in einer Herberge ein, wo der Kummer sein treues Weib so überwältigte, daß sie ganz zu Boden gedrückt war und sich gar nicht mehr fassen konnte. Gerhard aber, in starkem Gottvertrauen, sprach ihr Trost zu und sagte ihr den schönen Spruch vor, mit dem auch einst Joh. Bugenhagen, Luthers treuer Collega zu Wittenberg, in seinen Kümmernissen sich jedesmal getröstet hatte: „Befiehl dem Herrn deine Wege rc." Drauf gieng er hinaus in den Garten, der hinter dem Hause war, setzte sich unter einen Apfelbaum und dichtete dieß herrliche Lied. Nachdem er das Lied vollendet hatte, brachte er es seiner bekümmerten Ehefrau, der es zu großem Trost gereichte, als er es ihr mit kräftiger Stimme vorlas. Selbigen Abend noch traten zwei fremde Herren in die Wirthsstube ein, da Gerhard und die Seinen saßen. Die ließen sich in ein Gespräch ein mit der kummervollen Familie und sagten, sie seyen zwei Abgeordnete des Herzogs Christian von Merseburg. Im weitern Verlauf ihrer Unterhaltung kam es endlich heraus, daß sie nach Berlin reisen müssen, um einen gewissen Gerhard, einen abgesetzten Prediger, nach Merseburg einzuladen. Welche Freude, welches Staunen, als die flüchtige Familie das vernahm; wie schnell hatte es der Herr, dem sie ihren Weg befohlen, nun wohlgemacht und ihnen mit einemmal die Sonne der schönsten Freude wieder aufgehen lassen! Gerhard gab sich sogleich zu erkennen und jene Zwei überreichten ihm nun ein Handschreiben des Herzogs, in welchem ihm bis zu seiner Wiederanstellung ein ansehnliches Jahrgeld zugesichert war. Mit Thränen der Rührung wandte sich hierauf Gerhard zu seiner Frau, hielt ihr das Schreiben hin und sprach: „Siehe! wie Gott sorget. Sagte ich dir nicht: „Befiehl dem

Herrn deine Wege rc." — In der Folge kam nun dieses Lied, das bald nachher gedruckt wurde, dem Churfürsten in die Hände und gewann seinen Beifall. „Wer mag der Mann seyn, der dieses schöne Lied gemacht hat?" fragte er. „Es ist Gerhard," war die Antwort, „den Euer Durchlaucht haben des Landes verweisen lassen." Jetzt bereute der Churfürst sein ehemaliges hartes Urtheil und hätte Gerhard gern wieder geholt, wiewohl zu spät, denn derselbe hatte nun wieder ein Amt und Brod zu Lübben in der Niederlausitz, wo er seit dem J. 1669 als erster Helfer angestellt war.

So erzählt der Superintendent F. Ch. Fulda im Halle'schen patriotischen Wochenblatt. 1799. S. 143 ff., und ihm nach Jördens in seinem Dichterlexicon vom J. 1808.

Wahr mag es nun seyn, daß Gerhard seine Frau einst in irgend einer Kümmerniß mit solchem Lied getröstet hat, und bestätiget ist es auch, daß der große Churfürst nachmals Gerhard's geistliche Lieder sehr hoch hielt und besonders dieses Lied immer im Munde und im Herzen geführt hat. Die übrigen Umstände alle aber sind sagenhaft. Denn dieses Lied steht schon gedruckt in Dr. Heinrich Müller's geistlicher Seelenmusik vom J. 1659, als noch an keine Absetzung Gerhard's von seiner Berliner Predigerstelle zu denken war; selbst aber, nachdem er im J. 1666 seines Amtes entsetzt war, lebte er bis zu seiner Abreise auf die Helfersstelle zu Lübben im J. 1669 ruhig und ohne Nahrungssorgen, im Genuß des Beichtgelds und von der Bürgerschaft unterstützt, in Berlin. Auch hatte er seine Frau schon an Ostern 1668 durch den Tod verloren, ehe er noch Berlin verließ und nach der Stadt Lübben zog, die allerdings im Gebiet des Herzogs von Merseburg lag (s. Thl. I. 152—156).

Dieß ist zuerst nachgewiesen worden in Nicolai's neuer Berliner Monatsschrift. 1809. Dezemberheft.

Obgleich also jene Erzählung von der Entstehung des Liedes eine Sage ist, so ist sie doch der Erwähnung werth, denn sie ist jedenfalls eine Gerhard's würdige Sage, und was dabei über die Belohnung des Gottvertrauens in Gerhard's Leben sagenhaft eingeflochten ist, das ist im Leben mancher glaubigen Dulder mit und an diesem Lied zu geschichtlicher Wahrheit worden.

So sollte im J. 1735 kurz vor Himmelfahrt M. Heinrich Feller, Pfarrer zu Eyla und Thierbach in Sachsen, welcher im Altar sinn- und sprachlos umgesunken war, eine gefahrvolle Operation an der Zunge erleiden, worüber er sehr bekümmert war. In der Nacht zuvor nun, da er halb träumend da lag, war es ihm, als rede ihn ein Engel zu seinen Füßen mit den Worten an: „Mit Sorgen und mit Grämen und mit selbsteigner Pein läßt Gott sich gar nichts nehmen, es muß erbeten seyn" (V. 2.). Als der Morgen kam, fühlte er sich voll Gottvertrauens und gab die Operation nicht zu, sondern wollte

ihn allein walten lassen — und siehe da! am folgenden Johannisfeste konnte er die Kanzel wieder betreten und mit dem stumm gewesenen Zacharia seinem Gott danken. Das geschah im 72. Jahr seines Alters, worauf er noch etliche Jahre gelebt bis zum 10. Febr. 1741.

(G. Wimmer's Liedererkl. Thl. II.)

Carl Daniel Küster, der als Consistorialrath zu Magdeburg im J. 1804 starb und während des ganzen siebenjährigen Kriegs Feldprediger beim preußischen Heere gewesen war, erzählt in seinen „Bruchstücken aus dem Campagne-Leben eines preußischen Feldpredigers." Berlin 1791: „Als ich zu Glogau an einem Fußübel drei Wochen lang schwer leidend mit Krücken in der Stube umherhinkte, überfiel mich ein Unmuth über die vielen Kosten, welche mir mein Felddienst verursachte, da ich fast Alles beim Rückzug eingebüßt hatte und wieder neu anschaffen mußte, ohne zu wissen, woher ich's nehmen sollte. Da suchte ich mich zu trösten mit den lieblichen Worten: „Befiehl du deine Wege ꝛc." In diesem Augenblick klopfte der Briefträger an die Thüre und brachte ein Packet mit zwanzig Friedrichsd'or nebst einem Brief von unbekannter Hand, der also lautete: „„Jemand, dem Gott das Seinige in diesem Krieg noch erhalten hat und der gehört, daß Sie bei dem Hochkircher Ueberfall das Ihrige verloren haben, bezahlt Ihnen seine Schuld, wünscht Ihnen Gesundheit und Nutzen Ihres wichtigen Amtes, dem Lande aber Frieden. 10. Nov. 1758.""

Ein evangelischer Geistlicher, welcher in einer einsamen, waldigen Gegend von Baden, abgeschieden von der übrigen Welt, nur seinem heiligen Predigtamte, dem Wohl seiner Gemeinde und der Erziehung seiner Kinder lebte, kam bei seiner zahlreichen Familie, so wohl er auch haushielt, in großes Gedränge, seitdem er seine Söhne auf auswärtigen Schulen unterbringen mußte. In gewissen Terminen sollte das Kost- und Lehrgeld für sie bezahlt werden. Der Geistliche und seine Frau boten Alles auf, so viel zu erübrigen, und beinahe war ihnen dieß gelungen, als sie auf einmal ein unglückliches Ereigniß traf, welches sie in eine bedeutende Schuldenlast stürzte. Die Tilgung dieser Schuld raubte ihnen den letzten Heller; und nun sollten sie innerhalb weniger Wochen mehrere hundert Gulden für ihre Söhne absenden. Bekannte und Freunde hatten sie in ihrer Abgeschiedenheit wenige, und diese, selbst ohne Mittel, konnten nicht helfen. Da stand denn der arme Pfarrer oft mit gepreßtem Herzen, tief gebeugt durch die drückende Lage, in die ihn sein Beruf gebracht, am Fenster seiner Studierstube und blickte zu den Bergen hinauf, von welchen allein ihm Hülfe kommen konnte. Vornämlich aber hielt er sich an dieses Lied des Gott vertrauenden Gerhard, der auch in seinem Predigtamt Noth und Anfechtung erfahren und von Gott reichlich getröstet worden war. Er las es seiner oft fast verzagenden Frau manchmal noch um Mitternacht beim Schein der Lampe vor, um sie und sich damit aufzurichten. Aber nirgends wollte sich Hülfe

zeigen. Nachdem sie nun lange an diesem Liede den Glauben aufrecht zu erhalten gesucht hatten und die Noth aufs Höchste gestiegen war, da kam die Hülfe unversehens und zwar von einer Seite her, an welche sie gar nicht gedacht hatten. Eines Tages kam nämlich von Carlsruhe ein fürstliches Schreiben an, mit welchem der Großherzog sammt seinen beiden Brüdern dem erstaunten Pfarrer tausend Gulden übersandte als Zeichen der Dankbarkeit für treue Dienste, welche ein nun verstorbenes Familienglied des Pfarrers einst der großherzoglichen Familie geleistet habe. Unter Vergießung vieler Thränen fiel nun die Pfarrfamilie auf die Kniee nieder und stimmte lobpreisend V. 8—10. ihres lieben Trostliedes an.

(Burk's Pastoraltheol. 2. Bd. S. 787 ff.)

In dem schlesischen Feldzug von 1806 auf 1807 drang in das Pfarrhaus eines schlesischen Dorfes ein Haufe von etwa dreißig Dragonern der deutschen Contingentstruppen stürmisch ein. Sie bedrängten den Pfarrer mit seiner Familie sehr hart. Ein dabei befindlicher Obristlieutenant begehrte allerlei Erfrischungen für seine Leute, die der Pfarrer anzuschaffen außer Standes war. Nun fügte derselbe gar schwere Drohungen hinzu, falls nicht das Gewünschte in drei Stunden angeschafft sey. Man durchsuchte das ganze Haus; Alles war schon aufgezehrt. Da nahm Amalie, die Tochter des Pfarrers, als sie den großen Schmerz der Eltern sah, ihre Harfe und sang dieses Lied. Noch hatte sie den Gesang nicht geendet, als sich die Thüre öffnete und der Obristlieutenant leise hereintrat. Er winkte dem erschrockenen Mädchen zu, fortzufahren, und als sie geendet, sprach er ganz mild und sichtlich gerührt: „Frommes Kind, ich danke Ihnen für den schon lange entbehrten Genuß solcher Erbauung. Sey'n Sie ruhig, in drei Stunden befreie ich Sie von Ihren Drängern, deren Keiner mit einer Drohung oder Forderung Sie mehr belästigen soll." Früh um die dritte Stunde zogen die Dragoner ab.

(Merkwürdige Beispiele der göttl. Vorsehung. Stuttg. 1833.)

Dieses Lied nahmen die Deutschen auch über den atlantischen Ocean nach Amerika mit, und als der Grundstein zu der ersten Lutherischen Kirche zu Philadelphia im Staate Pennsylvanien am 2. Mai 1743 gelegt wurde und am 20. Oktober desselben Jahrs der erste lutherische Prediger Amerika's, Heinrich Melchior Mühlberger, die erste Predigt darin beim Einweihungsgottesdienste hielt, wurde dasselbe angestimmt und damit die evangelische Kirche und ihr Gedeihen in der neuen Welt dem Herrn befohlen. Als nun jener Prediger, welchen die ganze lutherische Kirche Nordamerika's als ihren Vater ansah, als 73jähriger Greis am 7. Okt. 1787 am Sterben lag, betete er gerade noch vor dem letzten Athemzug den Schlußvers dieses Liedes und verschied dann seliglich.

(Kurze Nachricht von einigen evangel. Gemeinden in Amerika. Halle. 1744.)

Noch ist aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine schöne bewegliche Sitte zu erwähnen, die damals auf dem Gymnasium zu Schleusingen anzutreffen war. So oft nämlich dort ein gewesener Schüler nach gehaltener Abschiedsrede fortzog, begleiteten ihn seine Mitschüler mit diesem schönen Gesang zur Stadt hinaus.
(G. Wimmer's Liedererkl. Thl. II.)
Zur Melodie vgl. Nro. 142.

365. Es halten eitele Gemüther.

Von Dr. **Marperger** als Prediger und Diakonus an der St. Sebalduskirche zu Nürnberg im J. 1713 gedichtet, nachdem er neun Jahre zuvor am Schlusse seiner Studienzeit durch eine schwere Krankheit, die ihn plötzlich überfiel und an der er lange todtkrank unter großen Schmerzen darniederlag, von allem eitlen Sinn befreiet worden war und nun erst recht unter der Kreuzeslast (V. 3.) die wahre Herzenstheologie erlernet hatte (Thl. I. 393).

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Wo ist mein Schäflein, das ich liebe" a h cis d fis h a g fis, ist eine Halle'sche Weise aus dem ersten Theil des Freyl. G. und ursprünglich auf folgendes Lied gefertigt:

„Wo ist der Schönste, den ich liebe?
Wo ist mein Seelenbräutigam?
Wo ist mein Hirt und auch mein Lamm,
Um den ich mich so sehr betrübe?
Sagt an, ihr Wiesen und ihr Matten,
Ob ich bei euch ihn finden soll,
Daß ich mich unter seinem Schatten
Kann laben und erquicken wohl."

Sie wurde auch in das Herrenhut'sche Brüderchoralbuch aufgenommen und dort dem Bußlied: „Wo ist mein Schäflein, das ich liebe, das sich so weit von mir verirrt ꝛc." angeeignet. Sie erscheint zum erstenmal in einem W. Ch. In dem von 1744 ist eine andere Weise im Anhang mitgetheilt, aus G Dur (Nro. 263. d e fis g a h c h a g).

366. Von Gott will ich nicht lassen.

Aus des deutschen Assaph's, Rektor Ludwig **Helmbold's** zu Mühlhausen, „geistlichen Liedern über etliche Psalmen" 2. Theil vom J. 1572. Er dichtete das Lied im J. 1563 über Psalm 73, 23. für Regina Helbich in Erfurt.

Superintendent Olearius zu Arnstadt fand nämlich im J. 1719 den ersten Abdruck dieses Lieds in einer alten Bibel inwendig am Deckeln angeklebt mit der Ueberschrift: „Ein Gottesfürchtiger und lieblicher Gesang. In den Druck gegeben zu Ehren und Wohlgefallen der tugendsamen Frauen Regina Helbichin, Ehgemahl des Hochge-

lehrten H. Dr. Pancratii Helbich's, jeziger Zeit Rectoris an der hohen Schul zu Erfurt, meines großgünstigen Herrn, Freundes und Gevatters." Schamelius bemerkt dazu, es sey dieß 1563 geschehen und Helbich habe Helmbolden zur Conrektorsstelle befördert (Thl. I. 100).

Schamelius nennt dieses Lied: „Wahrer Christen Vademecum oder Weggeleit" — ein rechter Commentarius über Psalm 73, 23.

So brauchte es der Churfürst Johann Georg I. von Sachsen, der im J. 1656 zu seinen Vätern versammelt ward, allezeit auf seinen Reisen und Kriegszügen, also daß ers fleißig betete und damit all seine Sachen Gott befahl. Als ihn deßhalb sein Beichtvater Dr. Weller in der Sterbestunde gemahnte, ob er auch noch dieses seines Leibliedes gedächte, sprach er: „Glaubet mir's nur sicherlich: „„Meinen Jesum laß ich nicht"" (vgl. zu Nro. 351.).

Seiffart erzählt in seinen Singul. Evang. S. 200, daß er einst einer vertriebenen Pfarrwittwe, die sehr kläglich gegen ihn gethan, nebst überreichter Gabe den ersten Vers dieses Lieds zum Trost in ihren Paß geschrieben und den Titel darauf gesetzt habe: „Aller Exulanten und Vertriebenen bester und sicherster Begleiter und Wanderstab." Diese Worte habe dann die betrübte Wittwe in ihrem Passe mit Freudenthränen versiegelt.

So sangen auch dieß Lied die um des evangelischen Glaubens willen aus ihrer Heimath vertriebenen Salzburger Emigranten auf ihrem Wanderzug durch Deutschland im J. 1732 gar oft und viel.

Dr. Gotthilf Heinrich Schubert, der christliche Ehrenmann, sagt in seinem „Alten und Neuen aus dem Reiche Gottes. 4. Band. 1. Abth. 1841" aus seiner eigenen Herzens- und Lebenserfahrung: „Ich habe dieß Lied — ein rechtes Reiselied — aus recht innig bewegtem Herzen singen lernen, da ich einmal in meinen frühern Lebensjahren einen vor meinen Augen dunkeln Weg der Angst und Sorgen gieng, den mein Gott zu einem Weg des großen Segens hat werden lassen; ich habe es singen lernen, da ich auf meinem elenden, durch so vielfache Irren gehenden Pfade ein Brod der Thränen aß. Seit dieser Zeit singe ich das Lied oft und gern, und besonders, wenn ich auf Reisen gehe und meines Wegs wandere oder fahre, da kommt mir dieß Lied oft und immer in den Sinn und Mund, daß ich es laut singen muß. Und wie könnte ich auch anders. Hab' ich ja in meinem ganzen Leben und auf meinem ganzen Laufe die Wahrheit des ersten Verses erfahren. Ja, wenn ich auch zuweilen Wege gieng, die meinen Augen dunkel waren, und die mir etwas sauer ankamen, es hat sich immer gezeigt, daß Er es war, der mich führte. Und wo ich auch war im Land, hat er mich, der getreue Vater, immer wohl versorgt."

Auch als „Weggeleit" für die Reise aus der Zeit zur Ewigkeit hat dieß Lied schon Kraft und Trost gespendet. Der junge Herzog Johann Ernst, der zweite Sohn des Herzogs

Ernst von Sachsen-Gotha, welcher als 16jähriger Jüngling schon jene Reise am 31. Dez. 1657 thun mußte, ergötzte sich an demselben kurz vor seinem seligen Ende.

(Sommer's exemplarische Sterbensschule. Kap. 16. Nro. 37.)

Manche Fürsten und Herren der alten frommen Zeit gaben mit diesem Liede dem großen Fürsten und Herrn, der die Welt regiert, die Ehre und bezeugten, indem sie es zu ihrem Leiblied erwählten, daß sie unter seinem Regimente stehen und von ihm sich befehlen lassen wollen.

So hielt der am 25. April 1603 verschiedene Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach zu Onolzbach diesen Gesang also hoch, daß er ihn alle Sonntag vor seinem Schloß und vor seinem fürstlichen Zimmer von den Schülern singen ließ, dafür er sie dann allemal mit einem Gulden Almosen bedachte.

(Avenarius evang. Liedercatech. 1714.)

Der Herzog Moriz Wilhelm von Sachsen-Zeitz, der im Dezember des J. 1715 von seinem Bruder, dem Cardinal, verleitet, zur römisch-katholischen Kirche übergetreten war, dabei aber in seinem Gewissen je länger je mehr sich beunruhigt fühlte, wurde durch A. H. Franke's seelsorgerliche Bemühungen wieder zur Umkehr gebracht, nachdem die Herzogin es veranstaltet hatte, daß Franke den Herzog von Halle aus besuchte. Nun beschloß derselbe wieder zur lutherischen Kirche zurückzutreten und diesen Rücktritt am 13. Okt. 1718 durch eine öffentliche Beichte und Communion vor allem Volk in seiner Residenz Pegau zu feiern. Auf der Reise dahin fieng er nun nicht weit von der Stadt dieses Lied zu singen an; als er aber mit diesem Gesang noch nicht zu Ende war, da der Wagen schon gegen das Schloß fuhr, ließ er seinen Wagen und die Wagen des ganzen Hofstaates halten, damit er dasselbe vollends bis zu Ende singen könne. Im selbigen Jahr noch, zu Anfang Novembers, erkrankte er aus Alteration über einen heftigen Drohbrief seines Bruders, des Cardinals, und bereitete sich gleich zum Tode, wobei er häufig und täglich bis zu seinem Ende, das am 15. Nov. erfolgte, dieses sein theuerwerthes Leiblied sang und betete.

(Gerber's Historie der Wiedergeborenen. I. 270.)

Auch der sel. Spezial Ph. D. Burk von Kirchheim, Bengel's Tochtermann (Thl. I. 337), hatte bei seinem Sohne dieses Lied für sein einstiges Sterbestündlein geraume Zeit zuvor bestellt, und ließ es sich, als es nun herbeikam, von ihm zu großer Erquickung vorlesen.

Zum 2. Vers und dessen erster Hälfte macht Schubert die liebliche Bemerkung: „Mein lieber Christ, der Menschen, auch der besten und klügsten Menschen, welche deine Freunde sind oder waren, Huld und Gunst ist ein gar wandelbares Ding; du versiehst etwas in ihren Augen oder ein Neider und Verleumder stellt sich

zwischen dich und deinen vornehmen Freund, und die Gunst des Mannes, mit welcher dein Herz vielleicht Abgötterei trieb, ist dahin. Wenn du aber dann vielleicht meinest, die Freundschaft eines ordinär christlichen Menschen, der deines Gleichen ist, sey dauerhafter und sicherer, so wirst du doch auch da oft erfahren müssen, wie der Menschen Gunst und Huld durch unsere eigene Schwäche und des Teufels List, der keine rechte Liebe leiden mag, zerstört werden. Indeß wenn du auch an deinem liebsten und besten Freunde die Wahrheit der Worte: „Wenn sich der Menschen Treue und Wohlthun all' verkehrt" erfahren mußt, so liebe nur fort, schweige und bete, dann wirst du auch die Wahrheit der Zeilen erfahren: „So wird mir bald aufs Neue die Huld des Herrn bewährt". Denn für jeden Freund, den du auf der Erde verlorst, wirst du einen bessern Freund im Himmel finden."

Zur andern Hälfte des 2. Verses erzählt Schubert folgende Geschichte:

In Holland lebte vor etwa hundert Jahren ein berühmter Arzt, dessen Gleichen noch Wenige gewesen sind; der hieß Hermann Boerhave. Dieser war so weltbekannt, daß Leute aus anderen Welttheilen, welche von seiner großen Geschicklichkeit gehört hatten, seinen Wohnort aber nicht wußten, nur an ihn schrieben: „Dem berühmten Boerhave in Europa", und der Brief fand ihn richtig auf. Dieser gelehrte Mann aber, der in der Welt Augen so groß und ansehnlich war, erschien sich selber (denn er war von ganzem Herzen ein gläubiger Christ) so klein und gering, daß man ihn, als eben ein Missethäter hinausgeführt wurde zu seiner Hinrichtung, in Thränen fand, und als man in ihn drang, zu sagen, warum er weine, sagte er: „Er habe eben bedacht, daß wenn nicht Gottes besondere Gnade und Erbarmung ihn festgehalten, mit ihrer Vaterhand ihn geführt und aus Gefahren gerettet hätte, er wohl jetzt eben so hinausgeführt werden müßte zur Hinrichtung, wie dieser arme Sünder, denn er sey von Natur eben so böse und geneigt zur Sünde, wie dieser, und nur Gottes besonderes Aufsehen habe ihn errettet von Sünden und von Schanden, von Ketten und von Banden."

Zum 3. Vers — erzählt Avenarius in seinem evangelischen Liedercatechismus vom J. 1714. S. 14: Ein hochbetagter Mann, den er einst im Catechismusexamen gefragt habe: Was er täglich pflegte zu beten? habe ihm darauf ganz freudig und getrost erwiedert: „Mein Morgen- und Abendsegen, mein „Alleraugen" und mein „Danket dem Herrn" sind die Worte aus dem bekannten Liede: „„Von Gott will ich nicht lassen""; die lauten also: „„Auf ihn will ich vertrauen in meiner schweren — — — wie's ihm gefällt. (V. 3.) Diese Worte habe ich von Jugend auf täglich und unabläßig zu Gott gebetet und ist mir jederzeit dabei wohlgegangen; ich habe

nie Mangel gehabt weder an irdischen und leiblichen, noch geistlichen und himmlischen Gütern."

Auf eine gar besondere, seltsame Weise wurde dieses Lied einmal gesungen. Zu Apolda, in der Nähe von Weimar, lebte ums Jahr 1750 ein wackerer Bürgersmann, seiner Profession nach ein Seiler. Der fiel zuweilen mitten am Tage, ja mitten in seinen Geschäften oder im Gespräch mit Andern, in eine Art von Schlaf, wobei er sprach und wie ein Mondsüchtiger oder Nachtwandler allerhand Bewegungen machte; dabei wiederholte er jedesmal Alles, was er den Tag über in Worten und Geberden verrichtet hatte. Einmal, als er in Geschäften nach Weimar geritten war, befiel ihn in einem Hause, in welchem er gerade zu thun hatte, auch sein alter Zustand des Schlafwandelns. Da machte er erst alle Bewegungen, die er am Morgen dieses Tags beim Aufstehen gemacht, sprach sein Morgengebet, nahm Abschied von den Seinigen. Dann kam Alles zum Vorschein, was er auf dem Wege über gethan hatte. Er wiederholte die verschiedenen Begrüßungen, die er unterwegs zu machen hatte, und auf einmal fieng er gar zu singen an, nämlich das schöne Lied: „Von Gott will ich nicht lassen", das er auf seiner kleinen Reise zur Stadt gesungen hatte und das er jetzt, wo die Gedanken seines Herzens offenbar wurden, bis zu Ende aussang, also daß sich die anwesenden Leute im Hause gar sehr daran erbauten.

(Moritz's Magazin für die Erfahrungsseelenkunde.)

Dazu fügt nun Schubert, der diese Geschichte auch erzählt, die eindringliche, ernste Frage: „Wenn du, armer Mensch, auch nur einen einzigen Tag das wiederholen solltest vor den Augen der Welt, was du heute im Verborgenen gethan oder gesprochen, würde das oft nicht beschämender für dich ausfallen, als bei jenem christlichen Handwerksmann? Würden da auch solche gute Gebete und so schöne Lieder zum Vorschein kommen, wie bei dem guten Seiler aus Apolda? Einst aber müssen wir doch Alle offenbar werden vor dem Richterstuhle Christi, nachdem wir gehandelt haben bei Leibes Leben, es sey gut oder böse (2 Cor. 5, 10. 1 Cor. 4, 5. Matth. 12, 36.)."

Der biblische Grund des Liedes ist dieser:

Vers 1. — 1 Mos. 32, 26. — Ebr. 13, 5. — Psalm 23, 3. Matth. 14, 31. — Psalm 27, 9. — 1 Mos. 28, 15. 20.

Vers 2. — 2 Tim. 4, 16. Psalm 38, 12. — Psalm 85, 10. — Ap.Gesch. 12, 7. — Psalm 68, 21.

Vers 3. — Psalm 118, 8. 9. — 126, 4. — Psalm 37, 5. 1 Petr. 2, 23. — Psalm 31, 6. — Röm. 14, 7. — 1 Sam. 3, 18.

Vers 4. — Röm. 8, 28. — 8, 32. — Psalm 150, 1.

Vers 5. — Psalm 34, 2. — 77, 11—15. 1 Thess. 5, 9.

Vers 6. (8.) — Jer. 30, 11. Röm. 8, 18. 2 Cor. 4, 17. 18.

Vers 7. (9.) — Ebr. 9, 12. Eph. 1, 13 f.

Zwei schöne, freilich der Ueberarbeitung bedürftige Verse des

Originals, das in Würtemberg zuerst im Anhang zum gr. Kirch.=G. vom J. 1711 sich findet, V. 6. und 7., sind ausgelassen (vgl. Nro. 152. im W. G. von 1741).

Die **Melodie** aus A Moll: e a h c d c h a g, ist nicht von Christoph Demantius, der sie in seinen „Threnodiae auserlesener Begräbnißlieder" vom J. 1611 bloß als von ihm harmonisch behandelt oder componirt aufführt. Sie erscheint vielmehr schon in den Tischgesängen Joachim v. Magdeburg's im J. 1572, um welche Zeit Demantius erst fünf Jahre alt war. Hier ist sie in vierstimmigem Tonsatz und versetzter dorischer Tonart aufgeführt und zugleich auch dem Liede P. Eber's auf den Jahresschluß: „Helft mir Gottes Güte preisen" (Nro. 29. im W. G. von 1741) vorgezeichnet, unter welchem Namen sie auch in den ältern W. Choralbüchern von 1721, 1744 und 1777 vorkommt (in den Ausgaben des W. gr. Kirch.=G. von 1686 und 1711 ist aber bei Eber's Lied auf die Weise: „Von Gott will ich nicht lassen" verwiesen). Ganz so erscheint sie dann auch im Dresdener Gesangbuch vom J. 1593 und in einem fünfstimmigen Tonsatze in der Ausgabe von Joh. Eccard's geistlichen Liedern vom J. 1634. Mit Unrecht hielt man nun den Hans v. Göttingen, einen sonst unbekannten Tonkünstler, für den Sänger dieser Melodie, weil in Georg Forster's Liederbuch eine Melodie von oberflächlicher Aehnlichkeit auf das Lied: „O Gott, wem soll ich klagen" mit der Bemerkung: „Auf de wyse von Hans von Göttingen" vorkommt. Die Frage kann nur zwischen Joachim v. Magdeburg und Joh. Eccard seyn, welche Beide zu Helmbold in freundschaftlichem Verhältniß standen, wie auch der Erstere überhaupt mehrere Lieder Helmbold's mit Melodien versehen hat. Winterfeld entscheidet sich für Joh. Eccard, den berühmten Tonmeister (Thl. I. 114); die ganze Art des Satzes weise auf ihn hin. Er hätte die Melodie alsdann im J. 1571 als 18jähriger Jüngling sammt dem fünfstimmigen Tonsatz erfunden und sie nur darum nicht selbst schon in seine eigenen erstmals im Jahr 1597 erscheinenden Sammlungen aufgenommen, weil er sie für einen jugendlichen Versuch erachtete. Vor dem J. 1571 mag das Lied in dem weltlichen Ton: „Ich gieng einmal spazieren" gesungen worden seyn, wenigstens wird noch in Val. Bapst's Gesangbuch vom J. 1586, wo das Lied ohne eigene Melodie aufgeführt wird, auf jene weltliche Weise verwiesen und in einem plattdeutschen Gesangbuch, gedruckt zu Bremen 1583, steht dieß Lied also: „Von Gott will ick nit laten" und darüber: „Im Ton: Ick gieng einmal spazieren."

In der Mark Brandenburg sang man dieses Lied auf die jonische Weise des fast gleich alten Liedes: „Aus meines Herzens Grunde", und später, im J. 1640, erfand Joh. Crüger eine weitere Melodie, die frischer und fröhlicher ist, als die mehr ernst und streng gehaltene vom J. 1571. Sie steht in Crüger's neuem vollkömmlichem Gesangbuch Augsburgischer Confession für die Mark Bran=

denburg vom J. 1640 und ist heute noch daselbst neben der Eccard'schen gebräuchlich.

Joh. Baptist Besardi, der berühmte Lautist, hat im 4. Buch seines Thesaurus harmonicus vom J. 1603, welches französische Lieder enthält, die ältere Melodie von 1571 als weltliche Melodie zu dem Chanson: „Ma belle si ton ame se sent orallumer, de ceste douce flamme qui nous force d'aymer. Allons contans allons sur la verdure, allons tandis que dure nostre jeune printemps“ mit einigen Abänderungen benutzt, was möglicherweise darauf deuten könnte, Eccard's Melodie stamme doch von einer weltlichen Weise her, eben der Weise: „Ich gieng einmal spazieren.“

367. In allen meinen Thaten.

Von dem Dichterjüngling Paul Flemming (Thl. I. 131) nicht, wie man gewöhnlich angibt, auf der Gesandtschaftsreise nach Persien im J. 1635, sondern im J. 1633 gedichtet, da er sich anschickte, als Hofjunker oder Truchseß mit einer Gesandtschaft nach Moskau zu reisen, welche der Herzog von Schleswig-Holstein im Oktober genannten Jahrs dorthin abgehen ließ. Zu dieser langen, damals noch gar gefahrvollen Reise stärkte und bereitete er sich im Herrn durch dieses Lied, in welchem er sein Reisen und alle seine Sachen dem Vater in der Höhe befiehlt. Es ist das einzige geistliche Lied, das er gedichtet hat.

Das Original hat 15 Verse, wovon die, welche sich ganz besonders auf das Reisevorhaben Flemming's beziehen, V. 6—10. und V. 13. in den meisten kirchlichen Gesangbüchern weggelassen sind. Sie lauten so:

„Ich zieh' in ferne Lande,
Zu dienen einem Stande,
Zu dem er mich bestellt.
Sein Segen wird mich laßen,
Was gut und recht ist, faßen,
Zu dienen ihm in dieser Welt.

Bin ich in wilden Wüsten,
So bin ich doch bei Christen
Und Christus ist bei mir;
Der Helfer in Gefahren
Der kann mich doch bewahren,
Wie in der Heimath, so auch hier.

Er wird zu diesen Reisen
Erwünschten Fortgang weisen,
Wohl helfen hin und her,
Gesundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
Und Alles, was ich noch begehr'.

Sein Engel, der getreue,
Macht meine Feinde scheue,
Tritt zwischen mich und sie;
Durch seinen Schutz, den frommen,
Sind wir so weit nun kommen
Und wißen dennoch fast, nicht wie?

Gefällt es seiner Güte,
Und sagt mir mein Gemüthe
Nicht was Vergebliches zu,
So werd' ich Gott noch preisen
Mit manchen schönen Weisen
Daheim in meiner stillen Ruh.

Indeß wird er den Meinen
Mit Segen auch erscheinen,
Ihr Schutz, wie meiner seyn,
Wird beiderseits gewähren,
Was unser Wunsch und Zähren
Ihn bitten können überein.“

Durch Weglassung dieser Verse ist nun das Lied aus einem ursprünglichen Reiselied für leibliche Wanderungen über Berg und

Thal, für leibliche Fahrten über Ströme und Meere zu einem allgemeinen Pilgerlied der Christen für die Reise eingerichtet, welche wir Alle im Glauben durch Freud und Leid zur Ewigkeit zu machen haben. Schamelius überschrieb es deßhalb: „Täglich Leibstücke“ — nach 2 Sam. 15, 26.

Dr. Gotthilf Heinrich Schubert sagt von sich selber: „Als solcher Christenpilgergesang ist namentlich auch mir dieses Lied gar werth und theuer; denn als man mich mit meiner lieben Hausfrau traute, da ward es in der Kirche gesungen, und wir haben seitdem nicht bloß manchen schweren wie leichten, süßen wie sauren Gang in unserem Christenpilgerlauf mit einander gemacht, sondern sind auch leiblich schon manche Strecke über Berg und Thal, Wasser und Land mit einander gereist.“

(Altes und Neues. 4. Bd. 1. Abth. S. 130.)

Auch der berühmte Lichtenberg hatte sich dieß Lied zu seinem Lieblingslied erwählt.

Einst sang dasselbe die Frau des Raths-Zimmermanns zu Schkeuditz, einem Städtlein zwischen Halle und Leipzig, am 31. Mai 1726, als sie mit ihrer Magd in den Wald gieng, um zu grasen. Damit hat sie sich unwissend, und doch gar wohl bereitet und gut gerüstet auf das schwere „Verhängniß“, das sie bei diesem Gang erfahren sollte. Denn noch war sie nicht lange im Walde umhergegangen, so fand sie ihren lieben, treuen Mann ermordet am Boden liegen. Ein Lohgerbergeselle hatte ihn erschlagen. Das Lied aber, das sie gesungen, gab ihr Kraft „unverdrossen an ihr Verhängniß zu gehen und es mit Gott zu überstehen“ (V. 7.).

(G. Wimmer's Liedererklärung. Thl. II.)

Besonders lieblich tritt der Schlußvers in folgenden zwei Geschichten hervor:

In Schmalkalden, als Avenarius zu Anfang des vorigen Jahrhunderts dort Diakonus war, lebte eine arme Wittwe. Als ihr Mann gestorben war, hatte sie nicht einen Groschen im Haus oder irgend ein Vermögen und schuldete überdieß noch einem gewissen Kaufmann 32 Thaler. Der ließ, nachdem ihr Mann kaum beerdiget war, gar scharf ans Zahlen mahnen, worüber sie in große Angst und Bangigkeit des Herzens gerieth. Eines Abends begibt sie sich mit ihren Kindern nach gethanem andächtigen Gebet zur Ruhe, es lassen sie aber Sorge, Angst und Bekümmerniß nicht schlafen; sie wirft sich im Bett hin und her, betet, seufzet, winselt und will gern ein Mittel erfinden, wodurch sie ihren Schuldherrn befriedigen könne; aber Alles umsonst. Da schlummert sie nach langem Sorgen und Grämen endlich ein wenig ein. Darauf däuchte sie es im Schlaf, als ob ein Jüngling in einem weißen, glänzenden Kleide vor ihrem Bette stehe und mit gar reiner, lieblicher Stimme den Liedervers singe: „So sey nun, Seele, seine 2c.“ Hierauf wird sie ganz freudig und getrost. Als sie nun

des Morgens aufgestanden war und ihren Kindern erzählte, was sie in dieser Nacht erfahren, klopft Jemand an die Stubenthüre und herein tritt ein guter Freund, der ihr erzählt, ihr Schuldherr sey diese Nacht gestorben und habe vor seinem Ende noch befohlen, ihr nichts mehr anzufordern, es solle ihr die Schuld erlassen und geschenket seyn. Da sie das hörete, fängt sie an, vor Freuden zu weinen und zu singen: „So sey nun, Seele, seine und traue dem alleine ꝛc.“

(Avenarius evang. Liedercatech. 1714.)

In dem Dorfe Sahms lebte ein armer Schmied, Namens Flügge, ein ehrwürdiger Greis von 70 Jahren. Der mußte oft gebückt und gebeugt, vor Kälte zitternd, umherziehen, sein Brod sich zu erbetteln. Dabei sang er aber allezeit ganz freudig: „Es gehe wie es gehe, der Vater in der Höhe, der weiß zu allen Sachen Rath.“ Kaum hatte er seine von Kälte oft ganz starren Glieder wieder ein wenig erwärmt oder etwas Warmes genossen, oder einige Pfennige empfangen, so konnte man ihn häufig sprechen hören: „Was fehlt mir nun? Gott will mich doch nicht verlassen; ich bin jetzt so vergnügt, wie ein König.“ Man konnte es nicht ohne die tiefste Rührung ansehen, wie sein Geist im Herren ruhte und so vergnügt war in allem Mißgeschick, weil er auf Gott vertraute. Da hat es sich recht gezeiget, wie wahr in Psalm 118, 8. zu lesen steht: „Es ist gut auf den Herrn vertrauen.“

(Wagnitz, Moral in Beispielen.)

Das Lied erschien zum erstenmal gedruckt im J. 1642 in der Sammlung von Flemming's Gedichten, die der Vater seiner Braut nach seinem frühen Tod (1640) besorgte. Dr. Georg H. Götze gab 1717 zu Leipzig eine Erklärung desselben in 9 Hochzeitreden heraus.

Die **Melodie** aus **F Dur, a a b c b a g f**, ist aus dem W. Ch. von 1744, wo sich noch eine andere Melodie (Nro. 46.) aus **C Dur** findet: **c a a h h c c.** E. Häußer führt noch eine dritte aus dem siebenzehnten Jahrhundert stammende Melodie: **h g c a g fis fis**, auf. Wenn bei der letzten Zeile jeden Verses noch ein zweisylbiges Wort eingeschaltet wird, so kann das Lied nach der Weise: „Nun ruhen alle Wälder“ gesungen werden; für diese Fassung bot das Choralbuch von 1828 auch eine eigene neue Weise von Silcher aus **B Dur.**

368. Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Aus Georg **Neumark's**, Bibliothekars in Weimar, „fortgesetztem musikalisch-poetischem Lustwald. 1. Thl. 1657“, wo es zuerst gedruckt zu lesen stand mit der Ueberschrift: „Trostlied, daß Gott einen Jeglichen zu seiner Zeit versorgen und erhalten will. Nach dem Spruch: „„Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der wird dich wohl versorgen. Psalm 55, 23.““

Es ist ein Lied ächt deutscher Frömmigkeit in rein deutschen Ausdrücken, ein herzlicher Ausdruck einer gefaßten, in Gott beruhigten und demüthig ergebenen Stimmung. Schön ist auch die biblische Grundlage des Liedes:

Vers 1. vgl. Psalm 103, 11. — 62, 9. Psalm 4, 4. — Jes. 41, 10. — Psalm 2, 12. — Matth. 7, 24.

V. 2. vgl. Matth. 6, 27. — Sir. 30, 25. 26.

V. 3. vgl. Psalm 37, 7. — 1 Petr. 4, 19. — Eph. 1, 4. — Matth. 6, 32.

V. 4. vgl Sir. 42, 19. Joh. 2, 4. — 1 Cor. 4, 2. — Hiob 13, 16. Sir. 1, 34. — Psalm 37, 37.

V. 5. vgl. 1 Petr. 4, 12. Jes. 49, 14. Jer. 12, 1. 2. Sir. 18, 26. Hiob 38, 11.

V. 6. vgl. Luc. 1, 37. — Sir. 11, 22. 1 Sam. 2, 7. 8. — Psalm 77, 15. — Psalm 75, 8. Luc. 1, 51. 52.

V. 7. vgl. Jak. 5, 13. — 1 Mos. 17, 1. — Röm. 12, 11. Sir. 11, 21. 23. Sir. 1, 20. 23. — Klagl. 3, 23. — Jer. 17, 7. Sir. 2, 6. 10—12.

Die denkwürdigen Umstände, unter welchen Neumark dieses schöne Lied des Gottvertrauens dichtete, gibt — freilich 94 Jahre später nach bloßem Hörensagen, während Neumark selbst in seinen geistlichen Arien, wo er in der Vorrede der Schicksale dieses Liedes gedenkt, nichts davon erwähnt — zuerst Amarantes (Herdegen) in der „historischen Nachricht von des löbl. Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang. Nürnberg 1744." S. 384 wörtlich also an: „Hier (in Hamburg) im J. 1653 lebte Neumark als dienstlos in großer Armuth, so gar, daß er seine Viola di Gamba (Kniegeige), welche er vortrefflich spielen konnte, versetzen mußte. Endlich wurde er recommandirt an den schwedischen Residenten, Herrn v. Rosenkranz; der gab ihm zur Probe etwas an die Reichsräthe in Schweden aufzusetzen, und da es wohl gerieth, nahm er ihn an zum Secretario mit hundert Thalern schwer Geld zur Gage. Als Neumark seine Viola di Gamba wieder eingelöset, machte er das Lied, und da ers componirt, spielte ers das erstemal darauf mit Vergießung vieler Thränen". (Thl. I. 166.)

Wirklich finden sich auch noch unter Neumark's Gedichten einige Begrüßungsverse an einen schwedischen Reichsrath Rosenhan (Rosenkranz), die zu Hamburg gedichtet scheinen.

Der Wahlspruch Neumarks hieß: »Ut fert divina voluntas« — „Wie Gott will, halt ich still!" oder wie Olearius ihn anführt: „Wie Gott es fügt, bin ich vergnügt."

In Dr. F. A. W. Diesterweg's Schullesebuch. 1. Thl. 7. Aufl. 1844 findet sich folgendes Gedicht über diese Erzählung von der Abfassung des Liedes:

1. „Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu,
Und trau' des Höchsten reichstem Segen!" —
Rief Neumark jeden Tag aufs Neu',
Sang Lieder zu des Höchsten Preis,
Trieb Wißenschaft mit regem Fleiß.

2. Die, deren Wandel ist im Himmel,
Trifft aber oft viel Mißgeschick,
Indeßen die im Weltgetummel
Genießen manches Erdenglück.*
Auch Neumark fiel in Ungemach,
Daß fast die Nothdurft ihm gebrach.

3. Schon ward ihm das Geräth entrißen,
Als Unterpfand für Wuchergeld: —
„Wohl mehr noch muß ein Aermrer mißen" —
Sprach Neumark, floh' zu Wald und Feld.
Erst mit des Dichters liebstem Gut,
Dem Bücherschatz, entwich sein Muth.

4. Doch wankt auch jetzt nicht sein Vertrauen,
Obwohl die letzte Hülfe schwand,
Er ließ nicht ab, auf Gott zu bauen
Bei harter Kost und leerer Wand,
Und sang mit jedem Morgenlicht
Ein Lied voll froher Zuversicht.

5. Spät, wenn beim Schein der düstern Lampe
Die Schwermuth seinen Geist umschlich,
Ergriff er die geliebte Gambe,
Die er mit fert'gem Finger strich.
Beim Finden süßer Melodie'n
Kam Trost des Himmels über ihn.

6. Nichts war ihm endlich mehr geblieben,
Als diese holde Trösterin.
Von Nahrungssorgen hart getrieben,
Trug er sie auch zum Wuchrer hin,
Nahm Abschied von dem theuren Pfand,
Gab zitternd es aus seiner Hand.

7. Erst als ihm nun beim Dunkelwerden
Der einz'gen Freundin Trost gebrach,
Vermißt er jedes Glück auf Erden
Und seufzte still ein banges Ach!
Dann rief er, seinem Gott getreu:
„Du weißt's, ob Hülfe heilsam sey!"

8. Gott wußt es auch! — am nächsten Morgen
Berief ein Graf den Unglückssohn
Und sprach: „Man sagt, ihr lebt in Sorgen.
Wie? wär' dieß wohl verdienter Lohn?
Bewährt mir Eure Kunst durch That
Mit einer Schrift an Schwedens Staat".

9. Den Blick empor zu Gott dem Retter
Fleht Neumark seinen Beistand an,
Durchliest die überreichten Blätter,
Betritt voll Muths die neue Bahn.
Kaum weicht die dunkle Mitternacht,
So ist mit Gott das Werk vollbracht.

10. Und sieh! mit Gott ist's wohl gelungen!
Der Graf erhebt es hoch vergnügt.
Wie kräftig, wie mit Feuerzungen
Der Jüngling Wort an Wort gefügt.
„Nimm!" — ruft er — „dieß aus Dankbarkeit
Und bleibe meinem Dienst geweiht."

11. Ja! würdig war die Ehrenspende
Deß, der sie gab, deß, der sie nahm,
Er drückt gerührt des Edlen Hände
Mit stummem Dank, mit schöner Scham;
Ihn treibt das volle Herz nach Haus —
Doch löst er erst die Gambe aus.

12. Nun grüßt er die verarmten Mauern,
Die er so oft, voll Grams, geflohn,
Mit Jubel; greift mit süßem Schauern
Den lieben, lang entbehrten Ton,
Drückt fest die Gambe an die Brust
Und stimmet sie mit inn'ger Lust.

13. Nicht länger kann die Gluth sich halten,
Er dichtet, spielt mit frommer Hand:
„Wer nur den lieben Gott läßt walten" —
Noch immer singt es Stadt und Land,
Und manches Herz, des Kummers Raub,
Schlägt leichter — segnet Neumark's Staub.

Lied und Melodie wurden bald aller Orten beliebt, sie hatten

* Variante. Original: „Doch derer, die im Himmel wohnen, vergißt gar oft das Erdenglück, es muß den gier'gen Mäckler lohnen, wie träf bescheid'ne Kunst sein Blick?! —

sich schon weit verbreitet, ehe sie Neumark nur unter seinem Namen bekannt gemacht hatte. In der Vorrede zu seinen „geistlichen Arien, Weimar 1675" beklagt sich Neumark: „Er habe sehen und hören müssen, wie einige Großdeuchter ihm dieses Lied absprechen und vor ihre eigene Arbeit auszugeben sich unterstanden, also, daß einstens eine herumvagirende Dirne vor seine Thüre gekommen und ermeld'tes Lied ganz zerstümpelt und mit zwei andern eingeflickten Strophen abgesungen, und, nachdem er sie gefraget, wo sie dieses Lied herbekommen, geantwortet, es hätte es ein vornehmer Pfarr in Mechelnburg gemacht." Hierauf erst nahm Neumark sein Lied öffentlich für sich in Anspruch und bewies, daß er der wahrhaftige Dichter sey.

Wie volksmäßig Lied und Weise sind, und wie sie deßhalb beim Volk alsobald den freudigsten Anklang fanden, beweist auch die Art der Verbreitung derselben in der alten Stadt Brandenburg. Ums J. 1672, so erzählt M. G. Schimmer in der Vorrede zu seinen Predigten vom J. 1687, war daselbst ein Bäckergesell in Arbeit getreten. Der sang diesen Gesang bei seinen Verrichtungen alle Tage andächtig und oftmals. Dieß behagte den Leuten zu Brandenburg, die diesen Gesang noch nicht kannten, dermaßen, daß ihrer viel beim Meister dieses Bäckergesellen backen ließen, nur um dieses schönen Gesangs willen. Dadurch kam der Meister in ein recht gutes Aufnehmen, da er sonst zuvor ziemlich in Armuth gesessen. Und wurde von der Zeit dieser Gesang in der Stadt Brandenburg bekannt und bald ganz allgemein eingeführt.

Es ist sogar die Sage verbreitet, einer frommen lutherischen Magd im Würzburgischen, Catharine Jähnin habe es ums J. 1670 von diesem Lied geträumet, ehe sie etwas davon gewußt; sie habe solches nämlich im Traum die h. Engel aufs Allerlieblichste singen hören, wodurch ihr die folgenden Trübseligkeiten ihres Lebens sammt dem dabei geschöpften Trost in ihrem Alter vorbedeutet worden.

So erzählt Olearius im Liederschatz. III. 51.

Die Gemahlin des Churfürsten Johann Georg II. von Sachsen, Magdalena Sybilla, hielt dieses Lied so hoch, daß sie es zu ihrem Kalender drucken ließ und es alle Abend und Morgen andächtig sang, oder wenn sie das wegen Krankheit nicht vermochte, durch Andere thun ließ.

(Seiffart's Mel. melic. Princ. S. 472.)

Der bekannte Mystiker Dr. Petersen, der wegen chiliastischer Ansichten seiner Superintendentenstelle zu Lüneburg im J. 1692 entsetzt wurde, erzählt von sich selbst, daß er, als er einst Willens gewesen, sich wegen vieler Anfechtung aus Lübeck zu flüchten, durch dieses Lied, welches eben dazumal eine Weibsperson vor seiner Thüre gesungen, im Vertrauen zu Gott gestärkt und daselbst auszuharren bewogen worden sey.

(Wezel's Hymnop. II. 284.)

Den 4. Vers betete einst ein frommes Bauernmädchen, die auf dem Sterbebette lag und am Sonntag Rogate, 14. Mai 1730, wohl bereitet verschied, im Hinblick auf ihre Todesstunde, die sie in kindlichem Glauben für die „rechte Freudenstunde" halten konnte. Als sie den Vers noch einmal wiederholen wollte und anhob: „Gott kennt die rechten Freudenstunden," beschloß sie mit diesen Worten ihr Leben. Es war Engel Ultstiems im Kirchspiel Casnevitz bei Altenkamp (vgl. Nro. 331.).

(Sammlung zum Bau des Reichs Gottes. 24. Stück. S. 35.)

Als der edle Graf Zinzendorf sich für die in großem Gedränge befindliche Brüdergemeinde großmüthig verbürgt und ihren Gläubigern die Abtragung der Zinsen der Gesammtschuld versprochen hatte (Thl. I. 374), drohte ihm im J. 1753 zu London einer der Gläubiger mit dem Schuldgefängniß, weil ein von dem Schuldner erwarteter Wechsel nicht zur bestimmten Zeit eingetroffen war. Der Graf hielt sich dazu bereit, aber gerade, als er ins Gefängniß abgeführt werden sollte, brachte das Paketboot, das bei ungewöhnlich günstigem Wind viel früher, als sonst ankam, die erwünschte Summe. Da übergab er sie seinem Gläubiger, und an demselbigen Tag hieß die Losung: „Gott kommt, bevor wir's uns verseh'n und lässet uns viel Gut's gescheh'n."

Mit dem 6. Vers übte einst das Volk ein Gottesgericht. Ums J. 1680 oder 1670 lebte in einer namhaften deutschen Stadt ein sehr reicher Mann; weil er aber sein Gut durch Betrügereien an sich gebracht, verschwand es auch wieder, und er wurde vor seinem Ende so arm, daß er fast das Brod vor den Thüren suchen mußte. Als er nun gestorben war und seine Verwandtschaft ihm ein schwarzes Kreuz auf sein Grab hatte stecken lassen, wurden des Nachts nach seinem Begräbniß mit weißer Farbe die Worte des 6. Verses: „Es sind ja Gott geringe Sachen &c." daran geschrieben. Die Verwandten wollte dieß nun freilich sehr verdrießen, also daß sie bei der Obrigkeit klagten. Diese aber befahl, die Worte sollen stehen bleiben, wo sie stehen, damit Andere ein Exempel daran nähmen.

(Avenarius, Liedercatech. 1714. S. 47.)

In den alten W. G. von 1711—41 steht noch ein 8. Vers am Schluß des Liedes. Derselbe ist aber mit Recht weggeblieben, da er nicht von Neumark gedichtet, sondern von dem Generalsuperintendenten Val. Sittig in Merseburg († 1681) — vielleicht demselben, von welchem jene Dirne zu Neumark sagte — hinzugethan worden war.

Einen 9. Vers:

„O Vater unser in der Höhe!
Geheiligt werd' dein Nam' allzeit,
Dein Reich zukomm', dein Will' geschehe,
Das täglich Brod bescheer' uns heut',
Vergib die Sünd', Versuchung wehr',
Und alles Uebel von uns kehr'."

fügte J. Seb. Christ, Consistorial- und Regierungsrath zu Coburg, auf besonderes Begehren Herzog Bernhard's, des Frommen,

für die Privatandacht bei. Gedachter Herzog befahl auch, dieses Lied kurz vor seinem seligen Ende zu singen, welches er selbst auch mitgesungen und darauf selig verschieden 27. April 1706.

(Olearius Liederschatz. III. 51.)

Die **Melodie** Neumark's aus A Moll, c a h c h a h a gis e, ursprünglich von ihm in dreitheiligen Takt gesetzt, steht zuerst nebst dem Lied in seinem fortgepflanzten musikalisch poetischen Lustwald vom J. 1657 und ist die einzige seiner Weisen, die in kirchlichen Gebrauch kam. Er hat dort dieser Melodie ein dreistimmiges Vorspiel für Geigen vorangesetzt, welches seine bewegenden Grundgedanken der nachfolgenden Melodie entlehnt. Die Melodie fand nebst dem Liede bald so großen Beifall, daß sie in der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts schon fast in keinem Gesangbuch fehlte; in Würtemberg stand sie bis zum J. 1711 bloß im Hausgesangbuch vom J. 1664. Für die Volksmäßigkeit derselben spricht aber auch dieß, daß, ehe noch hundert Jahre seit dem Entstehen dieser Melodie verflossen waren, bereits vierhundert Lieder nach ihr gesungen wurden; ebenso wurde auch die Strophe ihres Liedes, die zum erstenmal im evangelischen Kirchengesang erscheint, allgemach in so hohem Maaße beliebt, daß, mit einziger Ausnahme der siebenzeiligen Strophe des Liedes: „Es ist das Heil uns", in keiner andern Strophe so viel Lieder gedichtet worden sind, als in dieser. Dem unerachtet meint Winterfeld, sey nicht zu leugnen, daß jene glaubige Zuversicht, welche der Grundton des Liedes ist, in dieser Melodie nicht ihren vollen Ausdruck gefunden habe, denn es sey etwas Trübes und Gedrücktes in ihr, woran vielleicht auch die Molltonart Schuld tragen möge, noch mehr aber der Umstand, daß die Melodie nach mäßiger Erhebung immer bald wieder zurücksinke, statt gleich im Anfang emporzustreben und einen Strahl der Heiterkeit zu gewinnen. Die Spuren des lang und tief gebeugten Zustandes Neumark's, der nicht alsbald so frisch sich wieder aufschwingen konnte, haften ihr also an. Es ist jedenfalls ein Danklied unter Thränen. Deßhalb entstanden wohl auch bald mehrere Nebenmelodien, deren Urheber übrigens nicht bekannt geworden sind. Die ersten zwei fassen hauptsächlich den Grundton des 3. Verses auf; die eine steht in der 24. Ausgabe der Crüger'schen praxis piet. mel. vom J. 1690 und ist vielleicht von Hintze d d c 2c., die andere im Dresdener Gesang- und Melodienbuch vom J. 1694, c c c c 2c. Auch diese mochten noch zu düster erscheinen, daher entstanden bald darnach zwei weitere Melodien, die hauptsächlich den Grundton des 4. Verses auffassen; die eine steht in Bronner's Hamburgischem Choralbuch vom J. 1715 aus C Dur g c g a a g f e c, und hat mit der Melodie: „Dir, dir, Jehovah, will ich singen" große Aehnlichkeit, wird sogar von C Häußer, der ihre Entstehung ins J. 1690 setzt, als Originalmelodie für das letztgenannte Lied be-

zeichnet (vgl. zu Nro. 208.). Die andere steht in Witt's Gotha'schem Choralbuch von 1715, h d c b c ꝛc. Die Neumark'sche Weise hat sich aber in Brandenburg und Sachsen vor jenen zwei zuerst genannten, und in Thüringen und Hamburg neben jenen zwei zuletzt genannten erhalten.

Im W. Gb. von 1798 ist auch noch eine wahrscheinlich neuere sächsische Melodie aus **G Dur** (Nro. 66.) aufgeführt, für deren erste fünf Takte von Knecht eine Variante vorgeschlagen ist, weil ihr Anfang mit der Weise: „Ruhet wohl, ihr Todtenbeine" Aehnlichkeit hat, und mit dieser Variante ist sie dann ins Gb. von 1828 (Nro. 85.) aufgenommen, und führte seitdem den Namen des Taufliedes: „Dir, Herr, sey dieses Kind befohlen." Das Original lautet: h c d d g g a h c d h g a. Die Variante: h c d h c d c d c h a. Außerdem erfand Knecht im J. 1796 eine neue Melodie aus **B Dur**, **f b a c b es c a b**, die ins Gb. von 1798 und 1828 aufgenommen, meist den Namen: „Dein Heil, o Christ", oder: „Aus Gnaden soll ich ꝛc. trägt. Der Cantor Chr. Gotth. Tag zu Hohenstein († 1811) erfand eine neue Melodie aus **C Dur**, die sich auch ziemlich verbreitet hat, denn den jetzigen Gemeinden fällt es bei der immer mehr abnehmenden Sangfertigkeit schwer, die Neumark'sche Mollmelodie rein und fertig zu singen.

369. So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen.

Aus des mystischen Theologen Gottfried **Arnold** (Thl. I. 214) „kleinem Gesangbuch", wo es den Titel hat: „Des Herrn Wunderführung". Es stehet auch in Crusii Arnoldischer Gedächtnißrede vom Jahr 1714 S. 188. Mit Fug und Recht wird es von A. Knapp das „tiefsinnigste, erfahrungsreichste, gedankenreichste Kirchenlied voll majestätischer Weisheit" genannt.

Das biblische Fundament der tiefen, reichen Gedanken in diesem fast ganz nach dem Original gegebenen Lied ist folgendes

Vers 1. vgl. Psalm 4, 4. — 5 Mos. 32, 4. 2 Tim. 2, 13. 4 Mos. 23, 19. — Offenb. 15, 3. Röm. 11, 33. Jesaj. 28, 29.

V. 2. vgl. Psalm 111, 7. — „Den Knoten mit dem Schwert zerhauen" — Anspielung auf den Gordischen Knoten, den Alexander **M.**, statt ihn aufzulösen, mit dem Schwert zerhauen hat (5 Mos. 32, 41.). — Psalm 116, 16. — Dan. 4, 32. Weish. 12, 12. — Psalm 62, 12. —

V. 3. vgl. 1 Cor. 3, 19. — Hiob 38, 31. — Jesaj. 55, 8. — Psalm 71, 20.

V. 4. vgl. 1 Cor. 1, 27—29. — Matth. 9, 9—13. — Röm. 11, 33. 34.

V. 5. vgl. Röm. 2, 11. 1 Sam. 16, 7. 1 Cor. 1, 28. —

Matth. 6, 7. — Röm. 3, 27. Eph. 2, 9. — Eph. 3, 20. Röm. 8, 14. — Jerem. 5, 3. 1 Cor. 2, 14.

V. 6. vgl. 5 Mos. 32, 39. — Jer. 31, 28. Psalm 121, 4 f. — Sprüche 8, 30 f. —

V. 7. vgl. Psalm 118, 18. 19. 1 Cor. 11, 32. Ebr. 12, 6. 7. — Luc. 22, 61. 62. — Röm. 8, 16. Eph. 1, 13. 14. — Röm. 8, 13.

V. 8. vgl. Ebr. 12,1. Röm. 8, 26. 2 Cor. 12, 9. — „Vaterrecht" — Sprüchw. 3, 12. Offenb. 3, 19. „Muttertreu" — Jes. 49, 15. 66, 13. — Psalm 77, 20. 21. 95, 7.

V. 9. vgl. Jes. 45, 15. — 1 Cor. 1, 25.

V. 10. vgl. Jer. 16, 17. Ebr. 4, 13. — 1 Cor. 2, 12—16.

V. 11. vgl. 2 Cor. 10, 4. 5. — 3 Mos. 10, 1. 2. — Psalm 4, 7. 119, 105. 1 Joh. 1, 5—7.

V. 12. vgl. Psalm 40, 9. — Jes. 40, 11. — Röm. 8, 15 f. — Röm. 8, 32. — 2 Cor. 3, 18.

V. 13. vgl. 1 Mos. 9, 2. 3. — Offenb. 19, 10. — Ebr. 12, 22 f. — Röm. 8, 31 f.

Im 9. Vers bei den Worten: „Wer meint, er habe deinen Rath gefaßt, der wird am End' ein Andres oft gewahr," hat Arnold seinen Meinungswechsel im Auge, daß er nämlich, obgleich er früher ein eheloses Leben als das beste nach dem Rath Gottes gepriesen und die göttliche Sophia für seine einzige Braut erklärt hatte, dennoch im J. 1700 sich verheirathete und darüber von manchen Seiten Anfechtung zu erfahren hatte, als sey dieß ein Abfall vom wahren Christenthum (vgl. Thl. I. 216). Bei seiner Erläuterung dieses Schrittes, die er an das Ministerium zu Quedlinburg einsandte, sagte er unter Anderem Folgendes: „Nur wer einigen Anfang von den verborgenen und seltsamen Führungen Gottes an seiner eigenen oder an andern Seelen erfahren hat und dem lautern, allerheiligsten Zug des Vaters zu seinem Sohne offen und untergeben bleibt, mag wissen, wie viele und ganz verschiedene Zustände und Beschaffenheiten einer Seele sich nach und nach wechselsweise ereignen und wie mancherlei seltsame Aufgaben und Proben oft nach einander von Gott vorgelegt werden."

Die **Melodie** f b c d b es d c d c b ist wahrscheinlich von dem Stuttgarter Kapellmeister und Stiftsorganisten Störl (Thl. I. 448), und erscheint zuerst in seinem W. Gb. von 1744. Freylinghausen verweist in seinem ersten Theil bei diesem Lied auf die Melodie: „Jehovah ist mein Licht und Gnadensonne."

371. Du bist ein Mensch, das weißt du wohl.

In der ersten Ausgabe „der geistlichen Andachten P. Gerhard's" von Joh. G. Ebeling. Berlin. 1666—67 steht dieses Lied mit der Ueberschrift:

„Sorg, und sorg auch nicht zu viel,
Es geschicht doch, was Gott haben will."

Es erschien zuerst gedruckt in Dr. H. Müller's „geistlicher Seelenmusik" vom J. 1659. Ein kräftiges Lied wider eitle Sorgen, das auch schon in allen möglichen sorgenvollen Umständen als ein probates Heilmittel sich erwiesen hat. G. Wimmer gibt ihm die Ueberschrift: „Sorge nicht, Gott sorgt."

Ein großer Theologus lag zu Anfang des vorigen Jahrhunderts desperat krank darnieder, und seine Krankheit war durch die Sorgen und Angst seines Herzens vornämlich so schwer geworden. Da ließ er sich dieses Lied, welches köstliche Heilkräfte gegen die eitlen Sorgen in sich faßt, vorsingen, und dieser Gesang stärkte ihn so mächtig, daß er Sonntags darauf ganz gesund wieder predigen konnte. (M. Cramer „Gewissensprüfung". 1720.)

Auch einen Atheisten, den Dr. med. Christian Ernst Kleinfeld in Preußen, hat es von seinem Unglauben und gottesleugnerischen Sinn geheilt. Derselbe erzählt den Hergang selbst in seiner „öffentlichen Entdeckung. Leyden. 1726". §. 14. folgendermaßen: „Es saß (1719) neben mir auf dem Schloß zu Königsberg, Blutschulden wegen, ein Cavalier gefangen. Da besuchte uns ein Candidat der Theologie, Namens Bauer, aus Stolpe gebürtig. Während der bei uns war, wurde gerade in der nah gelegenen Schloßkirche nach der sonntäglichen Vesperpredigt gesungen. Da entstand auf dem Schloßplatz ein unvermutheter Wirbelwind, der plötzlich einige Fenster aufriß, so daß wir darüber sehr bestürzt und ganz stille wurden. Kaum aber war dieß geschehen, so fiel der Schall des Kirchengesangs recht stark in unsere Stube herein, daß wir aus dem Lied: „„Du siehest, Mensch, wie fort und fort"" die höchst merkwürdigen Worte: „„Ach Gott, kommt mir das Urtheil vor, so steigen mir die Haar empor, mein Herz fühlt Angst und Schrecken,"" deutlich vernahmen. Bei diesen Worten rollten dem Cavalier die Thränen korallenweise aus den Augen die Wangen herab, und er rang die Hände, sich den Tod wünschend. Da redete ihn tief bewegt der Candidat Bauer an, und erklärte ihm in einer geistreichen Rede das Lied: „„Du bist ein Mensch rc."" Ich hörte mit Aufmerksamkeit zu und erfuhr in der That und Wahrheit an meiner eigenen Person, was Ap.Gesch. 16, 14. von der Lydia gesagt wird. Ich bekam bald eine Begierde zum Wort Gottes, ließ mir meine Bibel herauf holen und las fleißig darin, wobei die Kraft des Geistes Gottes sich dergestalt äußerte, daß mir keine schwere Schriftstellen vorkamen, worin ich nicht so viel Deutlichkeit und Klarheit angetroffen hätte, als zur Erbauung meines allerheiligsten Glaubens vonnöthen war."

In der großen Theurung des Jahrs 1719 hat Archidiakonus Carl Wilhelm Weisse zu Guben dieses Lied in acht Predigten ausführlich erklärt und sie unter dem Titel drucken lassen: „Nöthige Christensorgen zu Verhütung der unnützen Nahrungssorgen."

Die ersten Worte des letzten Verses erhielten im Munde des sterbenden Joh. Jak. Moser's, des edlen Patrioten und wahren Christen (Thl. I. 334), ihre besondere Bedeutung. An seinem Todestag, 30. Sept. 1785, sprach der vierundachtzigjährige Greis, der seinen Lebensabend zu Stuttgart verlebte und sich kindlich auf seinen Tod, als einen Heimgang zum Vater, freute, beim Aufstehen aus dem Bett, um ein wenig Stärkung zu genießen: „Wir sind Kinder gewesen und werden wieder zu Kindern. Thu als ein Kind und lege dich in deines Vaters Arme."

Vom Original fehlen V. 4—10. 16. u. 17. (vgl. Nro. 189. im W. G. von 1741).

Die vorgezeichnete Melodie: „Ermuntre dich, mein schwacher Geist", a f g a f c c h c, auf das Weihnachtslied Rist's:

„Ermunt're dich, mein schwacher Geist,
Und trage groß Verlangen,
Ein kleines Kind, das Vater heißt,
Mit Freuden zu empfangen.
Dieß ist die Nacht, darin es kam,
Und menschlich Wesen an sich nahm,
Die Welt zu benedeyen
Und sie zur Braut zu freyen"
(s. Nro. 22. im W. G. von 1741)

ist eine allgemein verbreitete Weise Joh. Schop's, des Hamburger Tonmeisters (Thl. I. 422), und eine der Melodien, welche er zu dem ersten Zehn der himmlischen Lieder Rist's mit der Aufschrift: „Fest- und Passionsgesänge" im J. 1641 erfunden hat. Wenig Jahre darnach kommt sie schon im kirchlichen Gebrauch vor und findet sich bereits in Joh. Crüger's „geistlichen Kirchenmelodien. Leipz. 1649." In dem W. gr. Kirch.-G., selbst in der Ausg. von 1711, findet sie sich nicht, dagegen in den von Störl und Stötzel besorgten Choralbüchern. Hier ist aber in dem von 1721 bei dem Lied: „Du bist ein Mensch" auf die Weise: „Durch Adams Fall" verwiesen.

372. Was von außen und von innen.

Erscheint zum erstenmal gedruckt als Anhang zu einer Leichenpredigt, welche A. H. Francke (Thl. I. 230) der Frau des J. Heinr. Michaelis, Professors der Theologie zu Halle, Eleonore, geb. Kubitz, in der St. Georgenkirche zu Glaucha am 1. Nov. 1711 über Psalm 62, 2. hielt, und wobei sein Thema war: „Das stille Harren der Glaubigen auf die Hülfe ihres Gottes." Das dieser Predigt und den Personalien angehängte Lied hat die Ueberschrift: „Psalm LXII. Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft. Melodie: „O Durchbrecher aller Bande."

Die Verstorbene, eine Tochter des Stadtrichters und Apothekers Kubitz in Soran, war geb. im J. 1670 und seit 1706 mit Michaelis verheirathet, nachdem sie zuvor mit Diakonus Böse zu Soran von 1691—1700 in der Ehe gelebt hatte. In demselben Jahr, in

welchem sie ihren ersten Mann verloren (8. Febr. 1700), brannte am 25. Aug. bei einer großen Feuersbrunst, die zu Sorau ausbrach, und die Stadt fast ganz in Asche legte, nicht nur ihres Vaters, sondern auch ihr eigenes, von ihrem Manne kurz zuvor erst neu erbautes Haus ab, und der größte Theil ihres Vermögens gieng zu Grund; nicht lange darnach mußte sie ihren Vater zu Grab begleiten. Die Kinder, welche sie in zweiter Ehe gebar, raubte ihr der Tod wieder. In dem Allem aber war sie stille und hoffete auf Gott. Sie befließ sich einer stillen, redlichen und ungefärbten Gottesfurcht und ließ sich allezeit willig und bereit finden, sonderlich dem nothleidenden Nächsten mit unverdrossenem Fleiß aus allen Kräften zu dienen. Ihr Hauptanliegen trug sie Gott alle Tage in dem Gebetsvers vor: „Mein Vater, zeuge mich, dein Kind, nach deinem Bilde." In der Todesstunde war sie freudiger Hoffnung, doch kamen da auch von innen Anfechtungen, ob solche ihre Freude auch Wahrheit sey und sie ihr Heiland gewiß annehmen würde. Durch einigen Zuspruch wurde aber ihr Herz bald wieder zufriedengestellt und sie tröstete sich öfters, daß ihr Heiland sie bald mit dem himmlischen Manna und dem Wein der Freuden reichlich erquicken werde. Nach ihrem Tod, am 29. Okt. 1711, wobei sie sich noch die zwei Glaubenslieder: „Jesus, meine Zuversicht" und „Christus, der ist mein Leben" singen ließ, fand man in einem Schrank einen Zettel von ihrer Hand beschrieben, worauf Abschieds- und Dankworte an ihren Mann standen und sie unter Anderem auch bezeugete: „Gott ist meine Zuversicht gewesen von Mutterleibe an und hat mich in keiner Noth verlassen, sondern ist mir allezeit mit seiner Hülfe treulich beigestanden, dafür sein Name hochgelobet und gebenedeiet sey. Er hat Alles wohlgemacht, ihm sey allein die Ehre und der Preis in Ewigkeit."

So war das Wesen und der Lebensgang der Vollendeten, zu deren Gedächtniß Franke im J. 1711 dieses Lied gedichtet hat. Was von Außen und von Innen ihre Seele drückte, trug sie in stillem Harren auf die Hülfe des Herrn, dem sie es zuletzt nachrühmen durfte: Er hat Alles wohlgemacht. Diesen Sinn schildert Franke, was deutlich hervorgeht aus der Unterschrift, die sich am Schluß des Liedes befindet: „Also wollte den Sinn und Wandel der seligen Frau Professorin durch den Inhalt des 62. Psalms ausdrucken A. H. F."

Zugleich aber ist dieses Lied auch ein schöner, heller Spiegel von Franke's eigenem Sinn und Wandel, Herzens- und Lebenserfahrungen.

Bei dem 1—4. Vers ist zu beachten, was Guerike im Lebenslauf Franke's. Halle. 1827. S. 358 über ihn berichtet:

„Durch alle die vielen Anfechtungen und Streitigkeiten, welche Franke in Halle von den Stadtgeistlichen, die eine Untersuchungscommission gegen ihn erzwangen und auswärts von den Gegnern des

Christenthums, die ihn mit Spott übergoßen und sein edles Werk, die Erbauung und Gründung des Waisenhauses, verdächtigten, und ihn gar wegen Unterschlagung der anvertrauten Gelder verklagten, durchzumachen hatte, wurde sein Muth nicht gebeugt. Alle Anfeindungen dienten ihm nur dazu, sich desto sorgsamer vor dem Bösen zu hüten, dessen seine Gegner ihn fälschlich beschuldigten, desto eifriger seinem Beruf und seiner Liebe zu leben, desto inniger sich an den anzuschließen, dessen Gnade alle Leiden dieser Welt so unendlich überwiegt. Alle Machinationen seiner Widersacher scheiterten an seiner innern Glaubensgewißheit und dem Frieden in ihm, den die Welt weder gibt noch nimmt; alle Schmähungen seiner Feinde prallten an dem Zeugnisse, das ihm der Geist Gottes ausstellte, auf ihre Urheber selbst zurück."

Zu Vers 5.

Franke pflegte oft zu sagen: „Auf den lebendigen Gott kann man schon was wagen; er ist groß genug, es auszuführen, und wird wohl seine armen Kinder, die das glauben, nicht stecken lassen." So wagte er ja auf den lebendigen Gott den Bau des großen Waisenhauses mit ein paar Thalern, die allein sein eigen waren, und gerade während dieses Baues, da es oft am nöthigsten Geld gebrach, hatte er es reichlich zu erfahren, daß man nur anklopfen darf beim Herrn, wenn Hülfe nöthig ist. Er konnte hernach in den „segensvollen Fußstapfen" vom J. 1709 dreißig Fälle aufzählen, in welchen ihm der Herr auf sein Gebet gerade zu der Stunde, da er's brauchte, Geldunterstützung zukommen ließ. So erzählt er z. B.: „Um Michaelis war ich im äußersten Mangel und da ich bei gar schönem Wetter ausgegangen war und den klaren Himmel betrachtete, ward mein Herz sehr im Glauben gestärket, also, daß ich bei mir selbst gedachte: Wie herrlich ist es doch, wenn man nichts hat und sich auf nichts verlassen kann, kennet aber den lebendigen Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat, und setzt auf ihn allein sein Vertrauen, dabei man auch im Mangel so ruhig seyn kann. Kam darauf nach Hause, da ich die Arbeiter bezahlen sollte. „Ist was kommen?" fragte der Zahlmeister. „Nein!" antwortete ich, „aber ich habe Glauben an Gott." Kaum hatte ich das Wort ausgeredet, so ließ sich ein Studiosus bei mir melden, welcher dreißig Thaler von Jemand brachte, den er nicht nennen wollte. Darauf gieng ich wieder in die Stube und fragte den Verwalter, wie viel er zur Ausbezahlung brauche. „Dreißig Thaler", sagte er. „Hier sind sie; braucht man mehr?" — „Nein!" — Ein andermal forderte der Hausverwalter Geld für die Ausgaben der Woche und es war nichts mehr da. Da wollte ich gerade ins Kämmerlein gehen, um bei dem großen Waisenvater anzuklopfen, und noch ehe ich's thun konnte, kam von einem Kaufmann ein Brief mit tausend Thalern für's Waisenhaus. Da dachte ich an die Worte: „Ehe sie rufen, will ich antworten, wenn

sie noch reden, will ich sie hören," und gieng ins Kämmerlein zum Loben und zum Danken."

Abermals war Franke im Gedränge. Er hatte eine so große Summe nöthig, daß er nicht absah, wie er mit hundert Thalern auskommen würde, und gleichwohl wußte er nicht, wo nur zehn Thaler hernehmen. Der Verwalter kam und forderte Geld. Franke beschied ihn auf den Nachmittag und betete unterdessen. Nach dem Mittagessen war noch nichts da, er beschied ihn auf den Abend. Mittlerweile besuchte ihn ein christlicher Freund; mit dem betete er nun auch, und bei diesem Gebet erschienen die merkwürdigsten Beispiele der h. Schrift von Gottes Hülfe und Errettung nach dem Gebet wie in einem Brennpunkt gesammelt vor seiner Seele, so daß er, statt zu beten, Gott nur preisen und im Loben vor ihm sein Herz ausschütten mußte. Der Freund gieng weg; Franke begleitete ihn bis an die Hausthür. Hier erblickte er auf der einen Seite zuerst den Verwalter, welcher das Geld holen wollte, auf der andern Seite aber einen Menschen, der ihm in einem versiegelten Beutel 150 Thaler brachte.

Wieder einmal, als schon das Waisenhaus bezogen war, geschah es, daß der Hausvater Franke anzeigte, es seyen nur noch sechzehn Groschen in der Kasse, und dabei sehr kleinlaut that. Da sagte Franke: „Fürchtet Euch nicht, Gott lebet noch, der wird schon für seine Kinder sorgen." Drauf gieng er zum Fenster, sahe gen Himmel und betete: „Mein Vater! unser Vorrath ist aus, deine Kinder haben kein Brod. Du bist Vater und die Kinder sind dein. In meiner Hand stehet es nicht, ihnen Brod zu schaffen, aber bei dir ist Rath und That, auch ein erbarmendes Vaterherz ꝛc." — und siehe! nach einer halben Stunde kam ein Bote und brachte ein Paket mit zehn Thalern, und des andern Tages kam wohl sechsmal so viel von unbekannten, milden Herzen.

Zu Vers 6.

Franke erzählt selbst in „den segensvollen Fußstapfen" vom Jahr 1709: „Als einmal wieder fast gar nichts mehr übrig war und der Oekonomus darstellte, es müsse, wolle man nicht großen Schaden haben, Vieh gekauft und 20—30 Scheffel Korn gemalen werden, zeigte sich eine Gelegenheit, daß einer damals gegenwärtigen Person solcher Mangel nur hätte kund gegeben werden dürfen, so würde dieselbe nach Vermögen beigesprungen seyn. Aber man wollte lieber Gott die Ehre geben, daß man nicht von seiner Thüre weggienge vor eine andere, da er ja mächtig genug ist, selbst auf eine solche Weise zu helfen, daß man seinen Finger klärer darunter merken und ihm desto fröhlicher danken könnte. Darauf gab Gott aufs Neue viel Freudigkeit zu beten und Gewißheit der Erhörung, der auch das Geschrei der jungen Raben höret. Als das Gebet verrichtet war und ich mich kaum zu Tisch gesetzt hatte, klopfet Jemand an die Stubenthür; da ich aufthat, war es ein wohlbekannter Freund, welcher einen

Brief und eine Rolle mit fünfzig Thalern brachte, die von einem andern Ort her geschickt waren, worauf noch zwanzig andere folgten, daß also aller Mangel auf dasmal zur Genüge ersetzet ward und man deutlich erkannte, daß Gott gehöret, noch ehe man gerufen, welches desto mehr Lob und Preis seines heiligen Namens erweckt."

Zu Vers 7. u. 8.

Als Franke so viele spöttische und schändliche Gerüchte wegen des Waisenhausbaues über sich ergehen lassen mußte, sprach er sich deßhalb in den „segensvollen Fußstapfen" 1) gegen die spöttischen Gerüchte so aus: „Des Unglaubens Sprache ist: „„Das Werk könne nicht aufkommen, weil keine Mittel dazu vorhanden wären, und wenn gleich das Haus gebaut würde, wo wäre dann das Kapital, die Leute in demselben zu erhalten, es könne das Werk nicht bestehen, weil es kein Fixum oder gewissen Fundum habe."" Ist denn Gott nicht gewiß genug? Ist der Himmel nicht fixer, als der Menschen ihr Kapital, darauf sie sich so gewiß fundiren? Ich will solcher Sprache des Unglaubens die Sprache des Glaubens entgegensetzen. So spricht der Glaube: Gott ist mein Vater, so bin ich sein Kind, welches er im Herzen lieb hat, darum so wird er mir aushelfen aus allen meinen Nöthen durch seinen lieben Sohn. Er wird mir so helfen, daß sich's verwundern werden alle meine Feinde und alle die, so es hören; sein Segen wird über mich kommen reichlich und überschwänglich, daß ich seyn werde in Allem, wie ein wasserreicher Lustgarten. Alles, was ich werde anheben, das wird wohl gelingen, wie kümmerlich und nährlich es auch zuweilen geht und wie viele Winde und Wellen mein Schifflein zuwider hat. Ich werde noch meinen Segen nicht übersehen können, auf daß Jedermann sehen und merken könne, daß derjenige nicht zu Schanden wird, der seine Dinge in Gott, mit Gott und für Gott angefangen und sich auf seine unendliche Kraft, Liebe und Treue verlassen hat" (V. 7.).

2) Gegen die schändlichen Lügen und Lästerungen aber, selbst von solchen, denen er Gutes gethan, — als reiche er den Waisenkindern schlechte Kost, sorge für sein Interesse, unterschlage Gelder, sey unbarmherzig rc., ermahnte er seine Widerwärtigen immer nur damit, daß sie nicht richten sollten vor der Zeit, da der Herr komme, wo eines Jeglichen Werk werde offenbar werden. „Ich bin", sagte er, „der guten Zuversicht zu dem, der Himmel und Erde gemacht hat, daß er den Unglauben sammt allen seinen Lügen und Verleumdungen noch immer gewaltiger zu Schand' und Spott machen wird" (V. 8.).

Das Original ist mit unbedeutenden Abänderungen beibehalten.

Zur Melodie vgl. Nro. 132.

373. Ist Gott für mich, so trete.

Während aus Nro. 372. der sanfte Freudengeist stiller Gottgelassenheit uns lieblich entgegenweht, läßt sich hier die Heldensprache des Glaubensmuthes ergreifend vernehmen.

Langbecker sagt mit Recht: „Dieses Heldenlied **Gerhard's** ist würdig, dem Liede Luther's: „Ein' feste Burg ist unser Gott" an die Seite gestellt zu werden. Es spricht sich darin ein Glaube aus, der unter schweren, innern und äußern Drangsalen sich bewährt und sein Haupt freudig emporrichtet." In Ebelings Ausgabe der geistlichen Andachten P. Gerhard's von 1664 steht es mit dem Titel: „Christliches Trost- und Freudenlied aus dem achten Kapitel an die Römer" (V. 31—39.).

Gerhard spricht hier sein innerstes Gefühl aus und hat sichtlich seine eigenen Lebensverhältnisse dabei im Auge. Manche meinen nun, Gerhard beziehe sich hier auf seine Amtsentsetzung, die im J. 1666 geschah. Allein das Lied erscheint ja schon in Ebelings Ausgabe vom J. 1664 und der Ton desselben ist nicht der eines vom Amt schon Entsetzten, gegen den der feindliche Schlag schon geschehen ist, sondern eines Bedrohten, gegen welchen eine Verfolgung im Gange ist. Es ist mit Bezug auf die Zeit gedichtet, da der „große Churfürst" Fr. Wilhelm von Brandenburg, Gerhard's Landesherr, wegen der verlangten Reversunterschrift bezüglich des Verbots, hinfort noch etwas gegen die Reformirten auf der Kanzel vorzubringen, den lutherischen Geistlichen Berlins und dem ganzen Kirchenministerium durch ein Schreiben des Oberpräsidenten Otto v. Schwerin im J. 1663 seinen Zorn und Ungnade, sowie strenge Maßregeln androhen ließ, falls sie nicht diesem Revers sich fügen würden (Thl. I. 153).

Darauf beziehen sich wahrscheinlich auch die Worte in V. 10. (Original V. 13.): „Kein Zorn des großen Fürsten soll mir zur Hind'rung seyn" — nun umgewandelt in „Zorn von großen Fürsten." Diese Worte können nun allerdings eben so gut, mit Bezug auf Röm. 8, 38. das Haupt der „Fürsten und Gewaltigen, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen" (Eph. 6, 12.), welche Fürstenthümer und Gewaltige Christus ausgezogen hat (Col. 2, 15.), den „Fürsten, der in der Luft herrschet" (Eph. 2, 2.), bedeuten. Allein Gerhard hat wohl absichtlich diesen doppelsinnigen Ausdruck gewählt; jedenfalls ist er vom Volke, das mit großer Liebe an Gerhard hieng, auf den „großen Churfürsten" gedeutet worden. Otto Schulz bewies in einer Vorlesung am 25. Stiftungsfest der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache, die im J. 1840 unter dem Titel: „P. Gerhard und der große Churfürst", gedruckt erschien, daß der große Churfürst gemeint sey. Dieß bestritt Consistorialrath und Archidiakonus Pischon in einer besondern Schrift unter dem Titel: „Ueber die Stelle in Gerhard's Lied: „„Ist Gott für mich"" — „„Kein Zorn 2c."" Berlin. 1841.

worin er sie auf den Teufel bezieht. Darauf ließ Schulz wieder ein besonderes Sendschreiben an Bischon im J. 1841 erscheinen.

Dieses Lied, aus einem Herzen voll Glaubensfreudigkeit und Christenmuth entsprossen, hat schon vielen Bekümmerten zu Herzen geredet und sie mit neuem Muth gestärkt im Glaubenskampfe. Vor allen tritt bedeutungsvoll hervor —

Der 3. Vers.

Eine adeliche Jungfrau, Martha Margaretha v. Schönberg in Sachsen, lag am 18. Okt. 1703 am Tod und war sehr bekümmert über ihren Seelenzustand und wie sie als unreine, unheilige Sünderin vor der Heiligkeit Gottes bestehen könne. Da ward ihr von ihrem Beichtvater dieser Vers gleichsam als ein Licht aufgestellt, und sie schöpfte so großen Trost daraus, daß sie freudig sterben konnte.

Mit den zwei ersten Zeilen desselben kündigte der selige M. Ludwig Hofacker, der als Pfarrer zu Rielingshausen bei Marbach im J. 1828 starb und durch sein Predigtbuch annoch fortprediget in der Kraft des Geistes, beim Antritt seines Predigtamtes daselbst seiner Gemeinde an, wessen sie sich bei ihm zu versehen haben und in welchem Sinn und Geist er das h. Amt unter ihnen führen werde. Denn am Schluß seines Lebenslaufes rief er ihr ernst und feierlich zu: „Der Grund, auf den ich gründe, ist Christus und sein Blut. Diesen Grund verkündige ich auch, und will ihn auch verkündigen“ (vgl. zu Nro. 332.).

In Berlin lebte in den 80er und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Nachtwächter, mit Namen Christian Mende. Der war ein eigentliches Muster seines Standes und versah fünfundzwanzig Jahre lang seinen Wächterdienst mit solcher Vorliebe und solchem Eifer, daß er oftmals sagte: „Es ist die herrlichste Profession, ein Nachtwächter zu seyn. Am Tage schlafe ich oder arbeite auf meinem Handwerk, und die ganze Nacht bin ich mit meinem Herrn allein.“ Er war ein lebendiges Gesangbuch und sang bei seinen Wächterrufen die schönsten und kräftigsten alten Kirchenlieder auf so erbauliche Weise und aus dem innersten Herzensgrund, daß er vielen, vielen Leuten zu großem Segen ward, denn er wählte dabei seine Liederverse gar geschickt und weise also aus, wie sie ihm für jedes einzelne Haus am tauglichsten schienen, und munterte dadurch Arme und Bedrängte auf, mahnte zur Buße, tröstete Kranke und warnte solche, die auf schlechten Wegen giengen. So hatte er einmal erfahren, daß in einem Hause, bei einem sonst redlichen Christen, einem Schuhmacher, sich ein Separatist oder Schwarmgeist eingeschlichen habe, welcher auf eine besondere Heiligkeit durch Fasten drang und dabei von der Kirche abmahnte, weil die vom Staat angestellten Prediger lauter Weltdiener und Baalspfaffen seyen. Da dieser Mann seine Besuche in des Schuhmachers Haus spät Abends machte und auch die Gesellen des sonst braven Schuhmachers zu Zuhörern hatte, so erschien Mende Abends

zehn Uhr, um die Stunde vor diesem Hause abzurufen, und nachdem er dieß gethan, fang er mit etwas erhöhter Stimme den Vers: „Der Grund, darauf ich gründe, ist Christus und sein Blut, das machet ꝛc.“ Diese Worte, auf so ungewöhnliche Weise vernommen, machten nun auf den Schuhmacher einen merkwürdigen Eindruck. Er fühlte das ganze Gewicht des apostolischen Bekenntnisses 1 Cor. 3, 11. Indem er in dem Gesange des Nachtwächters eine deutliche Hinweisung auf dieses Gotteswort erkannte, verabschiedete er den Separatisten und die mit ihm gekommen waren, mit den einfachen Worten: „Ich will mit den Meinen bei diesem Grunde bleiben, bis der Glaube in Schauen verwandelt wird und keinen andern Meister weder suchen, noch annehmen.“

(Christenbote. 1843. Nro. 28.)

Der letzte Vers war schon mancher glaubigen Seele Triumph- und Schwanengesang in der Todesstunde.

So berichtete bei der Ravensberger Prediger-Conferenz zu Herford im Juni 1844 Pastor Kunsemüller von den letzten Tagen des allen in der Gemeinschaft am Herrn Verbundenen besonders theuern Consistorialraths Weihezahn, sein Krankenlager sey eine Erquickung vor dem Angesichte des Herrn gewesen, daß Leib und Seele sich gefreuet in dem lebendigen Gott, und diese Freude habe er oft mit den Worten ausgedrückt:

„Ich kann nicht traurig seyn! —
Die Sonne, die mir lachet,
Ist mein Herr Jesus Christ,
Und was mich fröhlich machet,
Ist, was im Himmel ist.“

(Evang. Kirchenzeitung. 1844. Oktoberheft. Nro. 79.)

Vom Original fehlen ganz V. 11. u. 12. und V. 4. u. 5. sind in einen Vers (V. 4.) zusammengezogen — (vgl. Nro. 156. im W. G. von 1741).

Zur Melodie vgl. Nro. 599.

374. Auf Gott und nicht auf meinen Rath.

Aus Gellert's geistlichen Oden und Liedern vom J. 1757, wo es den Titel hat: „Vertrauen auf Gottes Vorsehung.“

Zu vergleichen ist mit diesem Liede die einundzwanzigste moralische Vorlesung Gellert's (3. Abth.), in welcher er ganz so, wie hier „das lebendige Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und die Ergebung in alle ihre Schickungen“ empfiehlt und dem Christen als Glaubenssprache die Schriftworte Psalm 73, 25. 26. 91, 7. 9. 46, 3. Hiob 1, 21. Röm. 8, 38. 39. vorschreibt.

An die Spitze des Liedes möchte wohl Mich. 7, 7. zu stellen seyn.

Gellert hat in seinem Theile im Glauben und zu des Glaubens Ehre die Schmerzen, die ihm vieljährige Krankheit auflud, mit aller

Kraft zu besiegen und standhaft zu ertragen, wie auch vor aller Ungeduld sich zu hüten gesucht. Dieß bezeugen Alle, die sein Leben beschrieben haben.

Als der berühmte, tapfere Husaren-General Friedrichs des Großen von Preußen, Ziethen, von demselben einst wegen seiner Frömmigkeit aufgezogen wurde, gab er ihm zur Antwort: „Es hat den Kriegern Eurer Majestät noch nie Schaden gebracht, wenn ich an der Spitze meiner Reiter mit dem lautschallenden Liede: „„Auf Gott und nicht auf meinen Rath ꝛc."" in die Feinde meines Königs einhieb."

(Glaser's Erzählungen aus dem Reich Gottes. Nro. 102.)

Zur Melodie vgl. Nro. 461.

375. Gott will's machen, daß die Sachen.

Dr. Herrnschmidt, der Dichter dieses zuerst im ersten Theil des Freyl. G. abgedruckten, ächt volksmäßigen Kernliedes, das so kräftig in körnigten Sentenzen zum festen Glauben ermuntert, hatte selbst auch Drangsale aller Art durchgemacht, als die Kriegsstürme in den Jahren 1703 und 1704 über seine Gegend wütheten, da er in einem Lazareth voll Pestkranker, die er geistlich zu berathen hatte, dem Tod hundertfach ins Angesicht sehen und bei einer Familie von acht lebenden Kindern sich vollends bis an sein Ende kümmerlich durchbringen mußte; aber er hielt auch Glauben und war stets stille und gelassen gegen Gott und Menschen, also, daß er mit Freudigkeit die Treue des Herrn rühmen konnte, die ihm jedesmal wieder herausgeholfen (Thl. I. 242).

Das Lied ist über das Evangelium auf den vierten Epiphaniensonntag gedichtet — Matth. 8, 23—27. mit Beiziehung allerlei gottseliger Trostsprüchlein, als da sind:

Vers 3. — Psalm 121.
V. 4. — Luc. 18, 7. — Jer. 31, 20. Jes. 49, 15.
V. 5. — Psalm 37, 5. — Jes. 30, 15.
V. 6. — Matth. 6, 34. 32.
V. 7. — 1 Chron. 30, 12. (an nescis, longas regibus esse manus?) Jes. 40, 26. — 1 Sam. 14, 6. 2 Chron. 14, 11. — Luc. 18, 27.
V. 8. — Psalm 111. Psalm 105, 1—5. 77, 12 f.
V. 9. — Habak. 2, 3. 4.
V. 10. 11. — 1 Petr. 4, 12—19. Psalm 77, 11.
V. 12. — Ebr. 12, 11. — Hiob 1, 5. 21.
V. 13. — Psalm 27, 14. — Ebr. 10, 36. — Jes. 28, 16.
V. 14. — Matth. 11, 29. — Jak. 1, 12.
V. 15. — Luc. 22, 42.

Der redliche Knecht Gottes, Johann Tobias Kießling, Kaufmann zu Nürnberg, war in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf seinen Reisen eines Sonntags in eine Kirche gekommen, da

ein junger, eben von der Universität heimgekehrter Prediger der Gemeinde nicht Gottes lebenskräftiges Wort und Gottes Weisheit, die im Evangelium enthalten sind, mittheilte, sondern schön klingendes, aber unkräftiges Menschenwort und Menschenweisheit. Da wurde der um die Ehre seines Herrn gar eifrige Mann herzlich und innig betrübt und dachte: Was soll doch wohl noch mit unsern evangelischen Gemeinden werden? Er konnte sich, als die Predigt zu Ende war, der Thränen nicht enthalten. Da er aber nun so betrübt war, fieng die Gemeinde an, dieses schöne alte Lied zu singen: „Gott wird's machen, daß die Sachen gehen, wie es heilsam ist." Darauf wurde er wieder ganz froh und konnte muthig beten für Christi Reich und Evangelium, und daß der Leuchter doch nicht möge von uns genommen werden.

(Schubert, Altes und Neues. 2. Bd. S. 204 ꝛc.)

Die **Melodie**, d e fis g g a d c h a g, im Halle'schen Geschmack, mit freudigem, festem Glaubensschritt und munterer Bewegung, findet sich zuerst im W. Gb. von 1744, so wie in dem von 1777, und ist würtembergischen Ursprungs. Palmer schildert treffend den Gang der Melodie, wenn er sagt: „Die zwei ersten Zeilen muthig dreinrufend, die zwei letzten sich gleichsam wiegend in der getrosten Sicherheit eines Kinds Gottes." Im Freyl. G. findet sich keine eigene Weise, es ist noch auf die Mel. „Gott sey Dank", oder: „Seelenweide, meine Freude" verwiesen.

376. Die ihr bei Jesu bleibet.

Aus Ph. Fr. **Hiller's** Schatzkästlein. 1. Thl. vom Jahr 1762 über Matth. 14, 20.: „Sie assen Alle und wurden satt", mit dem Beisatz: „Man sollte nicht meinen, daß so viel wachse, als Menschen und Vieh essen. Doch bleibt immer noch übrig, wo Gott Segen gibt. Sonderlich erfahren oftmal die Kinder Gottes den ihnen unbegreiflichen Segen von Gott. Er gibt seinen Freunden schlafend und sie erkennen es mit Dank." Auch Matth. 16, 5—12. ist dabei zu beachten.

Dieses Lied sang Hiller so recht aus eigener Lebenserfahrung heraus, denn er hatte in seinem Lauf viel Mangel und Bedrängniß der Armuth, aber auch viel Proben der treuen Durchhülfe Gottes und dessen „geheimen Segen" zu erfahren. So erzählt er selbst von seiner Jugendzeit: „Gerade, als ich Magister werden sollte und seine Hülfe am nöthigsten gehabt hätte, starb mein Stiefvater. Doch Gott half mir bei meinem geringen Vermögen immer mit Ehren durch." In seinen spätern Jahren, in welchen er an irdischen Gütern immer sehr arm war und als Familienvater von eilf Kindern bei geringer Besoldung oft sehr ins Gedränge kam, verfiel er einmal im Drang des häuslichen Bedürfnisses auf den Gedanken, einen kleinen Weinhandel zu treiben. Aber er hatte zuletzt nur Verlust

davon und wurde bald auf andere Quellen verwiesen. Sein Herr, dem er lebte, wollte ihn durch bessere Mittel erhalten. Nachdem er nämlich aus innerem Triebe seine heiligen Dichtungen begonnen und verschiedene Gedichte zu Tag gefördert hatte, kamen, wie von glaubwürdigen Seiten erzählt wird, sehr oft, und meist gerade in dringlichen Zeiten, von auswärts Geld und Naturalgeschenke ohne Namen an ihn, wodurch glaubige Seelen ihm ihre Dankbarkeit für den aus seinen Gedichten empfangenen geistlichen Trost und Segen thatsächlich bekräftigten. So durfte er, der das Evangelium trieb, sich auch vom Evangelium nähren, und lebte daher unmittelbar von der Fürsorge seines ihm wohl vertrauten himmlischen Vaters, der ihn dadurch so lieblich im Flehen und in kindlicher Danksagung üben wollte.

(A. Knapp, das Leben Hiller's in der Christoterpe. 1842. S. 18. 78 ꝛc.)

Zur Melodie vgl. Nro. 260.

C. Nachfolge Christi.

377. Mir nach, spricht Christus, unser Held.

Steht erst in der zweiten Auflage der „heiligen Seelenlust" des **Angelus Silesius**, die mit einem fünften Buch sammt 50 Liedern vermehrt im J. 1668 erschien, und hat dort die Ueberschrift: „Sie (die Seele) ermahnet zur Nachfolgung Christi."

Es ist nächst Nro. 379. das kräftigste Lied unter allen Liedern des Angelus, in welchen er einmal seinen gewöhnlichen, oft fast tändelnden Liebeston abgelegt hat und einen ernsten, kräftigen, hohen Ton anstimmt.

Vers 4. fehlt in der vor mir liegenden neuesten Ausgabe der h. Seelenlust. Stuttg. bei Cast. 1846.

Das Original ist möglichst getreu wiedergegeben (s. Nro. 221. im W. G. von 1741).

Statt des Schlußreims im letzten Vers schlägt Angelus selbst, weil ein anderes seiner Lieder so schließt, folgenden vor:

„Wer nichts will leiden in der Zeit,
Muß leiden in der Ewigkeit."

Das Lied ist schon seit 1723 in die malabarische Sprache übersetzt.

Der Grundgedanke ist: Matth. 16, 24. 25. — Bei V. 2. vgl. Joh. 8, 12. — Joh. 14, 6. — V. 3.: Matth. 11, 29. — V. 4.: 1 Petr. 2, 21—25. — V. 5.: Joh. 16, 33. 1 Joh. 4, 4. Eph. 6, 10. — V. 6.: Joh. 12, 25. Matth. 10, 39. — V. 7.: 2 Tim. 2, 5.

Zur Melodie vgl. Nro. 379.

379. Auf, Christenmensch, auf, auf zum Streit.

Das Seitenstück zu Nro 377 — gleichfalls aus dem fünften Buch der „h. Seelenlust" des **Angelus Silesius** vom J. 1668, mit dem Grundgedanken aus 2 Tim. 2, 3—5. und der Ueberschrift: „Sie (die Seele) muntert auf zum Streit."

Vom **Original**: „Auf, auf, o Seel', auf, auf zum Streit" sind V. 5. 7. 8. 10., meist auf die Bilder in Offenb. 2, 7. 11. 17. 28. 3, 5. 21. bezüglich, ausgelassen (vgl. Nro. 222. im W. G. von 1741).

Christoph **Handel** zu Dettingen unter Urach, ein Mann nach dem Herzen Gottes, der als 80jähriger Simeon am 3. Dez. 1800 starb und jetzt noch in den frommen Kreisen der mittlern Albgegend in gesegnetem Andenken steht, hatte einmal längere Zeit einen kaiserlichen Soldaten bei sich im Quartier. Der äußerte nun unter Anderem eines Tags: „Es hat mich noch keine Stunde gereut, daß ich Soldat geworden bin. Wie es Leute geben kann, die mit dem Gedanken ans Desertiren umgehen, ist mir ganz unbegreiflich. Man darf ja nur befolgen, was man einem befiehlt, so hat man es gut. Ich bekomme meinen Sold und meine Montur, wie sichs gehört, und weiter brauche ich nicht. Unser General hat uns gesagt, das Schlimmste, was ein Soldat thun könne, sey, wenn er seinen Posten verlasse, möge ihm auch begegnen, was da wolle. Und so halte ich es denn auch pünktlich überall, wo ich bin." Diese Rede benützte nun Handel als ein Christ, der allezeit Salz bei sich hatte, sprach ihm den 4. **Vers** dieses Liedes vor und sagte dann: „Eine solche Anhänglichkeit an unsern himmlischen König sollten wir Alle haben und dieselbe redliche Unterwerfung unter seine heilige Gebote und dieselbe glaubige Ausdauer auf dem Posten, dahin uns der Herr gestellt." Dieses Wort wirkte, und aus dem tapfern Soldaten ward ein tapferer Christ.
(Christenbote. 1841.)

Die **Melodie**, es f g as b b as g f, ursprünglich aus F Dur, ist eine der herrlichsten und gelungensten Melodien der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, der Blütbezeit des Kirchengesangs. Ihr ursprünglicher Rhythmus ist sehr belebt.

Der berühmte J. Herm. **Schein**, Cantor zu Leipzig, der die Dichter- und Sängergabe in sich vereinigte (Thl. I. 416), erfand diese Melodie zu einem von ihm für die am 16. Dez. 1628 gehaltene Beerdigung der Ehefrau des Casp. Werner, Rathsherrn und ältesten Baumeisters zu Leipzig, gedichteten Begräbnißlied:

> „**Mach's mit mir, Gott, nach deiner Güt',**
> Hilf mir in meinem Leiden.
> Ruf ich dich an, versag' mir nit,
> Wenn sich mein' Seel' will scheiden,
> So nimm sie, Herr, in deine Händ',
> Alles gut, wenn gut das End'."

Mit diesem Text wurde nun die Melodie am 16. Dez. 1628 am Grabe der genannten Rathsfrau zum erstenmal gesungen, wobei die Grabrede hielt der Superintendent Polycarpus Leyser. Sie erschien dann erst nach seinem Tode in der zweiten Ausgabe seines Cantionals vom J. 1645. Erst später wurde diese Melodie auf die zwei Lieder des Joh. Angelus übergetragen, von welchen sie nun auch bald den Namen: „Mir nach, spricht", bald den Namen: „Auf, Christenmensch" führt.

In Preußen wurde für diese Scheffler'schen Lieder eine von den Melodien des Königsberger Kapellmeisters Joh. Stobäus (Thl. I. 415) benützt — $\bar{c}$ g e c c $\bar{c}$ $\bar{d}$ h $\bar{c}$, die jetzt auch noch davon ihren Namen hat.

380. Dich krönte Gott mit Freuden.

Aus Balth. **Münter's**, Predigers zu Copenhagen (Thl. I. 487), Liedersammlung vom J. 1773.

Das Original ist ungleich schöner und hat 9 Verse. Die 3 ersten Verse und der letzte sind unverändert aufgenommen. Die übrigen, zum Theil ganz ausgelassenen, lauten so:

V. 4. Mich, der ich hier ermüde
Durch einen schweren Streit,
Erquickt jetzt Gottes Friede,
Und dann in Ewigkeit.
Der müde Kämpfer sinkt
Am späten Abend nieder;
Gestärkt erwacht er wieder,
Wenn ihm der Morgen winkt.

V. 5. Ich wart auf deinen Segen,
Ich wart auf meinen Tod.
Froh seh' ich ihm entgegen,
Dem Helfer aus der Noth.
Er endigt meinen Lauf,
Und du nimmst meine Seele,
Die ich dir, Herr, empfehle,
In deinen Himmel auf.

V. 6. Drum harr' ich hier und streite
— — — — (V. 5.)
Der du mich ewig liebst,
Du tröstest mich im Leiden,
Und sättigst mich mit Freuden,
Selbst wenn du mich betrübst.

V. 7. Wenn ich nun bis zum Grabe
— — — — (V. 4.)
Dann lohnest du auch mir
Den Streit, den ich gestritten,
Die Angst, die ich gelitten
Auf meiner Bahn zu dir.

V. 8. Mit freudigem Vertrauen
Darf ich vom Kampfplatz schon
Nach Salems Höhen schauen,
Auf meines Glaubens Lohn.
Sinkt in dem Kampfe mir
— — — — (V. 5.)

Zur Melodie s. Nro. 218.

381. Jesu! geh' voran.

Ein gar liebliches Pilgerlied vom edlen Grafen Nik. Ludw. **v. Zinzendorf** im September 1721 gedichtet. Er hatte es bald darnach selbst zu erfahren, daß es ihm recht „hart ergieng" (Thl. I. 366); denn wegen seiner im J. 1722 begonnenen Gründung der Brüdergemeinde wurde er hart bekämpft und verleumdet, und oft gar als das Thier aus dem Abgrund und als der falsche Prophet erklärt; unübersteiglich scheinende Hindernisse stellten sich ihm häufig in den Weg, ja er mußte im J. 1737 in eine zehnjährige Verbannung aus dem Vater-

land geben, wo er dann als ein Pilger unter tausend Noth und Gefahr in der Welt umher irren und Alles hingeben mußte, was ihm lieb war. Aber an Jesu Hand hielt er fest, von ihr ließ er sich getrost leiten. So schrieb er auch einmal aus der Verbannung an seine treue Frau:

„Mein Beruf heißt Jesu nach,
Durch die Schmach,
Durch's Gedräng' von auß- und innen,
Das Geraume zu gewinnen,
Dessen Pforte Jesus brach."

A. Knapp bezeugt quellenmäßig von ihm in der „Lebensskizze Zinzendorfs" S. 356: „Er traute dem Herrn, an welchem er seine Lust hatte, nichts als Gutes zu. Sein Anliegen war insonderheit, den Willen seines Herrn zu thun und stets inne zu werden, was ihm in diesen und jenen Umständen das Liebste sey, ja sich an ihn, den er nicht sahe, überall so zu halten, als sähe er ihn. Wenn er ihn um etwas bat, wie er dann in einem unabläßigen Gebetsumgang mit ihm stand, so that er es mit der kindlichsten, gewissesten Hoffnung der Erhörung. Aus seinem ganzen Wesen leuchtete seine kindlich-innige, persönliche Liebe zu Jesu Christo „dem herzlichen Lamm Gottes", wie er ihn meist zu nennen pflegte, voll Gnade und Wahrheit hervor.

Ein schönes Zeugniß seines herzvertraulichen Umgangs mit dem Heiland, und wie dieser ihn an der Hand geleitete, ist auch folgende Geschichte, die der Erzählung des Schiffskapitäns Nik. Garrison entnommen ist: Als Zinzendorf im Merz 1742 von seiner Missionsreise unter den wilden Indianern Nordamerika's auf einem Schiff, das Garrison nach England führte, heimkehrte, erhob sich in einer klippenreichen Gegend mitten auf dem Meer ein furchtbarer Sturm, daß die kühnsten Matrosen an ihrer Rettung verzweifelten und der Kapitän selbst knieend und betend zum Tod sich bereitete. Nach einiger Zeit trat Z. aus seiner Kajüte in das Getümmel der Geängsteten und bedeutete dem Kapitän, er möchte ganz ruhig seyn, denn es sey keine Todesgefahr vorhanden. Der achtete aber nicht darauf, sondern blieb fortwährend im Gebet. Nach einer Weile, da das Jammern sich immermehr verstärkte, kam Z. wieder herauf und versicherte den Kapitän, daß der Sturm in zwei Stunden vorüber seyn werde. Nach dieser Zeit zog Garrison seine Uhr, und siehe da! mit einemmale sprang der Wind, worauf das Ungewitter sich schnell verzog. Auf die Frage des Staunens: „Wie er dieß habe so genau wissen können?" erwiederte Z.: „Ich habe den Heiland lieb und er mich. Es ist schon zwanzig Jahre, daß ich mit meinem lieben Heilande in einem herzvertraulichen Umgang stehe; wenn ich nun in gefährliche und seltsame Umstände komme, so ist mein Erstes dabei, genau zu untersuchen, ob ich daran Schuld sey oder nicht. Finde ich nun etwas, womit er nicht zufrieden ist, so falle ich ihm gleich zu Füßen und bitte um Vergebung. Da vergibt mirs

denn mein guter Heiland und läßt mich gemeiniglich wissen, wie es ablaufen werde. Wenn es ihm aber nicht gefällt, mich den Erfolg wissen zu lassen, so bin ich stille und denke, es sey das Beste für mich, daß mirs unbekannt bleibe. Dießmal aber hat er michs wissen lassen, daß der Sturm noch zwei Stunden dauern werde." Der Kapitän verwunderte sich über diese innige Herzensgemeinschaft eines Menschen mit dem erhabenen König Himmels und der Erden und trat in der Folge mit seiner ganzen Familie der Brüdergemeinde bei.

Das Original, das sich nur verstümmelt und mit umgestellten Versen im W. G. befindet, erschien zuerst im alten Gesangbuch der Brüdergemeinde vom J. 1735 gedruckt. Als eine Probe der Zinzendorf'schen Dichtung stehe es aus der Knapp'schen Sammlung der geistlichen Gedichte Zinzendorfs, wo es, mit der Ueberschrift: „Nachfolge Jesu", in zarter Behandlung also lautet:

1. Seelenbräutigam,
O du Gotteslamm!
Prüfe doch all' meine Sinnen,
Und erforsche mein Beginnen!
Ist ihr Wollen rein,
Ei, so laß es seyn.

2. Kreuzige mich mir,
Heilige mich dir!
Reinige die innern Wege,
Irr' ich auf dem finstern Stege:
Leuchte du mich an,
Tritt mit auf den Plan!

3. Jesu, süße Lust,
Nimm mich an die Brust!
Nimm mich ein in deine Stille!
Denn aus deiner Gnadenfülle
Fließt mehr Wonne her,
Als ein Weltlustmeer.

4. Rührt mein eigen Herz
Kreuz und bittrer Schmerz,
Kümmert mich ꝛc.
vgl. V. 3. im W. G.

5. Endlich auf den Krieg
Folget Ruh und Sieg.
In der Welt ist wenig Freude,
Nichts, als ausgedorrte Weide!
Zion hat allein
Unverfälschten Wein.

6. Brich hindurch mein Herz,
Ringe himmelwärts!
Athme in dem harten Kriege
Nach des Heilands schönem Siege;
Denn er überwand
In dem schwersten Stand.

7. Nimm an innrer Ruh
Bei dem Meister zu.
Unterwirf die eignen Triebe,
Raste sanft in Jesu Liebe!
Gott hebt dich im Thor
Bald gewiß empor.

8. Eines Christen Geist
Braucht, was irdisch heißt,
Ohne sich zu überladen,
Denn er kennt davon den Schaden.
Reichthum, Ehr' und Gut
Nimmt wohl, gibt nicht Muth.

9. Es vergnügt ihn nur
Gottes Gnadenspur.
Ruhe ist ihm nicht beschieden,
Also müht er sich im Frieden.
Eines Christen Geist
Fleucht, was eigen heißt.

10. Jesu, geh voran,
Auf der Lebensbahn ꝛc.
vgl. V. 1. im W. G.

11. Ordne meinen Gang,
Liebster, lebenslang ꝛc.
vgl. V. 4. im W. G.

Vers 2. im W. G.: „Solls uns hart ergeh'n" ist aus einem andern Lied Zinzendorfs, einem 1721 von ihm gedichteten und im alten Brüdergesangbuch (Nro. 296.) abgedruckten Morgenlied: „Glanz der Ewigkeit, Gott und Herr der Zeit", wo es als 8. Vers steht, eingeschaltet.

Zur Melodie vgl. Nro. 355.

D. Heiligung.

385. Eins ist noth, ach Herr, dieß Eine.

Von Johann Heinrich Schröder (Thl. I. 247) als Pfarrer zu Möseberg bei Magdeburg im J. 1697 gedichtet und im J. 1698 in das Darmstädter Gesangbuch und von da in den ersten Theil von Freylinghausen, 1704 aufgenommen. Es findet sich auch schon in dem Anhang zum W. gros Kirch.=G. Edit. 1711.

Im J. 1723 wurde es in die malabarische Sprache übersetzt.

Dieses zu den Kleinodien des evangelischen Kirchengesangs zu zählende Lied, beliebt beim Volke, wie wenige, ist über den Besuch Jesu bei den Schwestern in Bethanien Luc. 10, 38—42. gedichtet, und ist darin gezeigt: 1) daß nicht Vieles, sondern nur Eines noth ist zur Seligkeit (V. 1. — Luc. 10, 42.); 2) wo es zu suchen sey das Eine (V. 2. — Col. 2, 9.) — beim Gottessohn; 3) wie es gefunden werde (V. 3. 4. — Joh. 6, 63 ff.) — in der festen Vereinigung im Glauben mit Christo; 4) welch reicher Fund damit gethan sey (V. 5—9. — 1 Cor. 1, 30.) — Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung in Christo; 5) wie man darnach redlich und von ganzer Seele verlangen müsse (V. 10. — Psalm 139, 23. 24. Phil. 3, 8. 9.).

In dem Dresden'schen oder Burner'schen, durch Marperger bevorworteten Gesangbuch vom J. 1734 finden sich bei diesem Lied zu jedem Vers ausnahmsweise erbauliche Anmerkungen von Marperger. Am Schluß derselben heißt es: „Im Anfang hieß es: „„Eins ist noth!““ Im Beschluß heißt es: „„Dieß Einige, Nothwendige ist, daß ich Christum gewinne““, da die Seele Alles, was sie gesungen, mit Pauli Vorsatz besiegelt — Phil. 3, 7—9. Ach ja, dieß ist die einige Perle, die uns reich macht. Laßt uns Alles dran setzen, daß wir sie gewinnen und ewig bewahren mögen. Jesus ist das einige Nothwendige im Glauben — im Leben — im Leiden — im Tode — am jüngsten Gericht und in der seligen Ewigkeit."

Die **Melodie** b b c d es es d d, eine ächte Halle'sche Weise, in der zweiten Hälfte in dem beliebten und belebten Trippeltakt, wahrhaft volksmäßig, wie sie auch aus dem Volksgesang entsprossen ist, also daß jetzt noch, sobald sie nur rasch gesungen wird, die Klänge einer Tanzmusik uns daraus entgegentönen, findet sich zuerst im Darmstädter Gesangbuch von 1698 und im ersten Theil des Freyl. G. vom J. 1704; in Würtemberg in der Ausgabe des gr. Kirch.=G. von 1711. Diese Weise enthält erst ihren wahren Ausdruck, wenn der zweite Theil etwas rascher gesungen wird, als der erste, dem ein gehaltener Vortrag gebührt.

386. Es kostet viel, ein Christ zu seyn.
387. Es ist nicht schwer, ein Christ zu seyn.

Zwei gegensätzliche Lieder über das wahre Christenthum von Dr. Chr. Fr. Richter in Halle (Thl. I. 244), voll geistreichen Tiefsinns. Das erste allein steht im Halle'schen Gesangbuch S. 1027, beide aber finden sich in dem Anhang zu Richter's Schrift: „Erbauliche Betrachtungen vom Ursprung und Adel der Seele" vom J. 1718, wo das erste den Titel hat: „Von der Wichtig- und Schwierigkeit des wahren Christenthums." Das zweite: „Von der Leichtig- und Lieblichkeit des wahren Christenthums."

Die Melodie aus A Moll, a c a c h c a gis, eine Halle'sche Weise aus Freylinghausen's erstem Theil, zeigt sich in Würtemberg zuerst im Choralbuch von 1744.

Auf das zweite Lied erfand Kocher eine neue Weise aus C Dur, g e d c h c a g, die im W. Gb. von 1828 gedruckt erschien, und nun mit verändertem Auftakt g g g auf das Lied: „Der Herr ist gut, in dessen Dienst wir steh'n" übergetragen ist (s. zu Nro. 52.).

388. Der schmale Weg ist breit genug zum Leben.

Gleichfalls von Richter, mit dem Titel: „Von der Nachfolge Christi" aus Freyl. G. Thl. I. S. 601. Der 3. Vers: „Wie kann ein Bär des Schafes Sanftmuth üben" fehlt von dem sonst treu bewahrten Original mit Recht. In den zwei Schlußzeilen lautet das Original: „Das Gute folgt uns da mit Haufen — — nachzulaufen."

Die Melodie aus B Dur, f b d c f es d c d c b, wahrscheinlich von Störl (Thl. I. 448) ist aus dem Anhang des W. Gb. von 1744. Bei Freylinghausen findet sich eine Halle'sche Weise: c c h h c f d u. s. w.

389. Wie gut ists, von der Sünde frei.

Aus Ph. Fr. Hiller's Schatzkästlein 1. Thl. vom J. 1762, über den Spruch Röm. 6, 17. mit dem Beisatz: „Kein Mensch kann den Dienst von sich selbst der Sünde aufkünden. Es ist ein Werk der Gnade, die uns Sklaven befreiet, daher müssen wir Gott die Freiheit danken." Ein liebliches, kindliches Lied.

Zur Melodie vgl. Nro. 165.

391. Herr! (ach) laß mich deine Heiligung.

Aus den 550 Liedern des theosophischen Bauern Michael Hahn zu Sindlingen in Würtemberg (s. zu Nro. 273.), der vor Allen in der Gemeinschaft, die er stiftete, die Lebensgerechtigkeit durch Christum, den Christus in uns, zum Schiboleth machte (Thl. I. 568).

Das Lied steht unter der Rubrik: „Um Bewahrung, Heiligung und Freiheit."

Vom Original, das ziemlich treu wiedergegeben ist, fehlt V. 4. 6—9. Interessant davon ist bloß V. 6.:

„Die Heiligkeit, die du nicht schaffst,
Mag nicht vor Gott bestehen;
Wenn du das eigne Frommseyn strafst,
So müßte ich vergehen.
Ich fände viel Unlauterkeit
Und selbsterzwungne Heiligkeit,
Wenn ich mich will besehen."

In den aufgenommenen Versen hat das Original folgende charakteristische Züge: V. 1. Z. 8.: „Dein Blut allein macht" — — V. 3. Z. 3.: „Der Feind versucht mich" — — V. 4. Z. 1.: „Dein göttlich menschlich Opferblut laß mich in Kraft" — — V. 5. Z. 1.: „Laß mich an deiner Mutterbrust stets" — — Z. 5.: „Die Lichtsgemeinschaft laß allein mein Lustspiel, mein Vergnügen seyn" — — V. 6. Z. 7. 8.: „Die Lichtsnatur in mich einführ, nach dir mich auch zu nennen" — — V. 7. Z. 3.: „Jungfräulich zart" — — Z. 7.: „So reife ich zum Leben fein".

Zur Melodie s. Nro. 24.

392. Das, was christlich ist, zu üben.

Ein Kraft- und Kernlied des christlichen Kraftmanns Dr. Hedinger, des muthigen Bußpredigers am Hofe Eberhard Ludwigs von Würtemberg in Stuttgart (Thl. I. 281); seit alten Zeiten das Lieblingslied der religiösen Privatversammlungen in Würtemberg.

Es erschien zuerst anonym gedruckt mit der Ueberschrift: „Das wahre Christenthum" in Hedinger's „andächtigem Herzensklang" vom J. 1700.

Wie in diesem Liede, einem eindringlichen Zeugniß wider das Schein- und Maulchristenthum, so drang Hedinger auch noch im Angesicht des Todes, auf seinem Sterbebett, auf ein wahres, lebendiges Christenthum. Am 17. Dez. 1704 nämlich, wenige Tage vor seinem Tode, berief er die Seinigen an sein Bett und ermahnte sie mit seinem gewohnten, liebevollen Ernste und Feuer, von dem gemeinen, kaltsinnigen oder lauen, kraft-, lieb- und fruchtlosen Christenthum immer mehr sich abzukehren und mit allem Ernst und Eifer auf eine genauere Nachfolge Jesu in lebendigem Glauben zu dringen. So fieng er auch noch wenige Stunden vor seinem Tod am 28. Dez., als sein Ende sichtbar nahte, mit starker Stimme und gewaltigem Nachdruck an, Abschiedsworte vornämlich an seinen von der Sünde bethörten Fürsten zu richten, und zu reden von der Nothwendigkeit der ernstlichen Buße und Bekehrung, worauf ein jeglicher Christ eingehen müsse; man solle doch fahle Ausflüchte gegen das wahre Christenthum von sich thun; der Vorwand von einer eingebildeten Unmöglichkeit, ein gött-

liches Leben zu führen, ein unbefugter Accord mit Gott, in wie weit man ihm gehorsam seyn wolle, das Alles könne vor Gott nicht Stand halten.

(Oetinger's Leben von Knapp in der Christoterpe. 1836.)

Das Original ist fast ganz unverändert. Vers 5. „Zunft" statt „Zahl", an welcher Aenderung sich merkwürdigerweise schon hie und da W. Pietisten gestoßen haben.

Zur Melodie vgl. Nro. 572.

394. Seele, was ermüd'st du dich.

Von Dr. jur. Jakob Gabriel Wolf, nachmaligem Prof. der Rechte zu Halle, in seiner Jugendzeit gedichtet, da er als gottesfürchtiger Student, die Lüste der Jugend fliehend, nach Sirach 6, 18—37. sich achtete und durch die Männer des Glaubens, deren Unterricht er in Halle genoß, den Herrn suchen lernte (Thl. I. 246).

Es erschien zuerst im zweiten Theil des Frey l. G. vom J. 1714.

Vom Original, das in keinem W. G. seither Aufnahme gefunden, übrigens im Hohenlohe'schen Gesangbuch von 1784 in einer treuern Fassung steht, fehlen V. 4—6.

V. 4. Flieh die unsel'ge Pein,
So das finst're Reich gebieret;
Laß nur den dein Labsal seyn,
Der zur Glaubensfreude führet.

V. 5. Ach! es ist ja schlecht genug,
Daß du sonst viel Zeit verloren
Mit nichtswürdigem Gesuch,
Dabei du fast bist erstorben.

V. 6. Gehe schlecht und recht einher,
Laß dir nicht das Ziel verrucken,
Gott wird aus dem Liebesmeer
Dich, den Kranken, wohl erquicken.

A. Knapp führt in seiner Sammlung der „geistlichen Gedichte" Zinzendorf's die drei letzten Verse aus dem alten Brüdergesangbuch als ein Originallied Zinzendorf's vom J. 1724 auf. (?)

Vers 1. Z. 3. lautet das Original: „Und dir oft gefährlich werden", und im Schlußvers: „Sey im Uebrigen ganz still, du wirst schon zum Ziel gelangen. Glaube, daß sein Liebeswill stillen werde dein Verlangen."

Ein rechtschaffener Christ aus Pommern schreibt unter dem 28. April 1800 über den Refrain dieses Liedes: „Je einfältiger, kindlicher und wahrhaftiger die Seele in der Selbsterkenntniß zu Grunde kommt, desto unentbehrlicher, hoher, theurer, überwiegender wird ihr Christus Jesus in seinem ganzen Umfange. Vor seinen Füßen die verborgene himmlische Weisheit zu suchen und zu lernen, aus sich selbst aus- und ganz in Christum einzugehen, nichts, nichts, nichts zu werden, damit Christus Alles, Alles, Alles in Einem werde, daran hat man genug zu thun alle Tage, Stunden und Augenblicke des Hieniedenseyns. Wir fleißigen uns, sagt Paulus, daß wir ihm wohlgefallen, das will weit mehr sagen, als man denket. Da schweigt man gern von allem Andern, wenn das die Hauptsache wird und bleibt."

(Basler Sammlungen. 1800.)

Zur Melodie vgl. Nro. 224.

495. Du Wort des Vaters, rede du.

Nach dem Lateinischen des Poiret, der in seinem Büchlein: „**Prima cognita**" die Größe Gottes auseinandersetzte. Es steht in J. Chr. Storr's christlichem Hausbuch vom J. 1757 auf den Tag der Verkündigung Mariä. Des Dichters, **Dr.** Johann Albrecht **Bengel's**, des ehrwürdigen Vaters der Würtembergischen evangelischen Kirche (Thl. **I.** 289), eigenstes Wesen ist in V. 1. 2. 3. und 9. dieses Liedes als in einem Portrait zu schauen.

Beim 1. Vers namentlich ist zu beachten, wie von Bengel erzählt wird, in seinem sechsten Jahr schon sey er mit Gott in vertrautem Gebetsumgang gestanden und während seiner ganzen Jugendzeit habe er sich in stiller Einsamkeit viel mit ernsten und wichtigen Gedanken beschäftigt; stets habe er das Ernsthafte dem Tändelnden, das Göttliche allem Andern vorgezogen und sich nur an frommen, ernsten und andächtigen Worten und Handlungen ergötzt, an allem Muthwilligen, Eiteln und Gottlosen dagegen Eckel gehabt. „Wenn je eine Uebertretung bei mir vorkam," sagt er einmal von sich selbst, „so rügte sie sogleich der im Innersten der Seele stets aufmerksame Wächter und verhinderte es dadurch, daß keine von Außen hereinkommende Verderbniß hängen blieb."

Zum 10. Vers.

Wie Bengel selbst in Leid und Pein an der Liebe seines Gottes hängen blieb, zeigte er beim Tode eines lieben Kindes. Er war dabei getrost, und so schwer es ihn auch ankam, gab er dasselbe doch mit Loben dem Herrn wieder heim, der es ihm gegeben und genommen. Als seine Frau, in deren Abwesenheit das Kind schnell gestorben war, heimkehrte und fragte: „Was macht das Kind?" so kündigte er ihr mit freundlicher, sanfter Miene seinen Tod mit den Worten an: „Es liebt und lobt."

In würtembergischen autorisirten Kirchengesangbüchern findet sich dieses Lied nicht, dagegen im Eßlinger Gesangbuch von 1767 und in W. Privatgesangbüchern z. B. schon in dem „neueröffneten Andachtstempel", welchen Georg Conrad Rieger im J. 1734 und 1740 besorgte.

Zur Charakteristik des möglichst treu bewahrten Originals stehen hier einige nun verwischte Züge desselben: Vers 1. Z. 5.: „Vernunft mit ihrem Tand". — V. 2. Z. 6. 7.: „Einfältig, gütig, rein, gelind, unschuldig, niederträchtig". — V. 5. Z. 1.: „und Bräutigam". — Z. 3. 4.: „Bin ich gezählt, aus deinem Stamm, aus dir bin ich entsprossen". — V. 6. Z. 8. 9.: „Vollführe deine Wunderschlacht in mir durch deines Geistes Macht". — V. 7. Z. 8. 9.: „Du erwürgtes Lamm! an deines süßen Kreuzes Stamm". — V. 10. Z. 10.: „die Gottesschau erlangen".

Zur Melodie vgl. Nro. 57.

396. Mein Schöpfer, dessen Hauch.

Aus Joh. Fr. Löwen's (Thl. I. 480) „geistlichen Poesien. Greifswalde 1770."

Das in einfachem, herzlichem Bibelton gedichtete Original ist im W. G. in einer fast unkenntlichen Gestalt nach einer im Gesangbuch von 1791 befindlichen modernen Ueberarbeitung mitgetheilt. Zur Probe stehen hier die Verse desselben, wie sie sich auch im Hohenlohe-schen Gesangbuch von 1784 (Nro. 468.) finden:

1. (1.) Mein Vater und mein Gott,
Der du in diesem Leben,
Zur Leuchte meinem Fuß
Dein heilig's Wort gegeben;
Regiere doch mein Herz
Durch deinen guten Geist,
Daß ich dem folgsam sey,
Was, Gott! dein Wort verheißt.

2. Verleih, daß ich zuerst
Nach deinem Reiche trachte,
Und kein vergänglich Gut
Zu übermäßig achte.
Wer nach dem Ewigen
Mit rechtem Eifer ringt,
Empfängt schon hier zum Lohn,
Was wahre Ruhe bringt.

3. (2.) Gib, daß ich von der Welt
Mich unbefleckt erhalte,
Und daß in mir der Trieb
Zum Guten nie erkalte.
Hilf, daß ich immer wach',
Im Kampf des Glaubens treu,
Und in der Hoffnung stark
Und fest gegründet sey.

4. (3.) Gib, daß ich als ein Christ
Mich Christo ähnlich zeige,
Und achtsam mein Gemüth
Zu seiner Lehre neige.
Sein Geist regiere mich,
Und nicht der Geist der Welt,
So wandl' ich, Herr, vor dir
Den Weg, der dir gefällt.

5. (4.) Hilf, daß ich dich, mein Gott,
Von ganzer Seele liebe,
Und Lieb' und Gütigkeit
Auch an dem Nächsten übe.
Laß ohne Uebermuth
Mich bei des Glückes Schein,
Und ohne Ungeduld
In trüben Tagen seyn.

6. (5. 6.) Nie müsse sich mein Herz
Des Fleisches Lust ergeben,
Und nie dem schnöden Geiz!
Mein dir geweihtes Leben
Sey von Betrug und Neid,
Von Unbarmherzigkeit,
Von ungerechtem Gut
Und stolzem Sinn befreit.

7. (7.) Will deine Hand mich hier
Auf rauhe Wege leiten,
So unterstütze mich,
Wenn meine Tritte gleiten.
Laß mich in aller Noth
Auf deine Hülfe bau'n
Und auch, wenn sie verzeucht,
Dir doch getrost vertrau'n.

8. (8.) Erlöse endlich mich
Von allen meinen Leiden!
Und ist die Stunde da,
Aus dieser Welt zu scheiden,
O Vater! so verlaß,
Wenn meine Hütte bricht,
Mich Sterbenden mit Trost
Und froher Hoffnung nicht.

Zur Melodie s. Nro. 13.

398. *O wer Alles hätt' verloren.

Aus Gottfried Arnold's (Thl. I. 214) kleinem Gesangbuch, wo es den Titel hat: „Alles in Einem." Der Grundgedanke ist Joh. 12, 25. 26.

Charakteristisch ist der, übrigens mit Recht, weggelassene V. 3. des Originals:

„O wer doch gar wär' ertrunken
In der Gottheit Ungrund-See;
Damit wär' er ganz entsunken
Allem Kummer, Angst und Weh."

Zur **Melodie** vgl. Nro. 69. Im W. Ch. von 1744 findet sich als Nro. 282. eine eigene Weise aus **B Dur**, welche gleiche Anfangsstrophe mit der Melodie: „Ach, wann werd' ich dahin kommen" (vgl. zu Nro. 69.) und auch sonst im Fortgang mit derselben große Aehnlichkeit hat, so daß sie derselben nachgebildet seyn muß. Sie zeigt sich in der 17. Auflage des 1. Theils von Freyl. G. von 1733 mit der Bezeichnung: »**Adagio**« — **c d es d es f g g.**

399. Sanft, o Christ, ist Jesu Joch.

Aus Joh. Andr. **Cramer's** neuen „geistlichen Oden und Liedern" vom J. 1775 über Matth. 10, 32. 33.

Im J. 1771 war Cramer seines Amtes als Hofprediger des Königs von Dänemark, Christian VII., zu Copenhagen entsetzt worden, weil er unter dem frivolen Regiment des allgewaltigen Cabinetsministers Struensee, welcher als ein eifriger Beförderer der französischen freigeisterischen Grundsätze die kirchlichen Ordnungen und die alten Schranken guter Zucht und Sitte aufhob, die kirchenpolizeiliche Aufsicht über die Sitten, die durch ihren Zwang nur Heuchler bilde, die Strafen für unehlich Schwangere, die kirchlichen Feiertage rc. abschaffte, dagegen zu großem Aergerniß der Glaubigen öffentliche Hurenhäuser errichtete und mit der Königin in verbotenem Umgang stand, frei und unerschrocken Christum bekannte und gegen das Laster und den Unglauben eifrig und kräftig predigte (Thl. I. 511, 512).

Zur Melodie vgl. Nro. 351.

400. Vor dir, o Gott, sich kindlich scheuen.

Aus Benj. **Schmolke's** Liedersammlung: „Klage und Reigen" vom J. 1734, wo es unter den Tugendliedern über die erste Gesetzestafel steht. Es ist gedichtet über das erste Gebot, und hat die Ueberschrift: „Um wahre Gottesfurcht."

Das Original lautet ganz anders:

V. 1. (1.) Mein Gott, weil ich in meinem Leben
Dich stets vor Augen haben soll,
So wollst du mir ein Herze geben,
Das deiner Furcht und Liebe voll.
Denn Beides muß beisammen geh'n,
Soll unser Christenthum besteh'n.

2. (2.) Laß deine Furcht bei Thun und Denken
Den Anfang aller Weisheit seyn,
Und mich auf solchen Wegen lenken,
Die alles Irrthums mich befrei'n.
Denn wer dich fürchtet in der That,
Der meidet auch der Thorheit Pfad.

3. Der Geist, den du mir hast gegeben,
Ist ja ein Geist der Furcht des Herrn,
Laß mich nach seinem Triebe leben,
Daß ich dich herzlich fürchten lern.
Doch muß die Furcht auch kindlich seyn,
Soll er in mir das Abba schrei'n.

4. (3.) — — — — — —
— — — — — — —
— — mich hüt' und schäme,
Was, Herr, vor dir ein Greuel ist.
Ja, deine Furcht bewahre mich
Vor allen Sünden wider dich.

5. (4.) Laß mich vor deinem Zorne beben
Und wirke wahre Buß' in mir,
Laß immerdar in Furcht mich leben,
Daß ich die Gnade nicht verlier',
Die meiner in der Missethat
Mit Langmuth oft verschonet hat.

6. (6.) Erhalt in mir ein gut Gewissen,
Das weder Welt noch Teufel scheut,
Und wehre doch den Hindernissen
Und meines Fleisches Blödigkeit,
Daß keine Menschenfurcht mich schreckt
Und ein verzagtes Herz entdeckt.

7. (7.) Hilf, daß ich immer also wandle,
Daß deine Furcht mein Leitstern sey,
Und niemals im Verborg'nen handle,
In bloßem Schein und Heuchelei.
Du siehest in das Herz hinein,
Nichts kann vor dir verborgen seyn.

8. Doch laß mich keine Trübsal scheuen,
Durch Kreuz und Widerwärtigkeit
Muß wahre Gottesfurcht gedeihen.
Die krönet uns zu rechter Zeit.
Drum gib mir einen tapfern Sinn,
Wenn ich in Furcht und Hoffnung bin.

9. (5.) Ach gib mir stets, durch Furcht und Zittern
Zu schaffen meine Seligkeit.
Laß mich nicht deinen Geist erbittern
Durch Eigensinn und Sicherheit,
Und stelle mir die Hölle für,
Daß ich den Himmel nicht verlier'.

10. (8.) In deiner Furcht laß mich auch sterben,
So fürcht' ich weder Tod noch Grab.
Da werd' ich die Verheißung erben,
Die mir dein Wort aus Gnaden gab!
Die Gottesfurcht bringt Segen ein,
Ihr Lohn wird eine Krone seyn.

Zur Melodie s. Nro. 316.

401. Herzog uns'rer Seligkeiten.

Aus Gottfried Arnold's (Thl. I. 214) erster poetischer Schrift: „Göttliche Liebesfunken aus dem großen Feuer der Liebe Gottes in Christo Jesu entsprungen" vom J. 1697, wo es die Ueberschrift hat: „Bitte um Vollendung im Geiste."

Dieses tiefe, herrliche Lied, von A. Knapp mit Recht eine wahre „Kirchenzier" genannt, das mit Auslassung des 6. Verses sehr gut und äußerst schonend überarbeitet ist, findet sich in den autorisirten W. Kirchengesangbüchern nicht, dagegen in den Privatgesangbüchern, z. B. in dem von Georg Conrad Rieger besorgten „neueröffneten Andachtstempel" vom J. 1734 und 1740.

Der für den allgemeinen Gebrauch sich freilich nicht eignende 6. Vers lautet mit Bezug auf 1 Joh. 2, 14.:

„Stärke deinen zarten Samen,
Der dein männlich Alter schafft,
Daß wir hier in Jesu Namen
Steh'n vor Gott in Jünglingskraft,
Den Bösewicht völlig in dir zu besiegen,
Daß endlich die Feinde zu Füßen da liegen.
So soll aus dem Tode das Leben entsteh'n
Und hier noch in völliger Mannheit aufgeh'n."

Die Originalfassung ist in Vers 1. Z. 8.: „Und in der Gemeinschaft der Leiden hingehen". — V. 4. Z. 1.: „O Schlangentreter". — Z. 3.: „Wirf den Drachen ganz hinaus". — Z. 6.:

„In unser verblichenes Bildniß eingeben". — V. 5. Z. 8.: „Und gegen der Gottheit Verächter sich wehr."
Zur Melodie vgl. Nro. 385.

402. Sey getreu bis an das Ende.

Der Dichter des Lieds ist nicht Theodor Crusius, wie das W. G. vermuthet, sondern, wie es schon das Würt. Tausendliederbuch und B. Haug angibt — M. Benjamin Prätorius, schlesischer Pfarrer zu Großlissa bei Dölitzsch, der im J. 1661 als Poet gekrönt wurde und jedenfalls 1668 noch lebte.

Das Original, das 9 Verse hat, wurde bald verändert und überarbeitet. Namentlich Caspar Schade hat dasselbe in seinem **Fasciculus cantionum** vom J. 1699 umgestaltet, indem er außer manchen Formbesserungen 4 Verse wegließ und mehrere versetzte, so daß das Lied mit dem 4. Vers des Originals beginnt: „Sey getreu in deinem Leiden". Ueberdieß dichtete er noch folgenden Schlußvers hinzu:

„So wohlan, so will ich leiden,
Glauben, lieben, hoffen fest,
Und getreu seyn bis zum Scheiden;
Weil mein Jesus nicht verläßt
Den, der ihn beständig liebt,
Ihm im Kreuze sich ergibt.
Ich befehl ihm meine Sachen:
O! wie wohl wird's Jesus machen."

In dieser Schade'schen Form kam das Lied in Freyl. G. Thl. I. 1704. In der Versordnung des Originals, jedoch gleichfalls mit Formbesserungen und Weglassung von V. 7. 8. hatte Dr. Hedinger dieses Lied bereits in seinem „andächtigen Herzensklang" vom J. 1700 mitgetheilt. Allein in allen übrigen W. Gesangbüchern, und so namentlich auch in dem von 1741 (Nro. 236.) setzte sich die Schade'sche Form: „Sey getreu in deinem Leiden" fest; im Hohenlohe'schen Gesangbuch von 1784 findet sich jedoch die Hedinger'sche Form (Nro. 218.), nur ist hier irrthümlich Mich. Weiß als Dichter angegeben. In dem neuesten W. G. haben wir nun eine dritte Form, bei welcher die Formbesserungen von A. Knapp stammen, die Versumstellung aber von der Gesangbuchscommission.

Vers 4. des Originals ist zwischen V. 1. und 2. eingeschoben; Vers 5. ist zusammengezogen aus V. 5. und 6. des Originals und für die drei Schlußverse des Originals: „Sey getreu in deinem Herzen, hüte dich vor Joabs Kuß" (7.) — „Sey getreu in allen Sachen" (8.) — „Sey getreu in Todeskämpfen" (9.) ist eine Knapp'sche Ueberarbeitung des von Schade angebrachten Schlußverses gegeben. Zur Charakteristik des Originals stehe hier der ursprüngliche Schlußvers:

„Sey getreu in Todeskämpfen,
Fechte frisch den letzten Ruck,
Laß dich keinen Teufel dämpfen:
Ach! das ist der härtste Zug!
Wer alsdann mit Jesu ringt
Und das Sündenfleisch bezwingt,
Der gewißlich Lob ersieget,
Und die Lebenskrone krieget."

Das Original steht ganz unverändert im Dresdenischen Gesangbuch von 1727 und 1734 mit der Ueberschrift: „Ein Lied von der Beständigkeit aus der Offenb. St. Joh. 2, V. 10.“, ebenso auch im Augsburger Gesangbuch von 1759.

Zur Melodie s. Nro. 85.

403. Du sagst, ich bin ein Christ.

Nach einem Abschnitt in Arndt's wahrem Christenthum (2. Buch. Kap. 4.) gedichtet von J. A. **Haßlocher**, früherem Pfarrer zu Speyer und nachmaligem Hofprediger der Gräfin von Nassau-Weilburg. Arndt's wahres Christenthum war sein Lieblingsbuch, das er fleißig trieb und als die „ausgelegte Bibel“ ansah (Thl. I. 209).

Das Original, noch breiter in 16 Verse ausgesponnen, wovon nun V. 3. und 11. weggelassen sind (vgl. Nro. 218. im W. G. von 1741), steht unter den nach Haßlocher's Tod unter dem Titel: „Zeugnisse der Liebe zur Gottseligkeit“ im J. 1727 herausgegebenen Liedern desselben, findet sich aber schon in Hedinger's „andächtigem Herzensklang“ vom J. 1713 und noch früher in Freyl. G. von 1704. Man schrieb es anfangs längere Zeit irrig dem J. Casp. Schade zu. Merkwürdig ist, wie von diesem Lied, das bald in der ganzen evangelischen Kirche zu großem Ansehen kam, die Wittenberger Orthodoxen anfangs, als man noch Schade für den Dichter hielt, in ihrem „Bedenken über das Halle'sche Gesangbuch“ vom J. 1716. S. 11 behaupteten, „es schmecke nach der neuen Theologie.“

Zur Melodie vgl. Nro. 13.

404. Der Weltsinn will vom Himmel nichts.

Aus Ph. Fr. **Hiller's** Schatzkästlein. 2. Theil vom Jahr 1767 über den Spruch 1 Joh. 2, 15. mit dem Beisatz: „Dieß ist sonderlich den Jünglingen geschrieben, die von der Welt Witz und Geschmack, Lebensart und Gewohnheit, Liebe und Lust am mehrsten versucht werden, wenn sie nicht durch Gnade bewahrt werden.“

Die zwei Schlußverse, welche im Gegensatz gegen das weltliche Leben das Leben in der Gnade Christi, das christliche Leben, schildern, sind weggeblieben. Sie lauten mit offenbarer Beziehung auf studierende Jünglinge:

„Dein Sohn sey mir ein Gnadenstuhl,
Sein Kreuz sey meine hohe Schul';
Dein Geist erfülle mir die Brust;
Dein Wort sey meines Herzens Lust.“

„Dein Wille sey mein Trost in Noth,
Und deine Gnade auch im Tod;
Dein Himmel mein erwünschtes Ziel,
Dein Lob mein ewig Saitenspiel.“

Zur Melodie vgl. Nro. 206.

405. Wie muß, o Jesu, doch.

Von Dr. Johann Jakob **Spreng**, weil. Professor der Beredtsamkeit und Poesie in Basel.

Zur Melodie s. Nro. 13.

406. Ich soll zum Leben dringen.

Aus Joh. Andr. **Cramer's** „neuen geistlichen Oden und Liedern" vom J. 1775.

Dieses Lied war ein Lieblingslied des würdigen Dr. Bahnmaier, Dekans in Kirchheim u. Teck (Thl. I. 626), und der Ausdruck seiner innersten Herzensgefühle und seiner ganzen Gesinnung, in der er nach Vollendung rang und, die Hindernisse derselben in sich mit Schmerz empfindend, nur im Glauben an die Versöhnung in Christo Jesu Ruhe und Frieden fand. Er ließ es noch zu seiner letzten Predigt singen, weßhalb auch seine Gemeinde an seinem Begräbnißtag, den 20. August 1841, den 4. und 6. Vers nach gehaltener Leichenpredigt unter großer Rührung anstimmte.

Zur Melodie vgl. Nro. 599.

407. Jesu, laß mich nicht dahinten.

Ein ernstes, ächt schwäbisches Christenlied, das sich beim würtembergischen Volk tief eingewurzelt hat. Der Dichter desselben ist der Gaisberg'sche Pfarrer M. Martin **Wieland** zu Kleinbottwar (von 1711—1725 — Thl. I. 288).

Es erscheint 1741 zum erstenmal in einem Gesangbuch, nämlich im W. Landesgesangbuch, und hat im Original 16 Verse, wovon V. 8—10. und 15. ausgelassen sind. Namentlich der letztere, der seine Kraft schon auf manchem Kranken- und Todtenbett bewiesen hat, sollte nicht fehlen:

„Ach, ich kam dich ja so theuer,
Kannst du mich verloren seh'n?
Rücke mich doch aus dem Feuer,
Laß mich doch dem Zorn entgeh'n.
Ach, dein Herze breche dir,
Jesu, Jesu, gegen mir;
Gott wird den nicht ewig hassen,
Um den er dich selbst verlassen."

Interessant sind einige derbvolksmäßige Züge des sonst sehr schonend behandelten Originals. Vers 3. Z. 5—8.: „Denn mein kurzer, fauler Will ist ein wechselnder April, und der Vorsatz, anzufangen, oft in einer Stund' vergangen". — V. 10. (13.) Z. 7. 8.: „Dem du sagst von Kron' und Thronen, und er zanket sich um Bohnen".

Zur Melodie s. Nro. 85.

408. Wer ausharrt bis zum Ende.

Aus Ph. Fr. **Hiller's** Schatzkästlein. 2. Thl. vom Jahr 1767 über das Schriftwort: Matth. 24, 13. mit dem Beisatz: „Es ist kläglich, im Christenthum zurückweichen nach einem feurigen Anfang und die Geduld verlieren, wenn man schon Vieles erlitten hat."

Den 4. Vers pflegte der bekannte Pfarrer von Kornwestheim (1770—1781) und Echterdingen (1781—1790), M. Philipp Matthäus Hahn, welchem die Bekehrung Schubart's gelang (Thl. I. 529), und dem Hartmann, der Dichter von Nro. 475., sein Nach-

folger auf der Pfarrei Kornwestheim, am 4. Mai 1790 die Leichenpredigt über Joh. 7, 33. hielt, gar oft mit aller Inbrunst zu beten, wenn bei seinem Eifer, sich und seine Mitchristen mit großer Entsagung und Aufopferung zu dem Einen, was noth ist, zu leiten, seine Kräfte ihm einige Zeit versagen wollten und das Fleisch den Geist zu beherrschen drohte.

(Basler Sammlungen. 1831. S. 190.)

Zur Melodie vgl. Nro. 599.

409. Zum Leben führt ein schmaler Weg.

Ein altwürtembergisches Kernlied aus dem von Prälat W. G. Tafinger besorgten W. G. vom J. 1741.

B. Haug vermuthet nun in seinem Büchlein über dieses Gesangbuch, es möchte von Tafinger oder einem seiner Mitarbeiter bei Herausgabe dieses Gesangbuchs, z. B. dem Hofprediger Fischer, Spezial Bilhuber, Präzeptor Hammer am Gymnasium, gedichtet seyn, wenigstens seyen die 6 oder 8 noch unbekannten Lieder, sofern sie nicht schon in ältern Sammlungen stehen, alle von Dr. Tafinger aufgenommen worden, der aus Bescheidenheit seinen und der Verfasser Namen verschwiegen habe.

Allein dieses Lied steht schon in ältern Sammlungen, z. B. in dem W. G., das den Titel hat: „Die von einer himmlisch gesinnten Seele in Gesang und Gebet gesuchte Erquickstunden in dem Heiligthum Gottes. Stuttg. bei M. Müller. 1732. 1. Ausg. 1725.“ Hier steht es noch überdieß in einer ältern Fassung, an der Tafinger, bevor er das Lied in das Gesangbuch von 1741 aufnahm, einige Sprachhärten oder allzuderbe Ausdrücke abgeschliffen hat, z. B. V. 8.: „So gib, daß ich doch ernstlich hass' das stinkend' Aas“, wofür er „das Sündenfaß“ setzte. — V. 1. hieß es: „Ernsten Schrankenlauf“; — V. 5.: „Wann Andere um ihre Hütt' des Leibes halber sind bemüht“, und V. 8.: „Wann jener Hauff dem Fleisch fein pflegt, es wartet, schont und zärtlich hegt.“

Dieß weist deutlich auf ein höheres Alter des Lieds und auf die Nichturheberschaft Tafingers hin.

Im Munde des W. Volks lebt die Erzählung, Prälat Bengel sey einst bei einem Hoffeste von dem Herzog Carl aufgezogen worden, mit der Herzogin einen Tanz zu thun, worauf er erklärt habe, sich dazu verstehen zu wollen, wenn man das Lied dabei aufspiele: „Zum Leben führt ein schmaler Weg.“

Zur Melodie vgl. Nro. 149.

410. Oft klagt mein Herz, wie schwer es sey.

Der gereimte Beschluß der moralischen Vorlesungen **Gellert's**. Dieselben Gedanken, ja oft dieselben Worte der 26. und letzten Vorlesung, und besonders des Abschnitts: „Beschluß“ (9. Bd. S. 236

bis 242) finden sich in diesem Liede, von welchem auch Gellert den 5. und 6. Vers am Ende jener moralischen Vorlesungen den Studierenden noch zurief, indem er sagte: „Es sey also auch nicht leicht, die Gebote der Tugend auszuüben; genug, sie sind zu unsrem Glücke der einzig sichere und offene Weg. Gott will, wir sollen glücklich seyn, drum rc. (V. 5. 6.). Diese Glückseligkeit verleihe Gott uns Allen. Ihm sey Ehre und Anbetung in Ewigkeit!" In seinen geistlichen Oden und Liedern vom J. 1757 hat es den Titel: „Der Kampf der Tugend."

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Was mein Gott will, das g'scheh allzeit" aus A Moll, e f g a g c̄ c̄ h c̄, ist ursprünglich eine alte französische Volksweise, die Melodie eines Liebeslieds. Sie steht in einer Sammlung von drei- und vierstimmigen Gesängen, welche der Buchhändler Pierre l'Attaignant zu Paris wahrscheinlich zwischen 1529 und 1531 drucken ließ. Das französische Liebeslied selbst lautet so:

„Il me suffit de tous mes maulx
Puis q'uils m'ont livré à la mort.
J'ai enduré peine et travaulx
Tant de douleur et des confort,
Que fault il que je face
Pour estre en vostre grace
De douleur mon coeur est si mort
S'il ne voit vostre face."

Auf die Weise dieses Liebeslieds, ihre gedehnten Schlußfälle zu längeren Zeilen benützend und dadurch von dem Maaß der ursprünglichen Dichtung öfters sich entfernend, hat Markgraf Albrecht zu Brandenburg-Culmbach der Jüngere, Alcibiades germanicus genannt, sein Lied: „Was mein Gott will", gedichtet. Er ist geboren zu Ansbach den 28. Merz 1522 und kam in seinen jungen Jahren schon, ums J. 1544, auf seinen Kriegszügen nach Frankreich; später, wegen seines bittern Eiferns gegen das Pabstthum und allerlei Händeln mit seinen Nachbarn vom Kaiser Carl V. im J. 1554 in die Reichsacht erklärt, mußte er, nach der unglücklichen Sieversshäuser und Braunschweiger Schlacht, bei seinen frühern Feinden in Frankreich Zuflucht suchen. So lernte er denn nun dieses französische Lied mit seiner Singweise kennen; die ersten Worte desselben mochte er als auf sein eigenes Schicksal, auf den Ausgang seiner wilden Kriegeslust deutend, angesehen haben. Als ein armer Flüchtling, von Kummer und Krankheit gebeugt, durch Lothringen und Frankreich irrend, suchte er jetzt im Gebet und Worte Gottes seinen Stecken und Stab. Sein frommer Sinn, der zuvor schon unter seiner rauhen Gemüthsart verborgen lag, also daß er auch in den Tagen seiner frühern Macht nie ein Streitroß bestieg ohne das Gebet: „Das walte der Herr Jesus Christ, mit dem Vater, der über uns ist", und ohne solchem

Gebet jedesmal noch die Worte beizufügen: „Wer stärker ist, als dieser Mann, der komm' und thu' ein Leid mir an," wurde jetzt erst völlig erweckt, und so dichtete er nach jener französischen Liedweise das fromme Lied vertrauensvoller Ergebung in Gottes Willen:

„Was mein Gott will, das g'scheh allzeit,
Sein Will', der ist der beste;
Zu helfen, den'n er ist bereit,
Die glauben an ihn veste.
Er hilft aus Noth, der fromme Gott,
Und züchtiget mit Maßen.
Wer Gott vertraut, fest auf ihn baut,
Den wird er nicht verlassen (s. Nro. 159. im W. G. von 1741).

Sein Ende, das er nach Vers 3. als nahe ahnete, kam denn auch bald nachher. Er starb als reuiger und glaubiger Christ am 8. Jan. 1557 zu Pforzheim bei seinem Schwager Carl, Markgraf zu Baden, im Beiseyn des Tübinger Theologen, Dr. Jakob Heerbrand, der seine letzten Stunden schrieb. Sein Leben beschrieb Ziegler im Labyrinth der Zeiten. S. 370.

Daß derselbe für sein Lied die richtige Weise wählte, bewährte sich dadurch, daß die Melodie allgemeinen Anklang fand. Sie ist fast unverändert mit ihrem französischen vierstimmigen Tonsatz in die Singbücher des Seth Calvisius (1597) und Mich. Prätorius übergegangen. Auch A. Hammerschmidt hat 1645 einen trefflich belebten, gar schön ausgeschmückten Tonsatz dazu geliefert, und Joh. Seb. Bach hat sie mit dem 1. Vers aus des Markgrafen Lied in einem wundervollen Tonsatz in seine große Passionsmusik verwoben an der Stelle, wo im Recitativ unmittelbar zuvor V. 42. aus dem Kap. 26. des Evangelium Matthäi gesungen wird. In Würtemberg findet sich die Weise mit dem Titel: „Ein schön Trostlied in Kreuz und Anfechtung", im Anhang zu der Ausgabe vom J. 1686. In dem Gb. von 1721 und 1744 findet sich noch eine andere Melodie aus G Dur, h h h a h g a g fis.

Dieses herzerquickende Trostlied, das sich mit seiner Melodie bald überaus weit verbreitet hat, nannte man nur das „Markgräfliche Nobile Nepenthes," oder: „Edle Kraut wider die Traurigkeit." Magdalena Sybilla, die Gemahlin Johann Georg I., Churfürsten zu Sachsen, Mauritius, Herzog zu Sachsen-Zeiz, Friedrich Wilhelm, Herzog zu Sachsen-Altenburg († 1669), und andere fürstliche Personen mehr hatten daran ihre besondere Freude und Ergötzlichkeit und bedienten sich dessen öfters auf ihren Kranken- und Sterbebetten. Auch schreibt Dr. Blumberg davon in Delic. Cygn. S. 728: „Dieses Lied ist mein vor Gott geschenktes Jawort und eines von meinen drei Meistergesängen, damit ich mich bei meinem Beruf zum Predigtamt nicht wenig aufgerichtet."

Von diesem Lied, das der Markgraf in Noth und Elend gesungen, erzählt Schubert im Alten und Neuen aus dem Reich Gottes.

4. Bd. 1. Abth. S. 36), wie es zweihundert Jahre später die Noth und das Elend eines armen Pfarrers zu Berlin gelindert hat: J. E. Kühze, erster Diakonus zu St. Nikolai in Berlin und Senior des Berliner geistlichen Ministeriums (geb. 1706), ward im J. 1760 von einer Entzündung des linken Auges überfallen, die, weil er sich nicht schonen konnte, allmählich in eine völlige Eiterung des ganzen Auges übergieng. Nach vielen Operationen erklärten zuletzt die Aerzte, das Auge sey unheilbar verloren und es müsse herausgeschnitten werden. Da kamen, als die Traurigkeit des Kranken eben auf den höchsten Grad gestiegen war, so daß er sich durch nichts mehr wollte trösten lassen, die Currentschüler vor sein Haus und sangen, gegen ihre sonstige Gewohnheit, langsam und andächtig das Lied: „Was mein Gott will." Der Kranke wird durch den Gesang so bewegt, daß er selbst mitsingt, und siehe! während des Gesangs klärt sich Alles in seinem Gemüth auf und er wird fröhlich in Hoffnung den ganzen Tag, und schläft die Nacht darauf sanft und wohl. Am nächsten Morgen fanden die Aerzte, die zur Operation kamen, eine wesentliche Verbesserung am Auge, und erklärten es für heilbar. Schon nach acht Tagen konnte der Kranke sehen.

411. Nicht der Anfang, nur das Ende.

Aus B. **Schmolke's** Liedersammlung: „Klage und Reigen" vom J. 1734, wo es unter den Tugendliedern über die erste Gesetzes-tafel (3. Gebot) steht und die Ueberschrift hat: „Um Beständigkeit im Glauben."

Vom Original fehlt V. 3.:

„Du bist treu in allen Dingen
Und dein Wort ist auch getreu,
Laß mich dir ein Herze bringen,
Welches deinem ähnlich sey.

Wanket oft mein Fleisch und Blut
Und entfället mir der Muth,
So laß doch den rechten Glauben
Nicht aus meinem Herzen rauben."

Dasselbe hat noch folgende Eigenthümlichkeiten: Vers 1. Z. 2.: „Krönet die Beständigkeit." Z. 8.: „Glauben und Gewissen halte." Vers 2. Z. 2—4.: „Welcher Fluth und Sturm verlacht, und nicht von der Stelle weichen, wenn der Erde Abgrund kracht." Z. 6.: „Mein Compaß und Wegelicht." Vers 6.: „Gib mir, daß ich an dir klebe, wie die Klett' am Kleide hangt, und durch Glauben in dir lebe, bis mein Kampf den Sieg erlangt."

Zur Melodie s. Nro. 572.

412. Ringe recht, wenn Gottes Gnade.

Von Johann Joseph **Winkler**, Prediger zu Magdeburg (Thl. I. 247), gedichtet auf der seligen Frau Ursula Maria Zornin, geb. Bernhardin zu Berlin, drei Leibsprüche — Luc. 13, 24. Phil. 2, 12. 1 Mos. 19, 15—22. So steht es zum erstenmal gedruckt

als Zugabe zu dem dieser Frau von Johann Lysius gehaltenen Leichensermon.

Freylinghausen nahm es in sein Gesangbuch auf, auch in den Cöthnischen Liedern steht es, mit dem Titel: „Vom Kampf und Sieg der Glaubigen." In Würtemberg stand es seither in keinem autorisirten Landesgesangbuch, wohl aber im neu eröffneten Andachtstempel vom J. 1740. Das Original hat 23 Verse, von welchen fehlen V. 11. 12. 14. 17—21. und der letzte Vers, der so lautet:

„Eile, lauf' ihm doch entgegen,
Sprich: Mein Licht, ich bin bereit,
Nun mein Hüttlein abzulegen;
Mich durst't nach der Ewigkeit."

Wichtig sind auch

V. 12.
Wahre Treu' führt mit der Sünde
Bis ins Grab beständig Krieg,
Richtet sich nach keinem Winde,
Sucht in jedem Kampf den Sieg.

V. 17.
Denkt bei jedem Augenblicke,
Ob's vielleicht der letzte sey;
Bringt die Lampen ins Geschicke,
Holt stets neues Oel herbei.

V. 20.
Lauf der Welt doch aus den Händen,
Dring' ins stille Zoar ein,
Eile, daß du mögst vollenden,
Mache dich von Allem rein.

Es war das Lieblingslied des in der Oberlausitz in gesegnetem Andenken stehenden frommen Diakonus Joh. Jak. Pötzschke zu Kittlitz bei Löbau, wo er am 20. Dez. 1823 als achtzigjähriger Greis heimgieng. Er verordnete, daß es bei seinem Begräbniß gesungen werde.

(Basl. Samml. 1825.)

Die Melodie aus G Dur, g a h a h c d c h, erscheint zum erstenmal in einem W. Gb. und ist jedenfalls vor 1760 bekannt.

413. Nicht, daß ich's schon ergriffen hätte.

Aus Gellert's „geistlichen Oden und Liedern" vom J. 1757 mit dem Titel: „Die Wachsamkeit."

Es ist die gereimte fünfte moralische Vorlesung der ersten Abtheilung seiner moralischen Vorlesungen (8. Bd. S. 125—132), wo er den Satz ausführt, wie die Tugend Wachsamkeit und Nachdenken erfordere, so wie Prüfung des Innersten, ob das Gute an uns aus dem Bewußtseyn einer göttlichen Verbindlichkeit, aus Gehorsam und Ehrfurcht gegen den Willen der Gottheit stammt oder aus Selbstliebe, Eigennutz, Ehrfurcht ꝛc. A. Knapp hat Recht, wenn er meint, Gellert habe dieses Lied gewiß nur gelesen, nicht gesungen wissen wollen.

Das Original ist hier vollständig gegeben, während das W. G. von 1791 das Lied mit V. 3. beginnen ließ.

Zur Melodie vgl. Nro. 316.

414. O Gottes Sohn, du Licht und Leben.

Das Original: „O Vaterherz, o Licht, o Leben" mit 11 Versen steht in Bogazky's „Uebung der Gottseligkeit in allerlei

geistlichen Liedern" vom J. 1749; auch in den Cöthnischen Liedern vom J. 1769. Bogazky dichtete es im J. 1725, als er sich nach einer Badekur in Carlsbad drei Monate lang zu seiner leiblichen und geistlichen Erholung bei dem frommen Grafen Henkel in Pölzig aufhielt (Thl. I. 256). Er berichtet darüber selbst, wie folgt: „Ich hatte dabei eine besondere Erquickung. Es war mir nämlich die so nahe Gegenwart meines Heilandes sehr klar und tröstlich. Ich sah ihn als meinen Berather und Führer an, und obgleich die Untergebenen es oft nicht gerne sehen, wenn ihr Aufseher immer um sie ist und auf alles ihr Thun acht gibt, so war es mir hingegen sehr lieb und tröstlich, daß mein Heiland immer bei mir wäre und auf mich sähe; und ich bat ihn herzlich, daß er mich nur stets in genauer Aufsicht haben und mich ja keinen Schritt allein gehen lassen möchte (V. 1.). Und Alles das, was damals in meinem Herzen war, brachte ich in dieses Lied, welches, wie es mir selbst ermunternd war, auch hernach manchen Andern zur Erweckung gedient hat, daher der selige Abt Steinmez in Klosterbergen auch einige Stunden darüber gehalten hat."

(Bogazky's Lebenslauf, von ihm selbst beschrieben. Halle. 1810. S. 140.)

Vom Original, das sich bereits im Eßlinger Gesangbuch von 1767 befindet, fehlen V. 2. 4. 7. 9. 10. Von diesen sollten, wenn auch, wie überhaupt das ganze Lied, einiger Nachbesserung bedürftig, nicht fehlen:

V. 2.
Was kann dein schwaches Kind vollbringen?
Ich weiß mir gar in Keinem Rath:
Drum sey in groß und kleinen Dingen
Mir immer selber Rath und That.
Du willst dich meiner gar nicht schämen,
Ich mag dich ja zu Allem nehmen,
Du willst mir selber Alles seyn.
So sollt' du denn in allen Sachen
Den Anfang und das Ende machen,
Dann stellt sich lauter Segen ein.

V. 4.
O daß ich auch im Kleinsten merke
Auf deine Weisheit, Güt' und Treu',
Damit ich mich im Glauben stärke,
Dich lieb' und lob' und ruhig sey,
Und deine Weisheit lasse walten,
Stets Ordnung, Maaß und Ziel zu halten;
Sonst lauf' ich vor, da lauf' ich an.
Drum mach' im Besten mich gelassen,
Nichts ohne dich mir anzumaßen,
Was du mir thust, ist wohlgethan.

V. 7.
O daß ich mich in nichts verweilte,
Was mir hat Zeit und Kraft verzehrt,
O daß ich stets zum Himmel eilte!
Mein Held, umgürte du dein Schwert,
Und brich durch alle Hindernisse,
Ja, laß nach deinem Wort die Füße
Hinfort gewisse Tritte thun.
Laß mich in allen Wort und Werken
Auf deines Geistes Trieb nur merken,
Denn ich bin ja dein Eigenthum.

Eigenthümlichkeiten des Originals bei den in das W. G. aufgenommenen Versen sind: Vers 1. Z. 6.: „Der Vater soll das Kind regieren." Vers 2. Z. 1.: „Du gängelst mich, ich kann nicht." Z. 5. 6.: „Ja deine Güte und Erbarmen soll mich umfangen und umarmen." Z. 10.: „So spür' ich täglich neue Treu'." Vers 5. Z. 1—4.: Du weiß'st allein die besten Waiden, auch das, was an mir Schaden übt, drum laß dein Schäflein Alles meiden,

was ihm nicht gute Nahrung gibt." Vers 5. Z. 1. 2.: „Du wollst ohn' Unterlaß mich treiben zum Wachen, Ringen, Fleh'n und Schrei'n." Z. 10.: „Und laß nichts lau- noch träges ein." Vers 6.: Z. 3—7.: „Das Schäflein trinkt aus deiner Fülle, die Braut steht aller Sorgen blos, sie sorget nur allein, in Allem, dir, ihrem Bräut'gam, zu gefallen; sie schmückt und hält sich dir bereit."

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Mein Schöpfer, der mit Huld und Stärke, c a a c d cis h a h h, ist eine ums Jahr 1824 von Schulmeister Weller in Vaihingen an der Enz (Thl. I. 669) auf das Lied Nro. 46. im W. G. von 1791 neu erfundene Weise, die sich nun zum erstenmal in einem Ch. befindet. Christmann hatte im J. 1792 und Knecht im J. 1797 zu demselben Liede je eine besondere Weise erfunden, welche beide im W. Ch. von 1798 stehen, die erstere aus **G Dur** (Nro. 55.), die letztere aus **A Dur** (Nro. 112.).

415. Seelen, laßt uns Gutes thun.

Aus Ph. Fr. **Hiller's** Schatzkästlein. 2. Thl. vom Jahr 1767 über das apostolische Wort Gal. 6, 9. mit dem Beisatz: „Dieß ist eine liebliche Ermunterung, daß wir zum Gutesthun willig werden."

Zur Melodie vgl. Nro. 351.

416. Mein Erlöser! schaue doch.

Aus **Tersteegen's** „geistlichem Blumengärtlein" vom Jahr 1731 mit der Ueberschrift: „Seufzer eines Gefangenen nach der Erlösung."

Dieses Lied dichtete er als Jüngling in dem merkwürdigen Zeitraum seines Lebens von 1719—1720 (Thl. I. 224), da er nach einem schon längere Zeit anhaltenden gottseligen Leben unter den größten Verleugnungen aller Sinnlichkeit (V. 2.) in eine große Finsterniß seiner Seele hineinkam, bei der er durch viele Dunkelheiten, Versuchungen und Proben gehen mußte und Gott ihm seine empfindliche Gnade entzogen hatte, um ihn zu läutern und vollends ganz zu befreien von allen geheimen Sündenbanden (V. 1. 3. 4.). Die ernstlichen Bitten, die er V. 5—9. Gott vorträgt, sonderlich die in V. 7. nach dem Erscheinen der lang verlangten Stunde, da er wieder von dem Geist von Oben, der da ist ein Freudengeist, gesalbet werden möchte, erhörte Gott im J. 1724, da er mit einemmale eine ganz besondere Mittheilung der göttlichen Gnade in seinem Herzen spürte und völlige Beruhigung in demselben einkehrte, worauf er dann das herrliche Freudenlied dichtete: „Wie bist du mir so innig gut, mein Hoherpriester du," welches billig diesem Klagelied zur Seite stehen sollte.

Das Original hat 12 Verse. Zur Geschichte des Gemüthszustandes Tersteegens setzen die fehlenden hier beigesetzt:

V. 2.
Meine Bande mannigfalt
Tiefe Seufzer aus mir zwingen.
Zions Hülfe, komm' doch bald,
Laß es mir durch dich gelingen;
Mache mich einst völlig frei
Von der Lüste Sklaverei.

V. 6.
Schau, wie ich entblößet bin,
Wie mein Herz im Kerker stöhnet,
Wie so inniglich mein Sinn
Sich nach meiner Freiheit sehnet.
Ach, zerreiß den Himmel doch,
Ach, zerbrich des Treibers Joch.

V. 8.
Jesu, ach, erbarm' dich mein,
Laß mich nicht im Elend hangen,
Mach' mich gründlich, frei und rein,
Nimm mein Herz dir ganz gefangen,
Komm' und werd' mir innig nah,
Du hast mich erkaufet ja.

Zur Melodie vgl. Nro. 351.

417. Jesu, hilf siegen, du Fürste des Lebens!

Ein „Machtlied" von Pfarrer **Schröder** zu Möseberg im Magdeburgischen (Thl. I. 247) ums J. 1697 gedichtet und erstmals gedruckt im Darmstädter Gesangbuch von 1698; im J. 1704 erschien es im ersten Theil von Freyl. G.

Der Hofprediger **Hedinger** zu Stuttgart, Dichter von Nro. 392., der dieses Lied in Würtemberg durch die Aufnahme in sein Gesangbuch vom J. 1700 einführte, ließ am letzten Tage vor seinem seligen Ende den Kapellmeister Schwarzkopf vor sein Sterbebette mit der Harfe treten, daß er ihm einige geistliche Lieder anstimme, die er dann mit dem Herzen mitsänge. Als nun derselbe diesen herrlichen Gesang anstimmte, konnte Hedinger trotz seiner Schwachheit vor Freuden sich nicht halten und rief mit lauter Stimme: „Viktoria, Viktoria! der Sieg ist errungen!"

(A. Knapp's Christoterpe. 1836.)

Das **Original** hat 16. Verse, von denen V. 2. 7. 8. 13. 14. und 16. ausgelassen sind. Bei dem 16. ist dieß zu beklagen (vgl. Nro. 223. im W. G. G. von 1741).

Die **Melodie**, $\overline{\text{cis}}$ h a gis fis e fis gis a h a aus A Dur, während sie in den W. Ch. von 1744—1828 aus B Dur gesetzt war, erscheint zuerst in Würtemberg im Anhang zu der Ausgabe des gr. Kirch.-G. vom J. 1711, wo sie in E beginnt.

418. O Durchbrecher aller Bande.

Aus Gottfried **Arnold's** kleinem Gesangbuch, wo es die Ueberschrift hat: „Um den Sieg des neuen Menschen"; er hat dieses Lied, in welchem er unter so vielen Kämpfen mit seinem Herzen, im eifrigen Ringen nach der Heiligung und im Ernste der Buße sein innerstes Gefühl ausspricht, im Jahr 1697 gedichtet (Thl. I. 214).

Als Arnold im J. 1698 seine Lehrstelle als Professor der Kirchengeschichte an der Universität Gießen niederlegte, schrieb er in seinem „offenherzigen Bekenntniß" über die Gründe zu diesem Schritt

Folgendes: „Die Sorge, daß er mit dem Kreuze Christi verfolgt werde, treibt den natürlichen Menschen, daß er lieber unter alle Satzungen sich verwahren läßt, nur daß ihm an seiner Gemächlichkeit, Respekt und Vortheilen nichts abgehe. So bald dann solche arme Seelen an Andern einen Ernst sehen, wie sie dem Himmelreich Gewalt zu thun trachten, so müssen sie freilich um ihrer Sicherheit willen die Andern unter allerlei Vorwand als gefährlich und verdächtig vorstellen" (— worüber gerade er „Schaden, Spott und Schande" in besonderem Maße zu erfahren hatte), „obschon dieselben eine Kraft und Gnade genießen, wovon Vernunft, Heuchelei, Selbstliebe, Mundgeschwätz, ja alle Welt nichts weiß. Man muß den Kreuzweg finden, daß man selig werde."

Es ist das tägliche Gebetslied ernstlicher Christen, die das apostolische Wort Ebr. 12, 14. sich zur Regel und Richtschnur ihres Lebens gemacht. Man kann es aber deren Manche oft mehr heraussenfzen, als singen hören.

V. 8. ist aus V. 8. und 9. des möglichst treugegebenen Originals zusammengezogen (vgl. Nro. 220. im W. G. 1741). Erst in dem dritten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts fand das Lied in W. Aufnahme; in den Ausgaben des Hedinger'schen Herzensklangs 1700 bis 1713 steht es noch nicht.

Zur **Melodie** vgl. Nro. 132. Das Ch. von 1828 gab eine besondere ältere Melodie für dieses Lied aus **C Moll g g c d es d c b g** und das von 1744, enthielt gleichfalls eine eigene aus **D Dur, d e fis e fis gis a a**, die sich bei Freyl. Thl. I. 1704 findet. Sonst wurde das Lied meist nach der Weise: „Werde munter mein Gemüthe —" gesungen, worauf z. B. schon das Ch. von 1777 verweist.

Himmlischer Sinn.

421. Himmelan, nur himmelan.

Zuerst gedruckt in den „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit. Basel. 1806. 7. Stück" mit der Ueberschrift, „Unser Wandel ist im Himmel. Phil. 3, 20. Aufruf an alle Christen. Im Ton: Was ist schöners wohl."

Der Dichter desselben, der sel. Stadtpfarrer J. Gottfried **Schöner** zu Nürnberg, war eines der Hauptmitglieder der ascetischen Gesellschaft zu Basel, welche jene Sammlungen herausgibt (Thl. I. 572).

In diesem köstlichen Himmelsliede, das schon Vielen im Volke zum Lieblingsliede geworden ist, spiegelt sich der in der Kreuzschule gebildete Himmelssinn desselben recht klar und helle ab.

Neben die Worte des 2. Verses ist das Zeugniß Schu-

bert's über Schöner zu halten: „Der hat es auch an sich selber erfahren, daß das Gebet in Christo des Christenthums Anfang, Mittel und Ende sey. Darum ermahnte er auch immer so dringend und so oft in seinen Gesprächen, wie in seinen Predigten, zum Gebet. Nicht lang vor seinem Tode noch schrieb er einer Freundin die Worte ins Stammbuch: „„Betet ohne Unterlaß — wer beten kann, ist selig d'ran;““ — und ich habe kaum einen Andern kennen gelernt, der das Beten ohne Unterlaß so vermochte und übte, als der selige Schöner, und dem man die Seligkeit, die Ruhe des Herzens, welche ein beständiges Gebet gibt, so durch und durch anmerken konnte, als ihm. Diese Ruhe und Seligkeit ergriff auch andere Seelen, wenn sie beunruhigt und gebeugt von allerhand Schmerz und Noth zu dem Greise kamen“ (V. 4.).

(Altes und Neues. 3. Bd. S. 254.)

Neben die Worte von V. 6—8. — Schubert's Zeugniß von Schöner's Geduld und Sanftmuth in allen Leiden, und allermeist in seinen letzten: „Da harrete er von einer Morgenwache zur andern auf Gott, der da hilft, und war stille zu seinem Herrn Herrn, der vom Tode errettet; nur der einzige Seufzer entquoll oft seinem Herzen: „„Ach, wär' ich dort oben!““ Man sah keine verdießliche Miene in seinem Gesicht und vernahm keine Klage über seine Leiden. Er stimmte in seliger Hoffnung dem Worte Pauli Röm. 8, 18. bei.“

Zur Melodie vgl. Nro. 328.

E. Nächsten-Liebe.

424. Nur wo Lieb' ist, da ist Wahrheit.

Aus einer neuern Sammlung von A. Knapp überarbeitet und vermehrt.

Zur Melodie s. 62. 67.

425. Ach, Jesu! gib mir sanften Muth.

Der Dichter dieses alten, gediegenen Liedes von der Bruderliebe, Dr. **Maukisch**, Professor der Theologie in Danzig (Thl. I. 165), hatte als Wahlspruch die Worte: „Dives Jehovae misericordia“ — „reich ist Gottes Barmherzigkeit!“ Aus solchem Gefühl des göttlichen Erbarmens, als der rechten Quelle, floß dieses Lied (Luc. 6, 36.). Es steht in Maukisch's Liedersammlung vom J. 1656, die den Titel hat: „Lobsingende Herzensandacht über die Evangelia.“

Zur Melodie vgl. Nro. 24.

427. So Jemand spricht: ich liebe Gott.
428. Wer dieser Erde Güter hat.

Diese beiden Lieder sind in **Gellert's** „geistlichen Oden und Liedern“ vom J. 1757. Ein Lied unter dem Titel: „Die Liebe des

Nächsten". Das erstere ist gebildet aus V. 1. 10—14., das Andere aus V. 2—9. des Originals. Es sind, wie Nro. 413., Moralgedichte zum Lesen und nicht zum Singen.

Alle, die Gellert kannten, sind darüber eins, daß sein ganzes Wesen voll einnehmender, theilnehmender Liebe war. Niemand lernte ihn kennen, ohne gleich sein liebreiches und mitleidiges Herz gegen alle Menschen hochzuschätzen. Er hatte fast immer nur mittelmäßige Einkünfte, aber dennoch war er allezeit zum Wohlthun geneigt; er half überall mit Freuden, wenn er auch zuweilen selbst das Nothwendigste mit den Armen theilen mußte; ja er erlaubte sich selbst wenig Bequemlichkeiten, um desto leichter und öfter helfen zu können. Man weiß, daß er hülflose Kranke aufsuchte und ihnen Erquickungen und Geld schickte; besonders sorgte er für die Armen in harten Wintern, ohne sie wissen zu lassen, wer ihr Wohlthäter war (Nro. 428, 4.). Er verbarg wo möglich seine Hülfe. Reichte sein eigenes Vermögen nicht zu, so machte er sich eine Pflicht daraus, andere Vermöglichere anzusprechen; selbst an seinen Geschenken, die ihm oft zu seiner eigenen Unterstützung von dankbaren Schülern und Verehrern aus Nah und Fern geschickt wurden, ließ er die Nothleidenden Theil haben. Man hörte ihn alsdann öfters sagen: „Ich will gegen Andere gutthätig zu seyn suchen, wie es Andere gegen mich sind, und das unerkannt, ohne Geräusche, und zwar aus Religion und Dankbarkeit gegen Gott, unsern höchsten Wohlthäter" (V. 3. 8.).

Auch war Gellert, so streng er über Laster und Sünden richtete, doch mitleidig gegen die Sünder, immer geneigt, Alles zum Besten zu kehren (428, 2. 427, 4.), und besonders auch begierig, sie durch seine Dienste, durch Rath und Zuspruch vom Verderben zu erretten. Dieß hat er namentlich an vielen unordentlich wandelnden Jünglingen der Hochschule bewiesen.

Zur **Melodie** vgl. Nro. 379. Das W. Ch. von 1798 und und 1828 enthält eine besondere Melodie: „So Jemand spricht ꝛc." aus As Dur, welche durch N. F. Auberlen in Fellbach im J. 1794 aus einer 1758 von C. Ph. Em. Bach componirten Ode zu Gellert's Liedern in einen Choral verwandelt wurde.

429. Herr, lehre du mich deinen Willen.

Aus dem ersten „Hundert christlicher Lieder" **Lavater's** vom J. 1776.

Ein festes Siegel drückt diesem Liede Lavater's eigener Sinn und Wandel auf (Thl. I. 519).

Er that unglaublich viel für die armen Brüder. Kein Opfer war ihm zu groß, das er nicht gerne mit Freuden gebracht hätte, und sein Herz fühlte nicht das Mindeste von Anhänglichkeit an irdische Güter, wenn er Jemand wußte, dem er seine Lasten erleichtern oder Freude machen konnte. In jeder dringenden Noth suchte man bei ihm

Rath und Hülfe — und das nie vergebens. Viele seiner Gemeindegenossen sind Zeugen davon, mit welcher Anstrengung er ihnen aus Verlegenheiten und Nöthen half. Er gab, wo er immer geben konnte, selbst, wo es seine Kräfte überstieg, und wenn er selbst nicht hatte zu helfen, so machte er den unermüdlichen Fürbitter bei seinen vermöglichern Freunden, um Gaben für die Armuth zu erhalten. Als im Winter von 1770 auf 1771 eine schreckliche Theurung das Züricher- und das ganze Schweizerland drückte, forderte er nicht nur in seinen Predigten kräftig zur Wohlthätigkeit auf, sondern that selbst auch, was er konnte, für die Armen. Haufenweise kamen die elenden Hungrigen in sein Haus, das um diese Zeit einem Armenamte glich; Manchen, der vor Schwäche oder Alter nicht mehr recht gehen konnte, führte Lavater selbst die Treppe hinauf zu seiner Frau, die immer einen Topf voll kräftiger Suppe am Feuer hatte.

(Lavater's Leben von G. Geßner. 2. Bd. S. 280.)

Es wird nicht leicht ein Mann gefunden werden, dem mehr durchaus falsche, grundlose Dinge zur Last gelegt wurden, als Lavater'n. Dennoch war er gegen solche Lästerer stets versöhnlichen Sinnes, und das bittere Leiden über solche Lügen machte ihn nie menschenfeindlich. Der schöne Gedanke trat immer wie ein Engel des Lichts mitten in die Empfindlichkeit über Beleidigungen vor seine Seele: „Sieh in jedem deiner bittersten Feinde und in jedem Unschuldigen oder Schuldigen, den du hassest, einen künftigen Freund und Verehrer." Ja, er sagte einmal ganz versöhnlichen Sinnes in den letzten Monaten seines Lebens: „Alle Leiden, die mir meine Feinde gemacht, kommen in kein Gleichgewicht mit denen, die mir meine Freunde gemacht" (V. 3.). Ihm ward eigentlich angst und bange, wenn er nur von ferne bemerkte, daß sich irgendwo Zwist erheben wollte; er stellte sich immer dazwischen, und es war ihm nichts zu schwer, was er thun konnte, um Alles zum Besten zu kehren und in ein gut Geleis zu bringen.

(Lavater's Leben von G. Geßner. 2. Bd. S. 313. 354 &c.)

Als der selige Israel Hartmann, der treue, fromme Lehrer am Waisenhaus zu Ludwigsburg (vgl. zu Nro. 3.), in den Jahren 1777 und 1778 viele verborgene Leiden zu tragen hatte und es bei ihm manchen trüben, düstern Tag, manche unruhige, traurige Nacht gab über häuslichen Mißverständnissen, schmerzlichen Erfahrungen in der Kinderzucht, Betrübnissen und Entzweiungen, waffnete er sich alle Tage beim Aufstehen zu freundlicher Geduld und demüthiger Liebe durch das Gebet des 5. u. 6. Verses.

(Basl. Samml. 1842. S. 338.)

Zur Melodie vgl. Nro. 22.

431. Christ, wenn die Armen manchesmal.

Von Wilhelm Hey, Superintendenten zu Ichtershausen bei Gotha (Thl. I. 625), zum erstenmal im J. 1835 veröffentlicht in

A. Knapp's Christoterpe, einem Taschenbuch für christliche Leser. Es gehört zu der unter dem Titel: „Biblische Bilder" darin mitgetheilten Liedergruppe von 23 Liedern, und ist das letzte der Lieder über den Spruch: Offenb. 3, 20. Im Original lautet der Anfang: „Wenn auch vor deiner Thür' einmal wohl Arme seufzend steh'n rc."

432. Vater! sieh' auf unsre Brüder.

Aus Ph. Fr. Hiller's Schatzkästlein. 2. Thl. vom Jahr 1767 über das apostolische Wort 2 Theff. 3, 1. 2. mit dem Beisatz: „O, wie Viele sind noch unter dem Druck des Thiers, für die wir zu beten haben."

F. Einzelne Tugenden und Pflichten.

a) Weisheit.

435. Die Weisheit dieser Erden.

Aus Ph. Fr. Hiller's Schatzkästlein. 2 Thl. vom Jahr 1767 über 1 Cor. 2, 6.

Zur Melodie vgl. Nro. 12.

437. Eins nur wollen, eines wissen.

Aus den 550 Liedern des schwäbischen Bauern Michael Hahn (s. zu Nro. 273.).

Es ist ein Lied „über die wahre Einfalt". Die vom Original aufgenommenen Verse sind möglichst treu wiedergegeben. Es fehlen V. 5—8. 11—13. Hier finden sich z. B. Stellen, wie: „Bin ich aller Welt ein Simpel, so bin ich der Engel Lust; Einfalt ist des Herren Tempel und sein Sitz ist in der Brust" (V. 6.) oder:

„Lauft nicht alle Welt voll Narren,
Die im blinden Unverstand
Mit Vergänglichkeiten barren,
Nämlich nur mit Koth und Sand?
Diese wollen weise seyn,
Bilden sich die Klugheit ein" (V. 12.).

Zur Melodie s. Nro. 559.

b) Wachsamkeit und Treue.

438. Mache dich, mein Geist, bereit.

Hof- und Justizrath Freystein in Dresden (Thl. I. 210), selbst zum Wachen gebracht durch seines Beichtvaters, Spener's, eindringliche Schriften, soll nach B. Haug dieses Lied bei einer ganz besondern Gelegenheit in Quedlinburg gedichtet haben. Es findet sich schon im Dresden'schen Gesangbuch vom J. 1729 mit der Ueberschrift: „Von der geistlichen Wachsamkeit. Matth. 26, 41."

Es ist ein ächt volksmäßiges, kraftvolles Mahnlied zur Wach-

samkeit wider die drei Hauptfeinde jedes Christen, Satan (V. 4.), Welt (V. 5.) und eigenes Fleisch (V. 6.).

In Vers 1. Z. 5—8. ist inconsequent die ursprüngliche Fassung: „Denn es ist Satans List, über viele Frommen zur Versuchung kommen" im W. G. verwischt (s. Nro. 239. im W. G. von 1741).

Die **Melodie** aus E Dur, gis gis h̄ h̄ c fis gis, ist keine Stammmelodie zu diesem Liede, sondern ist ursprünglich zu dem Liede des Albinus: „Straf' mich nicht in deinem Zorn" von Johannes Rosenmüller (Thl. I. 428) im J. 1655 gefertiget, als er von Hamburg aus, wohin er sich aus Leipzig wegen eines schweren Verdachts, der „wegen eines greulichen Lasters contra sextum" auf ihn fiel, geflüchtet hatte, bei seinem Churfürsten, Johann Georg von Sachsen, ein Gnadengesuch einreichte. Er soll dieses Lied mit obenstehender Melodie seinem Gnadengesuch beigelegt haben, um seine Bitte recht beweglich zu machen. Der erste Vers davon lautet:

„Straf' mich nicht in deinem Zorn,
Großer Gott! verschone:
Ach! laß mich nicht seyn verlor'n,
Nach Verdienst nicht lohne:
Hat die Sünd',
Dich entzünd't,
Lösch ab in dem Lamme
Deines Grimmes Flamme."
(s. Nro. 244. im W. G. von 1741).

Casp. Wezel legt wenigstens (Hymnop. Thl. II. S. 404—407.) einen Brief von Albinus Sohn vom 8. Mai 1714 vor, worin dieser bezeugt, von seinem Vater selbst gehört zu haben, daß er das Lied: „Straf' mich nicht ꝛc." und andere mehr für Rosenmüller gemacht habe. Winterfeld konnte übrigens nirgends einen Tonsatz Rosenmüllers für diese Melodie auffinden und läßt daher die Urheberschaft Rosenmüllers dahingestellt. Das Lied mit seiner kräftigen Weise gewannen aber nach Seiffart's Del. mel. S. 1177 viel fromme und betrübte Seelen bald so lieb, daß sie es nicht nur von der Cantorei und Schülern wöchentlich vor der Thür absingen ließen, sondern auch für sich täglich zu singen pflegten. In W. findet sich diese Melodie in dem Ch. von 1711. Hier ist sie aber durch eine Menge geschleifter Zwischennoten entstellt.

439. Welch' eine Sorg' und Furcht.

Aus des Stuttgarter Hofpredigers Dr. Hedinger (Thl. I. 281) „andächtigem Herzensklang" 3. Ausgabe vom J. 1713, wo es im Anhang zum erstenmal gedruckt erscheint, unter dem Titel: „Von Behutsamkeit im Christenthum."

Im Original heißt es bei V. 3. in der 7. und 8. Zeile gerade heraus:

„Ein einzig räudig Schaf
Verderbt den ganzen Stall."

Es fehlen ohne Schaden V. 6. 9. Auch ist aus V. 11. u. 12. der 9. Vers gebildet (vgl. Nro. 238. im W. G. 1741).

Als Hedinger im Dez. 1704 zu Stuttgart auf dem Sterbebette lag, ermahnte er die Seinigen unabläßig zu einem ernstlichen Christenthum und rief unter solchen Reden einmal aus: „Welch' ein elender Mann wäre ich, wenn ich mich jetzt erst bekehren und unter vielen Aengsten auf der Aerzte Gesichter Achtung geben müßte, was sie von meiner Krankheit urtheilen und wie lange meine Buß- und Lebenszeit etwa noch währen möchte! So aber kann ich mich mit süßer Ruhe in den Arm und Schooß meines Jesu, dem meine Seele anhangt, als ein Kind hinlegen und mein schon längst bestimmtes Stündlein mit Freuden erwarten."

(A. Knapp's Christoterpe. 1836.)

Zur Melodie vgl. Nro. 20.

440. Ohne Rast und unverweilt.

~~Von J. S. Diterich~~ (Thl. I. 480), gedichtet über einen Abschnitt in Gellert's moralischen Vorlesungen. II. Abth. 3. Regel: „Wende die Erkenntniß deiner Pflichten beständig auf dein Herz und Leben an; bereite dich zu jedem Tage weislich vor und prüfe dich am Ende desselben sorgfältig" S. 166—180.

Die **Melodie**, c̄ b as c̄ ēs des c, ist eine liebliche Melodie Knecht's vom J. 1797, die zuerst im W. Gb. von 1798 erschien. Man hört sie in Würtemberg gar oft von den Thürmen abblasen.

441. Der letzte Tag von deinen Tagen.

Aus der ersten Sammlung der geistlichen Lieder Christoph Friedrich **Neander's**, die er als Pfarrer zu Gränzhof in Kurland im J. 1766 herausgab. Das Lied hat dort den Titel: „Ermunterung zum weisen Gebrauch der Zeit." Das Original hat die Anfangsworte: „Er eilt, der letzte von den Tagen, den du hier lebest, Mensch, herbei."

Neander (Thl. I. 498) pflegte als Greis gar oft zu sagen: „Es kommt Alles darauf an, wie wir mit dem empfangenen Pfunde wuchern. Das Leben ist kurz, ob zwar Tage und Stunden den Menschen bisweilen lang währen. Aber wer die Zeit weise nützt, dem wird ein kurzes Leben lang genug, doch jeder Tag zu kurz seyn." Mit solchen Reden suchte er, wo er konnte, die, mit denen er umgieng, darauf hinzuweisen, daß unser Stand hienieden nur ein Vorbereitungsstand zu einem höhern sey.

(Bruchstücke aus Neander's Leben von Ch. L. von der Recke. 1804. S. 90.)

Zur Melodie vgl. Nro. 590.

442. Ein Ausblick in die Ferne.

Aus Ph. Fr. Hiller's Schatzkästlein. 2. Thl. vom Jahr 1767 über das apostolische Wort 1 Cor. 15, 33. mit dem Beisatz:

„Dieß sind gar oft die schädlichen Früchte der gewöhnlichen Gesellschaften. Die edle Zeit und die guten Sitten sind verloren."

Zur Melodie vgl. Nro. 599.

444. Welch' eine Stund' im ganzen Leben.

Der edle Carl Heinrich v. Bogazky (Thl. I. 256) dichtete dieses Bereitschaftslied in der Zeit seines Ehestandes 1726—1734 aus einer besondern Veranlassung, die er selbst also berichtet: „Ich wurde nämlich krank am Leibe und kam darüber auch in eine Krankheit des Gemüths und in große Todesfurcht. Ich hatte vorher keine Todesfurcht gehabt. Bei dieser Krankheit aber besorgte ich einen Steckfluß und kam darüber in große Furcht vor dem Ersticken. Bei solcher Todesfurcht setzte ich dieses Lied auf, das ich auch nach der Zeit oft gebetet habe, und der Herr hat es auch an mir nicht ungesegnet gelassen und sodann auch an Andern gesegnet. Alle Abend hielt ich mit meinen Leuten eine Betstunde, und meine Frau hielt sie früh. In meinem ganzen Ehestande ist mir das gemeinschaftliche Gebet mit ihr immer das Liebste und Gesegnetste gewesen." Bogazky sang schon als junger Mensch von zwanzig Jahren am liebsten Sterbelieder und als er in den besten Jahren stand, gieng er, behaftet mit körperlicher Schwachheit, mit lauter Sterbegedanken um und setzte bereits 1 Tim. 1, 15. als seinen Leichtext fest. Das berichtet er namentlich auch von dem Jahr 1726, dem Jahr seiner Verheirathung. So gieng er von Jugend an bis ins Greisenalter († 1774) einher auf dem Pilgerweg, das Gebet Mosis Psalm 90, 12. im Herzen tragend.

Das Lied erschien zum erstenmal gedruckt im Jahr 1749 in seiner „Uebung der Gottseligkeit".

Zur Melodie vgl. Nro. 132.

c) Demuth und Geduld.

445. Hinab geht Christi Weg.

Dieses Mahnlied zu christlicher Demuth in Christi Fußstapfen wollte sein Dichter, der würtembergische Rath und Marktvorsteher zu Nürnberg, A. Ingolstetter (Thl. I. 179), wie alle weiteren Lieder, die er dichtete, aus Demuth nie dem Druck übergeben, so daß es erst längere Zeit nach seinem Tod im J. 1711 bekannt wurde. Obwohl ein reicher Kaufmann und angesehener Rathsherr von Nürnberg, war er doch von Herzen demüthig und gab von seinem Ueberfluß nach dem er hatte, als ein reichlicher und fröhlicher Geber der Armen (V. 4.), für deren Kinder er eine Armenschule errichten half (Thl. I. 179).

447. Geduld ist euch vonnöthen.

In Ebelings Ausgabe der geistlichen Andachten P. Gerhard's vom J. 1666—67 hat dieses Lied die Ueberschrift: „Auß dem

10. Kapitel der Epistel an die Ebräer Vers 35. 36. 37." Es erschien zuerst in Joh. Crüger's »praxis pietatis melica« vom J. 1666.

Das Original hat 14 Verse, wovon V. 2. 3. 6. 12. ohne Schaden weggelassen sind. Es steht in W. zuerst in Hedinger's Gesangbuch vom J. 1700, blieb aber in dem von 1741 weg.

In Vers 5. (Orig. 8.) ist Z. 8. die ursprüngliche Fassung: „Satans List und Gift;" Vers 6. Z. 8.: „Zum Stillseyn ein Gelübd." Sonst ist das Original ganz rein bewahrt.

Zur Melodie vgl. Nro. 366.

449. Was ich nur Gutes habe.

Eine freie Ueberarbeitung und Umdichtung von **Gellert's** geistlicher Ode: „Was ist mein Stand, mein Glück und jede gute Gabe?" mit dem Titel: „Wider den Uebermuth", welche J. S. Diterich (Thl. I. 480) mit zu Grundlegung der 20. moralischen Vorlesung Gellert's von der Demuth (III. Abth.) gefertigt und in seine „Lieder für den öffentlichen Gottesdienst. Berlin. 1765" aufgenommen hat.

In jener Vorlesung beschreibt Gellert den Demüthigen als denjenigen, welcher alle seine Gaben, sie mögen groß oder gering seyn, als freiwillige und unverdiente Geschenke aus der Hand Gottes betrachtet, als solche sie anwendet und verbessert, und sich seiner eigenen Mängel und Fehler bewußt zu seyn bestrebt.

Gellert's Freund, A. Cramer, sagt von ihm in der Beschreibung seines Lebens: „Nichts kann ernstlicher und gewissenhafter seyn, als die Sorgfalt, die Gellert darauf verwandte, immer demüthiger zu werden. Er gestand selbst freimüthig, daß er keine Leidenschaft mehr zu fürchten hätte, als die Eitelkeit (V. 5.), und bemühte sich daher eifrig, alle Regungen zu derselben in ihrem ersten Keime zu ersticken. Wurde er von Kennern oder Rechtschaffenen gelobt, so konnte er in jungfräulicher Schamhaftigkeit ein Erröthen nie zurückhalten."

Zur Melodie vgl. Nro. 571.

d) Wahrhaftigkeit.

450. Gott, der du Herzenskenner bist.

Von J. D. C. **Bickel**, Nassau-Using'schem Superintendenten in Mosbach (Thl. 491), für das durch ihn besorgte neue Nassau-Usingen'sche Gesangbuch vom J. 1779 gedichtet.

Die vorgezeichnete **Melodie**: „O Ewigkeit, du Donnerwort", es $\bar{g}$ as b b c $\bar{d}$ $\bar{es}$, ist von dem berühmten Tonmeister Joh. Schop zu Hamburg (Thl. I. 422) ursprünglich auf das Rist'sche Lied „von den fünf Wunden":

„Wach' auf, mein Geist, erhebe dich,
Wach' auf, hie sind fünf Todesstich'
Und Wunden deines Herren!
Wach' auf, laß Welt und Wollust seyn,
Ich will dich in die Höl' hinein
Immanuels versperren.
Wach' auf, mach' Herz und Augen satt
Am Kreuz allhie bei Davids Stadt,"

im dritten Zehn der „himmlischen Lieder", gefertigt, und mit dieser Liedersammlung, die die Ueberschrift hat: „Hochwichtige Betrachtungslieder" zum erstenmal im J. 1642 erschienen.

Diese Melodie nahm sodann Joh. Crüger, der große Berliner Tonmeister, in seine bei Runge im J. 1657 herausgegebene „geistliche Lieder und Psalmen" auf, legte ihr aber als Text ein anderes der himmlischen Lieder Rist's unter, das Lied:

„O Ewigkeit, du Donnerwort,
O Schwert, das durch die Seele bohrt!
O Anfang sonder Ende!
O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit,
Ich weiß für großer Traurigkeit
Nicht, wo ich mich hinwende!
Mein ganz erschrock'nes Herz erbebt,
Daß mir die Zung' am Gaumen klebt"
(s. Nro. 241. im W. G. von 1741),

mit welchem später der zu Dresden im J. 1715 hingerichtete, berüchtigte Räuber Lips Tullian Viele von seiner Diebsrotte beim Verhör zur Erkenntniß und Geständniß brachte. Auch der berüchtigte Räuber Damian Hessel wurde durch dieses Lied vor seiner Hinrichtung noch gründlich bekehrt. Crüger behielt zwar die Grundzüge der Schop'schen Melodie bei, gab ihr jedoch eine bestimmtere Gestalt und kräftiger ausgesprochene Wendungen, so daß sie mit eben so viel Recht auch ihm zugeschrieben werden darf, wie ihrem frühern Erfinder, Schop. In der Crüger'schen Umbildung vom J. 1657 kam diese ursprünglich von Schop im J. 1642 erfundene Weise in kirchlichen Gebrauch und erschien so in Würtemberg zum erstenmal im Anhang zu der Ausgabe des gr. Kirch.-G. vom J. 1711, von wo an sie sich durch alle Choralbücher erhält.

Eine andere Melodie von Tob. Zeuschner findet sich in Peter Sohr's musikalischem Vorschmack der jauchzenden Seelen im ewigen Leben. Ratzeburg. 1683.

e) Genügsamkeit.

452. Nur für dieses Leben sorgen.

Aus Ph. Fr. Hiller's Schatzkästlein. 2. Thl. vom Jahr 1767 über Phil. 4, 5. 6. mit dem Beisatz: „Glaube, daß der Herr nahe ist, macht sorgenfrei."

Zur Melodie vgl. Nro. 107.

453. Wohl dem, der beſſ're Schätze liebt.

Ein trockenes Moralgedicht aus Gellert's geistlichen Oden und Liedern vom J. 1757 mit der Ueberschrift: „Wider den Geiz",

womit zu vergleichen die 19. moralische Vorlesung Gellert's. III. Abth. Nro. 4. 9. Band. S. 66—73. Das Original ist wörtlich wieder gegeben.

Zur Melodie vgl. Nro. 379.

454. Zweierlei bitt' ich von dir.

Von P. Gerhard gedichtet über König Salomonis Gebet Sprüchw. 30, 7—9. — ein Seitenstück zu P. Eber's Lied: „Zwei Ding', o Herr, bitt' ich von dir". Es steht schon im Berliner Gesangbuch von 1653.

In den Lebensregeln, welche Gerhard noch vor seinem Tod für seinen 14jährigen Sohn aufsetzte, schreibt er ihm als fünfte und letzte Regel vor:

„Den Geiz fleuch als die Hölle, laß dir gnügen an dem, was du mit Ehren und gutem Gewissen erworben hast, obs gleich nicht allzu viel ist. Beschert dir aber der liebe Gott ein Mehres, so bitte ihn, daß er dich vor dem leidigen Mißbrauch des zeitlichen Guts bewahren wolle."

Eigenthümlichkeiten des sonst treu bewahrten Originals sind: Vers 3. Z. 3—5.: „zur Noth hier mein täglich Bißlein Brod! Ein klein wenig, da der Muth ꝛc." — V. 5. Z. 3.: „untreu, stiehlt und stellt". — V. 6. Z. 4.: „Höllenmeer". — Z. 7.: „Dafür ich dir danken will".

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Singen wir aus Herzensgrund", **g b a g fis g a**, im dreitheiligen Takte, ist nach C. Häußer eine uralte Melodie, gebräuchlich zu dem lateinischen Weihnachtsgesang: »**In natali Domini omnes gaudent angeli**«, zu deutsch: „Als Christus geboren war, freuet sich der Engel Schaar". In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts wurde sie übergetragen auf das Tischlied B. Ringwaldt's:

„Singen wir aus Herzensgrund,
Loben Gott mit uns'rem Mund,
Wie er sein' Güt' an uns beweist,
So hat er uns auch gespeist,
Wie er Thier und Vögel ernährt,
So hat er uns auch beschehrt,
Welch's wir jezund hab'n verzehrt."

Weil man Selneccer längere Zeit für den Dichter dieses Tischlieds hielt, schrieb man ihm auch die Melodie zu. Allein unter allen seinen Melodien findet sich keine solche Weise mit sieben trochäischen Zeilen. In W. findet sie sich zuerst im Anhang zum gr. Kirchengesangbuch vom J. 1711. In dem Choralbuch von 1744 hat sie auch nach einem Liede J. Heermann's den Namen: „Treuer Wächter Israel" (s. Nro. 344. im W. G. von 1741).

455. Wenn ich mir auf viele Jahre.

Aus Ph. Fr. Hiller's Schatzkästlein. 2. Thl. vom Jahr 1767 über Luc. 12, 20. 21. Der letzte, am Schluß etwas ungeeignete Vers des Originals ist weggelassen.

Beim 4. Vers, der mit Bezug auf Matth. 16, 26. gedichtet ist, verdient folgende Geschichte, die mit diesem Spruch sich zutrug, erwähnt zu werden:

Zu Anfang des Jahrs 1844 starb in einem Dorfe Vorpommerns ein alter Bauersmann im Hause einer seiner verheiratheten Töchtern. Unter seiner geringen Verlassenschaft war ein Schuldschein über 25 Thaler, die er dieser Tochter und ihrem Manne geliehen hatte. Diese reizte nun die Habgier, sich des Schuldscheins zu bemächtigen. Wie das anzugreifen sey, das berathschlagten die zwei Eheleute öfters mit einander. Eben sprachen sie eines Abends auch wieder davon, aber ganz leise, damit ihr dreizehnjähriges Töchterlein, das gerade sich abmühte, ihre Sprüche für die Schule zu lernen, nichts davon hören möchte. Da sagte dasselbe in seiner eintönigen Weise wohl hundertmal den Spruch: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne ꝛc." laut vor sich her. Das störte die Eltern, und sie geboten dem Mädchen zu Bette gehen. Aber noch ehe dasselbe einschlief, tönte es ein paarmal verstohlen aus dem Kissen heraus zu der Eltern Ohren: „Was hülfe es dem Menschen ꝛc." Endlich verschloß der Schlaf des Mädchens Mund und die Eltern verabredeten vollends ihren Plan. Früh Morgens geht der Vater als Drescher zur Arbeit in die Scheuer, aber ehe er zur Thür hinaus ist, tönt es aus seines Töchterleins Bett ihm wieder an die Ohren: „Was hülfe es dem Menschen ꝛc." Das Kind war früh aufgewacht und wollte seinen Spruch noch einmal repetiren, gab aber damit unwissend, als Werkzeug in Gottes Hand, dem Vater eine Warnung, die nicht vergebens war. Diese Gottesworte hatten allmählich die harte Kruste seines Herzens aufgelockert und mürbe gemacht, wie sanfter Regen selbst den härtesten Boden erweicht. In der Scheuer klingt ihm die Mahnung jenes Spruches immer in die Ohren, er drischt und drischt und will damit die innere Stimme übertäuben, je kräftigere Schläge er aber mit seinem Dreschflegel thut, desto lauter und immer lauter schrie in ihm jene Stimme und ließ ihm keine Ruhe, bis ers endlich nicht mehr aushalten kann, den Dreschflegel wegwirft und nach Haus lauft, um seiner Frau gerade aus zu erklären, aus ihrem gestrigen Plane könne nichts werden, um ein Paar schnöder Thaler willen möge er sein Seelenheil nicht auf das Spiel setzen. Als er zur Thüre eintritt, kommt ihm seine Frau mit derselben Erklärung entgegen, denn auch ihr hatte sich das göttliche Wort wie ein Hacken in das Herz geworfen, der immer tiefer hineindrang, je mehr sie sich abmühte, ihn herauszureißen. Sie ließen nun wirklich die Erbschaft unberührt und erwarteten ruhig, was ihnen rechtmäßiger Weise zufiel. Der himmlische Erzieher aber setzte das einmal in ihnen angefangene Werk fort, deckte ihnen durch den schweren Fall, vor dem er sie bewahrt hatte, das ganze Verderben ihres bösen Herzens auf und brachte sie zu einer wahren, gründlichen Buße, zu der göttlichen

Traurigkeit, die da wirket zur Seligkeit eine Reue, die Niemand gereuet.

(Volksblatt für Stadt und Land, herausgegeben von Tippelskirch. Halle 1844.)

Zur Melodie vgl. Nro. 107.

457. Es jamm're, wer nicht glaubt.

Aus Ph. Fr. Hiller's Schatzkästlein. 1. Thl. vom Jahr 1762 über die bekannten Worte Hiobs Kap. 1, 21. mit dem Beisatz: „Hier hören wir die Geduld Hiobs, der auch, da er seine Kleider zerrissen, doch Gott lobt. Daran sollen wir ein Exempel des Leidens und der Geduld nehmen. Gottes Lob ist süße, auch unter Thränen."

Die vorgezeichnete Melodie: „Wer Jesum bei sich hat", g $\overline{b}$ g $\overline{d}$ c b $\overline{d}$ c b a g, auf das Lied Chr. Fr. Konnow's:

„Wer Jesum bei sich hat,
Kann feste stehen,
Wird auf dem Unglücksmeer nicht untergehen:
Wer Jesum bei sich hat,
Was kann dem schaden,
Sein Herz ist überall mit Trost beladen,"

ist würtembergischen Ursprungs, vielleicht von Störl, und findet sich in den W. Ch. von den Jahren 1711, 21, 44.

Die beiden ersteren enthalten noch eine Nebenmelodie a $\overline{d}$ $\overline{e}$ $\overline{f}$ e d a g f e d, und die von 1744 und 1777 eine weitere Nebenmelodie $\overline{c}$ a $\overline{c}$ a g f — $\overline{c}$ $\overline{d}$ $\overline{e}$ $\overline{f}$ $\overline{f}$.

f) Mäßigkeit und Keuschheit.

458. Gott, du bist alleine gütig.

Aus Ph. Fr. Hiller's Paradiesgärtlein geistreicher Gebeter in Liedern vom J. 1729—31 über Arndt's Gebet im Paradiesgärtlein Class. I. das sechste Gebot. II. „Um Mäßigkeit und Nüchternheit." Nro. 39.

Das Original besteht aus 32 Versen von 4 Zeilen nach dem Metrum: „Sollt es gleich bisweilen scheinen", und fängt an mit den Worten: „Heiligst und gerechtes Wesen". Aus 2 Strophen des vierzeiligen Originals ist nun also eine achtzeilige Strophe gebildet. Der 8. Vers des Originals ist der Anfang des so ausgestalteten Lieds.

Die vorgezeichnete Melodie: „Folget mir, ruft uns das Leben" $\overline{b}$ a g $\overline{d}$ c b a a, zu dem Rist'schen Liede:

„Folget mir, ruft uns das Leben,
Was ihr bittet, will ich geben,
Gehet nur den rechten Steg;
Folget, ich bin selbst der Weg;
Folget mir von ganzem Herzen,
Ich benimm Euch alle Schmerzen;
Lernet von mir insgemein,
Sanft und reich von Demuth seyn"
(s. Nro. 228. im W. G. v. 1741),

ist würtembergischen Ursprungs, vielleicht von Störl, sie steht zuerst in dem von ihm besorgten W. Gb. von 1711. Das von 1744 enthält neben dieser noch eine Melodie g a b b c c d d, die sich in Freyl. G. 1. Thl. von 1704 findet. Auch Joh. Schop zu Hamburg, welcher die 50 himmlischen Lieder Rist's, zu welchen dieses gehört, im J. 1641 und 1642 mit Melodien schmückte, hat eine Melodie hiezu erfunden, die auch manchmal den Namen: „Jesu, meines Lebens Leben" trägt — f g a c̄ b a g f. Diese findet sich in W. nicht vor.

460. Heil'ger Gott, der du begehrest.

Aus den „Gefängniß-, Zeit- und Nothliedern" des Friedrich Fabricius, Pastors an der St. Nikolaikirche zu Stettin in Pommern († Nov. 1703). Es steht in dem alten Hamburger Gesangbuch vom J. 1713.

Zur Melodie s. Nro. 572.

XVIII. Trostlieder.

461. Was Gott thut, das ist wohlgethan! Es bleibt.

Rodigast, der nachmalige Rektor am grauen Kloster zu Berlin (Thl. I. 209), dichtete dieses Lied im J. 1675, als er sich zu Jena als Hülfslehrer bei der dortigen philosophischen Fakultät aufhielt, „dem damals krank liegenden Jenaischen Cantori Severo Gastorio, als seinem getreu gewesenen Schul- und akademischen Freunde, auf seine Bitte zum Trost, welcher dadurch gestärkt auf dem Krankenbette die Melodie dazu componirt und bei seinem Begräbniß zu musiciren befohlen. Nachdem er aber wieder genesen, hat die Cantorei wöchentlich es ihm vor der Thür singen müssen. So geschah es denn auch, da es mancher fromme Studiosus hörte, nahm er es zurück in sein Vaterland und verursachte damit, daß es im ganzen Lutherthum bekannt wurde." So berichtet Avenarius im J. 1714 und nach ihm Schamelius. Casp. Wezel dagegen läßt den Gastorius dieses Lied erst nach seiner Wiedergenesung in die überall bekannte Melodie setzen.

Das Lied findet sich zuerst gedruckt ohne Melodie in dem Gesangbuch für das Markgrafthum Anspach, das den Titel hat: „Davidische Seelenharfe. Nürnberg 1684" und in der 9. Ausgabe der vollständigen Kirchen- und Hausmusik. Breslau (ohne Jahrszahl).

Schamelius setzte diesem allbeliebten Trostlied die Ueberschrift: „Das Wohl im Weh" oder: „Die Wohlthaten Gottes im Kreuz" und G. Wimmer gibt als Inhalt an: „Ein im Kreuz gottgelass'ner Christ". Der biblische Grundgedanke ist 5 Mos. 32, 4.

Zu Vers 1. vgl. Hos. 14, 10. Psalm 111, 3. 13, 6. — Jes. 30, 15. — Psalm 63, 2. — 2 Petr. 2, 9. — Mich. 7, 7.

Zu V. 2. vgl. 4 Mos. 23, 19. — Psalm 23, 3. — 2 Cor. 12, 9. — Röm. 5, 3. 4. — Psalm 77, 11.

Zu V. 3. vgl. Hos. 6, 4. — 2 Mos. 15, 26. — 1 Cor. 10, 13. — Psalm 11, 1.

Zu V. 4. vgl. Psalm 27, 1. — Jer. 31, 10. — Psalm 43, 5. — 89, 3.

Zu V. 5. vgl. Psalm 75, 9. Matth. 26, 39. — Mich. 7, 9. Ebr. 12, 11. Psalm 94, 19.

Zu V. 6. vgl. Psalm 73, 23. — Hos. 11, 3. Jes. 43, 1—3. — Psalm 117, 2.

Johann Jakob Triebel, ein Bürger und Hammermeister in Suhla, wurde in seinen besten Jahren auf beiden Augen blind. Bald darauf verlor er nach Gottes Rath seine treue Ehefrau, die ihm, dem blinden Mann, sechs kleine Kinder hinterließ. Jeder, der es wußte, was Triebel stets für ein guter und fleißiger Mann gewesen war, beklagte ihn, er aber war ganz gelassen und geduldig, und antwortete: „Wir singen ja: „„Was Gott thut, das ist wohlgethan!““ und stehet es ja in allen Versen dieses Liedes, also wird es auch bei mir eintreffen.“ So erzählt der Superintendent M. Grötzsch zu Suhla im J. 1738.

(Gottschald's Liederremarquen. S. 543.)

Es war das Lieblingslied des sel. Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

(Dr. G. F. G. Goltz, ausführl. Erklärung einiger — — — Kirchenlieder. Berlin 1843.)

Durch den 1. Vers wurde ein Schulmann, dem seine ganze kleine Habe, Kleider und Schuhe bei einer plötzlich ausgebrochenen Feuersbrunst verbrannten und dabei die Worte: „Er ist mein Gott — — erhalten“ einfielen, getröstet. Nicht lange darnach aber kam er in Murren und Unglauben hinein und klagte seinem Superintendenten, er sey ein Atheist, er glaube zwar einen Gott, aber er könne nicht glauben, daß er sein Gott wäre, und nicht sagen: er ist mein Gott. Drauf hielt ihm dieser gedachte tröstliche Worte vor, so daß er ihn fragte, ob er denn wünschte, daß Gott sein Gott seyn möchte; nun aber sey Gott wünschen so viel, als Gott haben. Sofort ward es dem Schulmann ganz leicht ums Herz, er spürte Linderung und Trost, und rief: „Jetzt soll es mein erstes Wort seyn, wenn ich in die Schule zu meinen Schülern komme: „„Höret mir zu, Kinder, höret mir zu: Er ist mein Gott, der in der Noth ꝛc.““

(Seiffart's Sing. Evang. S. 450.)

Wie wohlgethan es aber sey, den Trost dieses Lieds glaubig ins Herz zu fassen und dadurch Christo nachsprechen zu lernen: „Nicht

mein, sondern dein Wille geschehe — es bleibt gerecht dein Wille", zeigt der Schaden, den einst eine Mutter nahm, die sich nicht also in Gottes guten Willen fügen wollte. Der lag ein Söhnlein todtkrank darnieder. Als nun der Prediger über dem, wie es schien, schon im Sterben begriffenen Kinde betete: „Herr, wenn es dein Wille ist, so erhalte" — — so fiel ihm die Mutter in unbändigem Schmerz in seine heilige Rede und schrie: „Es muß sein Wille seyn; solches „„Wenn"" kann ich nicht leiden." Der Prediger hält inne in seinem Gebet. Was geschieht? Das Kind, zum Erstaunen vieler Menschen, geneset wieder, und die Mutter, welcher dieses Söhnlein schon als Knabe tausendfältigen Verdruß und Kummer gemacht hatte, muß zuletzt noch das bittere Herzeleid erleben, ihn in seinem 22. Jahr als Verbrecher an den Galgen hängen zu sehen. Drum ist es gut zu sagen: „Was Gott thut, das ist wohlgethan, es bleibt gerecht sein Wille".

(Schubert, Altes und Neues. 4. Bd. 1. Abth. S. 180.)

Das Original, wie es noch im W. gr. Kirch.-G. von 1711 steht, hat 7 Verse.

Der ausgelassene 6. Vers, der im J. 1741 schon nicht mehr sich vorfindet, lautet:

„Was Gott thut, das ist wohlgethan!
Er wird mir nimmer fehlen,
Führt er mich auf den Marterplan,
Wird er die Thränen zählen.
Er weißt vor sich
Die Schmerzensstich',
Die seine Kinder plagen;
Nichts kann er Guts versagen."

Die allbekannte **Melodie** aus **G Dur**, **d g a h c d c h**, erscheint zuerst in einem Fränkischen Gesangbuch, nämlich in dem Anhang zu dem „Nürnbergischen Gesangbuch mit der Vorrede von Conrad Feuerlein. Nürnb. bei Spörlin. 1690." Winterfeld bestreitet nun die Urheberschaft des Severus Gastorius, indem sonst die sehr sangbare Melodie sich zuerst in einem sächsischen oder thüringischen Gesangbuch vorfinden müßte, zumal wenn sie, wie erzählt wird, zugleich mit dem bald beliebten Liede entstanden wäre; wobei weiter bedenklich sey, daß bis jetzt noch Niemand den Tonsatz gesehen hat, in welchem dieses Lied zuerst von Gastorius verfaßt worden wäre. Winterfeld stellt daher folgende Vermuthung auf: Gastorius paßte dem Liede seines Freundes Rodigast, da er noch krank und schwach war und in solchen Umständen wenig Künstliches zu setzen vermochte, nur geschwinde eine Melodie an, die er vielleicht aus der Volksmelodie: „So wünsch' ich mir ein' gute Nacht", auf die ein ähnlicher ganz gut auf seine Umstände passender Gesang: „Was Gott thut, das ist wohlgethan, kein Mensch ihn tadeln kann" gesungen werden konnte, oder aus der Melodie des Lieds: „Es ist das Heil uns kommen her", dessen 13. Vers auf seinen Zustand paßte, unter Anbringung der nöthigen Abänderungen sich zusammensetzte. Als nun das Lied einmal allgemeine kirchliche Bedeutsamkeit erhalten hatte,

nachdem längst der Name des Dichters und somit alle persönliche Beziehung erloschen war (in den ersten Gesangbüchern erscheint das Lied ohne Namen des Dichters, mit dem Beisatz: „Anonymus", „Incerti" 2c.), so mußte es wünschenswerth erscheinen, an der Stelle einer dem Liede doch immerhin nur angepaßten Melodie eine eigene, dasselbe ganz erschöpfende Weise zu haben. Da nun die jetzt allgemein verbreitete Melodie zuerst in einem Nürnberger Gesangbuch erschien, so weist dieß auf einen Nürnberger Tonmeister hin, der aber zugleich in Thüringen, wo das Lied seine Entstehung und weiteste Verbreitung hatte, daß es ihm deßhalb wohl bekannt seyn mußte, verweilte. Es ist dieß der berühmte Orgelmeister Johann Pachelbel, ein geborner Nürnberger, der von 1678—1690 Organist zu Erfurt in Thüringen und dann, nach einem zweijährigen Zwischenaufenthalt in Stuttgart und Gotha, vom J. 1695 als Organist in Nürnberg bis zum J. 1705 angestellt war (Thl. I. 439). Durch ihn kam wahrscheinlich schon das Lied zum erstenmal in ein Gesangbuch, und zwar in das des untern Nürnberger Burggrafenthums vom J. 1684, während es bis dahin noch in keinem Thüringischen anzutreffen war; er war es denn auch, durch welchen wahrscheinlich die allbekannte Melodie, die er zwischen 1684 und 1690 ausgearbeitet haben mochte, in die zweite Auflage des Nürnberger Gesangbuchs von 1690 kam, wo sie zum erstenmal erscheint. Ganz entschieden ist jedenfalls von Pachelbel ein herrlicher concertmäßiger Tonsatz zu dieser Melodie, der nach Art eines Motetts gehalten ist und alle Strophen des Lieds mit mannigfaltigem Wechsel zweistimmigen, drei- und vierstimmigen Gesangs und mit ebenso wechselnder, bald vollern, bald sanftern Instrumentalbegleitung umfaßt. Dieser Tonsatz, der von dem innigsten Verständniß des Liedes zeugt, ist wenigstens zwischen den Jahren 1678 und 1690 entstanden, und aus ihm ist die Grundlage, die durchlaufende Grundmelodie, entnommen und von Pachelbel zwischen 1684 und 1690 den Nürnbergern zur Bekanntschaft gebracht worden. Bei seinem Tonsatz bewegt sich Pachelbel in dem Liede so heimisch, daß er in nächster Beziehung zur Melodie oder Grundlage stehen muß und seine Behandlung derselben nicht auf bloßer Berechnung beruhen kann, während es außerdem auch zu jener Zeit schon zu den Seltenheiten gehört hätte, daß ein Tonsetzer eine fremde von Zeitgenossen herrührende Melodie für seine contrapunktischen Durchführungen gewählt haben sollte.

Ungemein wohlthuend und anregend wirkt diese Melodie auf das Gemüth und spricht, ohne eben kirchlich zu seyn, so wahrhaft aus, was in dem Liede lebt, daß sie sogleich in dessen Kreis hineinzieht; es weht in ihr ein Geist des Friedens und sie hat eine solche melodische Sangbarkeit, wie sich dieß auch bei den andern liedhaften Sätzen Pachelbel's zeigt.

In W. erscheint diese Melodie zum erstenmal im Anhang zum gr. Kirch.-G. vom J. 1711.

462. Warum sollt ich mich denn grämen.

Eines der ältesten und herrlichsten Lieder P. Gerhard's, schon im J. 1653 bekannt. In Ebeling's Ausgabe der geistlichen Andachten vom J. 1666 hat es den Titel: „Christliches Freudenlied". Schamelius gab ihm die Ueberschrift: „Zernichtete Einfälle und Herzensstöße der Schwermüthigen" und Seiffart nennt es „den besten Antimelancholikum."

Als solchen hat es sich denn auch in unzählig vielen Fällen an Unglücklichen und Angefochtenen, an Leidenden und Sterbenden erprobt.

Als am 2. Juli 1800 dem Pfarrer M. Hosch in Gächingen auf der Alb, dem Dichter von Nro. 465., französische Husaren sein Haus fast rein ausgeplündert hatten, griff er am Abend dieses Unglückstages nach seiner Harfe, die sie ihm noch gelassen hatten, und sang guten Muths dieses Lied als einen rechten Antimelancholikum. „Hab' ich doch Christum noch; wer will mir den nehmen? wer will mir den Himmel rauben?" — das war sein Trostgedanke, und durch diesen gekräftiget konnte er auch am nächsten Sonntag auf der Kanzel auftreten und sagen: „Es sind Räuber in unser Dorf gefallen. Was haben sie uns geraubt? Tugend und Unschuld, Ehre und guten Namen, Seele und Seligkeit? Haben sie uns das N. Testament entrissen, den Zugang zu Gott versperrt, die Gemeinschaft mit dem Himmel abgeschnitten? Ach nein! das sind nicht die Güter, denen die Diebe nachstellten! Was denn? Etwas von unserem Ueberfluß, der sich leicht entbehren oder leicht wieder ersetzen läßt."

Die Todesfurcht damit zu vertreiben, ließ sichs die Ehefrau des Dr. med. Johann Christian Senkenberg zu Frankfurt am M., Johanna Rebekka, alle Montag durch die Chorschüler vor ihrem Hause singen.

(Bündlein der Lebendigen von Bürkmann. 1748.)

Fast jeder Vers des Liedes hat seinen Geschichtsleib.

Der 1. Vers —

ward dem frommen, treuverdienten Prediger bei der Wendischen Kirche zu Camenz in der Oberlausitz, Johann Gottfried Schumann, in großer Anfechtung zu kräftigem Trost. Als derselbe im J. 1716 am Sterben lag, war er in großer Dunkelheit der Seele, so daß er sich endlich aus seinem Angstbett riß und auf den Boden kniete, indem er sagte: „Er wolle mit seinem Heiland an den Oelberg gehen und beten." Nachdem er so eine Viertelstunde lang, wie ein gekrümmter Wurm, auf der Erde gelegen und über seine Sünden zu Gott geschrien hatte, stand er mit einemmale auf und rief getröstet und gefaßt: „Warum sollt ich mich denn grämen, hab' ich doch Christum noch ꝛc. Dort steht der brüllende Löwe zwar und will sein Heil an mir versuchen (V. 6.), aber ich habe einen stärkern Löwen auf meiner Seite,

den Löwen vom Stamm Juda; der hat überwunden und in seiner Kraft will ich auch überwinden."

(Gerber's Historie der Wiedergeborenen.)

Den 4. Vers (Orig. 5.) —

sagte das fromme siebenjährige Töchterlein eines Taglöhners zu Nickern bei Dresden, Rosina, nach des Vaters Tod, den sie in seiner Todeskrankheit immer mit Sprüchen und Liedern getröstet hatte, der betrübten Mutter allzeit vor, so oft sie dieselbe weinen sah, und trocknete damit ihre Thränen.

(Gerber's Hist. der Wiedergeborenen. 1730. Anhang. S. 264.)

Den 5. Vers (Orig. 6.) —

stimmte die christlich gesinnte Christiane Charlotte Luise, Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg, als ihr auf ihrem schmerzensvollen letzten Krankenlager dieses Lied vorgelesen wurde, zu dem freudigen Bekenntniß: „Alles, was Gott an mir thut, ist wohlgethan, und ich bin gewiß, daß mein leibliches Leiden, wie groß es auch sey, unter seiner guten Regierung ein herrliches Ende nehmen wird."

(Fedderfen, Nachrichten vom Leben und Ende gutges. Menschen. 2. Bd.)

Johann Paul Trier, der als Berggerichtsdirektor zu Meiningen im J. 1768 starb, verlor seinen einzigen Sohn, einen hoffnungsvollen, liebenswürdigen Jüngling, nachdem er so eben von der Universität zurückgekehrt war, durch den Tod. Bald darauf starben ihm auch seine beiden Töchter, von denen er sagen konnte, „sie haben mich nie betrübt". Mit großer Fassung ertrug er diesen dreifachen Verlust. Da fiel der 75jährige Greis, ein ungeheuchelter, frommer Christ, in seinem Garten und brach einen Fuß gefährlich entzwei. Man befürchtete, dieß werde bei seinem hohen Alter den Tod nach sich ziehen; seine Frau war untröstlich und Alle, die um ihn waren, beklagten seine namenlosen Schmerzen. Er aber, mit den Zügen der ruhigsten Gelassenheit auf seinem Angesicht, antwortete lächelnd: „Gott hat mich in guten Tagen oft ergötzt, sollt ich jetzt nicht auch etwas tragen?" Und siehe da, der das Unglück geschickt, der wendete es auch wieder (V. 4.); er genas zu großer Verwunderung der Aerzte und lebte noch bis in sein 87. Jahr. Dann starb er lächelnd, mit gen Himmel ausgereckten Händen.

(Fedderfen, eod. 2. Bd. S. 102.)

Der 7. Vers (Orig. 8.) —

tritt gar denkwürdig in dem Lebensgang Johann Jakob Moser's, des frommen Staatsmanns und edlen Patrioten (Thl. I. 326), hervor. Weil er sich als Landschaftsconsulent durch seine feste, unerschrockene Vertheidigung der Rechte und Freiheiten des würtembergischen Volkes den Zorn des Herzogs Carl Eugen zugezogen hatte, welcher unbegränzten und unumschränkten Gehorsam forderte, ließ ihn dieser am 12. Juli 1759 vor sich bescheiden in das Schloß zu

Ludwigsburg, um ihm seine Gefangensetzung anzukündigen und ihn sogleich nach Hohentwiel abführen zu lassen. Jedermann ahnete das Schlimmste für ihn. In dem Augenblick nun, da er nach langem Harren im Vorzimmer durch den Geheimsekretär vor den Herzog gerufen wurde, sagte er geschwind noch zu Ersterem: „Unverzagt und ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen". So trat er dann vor den Herzog, und als dieser ihm zürnend seine Verhaftung ankündete, sprach er ganz gefaßt: „Euer Durchlaucht werden einen ehrlichen Mann finden". Darauf mußte er augenblicklich fort auf die Festung Hohentwiel. Dieses Wort aber verbreitete sich von Mund zu Mund und ward bald so bekannt unter dem Volke, daß es nach fünf Jahren, da er endlich seiner schweren Haft ledig wurde, noch nicht vergessen und verklungen war. Auf seiner Heimreise von Hohentwiel nach Stuttgart im September 1764 traf er im ersten würtembergischen Dorfe einen Schulmeister im Wirthshaus, der sich in ein Gespräch mit ihm einlassen wollte. Moser aber wich ihm aus. Da sagte der Mann, heute könne er, obwohl er sonst nicht dahin gehe, nicht aus dem Wirthshause gehen. „Warum?" fragt, Moser. Der Schulmeister aber reckte den Finger, auf Moser deutend, aus und sagte: „Unverzagt und ohne Grauen".

(Ledderhose, Züge aus dem Leben Moser's. 1843.)

Den 8. Vers (Orig. 9.) —

rief sich der sterbende Dichter des Liedes, P. Gerhard, selbst noch ermunternd zu, als er sich bei der letzten Ohnmacht und Todesschwäche, die über ihn kam, kaum noch in seinem Krankensessel halten konnte, und gieng dann über der Wiederholung desselben am 7. Juni 1676 getröstet heim zu den „Himmelsfreuden".

Diesen Vers hielt auch der Königin von Polen und Churfürstin von Sachsen, Christine Eberhardine, die am 5. Sept. 1726 heimgieng, der Pastor zu Pretzsch, M. Matthesius, in ihrer Sterbestunde vor, da sie geseufzt hatte: „Nun ist es bald aus", und er ihr bedeutete, daß es durch einen seligen Tod nicht gar aus sey, weil der Tod nicht könne aus Christi Hand reißen, nach den Worten: „Kann uns doch kein Tod" rc. Durch diesen Vers empfand sodann die Königin einen so kräftigen Trost, daß ihr das ganze Lied bis zum Schluß mußte vorgelesen werden und sie von einer unnachläßlichen Himmelsbegierde erfaßt wurde.

(M. M. R. Necrologium Domus Sax. S. 388.)

Ueber den 10. Vers (Orig. 10.) —

erzählt ein redlicher Schulmeister in Niederdeutschland zu Anfang des Jahrs 1760 in einem Brief an einen Freund folgende liebliche Geschichte: Ein siebenjähriger Knabe, der sich plötzlich gar schwach fühlte, legte sich am hellen Tage zu Bette. Da kam eine Jungfer zu seinen Eltern, die ehrsame Bürgersleute waren, auf Besuch. Die fragte den noch ganz gesund aussehenden Knaben, warum

er denn bei hellem Tage zu Bette liege? „Es habens nicht Alle so gut, daß sie auf dem Bett sterben" — war des Knaben Antwort. Darauf sagte die Jungfer, sie habe ihm was Schönes mitgebracht. „Das Schöne möchte ich sehen", erwiederte er, und sie zeigt ihm das mitgebrachte Zucker- und Backwerk. „Sind das die schönen Sachen? Die geb' Sie meiner Schwester", sagte er mit heiterer Miene, wies dann mit den Fingern in die Höhe und fuhr fort: „Dort, dort sind die edlen Gaben, da mein Hirt, Christus, wird mich ohn' Ende laben". Darauf bat er um ein Gesangbuch und schlug munter das Lied auf: „Schatz über alle Schätze" (Nro. 178. im W. G. von 1741), und sang mit heller Stimme: „O Herrlichkeit der Erden, ich mag und will dich nicht, mein Geist will himmlisch werden" — — da er bis dahin gesungen, neigte er sein Haupt, ließ seine Händlein sinken und gab seinen Geist auf.

(Basler Sammlungen. 1784.)

Der 11. und 12. Vers (Orig. 12. 13.) —

wurden über dem sterbenden Pfarrer M. Ludwig Hofacker in Rielingshausen als Heimgangsverse gesprochen (18. Nov. 1828). Darauf bewegten sich seine todtesblassen Lippen noch, um das Wort: „Heiland, Heiland" lispelnd auszusprechen. Dann stockte der Athem und er entschlief sanft und stille.

(Hofacker's Predigten. Lebenslauf. S. XIX f.)

Ein junger Tübinger Theolog, Sigismund Brünkmann, eines Buchbinders Sohn von Nürnberg, welcher im J. 1704 seine Pfingstpredigt, die er in der benachbarten Dorfkirche zu Weyl hielt, mit diesen zwei Versen beschloß, hatte wahrscheinlich auch erfahren, welcher sichere Ankergrund in diesen Trostworten liege, und hatte sich öfters aus der Schwüle und den Stürmen der Erdennoth emporgeschwungen in jene selige Stille des Glaubens, in welcher die Worte gehört werden: „Du bist mein, ich bin dein, Niemand kann uns scheiden." Als er aber am andern Tage bei schwüler, heißer Witterung, aus der sich ein schweres Gewitter bildete, nach Hause gieng, da wurde seine Seele schnell und unversehens hinweggerückt aus der Heimath der Ungewitter in die stille, selige Ewigkeit, denn ein Blitz traf und tödtete ihn nebst dem ihn begleitenden Sohn des Pfarrers. O Wundergott! setzt Schamelius hinzu, der das erzählt. Ein solcher Tod aber war zwar ein schneller, doch nicht ein böser Tod.

(Schubert im Alten und Neuen. 4. Bd. 1. Abth. S. 138 f.)

Dr. G. H. Götze schrieb ein besonderes Büchlein: „Heilsame Tröstungen wider die betrübte Gedanken aus dem Lied: Warum sollt ꝛc. Lübeck. 1722" und widmete dasselbe seiner Ehefrau, als sie über den Tod ihrer Tochter sehr betrübt gewesen. In der Vorrede nennt er den Verfasser „einen lieblichen und im Kreuz wohl geübten Poeten, einen Mann, in welchem die Gaben des Geistes, trostreiche

Lieder zu dichten, zum gemeinen Nutz, mit vieler tausend Seelen Vergnügen sich gezeiget."

Vom Original, das sonst fast wörtlich wiedergegeben ist, fehlt V. 2. (s. Nro. 157. im W. G. v. 1741).

Die **Melodie** aus G Dur, g a h a h d̄ ē d̄ oder in neuerer Fassung — g a h a h cis d d cis d, ist von dem Berliner Musikdirektor Ebeling (Thl. I. 421), in dessen Werk: „P. Gerhardi geistliche Andachten" vom J. 1666 sie auch zuerst erscheint. Gleichzeitig kommt sie auch in der 12. Ausgabe der praxis pietatis melica J. Crüger's vor. Sie taugt ganz zu diesem „christlichen Freudenliede", wie es Gerhard selbst bezeichnet wissen wollte, denn die G Dur Tonart gibt ihr einen sehr freudigen Schwung, und mit dem ersten Ton ist auf den Gram hingedeutet, als auf einen schon verschwundenen.

Die W. Choralbücher von 1711 und 1721 enthalten eine andere Melodie, e e a gis a h c h a. Erst in dem von 1744 zeigt sich neben dieser auch die Ebeling'sche Weise, welche dann seit dem Ch. von 1777 die Alleinherrschaft in W. erhielt.

463. Meine Seel' ist stille.

Von Caspar Schade (Thl. I. 198) im J. 1690 gedichtet. Es ward ihm nämlich um diese Zeit das Diakonat in der Stadt Wurthau angetragen; er hatte schon seine Probepredigt gehalten und Rath und Bürgerschaft waren mit Freuden bereit, ihn wirklich anzustellen, als die ganze Sache von den Leipziger Professoren, seinen grimmigen Feinden, die ihm alle mögliche Schmach und Schimpf anthaten, wieder rückgängig gemacht wurde. Schade litt und schwieg, und in solcher Herzensfassung dichtete er dieses Lied. Er wollte Gott nur wirken lassen (V. 2.), der ihm denn auch bald darauf eine andere Thüre aufthat in Berlin, wohin er auf das Diakonat an der St. Nikolaikirche neben Spener berufen wurde. Aus schwerem Leid durfte er nun übergehen in große Freude (V. 6.), in welcher er auch, einige Tage vor seiner Einführung in das Amt, von Berlin aus seinen Freunden schrieb: „Heute ist die Schrift nach der Wahrheit Gottes erfüllt an einem Elenden in hohem Grade: „„Du bereitest vor mir einen Tisch gegen meine Feinde, du schenkest mir voll ein."" Psalm 23, 5. Er thut ein Zeichen an mir, daß sich meine Feinde schämen müssen. Ich finde mich nun aber auch gottlob bereit dazu, den Lohn der treuen Boten Gottes auf mich zu nehmen, Spott, Verfolgung, Trübsal, sollte es auch nach des Höchsten Willen der Tod selber seyn. Er verwahre nur mein Herz vor dem Ansehen der Menschen und Zaghaftigkeit, daß ich der keines achte, und gebe Freudigkeit, Muth, Weisheit und Geduld zum Sieg. Ach, Herr Jesu, sey du mit mir, so kann Niemand wider mich seyn."

Dr. Johann Jakob Rambach, der Halle'sche Theolog (Thl. I. 262), erzählt von dem Tode seiner am 30. Merz 1730 heimgegangenen Frau, Johanna Elisabetha, Tochter des Dichters Dr. Joach. Lange, durch eine unaufhörliche Hitze sey alles Mark ihrer Knochen verzehret worden, ihre Seele aber sey doch voll göttlichen Friedens gewesen und man habe gar oft aus ihrem Munde die Worte gehört: „Geht es nur dem Himmel zu und bleibt Jesus ungeschieden, so bin ich zufrieden" (V. 1.). In solch stillem Leidenssinn habe sie denn auch Niemand jemals murren hören unter den empfindlichsten Schmerzen, sondern sie sey wie ein verstummtes Lamm unter der schrecklichsten Herzensangst gelegen, und wenn ihr Gott nur die geringste Erleichterung schenkte, so sey ihr Angesicht voll Freundlichkeit und ihr Mund voll Dankens gewesen.

(Pregizer's gottgeh. Poesien. 1735. S. 325 f.)

Am Original sind nur die nöthigsten Formbesserungen vorgenommen. Vers 5. Z. 8. hat das Original: „männiglich" statt: „inniglich".

Zur Melodie vgl. Nro. 331.

464. Schwing' dich auf zu deinem Gott.

Eins der ältesten Lieder P. **Gerhard's**, das schon im Berliner Gesangbuch von 1653 steht.

In Ebeling's Ausgabe von „P. Gerhardi geistlichen Andachten" vom J. 1666 steht es mit der Ueberschrift: „Trostgesang in Schwermuth und Anfechtung". In Schamelius Liedercommentarius zum Naumburger Gesangbuch hat es den Titel: „Beantwortete Vorwürfe der geistlichen Feinde".

Gar schön sagt G. Wimmer in seiner Liedererklärung (Thl. IV. S. 94) bei diesem Lied, das er „Melancholey-Vertreib" überschreibt: „Ein Adler, der den Jäger gewahr wird, schwingt sich in die hohe Luft, als in sein Element, und je höher er fleugt, desto sicherer ist er. Ein Hirsch nimmt seine Zuflucht zu den Bergen. Wo wendet sich aber ein Christ hin in seiner Angst und Anfechtung? Er flieht zu dem Berg, von welchem ihm Hülfe komme; seine Hülfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Darum, du Betrübter, auf und fliehe zu Gott, zweifle nicht, daß er dein Gott, dein Hort und Erlöser sey; zu dem komme im wahren Glauben und herzlichen Gebet. Denn das sind die beiden Flügel, mit welchen du dich hinauf zu ihm schwingen und deine Ruhe gewiß mit herunter bringen kannst."

Der 3. Vers (Orig. V. 4.) war schon vieler Seelen Seufzer in der Todesstunde, und mit dem Schlußvers stärkte sich eine fromme Frau zu Aufhausen, damals noch Ulmischer Herrschaft, als sie am 8. Mai 1705 zu einer schweren Operation sich anschicken mußte.

(Gerhard's Leben und Lieder von Langbecker. 1841.)

Der berühmte Würt. Prälat Fr. Christoph Oetinger, „der tiefe Forscher in den Gründen der sichtbaren Welt der Dinge, wie der unsichtbaren Welt der Offenbarung", bekam als ein siebenjähriger Knabe bei Gelegenheit dieses Liedes eine innere Erleuchtung, in welcher er sich wirklich zu Gott aufgeschwungen fühlte. Er erzählt in seiner Selbstbiographie von seiner Knabenzeit, die er in Göppingen, wo sein Vater Stadtschreiber war und er am 6. Mai 1702 geboren wurde, unter der Leitung eines Informators M. Wölffing zubrachte, folgendes: „Derselbe ließ mich viele Lieder auswendig lernen und einsmals zwischen dem 6. und 7. Lebensjahr legte ich mich neben ihm nach Gewohnheit schlafen. Ich mußte einen ganzen Rosenkranz von Liedern vor dem Einschlafen herbeten. Endlich wurde ich etwas ungeduldig und dachte: „„Wenn ich doch auch wüßte, was ich betete."" Ich kam an das Lied: „„Schwing' dich auf"". Nichts von Betrübniß wissend wurde ich heftig angetrieben, zu verstehen, was es sey: „„sich zu Gott aufschwingen"". Ich bemühte mich inwendig darum vor Gott und siehe! da empfand ich mich aufgeschwungen in Gott. Ich betete mein Lied ganz aus; da war kein Wort, welches nicht ein distinktes Licht in meiner Seele zurückließ. In meinem Leben habe ich nichts Fröhlicheres empfunden und das hatte in folgender Zeit die Wirkung, daß ich, wenn ein heftiges Donnerwetter kam, davor sich mein Vater hinter den Vorhang des Bettes verbarg, getrost dachte: „„Ich fürchte mich nicht, weil ich weiß, wie man zu Gott betet"". Das blieb eine gute Zeit also und hatte eine Influenz auf mein ganzes Leben, denn ich setzte es zum Muster: „„Alles, was ich lernte, müßte ich also verstehen."" Das verursachte hernach, daß, was ich hörte, mir nicht genug war, weil es der unbeschreiblichen Realität jener ersten Gedanken nicht beikam."
(Genealogie der reellen Gedanken eines Gottesgelehrten.)

Vom Original fehlen V. 3. 5. 7. 9. 11. 12. Erwähnenswerth sind davon V. 5. und 11. 12., die auch im W. G. von 1741 (Nro. 158.) fehlen:

5. Christi Unschuld ist mein Ruhm,
Sein Recht meine Krone,
Sein Verdienst mein Eigenthum,
Da ich frei in wohne,
Als in einem festen Schloß,
Das kein Feind kann fällen,
Brächt' er gleich davor Geschoß
Und Gewalt der Höllen.

11. Was sind der Propheten Wort
Und Apostel Schreiben,
Als ein Licht am dunkeln Ort,
Fackeln, die vertreiben
Meines Herzens Finsterniß,
Und in Glaubenssachen
Das Gewissen fein gewiß
Und recht grundfest machen.

12. Nun auf diesen heil'gen Grund
Bau' ich mein (im) Gemüthe,
Sehe, wie der Höllen H (B) und
Zwar dawider wüthe,
Gleichwohl muß er lassen steh'n,
Was Gott aufgerichtet,
Aber schändlich muß vergeh'n,
Was er selber (die Lüge) dichtet.

Dankenswerth ist die Aufnahme von V. 6. (Orig. 11.), der gleichfalls im W. G. von 1741 fehlte und auch im alten Dresden'schen

Gesangbuch unter den besonders angezeichneten Versen dieses Liebs steht, welche in den Dresdner Kirchen nicht gesungen werden (3. 5. 9. 10. 11. 12.).

Die tief wahren Worte dieser zwei letztern Verse sind, wie A. Knapp mit Recht von ihnen sagt, für unsere Kirche gerade jetzt sehr wichtig, wo eine ungöttliche Philosophie am Grund des Glaubens rüttelt.

Die Melodie aus A Moll, c e a gis a h c, ist von Ebeling (Thl. I. 417) und findet sich als Nro. 18. in seinem Werk: „P. Gerhardi geistliche Andachten" vom J. 1666. Auch Crüger (Thl. I. 421) fertigte hiezu eine Melodie im J. 1653, die aber keine kirchliche Geltung erhielt (a h c h a h gis). Eine dritte Melodie findet sich in der Gesammtausgabe des Freyl. G. vom Jahr 1741 als Nro. 1153., wahrscheinlich die auch in das neue W. Ch. aufgenommene, in Hohenlohe gebräuchliche Weise d e fis g a a h cis d. E. Häußer erwähnt noch eine vierte, im siebenzehnten Jahrhundert entstandene Melodie, c es g g c c h.

465. Ich will nicht alle Morgen.

Das Original mit einer noch größern Zahl von Versen findet sich zuerst gedruckt im „Christenboten". Jahrg. 1835. S. 43 und wurde von Pfarrer W. L. Hosch in Aidlingen bei Böblingen, vorher in Gächingen auf der schwäbischen Alb (Thl. I. 555), ursprünglich als Morgenlied gedichtet, „daß er bei mannigfachen Leiden des Tages Hitze tragen könnte." Namentlich in die letzten Lebensjahre des Dichters drängte sich eine Menge empfindlicher Leiden zusammen. Der Christenmuth aber und die kindliche Geduldsstille und das herzliche Gottvertrauen, womit er sie trug, leuchten aus diesem Liede als köstliche Sterne hervor.

Zur Melodie vgl. Nro. 260.

466. Sollt' es gleich bisweilen scheinen.

Von M. Christoph Titius, nachmaligem Pfarrer an verschiedenen Orten Frankens (Thl. I. 207), als dreiundzwanzigjährigem Jüngling gedichtet und erstmals gedruckt in einer von ihm im J. 1664 herausgegebenen kleinen Liedersammlung: „Sündenschmerzen, Trost im Herzen, Todeskerzen"; später erscheint es in der Hauptsammlung seiner Lieder vom J. 1701.

Es ist durch Gottfried Arnold geändert und steht so im ersten Theil des Freyl. G. und in allen öffentlichen Gesangbüchern der damaligen Zeit (s. Nro. 187. im W. G. von 1741). Später wurden noch weitere Aenderungen unumgänglich nöthig. Mit diesen, neben möglichster Schonung der Arnold'schen Fassung, ist das Lied, von welchem V. 6. ohne Schaden wegblieb, im neuesten W. G. mitgetheilt.

Servilius rühmt in seinen „zufälligen Gedanken" schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die weite Verbreitung dieses Liedes selbst über Deutschland hinaus. Es wurde sogar ins Schwedische übersetzt und selbst in die malabarische Zunge; — ein ächtes Volkslied, dessen Verse in tausenderlei Fällen täglich im Mund des Volkes leben.

Als im J. 1796 die Franzosen das Remsthal gegen Schorndorf heraufzogen und man in dem Dorfe Plüderhausen am nächsten Tag ihrer schreckensvollen Ankunft mit Zittern entgegensah, versammelte der damalige Pfarrer Pichler den Tag zuvor seine geängstete Gemeinde in der Kirche, um sie aus Gottes Wort zum Gottvertrauen zu ermuntern, und ließ in der Betstunde, die er da hielt, dieses Lied singen. Dabei brach nun die Gemeinde vor großer Rührung in ein solches allgemeines Weinen aus, daß man im Singen oft inne halten mußte; sie ward aber dadurch auch so mächtig getröstet, daß Alle zusammen mit glaubiger Zuversicht auf die Hülfe des Herrn hofften — und solche Hoffnung ließ sie nicht zu Schanden werden. Die Feinde verfuhren schonend und die Gefahr gieng gut vorüber.

(Mündliche Nachrichten.)

In meiner eigenen Gemeinde, Großaspach bei Backnang, unter Sturmfeder'schem Patronat, trug es sich im August des Jahrs 1781 zu, daß ein rechtschaffener, gottesfürchtiger Bauer, Namens Jakob Conrad, im Ittenberger Walde eine Tanne fällte, die er zu seinem Hausbau gekauft hatte. Weil aber gerade die Sonne hoch stand und ihm beim Hinaufsehen ins Gesicht schien, täuschte er sich über die Richtung, in der sie fallen werde; er wollte zwar, als er sie nun plötzlich gegen seinen Standort fallen sah, der Gefahr noch entweichen, allein die Spitze der Tanne traf ihn noch, so daß sie ihm das Fleisch fast ganz von den Knochen abschälte, einen Fuß und eine Hand abschlug, und er jämmerlich verstümmelt am Boden lag. Schnell verbreitete sich diese Schreckenskunde im Ort, und als es der beklagenswerthen Hausmutter zu Ohren kam, wankte sie wehklagend und händeringend dem unglücklichen Manne entgegen. Unterwegs schrie sie im heftigsten Schmerz, der Verzweiflung nahe: „Ach! wessen soll ich mich trösten!" Da zupfte sie das Söhnlein, das an ihrer Seite gieng, und sprach: „Mutter! weißt du nicht mehr, was du mich so oft beten gelehrt:

„„Seiner kann ich mich getrösten,
Wenn die Noth am allergrößten,
Er ist gegen seinem Kind
Mehr, als väterlich gesinnt"" (V. 4).

Durch diesen Zuspruch wurde die jammernde Mutter beschämt und wunderbar gestärkt, daß sie vollends im Vertrauen und glaubigen Aufblick zu Gott ihrem verstümmelten Mann, den man auf einer Tragbahre dahertrug, entgegenlief. Sie war nun so fest im Glauben, daß sie auf dem ganzen Weg neben demselben hergieng und ihn unabläßig

mit göttlichen Trostsprüchen tröstete. Selbst als am 14. August ihr Mann starb und ihr sechs lebende Kinder hinterließ, blieb sie aufrecht, denn der Herr war ihr Stecken und Stab. Die ein Knäblein selbst zuvor hatte trösten müssen, wurde von nun an eine gar freundliche Trösterin aller Unglücklichen und Leidtragenden im Orte, also, daß ihr Gedächtniß jetzt noch im Segen ist.

(Mündliche Nachrichten.)

Als der ehrwürdige C. A. Dann, welcher wegen eines freien Zeugnisses am Grabe eines Schauspielers durch den König Friedrich von seiner Predigerstelle in Stuttgart im J. 1812 entfernt und nach Oeschingen, einem Dorf am Fuß der Alb, versetzt worden war, nach zwölfjähriger Verbannung und Trennung von seiner mit großer Liebe an ihm, als ihrem geistlichen Vater, hängenden Gemeinde endlich auf die dringenden Bitten derselben von dem jetzigen König Wilhelm am 5. Febr. 1824 wieder zum Oberhelfer in Stuttgart ernannt war (Thl. I. 560), fuhren an selbigem Abend noch, an dem die Nachricht seiner Ernennung sicher bekannt worden war, vier christliche Freunde (C., M., J. u. Sch.) zu ihm hinauf nach Mössingen, ihm diese freudige Nachricht zu bringen. Frühmorgens kamen sie an und richteten es nun so, daß sie sich, während er noch schlief, vor der Thüre seines Schlafzimmers aufstellten und nun in Verbindung mit der Frau, die ihm haushielt, und einer christlichen Magd dieß Lied anstimmten. Als er darob erwachte und sich ganz verwundert nach ihrem Beginnen erkundigte, riefen sie ihm freudig zu: „Gott hilft endlich noch gewiß. Hülfe, die er aufgeschoben, hat er drum nicht aufgehoben!" (V. 1. 2.) — und knüpften daran die frohe Kunde von seiner Berufung nach Stuttgart, wornach er stets ein Heimweh in seinem Herzen trug.

(Mündliche Nachrichten.)

Die **Melodie** aus **G Dur**, g a h c d c h a a, ist die älteste Weise zu diesem Lied und ums J. 1670 erfunden. Sie findet sich in W. zuerst in der Ausgabe des gr. Kirch.-G. vom J. 1711 und erhielt sich bis in die neueste Zeit durch alle Choralbücher.

Die Melodie aus **Es Dur**, es es b b as as g g, aus den **Cantiones sacrae** des Melchior Vulpius vom J. 1603 (Thl. I. 116) diesem Lied bloß angepaßt, erscheint jetzt zum erstenmal in W. Das Lied, dessen Beliebtheit und Verbreitung dadurch beurkundet ist, hat noch manche ältere und neuere Melodien. In dem W. Ch. von 1744 ist eine Nebenmelodie aus **A Dur**, e e a a h e d cis h a, und in dem von 1798 noch eine aus **Es Dur**, es b as g c c b as g f es. Ums J. 1760 erfand Doles, Musikdirektor in Leipzig, die Melodie f f c c g a g g und G. A. Homilius,

Musikdirektor in Dresden († 1785), die ziemlich bekannte Weise: f f c c b g a f. Im Darmstädter Cantional von 1687 findet sich eine Melodie von dem dortigen Kapellmeister Briegel (h h c g h a g fis d).

467. Gott lebt, wie kann ich traurig seyn.

Aus Benj. Schmolke's erster Liedersammlung: „Heilige Flammen der himmlisch gesinnten Seele in andächtigen Gebet- und Liedern angezündet" vom J. 1704 mit der Ueberschrift: „Gott macht Muth."

Vers 6. ist nicht von Schmolke und das Lied findet sich sonst in keinem Gesangbuch mit diesem Vers, auch nicht in Knapp's Liederschatz.

Ein Bürger zu * * *, welcher durch unverschuldete Unglücksfälle in seinem Vermögensstande ganz herabgekommen war, verfiel dadurch in die tiefste Schwermuth, die sein frommes, rechtschaffenes Weib durch alle Vorstellungen und Tröstungen nicht zu heben vermochte. Es war das Schlimmste bei ihm zu befürchten. Da stand das Weib eines Morgens sehr traurig auf, und als der Mann in sie drang, was denn der Grund ihrer Traurigkeit sey, gestand sie ihm: Es habe ihr geträumt, unser Herr Gott sey gestorben und die heiligen Engel wären zur Leiche gegangen. Darüber lachte der Mann, der schon lange nicht einmal mehr gelächelt hatte, und fragte sie: Ob sie denn nicht wisse, daß Gott unsterblich sey? — Wer denn daran zweifeln werde? Darauf aber sagt ihm das Weib: „Das weißt du und verläß'st dich doch nicht auf ihn, der nie stirbt, von dem jedes Haar gezählet wird?!" — „„Gott lebt, wie kann ich traurig seyn, als wär' kein Gott zu finden?"" — Das war die Lektion, die in dieser Stunde der Mann zu lernen bekam, er gieng in sich, schämte sich seines Kleinglaubens und Zweifelung und fieng an, im Vertrauen auf Gott wieder zu arbeiten, der ihn dann auch seine Hülfe bald erfahren ließ. So ward auch einst der tiefgebeugte Luther von seiner Käthe getröstet.

(Anekdoten für Christen zur Stärkung des Glaubens, der Hoffnung und Liebe. Ein Taschenbuch. 1833. S. 461 2c.)

Zur Melodie vgl. Nro. 461.

468. Der Himmel hängt voll Wolken schwer.

Aus „Dr. Heinrich Möwes Gedichten. Magdeburg. 1836" mit der Ueberschrift: „Gebet in Noth und Tod."

Möwes (Thl. I. 616), dichtete dieses Lied im Okt. 1831 unter ganz besondern Zeiten schwerer Heimsuchung und tiefer Todesnoth. Er hatte nämlich ein Jahr zuvor sein Predigtamt niederlegen müßen, an dem sein Herz hieng, weil er wegen heftiger Blutungen und Brustleiden zu schwach zum Predigen geworden war, und nun lebte er in Magdeburg ohne gehörige Mittel, sich und seine Familie

recht zu versorgen. Da befielen ihn nach einigen Monaten der Besserung plötzlich Schmerzen und Krämpfe, die über alle Beschreibung furchtbar waren und wirklichen Todesleiden glichen. Daneben lag auch seine älteste Tochter Marie auf den Tod krank. Diese Lage, in der er das Lied dichtete, schildert er selbst in einem Briefe an einen Freund also: „Ich bin durch ein dunkles Thal geführt, ein Ausgang voll Licht war hier nicht zu erwarten, aber wenn Er will, so muß der Todte auferstehen. Die Zeit des Sterbens für mich schien gekommen. Es war nicht eine kurze, schnelle Stunde, da der Tod und Leben mit einander stritten. Es war eine lange Woche, in der des Todes Gewalt sich an mir versuchte. Der Tod stürmte mit wilden Schmerzen auf mich ein, meinen Glauben und meine Treue zu prüfen. Meine Seele rang mit aller Kraft, um sich dem gefolterten Körper zu entschwingen, und zerriß mit ihren Gebeten die Wolken, um von dem Herrn droben den Befehl zum Aufbruch zu erflehen. Er könne nicht ausbleiben dieser Befehl, so schien es Jedem. Während aber mein Leib erliegen wollte, schwang sich meine Seele auf, sie sang, was ich Ihnen hiemit mittheile: „„Der Himmel hängt von Wolken schwer ꝛc.““ — „Nun aber," setzt Möwes hinzu — (er schrieb den Brief acht Wochen nach seiner Wiedergenesung), „sehe ich auf die Zeit der Noth nicht mit weinendem, sondern mit frohlockendem Gefühl, rechne nicht, was ich gelitten, sondern freue mich, daß ich gestritten — gestritten mit den Waffen und in der Rüstung, die uns der reicht, der die Welt für uns überwunden hat. O! es sind unschätzbare Proben des Glaubens und Stärkungen des Glaubens solche Leidensstunden. Darum sagt die Schrift: selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet. Diese dunkle Zeit war eine große Zeit für mich und ich danke dem Herrn, der sie hereinbrechen ließ. Der Mensch muß durch viel Trübsale in das Reich Gottes eingehen. Wie es dem Menschen geht, der am Tage in einen dunklen, tiefen Schacht steigt, er sieht, was zu der Zeit keiner sieht, die freundlichen Sterne des Himmels: so habe ich auch, als der Herr mich in die Tiefe der Noth und des Weh's fallen ließ, mitten in der Finsterniß um mich, über mir die hellen Sterne der ewigen Gnade des Vaters in Christo, unserem Heilande, gesehen, und dieser Stern war mein Leitstern und gieng mir nicht unter und leuchtete immer heller, und ich weiß, wo er steht, und ich kann ihn nicht aus den Augen verlieren, und wo ich bin, da ist er über mir, und wo ich gehe, da geht er vor mir her."

(Möwes sämmtliche Schriften. 2. Thl. S. 79—86. 4. Ausgabe.)

In einem andern Brief vom 19. Nov. 1831 äußert er sich über diese Zeit, in der er das Lied gedichtet, also: „So manches Herz bittet den Herrn des Lebens um längeres Bleiben für mich hier unten; ich selbst, wenn er will, bleibe noch gern, aber das Weggehen hat er mir nun auch leicht gemacht (V. 6.), er hat mich vertraut gemacht mit dem, was Andere sterben heißen, vertraut gemacht mit dem Leben, zu dem

er den Pilger erneut, daß ich fröhlich wie ein Kind, das am Strande mit den vorübergehenden Wellen spielt, bis sein Bruder von drüben kommt, um es auf jene schöne Wiese abzuholen, — am diesseitigen Ufer sitze und wohlgemuth harre und ganz glücklich zusehe, ob er von drüben nun kommt der Kahn, der mich einnehmen und hinüberführen soll. Also segnet der Herr, wenn er zu zürnen scheint, und darum hab' ich Ursach', mich der Zeit der Noth und des Weh's dankbar zu freuen" (S. 86—88.).

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Herr Jesu Christ, wahr'r Mensch und Gott", in phrygischer Tonart, um eine Terz höher gesetzt, als im Original — g g as b g as b g, auf das von **Dr.** Paul Eberus im J. 1560 für seine Kinder zur Erbauung gefertigte „Betlied um ein selig Ende", mit dem er sich dann selbst am Ende seines Laufs auf seinen nahe bevorstehenden Tod bereitet hat:

„Herr Jesu Christ, wahr'r Mensch und Gott,
Der du lid'st Marter, Angst und Spott,
Für mich am Kreuz auch endlich starbst
Und mir dein's Vaters Huld erwarbst.
Ich bitt' durch's bitter Leiden dein,
Du wöllst mir Sünder gnädig seyn."
(Nro. 310. im W. G. von 1741)

ist von Martin Zeuner (Thl. I. 115), dem Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg († 1603) zu lieb, weil derselbe große Vorliebe für dieses Lied hatte, gefertigt, und hatte ums J. 1616 in ganz Franken bereits den allgemeinsten Anklang gefunden. Sie ist jedenfalls vor 1603 erfunden und erscheint zuerst gedruckt im J. 1610 im 8. Theil der Sionischen Musen des Mich. Prätorius. Der Tonsatz ist vom J. 1616.

Der fromme Fürst Joachim zu Anhalt, der eine herzliche Lust und Liebe zu diesem Lied gehabt, daß er es, täglich zu beten, auswendig gelernet hat, verordnete alsbald, daß man es des Sonntags auf der Kanzel nach der Predigt lesen und in seiner ganzen Landschaft Dessau alle Wochen singen solle, worauf er dann bald, schon 1561, selig starb. Es war überhaupt ein an fürstlichen Höfen beliebtes Sterbelied, mit dem sich schon manche hohe Herren getröstet, z. B. Herzog Friedr. Wilhelm von Altenburg, Fürst Wolfgang zu Anhalt († 1566), Christian I., Churfürst zu Sachsen († 1591).

In Würtemberg führen alle Ausgaben des gr. Kirch.-G. bis zu der von 1711 Ebers Lied als ein „christliches Betlied um ein seliges Ende. Im Thon: „Vater unser im Himmelreich", auf. Erst im Ch. von 1711 erscheint obige Melodie. Neben ihr steht aber dort noch eine andere Mel. aus **D Moll**, f c̄ b a g f f e, wahrscheinlich die Melodie Joh. Eccard's, die derselbe im J. 1597, gleichfalls dem Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg, seinem hohen Gönner, zu lieb, in der jonischen Tonart und mit dem Ausdruck liebender Zuversicht und glaubigen Friedens gefertigt hat. Zeuner mochte

jedoch den Ton inbrünstiger Bitte darin vermissen, weßhalb er dann seine Weise erfand.

Auch Moritz, Landgraf von Hessen, fertigte eine Melodie hiezu in herber calvinischer Weise, die sich in seinem „christlichen Gesangbuch Cassel. 1612" vorfindet.

Die Zeuner'sche Weise, eine der herrlichsten und zugleich vorzüglich harmonisirt, konnte, obgleich sie auf ein Lied mit sechszeiliger Strophe erfunden ist, doch ohne Anstand auf dieses vierzeilige Lied des Möwes übergetragen werden, weil die zwei Stellen des Aufgesangs repetirt werden, was dann eben bei einem vierzeiligen Lied einfach unterbleibt.

469. Auf den Nebel folgt die Sonn'.

Eins der ältesten Lieder P. **Gerhard's**, das sich schon in Joh. Crüger's Gesangbuch: „Dr. M. Lutheri, wie auch anderer gottseligen und christlichen Leute geistliche Lieder und Psalmen" vom Jahr 1657 befindet. Es ist also nicht auf seine spätern drangsalsvollen Lebensverhältnisse zu beziehen.

In Ebeling's Ausgabe vom J. 1666 steht es mit dem Titel: „Danklied nach ausgestandenem großem Kummer und Betrübniß." Der Grundgedanke ist Tob. 3, 23. Von dem sonst treu bewahrten Original fehlen ohne Schaden V. 4—7., in welchen Satan abgefertigt wird, — „nun erfahr' ich, schnöder Feind! wie du's hast mit mir gemeint" u. s. w.

Zur Melodie vgl. Nro. 454.

471. Die ihr den Heiland kennt und liebt.

Den köstlichen Leidenssinn, welcher der Grundton dieses Liedes ist, bewährte sein Dichter, der sel. Dr. Gottfried **Menken**, Prediger in Bremen (Thl. I. 582), in seinen eigenen Leidensstunden, vornämlich in den letzten Monaten seines Lebens, im Jahr 1831, als er in tiefem Schmerz- und Elendsgefühl weder liegen noch sitzen und fast nichts mehr genießen konnte. Als ihn da ein Freund an die Stelle 1 Petr. 4, 12. 13. erinnerte, erwiederte er: „Ja, das ist die wahre Orthodoxie, daß man auch in großen Leiden festhalte an Allem, was Gott bezeugt und verheißen hat." Eines Morgens rief er aus: „Ich habe diese Nacht schrecklich gelitten — o welche Herrlichkeit wird darauf folgen!" (vgl. V. 3.) Ueberhaupt hatte ihn die Erkenntniß der Liebe Gottes so tief durchdrungen, daß die Leiden ihn im Glauben an die Verheißungen nur noch gewisser machten, und die Erfahrung, wie schwer es sey, darin auszudauern, wurde ihm immer wieder ein neues Unterpfand der zukünftigen großen Seligkeit. Einige Stunden vor seinem Tode überzog auch wirklich, als er vom Schlaf aufgewacht war, sein Angesicht, besonders seine hohe Stirne, ein freudiges Glänzen, das aus den

Sterbenszügen wunderhehr leuchtete und die Fülle des Friedens und des ewigen Lebens offenbarte, welche sein inwendiger Mensch erlangt hatte. So bezeugt von ihm sein Herzensfreund C. H. G. Hasenkamp in der gedruckten Rede, die er am 6. Juni 1831 an Menken's Grab hielt.

Zur Melodie vgl. Nro. 347.

473. O süßes Wort, das Jesus spricht.

Aus der »musica christiana«, die der fromme Raths- und Stadtkonsulent Johann **Höfel** zu Schweinfurt im J. 1634 herausgab (Thl. I. 138).

Das bis auf eine einzige sonderbare Stelle (V. 8. — „Wann lose Hunds-Bunds-Ketten seynd, ich habe Feind und falsche Freund") wörtlich mitgetheilte Original findet sich auch im Augsburger Gesangbuch von 1759.

Zur Melodie s. Nro. 610.

474. Mein Herz, gib dich zufrieden.

Eines der werthvollen Eier des Joh. Anastasius **Freylinghausen** zu Halle (Thl. I. 235), von welchem sein Freund Wiegleb, Pastor in Glaucha, schreibt: „Man sollte sich allemal freuen, wenn Freylinghausen Zahnweh hat, denn wenn die Hennen schreien, so hat man allemal ein Ei zum Besten." Er dichtete nämlich dieses Lied im J. 1713, gerade, als er an den heftigsten Zahnschmerzen litt.

Es erscheint gedruckt erstmals im 2. Theil seines „geistreichen Gesangbuchs den Kern alter und neuer Lieder in sich enthaltend. Halle. 1714."

In einer Stunde, da die ehrwürdige Frau des seligen Dekan Dr. Bahnmaier in Kirchheim unter Teck (Thl. I. 626) die Besorgniß einer bevorstehenden allgemeinen Wassersucht schwer darnieder beugte, kam derselben durch Gottes gnädige Fügung, die ihr überhaupt oft gerade zur rechten Stunde gab, was ihr Herz bedurfte, der 5. Vers: „Indeß ist abgemessen 2c." zu kräftigem Trost aus ihrer Jugend wieder ins Gedächtniß.

Vom Original, welches bis jetzt in keinem W. Landesgesangbuch eine Aufnahme gefunden hatte, fehlt V. 6.:

„Denn es sind Liebesschläge,
Wenn ich es recht erwäge,
Womit er uns belegt;
Nicht Schwerter, sondern Ruthen
Sind's, damit Gott zum Guten
Auf uns, die Seinen, hier zuschlägt."

Sonstige Eigenthümlichkeiten des möglichst treu mitgetheilten Originals sind: Vers 5. „und sollt's auch nur ein Quintlein seyn." Vers 6. — „den alten Menschen schwächen." Vers 9.: „Fliegt auf zum Bau des Himmels hin." Vers 10.: „hintragen zu dem Bräutigam."

Zur Melodie vgl. Nro. 571.

475. Endlich bricht der heiße Tiegel.

Von dem seligen Spezial M. Carl Friedrich **Hartmann** zu Lauffen am Neckar (Thl. I. 550) gedichtet, welcher uns noch eine schöne Estomihipredigt vom J. 1796 hinterlassen hat, an deren Schluß er sagt: „Man freut sich seines Leidens, weil man dadurch würdig gemacht wird des Reichs, denn unter dem Leiden wächst man zu einem königlichen Geist heran und die Hoffnung der Herrlichkeit wird immer gewisser. Dann versteht man erst, was Jakobus sagen will: „„Achtet es für eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtung fallet““, und wenn Paulus schreibt: „„Wir rühmen uns der Trübsale.““ Denn diese Hoffnung der Herrlichkeit gibt dem Leiden eine ganz andere Gestalt.“ Diese in seiner zweiten, erst nach seinem Tod, im J. 1831 erschienenen Predigtsammlung veröffentlichte Predigt hat zum Thema: „Die Leidensschule eines Christen nach ihren verschiedenen Classen 1) ich muß 2) ich will 3) ich kann 4) ich darf — leiden.“

Das Lied findet sich gedruckt in dem bei den würtembergischen religiösen Privatversammlungen gebräuchlichen und unter dem Volk weit verbreiteten sogenannten „Brüderbüchlein“ (s. zu Nro. 123).

Zur Ehre des ehrwürdigen Landsmannes sey hier das ganze Original mit seinen 17. Versen mitgetheilt. Es hat den Titel: „Hoffnungsblick unter dem Leiden.“

V. 1. Endlich bricht der heiße Tiegel
Und der Glaub' empfängt sein Siegel,
Als im Feu'r bewährtes Gold;
Da der Herr durch tiefe Leiden
Uns zu denen hohen Freuden
Jener Welt bereiten wollt.

V. 2. Ja sein Heiligungsgeschäfte,
Durch die Ausgebährungskräfte,
Die er in das Leiden legt,
Ist dem sterblichen Geblüte
Und umhüllten Gemüthe
Freilich nur halb aufgedeckt.

V. 3. Doch ist Leiden mehr als Wirken,
Weil man sich in den Bezirken
Der Natur so gern verliert;
Und, wenn Beides nicht beisammen,
Man sonst nicht mit Recht den Namen
Eines Gliedes Christi führt.

V. 4. Leidend präget unser Meister
In die Seelen, in die Geister
— — — vgl. V. 2. im W. G.

V. 5. (V. 3.) Leiden bringt empörte Glieder
Endlich zum Gehorsam wieder,
Macht sie Christo unterjocht.
Und durch diese Feuerkräfte
Werden manche wilde Säfte
Unsres Blutes ausgekocht.

V. 6. (V. 4.) Leiden läßt das Band der Sinnen
Nicht ins weite Feld zerrinnen,
Gürtet sie mit neuer Kraft;
Zungen, Augen, Nase, Ohren
Und Gefühl sind neu geboren,
Stets erfrischt und neu gemacht.

V. 7. (V. 5.) Leiden stimmet unsre Seele
Schon in dieser Leibeshöhle
In gar süße Harmonie
Mit der Schaar der Palmenträger,
Mit dem Chor der Harfenschläger,
Zu der reinsten Melodie.

V. 8. (V. 6.) Leiden fördert unsre Schritte,
Leiden salbet unsre Hütte
Zu dem Schlaf in kühler Gruft:
Es gleicht einem frohen Boten
Jenes Frühlings, der die Todten
Zum Empfang des Lohns beruft.

V. 9. Leiden macht das Wort verständlich,
Leiden macht in Allem gründlich,

Leiden! wer ist deiner werth?
Hier heißt man dich — — —
vgl. V. 7. im W. G.

V. 10. Brüder, diese Leidenspfade
Werden in verschied'nem Grade
Jesu Jüngern kund gemacht:
Wenn sie — — — — —
vgl. V. 8. im W. G.

V. 11. (V. 9.) Wenn auch die gesunden Kräfte
Zu des guten Herrn Geschäfte
Wurden williglich geweiht:
O für sie ist es kein Schade,
Daß sie ihres Führers Gnade
Schmelzte in der Prüfungszeit.

V. 12. Und wenn es dem Herrn beliebte,
Daß sie seine Liebe übte
Durch des Scheidens Aufenthalt.
Mußten sie auch manchmal fragen:
Herr! wie lang verzieht dein Wagen?
Komm', Herr Jesu, komme bald!

V. 13. So stillt sich doch ihr Verlangen,
Waren Jünger heimgegangen
In dem Blick aufs Vaterland:
Denn des Paradieses Lüfte
Und die obern Heimathdüfte
Werden ihnen zugesandt.

V. 14. (V. 10.) Im Gefühl der tiefsten Schmerzen,
Drücken sie dem matten Herzen
Ihres Heilands Kreuzbild ein,
Selbsten seines Leibes Lage
An dem Kreuz muß ihrer Plage
Zur Geduld, zur Lind'rung seyn.

V. 15. (V. 11.) Endlich mit der Seufzer Fülle
Bricht der Geist durch, durch die Hülle,
Und der Vorhang reißt entzwei.
Wer ermißt von uns hienieden,
Wie er voll von Ruh' und Frieden
Jener Welt durchdrungen sey.

V. 16. Nun ist er bei jenen Schaaren,
Die im Frieden heimgefahren,
Die das Licht des Herrn umschließt,
Alle, die uns dorten kennen,
Die uns Brüder, Schwestern nennen,
Sey'n durch ihn von uns gegrüßt.

V. 17. V. 12.) Wir, in Kedar noch zurücke,
Heften uns're Sehnsuchtsblicke
Immer mehr auf jene Welt,
Näher werden wir verbunden,
Wenn im Glas der Wallfahrtsstunden
Einst das letzte Sandkorn fällt.

Die gelungene Ueberarbeitung dieses tiefen Kreuzliedes ist von A. Knapp. Er theilte sie zuerst in seinem Liederschatz von 1837 mit.

Zur Melodie vgl. Nro. 107.

476. Was ist's, daß ich mich quäle.

Aus Gellert's „geistlichen Oden und Liedern" vom J. 1757, wo es den Titel hat: „Gelassenheit."

Gellert hatte stets eine schwächliche Gesundheit, namentlich hatte er seit dem J. 1752 mit den schrecklichen Leiden der Hypochondrie zu kämpfen, worunter auch seine Seele namenlos viel litt. Seine Tage waren ängstlich und trübe, seine Nächte unruhig und voll schreckender Träume; seine Brust litt durch häufige Beklemmungen nd eine außerordentliche Traurigkeit und unüberwindliche Niedergeschlagenheit breitete sich aus der verborgenen Quelle seines siechen Lebens über sein ganzes Gemüth aus, wodurch ihm aller Lebensgenuß verbittert ward. Das waren der „Krankheit Plagen", die er zu tragen hatte (V. 6.). Aber auch „Haß und Spott" ward ihm in reichlichem Maaß zu Theil. So wurde er einmal in einer Schrift öffentlich an seinem Charakter und der Redlichkeit seiner Gesinnung angegriffen, daß er darüber seufzen mußte: „Mein Herz blutet, wenn ich daran denke."

Mit all diesen schweren Leiden suchte er aber stets standhaft zu kämpfen und hütete sich sorgfältig dabei vor aller Ungeduld. Das rühmt ihm Cramer nach in der Schilderung seines Lebens.

Consistorialrath Carl Dan. Küster in Magdeburg († 1804), welcher während des ganzen siebenjährigen Kriegs Feldprediger bei der preußischen Armee war, erzählt in seinen „Bruchstücken aus dem Campagneleben eines Feldpredigers. Berlin. 1791", daß ihm die Worte des 7. Verses: „Was kann mir widerfahren, wenn du mich will'st bewahren? Und du, mein Gott, bewahrest mich!" unter allen Kriegsgefahren und unter dem stärksten Kanonendonner immer wieder guten Muth gegeben, wenn er sich bekümmern wollte, und seine Seele mit hoher Freudigkeit erfüllt haben.

Zur **Melodie** vgl. Nro. 571. Knecht hat dieses Lied im J. 1797 mit einer eigenen Melodie bedacht, die sich im W. Ch. von 1798 findet (c̄ f f f e g).

477. Fortgekämpft und fortgerungen.

Aus **Lavater's** „Liedern für Leidende. Tübingen. 1787."

Von dem Bezeugen Lavater's auf dem Krankenbette, auf dem er in Folge der gefährlichen Schußwunde, die ihm der französische Grenadier bei Besetzung Zürichs im J. 1799 beigebracht hatte, unter großen Leidenskämpfen lag, erzählt sein Tochtermann, Georg Geßner: „Man hörte ihn oft, und nie ohne tiefe Rührung, seinem Gott mit Thränen für die Leiden danken, die er ihm zusende. Er nahm sie ganz aus der Hand Gottes an und glaubte an deren beseligende, ihn läuternde Zwecke so fest, wie an sein eigenes Daseyn, zum Theil sah er sie wirklich schon." — „O Schmerzensbette meines ersten, väterlichen Freundes" — ruft Geßner aus — „dich werde ich nie vergessen, eine Schule der Geduld, der Gott ergebenen, der christlichen Leidensertragung, des heitern Muthes, des nie wankenden Vertrauens bei allergrößter Empfindlichkeit für körperliche Schmerzen!"

(3. Band der Lebensbeschr. Lavater's. S. 488 ꝛc.)

Den 5. Vers singt Lavater aus eigener Lebenserfahrung. Als er einst in seinen jüngern Jahren auf dem Züricher See fuhr, brach plötzlich ein wilder Föhn herein, der den Mast des Schiffes, auf dem er war, zersplitterte, also, daß das Schiff mit jedem Augenblick unterzusinken drohte. Lavater aber rang auf den Knieen, am Boden des Schiffes liegend, in brünstigem Gebet mit Gott, und Gott half.

Zur Melodie vgl. Nro. 107.

478. Ein Christ kann ohne Kreuz nicht seyn.

Dieses im W. G. dem B. Schmolke zugeschriebene Lied findet sich nicht in der Schramm'schen Gesammtausgabe seiner Schriften und

Lieder vom J. 1740; es gehört vielmehr David **Nerreter** zu, in dessen Gesangbüchlein unter dem Titel: „Dav. Nerreters zum Lobe Gottes angestellte geistliche Singschule. 2. Thle. Nürnb. 1701. vermehrte Aufl. 1707" es nebst 37 andern von ihm gedichteten Liedern steht.

Er mußte durch allerlei Kreuz und Unglücksfälle gehen.

Zu Nürnberg wurde er geb. 8. Febr. 1649 als eines Messerschmids Sohn. Er besuchte das dortige Gymnasium und zeichnete sich bald, namentlich in der Dichtkunst, so aus, daß ihn Sigmund v. Bircken 1670 zum Poeten krönte und in den Blumenorden aufnahm unter dem Namen: Filemon. Seine Ordensblume war eine Narzisse „zum ewigen Frühling zeitigende" und sein Vers dazu der:

„Im Frühling die Narziß zwar spat den Lenzen zieret,
Mein Wunsch mich himmelan zum letzten Lenzen führet:
Mich mach ersterben hier des Todes Winterzeit,
Ich werde zeitig nur dadurch zur Ewigkeit."

Bald darauf gieng er nach Königsberg, um Theologie zu studieren, wurde später Hofmeister und machte große Reisen durch Schweden, Liefland, Kurland, Preußen, worauf er zu Altdorf Collegien hielt. 1677 wurde er Hofkaplan zu Oettingen, wo er 1683 bis zum Consistorialrath und 1688 bis zum Spezialsuperintendenten stieg. Als er aber dort in den gefährlichen Kriegszeiten viel ausstehen mußte, nahm er einen Ruf in seine Vaterstadt als Archidiakonus an der h. Geistkirche im J. 1694 an. Von da berief ihn der König von Preußen, Friedrich I., im J. 1709 zum Generalsuperintendenten des Herzogthums Hinterpommern und Consistorialrath nach Stargard, wo er 5. Jul. 1726 starb, nachdem er seinen Todestag vorausbestimmt hatte. Er hatte mancherlei Lebensgefahren zu erstehen, unter denen sein Herz zu Gott hingezogen wurde, dessen treue Hand er stets wieder zu erfahren hatte. Schon als Kind stürzte er einmal eine Treppe herab, und ein andermal fiel er in einen offenen Keller; später wurde er halbtodt aus dem Pegnitzfluß gezogen, hatte auf der Ostsee einen gefährlichen Seesturm und eine vierwöchige, mit vielfältiger Lebensgefahr verbundene Fahrt auf ungestümer See durchzumachen und wäre zu Stargard einmal beinahe von den Pferden in seinem Wagen geschleift worden. Sein Nachfolger im Amt, Dr. Zierold, hielt ihm daher die Leichenpredigt über Jes. 57, 1. 2.

(Quellen: Caspar Wezel's Analecta hymnica. 2. Bd. 1756. S. 365—372.)

Zur Melodie vgl. Nro. 461.

479. Je größer Kreuz, je näher Himmel.

Aus B. **Schmolke's** Werk: „Das in Seufzern mit Gott verbundene andächtige Herz vor den Thron der Gnade geleget. Breslau. 1715." Es ist dem darin enthaltenen allgemeinen Kreuzgebet angehängt.

Vom Original, das bis auf die Worte: „Gott streicht uns an dem Probestein" (V. 2.) wörtlich wiedergegeben ist, fehlen V. 4. u. 8.:

V. 4.
Je größer Kreuz, je größer Liebe,
Der Wind bläßt nur die Flamme auf,
Und scheinet gleich der Himmel trübe,
So lachet doch die Sonne drauf.
Das Kreuz vermehrt der Liebe Gluth,
Gleichwie das Oel im Feuer thut.

V. 8.
Je größer Kreuz, je schöner Krone,
Die Gottes Schatz uns beigelegt
Und die einmal vor seinem Throne
Der Ueberwinder Scheitel trägt.
Ach! dieses theu're Kleinod macht,
Daß man das größte Kreuz nicht acht't.

Zur Melodie vgl. Nro. 368.

480. Gekreuzigter! zu deinen Füßen.

Von dem seligen C. A. Dann, dem ehrwürdigen Zeugen Christi in Stuttgart, der in seinem Leben durch viele äußere und innere Anfechtung gieng und dieses Lied sich selbst als Gebets- und Stärkungslied gedichtet hat (Thl. I. 560).

Von diesem tief empfundenen, kostbaren Lied, das schon vielen Seelen Trost und Erquickung gebracht hat, sagt A. Knapp in dem Leben Dann's in der Christoterpe. 1847. S. 288, 308: „Es ist eine der getreuesten Abstrahlungen seines innigen Gemüths, seines vielgeprüften Geistes, ja eigentlich sein geistliches Portrait. Man kann daraus vernehmen, wie er mit seinem Gott und Heiland redete, dessen vermenschlichtes Bild in tiefster Ehrfurcht unablässig beschaute, dessen Liebe in sein Herz ausgegossen war durch den h. Geist und für den er arbeitete, ohne müde zu werden."

Der Gekreuzigte war und blieb auch Todessonne, seine einzige und letzte Lebenshoffnung; Ihn und nichts Anderes wollte er bis zum letzten Hauch. In seinen letzten Leidenswochen zu Anfang des Jahrs 1837 sprach er einmal bei heftigen Schmerzen, als er am ganzen Leibe zitterte und laute Jammertöne ausstoßen mußte: „Das ist nicht geduldig! Der Heiland hat am Kreuze nicht geschrieen! — Gekreuzigter Jesu, schenke du mir Kraft, mein Leiden zu tragen! O, wenn ich nur auf die untersten Stufen der Seligkeit komme." — Ein andermal sprach er zu den um sein Lager versammelten Enkeln: „Ich bin ein alter, kranker Mann, ein großer Sünder, und müßte stets in Todesfurcht schweben, wenn ich den gekreuzigten Heiland nicht hätte!" und darauf erzählte er ihnen dann in väterlichem Tone von den Leiden des Heilands, wie seine große Liebe uns recht tief zu Herzen gehen solle. — Als er aber in seinen letzten Stunden sprachlos da lag, weil ein stets heftigeres Halsübel ihm die Stimme geraubt hatte, machte er noch mit sanften Bewegungen der Hand und leisem Lispeln seinen letzten Sinn verständlich: „O! was wären wir ohne Jesum!" „So blieb ihm," setzt Knapp hinzu, der davon Augenzeuge war, „am Ende nichts als Christus, aber Er blieb ihm auch."

(Christoterpe. 1847. S. 294, 298, 301.)

„Hoffnung, Lieb' und Glaube" (V. 6.) — diese drei Cardinaltugenden des Christen waren in all seinen Schriften und Predigten die Cardinalpunkte, um die sich all sein Lehren und Ermahnen, all sein Trösten drebt. So ist unter seinen edlen, auf Hoffnung ausgestreuten „evangelisch christlichen Blättern. Stuttg. 1821" ein Passionsblatt zu finden mit der Ueberschrift: „Glaube, Hoffnung, Liebe, die edle, bleibende Frucht der Gedächtnißfeier des Todes Jesu Christi. Joh. 15, 8. 16." Darin sagt er gleich zu Anfang: „Glaube, Hoffnung, Liebe! Dieß ist das edle, vom himmlischen Vater selbst auf unsere Erde verpflanzte Kleeblatt! Man möchte es einen Ersatz nennen für den uns mit dem Paradiese verloren gegangenen Baum des Lebens. Aber nur da, wo Gottes Pilger wandeln, nur auf dem schmalen Wege, und am schönsten und reifsten, trifft man diese himmlische Pflanze an den schmalsten, steilsten, steinigsten und dornigsten Stellen dieses Weges an. Wohl, ewig wohl dem Herzen, dem es tief eingepflanzet ist! Es besitzt an ihm den köstlichsten und bleibendsten Schmuck," — und am Schluße des Blatts ruft er aus: „Was könnte doch unser ganzes Wesen so gewiß reinigen, bessern, heiligen und veredeln, als die vom Herrn, dem Glaubendsten, Liebendsten und Hoffendsten, erbetenen Früchte des Geistes: Glaube, Hoffnung und Liebe. Was kann uns über Erde und Zeit, über Weltlast und Weltlust schneller erheben, als diese vortrefflichen Drei? — und unter ihnen vornämlich die Liebe?"

Zur Melodie vgl. Nro. 87.

482. Warum betrübst du dich, mein Herz.

Dieses kinderfromme und glaubenskräftige Lied dichtete Hans Sachs, der weltberühmte Schuhmacher und Poet zu Nürnberg, entweder während der großen Theurung und Hungersnoth, die im Jahr 1552 zu Nürnberg war, oder zur Zeit der schweren Belagerung, die im J. 1561 diese Stadt erstehen mußte. Raumer führt es ohne Namensbezeichnung auf. Nach Heerwagen war es seit 1565 bekannt.

Schamelius gibt ihm den Titel: „Trostreiche Gedanken über die Vorsorge Gottes"; G. Wimmer: „Eines frommen Christen Trost in seiner Armuth." Auch nannte man's sonst „der alten Leute Trostpredigt, die aber für Jung und Alt heilsam sey," und Schubert sagt mit Recht von diesem Lied: „Es ist in Zeiten der Noth und Trübsal ein Trostlied schon für Tausende von bekümmerten Seelen gewesen. Wie manche arme Mutter, welche in theurer Zeit nicht wußte, wo sie am andern Morgen Brod hernehmen sollte für ihre hungernden Kinder, hat nach halbdurchwachter Nacht endlich ihre Sorgen mit jenem Lied eingesungen. Gesungen haben dieß Lied die armen Wanderer im Fremdlingsland, wenn sie nicht wußten, wo heute Abend ihr ermatteter Leib seine Ruhestätte und Erquickung finden werde. In

Zeiten der Todesnoth und des Krieges hat man öfters mit dem Todtenglöcklein zugleich die Töne dieses Liedes in den Kirchen und Häusern gehört. Ja, wenn dasselbe der fromme Herzog Johann Wilhelm zu Sachsen ein Engelslied nannte, weil es ihm kurz vor seinem Tode im Traume vorkam, als singen es die Engel (s. unten), so hatte er wohl recht, denn man empfindet in diesem einfältigen Liede, wenn man es andächtig singt, Kräfte der Engel, welche emporsteigen zu Gottes Thron und mit kindlich unwiderstehlicher Gewalt Gottes Vaterherz bewegen."

Der Diakonus von Schmalkalden, Avenarius, fragte einst bei der großen Theurung im J. 1694 zu Berka an der Werra einen armen, dabei aber auch frommen, christlichen Mann, wie er sich in diesen schweren Zeiten fortbringe und des Bettelns erwehren könne. Darauf gab ihm derselbe zur Antwort: „Nichts erhält mich in dieser schweren und theuren Zeit, als das trostvolle Lied: Warum betrübst rc. Dieses singe ich jetzt täglich, Morgens und Abends, und gehet mir dabei wohl, daß mir Gott Arbeit zuschickt und Verdienst."

(Avenarius, Liedercatech. 1714.)

Dr. Joh. Nik. Jakobi, Superintendent zu Meißen, welcher 1700 in einem Alter von einundsechzig Jahren selig entschlafen, legte mit diesem Lied den Grund zu seinem zeitlichen und ewigen Glück. Er war nämlich in seiner Jugend, da er zu Wittenberg studierte, sehr arm, tröstete aber sein Herz in solchen bedrängten Umständen oft und viel mit diesem Lied und bekam dadurch ein um so herzlicheres Verlangen nach Gott und seinen ewigen Gütern, und gieng deßhalb auch fleißig zur Kirche. Das bemerkte Professor Ostermann und ließ ihn zu sich kommen, verlangte auch, daß er, um ihn empfehlen zu können, einen lateinischen Brief aufsetzen solle. Darauf gieng er nach Hause und verfertigte zweihundert griechische Verse über sein herzliebes Trostlied, das er seither Tag und Nacht in seinem Herzen bewegt hatte. Dieß gefiel dem Professor so wohl, daß er ihn bald hernach zum Hauslehrer seiner Kinder machte und über sechs Jahre bei sich behielt, welches der Grund zu vielen nachfolgenden Beförderungen und Ehrenstellen für ihn war.

(G. Wimmer. Thl. IV. 133.)

Der Herzog Johann Wilhelm zu Sachsen-Weimar hat Anno 1573 kurz vor seinem Ende im Traum dieses Lied sehr lieblich singen hören, worauf eine herrliche Musik gefolgt sey. Endlich habe er, immer noch träumend, einen schönen Engel mit einem Schwert erblickt, auf dessen Rücken ein Zettel mit den Worten gewesen sey: „Traue auf Gott, der wird dir helfen und dich zur Ruhe bringen."

(Olearius Liederschatz. IV. S. 24.)

Fast jeder Vers des Liedes ist einem Samenkornlein gleich, aus dem köstliche Frucht des Trostes und der Hoffnung auf den lebendigen Gott gewachsen ist.

Beim 2. Vers, hebt Schamelius die drei Wörtlein „kann" — „will" — „weiß" heraus und setzt bei: „Merke die drei Hauptgründe des Vertrauens wohl!" —

Als einmal Johannes Wider, Prediger in Nürnberg, 1630 das Zeitliche gesegnen wollte, trat sein jüngstes Söhnlein, Septimius genannt, zu ihm ans Sterbebett mit kindlich-freundlicher Bitte, der Vater wolle ihm zu guter letzt doch ein Sprüchlein befehlen, dabei er seiner stets gedenken könne. Darauf wies ihm der sterbende Vater diesen Vers und sprach: „Mein Vater und mein Herre Gott, der mir beisteht in aller Noth".

(Thom. Schmidt's Hist. et Mem. 1707.)

Als Dr. Joh. Jak. Rambach, Professor und Superintendent zu Gießen, im J. 1735 auf dem Sterbebette lag und wahrnahm, wie tief sich seine Frau darüber bekümmere, sagte er zu derselben: „Höre doch, wie unser Söhnlein, der kleine Jakob, so schön, so gar helle unten in der Stube singet: „„Er kann und will dich lassen nicht, er weiß ja wohl, was dir gebricht."" Ei, höre doch, wie es so angenehm lautet." Und als sie antwortete, er könne ja noch nicht reden, sondern er schreie nur, blieb er doch dabei, daß er singe, und wunderte sich, daß sie es nicht hören konnte.

(Concio fun. a J. Ph. Fresenio hab. S. 90, s. auch Thl. I. 265.)

Vom 3. Vers schreibt Wagenseil in seinem Traktat von den Meistersängern Kap. 4. S. 518, er habe einmal einen vornehmen Theologen in öffentlicher Predigt bezeugen hören, daß er in seinem lange Zeit geführten Seelsorgeramt auf der Welt nichts mehr gefunden, so nach den Kraftsprüchen göttlicher Schrift betrübte, niedergeschlagene, kleingläubige, geängstete und fast verzagende Gemüther mehr getröstet, aufgerichtet und gestärkt hätte, als das güldene, ja ganz unvergleichliche Gesetz in diesem Lied — „weil du mein Gott und Vater bist rc."

Der oft erwähnte Daniel Seiffart erzählt in seinen Del. mel. S. 69 von sich selbst also: „Ein gewisser Prediger, als er in seinen Studentenjahren 13. Okt. 1682 von seiner Vaterstadt Zwickau die Trauerpost bekommen, daß sein geliebter Vater an der Pest gestorben sey, hat er anfangs nicht gewußt, wo er sich vor Schmerzen und Betrübniß lassen könne. Bei der größten Melancholie fallen ihm die tröstlichen Gesangsworte ein: „Weil du mein Gott und Vater bist rc." Darüber wird sein höchstbetrübtes Herz wiederum erfreuet und erquicket, daß er bei sich gedacht: „Nun wohlan, der ewige Vater lebet noch, der wird sich deiner, als eines armen Waisen, erbarmen und annehmen."

Den 5. Vers (Orig. V. 10.), rief ein frommes, siebenjähriges Mägdlein, mit Namen Rosina, eines Taglöhners Kind zu Nickern bei Dresden, dem der Vater und Versorger gestorben war, seiner Mutter, die weder Geld, noch Brod im Hause hatte und gar oft und

bitterlich über den Tod ihres Mannes weinte, mit zum Gebet gefalteten Händen und himmelwärts gerichtetem Blick immer und immer zu, bis sie dieselbe getröstet hatte, daß sie Gott vertraute, der denn auch seinen Segen über ihrem Hause hielt, daß sie keinen Mangel hatten (vgl. zu Nro. 462.).

Den 6. Vers hat einsmals ein reicher Mann durch den 7. Vers mit wahrem Ernst beten gelernt. Ein Zigeuner, den er ums Wahrsagen angegangen hatte, gab ihm nämlich den letzteren als Sprüchlein. Dem Zigeuner, der ihm also wahrgesagt, gab er eine Gabe, darnach aber schloß er sich in seine Kammer und seufzte: „Lieber Gott! ist das wahr, wie der Zigeuner sagt, und hilft Reichthum nicht zur Seligkeit, warum hab' ich mich doch bisher so sehr darüber bemühet?" Und darnach betete er: „Ach demnach, o Jesu, wollest du mir nur das Ewige gewähren, das du erworben hast durch deinen herben, bittern Tod u. s. w. und die Gedanken auf Reichthum aus meinem Herzen reuten und tilgen".

(Seiffart's Delic. mel. S. 63.)

Mit dem 7. Vers (Orig. V. 12.), wies der nach der Schlacht bei Mühlberg, 24. April 1547, gefangen gehaltene Landgraf Philipp von Hessen die blendenden Anträge freudig zurück, die man ihm machte, wenn er von der reinen Lehre des Wortes Gottes abtrünnig werden würde. Kaiser Carl V., in dessen Händen er war, bot ihm dafür als Preis die Grafschaft Katzenellenbogen, und der Herzog Georg von Meißen versprach, ihn zum Erben aller seiner Güter und Länder machen zu wollen. Allein er hielt fest an der erkannten evangelischen Wahrheit und stützte sich, so oft sie auch ihre Anträge erneuern mochten, auf diesen Vers. Ueberhaupt war dieses Lied in seiner Gefangenschaft sein Halt und Trost, während sein Unglücksgenosse, der Churfürst von Sachsen, in jener betrübten Lage das schöne Trostlied fertigte: „Wie's Gott gefällt, gefällt mir's auch."

Das Original hat 14 Verse. Nach dem 4. Vers folgen 5 Verse, welche auf die Hülfe Gottes weisen, die „Helias" bei der Wittwe in der Sidonier Land und unter dem Wachholderbaum, Daniel unter den Löwen, Joseph in Egypten und die drei Männer „im Feuerofen roth" erfahren haben. Den 9. Vers sollen drei Kinder, welche von den Soldaten in einem Backofen verbrannt worden, freudig gesungen haben — so erzählt Stiefler im Hist. Schatz. S.1468. Derselbe lautet so:

„Es verließ auch nicht der treue Gott
Die drei Männer im Feuerofen roth:
Sein Engel sandt' er ihn'n,
Bewahrt sie vor des Feuers Gluth
Und half ihnen aus aller Noth."

Diese Verse sind schon im W. G. von 1741 weggelassen; in der Ausgabe des gr. Kirch.-G. von 1711 finden sie sich noch.

M. Buronerus, Pastor in Salzwedel, hielt eine Predigt über dieses Lied und ließ sie 1677 um der damaligen nahrlosen und betrübten Zeit willen drucken, unter dem Titel: „Armer Leute Hauß-trost über das Lied: „„Warum betrübst ꝛc.““, worin er sich nach Serpilius Zeugniß als einen rechten Barnabam und Sohn des Trostes erwiesen haben soll.

Der Bibelgrund, auf dem das Lied ruht, ist folgender:

Vers 1. Psalm 42, 12. — 1 Cor. 7, 31. — Sir. 2, 6. — Offenb. 4, 11.

V. 2. — Ebr. 13, 5. — Matth. 6, 8. 32. — Jer. 32, 17. — 5 Mos. 32, 6. — Psalm 91, 15.

V. 3. — Jer. 31, 20. — 1 Mos. 2, 7. Psalm 103, 14. — Hiob 16, 2.

V. 4. — Psalm 49, 7. Luc. 12, 19. 16, 19. — Psalm 39, 8. — Sprüchw. 10, 3.

V. 5. (10.) — 1 Chron. 30, 12. — Psalm 7, 1. — 1 Tim. 6, 6.

V. 6. (11.) — Sir. 3, 19. — Psalm 73, 25. — Offenb. 1, 5. 6.

V. 7. (12.) — Zeph. 1, 18. Sir. 41, 16. — Pred. 1, 2. — Psalm 49, 18.

Die **Melodie** aus **G Moll**, **g g a b a d c b a**, wird gewöhnlich Hans Sachs selbst zugeschrieben, der sie dann gleichzeitig mit dem Liede gefertigt hätte, wie er überhaupt mehrere Weisen zu seinen Gesängen erfand.

483. Du klagst und fühlest die Beschwerden.

Aus **Gellert's** „geistlichen Oden und Liedern" vom J. 1757 mit der Ueberschrift: „Zufriedenheit mit seinem Zustande", in acht vierzeiligen Strophen, die wortgetreu nun in vier achtzeilige umgewandelt sind. Abermals ein Moralgedicht zum Lesen, nicht zum Singen.

Es ist damit zu vergleichen die 19. moralische Vorlesung Gellert's (3. Abth.): „Gelassenheit und Geduld", an deren Schluß auch V. 4. u. 6. des Originals von Gellert angewandt sind.

„Genügsamkeit" (V. 2.) trug Gellert selbst als liebliche Eigenschaft an sich. Er war stets zufrieden mit seinen Umständen. Zweimal wollte ihn sein Churfürst zum ordentlichen Professor machen, er dankte aber jedesmal dafür. Ein Banquier wollte ihm einmal in den ersten Kriegsjahren aus Auftrag eines verborgen bleiben wollenden Freundes eine ansehnliche Geldsumme ausbezahlen, allein Gellert wies die Gabe zurück und antwortete, was er in manchen ähnlichen Fällen schon geantwortet hatte: „Ich leide keine Noth und

viele würdigere und vornehmere Personen leben in Mangel und Dürftigkeit; lassen Sie diesen die mir bestimmten Wohlthaten zufließen."

„Bei Pflicht und Fleiß sich Gott ergeben — — Weg mich geb'n" (V. 4.). Dieß war Gellert's Lebensmaxime. Nichts war ihm heiliger, als was er für seine Pflicht hielt. „Es ist Pflicht!" — war seine gewöhnliche Antwort, wenn man ihn von ermüdenden Geschäften abhalten wollte. So geneigt war er, dem Guten, das er für Pflicht hielt, Alles aufzuopfern.

Zur **Melodie** vgl. Nro. 87. Ph. Em. Bach hat in seinen „neuen Melodien zu dem Hamburger Gesangbuch" vom J. 1787 eine besondere Choralmelodie für dieses Lied gegeben, die sich auch im W. Ch. von 1798 vorfindet (Nro. 234.).

481. Nicht so traurig, nicht so sehr.

In Ebeling's Ausgabe von P. **Gerhard's** „geistlichen Andachten" vom J. 1666 mit der Ueberschrift: „Christliche Zufriedenheit." Dieses Lied steht übrigens schon im Berliner Gesangbuch von 1653.

Schamelius nennt es treffend: „Lektion des Unvergnügten" und Preuß sagt in seiner Geschichte der Dichter des Mecklenburgischen Gesangbuchs bei diesem Liede: „Merkst du nicht, o Seele, wenn du dieses Lied betrachtest, wie sehr der liebe Gerhard sich bemühe, die edle Zufriedenheit als die kostbarste Blume in dir zu pflanzen? Leset und singet dieß Lied fleißig, ihr Mißvergnügten, die ihr nimmer genug vom Irdischen bekommen könnt, es wird Euch eine heilsame Arzenei seyn, daß ihr einmal von Eurer Welt- und Geld-sucht befreiet werdet."

Das ziemlich wortgetreu wiedergegebene Original hat 15 Verse, von welchen V. 10. und 12. ohne Schaden weggelassen sind. Doch enthält der 12. einen gar lieblichen Gedanken. Volksmäßig naiv ist auch der nun verwischte Schlußreim: „Bleibt der Centner mein Gewinn fahr der Heller immer hin" (V. 4.) — s. Nro. 188. im W. G. von 1741.

Die **Melodie** f g f c f g a ist eine sonst unbekannte Hohenlohe'sche Weise. Die älteste in W. gebräuchliche ist die erstmals im Anhang zum gr. Kirch.-G. von 1711 vorkommende Weise — g d g a b c b a. Dann erscheint neben dieser im Ch. von 1721 die Weise g b a b c b a g fis. Endlich mit dem Ch. von 1744 erscheint die nun bis in das Ch. von 1828 hinein die Alleinherrschaft behauptende Weise Joh. Crüger's (Thl. I. 417): c g c g a h c, welche in dessen geistlichen Kirchenmelodien vom Jahr 1649 steht und in Berlin jetzt noch im Gebrauch ist. Diese ist nun als „zu leyermäßig" in W. außer Curs gesetzt; Crüger hatte sie aber

ursprünglich in G Moll ganz anders gesetzt, wie sie freilich nicht mehr herzustellen war. Es war also seit lange eine Verschlechterung des Crüger'schen Originals im Gebrauch.

486. Ich hab' in guten Stunden.

Aus **Gellert's** „geistlichen Oden und Liedern" vom J. 1757 mit der Ueberschrift: „In Krankheit" vgl. 19. moralische Vorlesung. 3. Abth. S. 73 f.

Als Gellert in den letzten Tagen seines Lebens war (Thl. I. 474), und sein Freund, der Prediger Thalmann, zu ihm sagte: „Sie haben schon viele Leiden geduldig und standhaft ausgestanden; Sie werden auch jetzt als ein Christ leiden", so antwortete er: „Ach! mein lieber Freund! ich bin ein schwacher Mensch, ein armer Sünder (V. 2.); beten Sie für mich, daß ich nicht in Versuchung falle." So aufrichtig er bei diesem Geständniß war, so gewiß war er aber auch seiner Begnadigung durch Christum. Zu seinem geliebten Heyer, der zu ihm an sein Sterbebett eilte, sagte er bald nach der ersten Begrüßung: „Das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Christus Jesus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen. Dieß, mein lieber Freund, ist mein Bekenntniß auf meinem Todbette. Aber," fuhr er mit sichtbarer Freude fort, „mir ist Barmherzigkeit widerfahren — Barmherzigkeit widerfahren! Dieß ist auch mein Glaubensbekenntniß, auf das ich jetzt leide und sterbe" (V. 5.). Und als er das gesagt, brach er in ein lautes und rührendes Lob der Barmherzigkeit Gottes aus. Als man aber nach seinem Tode das Bekenntniß öffnete, das er mehrere Jahre zuvor schriftlich aufgesetzt hatte, fand man darin die Worte: „Ich hoffe als ein bußfertiger und begnadigter Sünder zu sterben, der oft gefallen und durch die Gnade Gottes wieder aufgestanden ist."

Zur Melodie vgl. Nro. 571.

487. Ach treuer Gott, barmherzig's Herz.

In Ebeling's Ausgabe von P. **Gerhard's** „geistlichen Andachten" vom J. 1666—67 mit der Ueberschrift: „Herrn Joh. Arndt's Gebet umb Geduld im Kreuz". Es ist gemacht nach dem in Arndt's Paradiesgärtlein befindlichen Gebet. III. Nro. 27., welches den Titel hat: „Gebet um Geduld in großem Kreuz."

Das Original hat 16 Verse, wovon V. 3—5. 11. 13. 14. weggelassen sind. Unter diesen ist V. 13. als sehr beachtungswerth hervorzuheben. Eigenthümlich ist die Originalfassung im Schlußvers Z. 5.: „Da wird mein Weinen lauter Wein" (s. Nro. 294. im W. G. von 1741).

Zur Melodie vgl. Nro. 599.

488. Gott, den ich als Liebe kenne.

Aus Dr. Chr. Fr. **Richter's** Schrift: „Erbauliche Betrachtungen vom Ursprung und Adel der Seele. Halle 1718", wo es als das letzte von ihm gedichtete Lied mit der Ueberschrift: „Krankheitslied" steht.

Der fromme Arzt dichtete es in seiner letzten kränklichen Zeit auf dem Krankenbette sich selbst zur süßen Arzenei (Thl. I. 244 f.). Erst nach seinem Tod (1711) erschien es zum erstenmal im J. 1713 im Druck.

Ein bewährter Christ, J. Fr. Hutmacher, Buchbinder zu Mühlheim am Rhein, der dort noch in gesegnetem Andenken steht († 1797), hatte dieses Lied in seiner Krankheit sich zum Leiblied erwählet. Als es ihm ein Freund einmal vorgelesen hatte, sagte er: „Hier ist meine ganze Seelengestalt, meine Sehnsucht und Verlangen so vollkommen enthalten, daß ich nicht eine Sylbe dazu setzen, noch davon thun könnte. Das sind Läuterungstage. Gott meint es gut mit mir. Ich liege hier im Schmelztiegel. Doch gottlob! der Schmelzer ist mein Freund!"

(Basler Sammlungen. 1798. S. 36.)

Auch der einzige Bruder des Prälaten Albrecht Bengel, der gottesfürchtige Expeditionsrath und Vogt Joseph Bengel zu Sulz am Neckar († 25. Juli 1752), dessen letzte Krankheit viel mehr noch, als bei Hiob, ein „Gefängniß" zu nennen war, ergötzte sich am Tage seiner sehnlich gewünschten Erlösung noch ganz besonders an diesem Liede.

(Basler Sammlungen. 1831. S. 86.)

Das Original hat 7 Verse; V. 2. 3. und V. 5. 6. sind je in einen Vers zusammengezogen; sie lauten für Richter's Umstände bezeichnend so:

2. In der Schwachheit sey du kräftig,
In den Schmerzen sey mir süß,
Schaffe, daß ich dich genieß',
Wenn die Krankheit streng und heftig;
Denn was jetzt den Leib bewegt,
Was mein Fleisch und Mark verzehret,
Was den Körper jetzt beschweret,
Hat die Liebe selbst erregt.

3. Leiden ist jetzt mein Geschäfte,
Anders kann ich jetzt nicht thun,
Als nur in dem Leiden ruh'n.
Leiden müssen meine Kräfte,
Leiden ist jetzt mein Gewinnst;
Das ist jetzt des Vaters Wille,
Den verehr' ich u. s. w. (s. V. 2.)

5. Laß nur nicht u. s. w. (s. V. 4.)
Laß des Leibes Angst und Schmerz
Nicht der Seelen Auffahrt hindern
Und die Ruhe in mir mindern,
Unterstütze du das Herz.

6. Hilf mir, daß ich ganz bescheiden,
Und mit aller Freudigkeit,
Ruhe und Gelassenheit
Mög' auf meinem Bette leiden.
Denn wer hier am Fleische leid't,
Wird gereinigt von den Sünden,
Und durch schmerzliches Empfinden
Nur an seinem Geist erneut.

Die **Melodie** c c c c a h a gis e, welche zum erstenmal in einem W. Gb. erscheint, ist eine ächte Halle'sche Melodie aus Freyl.

S. 2. Thl.; sie findet sich auch im Choralbuch der Brüdergemeinde. Im W. Ch. von 1744 ist bei diesem Lied auf die Melodie: „Jesu, als du erstlich kamest" verwiesen.

490. Wann der Herr einst die Gefangenen.

Der 126. Psalm — ein durch die treffliche Composition, welche Hans Georg Nägeli dazu in Form einer Cantate geliefert hat, weit und breit bekanntes Lied.

Chr. H. Zeller, Inspektor der Kinderanstalt in Beuggen, ist nicht der Dichter des Lieds. A. Knapp bezeugt in seinen „Ansichten über den W. Gesangbuchsentwurf. 1840", Zeller selbst habe ihm gesagt, daß er es nicht gedichtet habe.

Zur Melodie vgl. Nro. 85.

491. Die Gnade sey mit Allen.

Das Schlußlied in Ph. Fr. **Hiller's** Schatzkästlein vom J. 1767. Er dichtete es als „alter Mann, der mit Andern wartet auf die Barmherzigkeit des Herrn zum ewigen Leben."

Der Grundspruch ist Offenb. 22, 21., wozu Hiller den Beisatz macht: „Wir wollen uns dafür halten, es sey auch uns dieses geschrieben, wenn wir des Herrn Jesu Erscheinung lieb haben. Sie wird auch mit uns seyn."

Es ist ein in den frommen Gemeinschaften Würtembergs gar oft und gern zum Schluß der Erbauungsstunden gebrauchtes Lied.

Den 3. Vers sagte einmal der sel. Professor Kern, Pfarrer in Dürrmenz (Thl. I. 638), in seinen Leidensstunden, da er vor seinen Augen recht klein geworden war, sich dabei aber kindlich der in Christo geoffenbarten Gnade freute, voll herzlicher Innigkeit her.

In Vers 4. steht im Original der apokalyptische Ausdruck: „half zwei Weh' übersteh'n" — — — „die in dem dritten steh'n."

Zur Melodie vgl. Nro. 606.

In allgemeiner Noth.

492. Wenn wir in höchster Noth und Pein.

Dr. Paul **Eber**, Professor in Wittenberg (Thl. I. 63), dessen Wahlspruch Psalm 119, 105. war, dichtete dieses Lied unter dem Titel: „Das Gebet Josaphats. 2 Chron. Kap. 20." als Kaiser Carl V. nach der für die Protestanten so unglücklichen Schlacht bei Mühlberg im Jahr 1547 vor die Stadt Wittenberg gezogen war, in welcher von allen Professoren er, Bugenhagen und Creutziger, auf die Hülfe des Herrn vertrauend, allein zurückgeblieben waren. Er hat dabei ein kleines

lateinisches Lied seines frühern Lehrers, des Joachim Camerarius, Professors der griechischen Sprache zu Leipzig und auch in Tübingen als Professor vom J. 1535—1541 angestellt, der ihn in Nürnberg zur Universität vorbereitete und von 1525—1532 in den Sprachen unterrichtete, im Auge gehabt. Es sind drei Distichа, welche also lauten:

„In tenebris nostrae et densâ caligine mentis
Cum nihil est toto pectore consilii,
Turbati erigimus, Deus, ad te lumina cordis
Nostra tuamque fides solius orat opem.
Tu rege consiliis actus, pater optime, nostros
Nostrum opus ut laudi serviat omne tuae."

An demselben hat sich Ph. Melanchthon ergötzt und in der gefährlichen Zeit, 1546, damit getröstet.

Das biblische Fundament des Eber'schen für preces solennes in der ganzen Gemeinde (V. 2.) bestimmten Betliedes in allgemeiner Noth und Gefahr, das im Original mit den Worten beginnt: „Wenn wir in höchsten Nöthen seyn", ist folgendes:

V. 1. — Jes. 26, 16. — Mich. 1, 9. Psalm 107, 4. 27. — 127, 2.
V. 2. — Sir. 35, 21. — Psalm 69, 15. 1 Cor. 10, 13. — Jon. 2, 3.
V. 3. — Psalm 121, 1. Klagl. 3, 41. Psalm 79, 8.
V. 4. — Psalm 50, 15. 91, 14—16. — Joh. 16, 23. — 1 Joh. 2, 1.
V. 5. — Jer. 3, 22. Psalm 22, 9.
V. 6. — 5 Mos. 9, 27. Psalm 51, 11. — 39, 11.
V. 7. — Psalm 50, 14. 30, 1. 2. — Hos. 14, 3.

Schamelius gibt diesem Liede, einem der trefflichsten des Reformationszeitalters, die Ueberschrift: „Die Kreuzträger vor der Gnadenthür mit dem ganzen Chor", und gar schön redet Winterfeld davon: „Hier haben wir Beides, einen angstvollen Ruf aus der Tiefe und ein glaubensvolles Lied im höhern Chor, vor uns. Wir hören hier den Psalm einer Seele, welche mitten in ihrer Trübsal und Beklommenheit sich bewußt wird, daß unser Glaube der Sieg ist, der die Welt überwunden hat. Deßhalb ist dieses Lied unsern frommen Vätern so theuer gewesen, denn viele Tausende, welche längst schon in ihren Kammern ruhen, haben sich damit in ihren Anfechtungen aufgerichtet."

So geschah es einmal am 21. Febr. 1639, daß der schwedische Obristlieutenant v. Dörfling von den Bewohnern des Städtleins Eulenburg bei Leipzig die Summe von 30,000 Thalern unter heftigen Drohungen zu erpressen suchte. Da wagte der Archidiakonus des Städtleins, Mart. Rinkart, der Dichter von Nro. 2. (Thl. I. 141), eine Fürbitte und gieng hinaus ins feindliche Lager zu Dörfling.

Allein vergebens. Da er nun mit der abschlägigen Antwort zurückkehrte, sprach er zu der ängstlich harrenden Bürgerschaft: „Kommt, meine lieben Beichtkinder! wir haben bei den Menschen kein Gehör, noch Gnade mehr, wir wollen mit Gott reden." Darauf ließ er zur Betstunde läuten und in derselben dieses Lied anstimmen. Knieend sprach er das Vaterunser nebst mehreren anderen Gebeten. Als der schwedische Befehlshaber das erfuhr, machte es auf ihn einen so tiefen Eindruck, daß er seine Forderung auf 8000 Thaler herabstimmte, und als die Eulenburger auch das nicht aufzutreiben im Stande waren, begnügte er sich einstweilen mit 4000 Gulden, an welcher Summe er nach einer abermals versuchten Fürbitte Rinkart's, des glaubigen, mit Sieg gekrönten Beters, 2000 Gulden nachließ.

Ein Executor, welcher einst einem armen Bürgersmann auspfänden sollte, fand denselben, als er in dessen Stube trat, umringt von seinen Kindern, wie sie auf den Knieen liegend dieses Lied anstimmten. Durch diesen Anblick, noch mehr aber durch diesen Gesang, wurde er so erweicht, daß er alsogleich dem armen Bürger seinen Rock gab, damit er ihn verkaufe und seine Schuld bezahle. Olearius, der das in seinem Liederschatz Thl. I. S. 92 erzählt, setzt hinzu: „Ist wohl eine seltene Barmherzigkeit gewesen! Bei Gott hingegen ist unfehlbare Gnade und Hülfe zu hoffen, wenn wir anders bußfertig und recht andächtig dieses Lied gebrauchen."

Vom Münsterthurm zu Straßburg wurde dieses Lied des Nachts durch Stadttrompeter herabgeblasen, als am 16. Sept. 1681 die Franzosen diese Vormauer Deutschlands mit Sturm einnahmen.

(Langbecker — das deutsch-evang. K.Lied. 1830.)

In einer andern Stadt, in der Neustadt Brandenburg in der Mark, bliesen dieses Lied auch einmal drei Zinkenisten, die alle Morgen die Gemeinde mit dem Aufspielen eines geistlichen Liedes erquickten, von dem großen Kirchthurm herab. Das war am 30. Merz 1588, Morgens in der Frühe. Kaum waren sie mit dem Liede zu Ende, so stürzte der Thurm mit ungeheurem Gekrache ein, und sie stürzten mit ihm herab. Des hohen Sturzes ungeachtet blieben sie sammt und sonders an Leib und Leben unbeschädigt. Sie wußten nicht, wie ihnen geschehen war. Der Herr aber hatte die Flügel über ihnen gebreitet.

(Olearius Liederschatz. I. 92.)

Ausführlich hat dieses wunderbare Ereigniß Wilhelm Hey in einer christlichen Ballade besungen, die in den „Weihnachtsblüthen" von Plieninger. Jahrg. 1839. Stuttg. bei Belser. S. 129 zu lesen ist.

Daselbst ist noch eine zweite Ballade Hey's über ein Ereigniß zu Erfurt, wo in der Barfüßerkirche, als ein Theil der Kirchendecke durch einen Blitzstrahl den Einsturz drohte, fünfzig Leute zum Altar sich flüchteten und das Lied: „Wenn wir in höchsten Nöthen" anstimmten, worauf sie unversehrt blieben, obgleich der Einsturz erfolgte.

Am Schluß dieser zwei Balladen fordert Hey zum fortgesetzten Gebrauch dieses alten Liedes P. Eber's mit den Worten auf:

„Singt's neu und laut zu dieser Frist,
Und wißt: es stürzen Thurm und Mauern,
Doch Gottes Gnad' und Treu' wird dauern,
Weil er der rechte Helfer ist."

Die **Melodie**, g g a h a c h a g, ist nicht, wie behauptet wird, von Johann Baptista Bonometti, der ums J. 1560 Tonmeister in Wien war, sondern ist eine ursprünglich Calvinische Psalmweise, Goudimel's Weise zu dem 140. französischen Psalm: „**O Dieu, donne moi délivrance**", und findet sich unter dessen Psalmen vom J. 1562. Im J. 1610 hat Joh. Stobäus einen fünfstimmigen Tonsatz dazu geliefert.

Diese Goudimel'sche, demnach vor 1562 entstandene, Psalmweise wurde auf Eber's Lied zum erstenmal angewandt in Eleri „**canticis sacris**" vom J. 1588, nachdem zuvor dieses Lied in den Gesangbüchern ohne Melodie erschienen war. In Würtemberg erscheint sie mit diesem Liede, das im Anhang zum gr. Kirch.-G. von 1688 ohne Noten vorkommt, in der Ausgabe desselben vom J. 1711 mit der Ueberschrift: „Ein schön Betlied zur Zeit allgemeinen Nöthen und Landstrafen."

Eine weitere Melodie hiezu lieferte Moriz, Landgraf von Hessen, in seinem „christlichen Gesangbuch. Cassel 1612."

493. Nimm von uns, Herr, du treuer Gott.

Von Martin **Moller** als Pfarrer zu Sprottau bei Görlitz ums J. 1584 oder 1593 gedichtet über die lateinische Hymne des M. Georg Thymus, der ums J. 1548 Rektor in Zittau war und 1561 zu Wittenberg starb.

Diese, die vielleicht auch bloß eine alte lateinische, von Thymus nebst andern ältern Hymnen für seine Schüler bloß aufgesuchte, jedenfalls von Melanchthon corrigirte Hymne ist, lautet:

„Aufer immensam, Deus, aufer iram
Et cruentatum cohibe flagellum,
Nec scelus nostrum properes
Ad aequam pendere lancem etc."

Das deutsche Original: „Ein schön Betlied zur Zeit allgemeinen Nöthen und Landstrafen" hat 7 Verse, von welchen ohne Schaden V. 4. und 5.: „Warum willt du so zornig seyn über uns arme Würmelein? ff." fehlen (s. Nro. 339. im W. G. v. 1741).

Zu Nebra, einem thüringischen Städtlein, hat es sich im Jahr 1703 begeben, daß, als ein Töpfer ein Kindtaufmahl gehalten und dabei ein schweres Gewitter entstanden, der Pfarrer des dasigen Ortes dieses Lied anstimmen ließ. Als sie nun auf die Worte im 1. Vers:

„verdienet haben allzumal" kamen, ist der anwesende Stadt= und Landrichter, Christoph Preussen, der mit einem Gast bei dem Taufmahl gewesen, von einem harten Donnerschlag dergestalt gerührt worden, daß er alsobald auf die Erde gesunken und todt blieb.
(Avenarius Liedercatech. 1714.)

Mit dem 4. Vers (Orig. V. 6.) hat Dr. Hartmann zu Rothenburg a. d. Tauber Anfangs des vorigen Jahrhunderts ein schwer angefochtenes Weib, welches jämmerlich klagte, wie sie unbeschreibliche Noth, Angst und Anfechtung hätte, weil sie wider den heiligen Geist gesündigt, Christum verleugnet und lästerliche Gedanken wider ihn gehabt habe, von aller Angst und Anfechtung befreiet.
(Seiffart's Sing. Evang. S. 448.)

Zur Melodie vgl. Nro. 126.

XIX. Besondere Verhältnisse und Zeiten.

A. Hausstand.

494. Wie schön ist's doch, Herr Jesu Christ.

In Ebeling's Ausgabe von „P. Gerhardi geistlichen Andachten" vom J. 1666—67 unter dem Titel: „Trostgesang christlicher Eheleute."

Von dem nicht ohne Noth geänderten Original fehlen mit Recht V. 3—5. (s. Nro. 360. im W. G. von 1741).

Zur Melodie vgl. Nro. 347.

496. Gottes Führung fordert Stille.

Ein Lied des edlen Grafen Nik. Ludwig v. Zinzendorf: „Für Eheleute", voll Tiefsinns, worin die Bedeutung des Ehebunds in seiner höchsten, geistigsten Bedeutung aufgefaßt ist. Eph. 5, 9. 10. ist darin als goldene Hausregel empfohlen.

Als Zinzendorf mit Erdmuth Dorothea, Gräfin von Reuß, sich ehlich verbinden wollte, erklärte er derselben zum Voraus, sie bekomme an ihm einen Mann, der bereit sey, auf den Wink des Herrn alle Stunden den Stab in die Hand zu nehmen und zu den Heiden zu gehen. Darauf willigte die Jungfrau freudig ein und verband sich mit ihm zu gemeinsamem Wirken für die Ehre des Herrn.

Der 9. Vers ist ein späterer Zusatz. Das Original hat 15 Verse. Ausgelassen sind V. 3. 4. 7. 8. 10. 14. und 15. Charakteristisch sind davon:

V. 3. Alle menschliche Geschäfte
Gehen überhaupt nicht gut,
Wenn man sie durch eig'ne Kräfte
Und nicht aus der Gnade thut.

V. 4. Göttliche und inn're Dinge
Lassen's vollends gar nicht zu,
Daß man sie mit Sturm erzwinge,
Sondern weisen uns zur Ruh'.

V. 8. Nein, bei uns'rem Ehestande,
Der sich schon so oft erneut,
Ist zu wenig Schmach und Schande,
Und zu viel Gemächlichkeit.

V. 9. (V. 5.) Höchstes Fürbild aller Ehe,
Welche heilig ist und rein,
Deine Stäbe Sanft und Wehe
Richten uns're Ehe ein.

V. 10. Deine blutige Gestalten
Müssen unsern Ehestand
Immer in den Schranken halten;
Denn wir sind dir nah verwandt.

V. 14. Laß uns nicht beschämet stehen,
Wenn du Ehgerichte hegst,
Sondern mit zur Hochzeit gehen,
Wo du zu bewirthen pflegst.

Das Lied erschien zuerst gedruckt in Zinzendorfs Schrift: „Deutsche Gedichte. 1. Ausg. 1735", worin viele Casualgedichte stehen, die er von seiner Kindheit an bis zum J. 1734 gedichtet hatte. Von da kam es gleich auch in die 1. Ausg. des Brüdergesangbuchs von 1735.

499. Wo der Herr das Haus nicht bauet.

Der 127. Psalm aus dem Liederwerk des Superintendenten Johann Adam Lehmus in Rothenburg an der Tauber (Thl. I. 404), welches den Namen hat: „Davids Psalter nach dem Geiste. Rothenburg. 1762." Ebenso auch Nro. 495.

Der edle C. H. v. Bogazky (Thl. I. 256) bezeugt einmal in seinem Lebenslauf, Halle. 1801. S. 146, daß er, da er in seinem Hausstand nichts als allerwegen Mangel gesehen habe, kräftig im Glauben gestärkt worden sey durch das, was Luther zum Psalm 127. sage: „Lasse den Herrn das Haus bauen und Haus halten, und greif' ihm nicht in sein Werk. Ihm gebühret darüber zu sorgen, dir aber nicht. Denn wer der Hausherr ist und Haus hält, den laß sorgen. Gehört viel in ein Haus, wohlan, so ist Gott ja größer, denn ein Haus; der Himmel und Erde erfüllet, wird ja auch ein Haus füllen können. — Was ists nun Wunder, daß viel in ein Haus gehöret, wo Gott nicht Hausherr ist? Weil du den nicht siehest, der doch haushalten soll, so müssen wahrlich alle Winkel ledig scheinen: wenn du ihn aber ansiehst, so wirst du nimmer gewahr, ob ein Winkel ledig sey. Es dünkt dich Alles voll zu seyn, und ist auch Alles voll. Ists aber nicht voll, so ists deines Gesichts Fehler, wie des Blinden, daß er die Sonne nicht siehet. Wer aber recht sieht, dem kehrt Gott das Wort um und spricht nicht: es gehört Vieles in ein Haus, sondern: es gehet Viel aus einem Hause."

Zur Melodie vgl. Nro. 466.

500. O selig Haus, wo man dich aufgenommen.

Wie Nro. 502. aus Spitta's Psalter und Harfe vom J. 1833 (s. Thl. I. 624). Ein schönes Lied.

Die **Melodie** aus D Dur, d fis g a a a fis g a h a, ist eine Ueberarbeitung eines von den im J. 1562 erstmals erschienenen Goudimel'schen Psalmen (Thl. I. 92 f.).

501. Gott, du bist selbst die Liebe.

Aus Benj. **Schmolke's** Liedersammlung: „Des andächtigen Herzens Schmuck und Asche. Breslau. 1716" mit dem Titel: „Auf den Hochzeittag."

Zur Melodie vgl. Nro. 198.

503. Ihr Eltern, hört, was Christus spricht.

Aus des Superintendenten L. **Helmbold** zu Mühlhausen (Thl. I. 100) Liedersammlung unter dem Titel: „Vom h. Ehestande. 40 Liedlein mit 4 Stimmen. Mühlh. 1595. — 41 Liedlein. 1596."

Zur Melodie s. Nro. 16.

504. Sorge, Herr, für unsre Kinder.

Von M. Joh. Ludwig **Schlosser**, der von 1741—1754 als Hauptpastor und Schulvorstand in Hamburg wirkte.

Das Original ist in einer im Berliner Gesangbuch vom Jahr 1829 enthaltenen Ueberarbeitung gegeben, wobei übrigens, statt des überarbeiteten 9. Verses, nach Knapp der 10. Vers überarbeitet als Schlußvers benützt ist.

Das Lied ist werth, in seiner ursprünglichen Gestalt, in welcher es z. B. im Eßlinger Gesangbuch von 1767 steht, hier mitgetheilt zu werden:

1. Sorge doch für meine Kinder,
Vater, nimm dich ihrer an!
Ob sie gleich vor dir sind Sünder,
Sind sie dir doch zugethan
Und durch deines Sohnes Blut
Gleichwohl dein erworb'nes Gut.
Darum wirst du sie aus Gnaden
Wohl beschützen und berathen.

2. Sie sind dir von Kindesbeinen
Und von ihrer ersten Stund'
Zugeworfen, als die Deinen,
Und durch deinen Gnadenbund
Hast du sie in ihrer Tauf'
Väterlich genommen auf,
Daß sie, wenn sie sollten sterben,
Wären deines Reiches Erben.

3. (2.) Du hast sie bisher ernähret
Und so manchem Unglücksfall
Mehr, als väterlich, gewehret,
Der sie hier und überall
Hätte leichtlich umgestürzt,
Ja, das Leben abgekürzt.
Aber deine Vatertreue
Bleibt bei ihnen täglich neue.

4. Sollt' ich nicht für solche Güte
Immer dir verpflichtet seyn,
Und mit dankbarem Gemüthe
Solchen Glücks- und Segensschein
Rühmen, und vor Jedermann
Deine Wohlthat zeigen an?
Ach, so müßt ich ganz vermessen
Gottes, meines Heils, vergessen.

5. Sammeln And're große Schätze,
Daß ihr Haus in solchem Heil
Sich an Geld und Gut ergötze,
So bist du mein einzigs Theil.
Bleib' auch meiner Kinder Gott,
Lasse sie in keiner Noth
Und in keinem Kreuz verderben,
Bis sie endlich selig sterben.

6. (3.) Schütze sie vor bösen Leuten
Und vor der Verführer Schaar,
Daß ihr Fuß nicht möge gleiten.
Laß sie ihre Lebensjahr'
In der Tugend bringen zu,
Bis du sie, wie mich, zur Ruh'
Wirst ins kühle Grab versenken
Und die Seligkeit uns schenken.

7. (4.) Können sie in diesem Leben
Hier, und wo es dir gefällt,
Was zu deinen Ehren geben:
So laß in der ganzen Welt
Ihnen, wo sie immer geh'n,
Deine Furcht vor Augen steh'n,
Daß sie dich im Thun und Lassen
Stets in ihre Herzen fassen.

8. Lasse sie auch meinen Feinden
Nicht zum Hohn — (ungenießbar!)

9. Endlich, wenn die Jahr' verflossen,
Daß sie diese Lebenszeit
Haben ehrlich hier genossen,
Und sie in die Ewigkeit
Sollen ihren Eintritt thun:
So laß alle Schmerzen ruh'n,
Und laß sie in ihrem Sterben
Glaubensvoll den Himmel erben.

10. Gönne mir die großen Freuden,
Daß am lieben jüngsten Tag,
Nach so vielem Kreuz und Leiden,
Ich mit Jauchzen sagen mag:
Liebster Vater! ich bin hier
Und die Kinder, die du mir
Hast in jener Welt bescheeret.
Ewig sey dein Nam' geehret!

Zur Melodie s. Nro. 572.

506. Weil ich Jesu Schäflein bin.

Aus dem Herrenhut'schen Brüdergesangbuch von 1778. Gedichtet von der vieljährigen Pflegerin im Kinderhaus in Herrenhut, Luise Henriette v. Hayn (Thl. I. 387 und in den Nachträgen zu Thl. I.).

Ein Muster eines Kinderliedes im ächten Kindeston, und darum auch allen Kindern ungemein lieb und werth.

Die es gedichtet, hatte aber auch als Kind schon den lieblichsten, herzerquickendsten Umgang mit dem Heiland. Sie erzählt selbst davon Folgendes: „Ich hatte als ein kleines Kind oft so zärtliche Empfindungen von der Liebe Jesu, daß ich bisweilen in ein Winkelchen gieng und weinte, und Niemand wußte warum. Bei Gelegenheit der ersten Gebetchen, die ich lernte, als z. B.: „„Christi Blut und Gerechtigkeit““ rc., bekam ich so lebendige Eindrücke von dem Leiden des Heilands, daß sie mir durch alle Zeiten geblieben sind. Als ich größer wurde und unter beständiger Aufsicht war, gieng mein Dichten und Trachten immer dahin, mich ein wenig wegzustehlen, um an Jesum zu denken und zu Ihm zu beten. Konnte ich am Tage nicht dazu gelangen, so stand ich in der Nacht auf, wenn Alles schlief, und verbrachte manche Stunde auf meinen Knieen; denn mein Herz brannte recht in der Liebe Jesu. Wenn wir spazieren giengen, trug ichs manchmal darauf an, ein wenig zurück zu bleiben, warf mich geschwind auf den Boden, als wollte ich Blumen suchen, und küßte die Erde, weil ich mir ganz kindlich vorstellte, das sey das Plätzchen, wo mein lieber Jesus blutigen Schweiß geschwitzt habe.“ In ihrem spätern Lauf kam sie zu solchem Genuß der Gnade des Herrn, daß es ihr, nach ihrem eigenen Ausdruck, wirklich oft so war, als ob alle Blutstropfen in ihren Adern ausriefen: „Ich bin versöhnt“ und ein unaussprech-

licher Friede ihr Herz erfüllte. Auf dem letzten Leidensbette aber, da sie manche heiße Schmerzensstunden zu erfahren hatte, konnte man sie oftmals sagen hören: „O! die schöne, lebendige Hoffnung des ewigen Lebens, die hilft über alle Beschwerden und Furcht hinweg!" (V. 3.)

Zu Eisenach lebte im J. 1817 ein fünfjähriges, frommes Kind, Namens Juliane, dessen Wandel recht im Himmel war bei den lieben Engelein. Das wurde todtkrank. Es lag aber ganz still und Gott ergeben auf seinem Bettlein, und der Friede Gottes leuchtete aus allen seinen Mienen. Seine Hauptfrage war immer nur die: „Wann krieg' ich mein Kleid, das mir ist bereit?" Als es nun mit dem guten, lieben Kinde zum Sterben kam, so besuchten es noch vor seinem seligen Ende mehrere Kinder und sangen ihm unter vielen Thränen dieses Lied; als sie aber zum 3. Vers gekommen waren, den Juliana auch mitsang, kam diese vor Freuden ganz außer sich, also daß sie die Händlein ausbreitete und zu sterben verlangte. Dieser Auftritt war für das Kinderhäuflein und für die Erwachsenen, die zugegen waren, eine rechte Erweckung ihrer Herzen, und es war dabei eine außerordentliche Gegenwart des Geistes Gottes zu spüren.

(Basler Sammlungen. 1822. S. 145.)

Auch einem Greisen gereichte dieses Lied auf dem Sterbelager zu himmlischer Erquickung, dieweil er auch ein Kind war, nämlich ein Kind Gottes, und den himmlischen Kindessinn hatte. Dem ehrwürdigen, vormaligen Pfarrer von Pfäffingen bei Balingen, M. Joh. Christoph Lechler, der zur Ruhe gesetzt seinen Lebensabend in Leonberg zubrachte und dessen Geisteskräfte in seinen letzten Tagen nach Außen schon sehr abgenommen hatten und sich in dem großen Einen concentrirten, sprach sein Sohn, selbst ein Diener am Worte Gottes und eifriger Zeuge Christi (Pfarrer G. L. Lechler, damals in Adelberg, jetzt in Uihingen), dieses Kinderlied am 7. August 1831 vor. Sichtlich lebte sein Geist unter den Worten dieses Liedes mehr und mehr auf, und da es an die Stelle kam: „Denn nach diesen schönen Tagen werd' ich endlich heimgetragen 2c." (V. 3.), da flammte sein Geisteslicht mit einemmal wieder hoch auf, und mit tiefem Sehnen und aufgehabenen Händen blickte er zum Himmel, in den er dann auch wenige Tage nachher, als in seine rechte Heimath, sanft hinüberschlummern durfte als ein 88jähriger Simeon — am 10. August 1831.

(Basler Sammlungen. 1832. S. 145.)

Die **Melodie:** a g f b a b g f ist von Fr. Silcher in Tübingen (Thl. I. 662) im J. 1843 erfunden. Lieblicher ist aber die im Choralbuch der Brüdergemeinde g c a a g f c, welche auch Layriz in seinen geistlichen Melodien vom J. 1839 zweistimmig gesetzt mittheilt.

509. Ihr Kinder, lernt von Anfang gern.

Ein gelungenes Kinderlied von A. **Knapp** (Thl. I. 633) im J. 1840 für das neue W. G. gedichtet.

511. Laß, o Jesu, meine Jugend.

Aus Pfeffel's „Liedern für die Colmar'sche Kriegsschule" vom J. 1778. Er war der Vorsteher und Hauptlehrer an derselben (Thl. I. 492).

Zur Melodie vgl. Nro. 466.

513. Jesu, als du wiederkehrtest.

„Gebet nach der Schule" — aus Dr. Hahnmaier's „christlichen Blättern aus Tübingen. 9—12. Heft. 1821", wo derselbe als ein großer Kinderfreund und eifriger Schulmann eine ganze Reihe von „Gebeten mit Kindern" mittheilt (Thl. I. 626).

Der 2. Vers hieß in der letzten Hälfte ursprünglich so:

„Hilf uns, daß wir bei den Lieben Treu und fleißig uns're Pflicht:
Nun zu Haus auch fröhlich üben Kinderfreund! verlass' uns nicht."

Zur Melodie vgl. Nro. 228.

514. Das walte Gott, der helfen kann.

Nach der Angabe des W. G. von Joh. Betichius ums Jahr 1700 gedichtet. In Gottschald's, Pastors zu Schöneck, „Lieder-remarquen. Bd. II. 1. Piece. S. 112. 1758" ist dieses Lied ganz so, wie es im W. G. steht, zu singen nach der Melodie: „Erschienen ist der herrlich Tag", als ein neues Lied mitgetheilt mit der merkwürdigen Ueberschrift: „Ein Lied, so ein Jäger (s. V. 4.: „Werf' ich aus mein Netz") verfertiget, welches aber auch jeder Handwerksmann brauchen kann." V. 1. steht im Original: „letztes Wort" statt „erstes Wort".

Die vorgezeichnete Melodie: „Du, deß sich alle Himmel freu'n" d̄ b d̄ es c b a b, ist von Knecht im J. 1793 auf das Vaterunserlied Klopstock's (Nro. 443. im W. G. von 1791) erfunden, und findet sich zuerst im W. Ch. von 1798, ist aber hier nach einer fürs Choralbuch von 1828 besorgten vereinfachenden Ueberarbeitung gegeben.

516. Komm, Segen aus der Höh'.

Aus den Liedern der frommen Lammesjungfrau — Benigna Maria, Gräfin von Reuß-Ebersdorf (Thl. I. 260).

Auf ihren zweiten Taufnamen Maria spielt der Schluß des 1. Verses an, denn sie liebte solche Anspielungen, wie sie auch gerne die Anfangsbuchstaben ihres ganzen Namens, Benigna Maria Reußin, auf solcherlei Weise statt der Unterschrift am Schluß ihrer Briefe auszudrücken pflegte. Z. B.: „**B**eständige **M**itgenossin am **R**eich Jesu und Allem, was dazu gehöret."

Den Grundgedanken des Lieds: stete, innigste Durchdringung und Verbindung leiblicher und geistlicher Arbeit, sprach sie

auch einst in einem Brief dd. 19. Dez. 1744 an Joh. Jak. Moser, ihren Herzensfreund und Gevatter, noch näher also aus: „Wie Sie wünschen, so können Sie unter all ihren vielen, an sich wohl zerstreulich zu nennenden Arbeiten mit Ihrem Herzen oder Geist am Herrn unverrückt hangen bleiben, wann Sie es mir glauben. Solchen Vortheil haben, die da durch Gott wissen, daß ihr Geist und Seele nicht Ein Ding seyen. Der bald anfangs selig gewordene Geist hat freilich nicht nöthig, seine Ruhe vor und in Gott zu verlassen, wann die Seele mit ihrem Verstand, sammt den Händen des Leibes, ein nöthiges Geschäft treiben, dadurch sie (Seele, Verstand, Hände), aber nicht er (der Geist) matt werden, und die Seele sich dazwischen und darauf sammt ihm gerne und billig stärket unter Beten, Bibellesen und Anhören göttlichen Worts."

(J. J. Moser's monatl. Beiträge. Jahrg. 1752. 3. Stück. S. 229.)

Zu V. 2.: „Laß Alles freundlich seyn, voll Demuth, was ich sage" gibt ein Brief, den sie dd. 26. Febr. 1745 an Moser schrieb und worin sie ihm von einer „Concordanz" meldet, die sie ausgearbeitet habe, einen lieblichen Beleg. Sie schreibt darin unter Anderem: „Da schnitzet in einer großen Küche oft ein kleiner Jung Hölzlein, daran was Gutes gebraten wird, eine dumme Magd spület einen Topf aus, daß die köstliche Brühe nicht nach was Fremdem schmeckt. Daran habe ich oft gedacht: Ach! wenn du denen gleich kämest. Es wäre schon viel, weil meine Bemühung mehr, als nichts taugend. Einer Kehrmagd, die dagegen ein groß Werkzeug, wolltest du gern den Vorzug lassen. Des Hausherrn Wille geschehe!" Diesen demüthigen Worten setzt Moser bei: „So schrieb sie nicht nur, sondern so gering hielt sie auch wirklich von sich, — eine nach Natur und Gnade so hochbegabte Person! So demüthigt wahre Gnade."

(Moser's monatl. Beiträge. 3. Stück. S. 296.)

Zur Melodie vgl. Nro. 13.

517. Gott, deinen weisen Willen.

Aus Lavater's „Taschenbüchlein für Dienstboten" vom J. 1774.

Zur Melodie vgl. Nro. 571.

518. Wer wohl auf ist und gesund.

Eines der frühesten und frischesten Erzeugnisse P. Gerhard's, da er selbst noch im frischen Vollgefühl der Gesundheit stand, zuerst in J. Crüger's Gesangbuch. Berlin. 1657 mitgetheilt.

In Ebeling's Ausgabe vom J. 1666 hat es den Titel: „Danklied für gute Leibesgesundheit."

Vom Original blieben V. 3. 4. 6—9. mit Recht weg.

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Einen guten Kampf hab' ich" g d e fis g a h a g, unbekannten Ursprungs, ist aus

Georg Peter Weimar's Choralmelodienbuch der vorzüglichsten protestantischen Gesangbücher vom J. 1803. Das Lied:

„Einen guten Kampf hab' ich
Auf der Welt gekämpfet,
Dann Gott hat genädiglich
All' mein Leid gedämpfet,
Daß ich meinen Lebenslauf
Seliglich vollendet,
Und mein' arme Seel' hinauf,
Gott, dem Herrn, gesendet",

ist ein Sterblied, das H. Alberti in Königsberg auf den Tod J. Ernst Adersbach's am 1. Nov. 1632 dichtete. Alberti versah es auch sogleich mit einer Melodie, d e f g a g fis, daß es wahrscheinlich am Begräbnißtag gesungen werden konnte.

Diese Weise fand jedoch wenig Eingang, da man das Lied nach der alten Melodie: „Christus, der uns selig macht" singen konnte. Das W. Gb. von 1744 enthält noch eine andere Weise für dieses Lied — d d c c b b a.

521. Verwirf mich nicht im Alter.

Aus Ph. Fr. Hiller's Schatzkästlein. 2. Thl. vom Jahr 1767 über Psalm 71, 9. mit dem Beisatz: „Dieß Gebet soll man in der Jugend lernen und im Alter sprechen. Er will uns nicht verlassen noch versäumen." Der 9. Vers des Originals: „Vergeht die Lust zum Essen, so zeig mir jenes an" ist mit Recht weggelassen.

Hiller hat dieses Lied als ein alter betagter Mann für seinen eigenen Greisenstand gedichtet.

Zur Melodie vgl. Nro. 606.

523. Mein Alter tritt mit Macht herein.

Von dem gottesfürchtigen Reichsfreiherrn **Otto von Schwerin**, der rechten Hand des großen Churfürsten von Brandenburg (Thl. I. 162).

Die **Melodie** aus F Dur, f c h a g f g a, ist keine Stammmelodie für das kräftig ernste Bereitschaftslied Schwerin's, sondern ursprünglich eine französische Psalmweise Goudimel's vom Jahr 1562. Sie erscheint zum erstenmal in W.

B. Fürst und Vaterland.

525. Preis, Ehr' und Lob sey dir.

Von Oberhofprediger Dr. **Grüneisen** in Stuttgart (Thl. I. 632) für den W. Gesangbuchsentwurf vom J. 1839 gedichtet. Längst schon ward das Bedürfniß eines solchen biblisch und kirchlich gehaltenen Lieds auf die Geburtstagsfeier des Regenten gefühlt.

Zur Melodie s. Nro. 2.

527. Gott, Herrscher über alle Thronen.

Aus Ph. Fr. Hiller's Schatzkästlein. 1. Thl. vom Jahr

1762, über den Spruch Röm. 13, 1. mit dem Beisatz: „Wir müssen nicht auf der Menschen Unordnung, sondern auf Gottes Ordnung sehen. Diese erhält Gott immerdar unter jener. Das macht, daß Christen nicht nur aus Noth, sondern um des Gewissens willen unterthan sind."

Das Lied ist nicht „nach Hiller", sondern das nur in wenigen Worten veränderte Original selbst; in demselben sind nämlich die Obrigkeiten nach 2 Mos. 22, 28. Psalm 82, 1. „Götter" genannt, wie deßhalb z. B. der Schluß lautet: „Was Götter heißt und Unterthan."

Zur Melodie vgl. Nro. 316.

528. Herr, der du vormals hast dein Land.

„Der 85. Psalm Davids. In Kriegszeiten" — von P. **Gerhard** unter den Drangsalszeiten der dreißigjährigen Kriegsnoth, doch gegen das Ende derselben, gedichtet.

Vom Original, das schon im Berliner Gesangbuch von 1653 steht, sind V. 2. u. 3. ohne Schaden weggefallen (s. Nro. 259. im W. G. von 1741).

Zur **Melodie** vgl. Nro. 294. Im Anhang zur Ausgabe des W. gr. Kirch.=G. von 1711, wo das Lied sich zuerst in einem W. Landesgesangbuch findet, ist „im Thon: Aus tiefer Noth" vorgezeichnet.

C. Jahreswechsel.

531. O Anfang sonder Ende.

Aus Benj. **Schmolke's** „lustigem Sabbath in der Stille zu Zion mit heiligen Liedern gefeiert" vom J. 1712, mit der Ueberschrift: „Ende gut, Alles gut. Beim Beschluß des Jahrs. Am Sonntage nach dem Christfest."

Vom Original fehlt ohne Schaden V. 6. Anfang und Ende des Originals lauten übrigens so:

„O Anfang sonder Ende,
Du großes A und O,
Wir küssen deine Hände
Und sind von Herzen froh."

„So führe Leib und Seel'
Ins Nazareth dort oben,
Da wollen wir dich loben,
D'rauf wartet Israel."

Zur Melodie vgl. Nro. 366.

533. Nun laßt uns geh'n und treten.

Eines der ältesten Lieder P. **Gerhard's**, das er noch zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs dichtete, wie Nro. 528. Es steht auch schon im Berliner Gesangbuch von 1653. Nach Bunsen ist es ein herrlicher Preis der Gnade Gottes zum Neujahr 1649 nach dreißigjährigem Blutvergießen (V. 10.) und unsäglichem Elend des deutschen Vaterlandes.

Ueber die Verse 8—15. heißt es im „evangelischen Liederschatz Tübingen. 1730“ also: „Es ist darin nichts vergessen, was ein Christ für den andern zu Gott beten und ihm, in was Nöthen und Anliegen er sich befinden kann, Gutes von demselben wünschen mag. Möchten daher so Manche, statt ihrer meist leeren und unnützen Neujahrscomplimenten, diese kräftige Wunsch- und Gebetsworte daheim in ihrem Kämmerlein mit ernstlichem Singen und Flehen gen Himmel schicken, es würde mehr Segen und wahren Nutzen nach sich ziehen und auf die Christenheit kommen, als von ihren leeren und eitlen Wünschen nicht zu hoffen ist.“

Zur Melodie vgl. Nro. 260.

535. Jesus soll die Losung seyn.

Aus B. **Schmolke's** Liedersammlung: „Mara und Manna“ vom J. 1727, wo es die Ueberschrift hat: „Jesusname zum neuen Jahre. 1725.“

Vom Original sind V. 5—9. weggelassen, da in diesen für des Kaisers Majestät, Magistrat ꝛc. gefleht wird.

V. 3. ist neu eingeschaltet und nicht von Schmolke.

Es ist dieß fast das einzig brauchbare Neujahrslied in dieser magern Partie des W. G., während gerade hiefür eine reiche Auswahl köstlicher Lieder zu Gebot gestanden wäre, z. B. „Durch Trauren und durch Klagen“ — von Sacer; „Hilf, Herr Jesu, laß gelingen“ — von Rist. „Das alte Jahr vergangen ist“ — von Steuerlein; „Der erste Tag im neuen Jahr“ — „Gott mit uns, Immanuel — „Heut' fang' ich wieder an, zu zählen“ — von Schmolke f. f.)

D. Jahreszeiten.

537. Laß dich nicht den Frühling täuschen.

Ein schönes, aber sublimes Gedicht von Gustav **Schwab** (Thl. I. 630), das ursprünglich mit dem Titel: „Am Morgen des Himmelfahrtsfestes“ in Friedrichs Jahrbuch christlicher Andacht: „Selitha. Stuttg. 1831“ erschien, und nun abgekürzt und verändert als Frühlingslied aufgenommen ist.

Zur Melodie s. Nro. 132.

538. Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'.

Zum erstenmal gedruckt in Ebeling's Ausgabe von P. **Gerhard's** geistlichen Andachten. Berlin. 1667 mit dem Titel: „Sommergesang“. Gerhard scheint es aber in seiner frühern Lebenszeit gedichtet zu haben, vor 1651.

Ueber dieses lieblichste aller Naturlieder ist ein besonderes Büchlein geschrieben worden. Es hat den Titel: „Gerhard'sche Sommer-

lust, oder erbauliche Erklärung des lieblichen Sommerliedes: „„Geh' aus, mein ꝛc."", denen Glaubigen und Garten-Freunden, welche sich in und auf den Sommer dieses und jenes Lebens freuen, zu andächtiger Gemüthsbelustigung ꝛc. von G. H. Götze, Dr. und der Lübeckischen Kirchen Superintendent. Lüb. 1728."

Die **Melodie**, f d f b̄ a b̄ c̄ d̄, ist eine neuere Weise, eine Schweizerweise, die in Würtemberg schon seit Jahren bei dem bekannten Nürtinger Maientag von der fröhlichen Schuljugend gesungen wurde und von der Palmer ganz wahr versichert, die Gesichter der Kinder sehen zweimal fröhlicher aus, so oft sie dieselbe anstimmen dürfen. Bei Ebeling, und noch im W. Gb. von 1744, wird dieses Lied als im Ton: „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn" zu singen aufgeführt. Im ersten Theil des Freyl. G. von 1704 findet sich eine Halle'sche Weise fis̄ cis fis̄ a fis h cis h a a.

539. Herr Zebaoth, du starker Gott.

Aus den „Zehn andächtigen Bußgesängen" Johann **Frenzel's**, Predigers und Canonicus zu Seitz, die im J. 1655 bereits zum zweitenmal gedruckt wurden. Es hat dort die Ueberschrift: „Nach Joh. Arndt's Gebet in großem Ungewitter und Donner". (Paradiesgärtlein. Claff. III. Nr. 46.)

Der Dichter, welcher hier über den Donnerschlägen die Bußglocken läutet, stand selbst in täglicher Buße und stündlichem Sterben, wozu ihn allerlei erschütternde Lebensereignisse, vornemlich Todesgefahren, in denen er oftmals schwebte, erweckt hatten. In all seinen Wohnzimmern standen die Worte angeschrieben: »**Moriendum est**« — „wir müssen sterben!" (Thl. I. 168.)

Das Original, das in W. zuerst in Hedinger's Gesangbuch vom J. 1700 vorkommt, hat 11 Verse, wovon V. 4. 5. 7. 9. 10. weggelassen sind, in welchen theils des Untergangs der Rotte Korah und der Baalspriester, theils der Bewahrung der drei Männer im Feuerofen und der acht Seelen im Kasten, die behalten wurden durch's Wasser, gedacht ist (s. Nro. 352. im W. G. von 1741).

Zur Melodie vgl. 313.

541. Die Ernt' ist da, es winkt der Halm.

Aus des patriotischen Tübinger Oberamtmanns J. L. **Huber** (Thl. I. 531) „Versuchen in Reden mit Gott" vom J. 1775.

Das freilich nicht im kirchlichen Styl gehaltene Lied wird in Würtemberg an manchen Orten in der Frühbetstunde gesungen, welche beim Beginn der Ernte abgehalten wird und in der die Schnitter und Schnitterinnen mit ihren Sicheln, schon zum Schneiden bereitet, sich einfinden. Schon mancher Prediger hat da beim Gesang dieses Liedes Thränen des

Danks und der Rührung aus den Augen seiner Gemeindeglieder fließen sehen.

Zur **Melodie** vgl. Nro. 31. In den „vierstimmigen Choralmelodien zum Gebrauch in Kirchen und Schulen. Stuttg. 1844" findet sich eine treffliche eigene Weise zu diesem Lied — **a d a fis h a a g fis**, die sich im Ch. selbst nicht findet.

543. Wir kommen, deine Huld zu feiern.

Es ist die im Berliner Gesangbuch von 1829 mitgetheilte Bearbeitung des Lieds: „O daß doch bei der reichen Ernte" aus Ehrenfried **Liebich**'s, Pfarrers zu Lomnitz und Erdmannsdorf (Thl. I. 571) „geistlichen Liedern und Oden. 1768—74."

Zur **Melodie** vgl. Nro. 4.

544. O Gott, von dem wir Alles haben.

Aus Caspar **Neumann**'s (Thl. I. 190) „Kern aller Gebete. Ausgabe vom J. 1737." Zuerst erschien das Lied im Schlesischen Gesangbuch von 1711. Es steht auch in den Cöthnischen Liedern und im Eßlinger Gesangbuch von 1767 mit der Ueberschrift: „Vor und nach Tisch."

Den 1. und 6. Vers stimmten am 2. Sept. 1845, dem Versammlungstage des Gustav-Adolphs-Vereins zu Stuttgart, 650 Festgenossen, die bei der Festmahlzeit vereint beisammen waren, mit einander an, bevor Bischof Neander von Berlin das Tischgebet sprach.

Zur **Melodie** vgl. Nro. 14.

545. Was Gott thut, das ist wohlgethan! So denken.

Aus Benj. **Schmolke**'s „Freudenöl in Traurigkeit oder gesammelte Klag- und Trostlieder. Breslau. 1720", mit dem Titel: „Das vergnügte Herze bei der sparsamen Ernte."

Es ist interessant, das freilich der Ueberarbeitung bedürftige **Original** in seiner treuherzigen Volkssprache ganz kennen zu lernen:

1. Was Gott thut, das ist wohlgethan!
So denken Gottes Kinder,
Er siehet sie oft sauer an
Und liebt sie doch nicht minder.
Er zieht ihr Herz
Nur himmelwärts,
Wenn er sie läßt auf Erden
Ein Ziel der Plagen werden.

2. — — — — — — — —
Gibt er, so kann man nehmen;
Nimmt er, wir sind nicht übel d'ran,
Wenn wir uns nur bequemen.
Die Linke schmerzt,
Die Rechte herzt,
Und beide Hände müssen
Wir doch in Demuth küssen.

3. — — — — — — — —
Er weist uns oft den Segen,
Und eh' er noch gedeihen kann,
Muß sich die Hoffnung legen;
Weil er allein
Der Schatz will seyn,
So macht er and're Güter
Durch den Verlust nur bitter.

4. — — — — — — — —
Man laß ihm seinen Willen,
Hängt er den Brodkorb höher an,
Er wird ihn besser füllen,

Obgleich das Feld
Nicht Ernte hält.
Man kann auch bei den Brocken
Vergnügt seyn und frohlocken.

5. — — — — — — —
Das Feld mag traurig stehen,
Wir geh'n getrost die Kirchenbahn,
Und wollen Gott erhöhen.
Sein Wort ist Brod,
So hat's nicht Noth.
Die Welt muß eh' verderben,
Als wir vor Hunger sterben.

6. — — — — — — — —
So wollen wir stets schließen.
Ist gleich bei uns kein Kanaan,
Wo Milch und Honig fließen,
Doch ist's genug
Zur Sättigung,
Wenn Gott den Löffel segnet,
Ob's gleich nicht Scheffel regnet.

Zur Melodie vgl. 461.

E. Tageszeiten.

Morgenlieder.

549. Wach' auf, mein Herz, und singe.

Dieses kindlich schöne, liebliche Morgenlied P. **Gerhard's** ist eines von seinen drei ältesten Liedern, die schon in den „geistlichen Kirchenmelodien Joh. Crüger's. Leipz. 1649" abgedruckt stehen und von ihm also in der Zeit gedichtet sind, da er noch ohne öffentliches Amt in Berlin lebte. Es hat sich dadurch zuerst im evangelischen Deutschland bekannt gemacht.

Zu Lübben, wohin er erst im J. 1669 kam, kann es also nicht verfaßt seyn. Es geht darüber im Mund des Volkes folgende Sage: Zu Lübben, wo Gerhard vom J. 1669 bis an sein seliges Ende, 1676, als Archidiakonus stand, saßen im Magistrate viele rohe Leute, die ihn mit den unbilligsten Nachreden beleidigten, also daß er viele trübe Tage hatte. Er hat daselbst den Teufel, die falsche Welt und viele Religionsfeinde beständig auf dem Hals gehabt, mit welchen er zur Rechten und zur Linken um sich schlagen und Tag und Nacht streiten müssen. Darüber wurde er nun oft von großer Seelenangst und Schwermuth befallen, die er nicht besser zu überwältigen wußte, als daß er in der Kirche vor dem Bilde des Gekreuzigten im Altar sich niederwarf und betete. Also hat er lange gar fleißig gebetet, so aufrichtig wie Einer, der mit seinem Vater redet. Nachdem er nun auch einmal wieder eine bange Nacht hindurch, im Altare knieend, solchen heißen Kampf mit dem Fürsten der Finsterniß gekämpfet hatte, dichtete er dieses Lied, in dessen 2. 3. u. 4. Vers er also singt:

„Heint, als die dunklen Schatten
Mich ganz umfangen hatten,
Hat Satan mein begehret,
Gott aber hat's verwehret.

Ja, Vater, als er suchte,
Daß er mich fressen mochte,
War ich in deinem Schoße
Dein Flügel mich beschloße.
(Dieser Vers ist ausgelassen.)

Du sprachst: „Mein Kind nun liege
Trotz dem, der dich betrüge;
Schlaf wohl, laß dir nicht grauen,
Du sollst die Sonne schauen."

Seit seinem ersten Erscheinen im J. 1649 hat sich dieses Lied, ein rechtes geistliches Morgenopfer, wie es Schamelius nennt, schnell durch ganz Deutschland und in der ganzen evangelischen Kirche verbreitet. Es ist sogar ins Französische übersetzt worden.

Bunsen nennt es „das Morgenlied eines dankbaren Kindes Gottes, das nach einem Abendsegen wie: „„Nun ruhen alle Wälder““ (Nro. 571) mit Gottesgedanken erwacht;“ und der bekannte Christhold schreibt davon: „Ein rechtschaffenes Christenherz sollte, sobald es vom Schlaf erwacht, seinem Gott zu Ehren anfangen zu erklingen und zu singen: „„Wach' auf mein Herz““, und also der von sich selbst aufspielenden Harfe Davids gleich seyn, von der die Rabbinen dichteten, es habe der König David seine Harfe und Psalter allezeit vor seinem Bett hangend gehabt; wenn nun früh am Morgen der Nordwind gewehet und die Saiten der Harfe berühret, habe sie die schönsten Morgenlieder gespielet, worauf sich David ermuntert und seiner lieblich spielenden Harfe zugerufen habe: „„Wache auf, meine Ehre, wache auf, Psalter und Harfe““ (Psalm 57, 9).“

Der 5. Vers (Orig. V. 6.) enthält in der Schlußzeile: „**DeIn SChVtz** hat **MICh VerneVet**“ die Jahrszahl 1717. Es findet sich daher diese Strophe auf mehreren Denkmünzen, welche in Sachsen zum Gedächtniß des zweiten Reformationsjubiläums geschlagen wurden. (Langbecker, Gerhard's Leben und Lieder. 1841.)

Der 8. Vers (Orig. V. 9.) ist auch Brautleuten als Gebet an ihrem Hochzeittage anzurathen. So brauchte ihn der fromme, vieljährige Waisenhauslehrer Israel Hartmann zu Ludwigsburg, da er als Schulmeister von Roßwaag im J. 1751 Hochzeit machte, wobei er denn nach der gewöhnlichen Sitte, daß der Schulmeister jedem Brautpaar in einer besondern Rede einen Glückwunsch ablegte, sich selbst und seiner Braut vor den versammelten Hochzeitgästen eine solche Rede hielt.

Der 9. Vers (Orig. V. 10.) ist vor allen andern wichtig worden und hat an vielen Seelen eine besondere Segenskraft erprobt.

Derselbe Israel Hartmann betete ihn an seinem Confirmationstag zu Plieningen auf den Fildern, wo sein Vater Richter und Wirth war, im J. 1739 mit besonderem Ernst und Inbrunst, also daß er darnach selbst gestand: „Ich empfand, was ich noch nie so empfunden hatte, und entschloß mich, Allem abzusagen, was mich bisher von dem Guten abzog. O! wie wohl wurde jetzt meinem Herzen.“

Im J. 1796 starb im Dorfe Aigen in Oberösterreich ein evangelischer Christ, das Vorbild seiner Gemeinde und ein lebendiger Zeuge von der göttlichen Kraft des Evangeliums, Johannes Weiß, seines Handwerks ein Schneider. Der wurde gerade zwei Jahre vor seinem seligen Heimgang in der Nacht plötzlich von einem Schlag am linken Arm getroffen, der ihn zu aller Handarbeit unfähig machte. Als er am Morgen erwachte und nichts von Leben mehr an diesem Arme spürte, durchdrang anfänglich ein großer Schrecken sein Innern-

digstes; sein Weib, seine drei Kinder, sein armes, schlechtes Hüttlein fielen ihm zentnerschwer aufs Herz und ein finsterer Unglaube wollte sich seiner Seele bemächtigen. Da mußte er den ganzen Tag über weinen, und weinte so lange, bis ihm mit einemmale dieser schöne Vers in den Sinn kam, der als ein erheiternder Lichtstrahl in seine Dunkelheit fiel. Nun konnte er wieder an Gottes sorgende Vatersgüte glauben und bekam Muth, auch diese schwere Leidensprobe mit Demuth, Gelassenheit und kindlicher Zuversicht zu übernehmen. Das Wort der Verheißung Hebr. 13, 5. und Jes. 41, 10. wurde ihm dadurch kräftig und es wurde ihm wieder so leicht und wohl, als hätte er die ganze Versorgung für sich und die Seinen schon in seinem Hüttlein gesammelt beisammen. Wirklich beschüttete ihn nun auch der Herr mit seinem Segen, daß er's täglich erfahren durfte, wie treu der Herr sey; seine Freunde eilten ihm alsbald zu Hülfe, manche sparten an ihrer Kost etwas ab und brachten es dem bedürftigen Freunde, so daß er nachher voll Freude sagen konnte: „Jetzt erkenne ich erst recht die Macht und Liebe Gottes; denn ich habe für mein Weib und meine Kinder mehr, als ich in gesunden Tagen hatte." In seiner letzten Nacht, da es gerade zwei Jahre war, daß ihn der Schlag getroffen, fiel ihm der schöne Vers wieder ein, der ihn damals so getröstet und auf Gott vertrauen gelehrt, und dankbar von Herzen für die große Belohnung, die dieses Vertrauen hatte, schickte er sich nun an, „gen Himmel zu reisen", nachdem er sich noch die Abschiedsreden Jesu Joh. 14. u. 15. hatte vorlesen lassen.

(Basl. Samml. 1797. S. 220 :c. u. 1819. Sein Lebenslauf steht auch im Christenboten. 1843. Nro. 9.)

Als einst die treue Hausfrau und Lebensgefährtin des seligen Prälaten Johann Andreas Hochstetter zu Bebenhausen (vgl. zu Nro. 614), die seine Jugendtage mit ihm theilte, da er noch Diakonus zu Tübingen war, Elisabetha Barbara, geb. Kuhorst, im Sommer 1663, nachdem sie kaum vierthalb Jahre verheirathet waren, dieses Lied als Morgengebet betete und so eben die Worte des letzten Verses aussprach, wurde das in der Schlußzeile enthaltene Gebet, noch ehe sie es ganz ausgesprochen hatte, auf eine liebliche Weise erhört, denn sie, deren bester Trost und Geistesnahrung stets Gottes Wort gewesen, verschied, mit dem Zeugniß davon im Munde, plötzlich und sanft, von einem Schlagfluß getroffen.

(Schubert, Altes und Neues. IV. Bd. 1. Abth. S. 124 :c.)

Zur Melodie vgl. Nro. 260.

530. Seele, du mußt munter werden.

Aus des Freiherrn v. **Caniß**, preußischen Geheimeraths (Thl. I. 202) „Nebenstunden unterschiedener Gedichte", welche ein Jahr nach seinem Tode sein Freund Dr. Joachim Lange im J. 1700 herausgab.

Wie der fromme Mann, der Spener's Haus- und Herzensfreund

gewesen, im letzten Vers dieses schönen Morgenliedes es sich von Gott voraus erbeten hatte, da er um ein sanftes Scheiden bat, das ihn zum Anschauen der himmlischen Sonne bringe, so ward es ihm von dem grundgütigen Gott auch gewähret. Gerade als er am 11. Aug. 1699 in der Frühe beim Sonnenaufgang sich hatte vom Krankenlager ans Fenster führen lassen, um die aufgehende Sonne zu betrachten, sank er plötzlich todt darnieder, nachdem er kaum zuvor noch die freudigen Worte ausgerufen hatte: „Ei, wenn das Anschauen dieses irdischen Geschöpfes so schön und erquickend ist, wie vielmehr wird mich der Anblick der unaussprechlichen Herrlichkeit des Schöpfers selbst entzücken!"

(Sammlung der Lieder Canitzen's, veranstaltet von Johann Ulrich v. König. 1727.)

Zur Melodie vgl. Nro. 296.

551. Mein erst Gefühl sey Preis und Dank.

Aus **Gellert's** „geistlichen Oden und Liedern" vom J. 1757 mit dem Titel: „Morgengesang" — ein schönes, liebliches Lied, das selbst Carl von Raumer in seine „Sammlung geistl. Lieder. 2. Ausg. Stuttg. 1846" aufgenommen hat.

Die Anfangsworte des Lieds hatte Gellert ursprünglich so gefaßt: „Mein erst Geschäft sey Preis und Dank." Als aber ein gemeiner Mann den Ausdruck „Geschäft" nicht verstanden hatte, so strich er das Wort sogleich aus und setzte dafür: „Gefühl."

(Richter's biogr. Lexikon. 1804.)

Der 10. Vers des Originals lautet:

„Daß ich, als ein getreuer Knecht, Gottselig, züchtig und gerecht
Nach deinem Reiche strebe, Durch deine Gnade lebe."

Dieses Lied betete Lavater am Morgen seines Hochzeittages den 3. Juni 1766 in Gräfensee (Thl. I. 521). Er sagt darüber selbst: „Ich erwachte des Morgens um halb fünf Uhr sehr ruhig und vergnügt an Leib und Seele. Die aufgehende Sonne strahlte mir zu meinem unaussprechlich sanften Vergnügen in die Augen und in die Seele. Da betete ich nun das Lied: „„Mein erst Gefühl ꝛc."" mit ganz neuen Empfindungen und Gedanken."

Zur Melodie vgl. Nro. 63. Knecht hat im J. 1793 eine liebliche Arie zum Schmuck dieses Liedes erfunden, die als Choralmelodie im W. Ch. von 1798 sich findet — c f e d d c a a g b b a.

553. O Jesu, süßes Licht.

Aus Freyl. G., 1. Thl., wo dieses Lied des Halle'schen Theologen, Dr. Joachim **Lange**, nebst seinen andern Liedern zuerst erschien.

In seinen jungen Jahren schon hatte der Dichter, als seinen

Augen der Staar und völliges Erblinden drohte, Jesum als seiner Seelen Licht und Leben erwählen gelernt (Thl. I. 241).

Der 5. Vers des Originals sollte nicht fehlen (vgl. Nro. 378. im W. G. 1741).

Zur Melodie vgl. Nro. 13.

554. Die güldne Sonne.

Aus Ebeling's Ausgabe von P. **Gerhard's** geistlichen Andachten vom J. 1666, wo es zuerst gedruckt erscheint unter dem Titel: „Morgensegen". Ein Prachtslied, gülden, wie die güldene Pracht der aufgehenden Sonne.

In der letzten Zeile des 3. Verses ist bei der Aenderung des Originals wider das Metrum verstoßen, indem diese Zeile nun 11-, statt 10sylbig geworden ist. Das Original heißt:

„Dankbare Lieder
Sind Weihrauch und Widder,
An welchen er sich am meisten ergötzt."

Die **Melodie**, d d e d c h d c a h a g, ist von Johann G. Ebeling (Thl. I. 421) erfunden, und des Liedes vollkommen würdig. Sie erscheint mit dem Lied zum erstenmal im J. 1666.

555. Morgenglanz der Ewigkeit.

Aus **Knorr's v. Rosenroth** (Thl. I. 187) „neuem Helicon mit seinen neun Musen" vom J. 1684. Er dichtete es als Geheimerath und erster Minister, oder, wie er sich selbst nennt, als „Liebhaber christlicher Uebungen" zur Aufmunterung der Seinigen.

Es ist ein Nachklang von Opitzens Lied: „O Licht, geboren aus dem Lichte", dessen er sich nebst andern ältern Liedern bei Unterrichtung seiner Kinder bediente und das er frei überarbeitete.

Vom Original fehlt V. 2. u. 4.:

„Die bewölkte Finsterniß
Müsse deinem Glanz entfliegen,
Die durch Adams Apfelbiß
Uns, die kleine Welt, bestiegen,
Daß wir, Herr, durch deinen Schein
Selig seyn."

„Laß uns ja das Sündenkleid
Durch des Bundes Blut vermeiden,
Daß uns die Gerechtigkeit
Mög' als wie ein Rock bekleiden,
Und wir so vor aller Pein
Sicher seyn."

In manchen Gesangbüchern findet sich auch das Lied mit sechsfüßiger Schlußzeile auf die Melodie: „Liebster Jesu, wir sind hier" eingerichtet.

Die Melodie aus Es Dur, g f es b c as as g, theilt Dr. Layriz in seinem „Kern des deutschen Kirchengesangs. 1844" in E Dur mit; es ist dieselbe, welche in der fünften Ausgabe des ersten Theils des Freylinghausen'schen Gesangbuchs vom J. 1710 zuerst vorkommt. Schicht hat sie auch in sein allgemeines Choralbuch vom J. 1819 aufgenommen.

Ursprünglich veröffentlichte mit dem Liede Knorr v. Rosenroth eine eigene für dasselbe erfundene Weise im neuen Helicon von 1684. Es ist dieß eine „Aria", die sich nicht eingebürgert hat. Freylinghausen gibt im 1. Theil seines Gesangbuchs noch eine andere Weise — es b c b g c b es f d, und in der Gesammtausgabe des Freyl. G. vom J. 1741, so wie im W. Ch. von 1721, 1744 und 1777 findet sich eine dritte: d e fis gis a a h c d.

559. Gott des Himmels und der Erden.

Aus dem 2. Theil der musikalischen Kürbishütte des Königsberger Dichters und Sängers **Heinrich Alberti** vom J. 1643. (Thl. I. 146.)

Dem Original, welches bei Schamelius die Ueberschrift hat: „Die auf das innere Christenthum geführte Morgenstunde", ist in manchen Gesangbüchern, z. B. im Anhang zum W. gr. Kirch.-G. von 1711, ein Schlußvers angehängt:

„Höre, Gott, was ich begehre,
Vater, Sohn und heil'ger Geist!
Meiner Bitte mich gewähre,
Der du mich selbst bitten heißt,
So will ich dich hier und dort
Herzlich preisen fort und fort."

Das Lied verbreitete sich bald und wurde auch in die portugiesische und malabarische Sprache übersetzt. Schon im J. 1685 trug sich eine denkwürdige Geschichte mit demselben zu, welche Scriver in seinen Siech- und Siegsbetr. II. S. 87 also erzählet: „Zu Hamburg hatte ein begüterter Jude Anno 1685 einen christlichen Schneidergesellen im Hause, der ihm einige Kleider verfertigen mußte. Als nun dieser Mensch seine bekannten christlichen Lieder zu singen pflegte, that der Herr des Juden Tochter das Herz auf, daß sie darauf Acht hatte, was gesungen ward. Wie nun der Schneidergeselle einsmals: „„Gott des Himmels ꝛc."" sang, und auf den 3. Vers kam: „„Laß die Nacht auch meiner Sünden ꝛc."", wurde die Judentochter dermaßen gerührt, daß sie ein herzliches Verlangen empfand, diesen Jesum und seine Wunden recht zu erkennen. Darum sie den Sänger bat, er möchte sie zu einem christlichen Lehrer führen, der sie in Erkenntniß des Herrn Jesu unterrichten könnte. Welches geschah, also, daß sie den Heiland der Welt lebendig erkannt und durch die h. Taufe der christlichen Gemeinde einverleibet worden, trotz aller Bemühungen ihres Vaters und ihres ganzen Geschlechts. „Sehet," setzt nun Scriver noch hinzu, „sehet! wie das dem Geist des Herrn, dem himmlischen und ewigen Winde, der da bläset, wo und wann er will, gefallen hat, diese todten Wasserwellen durch geistliche, liebliche Lieder zu erregen und zu bewegen und lebendig zu machen."

Das Original hat in Vers 3. Z. 4.: „Deiner Wunden **offen** steh'n" (s. Nro. 373. im W. G. von 1741.)

Die Melodie, aus A Dur a h cis d e a gis fis e, ist, nebst einem schönen Tonsatz, vom Dichter des Liedes selbst erfunden und im J. 1643 in der musikalischen Kürbishütte mitgetheilt, ursprünglich im dreitheiligen Takt. Im J. 1666 fertigte Joh. Crüger, der Berliner Tonmeister, eine Weise, d d a a c c h a, welche in den von Störl besorgten W. Ch. von 1711 und 1721 allein, in dem von 1744 neben der Alberti'schen sich vorfindet. Letztere erschien übrigens in W. auch schon im Anhang zum gr. Kirch.-G. von 1711.

561. Das äußre Sonnenlicht ist da.

Von G. Tersteegen, dem fleißigen Beter, der Morgens, Mittags und Abends unter dem Lesen eines biblischen Abschnitts und Gesang eines geistlichen Lieds seine bestimmten Gebetsstunden hielt, im J. 1738 gedichtet (Thl. I. 219). Es steht in seinem „geistlichen Blumengärtlein" mit der Ueberschrift: „Beschauung Gottes, als die Sonne der Seelen."

Zur Melodie vgl. Nro. 27.

563. Die Nacht gibt gute Nacht.

Aus Benj. Schmolke's Liederwerk: „Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene andächtige Herz vor den Thron der Gnade geleget. Breslau. 1715." Es ist dort dem Sonnabendmorgengebet angehängt.

Bloß Vers 5. des Originals, worin es unter Anderem heißt: „Dein Wort sey mein Compaß etc." war einiger Ueberarbeitung bedürftig.

Die vorgezeichnete Melodie: „Die Nacht ist vor der Thür" c c g a h c, findet sich im Anhang zu dem W. Ch. von 1744; sie ist vielleicht von Störl. Eine andere Weise zu demselben Lied, e g a fis e e, ist von dessen Dichter Dr. jur. Caspar Ziegler (geb. 21. Sept. 1621), der von 1655 bis zu seinem Tod, 17. April 1690, als Professor der Rechte zu Wittenberg lebte, und 1648 „Jesuslieder" drucken ließ.

Die erste Strophe des Ziegler'schen Liedes, das Magd. Sybilla, die Gemahlin Joh. Georg III., Churfürsten von Sachsen, in ihren Kalender zum täglichen Gebrauch drucken ließ, heißt:

„Die Nacht ist vor der Thür',
Und liegt schon auf der Erden;
Mein Jesu, tritt herfür
Und laß es lichte werden.
Bei dir, mein Jesulein,
Ist lauter Sonnenschein."

Abendlieder.

564. Gott, du lässest mich erreichen.

Von dem edlen Geheimerath v. Canitz in Berlin während seiner letzten Krankheit im J. 1699 gedichtet, da er festen und ruhigen

Blicks dem Tod entgegensah und sich einen Todtenkopf aus dem Gebeinhaus holen ließ, um sich recht aufs Sterben rüsten zu können (Thl. I. 203).

Zur Melodie vgl. Nro. 596.

566. Der Abend kommt, die Sonne sich verdecket.

Aus G. Tersteegen's „geistlichem Blumengärtlein" mit der Ueberschrift: „Abendgedanken einer gottseligen Seele. — Kehre wieder zu deiner Ruhe, meine Seele, denn der Herr thut dir Gutes Ps. 116."

Im Original lautet es in V. 3. sonderbar: „Mein Stall, mein Nest, mein Ruhplatz, thu' dich auf."

Zur Melodie vgl. Nro. 568.

568. Der Tag ist hin, mein Jesu bei mir bleibe.

Aus Joachim **Neander's**, des Bremer Wahrheitszeugen (Thl. I. 204), „Bundesliedern" vom J. 1680 mit der Ueberschrift: „Der am Abend Dankende. Luc. 24, 29."

Nur an wenigen Stellen ist die Originalfassung geändert, z. B. Vers 4. Z. 2.: „Welt, Teufel, Sünde hat mich fortgerissen", und Z. 4.: „Da ist die Hand" (s. Nro. 391. im W. G. von 1741).

Die **Melodie** aus **D Dur**, fis c d a̅, ist die choralmäßig zugerichtete Weise Strattner's (Thl. I. 442), die derselbe in der fünften Ausgabe von Neander's Bundesliedern, welche er im J. 1691 besorgte, mit sehr belebtem Rhythmus veröffentlichte. In W. erscheint sie nun zum erstenmal.

Die andere Melodie aus **D Moll** — d f g a d̅ c h a h c h a, ist die Goudimel'sche Weise zum 8. Psalmen vom Jahr 1562, die nach Lobwasser den Namen führt: „O höchster Gott, o unser lieber Herre." Sie heißt später auch: „Das walte Gott, der uns aus lauter Gnaden", und erscheint in W. seit 1744 in allen Ch., wo sie dann von 1798 an gewöhnlich den Namen: „Erhab'ner Gott, was reicht an deine Größe" trug. Sie steht auch im ersten Theil des Freyl. G. von 1704.

569. Bleibe, es will Abend werden.

Aus einem Büchlein Ph. Fr. **Hiller's** (Thl. I. 314), das den Titel hat: „Kurze und erbauliche Andachten bei der Beicht und heiligen Abendmahl" mit der Ueberschrift: „Abendlied am Tage, da man zum h. Abendmahl gegangen. Luc. 24, 29." Dieses Lied gehört also zu den Communionliedern, deren außer ihm noch zwölf, nebst neun Beichtliedern, in genanntem Büchlein enthalten sind.

Das Original fängt also an: „Abend ist es nunmehr worden, Jesu, bleibe du bei mir, unter deinem Jüngerorden ruf' ich Pilgrim auch

zu dir. Bleibe mir statt tausend Sonnen, denn dein Nachtmahl und dein Wort hat das Herze mir ꝛc." Sonst ist dasselbe wortgetreu wiedergegeben.

Zur Melodie vgl. Nro. 132.

571. Nun ruhen alle Wälder.

Eines der ältesten Lieder P. Gerhards, das schon in dem Berliner Gesangbuch von 1653 gedruckt erscheint.

Es ist das wahre Muster eines geistlichen Volksliedes und war doch seit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein Zeichen, dem von den Gesangsbuchverbesserern aufs Heftigste widersprochen ward. Ein Witzwort Friedrichs des Großen von Preußen, durch Streitigkeiten über Einführung eines neuen Gesangbuchs veranlaßt, hatte das Lied in Mißkredit gebracht, und mit dem Absterben des lebendigen Geistes und kirchlichen Sinnes in der evangelischen Kirche wurde dieses alte Lieblingslied des frommen deutschen Volkes zur Zielscheibe des Spottes und Witzes gemacht. „Die Gebildeten" — so schildert Bunsen in der evangel. Kirchenzeitung. 1830. S. 149 ꝛc. die Anfechtungen, die dieses edle Kleinod des evangelischen Liedergesangs zu erfahren hatte — „die Gebildeten rümpften die Nase über Vieh, Schafe und andere gemeine Ausdrücke, und die Geistreichen bemerkten, daß die erste Strophe reiner Unsinn sey. Wie können, sagten sie, die todten Wälder ruhen, die nie wachen? wie kann man in unsern aufgeklärten Zeiten jetzt noch singen: „„Es ruht die ganze Welt"", wenn man weiß, daß gerade, während wir uns schlafen legen, unsere Gegenfüßler wach werden, also höchstens die halbe Welt schläft und auch von dieser nur ein Theil, weder die wachhabenden Soldaten noch Kranke, die an Schlaflosigkeit leiden." Auch Claus Harms in Kiel hat aus Veranlassung des Berliner Gesangbuchs von 1829 diesen Ton noch angestimmt.

Der geographische Anstoß aber kann nur den stören, der überhaupt die dichterische Sprache nicht versteht. Die ganze Welt, d. i., bemerkt mit Recht schon Schamelius, der ganze Theil, der ganze Horizont, von welchem sich jetzt die Sonne geschieden hat und da man jetzt singet. Das Ruhen und Schlafen der Wälder und Felder hingegen, sowie „das Vieh", findet man bei dem gepriesenen Virgil gar schön und herrlich, während man es bei Gerhard abgeschmackt finden will, — und doch hatte Gerhard hier die Stelle Virg. Aeneis IV. V. 522—528. im Auge gehabt:

„Nox erat; et placidum carpebant fessa soporem
Corpora per terras, silvaeque et saeva quierant
Aequora: quum medio volvuntur sidera lapsu,
Quum tacet omnis ager: pecudes, pictaeque volucres,
Quaeque lacus late liquidos, quaeque aspera dumis
Rura tenent, somno positae sub nocte silenti
Lenibant curas et corda oblita laborum."

Nacht war's, und es genoß holdseligen Schlummer ermüdet
Alles, was lebt auf Erden; Gehölz und auch wilde Gewässer
Ruheten; jetzt da zur Mitte die Stern hinrollen den Umlauf,
Da rings schweiget das Feld und Vieh und buntes Gevögel,
Das theils lautere Seen weitum, theils Dickige rauher
Fluren bewohnt, zum Schlafe gesetzt in nächtlicher Stille:
Sorglos labeten alle das Herz, ausruhend von Arbeit."

Es kann nicht genug gerühmt werden, daß wir nun endlich dieses köstliche Lied, von allen seinen Correkturen und Verstümmelungen, von denen in Nro. 32. und 33. der evangelischen Kirchenzeitung vom J. 1830 eine merkwürdige Uebersicht gegeben ist, gereinigt, in seiner wahren Gestalt und Fassung wieder haben.

Mit schöner Sinnigkeit ist in jedem Vers Sinnliches und Geistiges, Irdisches und Himmlisches einander gegenüber gestellt. Das Geistige und Himmlische, zu dem der Sänger vom Anschauen des Irdischen immer wieder hinübergeleitet wird, findet stets seinen Ruhe- und Haltpunkt in einem biblischen Gedanken und Wort: V. 2. — Maleach. 4, 2. — V. 3. — Dan. 12, 3. — V. 4. — Jes. 61, 10. — Offenb. 7, 9. — V. 5. — Offenb. 14, 13. — V. 6. — Jes. 57, 2. — V. 7. — Psalm 121, 4. — V. 8. — Psalm 17, 8. Matth. 23, 37. 1 Petr. 5, 8. — V. 9. — Psalm 91, 10. 11. Schamelius gibt dem Lied den Titel: „Die Umstände des Abends und der Nacht mit andächtigen Reflexionen"; ein Anderer nennt es „der Seelen geistliche Nachtopera", und Bunsen nennt es „Gefühl und Gebet eines Kindes Gottes, das treu des Tages Last und Hitze getragen und sich nun in der Stille der sternerleuchteten Nacht vertraut, die es umgibt, und der Ruhe, die es erwartet, und, indem es sich vom Sichtbaren zu dem Gedanken des nie untergehenden Lichtes, des Lebens in Gott, und der ewigen Ruhe erhebt, die Gott den Seinen bereitet hat, sich und seine Lieben getrost in die Arme seines schützenden Heilandes legt."

Schnell hat es sich durch ganz Deutschland verbreitet und wurde fast in allen Häusern der guten alten Zeit als Abendsegen gebetet. „Seit seinem Erscheinen im J. 1653," sagt Bunsen in der evangelischen Kirchenzeitung. 1830. Nro. 19.," ist dieses Lied eines der beliebtesten und bekanntesten Lieder christlicher Andacht in ganz Deutschland geworden; in einem wahrhaft kindlichen Volksgeist gefühlt und gedacht, vereinigt es mit dieser seltenen ungekünstelten Einfachheit des Ausdrucks eine Erhabenheit der Gedanken, eine Tiefe christlicher Erkenntniß, einen Reiz der Poesie, daß es für diese Gattung von Liedern als ein ewiges Muster gelten muß. Wer in den Gegenden Deutschlands gelebt hat, wo die Gesänge der alt lutherischen Kirche sich noch im Munde des Volks erhalten haben, der weiß, wie dieses süße Lied oft auf besternter Flur von den heimkehrenden Land- und Bergleuten gesungen wird, und wie es Abends in den friedlichen Stuben und von den Thürmen durch die nächtliche Stille erschallt."

Wie sich Unzählige mit diesem Lied zum Schlaf einsingen nach

des Tages Last und Hitze, so haben sich auch Manche schon mit dem und jenem Verse desselben zum Todesschlaf gebetet und gebettet. So kam im Dezember des Jahrs 1716 der Archidiakonus Gabriel Rehfeld in Oschatz einsmals krank aus dem Beichtstuhl nach Haus; die plötzlich überhandnehmende Schwäche ließ ihn vermuthen, daß der Herr ihn bald heimholen werde, deßhalb legte er sich zu Bette und betete dazu den 6. Vers, dessen Worte denn auch nach wenig Tagen an ihm erfüllt wurden, daß er eingehen durfte zu seines Herrn Freude.

(M. Joh. Gottlob Frenkel's Dypticha Ossit. S. 381.)

Wenige Jahre darauf schickte sich Dr. Heinrich Pipping, Oberhofprediger in Dresden, ein Nikodemus und heimlicher Jünger Spener's, am 22. April 1722 mit dem 8. Vers zur Todesruhe an. Er hatte nämlich diesen Vers mehreremal nach einander von sich vernehmen lassen, als ihm plötzlich darnach Verstand und Empfindung vergieng, in welchem Zustand ihn der Herr hinwegnahm.

(Gleich's Annales ecclesiast. 1730.)

Derselbe Vers hat auch, wie Johannes Falk berichtet, einst ein Bettelkind in vielen Versuchungen bewahret, und Schiller, der große Dichter deutscher Nation, dessen jugendliches Gemüth seine Mutter mit Gerhard's Liedern genährt hatte, gewann vor allen dieses Lied ganz besonders lieb.

(Wackernagel, P. Gerhard's geistl. Lieder. S. VII)

Ein frommes Kind, dessen Sinn frühe schon einzig auf den Herrn hingieng und an dessen jungem Herzen Wunder der Gnade geschahen, Elisabetha St., geb. 5. April 1824, betete in seiner Todeskrankheit, in die es, achthalb Jahr alt, gelegt ward, eben denselben Vers, als es durch ein Geschwür die heftigsten Schmerzen hatte. Darauf ward es ruhig, das Geschwür gieng auf und ein sanfter Schlaf trat ein, in welchem es dann auch hinüberschlummerte im Nov. 1831.

(Dorpat'sche Blätter für das Herzens- und Erfahrungschristenthum. 1. Bd. S. 164.)

Joh. Ulr. Riderer und Feußel haben über dieses Lied Umdichtungen zum Morgengebrauch gefertigt: „Nun wachen alle Wälder.“

Die **Melodie**, h a g a h d c h, ist keine Stammmelodie für das Gerhard'sche Lied, sondern ist ursprünglich eine alte deutsche Volksweise, welche auf das Wanderlied süddeutscher Handwerksbursche: „Innsbruck, ich muß dich lassen, ich fahr' dahin mein Straßen, in fremde Land' dahin“ Heinrich Isaak, der Kapellmeister des Kaisers Maximilian I., der, geb. im J. 1440, sich schon im J. 1475 als Kapellmeister an der Kirche St. Giovanni zu Florenz berühmt gemacht hatte, ums J. 1490 erfunden hat. Dieses Volkslied dichtete nun Dr. Johann Hesse, der als Pastor in Breslau am 6. Jan. 1547 starb, nachdem er zuvor Diakonus in Rom gewesen und 1523 zu

Luther übergetreten war, in ein geistliches Lied, in ein Wanderlied zur seligen Ewigkeit, um, dessen erster Vers also lautet:

„O Welt, ich muß dich lassen,
Ich fahr dahin mein' Straßen
Ins ew'ge Vaterland;
Mein'n Geist will ich aufgeben,
Dazu mein Leib und Leben
Setzen in Gottes gnäd'ge Hand."

Diese geistliche Umdichtung wurde ums J. 1574 bereits nach der Weise des Volkslieds, aus dem sie hervorgegangen, gesungen. Auf das Metrum dieses Hesse'schen Sterblieds dichtete sodann vor 1653 Gerhard die Lieder: „O Welt, sieh hier dein Leben" und „Nun ruhen alle Wälder." Ersteres klingt in seinen Anfangsworten gewiß nicht ohne Absicht des Dichters an Hesse's Lied an, und letzteres, ein Abendlied, dichtete er auf jene Weise, weil zu Mittenwalde, wo er von 1652—1657 Pfarrer war, nach der weichen und sanften jonischen Weise des alten Isaak'schen Volksliedes vom Thurm herab des Abends auf zwei Thurmtrompeten abgeblasen wurde. Zuvor schon hatte der Leipziger Cantor Joh. Hermann Schein in seinem Cantionale vom J. 1627 diese Weise mit dem Text des Hesse'schen Liedes für den kirchlichen Gebrauch eingerichtet und mit einem schönen Tonsatz geschmückt.

Joh. Sebastian Bach, der große Orgelmeister und Tonkünstler des achtzehnten Jahrhunderts, soll nach der allgemeinen Kirchenzeitung 1836 Nro. 6. S. 51 über diese Melodie sich dahin ausgesprochen haben, er wolle für diese einzige Melodie gern sein bestes Werk geben. Nach Freiherrn v. Tucher (Schatz des evangelischen Kirchengesangs. 1840. S. 1 ꝛc.) soll sich auch der gefeierte Mozart ebenso geäußert haben.

In W. erscheint Hesse's und Gerhard's Lied sammt der Weise zuerst im Hausgesangbuch von 1664 (Thl. I. 343), und sodann erst im Anhang zum gr. Kirch.-G. von 1711.

572. Werde munter, mein Gemüthe.

Aus dem sechsten Zehn der himmlischen Lieder Joh. **Rist's** vom J. 1642. Dieses Zehn hat die Ueberschrift: „Lob- und Danklieder, nebst andächtigen Morgen-, Abend-, Tisch- und Reisegesängen."

Besonders wichtig ist der 4. Vers, der seinen Grund in den Bibelstellen Luc. 15, 18. — Röm. 5, 20. Sir. 17, 28. — Ebr. 12, 1. hat, am Lebensende zweier gefürsteter Herren geworden, die sich damit in den Staub legten, als demüthig Büßende, und vom Fürsten des Lebens sich Gnade erflehten. Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz, welcher eine Zeitlang vom evangelischen Glauben abgefallen und zur katholischen Kirche übergetreten, am 15. Okt. 1718 jedoch wieder in den Schooß der evangelischen Kirche zurückgekehrt war, betete vor seinem Ende am 15. Nov. desselben Jahrs diesen Vers in seinem Gemach zu Weyda überaus andächtig und mit großem Seufzen.

(Gerber's Hist. der Wiedergebornen. I. 278.)

Der andere Herr war Herzog Johann Georg zu Mecklenburg, der im J. 1675 zu Mirow starb. Dieser fromme und gottesfürchtige Fürst führte auf seinem Sterbebette viele christliche Reden, und da man ihm nach gesprochener Absolution diesen Vers vorbetete, sagte er: „Lasset mich den schönen Vers allein beten." Dieß vollendete er dann mit festgefalteten Händen, gen Himmel gerichteten Augen, vielen Thränen und brünstigem Herzen. Als er nun gleich darauf das h. Abendmahl empfangen, sprach er zu seinem Beichtvater: „Da ich noch ein Knabe war, lernte ich meinen Catechismus; den habe ich noch nicht vergessen, und in demselben diese Worte: „„Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit!"" Nun habe ich Vergebung der Sünden empfangen, darum habe ich auch Leben und Seligkeit, und darauf will ich selig sterben" — was er denn auch nach wenigen Stunden erreichte.

(**Crusii Templum Hon.** S. 467.)

Auch von einem berüchtigten Jauner aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, Andreas Rooß von Runzhausen im hessischen Amt Blankenstein, wird erzählt, er habe, als die Bekehrungsversuche, die Pfarrer **M.** Heinrich Daniel Müller zu Gießen vor seiner Hinrichtung im Gefängniß an ihm betrieb, endlich anschlugen, seinem gebeugten, reumüthigen Herzen mit diesem Vers zuerst Luft gemacht.

(Joh. Jak. Moser's monatl. Beiträge. 1752. 9. Stück.)

Der 8. Vers ist dem Dichter, wie so manches seiner Lieder, recht durchs liebe Kreuz ausgepreßt worden, also daß er wohl weiß, warum er so betet, denn er erzählt selbst, daß zu seiner Zeit Krieg, Hunger und Pestilenz grausam grassiret haben.

Vom Original fehlen V. 4. 5. 8. ohne Schaden (vgl. Nro. 381. im W. G. von 1741).

Die **Melodie, a a b c c b a g g,** von munterem, frischem Ausdruck und im Original noch viel belebter, als wir jetzt sie singen, ist von Joh. Schop, dem Hamburger Tonmeister (Thl. **I.** 422), den himmlischen Liedern Rist's vom J. 1642 beigegeben. Joh. Crüger hat sie bereits im J. 1657 in seine „geistliche Lieder und Psalmen" aufgenommen, und Joh. Sebastian Bach hat sie, mit Zugrundlegung des 4. Verses, als Text in einem reichen Tonschmuck in seine große Passionsmusik verwoben, da wo die Worte des Evangeliums über Petrus recitirt sind: „und gieng hinaus und weinte bitterlich" (Matth. 26, 75.). In W. erscheint sie ganz so, wie Nro. 571.

574. Die Nacht ist Niemands Freund.

Wie Nro. 563. aus B. Schmolke's Liedersammlung für die Hausandacht: „Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene

Herz" vom J. 1715. Es ist dort der Donnerstags Abendandacht angehängt.

Zur Melodie vgl. Nro. 563.

575. Ach, mein Jesu! sieh', ich trete.

Von Levin Johann Schlicht, den A. H. Franke als Lehrer an seinem Pädagogium in Halle angestellt hatte, wo er von 1700—1708 wirkte (Thl. I. 255), gedichtet und von Freylinghausen in Theil I. seines geistreichen Gesangbuchs zuerst veröffentlicht.

„Wie ein Pfeil" giengen auch des Dichters Tage zur Ewigkeit (V. 2.) — er starb als Prediger zu Berlin im J. 1723, erst 42 Jahre alt, plötzlich an einem Schlagfluß.

Diesen 2. Vers fügte neben den Spruch Hiob 7, 6. als Leichentext die edle Jungfrau Hedwig Clara Catharina v. Isendorf in Bremen, ehe sie im J. 1718 nach Sibirien abreiste, wohin sie sich als Muster kindlicher Treue gezogen fühlte, um ihren im J. 1709 als schwedischer Offizier in russische Gefangenschaft gerathenen Vater daselbst zu pflegen und freiwillig das harte Loos mit ihm zu theilen. Ihr Lebenslauf ist im Christenboten vom J. 1844 Nro. 9. erzählt und von ihr berichtet, wie sie Alles dahinten ließ und verleugnete, um dem Zug ihres Herzens zu folgen, aber auch wirklich schon nach drei Jahren, noch vor ihrem Vater, in Sibirien am 17. Merz 1721 ein Opfer des Todes wurde.

(C. F. v. Wreech, Historie von den schwedischen Kriegsgefangenen. 1725.)

Von dem sonst treu bewahrten Original fehlt der Schlußvers (vgl. Nro. 368. im W. G. von 1741).

Zur Melodie vgl. Nro. 107.

576. Herr und Gott, der Tag' und Nächte.

Aus dem 1. Theil „des geistreichen Gesangbuchs von Freylinghausen", von dem geist- und glaubensreichen Herausgeber selbst gedichtet (Thl. I. 235). Es steht in der „Zugabe", welche in den spätern Auflagen dieses zuerst im J. 1704 erschienenen Theils beigehängt ist, so z. B. in der Auflage vom J. 1733.

Das Original, das manche Nachbesserung erfahren hat, hat 6 Verse; V. 3. und 4. sind in Einen Vers (V. 3.) zusammengezogen. Dadurch fiel der charakteristische Anfang des 4. Verses weg:

„Ich verlange, frei zu werden
Durch das reine Lammesblut
Von der Sündenlust Beschwerden,
Von der finstern Schlangenbrut."

Zur Melodie vgl. Nro. 132. Freylinghausen gab seinem Lied auch eine eigene Weise — c c e fis gis a h gis gis.

577. Hirte deiner Schafe.

Wie Nro. 563. und 574. aus Benj. **Schmolke's** Liederwerk: „Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene Herz. Breslau. 1715." Es ist dem Abendgebet auf den Montag angehängt.

In Vers 1. Z. 3. 4. lautet das Original: „Deine Wundergüte war mein Schild und Hütte", und in Vers 2. Z. 7 ff.: „Denn dein Sohn hat mich davon durch die tiefgeschlag'nen Wunden gnädiglich entbunden."

Zur Melodie vgl. Nro. 331.

578. Herr, es ist von meinem Leben.

Aus Caspar **Neumann's**, des Breslauer Predigers und Professors (Thl. I. 190), „Kern aller Gebete", Ausg. vom J. 1737 — wohl das unter dem Volk am meisten gebrauchte Abendgebet. Spötter der frommen Volkssitte haben daher auch mancherlei Parodien über dasselbe zu Tage gefördert. Schon 1711 erschien es im Schlesischen Gesangbuch.

Seine besondere Geschichte hat der 5. Vers dieses Liedes.

Es reiste nämlich einmal zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine kleine Gesellschaft von Studenten von Halle aus über Jena, wo sich noch einige der dortigen Studenten anschloßen, so daß es ihrer acht waren. Von Jena gieng ihr Weg weiter durch den Thüringer Wald nach Franken. Als sie eines Tags um die Mittagszeit im Begriffe waren, noch in den Thüringer Wald einzutreten, wurden sie von dem Wirth, bei dem sie zuletzt übernachteten und bei dem sie eingetretenes Regenwetter den ganzen Vormittag über zurückgehalten hatte, so wie auch von dem gerade anwesenden Stadtschreiber des Oertchens dringend ermahnt, doch lieber vollends den andern Morgen abzuwarten, denn in einem halben Tag könnten sie nur mit Mühe bis in die Mitte des Waldes kommen, in eine Gegend, wo zwar etliche Wirthshäuser stehen, die aber sehr verrufen und im Verdachte seyen, daß schon mehrere Mordthaten in ihnen geschehen wären. Die jungen Leute aber, die nach damaliger Sitte mit Seitengewehr versehen waren und dazu einen leichten, guten Muth hatten, lachten der Gefahr und traten dennoch die Reise in den Wald an, indem sie kurzen Abschied von den beiden ängstlichen Männern nahmen, meinend, das Raubgesindel müsse sich eher vor ihnen, als sie sich vor ihm fürchten. Als sie nun bis gegen Abend gelaufen waren, kamen sie in eine Thalschlucht, in deren Tiefe ein einsames Wirthshaus stand. Dort beschloßen sie, zu übernachten, weil die Nacht schon anbrach. Als sie aber in das Haus eintraten und die Wirthsleute sie so ganz besonders anblickten, auch der Hund, den einer von ihnen mit sich führte, nicht über die Schwelle wollte, sondern winselnd und scheu vor der Thüre herumlief, faßte sie ein Schauder und sie waren so ziemlich still, bis das Abendessen kam,

wo sie dann unter jugendlichen Gesprächen das Grauen wieder vergaßen. In der Mitte des Zimmers stand eine dicke, hölzerne Säule, welche vom Boden bis zur Decke hinaufragte und diese zu stützen schien. Um diese Säule herum ordnete jetzt die Hausmagd das Nachtlager von Stroh für die jungen Reisenden, und zwar so, daß die Kopfkissen, die sie auf die Lehnen der umgestürzten Stühle gelegt hatte, gerade an die Säule zu liegen kamen. Die jungen Leute wunderten sich über diese seltsame Einrichtung des Nachtlagers und fragten die Magd nach der Ursache. Die aber antwortete scherzend: „Es geschehe deßhalb, damit die jungen Herren mit Händen und Füßen hübsch weit und bequem aus einander lägen und bei Nacht keinen Streit anfangen könnten.“ Darob lachten die Jünglinge, und weil sie von dem schlechten Weg ermüdet waren, beschloßen sie, sich zur Ruhe zu legen. Vorher aber verriegelten sie die Thüre und nahmen ihre guten Waffen zur Hand; allein sie griefen auch noch zu einer andern Waffe, zu der Waffe des Gebets, denn damals schämte man sich noch nicht, weder zu Haus noch auf den Reisen, des lauten, gemeinsamen Gebets am Morgen und bei Tische und des Abends vor dem Schlafengehen; selbst die Fuhrleute jener Zeit legten sich nie schlafen, ohne daß sie zuvor ein Gebet gesprochen hätten. Ueberdieß aber waren unter jenen acht Jünglingen einige, welche die Lehren der damaligen Gottesgelehrten in Halle, eines A. H. Franke und seiner Freunde, nicht bloß mit den Ohren, sondern auch mit dem Herzen erfaßt hatten. Die Jünglinge beteten daher mit einander noch das Abendgebet aus Arndt's Paradiesgärtlein und dann das kindlich kräftige Lied: „Herr, es ist von meinem Leben“. Da sie beim Beten dieses Liedes an den 5. Vers kamen: „Steure den gottlosen Leuten, die im Finstern Böses thun“ faßte Manchen ein Schauer, aber auch ein Gefühl des festen Vertrauens auf Gott. So, mit den Waffen an der Hand und im Herzen, legten sie sich nun nieder. Aber einen unter ihnen ließ eine unerklärliche Angst nicht schlafen. Ihm gieng es, wie dem Hund, den sie bei sich hatten, welcher durchaus keine Ruhe hatte, sondern immer an der Seite seines Herrn herumlief und winselte. Endlich wurde die Unruhe bei dem jungen Reisenden so groß, daß er eilig vom Lager aufsprang und auch nicht abließ, seine andern Gefährten zu rütteln und schütteln, bis er sie endlich zum Aufstehen bewogen hatte. Da saßen sie nun beim Schimmer eines Lichts, das sie wieder angesteckt hatten, schweigend und halb schlafend um den Tisch. Auf einmal geschah ein furchtbarer Schlag. Von der Decke war eine schwere Maschine, die vorher wie ein Kranz oben die Säule umgeben hatte, herabgestürzt und hatte die Lehnen der umgekehrten Stühle, auf denen vorhin die Köpfe der Reisenden ruhten, in Splitter zermalmt. Diese sprangen erschrocken vom Tische auf und stellten sich mit gezückten Degen an der Thüre hin in Erwartung dessen, was nun geschehen werde. Wirklich hörten sie alsbald von der Treppe herunter Stimmen und eilige Fußtritte. Der Riegel der Thüre wird von

außen zurückgezogen, dieselbe geht auf und der Wirth mit zwei Gesellen tritt ein in der Meinung, hier nur noch Leichname anzutreffen. Die acht Jünglinge aber empfangen die Mörder mit so kräftigen Streichen ihrer Waffen, daß der eine zu Boden sinkt, die zwei andern aber stark verwundet fliehen. Die jungen Kämpfer verrammeln nun die Thüre und erwarten in beständiger Furcht eines neuen und verstärkten Angriffs den Morgen. Bei Tagesanbruch, nachdem die Nacht vollends ohne weitere Schrecken vorüber gegangen war, machen sie sich, eng aneinander geschlossen und die Waffen in der Rechten, auf den Weg und die Furcht beflügelt ihre Schritte so, daß sie schon vor zehn Uhr im nächsten Herzoglich Sächsisch-Meiningen'schen Orte sind, wo sie den Vorfall den Gerichten anzeigen. So hat das Gebet zum Herrn ihnen geholfen, und der starke Gott, den sie drum anflehten, hat den Rath der Bosheit, der ihnen den Tod bereitet, zerstöret und die ruchlose That verhindert.

So berichtet Schubert aus dem Munde seines Oheims, der selbst in seiner Jugend einer von diesen acht von Gott so treulich bewahrten Studenten gewesen ist.

(Altes und Neues. 4. Band. 2. Abth. S. 44—49.)

Zu Anfang dieses Jahrhunderts, im J. 1807, kam ein österreichischer Deserteur, Namens Franz Michels, nach dem Großherzogthum Posen, trat dort in Kriegsdienste und lag in Garnison im Städtlein Kosten. Hier war er im Quartier bei dem Schuhmacher Winkler. Es waren christliche Leute und er hatte es gut; bald aber wurde er von Kameraden verführt, daß er seinen Wirthsleuten Manches entwendete und dasselbe auf schlechte Weise mit denselben vergeudete. Der Schuhmacher saß alle Abend fleißig bei seiner Arbeit und sang dazu allerlei geistliche, liebliche Lieder. Das rührte aber den Michels nicht. Endlich kam er auf den Gedanken, wieder zu desertiren, hatte aber dazu kein Reisegeld. Da legte er bei seinen braven Wirthsleuten Feuer ein, um dabei zu stehlen. Das Haus brannte zwar nicht ab, aber sie hatten doch großen Schaden. Darauf stahl er noch mit einem andern seiner Sündengesellen einem Major zwei Pferde und desertirte. Im J. 1822 kam er wieder in diese Gegend, und zwar in Genossenschaft mit Räubern. Von diesen bekam er den Auftrag, die Stadt Kosen, die er ja wohl kenne, in Brand zu stecken. Schon war er dazu bereit und rüstete in einem Walde, eine halbe Meile von der Stadt, die nöthigen Brandwerkzeuge. Da kam ihm auf einmal das Singen des frommen Schuhmachers in den Sinn und vornämlich, wie er jeden Abend den Vers sang: „Steure den gottlosen Leuten rc." Sein Gewissen wachte auf und die vielen Thränen dieser rechtschaffenen Leute über den Brand ihres Hauses fielen ihm schwer aufs Herz. Er schlug an seine Brust und sagte: „Gott sey mir Sünder gnädig!" Alle bösen Thaten, die er begangen, wälzten sich nun centnerschwer

auf seine Seele. Er wendete auf der Stelle um und ward mit Gottes Gnade ein bekehrter Mensch.

(Wölbling's christl. Geschichten. 1843. Nro. 379.)

Im Original, das sonst fast wörtlich wiedergegeben ist, lautet die Schlußzeile dieses Verses: „Was der Satan kann erwecken" (s. Nro. 387. im W. G. von 1741).

Zur Melodie vgl. Nro. 572.

579. Gott, der du Gnad' und Weisheit hast.

Aus Ph. Fr. **Hiller's** Schatzkästlein. 1. Theil vom Jahr 1762 über die Psalmstelle 3, 6. mit dem Beisatz: „Es ist eine süße Wohlthat Gottes um den Schlaf. Wer diese nicht hat oder nicht genießen darf, der erfähret an dem Mangel, wie groß die Wohlthat ist, die Andere empfinden. Daher sollen wir nicht undankbar seyn wie die, die im Schlaf der Sicherheit liegen."

Zur Melodie vgl. Nro. 133.

580. Herr, es gescheh' dein Wille.

Aus dem 1. Buch des 2. Bands der Schriften des Freiherrn J. Fr. v. **Cronegk**, welchen Uz drei Jahre nach dessen Tod, im J. 1761, herausgab.

Der fromme Jüngling (Thl. I. 476), den Gellert vor Allen liebte, hatte selbst, wie er sich auch in V. 3. darauf in ahnungsvollem Gebet rüstete, ein schnelles Ende an bösartiger Blatternkrankheit, die ihn jählings ergriff. Gestärkt wider „die Schrecken der letzten Stunde", rief er vor dem Scheiden noch aus: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sey gedankt, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum" (1 Cor. 15, 55. 57.).

Zur Melodie vgl. Nro. 142.

581. Gott der Tage, Gott der Nächte.

Aus **Lavater's** Liedern für Leidende. Tübingen. 1787 — ein edles Lied voll Balsamskraft, das schon in manchen Nächten von den Krankenbetten und Kammern der Leidenden zu Gott emporstieg.

Zur **Melodie** vgl. Nro. 144. Im W. Gb. von 1828 findet sich hiefür als besondere, aus dem Choralbuch der Brüdergemeinde entlehnte Melodie die Weise zu dem Lied Nro. 132.: „O du Liebe meiner Liebe" aufgeführt.

584. Gottlob! ein Schritt zur Ewigkeit.

Als A. H. **Franke**, der als Diakonus zu Erfurt durch seine Predigten und gottseliges Wirken unter Protestanten und Katholiken große Bewegung hervorgebracht hatte, weil er auf Aenderung des

Herzens drang und die Leute aus dem geistlichen Schlummer rief, als Irrlehrer und Sektenstifter, ohne Vernehmung, auf die ungerechteste Weise im J. 1691 seines Amtes entlassen und innerhalb 48 Stunden der Stadt verwiesen wurde (Thl. I. 232), dichtete er unterwegs, da er „in Empfindung des überschwänglichen Trostes des heiligen Geistes" — wie sein Leichenredner bezeugt * — nach Gotha zog, dieses Lied, die Stelle Offenb. 22, 17. 20. im Herzen tragend, über seinen Gedenkspruch: »quocunque die ante aeternitatem uno stamus pede —« „jeden Tag stehen wir mit Einem Fuße vor der Ewigkeit!"

Als nun der edle Gottesmann wirklich zur Ewigkeit eingieng, sang man gerade an demselben Tage, da er zu Halle starb — 8. Juni 1727 — in der Singstunde zu Herrnhut dieses Lied voll tiefgefühlter Sehnsucht nach der Ewigkeit.

(Hist. Nachricht vom Brüdergesangbuch. 1835.)

Wie Franke Zeit und Stunde in der Wallfahrtszeit hienieden ansah, sieht man aus seinen Lect. par. III. 35. 36., wo er also redet: „Frühe, wenn ich aufstehe, halte ich mir vor, daß nun alle meine vorigen Tage schon in die Ewigkeit zurückgetreten sind und daß ich also derselben jetzt zu vergessen habe, daß ich aber mit diesem Tage nun einen recht neuen Anfang machen müsse, um ihn als den ersten und letzten zuzubringen: als den ersten, damit eine recht neue, grünende Kraft in mir sey, in welcher das Werk des Herrn von Statten gehe, als den letzten, daß mirs vorkomme, als wenn darnach keine Zeit mehr übrig sey, das nachzuholen, was ich an diesem Tage versäumen würde."

Franke durfte zu seinen Lebzeiten noch erfahren, welchen Segen er mit diesem Liede, das sein Tochtermann Freylinghausen in den 1. Theil seines Gesangbuchs 1704 aufnahm, an manchen Seelen gestiftet, und wie da und dort ein scheidender Pilgrimm es zu seiner großen Ermunterung in der Todesstunde gebetet hat. So beschreibt er selbst in einer Leichenpredigt, die er am 7. Dec. 1721 der gottseligen Jungfrau Dorothea Marg. v. Griesheim, Tochter des Geheimenraths Günther v. Griesheim am Sachsen-Zeitz'schen Hofe, über das Thema: „die Erquickungszeiten der Glaubigen. Hohel. 2, 10." hielt, wie dieselbe in wahrer Herzensfreude, nun von ihrem Seelenbräutigam heimgeholt zu werden, dieses Lied mit großer Erquickung gesprochen, und als sie an den 2. Vers: „ich zähle Stunden, Tag und Jahr" kam, mit freudigen Geberden gerufen habe: „Nein! Jahre hoffe

* Im 5. Vers des Originals (vgl. Nro. 369. im W. G. von 1741), der nebst dem 6. Vers ausgelassen ist, singt Franke:

„Und weil das Oel des Geistes ja
In mir sich ausgegossen,
Du mir auch selbst von innen nah
Und ich in dir zerflossen,
So leuchtet mir des Lebens Licht
Und meine Lamp' ist zugericht't,
Dich fröhlich zu empfangen."

ich nicht mehr zu zählen." Aehnliches erzählt er von einer andern, gar frommen, gottinnigen Jungfrau, Sybille Eleonara Brummer von Bährenfeldt, Tochter eines würtembergischen Kriegsraths und Oberstwachtmeisters Benedict Brummer v. B., der er am 15. Aug. 1707 die Leichenpredigt hielt.

(Franke's Gedächtniß- und Leichenpredigten 1723. S. 819. 953.)

Der vom Geist des Herrn gesalbte M. Fr. Christoph Steinhofer, welcher am 11. Febr. 1761 als Dekan in Weinsberg starb und auf Zinzendorfs Veranlassung längere Zeit Hofkaplan bei dem frommen Fürsten von Reuß-Ebersdorf gewesen war, verordnete dieses Lied neben dem Lied: „O wie selig sind die Seelen" (Nro. 354.) zu seinem Begräbnißlied, daß es gesungen werden solle, nachdem zuvor über Phil. 1, 20—24. die Grabrede gehalten sey.

Zur Melodie vgl. Nro. 26.

XX. Die letzten Dinge.

A. Vorbereitung auf den Tod.

585. Meine Lebenszeit verstreicht.

Aus Gellert's „geistlichen Oden und Liedern" vom J. 1757, mit der Ueberschrift: „Vom Tode".

Gellert machte häufig einsame Spaziergänge zu den Gräbern, in der Absicht, durch das Andenken an die Kürze und Vergänglichkeit seines mit vieler Angst verbundenen Lebens und an die Nähe des Todes gelassener zu werden, und durch solche Betrachtungen sein Herz immer geschickter zur Ewigkeit zu machen (V. 7.). So berichtet von ihm sein Freund und Biograph, Joh. Andr. Cramer.

Zur Melodie vgl. Nro. 177.

586. So geht's von Schritt zu Schritt.

Aus Gerhard Tersteegen's (Thl. I. 219) „geistlichem Blumengärtlein inniger Seelen" mit der Ueberschrift: „Sterbensgedanken einer gläubigen Seele".

Von den 11 Versen des Originals fehlen V. 3. 6. und 11. Schade um den 3. Vers:

„Ich schließ' die Augen bald
Und sage gute Nacht,
Der Sichtbarkeit, dem Traum,
Damit ich auf der Wacht
Mit Herzensinnigkeit
Vor deinen Augen leb',
Und deinem Geiste Raum,
In mir zu wirken, geb'."

Zum 5. Vers (Orig. 7.)

„tief in mein Nichts versenkt, ist Jesus all mein Gut" — diese Worte sind ein Grundgedanke Tersteegen's. Am 14. Jan. 1746 schrieb er einmal in einem Brief an einen Freund: „Wenn ich mit meiner Armuth, mit meinem Unvermögen und so, als ich just in dem Augenblick bin, zufrieden seyn kann, dann ist es, als ob ich daheim und in Ruhe bin; bleibe ich aber nicht auf dem Plätzchen meines Nichts oder suche und will etwas außer dem, worin ich bin, so werde ich in Allem, was ich thue, wie verwirret. Ich will gern schwach seyn, um nicht ohne Gott zu laufen, damit seine Kraft und Herrlichkeit in meinem Nichts vollbracht werde. Ehre, Dank und Liebe sey unserem Gott, der uns die Wahrheit unseres Nichts und seines Alles je länger, je gründlicher lieb gewinnen läßt." — In einem Brief vom 12. Sept. 1755 schreibt er: „Je ärmer, vernichtigter und entblößter, desto ruhiger, freier und lauterer können wir uns mit Gott und seinen Kindern vereinigen und so viel fähiger sind wir der göttlichen Gunst und Gnade. Mir wurde einmal ins Herz gedrückt: „„Komm' als ein nacktes Kindlein, dann wird dich mein Schooß aufnehmen"". Und ein andermal sagt er: „Ich muß die Rechnung immer damit schließen: „„Gott ist vollkommen Alles, das Geschöpf ein armes Nichts.""

— — „O wie verdank' ich dir's, daß du mir zugewandt — — mir bekannt." — Tersteegen äußerte sich einmal gegen einen Freund: „Wenn ich in die Ewigkeit gehe, so gehe ich hinein als ein Armer, Unwürdiger, der auf mehr, als gemeine Weise, aus Barmherzigkeit angenommen zu werden verlanget, ja gänzlich vertrauet. Inzwischen danke ich dem Herrn, daß er mich so lange leben lassen, daß ich ihn habe kennen lernen." Die letztern Dankesworte sprach er oft und viel aus, wie es Gelegenheit dazu gab.

Vom 8. Vers (Orig. V. 10.) erzählt Tersteegen selbst, wie er mit demselben einst einer Freundin vor ihrem letzten Athemzug noch zugesprochen: „Mein Letztes" — dieß sind seine Worte — „worauf sie Ja und Amen sagte, war das letzte Verschen aus dem Liede: „„„So geht's von Schritt ꝛc."''' Und dann sagte ich noch: „„„So nimm denn, o Herr Jesu, in Gnaden auf den Geist deines Kindes, das du erlöset hast! Laß nun endlich deine Dienstmagd im Frieden hinfahren und ihre Augen dich, ihren Heiland, anschauen."''' Ihre ruhige Gemüthsverfassung und unmittelbar kindliches Vertrauen bis ans Ende bleibt mir zum beständigen und großen Trost."

Tersteegen's eigenes Lebensende stimmt aber auch mit den Worten dieses Verses gar schön zusammen. Es wird davon erzählt, obwohl er sich äußerlich sehr schwach befand und Engbrüstigkeit ihm große Noth verursachte, so daß er 47 Stunden in einem Lehnstuhl sitzen mußte, habe er sich doch innerlich in vieler Liebe und Ueberlassung in den allerliebsten Willen und Wohlgefallen Gottes befunden. Auch hörte man nie das geringste ungeduldige Wort von

ihm, obwohl er oft winselte vor übergroßer Noth. Zu einem Freund, der Abschied von ihm nahm, sprach er: „Ich will dich durch die Gnade auf das Herz Jesu legen; laß dir aber auch den gegenwärtigen Augenblick dazu dienen, dich dem liebsten Heilande ganz zu ergeben und bei ihm um Gnade anzuhalten, wie das kananäische Weiblein. Diese Gnade muß erbeten werden mit Verachtung alles Zeitlichen, weil es doch weniger ist, als man glaubt. Und welches Glück wird es alsdann nicht seyn, wenn wir es einst verlassen müssen, einen gnädigen Gott in Christo Jesu zu haben." Er verfiel zuletzt in einen Schlaf, der immer tiefer und tiefer wurde, und nur manchmal rief er anfangs dazwischen hinein: „O Gott, o Jesu, o süßer Jesu!" So blieb er schlafend bis an den letzten Athemzug und gieng aus der Schlafesruhe in die ewige Ruhe hinüber.

Die vorgezeichnete **Melodie**: „O Sünder denke wohl" **a b a a g a**, ist eine Halle'sche Melodie aus dem 2. Theil des Freyl. G., die zum erstenmal in W. Ch. erscheint.

588. Ach, wie nichtig, ach, wie flüchtig.

Aus Michael **Frank's** „geistlichem Harfenspiel" vom Jahr 1657, mit der Ueberschrift: „Alles ist eitel. Pred. 1, 2." Dazu setzt Schamelius in seinem Liedercommentarius bei: „Aber was ist die Eitelkeit? — Hier lies und sing die Antwort."

Im eigenen Lebensgang (Thl. I. 181) hatte der Dichter die Eitelkeit und Nichtigkeit der Welt und all ihrer Sachen, aber auch den großen Lohn des Gottvertrauens erkennen gelernet. Als Knabe schon vaterlos und darum bei den besten Gaben zum Ergreifen eines Handwerks genöthigt, auf dem Handwerk nichts als allerlei Unglück, Beraubung durch Diebe und Plünderung des Hauses durch Kriegsvolk, völlige Verarmung, — das war sein traurig Loos. Endlich aber die Erhebung auf eine Lehrstelle, die Anerkennung seiner Dichtergaben durch die Dichterkrone — das war der Lohn seines Gottvertrauens unter allem Leid, dessen gedenkend er seinem Lied den festen Schlußstein geben konnte: „Wer Gott hat, bleibt ewig stehen."

Der Grund des Liedes, dem G. Wimmer die Ueberschrift gibt: „Der Menschen Vergänglichkeit und Unvergänglichkeit" ruht auf folgenden biblischen Worten und Exempeln:

V. 1. vgl. Hiob 14, 1. 2. Weish. 2, 4. Jak. 4, 14.
V. 2. vgl. Hiob 9, 25. Psalm 90, 5.
V. 3. vgl. Pred. 3, 4. 2, 2. Ezech. 32, 19. — Sprüchw. 14, 13.
V. 4. vgl. Sprüchw. 31, 36. Jes. 40, 6. 1 Petr. 1, 24.
V. 5. vgl. Psalm 33, 16. (Das Original: „den wirft eine kleine Drüsen" spielt auf Jes. 38, 1. 21. an.)
V. 6. vgl. Hiob 3, 26. Jes. 22, 18. Der Sturz des hochgestellten Schatzmeisters Sebna (V. 15—19.). — Sir. 18, 26.

V. 7. vgl. Sir. 11, 4—6. Esther 7, 10. Der Sturz Hamans. — Dan. 5, 20. Nebukadnezar's Fall.

V. 8. vgl. 1 Cor. 1, 20. Hiob 12, 17. Jes. 33, 18. Original: „Der das Wort konnt' prächtig führen und vernünftig discuriren, muß bald allen Witz verlieren" (Psalm 49, 11.).

V. 9. vgl. Pred. 2, 21. 1 Kön. 11, 43. Salomo.

V. 10. vgl. Hiob 1, 16. Hiob's Verlust seiner Güter. — Sir. 40, 13. 1 Tim. 6, 17.

V. 11. (Orig. 12.) vgl. Ap.Gesch. 12, 13. Herodes. — Psalm 49, 15. Jes. 2, 12—17.

V. 12. (Orig. 11.) vgl. Sir. 10, 12. 13. Weish. 5, 8. 9.

V. 13. vgl. 2 Petr. 3, 10. — Psalm 125, 1. 19, 10—12. 1 Joh. 2, 17.

Die Gedanken dieses Liedes hat der bekannte Scriver im 2. Band seines Seelenschatzes vom J. 1680. S. 786—845 weiter ausgeführt in der Predigt, welche den Titel hat: „Die verschmähete Eitelkeit gläubiger Seelen."

Dr. Blumberg berichtet in den Delic. Cygn. S. 811, dieses Lied und sonderlich der 5. Vers desselben, habe einst einen Studiosum zu Jena, als er sich duelliren wollte und auf dem Weg zum Duell es singen hörte, von seinem Vorhaben zurückgehalten.

Im Originalaufsatz Frank's beginnt der 1. Vers mit den Worten: „Ach, wie flüchtig, ach, wie nichtig!" der 2. Vers aber: „Ach, wie nichtig, ach, wie flüchtig" und solche Abwechslung geht vollends durchs ganze Lied.

Die **Melodie**, g a b b b c d d, wird gewöhnlich dem Joachim v. Burgk (Thl. I. 115) zugeschrieben, welcher von 1566—1586 Cantor und Organist in Mühlhausen war. Er konnte aber dann diese Melodie nicht unmittelbar zu dem Frank'schen Liede erfunden haben, da dieses erst lange nach seinem Tod gedichtet wurde, und dieselbe müßte also erst später auf dieses Lied übergetragen worden seyn. Allein dieses Lied steht einzig da mit seinem Metrum, so daß keine zu einem anderen Lied erfundene Melodie für dasselbe entlehnt werden konnte. Die Urheberschaft des Joachim v. Burgk ist also zweifelhaft.

Mich. Frank selbst hat eine Weise zu seinem Lied erfunden, die er mit dem Lied in seinem geistlichen Harfenspiel vom J. 1657 zuerst veröffentlicht hat und die sich auch in König's harmonischem Liederschatz von 1728 findet, nun aber nicht mehr gebräuchlich ist.

Eine dritte Weise ist von Hammerschmidt in den „Fest-, Buß- und Dankliedern. Zittau. 1658" mitgetheilt (c c d d c c d d). Er gibt sie hier in einem schönen concertmäßigen Satz mit einem Wechsel von Einzelgesang und Chorgesängen, in welche hinein mit drei Posaunen und einer Flöte begleitet die Melodie: „Mitten wir im Leben sind" ertönt. Aus dieser concertmäßigen Ausführung ist die Grundmelodie später herausgenommen und unter der nöthigen Bear-

27 *

beitung für den Gemeindegesang zugerichtet worden. So erscheint sie dann in Vopelius Melodienbuch vom J. 1682, und noch früher im Nürnberg'schen Gesangbuch vom J. 1676, so wie in Seb. Bach's Choralgesängen.

Bloß die erste Melodie, die ohnedem die verbreitetste ist, kommt in W. vor, zuerst im Anhang zum gr. Kirch.-G. von 1711, während das Lied schon im Hausgesangbuch von 1664 stand.

590. Wer weiß, wie nahe mir mein Ende.

Ueber die Urheberschaft dieses im ganzen evangelischen Deutschland verbreiteten Sterbliedes sagt Casp. Wetzel: „Sie bleibt ein Zweifelsknoten in der Liederhistorie, welcher schwer aufzulösen, weil an einer Seite der Respekt für eine gottselige und wahrheitliebende hochgräfliche Person, welche sich zu ihrem Leben dazu bekennet hat, auf der andern Seite aber der Credit eines alten, ehrlichen und frommen Theologi, welcher sich solches in Demuth zugeschrieben, die Entscheidung sehr schwer, ja fast unmöglich zu machen scheint" (Anal. hymn. I. 1. Stück. S. 12). An einer andern Stelle (Hymnop. I. S. 4—26) sagt er: „So lange die Welt steht und so lange dieß Lied wird gesungen werden, wird es wegen des Verfassers strittig seyn und bleiben — ein mirum exemplum synemptoseos." Im vorigen Jahrhundert wurde eine ganze Masse von Streitschriften hierüber geschrieben; der Gang des langen Streits kann bei Wetzel nachgelesen werden. Hymnop. I. 24—26. II. 294—307. III. 156—191. Annal. hymn. II. 115 sq.

Es stritten sich nämlich um die Urheberschaft dieses Liedes M. G. Mich. Pfefferkorn, der ums J. 1646 als Dichter gekrönt wurde und 13. Merz 1732 im 86. Jahr seines Alters als Superintendent und Consistorialassessor zu Tonna starb (Dichter des bekannten Lieds: „Was frag' ich nach der Welt und allen ihren Schätzen"), und Emilie Juliane, Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt (Thl. I. 255).

Der erstere schreibt im J. 1714 an den Hymnologen Avenarius, er habe dieses Lied auf Begehren des Veit Ludwig von Seckendorf gedichtet und es sey damit also zugegangen: „Veit Ludwig von Seckendorf, von der Linie Gut Ende v. Seckendorf, der am 18. Dez. 1692 als Brandenburg'scher Geheimerrath und Kanzler der neu errichteten Universität Halle starb, pflegte bei seiner täglichen Morgen- und Abendandacht zu seufzen:

„Ich bitt' dich Gott durch Christi Blut,
Mach's nur mit meinem Ende gut",

womit er ohne Zweifel auf seinen Beinamen Gut Ende gesehen und also ein rechter Gut-Endender seyn und heißen wollte. Am 19. Sept. 1686 nun sey Herzog Johann Georg zu Eisenach auf der Jagd plötzlich an einem Schlag gestorben. Im Oktober 1686 habe

sodann Seckendorf im Löwen zu Tonna ein Gespräch mit ihm geführt und ihm dabei aufgegeben, aus Veranlassung dieses schnellen Todesfalls und zum Andenken daran eine Arie zu verfassen über die Worte: „Ich bitt' dich Gott durch Christi Blut ꝛc." Daraus habe er dann dieses Lied verfertigt, von dem er sich nicht träumen lassen, daß es so bekannt werden würde." Auch noch in andern Schreiben nimmt Pfefferkorn unter feierlichen Versicherungen die Autorschaft dieses Liedes in Anspruch.

Die letztere dagegen, die Gräfin, die in ihrem 69. Jahr am 2. Dez. 1706 starb, eine fruchtbare und gute Dichterin, von der wir 355 geistliche Lieder besitzen, versicherte schriftlich gegen die Gräfin Magdalena Sophia zu Schönburg-Hartenstein, daß sie die wahre Verfasserin dieses Liedes sey, und bezeichnete auch im Rudolstadter Gesangbuch vom J. 1704 dieses Lied nebst allen, die sie selbst verfertigt, mit den Buchstaben Æ J als ihre eigene Arbeit. Auf der Bibliothek zu Gera wird noch dieses Lied in Handschrift gezeigt, wie es die Gräfin selbst geschrieben mit der Ueberschrift: „Neuhaus den 17. (27.) Sept. 1686", womit also Ort und Zeit der Dichtung bezeichnet wäre. Auch ihr Gemahl, Graf Albrecht Anton von Schwarzburg-Rudolstadt, und viele Andere, besonders auch die Mutter des Grafen Christian Ernst zu Stolberg-Wernigeroda, Christina, in einem Schreiben an ihren Sohn vom 16. Merz 1745, bezeugen, daß Niemand dieses Lied gedichtet, als Aemilie Juliane, und M. Joh. Gottfried Gregorii, genannt Melissandes, Rudolstädtischer Pfarrer, gab eine besondere Schrift im J. 1719 heraus mit dem Titel: „Gottgefälliger Glanz der Wahrheit, daß die Gräfin ꝛc. allein die wahre Verfasserin des Sterbeliedes: „„Wer weiß ꝛc."" sey und bleibe."

So viel ist jedenfalls mit Sicherheit anzunehmen, daß das Lied im J. 1686 gedichtet worden ist, und daß der schnelle Tod des Herzogs Johann Georg zu Eisenach die Veranlassung dazu gegeben hat.

Schamelius gibt ihm die Ueberschrift: „Um ein seliges Ende". Die Hauptstellen der h. Schrift, auf die es gegründet ist, sind: Pred. 9, 12. Sir. 18, 22. 26. Psalm 90, 18. 39, 5. Jes. 38, 1. Joh. 11, 25. 26. Die 2. Zeile des 1. Verses findet sich schon in einem alten, ums J. 1510 gedichteten Lied von den 10 Geboten:

„Hin geet die Zeit, her kompt der Tod,
thuo allzeit recht, das ist dir not."

Es gibt nicht weniger, als sechs lateinische Uebersetzungen dieses Lieds. Der erste Vers der von Wolfgang Dav. Fehmelius gefertigten lautet so:

„Quis ultimam vitae scit horam?
Tempus fluit, mors advenit,
Ah quam cito mors atra coram
Ex orbe me vocaverit.
Te, mi Deus, per Filium,
Faustum, rogo, des exitum."

Das Lied stand überhaupt seit alten Zeiten in großem Ansehen. Dr. Blumberg sagt, es sey „ein Kern aller Gebete" und Menander oder Dr. David Christian Walther, der darüber erbauliche Betrachtungen herausgab, nennt es sein „über alles Irdische geliebtes Leiblied."

Der 7. Vers des Originals (Nro. 324. im W. G. von 1741) ist weggelassen. Ein Greis, der 70 Jahre im Glauben und in thätiger Liebe verlebt hatte, hielt eines Abends am Sonntag 1. nach Trin. des Jahrs 1793 mit seinem Gesinde die gewohnte Abendbetstunde. Dabei ließ er dieses Lied singen, und als sie nun im Singen an den Vers kamen:

„Ich weiß, in Jesu Blut und Wunden Da find' ich Trost in Todesstunden,
Hab' ich mich recht und wohl gebet't, Und Alles, was ich gerne hätt',"

sank er von seinem Stuhl und gieng, ohne ein Glied zu regen, in die frohe Ewigkeit. Zwei Tage zuvor hatte er einem Freund, der ihn besuchte, beim Weggehen die Hand gedrückt mit den Worten: „Heilig, selig ist die Freundschaft und Gemeinschaft, die wir haben und darinnen uns erlaben."

(Basl. Samml. 1794.)

So starb auch Christian Leske, Pastor in Alt-Dresden, der dieses Lied alle Nacht zu seiner Schlafandacht anstimmte, an einem Schlage, als er kaum den 2. Vers gebetet hatte (M. Hilscher's Todtengesellschaft S. 47, 52.); und ein junger Mensch ward durch einen jämmerlichen Zufall plötzlich hinweggerafft, nachdem er gerade zuvor dieses Lied hinausgebetet hatte. (Schamelius.)

Auch Schubert weiß, hundert Jahre später, ein solches denkwürdiges Zusammentreffen zu erzählen, das er in seiner Jugend während eines Aufenthalts bei seiner Schwester in Waldenburg erlebt hat. „Ein Jüngling," so berichtet er, „der dem Hause meiner Schwester wohl bekannt war, der Sohn eines in der Nachbarschaft wohnenden Bürgers, war bei seiner Arbeit von der einstürzenden Wand einer tiefen Sandgrube erschlagen worden. Schon seit etlichen Tagen hatte man an dem Jüngling bemerkt, daß er sehr ernst und in sich gekehrt war. Er hatte immer von Tod und Ewigkeit gesprochen und mit rechter Sehnsucht die Seligkeit des Himmels gerühmt, da man Gott preisen wird ohne Aufhören. Am Morgen seines Todestages war er früh aufgewesen, hatte sehr andächtig und mit Thränen sein Morgengebet verrichtet und dann das Lied: „Wer weiß ꝛc." gesungen. Die Mutter hatte ihn wollen zu Haus behalten von der Arbeit, er hatte sich aber nicht abhalten lassen, mit seinem Vater zu gehen und diesem zu helfen. Wie war da doch der Vers an ihm eingetroffen: „Es kann vor Abend anders werden, als es am frühen Morgen war ꝛc." (V. 2.) Aber der kluge Jüngling hatte sein Haus zu rechter Zeit und auf die rechte Weise bestellt."

(Altes und Neues. IV. Bd. 2. Abth. S. 30.)

Dr. Johann Ulrich Frommann zu Tübingen, der Dichter von Nro. 284. (Thl. I. 296.) ließ nicht lange vor seinem schnellen Tod im Nov. 1715 aus Gelegenheit der damaligen großen Regensburger Seuche, welche viele Menschen wegraffte, dieses Lied gar oft in der Kirche singen, und stimmte es auch noch mit einigen Anverwandten, die auf Besuch bei ihm waren, vor deren Abreise an, wozu er die Currentschüler (Pauperes), die gerade vor seinem Haus sangen, heraufkommen ließ. Dabei sagte er dann zu seinen Verwandten: „Wir sind jetzt gottlob gesund beisammen, wer weiß aber, ob nicht Eines oder das Andere unter uns über kurz oder lang sterben wird," worauf er den Knaben befahl, diesen Gesang anzustimmen, dabei sie denn Alle mitsangen. Darauf reisten die guten Freunde fort und der redliche Nathanael starb bald darauf selig in dem Herrn, als er nemlich unter der Abendpredigt, die er hielt, von dem Schlag gerührt worden war.

(Pregizer's gottgeh. Poesien. 1723. S. 122.)

In dem zweiten Jahrzehend des laufenden Jahrhunderts zogen zwei Studenten zu Tübingen mit einander zum Duell aus, begleitet von einigen ihrer Freunde. Da führte sie ihr Weg an den Pauperes (Currentschülern) vorüber, die gerade dieses Lied vor einem Hause sangen. Der Eine derselben, ergriffen von dem Sterbelied und in Ahnung dessen, was da kommen könnte, bat darauf seinen Feind und Gegner, von seinem Vorhaben abzustehen, und trug ihm bewegten Herzens Versöhnung an. Der aber schlug es aus, und das Duell gieng vor sich, in welchem sodann der, so die Versöhnung verweigert, fiel und mit dem Leben bezahlte.

(Mündliche Nachrichten.)

Von Joh. Martin Bäumler, Kaufmann in Nürnberg, meldet Wetzel in der Hymnop. III. S. 445, daß er dieses Lied alle Tage zweimal nach dem Morgen und Abendsegen überlaut, es mochte auch zugegen gewesen seyn, wer da gewollt, vor'm Tische gebetet habe.

Der Refrain des Liedes: „Mein Gott, ich bitt ꝛc." mit welchem jeder Vers so gar beweglich schließt, war der tägliche Seufzer des höchstseligen Königs Friedrich V. von Dänemark, dem überhaupt nichts tröstlicher war, als wenn man ihm etwas von Jesu Tod und Versöhnung sagte. Sein letztes Wort, womit er verschied, war auch: „Mein Gott, ich weiß, du machsts durch deine Gnad und durch Christi Blut auch nun und jetzt mit meinem Ende gut."

(Basl. Samml. 1789.)

Der 9. und 10. Vers (Orig. V. 10. und 11.) wurden zum Schlusse der ergreifenden Communionhandlung gesungen, die der sterbende Prälat A. Bengel (Thl. I. 289) im J. 1752 noch mit seiner Frau und Kindern und Kindeskindern vor seinem Ende vollzog.

Die schwedische Armee soll vor dem Treffen bei Gadebusch, 20. Dec. 1712, unter andern auch dieses Lied angestimmt

und beim Angriff der Feinde gerade noch den letzten Vers gesungen haben.

(Avenarius, Liedercatech. S. 233.)

Ueber den 5. Vers dieses Liedes hielt einst der sel. Georg Conr. Rieger in Stuttgart beim Evangelium vom reichen Mann und dem Lazarus eine treffliche Predigt, deren Thema folgendes war:

I. Mach mir stets zuckersüß den Himmel,
II. Und gallenbitter diese Welt;
III. Und gib, daß mir im Weltgetümmel
Die Ewigkeit sey vorgestellt.

IV. Mein Gott, ich bitt' durch Christi Blut:
Mach's nur mit meinem Ende gut.

Das Dresden'sche Gesangbuch hat in der Ausgabe von 1727 und 1734 dieses Lied in einer andern Fassung. Neben mehreren Varianten: „Vers 2. Z. 3. 4.: „Wie bald verwechselt sich auf Erden das Leben mit der Todtenbahr"; Vers 3. Z. 3. 4.: „So darf mich nicht im Tod erst kränken die allzulang gesparte Buß"; Vers 5. Z. 3. 4.: „Damit ich ihre Lust nicht büße, wenn dein Gericht das Urtheil fällt"; Vers 7. (8.) Z. 3. 4.: „Er bleibt im Leiden meine Freude, mein Gott, mein Alles in der Noth"; Vers 11. Z. 3. 4.: „Und bin gewiß, daß meines Jesu Tod und Blut, mein letztes End' wird machen gut"; stehen nach Vers 2. noch folgende Verse:

„Hab ich schon, Vater, dich nicht selten
Beleidiget und dein Gebot veracht't,
Laß es doch nicht entgelten
Die arme Seel' nach meinem Tod."

„Wenn sie von diesem Leibe scheiden
Und lassen soll die Jammerwelt,
So wollst du, Jesu, sie begleiten
Und führen in dein Himmelszelt."

Dagegen fehlt der Vers: „Ich weiß in Jesu Blut und Wunden" und Vers 6. steht vor Vers 5. Neben dieser anonymen, offenbar neuereн Fassung steht dann das Lied in der in W. seit 1713 gewöhnlichen Originalfassung mit der Bemerkung: „Wie vorhergehendes Lied anderer Orten gesungen wird. M. G. M. Pfefferkorn."

Die **Melodie**, c c g a a g͜a g͜f e͜ d c, ist die dem Metrum dieses Sterbelieds angepaßte und überarbeitete Melodie: „Dir, dir Jehovah, will ich singen." Vgl. zu Nr. 208. Sie erscheint in dieser Fassung in W. erstmals erst im Gb. von 1744.

591. Wie fleucht dahin der Menschen Zeit.

Aus Joachim **Neander's**, „Glaub- und Liebesübung, aufgemuntert durch einfältige Bundeslieder rc. Bremen. 1680."

Den edlen Gottessinn und die richtige Sterbensbereitschaft des Dichters (Thl. I. 204) spiegelt dieses schöne Lied klar und helle ab. Seine eigene Zeit floh schnell dahin, da er in der Hälfte seiner Jahre, erst ein Vierziger, schon des Todes Beute wurde. Wie er im 3. Vers singt, so sprach sein sterbender Mund in der bängsten Stunde noch es aus: „Berge sollen weichen und Hügel sollen hinfallen, aber meine Gnade will ich nicht von dir nehmen!"

Das Original ist möglichst treu bewahrt; Vers 6. Z. 1. steht: „Der Narren Lust"; Z. 4.: „O mein Begier".
Zur Melodie vgl. Nro. 149.

593. Wie sicher lebt der Mensch, der Staub.

Aus Gellert's „geistlichen Oden und Liedern" vom J. 1757 mit der Ueberschrift: „Betrachtung des Todes."

Wie Gellert im Schlußvers es sich vom Herrn erfleht, so durfte er auch sterben. Mit Freuden konnte er, als ihm die Aerzte am 13. Dez. 1769 ankündigten, daß sein Leben nicht mehr über eine Stunde währen werde, ausrufen: „Nun Gottlob! nur noch eine Stunde!"

„In Ansehung des 9. Verses," schrieb Gellert einst an den Hofrath Brochward in Berlin, der an dem lutherischen Bekenntniß Gellert's in seinen Oden Anstoß genommen hatte, „geben Sie mich für einen Ketzer aus und ich glaube sicher, wir haben einerlei Glauben. Wenn die Schrift sagt: „„Gott ist es, der in uns wirket, beides, das Wollen und das Vollbringen"", so will sie ohne Zweifel sagen, daß wir durch die Kräfte der Natur uns nicht heiligen können, sondern durch die Kraft, die Gott mit seinem Wort der Offenbarung verknüpft hat, und daß wir alle unsere Kräfte Verstandes und Willens anwenden müssen, dieses Wort zu fassen, mit Aufmerksamkeit, Ehrerbietung und einem feinen, guten Herzen, daß wir es bewahren oder Geduld dadurch bringen müssen. Gott geht mit uns als vernünftigen Geschöpfen um, und die Kräfte, die wir uns nicht geben können, können wir doch erwerben und gebrauchen. Anderes habe ich nicht sagen wollen, und dieß würde ich auch sagen, wenn ich in Berlin lebte."

Zur Melodie vgl. Nro. 492.

594. Ich sterbe täglich und mein Leben.

Aus Benj. Schmolke's Liederwerk: „Freudenöl in Traurigkeit, oder gesammelte Klag- und Trostlieder. Breslau. 1720." mit dem Titel: „Klägliche Gedanken wegen eines schnellen Todes." Das Seitenstück zu Nro. 590.

Es findet hier, wie schon im W. G. von 1741 (Nro. 330.), eine Versumstellung statt. Im Original, das sonst bis auf die Schlußzeilen von V. 2.: „Der alte Bund schließt Keinen aus; mein Leib ist auch ein Todtenhaus", treu bewahrt ist, steht V. 3. erst nach V. 4. und 5.

Ein leichtsinniger, junger Mensch, der seine Jugendjahre in Zerstreuungen und eitlen Gesellschaften durchlebte, kam einmal um Mitternacht von einem Schmause nach Haus. Ehe er sich niederlegte, sah er noch zum Fenster hinaus und hörte in stiller Mitternacht nicht weit von seinem Hause eine liebliche Stimme dieses Lied singen. Der wichtige, ans Herz schlagende Inhalt dieses ernsten,

kräftigen Bereitschaftsliedes, der Wohlklang der singenden Stimme, die stille Nacht, der gestirnte Himmel, — Alles dieses machte einen tiefen Eindruck auf seine Seele und rührte ihn bis zu Thränen; seine Jugendsünden, sein bisher geführter eitler Wandel, seine Sicherheit, sein Leichtsinn — dieses Alles stellte sich ihm vor Augen und Tod und Ewigkeit wurden ihm wichtig. Da faßte er denn den festen Entschluß, seine vorigen Sündenwege zu verlassen und sich zu Gott zu wenden.

(Basl. Samml. 1804. S. 29.)

Den 4. Vers hatte sich einst ein zehnjähriger Knabe, Namens Jonas Eilers zu Timmel in Ostfriesland (geb. 26. Sept. 1768 s. zu Nro. 4.), zu seinem täglichen Gebet erwählt. Ja er bat manchmal seine Eltern, die Berufs halber öfters um den Mittag außer dem Hause seyn mußten, sie möchten ihn so lang in die Küche einschließen, damit er vor bösen Gassenkindern gesichert sey. Da betete der seltene Knabe dann jedesmal sein Verslein und gieng mit seinem lieben Gott um.

(Basl. Samml. 1822.)

Zur Melodie vgl. Nro. 590.

B. Sterblieder.

596. Dieweil mein' Stund' vorhanden ist.

Der gottesgelehrte **Herzog Ludwig von Würtemberg**, Christoph's Sohn, der Dichter dieses Liedes, hatte schon vier Jahre vor seinem Tod, auf den er bei Zeit sich rüstete, durch die Steinmezen zu Tübingen sein Grab in der St. Georgenkirche sich aushauen lassen und im Frühjahr 1593 seinen Vetter Friedrich (V. 3.) von Mömpelgard als den von ihm verordneten Thronfolger die Rechte und Freiheiten des Landes und der evangelischen Kirche feierlich beschwören lassen. Im August darauf starb er schnell an einem Schlagfluß. Das Lied mag also zwischen dem 12. Merz und 8. August 1593 entstanden seyn (Thl. I. 107 f.).

Der Anfang des 4. Verses „nach Gottes Willen fahr' ich hin," deutet auf den Wahlspruch des Herzogs, der in den Worten bestand: „Nach Gottes Willen." Der 4. Vers ist sichtlich nach Nik. Hermann's Sterbelied: „Wenn mein Stündlein" gedichtet.

Pregizer theilt in seinen gottgeheiligten Poesien. Jahrg. 1735. S. 296 unter dem Titel: „Ludwigs des Frommen, Herzogs zu Würtemberg, Abschied aus dieser Welt" einen Auszug aus einer Würtembergischen Chronik mit, eine **Valedictio ad Successorem** — Abschiedsworte an seinen Vetter Friedrich als Nachfolger:

„Ich hab' gelebt auf dieser Erd',
Meinen lieben Gott mit Fleiß verehrt
Und meinen Lauf willig vollbracht,
Wie mir aufgelegt die göttliche Macht.

Nun wird mein Gemahl höchlich betrübt,
Weil sie mich allzeit herzlich geliebt,
Deßgleichen meine Unterthan,
Die ich im Frieden erhalten han,
Verlaß ich jetzt in Traurigkeit,
Befiehl's dennoch dir allebeid,
O vielgeliebter Vetter mein,
Laß dir's ja recht befohlen seyn.
Mein' Diener ganz treu und werth
Behalt' in Gnaden unversehrt;
In Gutem sey mein ingedenk,
Weil ich mein Land und Leut' dir schenk.
Des Glaubens Sachen nehm' wohl wahr,
Laß dich abhalten kein' Gefahr,
Die heilig-evangelisch Lehr'
Zu schützen, und auch Gottes Ehr'
Treulich zu fördern sey bereit.
Gehorsam sey in Lieb' und Leid',
So wird dein' Ehr' gar lang besteh'n
Und zieren, Friedrich, deinen Nam'.
Weislich regier' dein Land und Leut,
Den Frieden lieb zu aller Zeit,
Gerechtigkeit und auch das Recht
Beförd're bei dem Herrn und Knecht.
Des Vaterlands ein Vater sey,
So wirst du heißen allzeit frei
Recht Friederich mit Lob und Preis.
Behüt' dich Gott, wünsch' ich mit Fleiß. Amen."

Mit gutem Recht hat Herzog Ludwig der Fromme mit seinem Liede Platz gefunden in einem Würtembergischen Gesangbuch, denn er war es, der das erste W. Gesangbuch im J. 1583 besorgte (Thl. I. 111.)

Zur Melodie vgl. Nro. 605.

597. Mitten wir im Leben sind.

Die durch **Luther** im J. 1524 gefertigte Verdeutschung und Ueberarbeitung der aus dem eilften Jahrhundert stammenden alten lateinischen Antiphona de morte:

Media vita in morte sumus,
Quem quaerimus adjutorem, nisi te, Domine,
Qui pro peccatis nostris juste irasceris?
In te speraverunt patres nostri, speraverunt et liberasti eos, sancte Deus!
Ad te clamaverunt patres nostri, clamaverunt et non sunt confusi. Sancte fortis!
Ne despicias nos in tempore senectutis, cum defecerit virtus nostra, ne derelinque nos!
Sancte et misericors Salvator, amarae morti ne tradas nos!

Andere, z. B. Hoffmann v. Fallersleben und Raumer, schreiben diese Antiphone schon dem St. Gallen'schen Benediktinermönch Notker Balbulus, der im J. 912 starb, zu, womit zugleich die Sage verbunden ist, derselbe habe es gedichtet, als er beim Martinstobel

zugesehen, wie die Menschen über einen tiefen Abgrund mit großer Lebensgefahr eine Brücke bauten.

Die zwei letzten Zeilen: »**Sancte Deus, sancte etc.**« (in Luther's Verdeutschung die sieben letzten: „Heiliger Herre Gott etc.") sind eine Formel, die schon in den ältesten Litaneien sich findet und aus Psalm 42, 3. u. Jes. 6, 3., als dem **hymno trisagio**, genommen sind und durch deren Gebet auch einmal im fünften Jahrhundert die Pest aufgehalten worden seyn soll, wie denn überhaupt über die Entstehung des Gesangs dieser Worte: »**Sancte Deus etc.**« folgende Legende sich vorfindet: „Bei einem schrecklichen Erdbeben zu Konstantinopel im J. 446 soll ein Knabe aus dem Volk durch Gottes Kraft bis an den Himmel aufgezogen worden seyn und da gehört haben, wie die Engel Gott mit diesen Worten loben: „„Heiliger Gott! heiliger, starker Gott, heiliger, unsterblicher Gott! Erbarme dich unser!"" Sobald der Bischof Proclus das vernommen, soll er das Volk diese Worte auch haben anstimmen lassen, und der Kaiser Theodosius habe befohlen, dieselben nun in der ganzen Christenheit zu singen."

Im fünfzehnten Jahrhundert nun entstand, wahrscheinlich neben andern noch ältern Uebertragungen, folgende Verdeutschung dieser lateinischen Antiphone:

„In mittel unsers Lebens zeyt
im tod seynd wir umfangen;
wen suchen wir, der uns Hülfe geyt,
von dem wir Huld erlangen,
dann dich Herr alleine,
der du umb unsrer Missethat
rechtlichen zürnen thust?

Heiliger Herre Gott,
Heiliger starker Gott,
Heiliger und barmherziger Heilmacher Gott,
Laß uns nit Gewalt thun
des bittern Todes not."

Diese Antiphone wurde ein sehr beliebter Schlachtgesang, durch dessen Absingung vor und während der Schlacht Feind und Freund zu siegen hoffte. So erzählt auch Gottschald, daß dieselbe Anno 1234 in lateinischer Sprache gesungen worden sey, als der Heerzug wider die Einwohner des Stedinger Landes an der Weser, in der Grafschaft Oldenburg bei Oelnesch, welche dem Erzbischof von Bremen wegen des harten Drucks, den sie von den Vögten zu erleiden hatten, Zehnten und Gehorsam verweigerten, durch eine Kreuzpredigt zu Stande gekommen und vollführt worden sey; da habe sich die Geistlichkeit, die mit in den Kampf gezogen, etwas fern gestellt und diesen Gesang während der Schlacht angestimmt. Man brauchte diesen Gesang aber auch sehr häufig und bei vielen Gelegenheiten als eine Art von Zaubergesang, so daß deßwegen eine Synode zu Köln im J. 1316 verordnete, daß Niemand das »**media vita**« ohne Erlaubniß seines Bischofs singen solle. Noch im fünfzehnten Jahrhundert sangen ihn die Nonnen zu Wenningen und Mariensee als Fluchgesang, da Peter Jak. Busch dieser und aller niedersächsi-

schen Klöster Reformation unternahm. Seit man nun aber Verdeutschungen davon hatte, brauchte man diese Antiphone im Volk meist als geistliches Schlachtlied im Kampf mit dem letzten Feind, dem Tod.

So nahm dann im J. 1524 Luther dieselbe aus dem deutschen geistlichen Volksgesang auf und führte sie, indem er noch zwei Verse frei hinzudichtete, in den evangelischen Kirchengesang ein.

Im Straßburger großen Kirchengesangbuch von 1541 und 1560 erscheint diese lutherische Ueberarbeitung mit dem Titel: „Ein Klaglied über unsere Sünde, Tod und Hölle, mit bekanntniß unsrer rew, göttlicher Barmherzigkeit und genügthuns für uns, unsers Herrn Jesu Christi, und angehenkter bit umb gnad und hilff." Bündiger setzt Laurentius Stiphelius den Titel: „Ein Klaglied wider Tod, Hölle und Sünde und bei wem man darin Trost finde", wozu dann Crusius den Beisatz macht: „Kommt's zum Tod, da werden wir mit Schrecken diese drei Feinde gewahr, daran wir sonst nicht gedachten;" und M. Hilscher schreibt in der Sterbegesellschaft S. 1174: „Dieß Kern- und Kraftlied sollten wir unabläßig anstimmen, auf daß, wenn wir auf dem Wege aus der Welt nach der Ewigkeit unter die Mörder fielen (wie uns in den drei Versen dieses Lieds die drei Hauptmörder Tod, Teufel und Hölle vorgestellt werden), wir alsdann des Beistands unseres Jesu versichert wären." Schamelius sagt zu den Worten: „Mit dem Tod umfangen", d. i. mit Todesfurcht und Sorgen, ja mit dem Tode selbst, der täglich an uns naget 2 Sam. 14, 14. „Mitten wir im Leben sind" — also nicht erst beim Ende unseres Lebens, sondern wir tragen ihn stets um und an uns durch einen schwachen, sterblichen Leib.

Johann Carl Berkhan, erster Prediger an der St. Andreaskirche in Braunschweig verlangte, als er im J. 1782 dem Tode nah war, daß ihm der Prediger Warnecke, der an seinem Bett saß, ein Lied von Luther vorlesen solle. Der schlug nun dieses Lied auf und fieng an, es zu lesen. Als er aber an die Worte kam: „Mitten in dem Tod anficht ɪc." unterbrach ihn der Sterbende und rief mit gar freudigem Ausdruck in der Stimme: „Das ist carmen Lutheri heroicum!" — und starb.

(Feddersen, Nachr. vom L. u. E. gutges. Menschen. VI. S. 191.)

Magdalena v. Schleinitz, die Wittwe des Alexander v. Miltiz auf Schenkenberg, die am 6. Okt. 1614 starb, sagte, als man sie auf ihrem schweren Lager viel herumtragen mußte: „Wo sollen wir denn fliehen hin, da wir mögen bleiben? Zu dir, Herr Christ! alleine" (V. 3.), und die Worte: „Heiliger, Herre Gott" u. s. w. (V. 3.), waren das tägliche Morgen- und Abendgebet des Hessischen Geheimeraths und Statthalters zu Darmstadt, Otto Hartmann v. Schlitz († 8. Okt. 1657).

(G. Wimmer. Thl. IV. S. 684.)

Die **Melodie, g g a h c c h a** ist nicht die der lateinischen Antiphone: »**Media vita in morte**«; mit der sie, die phrygische Tonart ausgenommen, sonst keine Aehnlichkeit hat; es ist vielmehr die mit der Verdeutschung dieses Hymnus: „In mittel unsers Lebens zeyt" entstandene Weise, die also dem deutschen geistlichen Volksgesang angehört. Sie zeigt sich am frühesten gedruckt im Basler Plenarium vom J. 1514, ist aber für älter zu halten, weil diese Uebertragung jedenfalls dem fünfzehnten Jahrhundert angehört.

Das fertige Spielen und Singen dieser Melodie hat einst einem armen Nürnberger Lehramtscandidaten, der lange ein spärliches Brod der Sorgen und der Thränen gegessen, dabei aber zur festen Begründung seines Glaubens und seiner Hoffnung Gottes werthes Wort, sowie einen Schatz der besten christlichen Lieder und ihrer Weisen sich einprägte, eine der besten Schulmeisterstellen in Franken eingetragen. Den Bewerbern um diese Stelle wurde nämlich aufgegeben, diese schwere, alte Melodie auswendig zu singen und zu spielen. Von all den neumodisch verbildeten, jungen Mitbewerbern brachte aber keiner auch nur einen Ton hervor, nicht einmal der Text war ihnen bekannt. Der Nürnberger aber, der sich frommen Sinnes oft damit erbaut hatte, sang und spielte sie ohne Anstoß hinaus. Das entschied für ihn, und er war nun seiner Sorgen für immer los.

(Schubert, Altes und Neues. IV. Bd. Abth. 1. S. 85 ꝛc.)

398. Alle Menschen müssen sterben.

Johann Georg **Albinus**, Pfarrer an der St. Othmarskirche zu Naumburg (Thl. I. 173), dichtete dieses herrliche Lied auf die Begräbnißfeier des Kaufmanns Paul von Henßberg in Leipzig, die am 1. Juni 1652 statt hatte und bei der es zum erstenmal, auf besondern Blättern gedruckt, gesungen wurde.

„Welche Sterbelust!" — ruft Schamelius über diesem Liede aus, „so sterben wahre Christen. Ach! daß es Alle wären, die den Text mitsingen."

In Vers 1., der seine Begründung in Psalm 89, 49. Sir. 41, 5. und in Jes. 40, 6—8. 1 Cor. 15, 42. 43. hat, ist das „genesen der so großen Herrlichkeit" im Hinblick auf die jetzt noch übliche Redensart: „Eines Kindes genesen" so zu fassen: Glücklich davon kommen und die Herrlichkeit, wie durch die Geburt ein Kind erlangen. „Genesen" bedeutete schon im neunten Jahrhundert zunächst durch etwas erhalten werden, sodann durch Befreiung von etwas erhalten werden, glücklich davon kommen.

Zu Vers 2.: Phil. 1, 23. — Jes. 53, 5. — Ebr. 2, 14.

V. 3.: Phil. 1, 21. — Ebr. 9, 12. — Luc. 2, 29. — 1 Joh. 3, 2.

V. 4.: Psalm 16, 11. — Offenb. 7, 9. — Jes. 6, 3.

V. 5.: Ebr. 12, 22. 23. — Matth. 19, 28. — Offenb. 19, 1.
V. 6.: Offenb. 21, 11. — Jes. 32, 17. 18. — Jes. 35, 10.
V. 7.: Offenb. 3, 5. 7, 9. 2, 10. — 2 Tim. 4, 8. — 1 Thess. 4, 17.

In dem Anhang zum W. gr. Kirch.-G. von 1711 ist noch ein 8. Vers angehängt, den **M.** Christoph Titius beigefügt hat und der so lautet:

„Hie will ich nun ewig wohnen,
Liebster Schatz, zu guter Nacht!
Eure Treu' wird Gott belohnen,
Die ihr habt an mir vollbracht.
Liebste Kinder und Verwandten,
Schwäger, Freunde und Bekandten,
Lebet wohl, zu guter Nacht!
Gott sey Dank, es ist vollbracht."

Der Originalaufsatz dieses Liedes war noch bis zum Febr. 1713 vorhanden, da er mit andern in einem eisernen Kasten verwahrten Raritäten und mit sonstigen Schriften des Albinus bei einem Brande verloren gieng.

Der theure Gottesmann Spener (Thl. I. 193) hörte einst zu Frankfurt von seiner Studierstube aus dieses Lied von einigen Personen in seinem Hausgarten singen, worauf er ans Fenster trat und dadurch also beweget wurde, daß er meinte, es wäre eine Engelmusik. Er sang es dann später immer Sonntags nach dem Mittagsmahl.

Auch ein zehnjähriges Töchterlein von Heinrich Andreas Walker, Senior der Frankfurter Pfarrgeistlichkeit, hatte sich dasselbe zum täglichen Gebetslied erlesen und bewegte es zwei Jahre lang vor seinem frühen Tode stets hin und her, so daß es die Anfangsworte dieses Liedes schrieb, so oft es eine Feder probierte.
(Bündlein der Lebendigen. Nürnb. 1748.)

Samuel Veiel, ein Medicus, Sohn des berühmten Ulm'schen Theologen **Dr.** Elias Veiel, trug dieses Lied zu täglicher Erinnerung seiner Sterblichkeit in einer eigenhändigen Abschrift stets bei sich. Er starb auch frühe, aber wohl bereitet zum Tode, erst siebenundzwanzig Jahre alt, zu Ulm im J. 1695.
(Wetzel's **Hymnop. III.** 328.)

Der selige Johann Tobias Kießling zu Nürnberg bat sich's wenige Tage vor seinem am 27. Febr. 1824 erfolgten Ende noch gar inständig aus, daß man ihm dieses Lied ganz singen möchte (Schubert, Altes und Neues. 2. Band. S. 332), und der preußische Geheimerath Gottlieb v. Häseler, ein Mann von ungefärbter Gottseligkeit und Rechtschaffenheit, der in den 70er Jahren starb, ließ sich auf seinem Sterbebette, da er den umstehenden Lieben und Freunden die kalte Hand zum Abschied reichte, des Todes Bitterkeit dadurch vertreiben.
(Feddersen, Nachr. vom Leben und Ende rc. 1. Bd. 1779. S. 91.)

Den 6. Vers sprach der Präsident der Landesregierung und des Consistoriums im Magdeburgischen, Carl Friedrich v. Dacheröden,

in seiner letzten Stunde am 28. Sept. 1742 mit himmlischer Verklärung, nachdem er gerade zuvor nach längerem stillem Daliegen mit einemmale in höchster Entzückung ausgerufen hatte: „Prächtig! prächtig!"

(Bündlein der Lebendigen. Nürnb. 1748.)

Ueber den 7. Vers, der den Vorblick und Vorschmack des ewigen Lebens so lieblich beschreibt, fällt mir immer das Lebensende des gottseligen Johann Arndt ein, der das edle Buch vom wahren Christenthum geschrieben hat. Der hatte wirklich auch einen solchen Vorblick. Am letzten Abend seines Lebens namlich, als sein Ende schon ganz nahe war, betete er die Worte des 143. Psalmen: „Herr, gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht, denn vor dir ist kein Lebendiger gerecht" (V. 2.), worauf man ihm antwortete: Es stände Joh. Kap. 5. geschrieben, wer Christi Wort höret und glaubet dem, der ihn gesandt hat, der hätte das ewige Leben und käme nicht ins Gericht. Bald nach diesem schlief er ein, und als er wieder erwachte, hub er seine Augen auf und sprach aus Joh. 1, 14.: „Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit." Seine Hausfrau fragte ihn: Wann er solche Herrlichkeit gesehen hätte? Da antwortete er: „Jetzt habe ich sie gesehen! Ei, welch' eine Herrlichkeit ist das, die kein Auge gesehen, die kein Ohr gehöret hat und die in keines Menschen Herz gekommen ist. Diese Herrlichkeit habe ich gesehen." Später am Abend fragte er, welche Zeit es wäre? Als man ihm die Zeit gesagt, sprach er: „Nun habe ich überwunden." Dieß war sein letztes Wort, denn nun lag er still und um halb zwölf Uhr entschlief er sanft, 11. Mai 1621 in einem Alter von sechsundsechzig Jahren.

(Reiz, Historie der Wiedergeborenen. II. 8.)

Die **Melodie** aus A Dur, a a gis fis e fis gis a a, wird Joachim Neander (Thl. I. 442) zugeschrieben, wo sie dann nicht vor 1680 bekannt gewesen wäre.

Es gibt aber noch eine ältere Melodie, die eigentliche Stammmelodie, a g a h a g fis fis, die bald dem Joh. Rosenmüller zugeschrieben wird, mit dessen Tonsatz sie jedenfalls beim Begräbniß des Kaufmann Henßberg zu Leipzig im J. 1652 gesungen wurde, bald dem Jakob Hintze, einem Berliner Musikus, da sie in dem Anhang zu der von ihm besorgten 12. Ausgabe von Crüger's praxis pietatis melica vom J. 1666 mit seinem Tauf- und Familiennamen J. H. bezeichnet steht, welche Bezeichnung übrigens auch eine ihm entschieden nicht zugehörende Melodie des H. Alberti daselbst hat. In Vopelius Gesangbuch vom J. 1682 ist einfach das Lied aufgeführt mit Verweisung auf seine „bekannte Melodey." In W. war bloß die erstere Melodie gebräuchlich, die in B Dur sich zuerst im Anhang zum gr. Kirch.-G. von 1711 findet.

599. Abschied (Valet) will ich dir geben.

Gedichtet von Valerius Herberger (Thl. I. 104), dem treuen Pfarrer zu Fraustadt in Großpolen, im J. 1613, gerade als daselbst die Pest in so fürchterlichem Maaße ausgebrochen war, daß allein in den neun ersten Wochen 740 Menschen starben, welche Herberger fast alle beerdigen half und zuvor zum Tode bereitet hatte; denn er war, während entwich, was entweichen konnte, mit den Seinigen zurückgeblieben. „Es war aber," sagt er selbst, „als wenn ein Engel mit dem blanken Schwert mein Haus belagert hätte, daß mir kein Leid durfte widerfahren." In solch stündlicher Todesgefahr, der er stets gedachte, aber auch unter solchem Gnadenschutz des Herrn, dessen er sich sammt allen den Seinigen zu erfreuen hatte, dichtete er zu einer gesegneten Stunde dieses Lied, und setzte darüber die Worte:

„Te Jesum sitio, terram detestor iniquam.
O coelum salve! munde maligne, vale!"
„Jesu, du bist mein Verlangen, vor der Erde eckelt mir.
Freudenhimmel, sey gegrüßet; arge Welt nur weg mit dir."

Unten hin, an den Schluß des Liedes, schrieb er die Worte:

„Perfide munde vale! salve Salvator Jesu!"
„Fahre hin, du falsche Welt! sey gegrüßet, o Jesu, mein Erlöser!"

In demselbigen Jahre noch wurde das Lied gedruckt mit der Aufschrift: „Valet des Valerius Herberger, der Welt gegeben im J. 1613, im Herbst, da er alle Stunden den Tod vor Augen gesehen, aber dennoch gnädiglich, ja so wunderlich, als die drei Männer im babylonischen Feuerofen erhalten worden."

Mit diesem Lied hat Herberger ein Acrostichon auf seinen Taufnamen „Valerius" geliefert. Vom 1. Vers, der im Original mit den Worten: „Valet will ich rc." beginnt, sind dabei die Buchstaben **Vale** ins Auge zu fassen und dann ist denselben je der Anfangsbuchstabe der nächsten 4. Verse anzureihen, Vers 2. gibt den Buchstaben — **R**, Vers 3. — **J**, Vers 4. u. 5. — **U** u. **S**. Im Original nämlich (vgl. Nro. 316. im W. G. von 1741) beginnt der 4. Vers mit den Worten: „Verbirg mein Seel' aus Gnaden in deine offne Seit'", und der 5. Vers mit den Worten: „Schreib meinen Nam'n aufs beste."

Herberger bittet deßhalb auch mit dem Schlußvers, dessen Anfangsbuchstabe im Acrostichon seinen Taufnamen Valerius vollendet, der Herr, der ihn mit diesem Namen in der Taufe als sein Kind und Eigenthum angenommen, möge denselben nach Luc. 10, 20. auch im Himmel geschrieben seyn lassen.

„Schreib' meinen Nahm'n aufs Beste
Ins Buch des Lebens ein
Und bind' mein' Seel' gar feste
Ins schöne Bündelein

Derer, die im Himmel grünen
Und für dir leben frei,
So will ich ewig rühmen,
Daß dein Herz treue sey."

So schloß er auch nicht lange vor seinem Tode den dritten Theil seines Psalter Paradieses mit den Worten: „Soll ich alter, fünfundsechzigjähriger Vater schlafen gehen, so sey das auch zu guter Letzt mein Wort: Herr, erhebe dich in deiner Kraft, so will ich im Himmel singen, und loben deine Macht. Amen."

Mit diesem Schlußvers schloß denn auch Valentin Preibisch, evangelischer Pfarrer zu Glogau, die Leichenpredigt, die er bei der Beerdigung des Dichters über Luc. 10, 20. am 21. Mai 1627 hielt. Herberger hatte diesen Text selbst erwählt und dem Preibisch, den er sich als Leichenredner an seinem Grab, so oft er in Glogau war, erbeten hatte, vorgeschrieben, daß er nämlich predigen solle davon

1) wer der Schreiber sey, so im Himmel einschreibe,
2) welches die Tinte } sey, damit Gott einschreibe,
3) welches die Feder }
4) welches das Buch sey, darein Gott schreibe,
5) was es für eine Schrift sey.

Von ihm selber solle er alsdann nichts Anderes rühmen, als daß er seinen Herrn Jesum herzlich geliebet, ihn seinen Zuhörern treulich vorgetragen und auf ihn und sein theures Verdienst gelebt habe und selig gestorben sey. Das that denn auch Preibisch und betheuerte, daß sein Freund an dem Herrn Jesu seine größte Herzenslust gehabt habe, so daß man von ihm sagen könne, was Fortunatus von dem Bischof Martinus gerühmt: »**Vir, cui Jesus amor, Jesus timor, omnia Jesus.**«

Dieses Lied, ein Kleinod des evangelischen Liederschatzes, verbreitet und beliebt wie wenige, hat durchaus biblischen Grund und Boden.

Vers 1. vgl. 1 Joh. 2, 15. 5, 19. Gal. 1, 4. Sir. 37, 3. — Matth. 17, 4. — Phil. 1, 3. — Offenb. 22, 12. — Matth. 5, 12.

V. 2. vgl. Psalm 16, 7. — Matth. 24, 22. — Röm. 8, 17.

V. 3. vgl. Hohel. 8, 6. — 2 Cor. 4, 6. — Psalm 23, 4. Darüber ruft Schamelius aus: „O verklärtes Christenherz, darin durch das lebendige Gedächtniß das Kreuz Christi, d. i. sein hohes Verdienst, immerdar gleichsam glänzet und sich zum Trost und Erquickung darstellet. Wenn gleich der Tod schwarz siehet, dieser Glanz, Christus in uns, deckt Alles zu."

Die Worte: „Erschein' mir in dem Bilde" u. s. w. sind aus des h. Bernhards Hymnus: »**Salve mundi salutare**« genommen, wo sie so lauten: »**Cum me jubes emigrare, Jesu chare! tunc appare, tuere et libera. O Salvator amplectende! temet mihi tunc ostende in cruce salutifera**« — welche Worte von keiner

sichtbaren, äußerlichen, enthusiastischen Erscheinung zu verstehen sind, sagt G. Wimmer, sondern von einer solchen, die durch einen kräftigen, innerlichen Eindruck ins Herz, vermittelst fleißiger Betrachtung des h. Evangelii, geschiehet.

V. 4. vgl. Psalm 27, 5. — Jes. 57, 1. — Jes. 32, 18. — Luc. 16, 22.

Zu den Worten: „Ewig ist der genesen" setzt Erasmus Francisci bei: „Den Gesundbädern reiset man aufs Ungewisse viele Meilen nach, welche doch nur, wenn es wohl gelinget, auf wenige Jahre uns das Leben verbessern. Warum reisen wir nicht den Weg, der zur unveränderlichen Gesundheit leitet, da wir sollen sterbfrei werden?"

V. 5. vgl. Luc. 10, 20. — Offenb. 3, 5. 20, 15. — Eph. 6, 30. oder beim Original „Bündlein" s. 1 Sam. 25, 29. — Psalm 92, 14. — Röm. 8, 21. — Offenb. 19, 11. Psalm 31, 6.

Es gibt mehrfache lateinische und polnische Uebersetzungen dieses Liedes, ja selbst in die malabarische Sprache ist es übersetzt worden und Prätorius, Prediger in Danzig, hat im J. 1700 fünf Andachten über dasselbe geschrieben unter dem Titel: „Die gottgefällige, geistliche Seelentaube," wobei er bezeugt, er habe sich in dieses Valetliedlein recht verliebet.

Einst wurde in der schlesischen Gemeinde Wiesa, an welcher der im J. 1730 heimgegangene, gottselige Pfarrer Schwedler stand, vor der Communion der 1. Vers dieses Liedes gesungen. Wie nun die Gemeinde an die Worte zu singen kam: „Dein eitel böses Leben durchaus mir nicht gefällt", so gerieth Schwedler in einen solchen Eliaseifer, daß er über die Orgeltöne und über so viel hundert Stimmen mit Donnerschalle rief: „Um Gottes willen! was singet Ihr? was gefällt Euch nicht? — Der Herr Jesus gefällt Euch nicht; saget Ihr zu dem: „„Du gefällst uns nicht,"" so saget Ihr die Wahrheit. Ihr aber sprechet: „„Die Welt!?"" Nachdem er ihnen nun diese Wahrheit auf eine so durchgreifende und eindringende Weise gezeigt hatte, daß sie Alle, von ihrem Gewissen überzeugt, in Jammer und Thränen da saßen, sagte er: „Nun, wenn's so wäre, wenn's so werden sollte, wem die Welt und ihr eitel böses Leben zuwider worden, der mag es nun im Namen Jesu bekennen." Da wurde endlich dieser Vers noch einmal angestimmt, aber mehr geweint, als gesungen, von Ihrer Vielen mit einem solchen Vorsatz, der zum wenigsten zu der Stunde ein süßer Geruch Christi war.

(Burk's Pastoraltheol. II. 54.)

Dr. Valentin Ernst Löscher (Thl. I. 391), Pastor an der h. Kreuzkirche und Oberconsistorialrath in Dresden, ließ, da er an allerlei Krankheitsfällen merkte, daß die Zeit seines Abscheidens nahe sey, am dritten Sonntag nach Epiphanien des Jahrs 1749, als er

noch mit der Gemeinde des h. Abendmahl genoß, öffentlich nach der Predigt dieses Lied singen, gleichsam als sein Abschiedslied. Und wirklich war das seine letzte Predigt, denn bald darauf, am 28. Jan. 1749, traf ihn der Schlag, eben als er seinen Leichentext in der Bibel vor sich aufgeschlagen hatte.

(Casp. Wetzel's Analecta hymnica. 2. Bd. S. 566.)

Eine Pfarrerin zu Untertürkheim, zwischen Cannstatt und Eßlingen im schönen Neckarthal, die Frau des dortigen Pfarrers M. Johann Ulrich Pregizer, Maria Dorothea Margaretha, geb. Burk, stimmte eines Montags, am 29. April 1727, als sie noch ganz gesund war, dieses Lied mit ihrem Mann und ältern Sohn an und starb dann bald darauf plötzlich, — hat sich also selbst damit zu Grab gesungen.

(Pregizer's gottgeh. Poesien. 1727.)

Mit ausdrücklichem Bezug auf den 3. Vers schildert der Graf Zinzendorf seine ganze Predigtweise, indem er sagt:

„Wird Jesus in dem Bilde, Am Kreuze sich so milde
Wie er für uns're Noth Geblutet hat zu Tod,

dem Menschen vorgemalt, so macht das Einen nicht von ihm wegfliehen, sondern immer auf ihn zulaufen, woraus endlich die selige Hülfe und nachmalige Vertrautheit mit ihm wird. Die Freundschaft und Bekanntschaft mit seiner Person und die Verliebtheit in ihn kann Alles effektuiren, sie hilft vom Sündigen und ist das beste, ja das einzige Mittel zur Seligkeit und Heiligkeit. Daher habe ich allemal in meinen Predigten die Absicht gehabt, die armen Menschen mit ihrem Heiland bekannt zu machen und sie zur Gemeinschaft mit ihm zu bringen; wenn das erreicht würde, so erlangten sie mit ihm alles Gute, sie würden in Liebe gegen ihn und ihren Nächsten entzündet und daraus flöße alles Uebrige, was man von Kindern Gottes erwartet."

Ueber diesen Vers findet sich auch bei Freylinghausen Thl. I. in der Zugabe zur 17. Aufl. vom J. 1733 ein eigenes Lied von 12 Versen, deren jeder mit den vier ersten Zeilen desselben beginnt.

Die **Melodie** aus C Dur, c g g a h c̄ c̄, soll Melchior Teschner, Herberger's frommer Cantor an der Kirche zum Kripplein Christi in Fraustadt, späterhin Pfarrer in Ober-Pritschen bei Fraustadt, im J. 1613 gefertigt haben. Der einzelne Druck, in welchem diese Melodie Teschner's sammt ihrem Lied am frühesten erschien, ist bis jetzt noch nicht aufgefunden und das Gothaische Cantional vom J. 1646, in dessen drittem Theil vom J. 1648 die kirchlich gewordene Melodie sich zum erstenmal, jedoch in F, findet, gibt diese Melodie als die eines Unbekannten. Es ist also, meint Winterfeld, kein sicherer Beweis vorhanden, daß Teschner gerade diese, jetzt noch unter uns gebräuchliche Melodie, von der Kapellmeister Telemann erklärte, daß sie nach allen Regeln der Composition dem Text ganz angemessen sey,

gesungen und gesetzt habe. Er kann auch eine andere erfunden haben, die nicht kirchlich geworden ist.

In den älteren W. Choralbüchern, zuerst in dem gr. Kirch.=G. von 1711 und dann in dem Ch. von 1721, findet sich noch eine andere Weise — **a h h a g** fis **e** oder, wie sie 1711 gesetzt ist, — $\bar{c}$ $\bar{d}$ $\bar{d}$ **c b a g.**

600. Mit Fried' und Freud' ich fahr' dahin.

Die von Luther im J. 1525 gefertigte dichterische Umschreibung „des Lobgesangs Simeonis, des Altvaters. Lucae am 2 Kap." »**Nunc dimittis servum tuum.**«

„Dieser Schwanengesang des glaubig Sterbenden ist mithin so alt auf Erden," sagt Schubert, „als das Bekenntniß eines ins Fleisch gekommenen Heilands der Völker ist." Als bei den Nestorianischen Streitigkeiten unter der Regierung des Kaisers Valens die Irrlehre eine Zeitlang gesiegt hatte, daß Christus nur noch als ein Geschöpf, nicht mehr als wahrhaftiger Gott, von Gott geboren, zu betrachten sey, wollte ein Häuflein von achtzig treuen Bekennern sich weder durch das Gebet, noch durch die Drohungen des Kaisers, noch durch die Schrecknisse des Todes abhalten lassen, Jesum Christum als Gottes eingeborenen Sohn, „Gott von Gott geboren", zu bekennen. Sie blieben dabei so beständig und freudig, daß sie, als nun das Schiff, worauf sie gefangen saßen, in Brand gesteckt wurde und in Flammen aufgieng, mit lauter Stimme jenen Lob= und Schwanengesang des alten Simeon anstimmten. Die Zuschauer am Hafen, wohin das brennende Schiff getrieben wurde, hörten den Gesang und sahen die Freudigkeit der achtzig Bekenner, und Viele staunten darüber, denn solche Freudigkeit hatten sie noch niemals mitten in ihrem Wohlleben und Wollüsten empfunden, als diese Männer in den Schmerzen der heißen Flammen und im Anblick des nahen Todes fühlten.
(Altes und Neues. 4. Band. Abth. 1. S. 72 ꝛc.)

Luther hat ursprünglich 4 Verse hierüber gedichtet, wovon die 2 letzten ohne Schaden weggelassen sind (vgl. Nro. 322. im W. G. von 1741). Im Straßburger gr. Kirch.=G. von 1560 sind über diesen Lobgesang Simeonis zwei Bearbeitungen aufgeführt mit der allgemeinen Ueberschrift: „Simeon lobet Gott, daß er ihn seinen Christum hat sehen lassen, und verkündet, daß derselbige ein gemeiner Heiland sey, der Juden und Heiden." Nun ist zuerst eine Bearbeitung von „Johannes Englisch" (Angelicus) mitgetheilt, deren erste und beste Strophe lautet:

„Im Frieden dein,
O Herre mein,
Wölst mich nun rügen lassen
Als mir war b'scheid,
Von dir geseit,
So hast mich jetzt begossen,
Daß mein Gesicht
Mit Freuden spricht,
Den Heiland hab's gesehen."

Hierauf folgt Luther's Arbeit mit der Ueberschrift: „Das erst gesetzte Lobgesang Simeonis des Altvaters besser in reimen dargegeben."

Wie Luther hier mit Simeon singt, also hat er auch oft zu Gott gebetet um ein seliges Ende. Als z. B. im J. 1542 sein Schwager M. Leonhardt gestorben war und er mit Bugenhagen an dessen Grab vorübergieng, sprach er: „Der Mann ist fein sanft eingeschlafen; er wußte nicht, daß er starb; denn er schlief im Wort und Erkenntniß Christi ein. Lieber Herr Christe, gib mir auch in Kürze ein solch stilles und seliges Todesstündlein und nimm mich also aus diesem Elend und Jammerthal zu dir!" Dieses Gebet erhörte der Herr in schönstem Maße. Dr. Jonas und M. Celius, die Zeugen seines Sterbens, berichten von Luther's Heimfahrt Folgendes: Als er sein Ende nahe fühlte, betete er: „O mein himmlischer Vater, ein Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, du Gott alles Trostes! Ich danke dir, daß du mir deinen Sohn, Jesum Christum, offenbaret hast, an den ich glaube, den ich geprediget und bekannt, geliebt und gelobt habe, welchen der leidige Pabst und alle Gottlosen schänden, verfolgen und lästern. Ich bitte dich, mein Herr Jesu Christ, laß dir mein Seelichen befohlen seyn. O himmlischer Vater, ob ich schon diesen Leib lassen und aus diesem Leben hinweggerissen werden muß, so weiß ich doch gewiß, daß ich bei dir ewiglich bleiben soll und aus deinen Händen mich Niemand reißen kann." Weiter sprach er dann auf lateinisch — Joh. 3, 16. und Psalm 68, 21. Und bald darauf sagte er dreimal sehr eilend auf einander: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, Herr, du treuer Gott" (Psalm 31, 6.), worauf er anfieng, still zu seyn. Da ihm nun nach einer Weile Dr. Jonas und M. Celius stark einriefen: „Ehrwürdiger Vater, wollet Ihr auf Christum und die Lehre, wie Ihr sie gepredigt, beständig sterben?" sprach er noch, daß man es deutlich hören konnte: „Ja!" womit er sich auf die Seite wandte und anfieng, zu schlafen. Allmählig erbleichte er unter dem Angesicht und ward kalt, thät dann ein tief, jedoch sanft Athemholen, mit welchem er seinen Geist aufgab, mit Stille und großer Geduld, daß er kein Glied mehr reget. Und konnte Niemand merken (das zeugen wir — setzen die Berichterstatter ausdrücklich hinzu — für Gott und unserem Gewissen), einige Unruh, Quälung des Leibes oder Schmerzen des Todes, sondern friedlich und sanft entschlief er in dem Herrn, wie Simeon singet — kurz vor drei Uhr Morgens den 18. Febr. 1546. Daß wohl der Spruch Joh. 8, 51. an ihm wahr wurde, welcher Spruch wohl eine der letzten Handschriften Dr. Luther's ist, von ihm dem Hans Gasmann, Honstein'schen Rentmeister zu Elrich, zum Andenken vorn in eine Hauspostille geschrieben, und hat diesen Spruch der liebste, herzliche Vater also ausgelegt: „Den Tod nimmermehr sehen."

Wie unglaublich ist doch das gered't und wider die öffentliche und tägliche Erfahrung! Dennoch ist es Wahrheit: „Wenn ein Mensch mit Ernst Gottes Wort im Herzen betrachtet, ihm glaubet und darüber einschläfet und stirbet, so sinket und fähret er dahin, ehe er sich des Todes versieht oder gewahr wird, und ist gewiß selig im Wort, das er also geglaubet und betrachtet, von hinnen gefahren. M. Luther, Doktor, 1546 am 7. Tag Februarii."

(Luther's Werke. Jenaer Ausgabe. Tom. VIII. Fol. 385. 386.)

Wie Simeon einst auf Christum hinwies als den, der gesetzt sey zu einem Fall und Auferstehen Vieler in Israel, so ward wirklich auch dieses über seinen Schwanengesang gedichtete Lied Luther's schon manchmal den Einen zu einem Fall, den Andern zu einem fröhlichen Auferstehen aus der Tiefe der Todesängsten. So erzählt Schamelius von einer adelichen Person, die der Welt Lust genoß, daß sie gar in Ohnmacht gefallen sey, so oft sie dieses Lied singen hörte. „Getrost ist mir mein Herz und Sinn" — so kann es bei den Weltkindern nicht lauten, sondern da geht's nach Sir. 41, 2 rc. Der Glaube aber, der Jesum Christum erkannt hat und Alles für Schaden erachtet um Christi willen, stimmt fröhlich in dieses Schwanenlied ein, wenn nun die Seele aus Kampf und Streit zum Frieden und zur ewigen Gottesruhe entrücket wird und zum Schauen gelangen soll. Deß zum Zeugniß umgibt dieses Lied eine ganze Wolke von Glaubenszeugen, die mit demselben freudig überwunden haben und im Frieden entschlafen sind.

Als der fromme und tapfere Fürst, Christoph, Herzog zu Würtemberg, im J. 1568 von der Todeskrankheit ergriffen ward, sprach er zu seinem treuen Ehgemahl, die durch ihre Sorgfalt und alle nur erdenklichen Mittel sein Leben so gern noch länger gefristet hätte: „Ein kühl Erdreich wird mein Doktor seyn. Selig sind die Todten, die im Herrn sterben. Wenn das erwartete Stündlein kommt, daß ich von hinnen scheiden soll, so will ich, daß ihr Alle zusammen singet: „„Mit Fried' und Freud' ich fahr' dahin."" Er hat aber auch lange zuvor schon an seine Gruft und seinen Tod gedacht und deßhalb vielfältig mit Paulo gesprochen: „Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu seyn", und dem beigefüget: „Wenn ich hundert Jahre zu meinem zeitlichen Leben nur mit einem Heller kaufen könnte, wollte ich es nicht thun. Wenn die Stunde meines Todes kommen würde, so glaubet mir, daß dieß die Stunde sey, darauf ich lange gewartet habe." Darum ist er denn auch in seinen Todesschmerzen gar geduldig gewesen und hat gesagt: „Ja, gerne will ich leiden, ja, gerne will ich geduldig seyn," und ist als ein tapferer Glaubensheld gar seliglich hingefahren am 28. Dez. 1568. Im Chor der Tübinger Stiftskirche ruhen seine Gebeine.

(Mart. Mylii apophtegmata morientium. Pag. 60 etc.)

So finden wir es auch bei einem fürstlichen Herren im Lande der

Dänen. Der fromme König Christian III. von Dänemark, der in allen Tugenden nicht allein seinen Unterthanen, sondern auch allen Fürsten vorgeleuchtet, die Religion fortgepflanzt, Frieden gestiftet und Gerechtigkeit befördert hat, ein Tisch der Armen und Zuflucht der Unschuldigen, hatte am Ende seines Lebens ein bedenkliches neues Jahr. Zuvor, um Weihnachten des Jahrs 1558, hatte er, da er krank darnieder lag, einen Traum, in welchem er einen Mann in weißen Kleidern, als einen Engel anzusehen, vor sein Bett kommen sah, der also zu ihm sprach: „So du noch etwas vor deinem Ende bestellen willst, so thue es bei Zeiten, denn nach acht Tagen wird dich Gott aus deinem irdischen in sein himmlisches Reich versetzen. Auf das neue Jahr wird deine Krankheit gar aufhören und ewige Gesundheit folgen. Darum sey gutes Muths!" Am Neujahrstag nun bestellte er eine Valetpredigt, die ihm sein Hofprediger Noviomagus halten mußte, zu dem er dann sagte: „Wenn Gott will, so bin ich bereit und frage weiter nicht nach diesem Leben. Die Lust zu allen zeitlichen Dingen ist meinem Herzen verschwunden; ich denke an ein ander Leben, an das himmlische Vaterland, ich lasse die Welt fahren und fasse durch den Glauben meinen einigen Erlöser und Heiland Jesum Christum in mein Herz, er mache es mit mir, wie es mir nützlich und selig ist." Hierauf begehrte er von seinem Hofgesind, sie sollten ihm Grablieder singen. Da sie nun nicht gewollt, sprach er: „Ich will singen und ihr müßt mitsingen, daß man wird sagen, der König zu Dänemark hat ihm selbst zu Grabe gesungen." Darauf stimmt er mit heller und fröhlicher Stimme dieses Lied an und befahl unter dem Gesang seinen Geist in die Hände Jesu.

(D. Olearius im gottf. Alter. S. 372. 751 rc.)

Der dritte in diesem Fürstenbunde ist der gottselige Fürst Carl zu Anhalt. Der hat, als er im J. 1561 auf dem Sterbebette lag, eine Viertelstunde vor seinem Ende sich noch einmal ermuntert und „wiewohl mit erbärmlicher Stimme, doch mit freudigem Herzen" dieses Lied ganz ausgesungen.

(Erasm. Francisci, brennende Lampe. S. 758.)

An diese fürstlichen Zeugen reiht sich der Oberhofprediger Dr. Hedinger zu Stuttgart, der Dichter des eindringlichen, ernsten Liedes vom wahren Christenthum (Nro. 392. Thl. I. 281). Er ließ sich auf dem Sterbebette „Mit Fried' und Freud'" auf der Harfe anstimmen und hatte dabei die völlige Hoffnung, dieses würde das Nun seiner sehnlich verlangten Freudenfahrt seyn. Als nun aber das Lied zu Ende war und er noch nicht vollendet hatte, war er voller Ergebung in Gottes Willen und setzte hinzu: „Man frage mich nimmer nach meinem Zustande, als wenn ich noch länger zu leben wünschte. Ach! ich sterbe von Herzen gern, verlange auch nimmermehr zurück in dieses zeitliche Leben, nachdem ich den Kampf bis hieher gebracht habe und an die Thore der lieblichen Ewigkeit gekommen bin."

(A. Knapp's Christoterpe. 1836.)

Von weitern Zeugen, obwohl deren noch Viele könnten vorgeführt werden, mögen nur folgende noch Zeugniß ablegen:

Hans Ungnad, ehemaliger kaiserlicher Feldhauptmann, der aus Liebe zur evangelischen Sache seine Aemter aufgab und Oestreich verließ, worauf er dann nach Tübingen kam und dort am 17. Juni 1565 in der herzoglichen Gruft in der St. Georgenkirche beigesetzt wurde, freute sich herzlich, als er seine letzte Stunde herannahen fühlte, tröstete seine Frau und Kinder und sagte ihnen: „Mißgönnet mir die Freude nicht, die mir der Herr Christus bereitet hat und die ich gewißlich erlangen werde, da ich längst schon im Vorgenuß derselben stehe.“ Hierauf fieng er dieses Lied gar fröhlich zu singen an. — Die Frau des bekannten Chronologen Abraham Buchholz wartete auf ihren Tod mit großem Verlangen und sprach: „O gütiger Gott! spanne an, nicht leibliche Rosse und Wagen, sondern Eliä, des Propheten, auf daß ich in das ewige Vaterland verreisen möge. Wenn mein Wagen kommen wird, will ich fröhlich singen: „Mit Fried' und Freud' ꝛc.“ (Titius vermehrtes Exempelbuch.) — Gerhard Münch, der fromme im J. 1671 heimgegangene Prediger in Frankfurt a. M., schlug, nachdem er auf dem Sterbebette das heil. Abendmahl genossen hatte, mit beiden abgematteten, schon eiskalten Händen auf sein Bett und sagte: „Lauter Freude, lauter Freude!“ und sang darauf: „Mit Fried' und Freud' ꝛc.“ (Feddersen, Nachrichten vom Leben und Ende ꝛc. 2. Thl. S. 181). — Auch Graf Wilhelm von Schwarzburg, der im J. 1598 entschlief, sagte auf seinem Sterbelager: „Ich will mit Freuden sterben, darum helfet mir Alle singen: „„Mit Fried' und Freud'.““

Spener aber, der treue Knecht des Herrn (Thl. I. 193), sang dieses Lied in gesunden Tagen, viele Jahre vor seinem Sterben, am Schluß seiner Abendbetstunden und jeden Sonntag Morgen, um sich aufs Sterben zu bereiten, und sang sich so selbst sein Requiem. Als nun wirklich die letzen Tage und Stunden herbeikamen, hörte man ihn in freudiger Weise gar viel von Simeons Heimgang im Frieden reden.

Nicht bloß aber in der Todesnoth, auch in andern Leibesnöthen ward dieses Lied als glaubiger Hülferuf angestimmt und der Herr erwies sich dabei, daß er „Leben sey und Heil in Noth“ (V. 2.). So hatten sich bei der großen Ueberschwemmung im Thüringer Lande am 29. Mai 1613 (vgl. zu Nro. 33.) in Lehnstett bei Weimar 17 Personen auf einen Boden gerettet, wo sie endlich bei der immer mehr anwachsenden Wasserfluth ihren nahen Tod vor Augen hatten. Da stimmten sie in ihrer Todesangst dieses Lied an und der Herr erbarmte sich ihrer, also daß das Wasser sie nicht erreichte und sie gerettet wurden. (Olearius Liederschatz I. 102 f.) — Deßgleichen befahl einst der tapfere Graf Christoph von Oldenburg im J. 1547 seinem Kriegsheere vor der Schlacht mit

den Kaiserlichen bei Drakenburg, auf die Kniee zu fallen und Gott mit diesem Liede um Sieg zu bitten, der ihnen dann auch geschenkt ward (Eggerik Bennige, Chronyk von Oostfresl. S. 790).

Einen besondern Vorfall erzählt noch Dr. Saccus, Domprediger zu Magdeburg, in seiner „Explicatio Cant. Simeonis Luc. 2.", daß er nämlich einen wüsten Menschen gekannt, der am Ende seines Lebens so verzagt gewesen, daß er immer gesagt habe: „Der Teufel solle ihn nur holen", als er aber dieses Lied habe singen hören, sey er ganz still und glaubig geworden.

Die **Melodie** d a a g d c h a ist im J. 1525 zugleich mit dem Lied erfunden, ohne Zweifel, obwohl nicht völlig verbürgt, von Luther.

Die andere Melodie, f g f b d c b a, ist von Knecht im J. 1794 erfunden und dem Liede G. B. Funks: „Mir schauert nicht vor dir, o Gruft" (Nro. 333. im W. G. von 1792) angepaßt, wie sie denn zuerst im W. Ch. von 1798 und sofort in dem von 1828 erscheint. Palmer äußert sich über diese beiden Melodien treffend also: „Diese beiden Melodien können ganz besonders dazu dienen, um den Charakter der alten, objektiv-kirchlichen Choralzeit und der modernen, empfindungsreichen Periode recht fühlbar zu machen. Beide Melodien sind, jede in ihrer Art, Meisterwerke; aber wie anders klingt Knecht, als Luther! Luthers Weise fehlt es durchaus nicht an Zartheit — man sehe nur die vierte Zeile: „sanft und stille" und die folgenden; aber doch, wie wird schon durch die dorische Tonart, durch die dadurch hervorgebrachten Zeilenschlüsse und Modulationen die ganze Melodie viel männlicher! Es ist der Glaube der Kirche, der in seiner ganzen Macht und Freudigkeit gerade in den Sterbliedern der Alten sich offenbart. Wie sind dagegen Knecht's Accorde und Tonfolgen so weich, so arienmäßig. Hier ist es das subjektive, fromme Gefühl, das von den Gräbern aus sehnsüchtig nach der christlichen Wahrheit aufblickt; dort aber bei Luther ist es die bereits oben auf der Höhe christlicher Wahrheit stehende Glaubensgewißheit, die mit hoher, göttlicher Ruhe auf Gräber und Sterbebetten hernieder blickt."

(Süddeutscher Schulbote. 1845. Nro. 4. S. 28.)

601. O Gott! einst lässest du mich hin.

Von Simon **Dach**, dem großen Königsberger Poeten (Thl I. 144), der in der Flüchtigkeit der Erdentage stets voll heiligen Ernstes sich mit dem Gedanken an Tod und Unsterblichkeit beschäftigte, ums J. 1642 gedichtet.

A. Knapp sagt von diesem werthvollen Liede, das meist nach seiner Bearbeitung aufgenommen ist, der christliche Glaube an Unsterblichkeit, verbunden mit dem Glauben an die Auferstehung sey wohl schwerlich irgendwo tiefer und rührender ausgedrückt, und ein

einziger Vers dieses Liedes sey mehr werth, als die ganze in dem W. G. von 1792 aufgeführte, jetzt aber mit Recht weggefallene Rubrik: „Von der Unsterblichkeit der Seele."

Vom Original fehlen V. 5. u. 6., welche unsre eigene Auferstehung gar schön auf Christi Auferstehung gründen. Sie lauten nach Knapp's Bearbeitung:

5. Denn Christus starb nach deinem Wort,
Und ward vom Tod erwecket,
Damit er würd' ein Lebenshort
Deß, was die Gruft bedecket.
Drum will er auch nach Hirtenpflicht
Uns hüten in der Erde,
Daß ihm von seinen Schafen nicht
Nur eins verloren werde.

6. Laß Blumensaat vermenget seyn,
Der Gärtner wird sie kennen,
Und jedes Korn im Frühlingsschein
Mit seinem Namen nennen.
So können wir im dunkeln Grab
Nicht ewiglich verschwinden;
Der Herr mit seinem Lebensstab
Wird uns doch wieder finden.

Zur Melodie vgl. Nro. 410.

602. Des Todes Grau'n, des Grabes Nacht.

Das einzige Lied Dr. Spalding's, Probsts an der St. Nicolaikirche und Oberconsistorialraths zu Berlin, der als neunzigjähriger Greis, als „der Letzte" in seinem alten Freundschaftskreis (V. 7.), am 26. Mai 1804 zur Ruhe eingieng (Thl. I. 481). Es erschien zuerst in dem von Diterich besorgten Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch in den K. preußischen Landen vom J. 1780.

Dr. jur. Johann Caspar Lindenberg, der vormalige Bürgermeister der freien Hansestadt Lübeck, ein christlicher Staatsmann, hatte auf dem Tische, auf welchem er seine vielen Staatsgeschäfte auszuarbeiten pflegte, allezeit dieses Lied, sauber abgeschrieben, liegen, zu täglicher Erinnerung. (Vgl. dessen Leben von seinem Sohn Carl Lindenberg. Lübeck, 1826.)

Zur Melodie vgl. Nr. 302.

603. Herr! meine Leibeshütte.

Aus Ph. F. Hiller's Schatzkästlein. 2. Thl. vom Jahr 1767 über 2 Petr. 1, 14. mit dem Beisatz: „Es dienet einem Christen, daß er sich seine letzten Stunden vorstelle. Seine Hoffnung wird dadurch gestärkt. Der Unchrist muß mit Schrecken daran denken."

Hiller dichtete dieses Lied im J. 1766, drei Jahre vor seinem Tod, den er schon im J. 1760 als ganz nahe erwartete, weßhalb er auch bereits damals seine Lebensumstände aufsetzte, damit sie zur alleinigen Ehre Gottes bei seinem Leichenbegängniß verlesen werden könnten.

Denkwürdig ist die Erfüllung der von Hiller in diesem Liede und auch sonst öfters ausgesprochenen Bitte um ein „ruhig Ende" (V. 2.), um eine sanfte Auflösung ohne langwierige und schmerzliche Krankheit, da er in seinem Leben so viele Leiden durchzumachen hatte. Der Herr that, wie er bat, und machte, nachdem er das siebenzigste Lebens=

jahr vollendet hatte, eines Abends seinem Leben ohne vorherige Krankheit durch einen Steckfluß ein schmerzloses, stilles, sanftes Ende — am 24. April 1769 (Thl. I. 319).

Zwei edle Pfarrfrauen Württembergs beteten dieses Lied in ihren letzten kränklichen Umständen gar oft und gern — die Frau des Stadtpfarrers Dann zu Stuttgart, Christiane Marie Louise, geb. Finner (Thl. I. 560), die im J. 1817 heimgieng, nachdem ihr Mann dieses Lied nicht lange zuvor zu ihrem besondern Trost mit ihr gebetet hatte, und die Frau des Dekans Dr. Bahnmaier in Kirchheim, Christiane Louise, geb. Spittler (Thl. I. 627), die am 29. Merz 1837 aufgelöst ward, nachdem sie oft vor ihrem seligen Ende es ausgesprochen hatte: „Ich habe mich ganz dem Willen Gottes hingegeben und sage mit dem seligen Hiller: „„Doch es gescheh' dein Wille, ich scheide gleich ꝛc."" (V. 4.)"

Vers 1. 4. 7. dieses Liedes wurden vor, V. 8. nach der Grabrede bei der Beerdigung des würdigen Studiendirectors, Prälaten Dr. Carl Christian Flatt zu Stutgart (geb. 1772, † 20. Nov. 1843), gesungen.

Zur Melodie vgl. Nro. 606.

604. Ich bin ein Gast auf Erden.

Dieses Lied erschien zum erstenmal in Ebeling's Ausgabe von P. **Gerhard's** geistlichen Andachten vom J. 1667, ist also eines der spätern Lieder Gerhard's. Es führt bei Ebeling den Titel: „Aus dem 119. Psalm." Das Lied ist nämlich eine Ausführung des in V. 19. dieses Psalmen ausgesprochenen Gedankens, wobei aber dem Dichter vornämlich auch Ebr. 11, 13. vorgeschwebt ist.

Vom Original, das sonst nicht ohne Noth geändert ist, fehlen V. 3—6., von welchen namentlich der erstere Gerhard's Lebenserfahrungen ausspricht:

3. Mich hat auf meinen Wegen
Manch' harter Sturm erschreckt,
Blitz, Donner, Wind und Regen
Hat mir manch' Angst erweckt;
Verfolgung, Haß und Neiden,
Ob ich's gleich nicht verschuld't,
Hab' ich doch müssen leiden
Und tragen mit Geduld.

4. So gieng's den lieben Alten,
An derer Fuß und Pfad
Wir uns noch täglich halten,
Wenn's fehlt an gutem Rath;
Wie mußte sich doch schmiegen
Der Vater Abraham,
Eh' als ihm sein Vergnügen
Und rechte Wohnstatt kam.

5. Wie manche schwere Bürde
Trug Isaak, sein Sohn?
Und Jakob, dessen Würde
Stieg bis zum Himmelsthron,
Wie mußte der sich plagen!
In was für Weh und Schmerz,
In was für Furcht und Zagen
Sank oft sein armes Herz.

6. Die frommen, heil'gen Seelen
Die giengen fort und fort,
Und änderten mit Quälen
Den erst bewohnten Ort;
Sie zogen hin und wieder,
Ihr Kreuz war immer groß,
Bis daß der Tod sie wieder
Legt in des Grabes Schooß.

Darauf fährt sodann der 7. Vers, der nun als der 3. steht, in

kindlich edler Naivität und ächter volksthümlicher Gemüthlichkeit weiter fort:

„Ich habe mich ergeben	Was will ich besser leben
In gleiches Glück und Leid:	Als solche große Leut'?" ꝛc.

In Hedinger's „Herzensklang" vom J. 1700 hat deßhalb auch dieses Lied die Ueberschrift: „Die Seele tröstet sich mit den Exempeln der Heiligen."

Die Gedanken dieses Liedes finden wir in dem Testamente wieder, welches Gerhard für seinen vierzehnjährigen Sohn, Paul Friedrich, kurz vor seinem Tode, am 7. Juni 1676 aufgesetzt hat. Das hebt also an: „Nachdem ich nunmehr das siebenzigste Jahr meines Alters erreichet, auch dabei die fröhliche Hoffnung habe, daß mein lieber frommer Gott mich in Kurzem aus dieser bösen Welt erlösen und in ein besseres Leben führen werde, als ich bisher auf Erden gehabt habe, so danke ich ihm zuvörderst für alle seine Güte und Treue, die er mir von meiner Mutter Leibe an bis auf die jetzige Stunde an Leib und Seele und an Allem, was er mir gegeben, erwiesen hat. Daneben bitte ich ihn von Grund meines Herzens, er wolle mir, wenn mein Stündlein kommt, eine fröhliche Abfahrt verleihen, meine Seele in seine väterlichen Hände nehmen und dem Leibe eine sanfte Ruhe in der Erden bis zu dem lieben jüngsten Tage bescheren, da ich mit allen Meinigen, die vor mir gewesen und auch künftig nach mir bleiben möchten, wieder erwachen und meinen lieben Herrn Jesum Christum, an welchen ich bisher geglaubet und ihn doch nie gesehen habe, von Angesicht zu Angesicht schauen werde."

Für die Wanderschaft durch dieses fremde Land und für einen dereinstigen seligen Eingang ins rechte Vaterland gibt er sofort, wie der alte Tobias, seinem Sohne noch folgende Regeln:

„Die heilige Theologiam studiere in reinen Schulen und auf unverfälschten Universitäten und hüte dich ja vor Syncretisten, denn die suchen das Zeitliche und sind weder Gott noch Menschen treu."

„In deinem gemeinen Leben folge nicht böser Gesellschaft, sondern dem Willen und Befehl deines Gottes."

„Insonderheit:

1) thue nichts Böses, in der Hoffnung, es werde heimlich bleiben, denn es wird nichts so klein gesponnen, es kommt an die Sonnen;

2) außer deinem Amte und Berufe erzürne dich nicht. Merkst du dann, daß dich der Zorn erhitzet habe, so schweige stockstille und rede nicht eher ein Wort, bis du erstlich die zehen Gebote und den christlichen Glauben bei dir ausgebetet hast;

3) der fleischlichen, sündlichen Lüste schäme dich, und wenn du dermaleinst zu solchen Jahren kommst, daß du heirathen kannst, so heirathe mit Gott und gutem Rath frommer, getreuer und verständiger Leute;

4) thue Leuten Gutes, ob sie dir es gleich nicht zu vergelten haben, denn was Menschen nicht vergelten können, das hat der Schöpfer Himmels und der Erden längst vergolten, da er dich erschaffen hat, da er dir seinen l. Sohn geschenket hat und da er dich in der heil. Taufe zu seinem Kinde und Erben auf= und angenommen hat;

5) den Geiz fleuch als die Hölle rc. (vgl. zu Nro. 454.).

„Summa: Bete fleißig, studiere was Ehrliches, lebe friedlich, diene redlich und bleibe in deinem Glauben und Bekenntniß beständig, so wirst du einmal auch sterben und von dieser Welt abscheiden willig, fröhlich und seliglich! Amen."

(Joh. H. Feustking's Ausgabe von P. Gerhard's Liedern. Zerbst. 1707 — nach des Autoris Manual und der Mittheilung des Sohns, M. Paul Fr. Gerhard.)

Zur Melodie vgl. Nro. 142.

605. Wenn mein Stündlein vorhanden ist.

Zuerst gedruckt in Nik. Hermann's, des frommen Cantors zu Joachimsthal (Thl. I. 75), „Historien von der Sündfluth", welche zwei Jahre nach seinem Tod, durch Matthesius besorgt, zu Leipzig im J. 1563 erschienen. Es hat daselbst die Ueberschrift: „Ein geistlich Lied, darinn man bitt umb ein seliges Stündlein aus dem Spruch Augustini: „„Turbabor, sed non perturbabor, quia vulnerum Christi recordabor — inter brachia salvatoris mei et vivere et mori cupio.“ Ap.Gesch. 7, 58. 59.

Der 5. Vers ist nicht von N. Hermann, sondern ein Zusatz eines unbekannten Dichters, wie sich denn auch dieses Lied in den ältesten W. G., und noch in der Ausgabe des gr. Kirch.=G. von 1686, bloß mit den 4 ersten Versen findet unter dem Titel: „Ein Betlied umb ein selig's Sterbstündlein". Dieser Vers steht übrigens schon in M. Jer. Weber's Gesangbuch vom J. 1638.

In einigen Gesangbüchern hat dieses Lied auch noch einen Zusatz von 5 weitern Versen, die von Eliä Himmelfahrt handeln und von Hermann im J. 1559, also zwei Jahre vor seinem Tod, als ein besonderes Lied gedichtet worden seyn sollen. Der letzte derselben lautet so:

„Wer ist, der uns dieß Liedlein sang?
Ist alt und wohlbetaget.
Dießmal kommt er nicht von der Statt,
Das Podagra ihn plaget.
Oft seufzet er, hat Gott im Sinn:
Herr, hol' den kranken Hermann hin,
Da jetzt Elias lebet."

Der biblische Grund der in diesem alten Kernlied niedergelegten Gedanken und Worte ist folgender:

V. 1.: Sir. 11, 19. — Hiob 14, 5. 2 Tim. 4, 6. — Josua 23, 14. Hiob 1, 21. — Psalm 31, 6. Ap.Gesch. 7, 3. — Psalm 97, 10.

V. 2.: Psalm 38, 2—4. — Geb. Manass. V. 9. — 1 Thess. 5, 9. 10.

V. 3.: Eph. 5, 30. — Röm. 8, 38. — Röm. 14, 8. — 2 Tim. 1, 10.

V. 4.: 1 Cor. 15, 20. — Eph. 4, 8. — Joh. 17, 24.

V. 5.: Joh. 12, 32. — Ap.Gesch. 7, 59. — Joh. 5, 28.

Der alte, ehrwürdige Fürst, August, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, ließ sich alle Morgen beim Wiederantreten seiner Fürstenarbeit durch eine künstliche Spiel- oder Singuhr in seinem Gemach dieses Lied aufspielen, und zwar, nach seinem eigenen Bekenntniß, daß er sich wollte hiemit zum seligen Ende aufmuntern lassen.

(Sommer's Sterbeschule. S. 378. — Thom. Schmidt's Hist. und Memorab. 1707.)

M. Johann Martin Rebstock, der im J. 1728 als Pfarrer zu Zell unter Aichelberg starb, hatte von diesem Liede einst eine ganz besondere Kraft an Leib und Seele zu verspüren. Als er nämlich im J. 1668 unter viel Mangel und Armuth in Straßburg studierte, wo er durch Unterrichtsstunden mühsam sich sein Auskommen erwerben mußte, weil ihm sein Vater bloß eine einzige Dukate mitgegeben, befiel ihn ein hitziges Fleckfieber. Aus Mitleid durfte er in einem adelichen Haus ein kleines Kämmerlein bewohnen, diese Leute scheuten aber die Ansteckung so sehr, daß sie ihn in seiner schweren Krankheit ganz allein liegen ließen, auch nicht einmal bei einigen Freunden außer dem Hause um Beistand und Pflege für ihn bitten wollten. Da er sich nun so von allen Menschen verlassen sah, wandte er sich mit inbrünstigem Gebet an den Herrn und fand in ihm seine Zuversicht, seinen Trost, seinen Arzt. Unter diesen Glaubensübungen fühlte er sich einmal gedrungen, aufzustehen und zu beten. Er raffte alle seine noch übrigen Kräfte zusammen und gieng zu dem nahe stehenden Clavier, auf dem er dann mit bebenden Händen und Lippen dieses Lied spielte und sang. Darauf ergriff ihn mit einemmale eine ungemeine Freudigkeit, die Krankheit wich, die Kraft des Leibes wuchs merklich und er genaß zum Wunder derer, die im Hause waren, noch an demselben Tage. Abends konnte er bereits ausgehen und seinen Bekannten seine Noth und Gottes wunderbare Hülfe selbst erzählen. Zwei Jahre darnach wurde er Pfarrer in Zaberfeld, dann in Ennabeuren auf der schwäbischen Alb, sofort in Mönsheim und endlich im J. 1705 in Zell. Er war geb. im J. 1648.

(Basler Sammlungen. 1841. S. 215.)

J. A. Bengel's Tochter, der an demselben Tage auch ihre Mutter beerdigt wurde, sang mit ihrem ältesten Sohne dieses Lied ihrem Manne, Spezial Ph. D. Burk in Kirchheim (Thl. I. 313), in seiner letzten Stunde zu (22. Merz 1770), worüber derselbe noch sein großes Wohlgefallen bezeugte.

Der alte fromme Theolog zu Rostock, Georg Niehenck, welcher 25. Mai 1714 im 86. Jahr selig verstorben, hat dieses Lied alle

Morgen und Abend viele Jahre lang gesungen, sich seiner Sterblichkeit zu erinnern.
(G. Wimmer. Thl. IV. S. 748.)

Mit gutem Fug und Recht nannte Dr. Christoph Schleupner (s. unten) dieses herrliche Lied „die fröhliche Heerpauke des heiligen Geistes, unter deren Klange so viele Christen ganz getrost gestorben sind." Jeder Vers gibt hiefür Zeugniß.

Den 2. Vers, welcher die Verdeutschung der Worte Augustins: „turbabor, sed non perturbabor etc. ist, seufzte der Churfürst Christian zu Sachsen, der sich dieses Lied auf seinem Sterbebette fleißig singen ließ, als man ihn in der letzten Stunde mit dem heiligen Abendmahl versah. — Desselben tröstete sich auch auf seinem Siechbette der Domdechant zu Magdeburg, Ludwig v. Lochau, und starb am 11. Sept. 1626 unter dem Beten dieser Worte.
(Langbecker, das deutsch-evang. Kirchenlied. 1830.)

Ein roher Sünder, welcher von keinem Prediger hören wollte, hörte einst diesen Vers vor seiner Thüre absingen und ward dadurch dergestalt beweget, daß er gleich einen Prediger vor sich kommen ließ und sich bekehrte.
(Sammlung zum Bau des Reichs Gottes. VIII. S. 1015.)

Den 3. Vers ließ sich der tapfere Kriegsheld und tugendreiche Fürst, Moritz, Herzog von Sachsen, oftmals zur christlichen Todesbereitung vorsprechen und vorsingen, als er an einer in der Schlacht erhaltenen Wunde am 11. Juli 1553 unter seinem Zelte auf den Tod lag. Er ward dadurch gar sehr ermuntert und hielt sich dabei besonders auch an Joh. 3, 16. 10, 9., also daß er dann beim Herannahen des Sterbestündleins die wahrhaft christfürstlichen Worte sprach: „Ich verlasse die Welt mit willigem Herzen und freue mich, daß ich an den Sohn Gottes glaube. Ich trage kein Verlangen mehr nach dem zeitlichen Leben." Darnach verschied er.
(Basl. Sammlungen. 1836. S. 96.)

Dieser Vers war auch das Letzte, was dem sterbenden Dekan M. Fr. Christoph Steinhofer zu Weinsberg am 11. Febr. 1761 noch zugerufen wurde. Als derselbe bis zum Ende ihm vorgesprochen war, lächelte er ganz freundlich und setzte noch mit gebrochener, lallender Stimme ein herzliches „Amen" dazu. Etliche Minuten darauf schlief er sanft ein.
(A. Knapp's Christoterpe. 1837.)

Am 26. Febr. 1705 wurde die gottselige Ehefrau des M. Jakob Porzelius, Diakonus und Präceptors zu Lorach im Baden-Durlach'schen, Christina Elisabetha, die in gesegneten Umständen war, gerade als sie in der Kirche die Sonntagspredigt anhörte, von einer solchen tödtlichen Angst und Schwachheit überfallen, daß es das Ansehen hatte, als sey dieß ihr letzter Lebenstag. Sie

erklärte sich aber mitten in dieser Angst recht schön und sprach: „Nun, wenn es Gottes Wille ist, daß ich sterben solle, so sterbe ich als eine glaubige Christin und verlasse mich auf den Todeskampf und blutigen Verdienst meines Heilandes. „„Ich bin ein Glied an deinem Leib, deß tröst' ich mich"" 2c. (V. 3.). Und wann ich auch gleich mein Kindlein nicht sollte lebendig zur Welt bringen, so weiß ich doch, daß es mit mir zur Schaar der Auserwählten kommt, und hat es sonst keinen Namen, so hat es doch den Namen, daß es ein Christ ist." Wenige Tage darnach, am 7. Merz, starb sie, nachdem man ihr noch ihr Lieblingslied: „Gottlob ein Schritt 2c." (Nro. 584.) hatte vorsprechen müssen.

(Pregizer's gottgeh. Poesien. 1734. S. 446 f.)

Als der Prediger an der Morizkirche zu Halle, M. Elias Andreä, welcher am Dom. 5. p. Epiph. des Jahrs 1617 unter der Predigt von tödtlichen Steinschmerzen befallen worden war, in seiner Todesstunde am 10. Febr. das h. Abendmahl empfangen hatte, sprach er: „Nun kann ich sagen: „„Ich bin ein Glied an deinem Leib 2c.""

(Langbecker, das deutsch-evang. Kirchenlied. 1830.)

Den 4. Vers —

sang Dr. theol. Christian Chemnitz, als ihm der Tod schwer werden wollte, und ward dadurch so getröstet, daß er mit Freuden hinfahren konnte.

Viele Jahre vor seinem Tod, der im J. 1742 erfolgte, fieng einmal der fromme Hessen-Darmstädtische Metropolitan und erste Stadtprediger zu Nidda, Johann Conrad Binzer, des Nachts diesen Vers zu singen an. Als ihn seine Frau darüber aufweckte und ihn fragte: „Was ihm fehle?" gab er zur Antwort: „O! hättest du mich doch schlafen lassen und mir die Freude nicht gestört, welche Gott mir eben jezo gegeben" — woran wir ein lieblich Vorspiel davon haben, wie selig man mit solchem Vers in Herzen und Gedanken zum Tod einschlafen mag.

(Bündlein der Lebendigen. 1748.)

Am Grabe des ehrwürdigen Stadtpfarrers Chr. A. Dann zu Stuttgart (Thl. I. 560) sang am Gründonnerstag den 23. Merz 1837 die Gemeinde, die ihn als geistlichen Vater im Herzen trug, nach dem Wunsche des Seligen den 3. Vers vor der Einsenkung und den 4. Vers nach der Einsenkung des Sarges, der seine irdischen Ueberreste umschloß, nachdem zuvor sein Schüler und Freund in Christo, Diakonus W. Hofacker, das alte von Dann stets gebrauchte Würt. Leichengebet: „Allmächtiger, unsterblicher Gott 2c." gesprochen hatte, darin die Worte stehen: „Herr Jesu Christe, wann unser Zeit und Stündlein kommt, so nimm auch uns in Gnaden von diesem Jammerthal zu dir in den Himmel; mittler Zeit erhalte uns in wahrem Glauben und gottseligem Leben, bis wir hinfahren aus diesem Elende. Du bist die Auferstehung und das Leben, wer an dich glaubt — —.

Laß uns von unserem Schlaf fröhlich zum Leben aufstehen und zur himmlischen Freude eingehen um Dein selbst willen."

Den 5. Vers, dem Schamelius die Ueberschrift: „Himmelfahrt der glaubigen Seele" gibt, —

sprach der Prälat Johann Friedrich Hochstetter von Denkendorf, Sohn des Dekans Conrad H. zu Kirchheim und Bruder des Prälaten Joh. Andreas H. zu Bebenhausen, in seiner Todesstunde am 6. April 1713 als seine letzten Worte voll Glaubensfreudigkeit und Zuversicht aus, worauf ihm dann J. Albrecht Bengel über Ebr. 13, 14. seine erste Leichenpredigt hielt, in welcher er vorstellte: „Den wundersamen Christenstaat: 1) daß sie das, was gegenwärtig und eitel ist, verachten; 2) daß sie nach dem, was zukünftig und unvergänglich ist, trachten". Sein Lebenslauf ist im Christenboten. 1833. Nro. 5. zu lesen. Der Leib- und Seelenspruch, den er sich erwählt hatte, war Psalm 73, 1.: „Israel hat dennoch Gott zum Trost"; täglich hatte er viele Jahre vor seinem Ende mit diesem Liede Gott sein „Stündlein" befohlen.

Der Superintendent zu Gotha, Johann Christian Gotter, streckte seine schwachen Arme, als ihm in seinem schweren Todeskampfe dieser Vers vorgebetet wurde, zitternd aus und sprach ihn mit großer Anstrengung nach, worauf er einen gar süßen Trost empfand.

(G. Wimmer. Thl. IV. S. 749.)

Avenarius aber erzählt im epistolischen Christenschmuck (Bd. II. S. 165): „Ich kenne eine fromme Seele, welche ehmals zu mir sagte, sie liebe dieses Lied dergestalt, daß sie es nicht genugsam singen könne; so oft es in öffentlicher Versammlung oder bei Leichen angestimmt werde, finde sie eine heilige Bewegung bei ihr und lache ihr das Herz im Leibe darüber, und weil sie nicht wüßte, ob sie auch allezeit die Nacht überleben würde, wenn sie sich zu Bette begebe, so wäre dieses allezeit nach ihrem gethanen Abendgebet ihr letzter Seufzer: „„So fahr' ich hin zu Jesu Christ ꝛc."", womit sie sich dann in den Schooß ihres Jesu gelegt, sie möchte nun leben oder sterben, daß sie versichert wäre, sie sey und werde des Herrn Jesu bleiben."

Selbst auf dem Schaffot ertönte dieser Vers aus dem Munde einer Kindsmörderin, die Gott im Gefängniß zu gründlicher Erkenntniß und ernstlichem Bereuen aller ihrer Sünden gebracht hatte, daß sie sich als ein ganz besonderes Exempel der rettenden Gnade Gottes ihrer Rettung vom ewigen Tode herzlich getrösten konnte und eines Tags vor Allen, die sie in ihrem Gefängniß besuchten, das schöne Bekenntniß ablegte: „„Ein Herz mit Reu' und Leid getränkt, mit Christi theurem Blut besprengt"", hat mir Gott gegeben, daher kommt meine Freude und mein Muth, daß ich mich nicht fürchte, morgen zu sterben. O! wie ist mir nun, seit ich dieß neue Herz habe, das Herz so leicht. Sehet ihr, daß Christus die Sünder annimmt und mit ihnen isset?!" Als sie nun am andern Tag, da sie hingerichtet werden sollte, erwachte,

sprach sie: „Viele Freudigkeit hat mir gestern Jesus gegeben, heute ist mein Freitag, da er mir noch mehr gibt." Diese Freudigkeit begleitete sie auf den Richtplatz, und als da noch zum Abschied ihr treuer Seelsorger zu ihr sprach: „Jetzt, spricht Jesus, heute wirst du mit mir im Paradiese seyn", antwortete sie mit lauter Stimme: „Ja, so fahr' ich hin zu Jesu Christ, mein' Arme sich ausstrecken, so schlaf' ich ein und ruhe fein, kein Mensch kann mich" — und als sie so weit gesprochen, trennte das Richtschwert ihr Haupt vom Rumpfe und sie hatte vollendet.

(Glaser, Erzählungen aus dem Reich Gottes. 1842. Nro. 732. S. 661—664.)

Ueber dieses Lied wurden im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert gar viele Leichenpredigten gehalten. Dr. Christoph Schleupner, Generalsuperintendent in Baireuth, gab eine Erklärung dieses Lieds in zehn Predigten heraus unter dem Titel: „Selige Himmelfahrt der Glaubigen. Leipz. 1619." Namentlich hat auch Johannes Heinitzius, Prediger an der St. Marienkirche zu Schweidnitz, über dieses Lied dreizehn Predigten geschrieben, weil er erkannte, „daß es ganz gefährlich sey, zu sterben, wenn man sich nicht zuvor dazu wohl bereitet habe, und daß die Arznei zu langsam bereitet werde, wenn der Tod schon den Menschen angreift und mit ihm davon will". So wurde ihm dann auch in seiner Todesstunde (1598) dieß Lied gar tröstlich und er sagte den Umstehenden noch Wort für Wort, was er über die letzte Zeile: „Drum fahr' ich hin mit Freuden" geschrieben hatte. Im J. 1603 wurden dann diese Predigten gedruckt unter dem Titel: „Euthanasia oder selige Heimfahrt in das rechte Vaterland."

Die **Melodie** a e fis gis a a h cis a ist nicht von Nik. Hermann, dem sie gewöhnlich zugeschrieben wird, erfunden. Denn in seinen „Historien von der Sündfluth" vom J. 1563 erscheint das Lied mit der Bezeichnung: „Im Thon: „„Wie von der Sündfluth"" oder: „„Es ist das Heil uns kommen her"", und die erstere dieser beiden Melodien ist eine ganz andere, als die gewöhnliche und jetzt noch gebräuchliche. Auch dem J. Hermann Schein (Thl. I. 416) ist sie mit Unrecht zugeschrieben worden; er hat sie bloß in seinem Cantional vom J. 1627 mit einem Tonsatz geschmückt mitgetheilt. In W. erscheint sie schon im gr. Kirch.-G. von 1595.

606. Christus, der ist mein Leben.

Gewöhnlich hält man, wiewohl mit Unrecht, Simon Graf, Pfarrer zu Schandau ~~oder Schöndau~~ an der Elbe, für den Verfasser, in dessen Gebetbuch: „Geistlich edel Herzpulver" vom J. 1632 dieses Lied steht. Nach B. Haug geben einige als Dichterin des Liedes an — Anna, Gemahlin des Grafen Heinrich v. Stolberg, die ums J. 1600 dichtete. Das Lied findet sich bereits im Coburger Gesang-

buch von 1621, und noch früher in Vulpius Gesangbuch vom Jahr 1604, während Graf erst im J. 1603 in Siebenbürgen geboren ist. Er war längere Zeit Feldprediger im dreißigjährigen Krieg und darnach von 1634—1659 Pfarrer in Schandau.

Schamelius führt es mit dem Titel auf: „Ein schön trostreiches Lied um ein seliges Simeonsstündlein. Phil. 1, 21."

Also hat es sich auch in alter und neuer Zeit schon vielfach erprobt, weßhalb wohl auch im Zwickauischen Gesangbuch zu lesen steht, eine gräfliche Matrone habe es den „Todes-Trutz" genannt.

Henriette Luise, Markgräfin von Brandenburg, die im 27. Lebensjahr zu Onolzbach im J. 1650 das Zeitliche gesegnen mußte, ließ es sich, indem sie den Umstehenden das Weinen verbot, vor ihrem Sterben singen und sang dabei mit freudigem Herzen, lächelndem Munde und lieblicher Stimme mit bis zum Ende, worauf sie ohn' einig Ach und Weh sanft und still ihren Geist aufgab.
(Otho's Krankentrost. S. 1449.)

Eine andere fromme Fürstin, Luise Albertine zu Anhalt-Bernburg, die in ihrem 21. Lebensjahr schon sterben mußte, betete es, nachdem sie ein kraftvolles Glaubensbekenntniß von Jesu Christo, als ihrem Herrn und Heiland, abgelegt und sich gänzlich damit zufrieden erklärt hatte, daß ihr himmlischer Vater sie in der schönsten Blüthe ihrer Tage hinwegnehme, worauf sie freudig und selig verschied im J. 1769.
(Fedderfen, Nachrichten rc. I. 270.)

Sophia Elisabeth, die Ehefrau des Dr. jur. Nik. Clemens zu Schmalkalden, fieng auf ihrem Todtenbett in Gegenwart ihres Beichtvaters mit lauter Stimme dieses Lied zu singen an. Nachdem sie geendigt, fragte sie die Anwesenden, ob sie auch wohl die schöne Musik höreten, die jezo erschallete. Und da man ihr antwortete: „Wo sie denn solche vernehme?" sagte sie: „Zur rechten Seite", worauf sie auch selig verschieden.
(Avenarii Sendschreiben an M. Ludovicus. 1705. S. 18.)

Das letzte Wort des gottseligen Johann Arndt, Generalsuperintendenten von Lüneburg, der „das wahre Christenthum" geschrieben, war: „Nun hab' ich überwunden" (V. 3.), worauf er sich selber fein zurechte geleget, nichts mehr geredet und nach anderthalb Stunden selig eingeschlafen, 11. Mai 1621.

Der bekannte Andreas Thomsen, der fromme und glaubenseifrige Prediger zu Fahretoft und Söruck im Herzogthum Schleswig vom J. 1763—1809, ließ sich dieses Lied vor seinem Ende noch zur Erquickung vorlesen, indem er dabei zwischenein manche Wahrheit desselben bekräftigte, und trat dann so vorbereitet und gestärkt den Weg durchs dunkle Todesthal an am 22. Nov. 1809.
(Basler Sammlungen. 1811.)

Als Mömes, der glaubensmuthige, eifrige Prediger von Altenhausen, Dichter von Nro. 468. (Thl. I. 616), acht Tage vor seinem sichtlich herannahenden Tode auf dem Sterbebette das h. Abendmahl mit den Seinigen feierte, ließ er den Lehrer mit seinen Schülern kommen, daß sie ihm dieses Lied anstimmten. Als nun endlich seine Todesstunde am 14. Okt. 1834 gekommen war, sangen ihm dasselbe seine Gattin und Kinder noch um die Zeit seines Verscheidens — denn es war allezeit sein Lieblingslied. Daran labte sich denn auch noch seine Seele also, daß er bezeugte, er sterbe freudig und getrost, denn sein Herr und Heiland vertrete ihn im Gericht, und ließe es seine Schwachheit zu, so gienge er mit einem Triumphlied auf Gottes Barmherzigkeit hinüber.

Auch auf der ostindischen Küste erklang dieser erquickliche Sterbegesang zum Labsal eines Sterbenden, des ehrwürdigen Arbeiters auf dem Erntefeld der Heiden, Christian Friedrich Schwarz (s. zu Nro. 142.), der 48 Jahre lang, von 1750—1798, als Missionar in Ostindien arbeitete. Als er auf seinem Sterbelager von einem tiefen Schlummer erwacht war, sangen ihm die Umstehenden diesen Gesang sanft und tief gerührt vor, wobei er mitsang, gar demüthig und herrlich von seinem Erlöser sprach und aufgelöst und bei Christo zu seyn wünschte. „Hätte es dem Herrn gefallen," sagte er, „mich länger zu erhalten, so wäre es mir lieb gewesen; ich hätte dann den Armen und Kranken noch ein Wort sagen können, aber sein Wille geschehe! Er nehme mich nur in Gnaden an! In deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöst, du treuer Gott."

Auch in die letzten Stunden des geistlichen Vaters und Bildners so vieler Missionare unserer Zeit, des seligen M. Christian Gottlieb Blumhardt, Inspektors der Basler Missionsanstalt von 1815—1838 (geb. in Stuttgart als eines Schuhmachers Sohn am 29. April 1779), greift dieses Lied mit seinen herzstärkenden, tröstlichen Klängen und Worten gar lieblich ein. Es war stets sein Lieblingslied, und so wollte er sich daran auch noch in der Todesstunde erquicken. Nach mehrwöchentlicher Krankheit im Spätling 1838, in der sein Geist bei allen Stürmen auf die Leibeshütte stets klar und seine Freude über die Erlösung durch Jesum Christum fest blieb, er auch noch mit seliger Heiterkeit allerlei Anordnungen traf, wie es nach seinem Sterben gehalten werden solle, hatte er endlich am 19. Dez. Morgens die klare Sprache, nicht aber das klare Bewußtseyn verloren. Bibelsprüche und Liederverse waren immer in seinem Munde. Nach seiner Anordnung wurden nun mehrere Missionszöglinge herbeigerufen, die ihm in seinem letzten Stündlein zur Erquickung noch etliche Verse aus diesem Lied singen sollten. Die Brüder standen um das Bett her und sangen in sanftem Chor den 1. Vers. Dann noch: „Jesus ist für mich gestorben". Hierauf bat er mit gebrochener Stimme noch um Absingung des 7. Verses aus:

„Christus, der ist rc.", den sie dann auch unter Vergießung vieler Thränen nach dem Original sangen:

„Ach! laß mich an dir kleben, Und ewig bei dir leben
Wie eine Klett' am Kleid, In himmlischer Wonn' und Freud'."

Während dieses Gesangs und des darauf folgenden Gebets war seine Seele in stiller Anschauung der zukünftigen Herrlichkeit verloren. Dann stammelte er mit gebrochener Stimme: „Es bricht herein! Hallelujah!" — und nun schied seine Seele um halb eilf Uhr unter dem Gebet der Umstehenden sanft und schmerzlos, fast unbemerkt von der Leibeshülle.

(Leichenrede über Joh. 11, 11. bei Blumhard's Beerdigung von La Roche, Pfarrer, nebst einem Umriß seiner Lebensgeschichte. Basel. 1838.)

In dem Anhang zu der Ausgabe des gr. W. Kirch.=G. vom J. 1686 ist dem Liede noch ein 8. Vers angehängt:

„Der Tod kann mir nicht schaden, Darauf in Gottes Gnaden,
Sterben ist mein Gewinn, Fahr' ich mit Freud' dahin."

In Weber's Gesangbuch vom J. 1638 steht ein anderer Vers am Schluß:

„Wohl in des Himmels Throne Dem Vater und dem Sohne,
Sing' ich Lob, Ehr' und Preis, Und dem heiligen Geist."

Ebenso im W. Hausgesangbuch vom J. 1664, wo das Lied zuerst in W. erscheint und die zwei letzten Zeilen dieses Verses so lauten: „Und ewig bei dir wohne Im schönen Paradeis."

Der Bibelgrund des Liedes ist folgender:
Vers 1.: Phil. 1, 21. Luc. 2, 29.
Vers 2.: Ebr. 2, 11. 1 Theff. 4, 17.
Vers 3.: Röm. 8, 37. 5, 10. Offenb. 12, 11.
Vers 4.: Jes. 38, 14. Klagl. 3, 56.
Vers 7.: Psalm 63, 9. Jes. 35, 10.

Im Original steht V. 3. Z. 3., was wir öfters in alten Liedern finden: „Durch dein' heilig' fünf Wunden" (s. Nro. 308. im W. G. von 1741).

Die **Melodie** es f g f g c b as g ist wahrscheinlich aus der weltlichen Volksweise: „Warum willst du wegziehen?" entstanden, wenigstens verweist das Coburger Gesangbuch von 1621 bei dem Lied auf diese Volksweise. Melchior Vulpius, Cantor zu Weimar, führt sie zuerst auf in seinem „schön geistlich Gesangbuch" vom J. 1604. Irrthümlich ist sie auch schon dem Hermann Fink, der ums J. 1558 Musikus zu Wittenberg war, zugeschrieben worden.

607. Weiche, Todesschrecken, weiche.

Von **Lavater** gedichtet, nachdem er am 26. Sept. 1799 durch den französischen Grenadier bei der Besetzung Zürichs die tödt-

liche Schußwunde erhalten hatte, die ihm so viele Schmerzen bereitete und nach fünf Vierteljahren seinen Tod herbeiführte (Thl. I. 524).

Als er am letzten Tage seines Lebens, 2. Jan. 1801, von peinlichen Schmerzen furchtbar gequält da lag, sagte er zu den Seinigen: „So gehet es in Gottes Namen nicht mehr lange! Ach! nicht wahr, ihr gönnt es mir auch, wenn ich nun bald als ruhige Leiche da liege? (V. 1.) Gelt, ihr gönnt mir auch meine Erlösung und Vollendung?"

(Lavater's Leben von G. Geßner. 3. Bd. S. 537.)

So angesehen ist dieses Lied rührend schön, aber als Kirchenlied will es nicht recht taugen.

Zur Melodie vgl. Nro. 51.

608. Auf meinen Jesum will ich sterben.

Aus den „geistlichen und weltlichen Poesien" des Consistorialsecretairs Salomon Frank zu Weimar, 1. Thl. vom J. 1711. Er hatte sich selbst als Leichentext Luc. 10, 20. festgesetzt, woraus seine gute Hoffnung auf ein seliges Einschlafen hervorleuchtet (Thl. I. 395).

Als der am 7. Febr. 1821 heimgegangene Dekan Magnus Fr. Zeller zu Herrenberg, vorher Pfarrer in Mundelsheim, an einem seiner schwersten letzten Tage unter heftigen Krämpfen geraume Zeit sprachlos dagelegen war, erhob er sich auf einmal und sprach mit erhobener Stimme zweimal die Worte: „Auf Jesum schlaf' ich selig ein", — „Gottlob, daß ich's noch habe sagen können!" — setzte er hinzu und sprach dann zu seinen drei jüngsten Kindern: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden — das behaltet nur recht, ihr liebe Kinder! suchet nur euren Heiland recht frühe, nur recht frühe!"

(Basl. Samml. 1842. S. 283.)

Als der 84jährige Simeon, Johann Jakob Moser (Thl. I. 326), von einem sanften Schlagfluß getroffen in seinem Lehnsessel lag und sich zum Todesschlaf neigte, sprach ihm sein Herzensfreund den 1., 2., 3. und 8. Vers dieses Liedes noch sanft tröstend ins Ohr. So hatte ers sich für sein letztes Stündlein von demselben ausgebeten, denn er sagte öfters zu ihm: „Wenn ich sterbe, so beten Sie mir, aber allemal nur ein Wörtlein, was Ihnen der Herr in Sinn geben wird."

Am 5. Merz 1796 wurde „der arme Andres" von Oettingen bei Heidenheim hingerichtet, weil er ein von ihm geschwängertes Mädchen vergiftet hatte. In seinen Ketten und Banden war er von den Sündenketten, die ihn seither gebunden hatten, losgeworden und hatte sich gründlich bekehrt. Als er nun vor dem Schaffot anlangte, rief er, seiner göttlichen Begnadigung gewiß, ganz freudig aus: „Auf meinen Jesum will ich sterben rc." Auch seine letzte Rede war noch Lob und Preis Gottes — „Ehre sey Gott dem

Vater" — so rief er — „und Sohn und dem h. Geiste" — und da er das Amen hinzusetzen wollte, fiel sein Haupt durch das Schwert.

(Basl. Samml. 1796.)

Das Lied, das im Original so anfängt: „Auf meinen Jesum will ich sterben getrost mit Fried' und Freudigkeit, in seinem Blute will ich färben mein allerschönstes Hochzeitkleid" sollte mit etwas größerer Berücksichtigung der Originalfassung gegeben seyn, etwa wie im Hohenlohe'schen Gesangbuch von 1784. Der Refrain heißt eigentlich: „Auf Jesum leb' und schlaf' ich ein" und im Schlußvers: „Dir leb' und schlaf' ich selig ein", was nebst den Anfangsworten schon im W. G. von 1741 (Nro. 463.) geändert wurde.

Zur Melodie vgl. Nro. 590.

609. Der Hirt, am Kreuz gestorben.

Aus Ph. Fr. **Hiller's** Schatzkästlein. 2. Thl. vom Jahr 1767 über den Tod des Stephanus, von dem gar kurz, aber viel besagend Ap.Gesch. 7, 59. geschrieben ist: „Und er entschlief." Hiller macht den Beisatz: „Das ist ein wundersamer Ausdruck der Schrift von dem gesteinigten Stephano. Was machte er? Er starb in dem Herrn. In ihm sterben, heißt mehr entschlafen, als sterben."

Das Original beginnt mit den Worten: „Das Lamm am Kreuzesstammen starb Sünde zu verdammen, nun heißt rc." Mit der durch A. Knapp angebrachten Aenderung dieser Anfangsworte wurde es zum erstenmal bei der Beerdigung der Gattin desselben am 14. April 1835 zu Kirchheim vor dem Trauerhaus gesungen und so in dem „Denkmal der Liebe", das er ihr zum Gedächtniß schrieb, erstmals abgedruckt. Die Gesangbuchscommission setzte später „Der Hirt" für „Das Lamm".

Johannes Weiß, der fromme Schneidermeister im Dorfe Aigen in Oberösterreich, von dem schon bei Nro. 549. berichtet ist, sang dieses liebliche, tröstliche Lied vor seiner Auflösung, der er getrost entgegensah, weil die Versöhnung Jesu sein einziger Ruhepunkt war, gar oft, vornämlich den 1. Vers. Er war geb. 1764, † 1796.

Bei den zwei Schlußzeilen, die im Original noch bezeichnender lauten:

„Und laß mein neu Kleid glänzen
Wie Lilien in dem Lenzen",

mag Hiller neben Offenb. 3, 4. 5. die Stellen Jes. 35, 1. Sir. 50, 8. im Auge gehabt haben.

In Vers 5. ist die Originalfassung der Z. 3. u. 4.: „Laß auf dein Blutvergießen mich einst die Augen schließen.

Zur Melodie vgl. Nro. 260.

610. Herr (O) Jesu Christ, mein Lebenslicht.

Aus Martin **Behemb's** oder **Böhme's**, Oberpfarrers zu Lauban in der Lausitz — „Sterbegebeten" vom J. 1711.

Man merkt es diesem Liede an, daß es aus der Tiefe eines von der Liebe zum Gekreuzigten ganz hingenommenen Herzens entströmt ist, wie denn auch von dem Dichter erzählt wird, er habe sich sein ganzes Leben hindurch in die Passion Christi vertieft, um sie sich und Andern tief ins Herz zu prägen.

Das Original hat 14 Verse, in welchen von V. 4—10., die nun in V. 4—6. zusammengezogen sind, die Früchte von einem jeden einzelnen Stück des Leidens Christi dargelegt werden, wobei die Anwendung freilich oft sehr ins Einzelne geht und gezwungen ist, z. B. „Dein Backenstreich und Ruthen frisch der Sünden Striemen mir abwisch (V. 5.) — „die reinen Grabetücher dein laß meinen Sterbekittel seyn" (V. 9.) — „laß mich durch deine Nägelmaal erblicken meine Gnadenwahl, durch deine aufgespaltne Seit' mein' arme Seele heimbegleit" (V. 10.) — und der selbst in den ältesten W. G. fehlende Vers 7.:

„Die heiligen fünf Wunden dein
Laß mir rechte Felslöcher seyn,
Darein ich flieh' als eine Taub',
Daß mich der höll'sche Weih' nicht raub'
(vgl. Nro. 313. im W. G. von 1741).

Dieses edle Lied wurde bald außerordentlich beliebt und ist auch vor vielen vornämlich an Sterbebetten brauchbar, daß es den in letzten Zügen Liegenden vorgebetet werde. Damit ist schon Vielen, denen die Augen im Tode zu dunkeln anfiengen, ein Licht ins Herz gegeben worden, das sie auch durch's dunkle Thal begleitete.

Die Alten wissen deßhalb auch dieses Lied nicht genug zu ehren mit allerlei schönen Titeln. Schamelius nennt es den „Trost der Sterbenden aus dem heiligen Leiden und Sterben Christi." M. Jeremias Weber — eine „Reise durch den Tod ins ewige Leben," Andere — eine „Wallfahrt zum Grabe Christi" — eine „Zueignung des Leidens Christi zum seligen Sterben", und der alte Gottesmann Fiedler zu Halberstadt sagt davon: „Ich wollte wünschen, daß das überaus schöne Gebetlein Jedermann möchte auswendig wissen und in seiner Todesnoth gebrauchen."

Es wurde auch vielfach erklärt. Namentlich Dr. J. Chr. Adami schrieb darüber einen Traktat als Generalsuperintendent und Pastor zu Lübben unter dem Titel: „Der schreiende Hirsch, oder seufzendes Herz eines nach dem Herrn Christo verlangenden Christen, in 51 Trauer- und Trostandachten. 1700."

Wenzeslaus Bergmann erzählt in seinen **Trem. mortis hor. P. I.** S. 415 von seinem Vater Michael Bergmann, der im Jahr 1624 um des evangelischen Glaubens willen aus Böhmen vertrieben worden war und am 20. Dez. 1648 zu Breslau starb, in seiner letzten tödtlichen Krankheit, da er viel zu leiden hatte, habe er sich dem Bett gegenüber ein gemaltes Crucifix an die Wand heften und dabei das Lied: „Herr Jesu Christ, meins ꝛc." vorsingen lassen, damit er in seinen Schmerzen aus den Schmerzen Christi am Kreuz könne Trost

schöpfen. Als er hernach gefragt worden, ob er ein Labsal begehre, sey seine Antwort gewesen: „Christus ist mein Labsal“; seine Wallfahrt aber habe er zuletzt mit den Worten beschlossen: „Herr Jesu, ich weiß gewiß, heute werde ich mit dir im Paradiese seyn“ (V. 2.).

Peter Frank, ein Bruder des berühmten geistlichen Liederdichters Michael Frank und selbst auch ein guter geistlicher Dichter und Sänger, Pfarrer zu Gleussen bei Coburg (Thl. I. 183), ließ wenige Stunden vor seinem Ende im J. 1675 den Schulmeister mit den Schulknaben vor sein Sterbelager kommen und sich dieses schöne Sterbelied vorsingen, wobei er seinem Weibe den von ihr empfangenen und dreißig Jahre am Finger getragenen Trauring mit beweglichen Abschiedsworten wieder zurückgab.

(Joh. Christ. Thomä Licht am Abend. Coburg. 1722. S. 781.)

Auch der vielberühmte Orgelmeister Johann Pachelbel zu Nürnberg (Thl. I. 439), von welchem wahrscheinlich die schöne tröstliche Weise: „Was Gott thut, das ist wohlgethan“ ersonnen worden ist (vgl. zu Nro. 461.), hat sich, als er am 3. Merz 1706 zum Sterben kam, an diesem Liede, das stets sein Lieblingslied gewesen, noch erquickt und ist unter dem leisen Singen desselben verschieden. So berichtet Mattheson. — Dem bewährten Freunde Spener's, M. Christian Luccius, Prediger an der Kreuzkirche zu Dresden, beteten es seine Amtsbrüder, die in seiner Todesstunde am 21. Sept. 1690 um ihn versammelt waren, vor, und er sprach es ihnen andächtig nach.

(Dr. Götzen's Gerhard'sche Liederwoche. S. 357.)

Georg Friedrich Helmershausen,, Sachsen-Weimar'scher Oberconsistorialrath, ein edler Christ, der durch sein ganzes Benehmen auf dem Sterbebette zeigte, wie der Christ im Frieden sterbe, ließ sich dasselbe vor seinem Tod im J. 1757 gleichfalls vorsingen, nachdem man ihm zuvor das 3. Kapitel Johannis hatte lesen müssen. Nachdem das Lied zu Ende war, sprach er dann schon halb im Todesschlummer die Worte Pauli 2 Tim. 4, 7. 8.

(Feddersen, Nachrichten rc. III., 327.)

Pregizer erzählt in seinen gottgeheiligten Poesien. 1721. S. 466 von einer frommen Jungfrau zu Tübingen, Maria Regina Tafel, die mit Maria das beste Theil erwählt und Gottes heiliges Wort in die Tafeln ihres Herzens tief eingedruckt gehabt habe, weßhalb sie auch zum königlichen Priesterthum (als Regina) gehöret, sie habe dieses Lied in ihrer letzten Stunde am 27. Dez. 1721 mit unaussprechlicher Freudigkeit als ihr Schwanenlied gesungen.

Auch Jeremias Flatt, der in Stuttgart noch bei manchen Familien in gesegnetstem Andenken stehende fromme Hauslehrer und frühere Provisor am Waisenhaus (s. zu Nro. 295.), sang am 16. Jan. 1822 in seinen letzten Lebensstunden mit einigen seiner Freunden, wiewohl ganz schwach, noch dieses Lied und setzte dann, nachdem dasselbe vollendet war, sichtbar das stille Gebet fort bis zum letzten Athem-

zug, also daß er sich, wie sein Grabredner, Dr. C. C. Flatt, der ihm Luc. 2, 29. und 2 Tim. 4, 7. nachrief, bezeugt, eigentlich in den Himmel hineingebetet hat.

(Christenbote. 1833. Nro. 4.)

Der 8. Vers: „Am jüngsten Tag ꝛc.", dessen Schlußzeile im Original (V. 12.) lautet: „Welch's das erschröcklich Urtheil spricht", hat einst zu Berlin einen Missethäter, dem das Todesurtheil gesprochen war, zur Bekehrung getrieben.

(Schamelius.)

Die **Melodie** in G Dur, g g g e fis g a g fis im dreitheiligen Takt, ist die ursprüngliche Fassung, wie sie zuerst ums Jahr 1636 bekannt wurde. Der Sänger ist unbekannt; irrthümlich wurde sie eine Zeitlang dem Mich. Prätorius, der im J. 1621 als Kapellmeister zu Wolfenbüttel starb (Thl. I. 116), zugeschrieben.

Die Weise b b b a g a b c b a g im viertheiligen Takt ist die überarbeitete Urmelodie, wie sie als Transpositio per tertiam bereits im Störl'schen W. Gb. von 1721 vorkommt, jedoch noch im dreitheiligen Takt, der nun nach dem Vorgang des Gb. von 1828 in den viertheiligen verwandelt ist.

612. Wie Simeon verschieden.

Aus Ph. Fr. **Hiller's** Schatzkästlein. 2. Thl. vom Jahr 1767 über Simeon's Schwanengesang Luc. 2, 29. mit dem Beisatz: „Die Versicherung von dem Heiland bringt die rechte Lust abzuscheiden."

Dieses Seitenstück zu Luther's Simeonischem Lobgesang: „Mit Fried' und Freud' ich fahr' dahin" (Nro. 600) dichtete **Hiller** selbst als ein Simeon in den letzten Lebensjahren, da er alt war und lebenssatt, und sehnsüchtig wartete auf den Trost Israels (Thl. I. 319).

Zur Melodie vgl. Nro. 606.

613. Laß mir, wenn meine Augen brechen.

Aus dem Anhang zu dem sogenannten „Londoner Gesangbuch" vom J. 1754, welches der Graf Nik. L. v. Zinzendorf unter dem Titel: „Alt und neuer Brüdergesang. 1753—55." zum Privatgebrauch in London herausgab; findet sich auch im Nachtrag zum Brüdergesangbuch vom J. 1806. Des Grafen früh vollendeter Sohn, Christian Renatus v. **Zinzendorf**, dichtete es zu London im J. 1751, wo er sich kränkelnd und dem Tod entgegenreifend bei seinem Vater aufhielt, nicht lange vor seinem Tode, den er als fünfundzwanzigjähriger Jüngling am 28. Mai 1752 erleiden mußte (Thl. I. 380). Eine innige und persönliche Liebe zum leidenden und sterbenden Heiland erfüllte sein ganzes Herz und Wesen und versüßte ihm den frühen Tod.

Zur Melodie vgl. Nr. 87.

614. O, wie selig seyd ihr doch, ihr Frommen.

Simon Dach, der vielberühmte Königsberger Dichter (Thl. I. 144), dessen Herz von sehnsuchtsvollem Heimweh nach der ewigen Heimath tief durchdrungen war, dichtete dieses Lied im J. 1635 auf den Tod Hiob Lepner's, Bürgermeisters der Königsberger Altstadt. „Ihr seyd entgangen aller Noth" — ruft er hier dem ehrenwerthen Lepner ins Grab nach, von dem uns berichtet wird, daß sein Leben keine andere Würze gekannt, als Arbeit, Mühsal, beschwerliche Reisen und, was das Traurigste gewesen, die Trauer um des Vaterlandes nahen Untergang; aber auch dieses Bittere habe er zu würzen gewußt durch die himmlische Tonkunst, deren er nie satt werden können.

Mit dem J. 1650 fieng sich das Lied in größern Kreisen zu verbreiten an und wurde im J. 1723 selbst in die malabarische Sprache übersetzt. H. Alberti hat es zuerst im 8. Folioband seiner „musikalischen Kürbishütte oder Arien rc." vom J. 1650 veröffentlicht. Im alten Dresden'schen Gesangbuch hat es den Titel: „Ehrenpreis der Selig=Verstorbenen. Offenb. 14, 13. 14."

A. H. Franke stellte in einer Lectio paränetica, die er den Studenten der Theologie zu Halle am 9. Jan. 1721 hielt, das gesegnete Exempel des alten Theologen Dr. Joh. Andreas Hochstetter, Prälaten zu Bebenhausen, der kurz vorher gestorben war und mit dem er in herzlicher Freundschaft stand, zur Erweckung und Aufmunterung vor, wobei er einen Brief seines Sohnes Christian Hochstetter vom 6. Juli 1719 vorlas, in welchem derselbe ihm vertraulich Folgendes berichtet, was sich mit seinem alten Vater begeben: „In seinem dreiundachtzigsten Jahre hat er sich in Begleitung seiner Familie zu den Gräbern seiner in dem Herrn ruhenden Voreltern und Verwandten in die Kirche zu Bebenhausen tragen lassen und vermeldet, er halte dafür, daß wenn der Herr gesagt: „„Bestelle dein Haus rc."" (Jes. 38, 1.), und man sich also nach solchem Wort des Herrn verbunden achten solle, das Haus, worin man eine kurze Zeit sein Leben zugebracht, zu bestellen, so sey es dem göttlichen Willen viel gemäßer, das Haus seines Grabes zu bestellen, worin der Leib bis zur Auferstehung am jüngsten Tag bleiben solle; worauf er das Haus seines Grabes bezeichnet und dasselbe geheiliget mit dem Wort Gottes und einer ernstlichen Anrede an seine Kinder, Enkel und Hausgenossen, sagend: „„Ach! glaubet und lebet also, daß ihr mit Freuden vor euer Grab treten und dasselbe mit Freuden ansehen dürfet als das Haus, daraus euch der Bräutigam zu seiner Zeit heimholen wird, nicht aber davor erschrecken müßt als vor dem Gefängniß, darin ihr bis zum letzten Urtheil und dessen Execution als Uebelthäter verwahret liegen sollt."" Darauf hat er bei seinem Grabe ferner geredet von der lebendigen Hoffnung der Auferstehung, wie Christus unser Leben, Sterben und der Tod unser Gewinn sey, dabei ausgerufen: „„Sehet, wie ich mich freue, in die Kammer meines Grabes zu kommen, denn hier ist meine

Brautkammer, daraus mich mein Heiland mit unaussprechlicher Freude ausführen wird,"" und zum Beschluß singen lassen: „„O wie selig seyd ihr doch, ihr Frommen 2c."" Und: „„Christus, der ist mein Leben."" Dieses ist geschehen im Julio A. 1719."

Von da an hatte er dann nur noch sechzehn Monate auf die Erfüllung des sehnlichen Wunsches zu warten, den er mit dem letzten Vers des Dach'schen Liedes ausgesprochen: „Komm', o Christe, komm', uns auszuspannen 2c." Am 7. Nov. 1720 nahm eine vorher leicht anfangende Kränklichkeit auf einmal eine so bedenkliche Wendung, daß man wohl bemerken konnte, es gehe seinem Ende zu. Als die um das Sterbebett versammelten Söhne ihn fragten: „Ob er auch lebendige Hoffnung zu Gott habe?" — so ward der Geist dieses alten Israels, ihres Vaters, in ihm lebendig. Er nahm seine Kräfte zusammen, um deutlich und freudig bezeugen zu können das Werk des Geistes und seiner Tröstungen, die mächtig ausgegossen seyen über seine Seele. Er hatte drei Jahre zuvor, als Franke auf seiner Reise durch Würtemberg ihn besuchte und ihn zum Abschied fragte, was er wohl insonderheit wünschte, daß er für ihn in seiner täglichen Fürbitte von Gott erflehe, geantwortet: „Er habe über so große Unempfindlichkeit des Trostes und über so große Dürre zu klagen, also wäre sein sonderbarer Wunsch, daß ihm Gott noch vor seinem Ende dießfalls Gnade erzeigen wolle." Das ward ihm nun also vom Herrn gewähret, so daß sein Sohn, als er nun Franke den Tod des Vaters meldete, also schreiben konnte: „Das Ende des seligen Mannes war sehr erbaulich, sanft und stille, wie er sich oft gewünscht. Und da er in seinem Leben sehr oft bekümmert gewesen, daß seine Seele durstig, leer und dürre, so bezeugte er an seinem Ende, daß er voll lebendiger Hoffnung, der Kindschaft Gottes gewiß und seine Seele des Trostes des h. Geistes voll sey." War es doch, als sollten auch die trauernden Freunde, die um sein Sterbelager versammelt waren, an diesen Tröstungen ihren Theil haben. In der Nacht nämlich vor dem Todestage des seligen Greises, 8. Nov. 1720, zuerst Abends um neun Uhr, dann früh um drei Uhr vernahmen sie Alle eine lieblich und sanft lautende Musik, wie wenn die herrlichsten Instrumente mit einer hellsingenden Stimme abwechselten und als ertöne das außen vor den Fenstern des Zimmers. Das freudig leuchtende Angesicht des Sterbenden bezeugte, daß auch er diese Töne vernehme, worüber er dann auch zu den Umstehenden sagte: „Nun, da seine Zunge Gottes Lob nicht mehr besingen könne, so habe der Engel Musik begonnen und er fühle nun die himmlische Erquickung, nach der er sich so oft gesehnet" (V. 4.). Mittags um zwölf Uhr schied seine Seele von hinnen und zog zu den himmlischen Jubelklängen.

(A. H. Franke's Gedächtniß- und Leichenpredigten. Halle. 1723. S. 971—980. — Schubert, Altes und Neues. 4. Bd. 1. Abth. S. 109 bis 117. — Christenbote. 1832. Nro. 48.)

Die **Melodie**, f a b c c d c b a c b a, ist wahrscheinlich

von dem seligen Hofcantor Stötzel in Stuttgart (Thl. I. 450), und steht zum erstenmal in der von ihm besorgten Ausgabe des Störl'schen W. Gb. vom J. 1744; doch ist sie nun, wie schon im Gb. von 1828, mit einigen Veränderungen gegeben. In den W. Gb. von 1711 und 1721, die Störl besorgte, findet sich ausschließlich die Melodie — a d c b a b a g f g f, welche sich in H. Alberti's musikalischer Kürbishütte vom J. 1650 findet und in den W. Gb. von 1744 und 1777 neben der Stötzel'schen aufgeführt ist. Sie ist von Crüger erfunden und in seinen „geistlichen Kirchenmelodien" vom J. 1649 zuerst mitgetheilt. Im Anhang zum W. gr. Kirch.=G. von 1711 steht eine dritte Melodie im dreiviertel Takt: c d e c h a c a h c h.

Ursprünglich hatte der Kapellmeister Joh. Stobäus von Königsberg für das Dach'sche Lied, gleich nachdem es gedichtet war (1635), damit es bei der Beerdigung des Bürgermeisters Lepner gesungen werden konnte, die alte Choralweise „Jesus Christus unser Heiland" vom J. 1541 in einem fünfstimmigen schönen Tonsatz zugerichtet und darnach wurde es längere Zeit gesungen.

Das W. Gb. von 1798 enthält auch eine ganz neue von Knecht im J. 1794 erfundene Weise a b c a d c b a g c b a.

C. Begräbnißlieder.

617. Wohlauf, wohlan, zum letzten Gang!

Ein schönes Lied aus der Neuzeit, von Hofprediger Dr. Sachse in Altenburg (Thl. I. 614) noch als Diakonus in Meuselwitz gedichtet und zum erstenmal mitgetheilt in seinen „christlichen Gesängen zum Gebrauch bei Beerdigungen und bei der Todtenfeier. Altenburg 1822." Es hat dort den Titel: „Gesang während eines Leichenzuges. (Nach den Umständen theilbar und theilweise auch anderwärts anwendbar.)"

Der Abschnitt 1. ist geeignet, vor dem Trauerhaus, Abschnitt 2. während des Zugs auf den Friedhof und Abschnitt 3. vor dem Thor des Friedhofs und beim Einzug in denselben gesungen zu werden.

Bei der Dichtung des Lieds schwebte dem Dichter der reflektirende und deutende Chor der griechischen Tragödie vor.

Das Original ist mit mancherlei Aenderungen, die es durch A. Knapp bei der Aufnahme in den Liederschatz im J. 1837 erhielt, im W. G. mitgetheilt. Nach einer handschriftlichen, vor mir liegenden Mittheilung legt der Dichter gegen solchen „Sublimationsprozeß" und insbesondere gegen die Aenderung in V. 2. und 3. Protest ein. Vers 2. soll nämlich bloß den Abschied von dem Haus, von der Stätte, worin der Verstorbene — vielleicht lange gewohnt und gewirkt hat, und worin

seine Lieben nun ohne ihn zurückbleiben, ausdrücken. Darum lautet das Original:

2. Du Herberg' in der Wanderzeit
Gehab dich wohl und laß dein Leid!
Schleuß nur getrost die Pforte zu!
Was trauerst du?
Dein Gast geht hin zur ew'gen Ruh'.

3. Tragt ihn fein sanft ins Schlafgemach,
Ihr Lieben, folgt ihm segnend nach!
f. f.

Vers 4. ist ganz ausgelassen. Er lautet:

„Ein Festschmuck ist der Särge Tuch,
Ein Siegeszug der Leichenzug.
Triumph! der Herr macht gute Bahn;
Sein Kreuz voran —
Das winkt und deutet himmelan."

Sonstige kleinere Aenderungen finden bei folgenden Stellen Statt: z. B. Vers 1. Z. 5.: „Kein Bleiben ist im Erdenhaus." Vers 5. Z. 1.: „Tönt hoch festlich" („hoch" für die Steigung der Melodie bei dieser Stelle angemessen). Vers 8. Z. 5.: „Da, wo dein Schatz, da sey." Vers 14. Z. 1.: „Der, Herr, mit dir vertraut." Vers 15. Z. 5.: „Dein Staub." Vers 15. Z. 3.: „Schlafenden." Vers 16. Z. 1.: „Hier im Ruheport", Z. 5.: „Uns."

Die **Melodie** g g fis g h c a g, wurde der mit Ausarbeitung des neuen W. Gb. beauftragten Commission ohne Namensangabe im J. 1844 eingesandt; sie ist für dieses Lied, als ein beim Gehen in gleichem Schritt und Tritt zu singendes, ganz geeignet. Der Dichter aber dichtete sein Lied auf die alte Weise: „Ich hab' mein' Sach' Gott heimgestellt" und zur Wahl dieser Weise bestimmte ihn, nach seiner eigenen Mittheilung, theils der wunderbar herrliche Ausdruck derselben an sich, theils der Umstand, daß das alte, aus dem neuern Gesangbuch verschwundene Lied: „Ich hab' mein' Sach'" (s. Nro. 307. im W. G. von 1741) sonst in seiner Vaterstadt bei Beerdigungen während des Leichenzugs gesungen ward, dessen Eindruck ihm von seinen Knabenjahren her unauslöschlich geblieben ist. Manche Gedankenanklänge davon finden sich auch in seinem Lied.

618. Die Christen geh'n von Ort zu Ort.

Von dem Grafen Nik. L. v. **Zinzendorf** gedichtet am 5. Merz 1726 auf den Tod seiner Großmutter mütterlicher Seits, der als geistlichen Liederdichterin wohlbekannten Freifrau Henriette Catharine v. Gersdorf auf Großhennersdorf, geb. Freiin von Friesen (Thl. I. 357). Sie war eine gar fromme Frau, die den Grafen von Kind auf erzogen hat und mit ihm viel in Luther's und Spener's Schriften las. Das Lied wurde an ihrem Grabe zum erstenmal gesungen unter Musikbegleitung, nachdem zuvor der Graf die Grabrede über den Text Psalm 126, 5. 6. gehalten hatte, worin er die Gedanken dieses Liedes ausführte.

(Gerber's Historie der Wiedergeb. 2. Anhang. S. 69. 77.)

Im **Original** lautet die 5—7. Zeile des 2. Verses:

Dir nährt die Liebesflamm'
Der holde Bräutigam;
Dich deckt bei ungestörter Ruh'
— — — — — — — —

Das Lied erschien zuerst gedruckt in Zinzendorf's Schrift: „Deutsche Gedichte. 1735." und kam dann gleich in die erste Ausgabe des Brüdergesangbuchs von 1735.

In diesem Begräbnißlied ist ganz der Sinn ausgesprochen, mit welchem die Brüdergemeine das Sterben der Christen ansiehet. So schreibt auch einmal Spangenberg, der Bischof der Gemeinde, über den Tod einer in Marienborn selig entschlafenen Negerin: „Wir haben nicht Ursach, uns über ihren Heimgang zu betrüben, denn sie ist errettet durch das Blut des Lammes; wir achten sie auch nicht als für uns verloren, denn sie gehört uns noch an, ob sie gleich vom Herrn in eine andere Kammer geführt und mit andern Kleidern geschmückt ist. Ihre Hütte wird wohl verwesen, aber aus dem Staube wird der Herr einen herrlichen Leib formiren und erwecken, der seinem verklärten Leibe ähnlich seyn wird. Wir wollen indeß machen, so lange wir hier sind, was wir nur unserem Herrn zu Gefallen thun können, und wenn wir müde sind und er will uns ausspannen, so wollen wir uns darüber so wenig bekümmern, als sich ein Tagelöhner darüber beunruhigt, wenn er schon um den Mittag herum von der Arbeit abgerufen wird und bei seinem Herrn ausruhen darf."
(Spangenberg's Leben von Jer. Risler., S. 168 f.)

An Zinzendorf's eigenem Grab sprach bei der Beerdigung der Liturgus das bedeutungsvolle Losungswort am Todestage Zinzendorf's 9. Mai 1760 — s. Thl. I. 376 — noch einmal feierlich aus, indem er sprach: „Es gehet wohl nicht ohne Thränen ab, da wir dieses Saatkorn in die Erde säen; aber es wird seine Frucht bringen zu seiner Zeit und er wird seine Ernte fröhlich einbringen mit Lob und Dank. Wer das begehrt, sprech: „Amen". Und die Gemeinde antwortete mit großer Stimme: „Amen."

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Der lieben Sonne Licht und Pracht, d g h a c h a g, ist aus dem ersten Theil des Freyl. G. und erscheint in W. zuerst im Ch. von 1744 (Nro 202 b.). Es gibt noch eine ältere Melodie — g d g fis g a h a, welche gleichfalls im Ch. von 1744 sich findet und auch von Layriz in seinem „Kern des deutschen Kirchengesangs aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert" mitgetheilt wird. Das Lied, auf welches diese Weisen ursprünglich erfunden sind, ist ein Abendlied des gottseligen Christian Scriver, Autors des „unschätzbaren Seelenschatzes", der im J. 1693 als Oberhofprediger und Oberconsistorialrath in Quedlinburg starb. Der 1. Vers lautet:

„Der lieben Sonne Licht und Pracht
Hat nun den Lauf vollführet;
Die Welt hat sich zur Ruh' gemacht,
Thu', Seel', was dir gebühret:
Tritt an die Himmelsthür'
Und sing' ein Lied dafür;
Laß deine Augen, Herz und Sinn
Auf Jesum seyn gerichtet hin"
(s. Nro. 386. im W. G. von 1741).

Nun soll also diese schöne Abendliedweise fortan gesungen werden, wenn über einem Pilgrim der Tag sich geneiget hat, die Todesnacht angebrochen und sein Lauf vollführet ist.

619. Ei, wie so selig schläfest du.

Von Gottfried **Neumann**, Ysenburg'schem Fruchtschreiber, um die Zeit, als der aus Sachsen verbannte Graf Zinzendorf für seine Familie auf der Ronneburg in der Wetterau durch den Grafen Ysenburg eine Zufluchtsstätte fand (Thl. I. 387), auf den am 31. August 1736 auf der Ronneburg erfolgten Tod des jungen Christian Ludwig v. Zinzendorf, eines Sohnes des Grafen, den dieser „ein munteres Prophetenknäbchen" nannte, im J. 1736 gedichtet.
(Historische Nachricht vom Brüdergesangbuch. 1835.)

Der Graf war gerade auf einer Reise nach Liefland in Riga, als er durch Briefe seiner Frau die Nachricht von der frühen Vollendung seines Sohnes erhielt. Er hatte am 27. Jul. 1736 die Ronneburg verlassen mit dem stillen Wunsch und Hoffnung, daß der Heiland sich dort eine Gemeinde sammeln werde. Nun war es ihm gleich ausgemacht, die Leiche seines kleinen, auf der Ronneburg begrabenen Ludwigs sey, als ein Saatkorn in die Erde gelegt worden, das eine reiche Ernte für die Wetterau verspreche. Und siehe, bald darauf, im Jahr 1738, fieng des Herrn Werk an, in der Wetterau zu blühen, und in Herrnhaag, am Fuß der Ronneburg, sammelte sich eine Gemeinde unter dem Hirtenstab des Heilands.

So sang er deßhalb auch in einem Grablied auf seinen Ludwig, das A. Knapp in den „geistlichen Gedichten des Grafen." Cotta. 1845. S. 334 mittheilt:

„Ei, wie wollt ein Erdenkloß
Es nicht herzlich gerne leiden,
Seinen Sohn dem Erdenschooß
Einer Gegend zu bescheiden,
Wo er pflanzen, stecken will,
Um ein Ernterecht zu haben.
Ludwig! laß dich in der Still'
In der Wetterau begraben.
Daß dein Vater kommen kann
Und bei seines Sohns Gebeinen
Thun, was Israel gethan
Bei des Sohnes Jakobs seinen —
Thränen fallt auf dieses Grab,
Bis sich Alles dort verbindet,
Und das Lamm den Hirtenstab
Bei dem Grabe wiederfindet."

Den 1. Vers dieses Liedes hat der selige Dann (Thl. I. 560) seiner am 21. Juni 1817 zu Oeschingen entschlafenen trefflichen Gattin, Christiane Marie Luise, geb. Finner, mit der er eine neunzehnjährige, gesegnete Christenehe geführt hatte, oftmals auf ihre Begräbnißstätte nachgerufen. Er erzählt davon in dem rührenden Denkmal, das er ihr in der Schrift: „Die dürstende Pilgerin an der Quelle" gesetzt, selbst

also: „Wie eine ausgeruhte Streiterin lag sie friedsam da nach ihrem Verscheiden. Die Schmerzenszüge waren verwischt und an ihrer Stelle trat das lieblichste, lichteste Bild aus der Schmerzensnacht hervor. Wie im Leben lächelte sie uns entgegen, als ob sie uns den bereits angetretenen Genuß der Seligkeit andeuten und sagen wollte: „„Wie wohl ist mir! Ihr kommet ja auch nach!““ Seit ihrem Hinscheiden ruht auch wirklich ein so freundliches Bild des Todes in meiner Seele, dergleichen ich noch nie gehabt habe. Und wenn ich von meinem Garten in Oeschingen hinübersehe auf ihre Begräbnißstätte, so ist mir's, als ob sie in einem Nebengemach schliefe. Und so rufe ich ihr denn zu: „„„Ei, wie so sanft entschliefest du nach manchem &c.“““

(A. Knapp's Christoterpe. 1847. S. 272.)

Der 5. u. 6. Vers heißt im Original des Brüdergesangbuchs:

„Wir wissen, daß der Bräutigam
Und allerliebste Hirt
Dich, sein schon hier geliebtes Lamm,
Dort schön empfangen wird.“

„Er führe seine ganze Heerd',
Die sich zu ihm gesellt,
Und die ihm doch so theu'r und werth,
Auch vollends durch die Welt.“

Der 1. Vers ist aus einem Liede, das Zinzendorf ums Jahr 1735 gedichtet hat, und dessen 1. Vers lautet:

„Ei, wie so selig schläfest du
Und träumest süßen Traum,
Weil du erwählt zu deiner Ruh'
Des Liebsten Marterraum!“

Dieses Lied, an das Neumann offenbar anschließt, wurde bei Zinzendorf's Beerdigung gesungen und stand schon im A. Brüdergesangbuch von 1735.

Seitdem das neue W. Kirchenbuch den Lebenslauf Luther's zum öffentlichen Vorlesen am Reformationsfest vor versammelter Gemeinde enthält, ist es an manchen Orten Sitte geworden, von diesem Lied einige Verse zum Schluß dieses Lebenslaufs dem Glaubenshelden und muthigen Streiter ins Grab nachzusingen zu einer süßen, sanften Ruh'.

Zur Melodie vgl. Nro. 133.

621. Ich weiß, an wen ich glaube.

Von Dr. August Hermann **Niemeyer**, dem Urenkel August Hermann Franke's (Thl. I. 518), als Professor der Theologie und Vorsteher des Waisenhauses zu Halle gedichtet und auch am Grabe desselben den 9. Juli 1828 zur Abendzeit gesungen.

Der 5. Vers ist von A. Knapp hinzugedichtet für seinen Liederschatz vom J. 1837.

Zur Melodie vgl. Nro. 606.

622. Es ist vollbracht! gottlob.

Von Andreas **Gryphius** „dem Unsterblichen“ — wie er in der fruchtbringenden Gesellschaft hieß — wahrscheinlich ums Jahr

1640 gedichtet, als ihn eine langwierige Krankheit an den Rand des Grabes stellte und er unter allerlei Religionsverfolgungen und bei dem Verlust zweier Geschwister in großer Trübsal stand und harte Schicksalsschläge zu erfahren hatte (Thl. I. 129).

„Die rechte Freistatt" (V. 2.) — spielt vielleicht auf die Stadt Freistatt an, in welcher Gryphius bei seinem Bruder Paul, der dort Pfarrer war, mehreremal in seinem wechselvollen Leben Zuflucht gefunden hatte.

Unter Gryphius Liedern, die erst nach seinem Tod im J. 1698 gesammelt erschienen, findet sich dieses Lied nicht vor, dagegen steht es im schlesischen Gesangbuch von 1724 unter seinem Namen.

Zur Melodie s. Nro. 45.

623. Wenn der Stifter der Geschlechter.

Von dem Advokaten Gotthold Fr. **Stäudlin** zu Stuttgart (Thl. I. 530), in den 1780er Jahren auf den rasch auf einander folgenden Tod zweier herzlich geliebter Geschwister, eines Bruders und einer Schwester, die im jugendlichen Alter dahinstarben, gedichtet, und von ihm in das durch ihn, in Verbindung mit Dr. Griesinger, besorgte W. G. von 1791 aufgenommen.

Mit Recht hatte sich Dr. Menzel und viele Andere gegen ein solches Lied ausgesprochen, das nicht allein alle Gestorbenen ohne Unterschied selig preist (V. 5.), sondern auch die Liebe der Vorangegangenen für unser Alles erklärt (V. 7.). Es sind deßhalb die anstößigen Stellen passend geändert und V. 5. Z. 5. 6. statt: „Die wir hier verloren, dort nicht wieder neugeboren" — „die in dir gestorben, dort nicht wieder neu erworben?" und V. 7. Z. 4. statt: „Deren Lieb' uns Alles war" — „deren Lieb' uns hoch beglückt", gesetzt worden.

Zur Melodie s. Nro. 629.

624. Wenn kleine Himmelserben.

Dieses schöne, vielgebrauchte Kindsleichenlied hat Johann Andreas **Rothe** (Thl. I. 358) beim Verlust eines Töchterleins gedichtet, und die Herrenhuter Gemeinde hat dieses Lied des vieljährigen Pfarrers zu Berthelsdorf (1722—1737) in ihr Brüdergesangbuch aufgenommen.

Vers 3. des sonst möglichst treu bewahrten Originals (s. Nro. 334. im W. G. von 1741, wo das Lied zum erstenmal in W. erscheint) ist ganz ungeändert. Er hätte dürfen in der im Hohenlohe'schen G. mitgetheilten Fassung gegeben werden:

„Die Unschuld einzubüßen,
Hier immer kämpfen müssen,
Gar leicht verloren geh'n,
Das Sterben schwerer machen,
Sind wahrlich keine Sachen,
Die man sich wünschen kann zu seh'n."

Zur Melodie vgl. Nro. 571.

626. Die Liebe darf wohl weinen.

Aus Ph. Fr. Hiller's Schatzkästlein. 1. Thl. vom Jahr 1762 über das apostolische Wort 1 Thess. 4, 13. mit dem Beisatz: „Man glaubt's nicht, als wer es erfähret, was die Hoffnung der Auferstehung für einen kräftigen Trost gebe bei dem Grabe derer, die wir lieben."

Zur Melodie vgl. Nro. 606.

627. Du bist zwar mein und bleibest mein.

Erschien zum erstenmal gedruckt in Ebeling's Ausgabe von P. Gerhard's geistlichen Andachten vom J. 1667 mit der Ueberschrift: „Der betrübte Vater tröstet sich über seinen nunmehr seligen Sohn."

Gerhard dichtete nämlich dieses unvergleichlich schöne Lied, als er im J. 1665 einen hoffnungsvollen Sohn, mit Namen Andreas Christian, durch den Tod verlor, welcher am 24. Sept. dieses Jahrs hinter der Kanzel in der Nikolaikirche zu Berlin begraben wurde. Ein Jahr darauf ward er vom Churfürsten seines Diakonatamts an dieser Kirche entsetzt (Thl. I. 153).

Es ist nach ihm schon vielen trauernden Eltern zu großem Segen geworden.

Bei derselben Gelegenheit hat Gerhard auch noch ein anderes Lied gedichtet, das die Ueberschrift hat: „Trostworte eines verstorbenen Kindes an seinen Vater" und mit den Worten beginnt:

„Mein herzer Vater, weint ihr noch,
Und ihr, die mich geboren?
Was grämt ihr euch? was macht ihr doch?
Ich bin ja unverloren 2c."

Der Schlußvers lautet, nachdem von der Wiedervereinigung in Christi Reich Erwähnung gethan ist:

„Da will ich eure Treu' und Müh',
Und was ihr eurem Kranken
Erwiesen habt, im Himmel hie,
So bald ihr kommt, verdanken.
Ich will erzählen, wie ihr habt
Euch selbst betrübt und mich gelabt,
Vor Christo und vor Allen,
Und für den heißen Thränenfluß
Will ich mit mehr, als einem Kuß,
Um euren Hals euch fallen."

Gar schön ist auch der Gedanke in V. 6. jenes Lieds:

„Nichts ist so schön und wohlbestellt,
Da man hier wohl auf stehe;
Drum nimmt Gott, was ihm wohlgefällt
Und setzt es in die Höhe,
Und setzet es in seinen Schooß;
Da ist es alles Kummers los,
Darf nicht, wie ihr, sich kränken,
Die ihr oft denket, wie doch wohl
Dieß oder jenes werden soll,
Und könnet's nicht erdenken.

Das Original dieses in Landesgesangbüchern seither noch nicht aufgenommenen Liedes ist treu bewahrt.

Zur Melodie vgl. Nro. 371.

628. Mag auch die Liebe weinen.

Aus des seligen Dr. Friedrich Adolph **Krummacher's**, Predigers an der St. Ansgarikirche zu Bremen (Thl. I. 580) „Festbüchlein“ vom J. 1832.

Das kleine moderne Lied ist in der Kirche nicht wohl zu brauchen, wohl aber zu einem Chorgesang an Gräbern.

Die **Melodie**, f f g a f $\overline{b}$ a, ist eine von Silcher gefertigte Ueberarbeitung der alten Choralmelodie: „Christ ist erstanden“. Dieser altdeutsche Gesang aus dem zwölften Jahrhundert lautete ursprünglich: a g a $\overline{c}$ $\overline{d}$ a, a g a f e f d.

629. Ruhet wohl, ihr Todtenbeine!

Aus des Kanzleiadvokaten Friedrich Conrad **Hiller's** zu Stuttgart (Thl. I. 286), „Denkmal der Erkenntniß, Liebe und Lob Gottes — — nach Anleitung des Catechismus Lutheri“ vom J. 1711.

Es ist hier zum dritten Hauptartikel, XI. „Von der Auferstehung der Todten“ mitgetheilt. Bei V. 4. ist die Bibelstelle 2 Cor. 5, 1. angegeben und auf dem Rand das Reimlein beigedruckt:

„Wir haben einen Bau, wenn diese Hütte bricht,
So Gott nicht mit der Hand im Himmel aufgericht't.“

Als sich A. Bengel mit einigen andern christlichen Freunden an dem Todtenbett des Hofpredigers Gramlich zu Stuttgart befand, sang man nach dem Willen des Kranken dieses Lied. Dabei wiederholte dann Bengel demselben jeden besonders ergreifenden Ausdruck des Liedes und redete am Ende von der Herrlichkeit der Stadt Gottes, die, wie er sagte, recht schön seyn müsse, weil geschrieben stehe: „Gott schämet sich nicht, ihr Gott zu heißen.“ Auf dieses drang dem Kranken die Majestät Gottes dergestalt ins Gemüth, daß er äußerst über sein Elend gebeugt und beschämt wurde. Bengel aber sagte: „Der Knecht muß eben abbitten.“ Als er dann das mit vielem Weinen und Winseln gethan, fuhr Bengel fort: „Wenn wir unsere Schuld und Armuth recht bekennen, so kleinmünzelt Gott auch nicht, es geht königlich zu; er schenkt zehntausend Talente auf einmal.“ Auf dieß kam der Kranke wieder zu mehr Heiterkeit, die bis an sein Ende mehr und mehr wuchs, also daß er sich aus solchem Armuthsgefühl in das Hoheitsgefühl erhoben sah, einverleibt zu seyn der auserwählten Schaar, die der Herr aus des Todes Banden zum Himmelsfrieden führt (V. 3. 5.).

(Burk's Pastoraltheol. II. 333 rc.)

Der Schlußvers lautet im Original:

„Ruhet demnach in dem Kühlen
Eine noch so kurze Zeit;
Es will schon den Aufzug spielen
Die so nahe Ewigkeit,
Da ihr sollt mit Haut und Beinen
Vor dem Stuhl des Lamms erscheinen“

(vgl. Nro. 335. im W. G. von 1741).

Das Lied war übrigens bereits in Hiemer's W. Hofgesangbuch vom J. 1723 aufgenommen.

Die **Melodie** a c f f g c b a g f, welche mit ihrem Anfang an die alte Weise: „Gott will's machen, daß die Sachen" (s. Nro. 375.) anklingt, ist von dem Kapellmeister und Stiftsorganisten J. G. Störl (Thl. I. 448) im J. 1710 erfunden und eine der Arien, womit er Hiller's Liederwerk im J. 1711 geschmückt hat. In den W. Gb. erscheint sie zum erstenmal im J. 1744, und zwar noch ganz in ihrem ursprünglichen arienmäßigen Charakter, ursprünglich in As, nun in G Dur. Jetzt ist sie choralmäßiger bearbeitet und nach der Fassung des Gb. von 1828 in F Dur mitgetheilt.

630. Aller Gläub'gen Sammelplatz.

Das gewöhnliche Begräbnißlied der Brüdergemeine, in welcher das Sterben ein Heimgehen zur himmlischen Gemeinde genannt und über die Todten nicht getrauert wird.

Es wurde von dem Grafen Nik. L. v. **Zinzendorf** ums J. 1749 gedichtet und erschien zuerst in dem zweiten „Anhang der Brüderlieder von 1749 an. London. 1755."

Es ist ursprünglich auf einen speziellen Todesfall und Begräbniß eines einzelnen Bruders gedichtet und hat nach dem ersten unverändert gebliebenen Vers folgende Originalverse:

„Eine Seele, die um Gnade
Oft dich wohl mit Thränen bat,
Wenn sie dir zu Füßen saß
Und die Welt und dich vergaß.

Diese hast du angeblickt,
Sie aus ihrem Staub gerückt,
Und zur obern Schaar erhöht,
Die vor dir, dem Lamme, steht.

Hätte uns der Herr gefragt,
Ach! was hätten wir gesagt,
Theure Seele? — Laß sie hier!
Bäten dann mit Thränen wir.

Aber da du nun schon bist,
Wo die ew'ge Heimath ist,
Haben wir sonst nichts zu thun,
Als zu schweigen und zu ruh'n.

Jesus! dieses Mitglied da
Gehet uns wohl innig nah;
Aber bist du uns nicht mehr,
Als das eig'ne Leben wär'?"

Gregor hat dieses Lied später zu einem allgemeinen Grabgesang überarbeitet mit Hinzufügung des 2. Verses und es in der Gestalt, wie es im W. G. steht, dem neuen Brudergesangbuch von 1787 eingefügt. Die zwei Schlußzeilen allein sind verschieden und lauten: „Aber Lamm! Du bist uns mehr, als das eigene Leben wär'."

Ein Lied, dessen Kraft an vielen tausend Gräbern schon empfunden worden ist. A. Knapp hat für seine Aufnahme ins W. G. besondere Fürsprache eingelegt — in den „Ansichten über den Gesangbuchsentwurf. 1840."

Die dem Liede ganz angemessene, überaus liebliche **Melodie**, in der ein sanfter Gottesfrieden webt, ist von Stiftsorganist C. Kocher in Stuttgart (Thl. I. 662) für seine Stimmen aus dem Reich Gottes zu Knapp's Liederschatz, im J. 1837 erfunden.

631. Die Seele ruht in Jesu Armen.

Eins der Cöthnischen Lieder von dem Herausgeber derselben, dem Hofprediger **Allendorf** zu Cöthen (Thl. I. 266), gedichtet. Es erschien zuerst einzeln gedruckt, und findet sich dann auch im Jahr 1740 in den zu Stargard erschienenen „Stimmen aus Zion". In der spätern, aber vollständigsten Sammlung der Cöthnischen Lieder, die zu Stuttgart im J. 1769 erschien, steht es mit der Ueberschrift: „Von einer dort im Schauen begnadigten Seele. Offenb. 22, 4. „„Sie sehen sein Angesicht und sein Name wird an ihren Stirnen seyn.""

Das Original, im Ton des Hohenliedes zum Preis des Seelenbräutigams und des bei ihm zu preisenden Lebens gedichtet, hat 13 Verse, von welchen diejenigen weggelassen sind, welche am stärksten von der überschwänglichen Liebessprache des Hohenlieds gefärbt sind, nämlich V. 6. 7. 9—11. während V. 12. und 13. in den Schlußvers zusammengezogen sind.

Der 4. Vers, der nach dem Original in den drei Schlußzeilen lautet:

„Da ich auf milch und honigauen
Den rechten Josuam kann schauen,
Der große Ding an mir gethan",

war der Lieblingsvers des frommen und rechtschaffenen Dekans M. J. Imm. F. Schmid in Böblingen, der zuvor von 1803—1819 Dekan in Tuttlingen und noch früher Pfarrer in Denkendorf und in Bickelsberg (Vater des Professors der Theologie Chr. Fr. Schmid in Tübingen) gewesen war. Mit diesem Vers gab er oft dem Herrn an heiliger Stätte die Ehre, wie er sich denn auch der Liebe seiner neuen Gemeinde zu Böblingen bei seinem dortigen Amtsantritt mit dem schönen Gebet empfahl: „Was ich gelebet hab', das decke zu; was ich noch leben werd', regiere du." Auch am Schluß seines Lebens, 3. Mai 1821, pries er beim Rückblick auf seine ganze Lebensführung den Herrn mit diesem Vers und erkannte es als dessen gnädige Absicht, durch seine Führungen zu machen, daß der Mensch recht klein hinüberkomme.

(Christenbote. 1832. Nro. 19.)

Am ersten Tag des Jahrs 1764, das sein Todesjahr wurde, sagte der fromme Diakonus Schlipalius an der h. Kreuzkirche zu Dresden (vgl. zu Nro. 4. 28. 177. 641.), obwohl er noch ganz gesund war, zu seiner Frau: „Ich trete heute in das wichtigste Jahr meines Lebens; du wirst es sehen, ich sterbe in diesem Jahre." Seine darüber in Thränen fast zerfließende Frau tröstete er dann mit den Worten: „Ich will dir zur Beruhigung einen Vers weisen, daß du nur wissest, wie mir da seyn wird und was ich nach meinem seligen Tode genießen werde." Auf das schlug er ihr in den „Stimmen aus Zion" den 7. Vers dieses Liedes auf und las ihr denselben vor:

„Das Lamm ist nun bei seinem Hirten,
Der es mit seinem Blut erlöst:
Wie herrlich läßt es sich bewirthen,
Wie süßiglich wird es getröst't!
Das Schönethun ist unermeßen!
Es muß von seinem Bissen essen,
Es trinkt von seinem Becher mit,
Es liegt in seinem Schooß und Armen,
Und schmeckt ein ewiges Erbarmen,
Deß, der den Kreuzestod erlitt."

„Siehe nun" — fuhr er fort zu reden — „das Alles werde ich nun bald, bald, in Kurzem genießen. Willst du mir denn diese große Seligkeit nicht gönnen? Du kannst auch V. 6. noch dazu nehmen:

„„Nun ist die Taube eingenommen,
Die sonsten nirgends Ruhe fand,
Sie ist zu ihrem Noa kommen,
Sie fußt in seiner milden Hand;
Wie kann sie nun so sicher sitzen
In den verklärten Wundenritzen,
Da ist sie sturm- und wetterfrei;
Sie wird gekrönt aus Mund und Herzen
Des Freundes, der mit so viel Schmerzen
Bewiesen, daß sie seine sey.""

Diese zwei Verse las er dann seiner Frau vielmal, fast jeden Tag des neuen Jahrs vor, zeichnete sie besonders und sagte dabei: „Dieß Alles werde ich genießen, was von V. 6—11. da beschrieben ist, sobald nur meine durch das theure Blut Jesu erlöste Seele wird vom Leibe geschieden seyn. Ich eile, wie ein Simeon, obschon nicht nach Jahren, doch nach dem Frieden, hie davon. Ich habe es erfahren, nicht im Traum, nein! in der That, was man an seinem Heiland hat: Gerechtigkeit und Stärke." So ward sein Herz mehr und mehr von einer unaussprechlichen Sehnsucht nach seiner Vollendung erfüllt, die er rein bloß aus herzlicher, unbeschreiblicher Liebe und Verlangen, seinen Heiland von Angesicht zu sehen, begehrte. Wie er am Neujahrstag geahnet, geschah es; er starb unerwartet schnell am 6. April dieses Jahrs, nicht lange nachdem er wieder an diesem Liede sich erquickt hatte.
(Basl. Samml. 1819. — Burk's Pastoraltheol. 2. Bd.)

Möge das liebliche Loos und das schöne Erbtheil, das Allendorf in diesem Lied in überschwänglichen Tönen besingt, in Allen, die es lesen, solche Himmelssehnsucht wecken, wie in Schlipalius, aber auch den himmlischen Sinn, der es beherzigt, was derselbe einst nicht lange vor seinem Tod einigen Freunden zugerufen hat:

„Ach, lieben Freunde! ringet recht,
Ein zaudernder, ein böser Knecht.
Fein ganz, ja nicht halbirt!
O laßt der Welt das Ihre!
Fein Alles in den Tod geführt,
Daß sich Niemand verführe.
Sucht doch in Jesu Gnad' und Heil,
Erwählet ihn zu eurem Theil,
So kommt ihr gut hinüber!"

Die ausgelassenen Verse 9—11. des **Originals** lauten so:

9. Die Braut ist durch den Vorhang gangen
Zu ihrem holden Bräutigam:
Nun stillet sich ihr heiß Verlangen
In dem so süßen Gotteslamm:
Sie sitzt bei ihm auf seinem Throne,
Sie blitzt in seiner eignen Krone
Als eine auserwählte Sonn',
Jehova, der sich ihr ergeben,
Ist selbst ihr Theil, ihr ewig's Leben,
Ihr Schild und ihr sehr großer Lohn.

10. Sie hat nun Alles zu genießen,
Worauf ihr Glaube sich gefreut,
Die Lebensquell' läßt in sie fließen
Die Ströme ew'ger Süßigkeit.
Ihr Freudenmeer in Gottes Fülle,
Bei dem ist ihre Seele stille,
Verschlungen ist, was sie geschmerzt:
Der Vater küßt sie mit dem Triebe
Der unbegreiflich zarten Liebe,
Damit er seinen Liebling herzt.

11. Ihr ewig Alles ist erschienen:
Kurz, kurz, Jehovah ist es gar,
Das große Wort: Ich, ich in ihnen,
Ist ihr nur völlig offenbar.
Hier find't sie ewig süße Waide,
Ein ewig Himmelsbrod der Freude
Im allerseligsten Genuß:
Sie hat im großen Gott empfangen
Mit denen, die vorangegangen,
Den allerhöchsten Ueberfluß.

Die weggelassene zweite Hälfte des V. 12. und erste Hälfte des V. 13. lautet im Original so:

„Wie fröhlich wird er auferstehen!
Wie wird man ihn vereinigt sehen
Mit dem verklärten Seelengeist!
Da wird an den erlösten Beiden
An jenem Tag der Hochzeitfreuden
Des Lammes Herrlichkeit gepreist.“—

„Wir, die wir noch durch Mara reisen,
Wir sehen uns im Glauben nach;
Wir denken unter Thränenspeisen
An jenes schöne Brautgemach,
Allwo wir mit der Schaar der Frommen,
Wer weiß, wie bald, zusammenkommen“ f. f.

In den aufgenommenen Versen ist das Original wörtlich wiedergegeben.

Zur Melodie vgl. Nro. 339.

D. Auferstehung und Weltgericht.

632. Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du.

Klopstock (Thl. I. 507), der diese Ode gedichtet, ward sie auch ins Grab nachgesungen, als seine irdische Hülle unter feierlicher Begleitung vieler Hunderte am 16. Merz 1803 zu Ottensee bei Altona der Erde übergeben wurde. Hier ward ~~ihm~~ an die Seite seiner schon / er im J. 1758 zur Ewigkeit vorangegangenen ersten Frau, Meta, geb. Moller, gebettet. Er hatte in ihr Grabdenkmal die Inschrift eingraben lassen: „Saat, von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen. Margaretha Klopstock erwartet da, wo der Tod nicht ist, ihren Freund, ihren Geliebten, ihren Mann, den sie so sehr liebt und von dem sie so sehr geliebt wird. Aber hier aus diesem Grabe wollen wir mit einander auferstehen, du, mein Klopstock, und ich und unser Sohn, den ich dir nicht gebären konnte. Betet den an, der auch gestorben, begraben und auferstanden ist.“ Mit Bezug darauf dichtete er auch 1758 diese Ode.

Die **Melodie** aus C Dur, e c d e f g a h $\bar{c}$ $\bar{d}$ g ist von C. Kocher (Thl. I. 662) schon im W. Ch. von 1828, das er besorgte, mitgetheilt. Vor ihr sind schon manche Weisen hiefür erfunden worden — von C. Ph. Em. Bach, mitgetheilt in den neuen Melodien zum Hamburger Gesangbuch vom J. 1787 ($\bar{d}$ $\bar{c}$ es d c b a b $\bar{c}$); von Knecht, mit pathetischem Charakter (c e g $\bar{c}$ a $\bar{c}$ $\bar{f}$ a a g) und

von Pfarrer Christmann, mit lieblichen Klängen (d c h d c d c h) — beide im J. 1793 entstanden und im W. Gb. von 1798 mitgetheilt. Die schönste Composition hiefür ist aber die gleich nach dem ersten Erscheinen der Klopstock'schen Ode im J. 1759 von Graun, nicht lange vor seinem Tode, erfundene Arie, die überall bekannt ist und schon an vielen hundert Gräbern mit ihren sanften, weichen Klängen gar tröstlich ertönte.

633. Ich geh' zu deinem Grabe.

Aus Benj. Schmolke's Liederwerk: „Das in Seufzern mit Gott verbundene andächtige Herz vor den Thron der Gnade geleget. Breslau. 1715", wo es den Titel hat: „Oster- und Auffahrtslied" und dem Gebet an Ostern und Himmelfahrt angehängt ist.

Von dem sonst unveränderten Original: „Ich geh' zu — — du großer Osterfürst" fehlt der eigenthümliche Schlußvers 7.:

„Du wirst den Oelberg zeigen,
Wo man gen Himmel fährt,
Da will ich fröhlich steigen,
Bis daß ich eingekehrt
In Salems Friedenshäuser.
Da heißt's: Victoria!
Da trägt man Siegesreiser;
Ach! wär' ich nur schon da!"

Der Schluß von Vers 6. lautet ebenso eigenthümlich:

„Ich will mein Bette machen
In deine liebe Gruft,
Da werd' ich schon erwachen,
Wenn deine Stimme ruft."

Zur Melodie vgl. Nro. 599.

634. „Wachet auf!" ruft uns die Stimme.

Aus dem Anhang der von Dr. Philipp Nicolai (Thl. I. 103) im J. 1599 herausgegebenen Schrift: „Frewden-Spiegel des ewigen Lebens", mit der Ueberschrift: „Von der Stimme zu Mitternacht und den klugen Jungfrauen, die ihrem himmlischen Bräutigam begegnen. Matth. 25."

Die Vorrede zu dem genannten Buch, die Nicolai im J. 1597 schrieb, gibt den Schlüssel zum rechten völligen Verständniß des Liedes. Er berichtet in derselben, wie folgt: „In solchem Jammer und Elend, als es hier zu Unna" (wo er bis 1598 Pfarrer war) „in allen Gassen rumorte und oftmals etliche Tage an einander über die zwanzig und bis in die dreißig Todten nicht weit von meiner Wohnung auf dem Kirchhof unter die Erde verscharret worden, hab' ich mit Todesgedanken mich immer schlagen müssen, und war mir mit einmal zu Muth, wie Hiskia, Jes. 38. Es überfiel die Pest mit ihrem Sturm und Wüthen die Stadt wie ein unversehnlicher Platzregen und Ungewitter, ließ bald kein Haus unbeschädigt, brach endlich auch zu meiner Wohnung herein und giengen die Leute umher, wie Moses 5 Buch Kap. 28. schreibt. Zu Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Göttingen ꝛc. fehlet es auch nicht

und in der Grafschaft Waldeck, meinem lieben Vaterlande. Und was einer an solchen Orten hin und wieder von bekannten Freunden hatte, davon höret er fast nichts, denn von ihren Krankheiten und tödtlichem Abschied von diesem Leben. Inmaßen denn auch mir eitel traurige Zeitungen und traurige Botschaft zu Ohren kamen von etlichen meinen Schwestern, Blutsfreunden und Schwägern, durch die Pest erwürgt und hingerissen, welches nur meine Bekümmerniß vermehrte und so viel weitläufiger Anlaß gab, all mein Datum, Herz und Gedanken von der Welt abzuwenden. — Da war mir nichts Süßeres, Lieberes und Angenehmeres, als die Betrachtung des edlen, hohen Artikels vom ewigen Leben durch Christi Blut erworben. Ließ denselben Tags und Nachts in meinem Herzen wallen, durchforschte die Schrift, was sie hievon zeugete, und Augustini liebliche Traktätlein (— **de civitate Dei** —); brachte demnach meine **Meditationes** von Tag zu Tag in die Feder, befand mich, gottlob! dabei sehr wohl, von Herzen getrost, fröhlich im Geist und wohl zufrieden und gab meinem **Scripto** den Namen und Titel eines Freudenspiegels. — Nun hat mich der gnädige Gott mitten unter den Sterbenden vor der grausamen Pest bewahrt, daß ich mit David nach Psalm 30. u. 31. reden kann." Nachdem er sich nun gefragt, wie er dem Herrn seine Wohlthat vergelten solle, gibt er sich, indem er weiter fortfährt, mit dem Psalmisten die Antwort: „Ich will den heilsamen Kelch nehmen und den Namen des Herrn predigen." So bringt er dann seinen Gönnern seine Gedanken dar vom ewigen Leben, „daß sie und alle Betrübten, so ihrer nahen Freundschaft während der Pest beraubt worden, sich hierin ergötzen, den seligen, freudenreichen Zustand aller Auserwählten bei unserem lieben Gott in seinem Reich des Schauens daraus vernehmen, sich dessen getrösten und daher auch all' ihre Gedanken von der Welt ab zu Gott im Himmel und nach dem ewigen Vaterland hinwenden mögen."

Aus solchem Sinn des Dichters ist dieses Lied entsprungen. Treffend sagt hierüber C. v. Winterfeld im evangelischen Kirchengesang Thl. I. 1843: „Der Gedanke, daß der nächste Augenblick ihn der furchtbaren Macht der Seuche überliefern könne und seinem Richter gegenüber stellen, leitete ihn auf die Gleichnißrede von den klugen und thörichten Jungfrauen, auf die Nothwendigkeit, sich stets bereit zu halten, wenn die abrufende Stimme unversehens ertöne. Wenn er dabei nun die Kraft des ewigen Worts an sich empfand, wenn er bei sich erweg, daß eben jene Stimme, auch dem Gleichniß zufolge, ihn nicht abrufe aus einem hellen, bewußten Daseyn zu einem düstern, dämmernden, sondern zu einem erhöhten, einem wahren und ewigen Leben, so sah er auch nicht ferner mit besorglicher Angst, sondern selbst mit freudiger Sehnsucht ihr entgegen und das Gepräge einer solchen Sehnsucht, die nun ihr Ziel gefunden, trägt dieses Lied."

In die Grundlage des Lieds — Matth. 25, 1—13 — sind weiter noch eingeflochten die Gedanken aus folgenden Schriftstellen:

Offenb. 19, 6—9. 21, 21. 1 Cor. 2, 9. 15, 55. „Zion" ist die Kirche und jedes glaubige Glied derselben, nach Psalm 125.

Dieses Lied — eine köstliche Perle im Liederkranz der evangelischen Kirche — von A. Knapp das Ebenbild des Straßburger Münsters genannt, und wahrscheinlich der letzte noch bis auf den heutigen Tag gebliebene Klang des alten Wächtergesangs, jener seit Wolfram v. Eschenbach in Gebrauch gekommenen Tagelieder oder Wächterlieder, welche schon im vierzehnten Jahrhundert anfiengen, als geistliche Tageweisen in die christliche Kirche übergeführt zu werden, mit unterlegtem christlichem Ruf des Wachens und Merkens auf das Wort Gottes oder zur Auferstehung und zum Gericht am jüngsten Tag — verbreitete sich bald und ist nun selbst in die malabarische, portugiesische, dänische ꝛc. Sprache übersetzt.

Spener (Thl. I. 193) sang dasselbe gewöhnlich Sonntag Abends und heiligte also den Sabbath im Andenken an den großen Ruhetag, der bereitet ist dem Volke Gottes.

Georg Conrad Pregizer, Prof. theol. in Tübingen, der Herausgeber der gottgeheiligten Poesien, erzählt von seinem Vater, welcher Regierungsrath in Stuttgart war und dort am 2. Febr. 1708 starb, derselbe habe in seiner Todesstunde den 3. Vers mit heller Stimme zu singen angefangen und vollendet mit großer Devotion und Bewegung, da er vorher kein lautes Wort mehr reden können.

Das Original ist treffend und nirgends ohne Noth geändert. Stellen wie V. 3. Z. 5. 6.: „Wir sind Consorten der Engel hoch um deinen Thron". Z. 9—12.: „Deß sind wir froh, jo, jo! in dulci jubilo" (s. Nro. 8. im W. G. von 1741) konnten nicht belassen werden.

Die **Melodie** aus C Dur, c e g g g g a g — von Palmer mit Recht der König der Choräle genannt — ist zugleich mit dem Lied von Nicolai selbst erfunden, wie sie auch vom innigsten Zusammenhang zwischen dem Lied und seiner Weise zeugt; vielleicht mag sich Nicolai der Hülfe eines befreundeten Tonkünstlers zu ihrer Aufzeichnung bedient haben, worauf er sie dann mit dem Lied in seinem „Freudenspiegel" vom J. 1599 erscheinen ließ. Gewöhnlich wird sie dem Jakob Prätorius zugeschrieben, welcher zu gleicher Zeit mit Nicolai, der im J. 1598 von Unna aus Pastor an der St. Catharinenkirche zu Hamburg wurde, in Hamburg lebte und sein Organist war. In dem Hamburger Melodeyen-Gesangbuch vom Jahr 1604 steht nämlich über dieser darin erstmals in einem vierstimmigen Satz erscheinenden Melodie die Ueberschrift: „Jacobus Prätorius composuit". Dieß bezieht sich aber nach dem damaligen Sprachgebrauch bloß auf den Tonsatz, bei welchem Prätorius sich treu an die im Freudenspiegel enthaltene Aufzeichnung der Melodie hielt.

Die melodischen Wendungen sind jetzt noch dieselben, wie in der ursprünglichen Gestalt vom J. 1604. Allein der rhythmische Bau

ist zerstört und ermangelt nun zu einem guten Theil der majestätischen Pracht, wodurch namentlich der Anfang und die gegen das Ende vorkommenden Aufrufe — „wohl auf" — „steht auf" — „macht euch bereit" ꝛc. sich auszeichneten. Die erste Zeile stimmt mit der Intonation des Lobgesangs der Maria nach dem fünften Kirchenton überein und ist mit der ersten Hälfte derselben ganz gleich. Jedem nun, bemerkt Winterfeld richtig, der damals, als jener alte römische Kirchengesang noch überall gebräuchlich war, diese von Nicolai erfundene und von Prätorius geschmückte Weise vernahm, mußte bei dem majestätischen Aufruf des Gesangs zu den ersten Worten: „Wachet auf! ruft uns" diese alte Intonation einfallen und ihm so zugleich das Gefühl des eigenen Herzens antwortend widerklingen in jenen befreundeten Tönen: „Meine Seele erhebet den Herrn und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes."

In W. ist Lied und Weise seit 1664 im Gebrauch.

636. Jenen Tag, den Tag der Wehen.

Eine deutsche Uebersetzung des sogenannten „Gigantenhymnus" oder der weltberühmten **Sequentia in die omnium animarum** aus dem dreizehnten Jahrhundert — **»Dies irae, dies illa.«**

Mit Unrecht nennt A. L. Follen als Dichter den Dominikanermönch Latinus Mossinus Frangipani, auch „Malabranca" genannt. Barth. Albizzi aus Pisa in seinem **Liber conformitatum** vom Jahr 1385 und der Minoritermönch Waddingus in seiner Schrift unter dem Titel: **»Scriptores ordinis Minorum«** vom J. 1650 bezeugen es, daß es die Ansicht Vieler sey, **Thomas von Celano** (Thl. I. 33), ein Freund des Stifters der Franziskaner, des Franz von Assisi, und eines der ersten Glieder dieses Ordens, welcher im J. 1249 den Lebenslauf des h. Franziskus beschrieb, habe diese Sequenz auf den Allerseelentag gedichtet.

Der Urtext findet sich zu Mantua in einer Kirche des h. Franziskus, auf eine Marmorplatte eingegraben, bei einem Crucifix, und lautet also:

1. Cogita, anima fidelis,
Ad quid respondere velis
Christo venturo de coelo.

2. Cum deposcet rationem,
Ob boni omissionem,
Ob mali comissionem.

3. Dies irae, dies illa
Solvet seclum in favilla
Teste David cum Sibylla.

4. Quantus tremor est futurus,
Quando judex est venturus,
Cuncta stricte discussurus:

5. Tuba, mirum spargens sonum
Per sepulcra regionum,
Coget omnes ante thronum.

6. Mors stupebit et natura;
Quum resurget creatura
Judicanti responsura.

7. Liber scriptus proferetur,
In quo totum continetur,
Unde mundus judicetur.

8. Judex ergo, quum sedebit,
Quidquid latet apparebit,
Nil inultum remanebit.

9. Quid sum miser tunc dicturus,
Quem patronum rogaturus,
Quum vix justus sit securus?

10. Rex tremendae majestatis,
Qui salvandos salvas gratis,
Salva me, fons pietatis.

11. Recordare, Jesu pie,
Quod sum causa tuae viae,
Ne me perdas illa die.

12. Quaerens me sedisti lassus
Redemisti crucem passus:
Tantus labor non sit cassus.

13. Juste judex ultionis
Donum fac remissionis
Ante diem rationis.

14. Ingemisco tanquam reus,
Culpâ rubet vultus meus:
Supplicanti parce Deus.

15. Qui Mariam absolvisti
Et latronem exaudisti,
Mihi quoque spem dedisti.

16. Preces meae non sunt dignae:
Sed tu bonus fac benigne,
Ne perenni cremer igne.

17. Inter oves locum prästa,
Et ab haedis me sequestra,
Statuens in parte dextra.

18. Confutatis maledictis,
Flammis acribus addictis,
Voca me cum benedictis.

19. Oro supplex et acclinis
Cor contritum, quasi cinis,
Gere curam mei finis.

20. Lacrymosa dies illa,
Qua resurget ex favilla,
Judicandus homo reus,

Huic ergo parce Deus!
Pie Jesu Domine!
Dona eis requiem. Amen.

Dieser Hymnus, in den alten Büchern oft auch unter dem Titel: „**Meditatio vetusta et venusta de novissimo judicio**“ aufgeführt, ist der prophetischen Stelle Zeph. Kap. 1, 15—17. nach der lateinischen Uebersetzung der Vulgata entnommen. Dr. Friedrich v. Meyer äußert sich über denselben im „Lichtboten. Jahrg. 1806. Aprilheft“ also: „Dieß schauerliche Gedicht, arm an Bildern, ganz Gefühl, schlägt wie ein Hammer mit drei geheimnißvollen Reimklängen an die Menschenbrust. Mit dem Unempfindlichen, der es ohne Schrecken lesen und ohne Grauen hören kann, möchte ich nicht unter Einem Dache wohnen,“ und A. Knapp sagt hierüber: „Dieses erhabene Lied ist im lateinischen Original auch dem Wortklange nach wie der Schall einer Posaune der Auferstehung, unnachahmlich in der Uebersetzung und doch wegen des heiligen Reizes, der darin liegt, von Vielen übersetzt.“

Dr. Lisco, Prediger in Berlin, zählt in der besondern Schrift, welche er über diesen Hymnus unter dem Titel: „**Dies irae**, Hymnus auf das Weltgericht. Berlin. 1840“ geschrieben hat, nicht weniger als 70 deutsche Bearbeitungen desselben auf und theilt 40 metrische Uebersetzungen mit. Schon im J. 1550 gab es eine solche von Frederus, 1591 von Ringwaldt: „Es ist gewißlich an der Zeit“ (Nro. 9. im W. G. von 1741), 1659 von Gryphius; allein im gegenwärtigen Jahrhundert aber entstanden 52 Ueberarbeitungen, z. B. von Herder, Schlegel, v. Meyer, A. L. Follen, v. Wessenberg, Döring,

Claus, Harms, Bunsen und A. Knapp in den „christlichen Gedichten. Basel. 1829." Eine ganz neue Bearbeitung ist das im W. G. nun mitgetheilte Lied: „Jenen Tag, den Tag der Wehen."

Ursprünglich war dieser Hymnus nur für den Privatgebrauch gedichtet, bald aber fand er im liturgischen Rituale der römisch-katholischen Kirche eine bestimmte Stelle. Schon vor 1385 wurde davon kirchlicher Gebrauch gemacht, denn Albizzi redet in seinem Liber conformitatum vom J. 1385 vom Gebrauch desselben beim Todtenamt als von etwas ganz Bekanntem. Auch jetzt noch wird er in der katholischen Kirche bei allen Seelenmessen und Trauerfeierlichkeiten und am Tage aller Seelen gesungen. Die Ordnung einer solchen Todtenmesse oder Seelenamts ist nämlich folgende: 1) introitus, 2) requiem, 3) oratio, 4) lectio epistolae — 1 Cor. 15, 51. Offenb. 14, 13., 5) graduale, 6) tractus, 7) sequentia: Dies irae, dies illa, 8) Evangelium — Joh. 5., 9) offertorium, 10) secreta, 11) communio, 12) postcommunio.

Die **Melodie**, f g a f b a g f, ist eine alte katholische Originalmelodie, wie sie z. B. in der Domkirche zu Rottenburg a. N. gesungen wird und von Diak. Palmer in Tübingen zuerst im süddeutschen Schulboten 1843. Nro. 9. S. 72 empfohlen wurde.

Diese Sequenz hat überhaupt zu den herrlichsten Kirchenmusikstücken Anlaß gegeben, für die sie als Text benützt wurde. Es gibt solche von den besten Tonmeistern alter und neuer Zeit, z. B. von Cherubini, Durante, Palestrina, Pergolesi, C. Weber, Joseph und Mich. Haydn, Jomelli, Neukomm, Abt Vogler, Winter rc. Die berühmteste Composition unter Allen ist aber die in Mozart's Requiem vom J. 1791 enthaltene, bei deren Ausarbeitung der große Mozart bekanntlich zur Ewigkeit abgerufen ward. Ein Verehrer Mozart's schreibt hierüber: „Ich wüßte nicht, was mich je mächtiger ergriffen hätte, als die Composition dieser Zeilen von »lacrymosa dies illa« (V. 20.) an. In welch innerem Kampfe mußte sich Mozart dabei befinden, selbst im Allgemeinen etwas leichtfertiger Gesinnung, hier den homo reus durch die Musik würdig und gewissermaßen plastisch darzustellen. Er beginnt das lacrymosa in tiefster Zerknirschung auf den Knien, hebt sich mit dem »resurget« nach und nach empor und steigt mit dem »judicandus homo reus« in den dringendsten Accorden, welche neben dem reumüthigsten Geständniß seiner Sündhaftigkeit zugleich das »parce« in sich schließen, selbst bis in den Himmel. Und in diesem Moment wurde Mozart der Erde entrückt!"

637. Die Welt kommt nicht zusammen.

Das Hiller'sche Dies irae — aus dem Schatzkästlein. 2. Thl. vom J. 1767 über den Spruch 2 Cor. 5, 10. mit dem Beisatz: „Das sollen wir uns in unserem Thun und Lassen immer vor Augen stellen, damit wir das Arge hassen und dem Guten anhangen."

Die **Melodie** h̄ g c ā g fis fis ist in keinem Fall eine Stammmelodie, es kann aber sonst nichts über sie angegeben werden, als daß es eine Badische Weise ist.

638. Viel besser, nie geboren.

Aus Ph. Fr. **Hiller's** Schatzkästlein. 2. Thl. über das „unschätzbare Sprüchlein" — Joh. 3, 16.: „Also hat Gott die Welt geliebt 2c."

Zur Melodie vgl. Nro. 637.

640. Wir warten dein, o Gottes Sohn.

Gleichfalls aus dem 2. Theil des **Hiller**'schen Schatzkästleins über 1 Theff. 1, 9. 10. mit dem Beisatz: „Dieses Warten ist also eine gewisse Folge der wahren Bekehrung und ein Kennzeichen derer, die Gott dienen."

Das Berliner Gesangbuch von 1829 hat dieses Lied auch schon aufgenommen.

Zur Melodie vgl. Nro. 461.

E. Ewiges Leben.

641. Es ist noch eine Ruh' vorhanden.

Aus der Sammlung „der Cöthnischen Lieder" vom J. 1733 über Ebr. 4, 9.: „Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes."

Im J. 1746 wurde dieses schöne Lied vom ewigen Sabbath in das Wernigerod'sche Gesangbuch aufgenommen.

Der Superintendent **M. Johann Sigmund Kunth** zu Baruth in der Oberlausitz (Thl. I. 270) dichtete es in seinen Studentenjahren auf einer Reise von Wittenberg, wo er studierte, in seine Heimath, das geliebte Schlesien, — also zwischen 1723 und 1727. (Richter's biogr. Lexikon.)

Vom Original, das möglichst treu wiedergegeben ist, fehlt der 6. Vers:

„Kein Durst noch Hunger wird uns schwächen,
Denn die Erquickungszeit ist da.
Die Sonne wird uns nicht mehr stechen;
Das Lamm ist seinem Volke nah.
Es will selbst über ihnen wohnen
Und ihre Treue wohl belohnen
Mit Licht und Trost, mit Ehr' und Preis.
Es werden die Gebeine grünen,
Der große Sabbath ist erschienen,
Da man von keiner Arbeit weiß."

Mit Recht ist überall für „Lämmlein" — „Gotteslamm" oder „Heiland" oder „König" gesetzt. Sonstige Eigenthümlichkeiten des Originals sind: Vers 3. Z. 4.: „krumm und sehr gebückt" — Z. 8. 9.: „— — ihr Jakobiten; ob Sünde, Welt und Teufel wüten". — Vers 5. (6.) Z. 5—8.: „Schmerz, Seufzen, Leid, Tod und dergleichen wird müssen flieh'n und von uns weichen. Wir werden auch das Lämmlein seh'n. Es wird beim Brünnlein uns erfrischen."

Es war das Lieblingslied des in großem Segen wirkenden Diakonus Joh. Jak. Pötzschke zu Kittlitz bei Löbau in der Oberlausitz, der als 80jähriger Greis nach der Ruhe des Volkes Gottes sich sehnend am 20. Dez. 1823 starb und zuvor noch verordnet hatte, daß es bei seinem Begräbniß gesungen werde.
(Basler Sammlungen. 1825.)

Möwes, der treueifrige Pfarrer zu Altenhausen, Dichter von Nro. 468. (Thl. I. 616), ward mit diesem Liede von seiner Frau zum Todesschlummer und zur ewigen Ruhe nach namenlosen Leiden eingebetet; sie betete es ihm im letzten Augenblick.

Schlipalius, der vielerwähnte Diakonus an der Kreuzkirche zu Dresden († 1764 — s. zu Nro. 631.), hatte dasselbe noch in der letzten halben Stunde vor seinem Scheiden zu seiner Erquickung in seinem Sinne. Da rief er nämlich auf einmal: „Ach, dieß ist ein tiefes Wasser, wie werde ich hinüber kommen!? — Doch auf deinen Achseln, mein Heiland!“ und fang dann mit heller Stimme und richtiger Melodie: „Ich folge dir durch Tod und Leiden“. Bald darauf hob er beide Arme mit großer Geschwindigkeit in die Höhe und rief aus dem Schlußvers die Worte aus: „Ach! Flügel her! wir müssen eilen und uns nicht länger hier verweilen, dort wartet schon die frohe Schaar! Ach, die ganze Schaar der Auserwählten wartet auf mich; lasset mich um Gotteswillen los, ihr habt mich ja gebunden (— es waren Betten um seine Füße gelegt). Fort, fort, mein Geist, zum Jubiliren! Auf, gürte dich zum Triumphiren! auf, auf, es kommt das Ruhejahr! — Ach! mein Heiland reicht mir schon die Krone“ — und mit diesen Worten streckte er beide Hände aus und verschied bald darauf am 6. April 1764.

Zur Melodie vgl. Nro. 339.

642. Nach einer Prüfung kurzer Tage.

Aus **Gellert's** „geistlichen Oden und Liedern“ vom J. 1757, das letzte Lied mit dem Titel: „Trost des ewigen Lebens.“

Beim 3. Vers ist zu beachten, wie Gellert stets eine schwächliche Gesundheit hatte und von solch siechem Körper aus eine unüberwindliche Dunkelheit und Schwermuth auf sein Gemüth drückte, so daß Cramer von ihm sagt, es werde selten Jemand so viel traurige Tage gehabt haben, als Gellert. Bis ans Ende seines Lebens mußte er klagen über seinen schwachen Glauben, über die Dunkelheit seines Geistes und die Erstorbenheit seines Herzens zu frohen Empfindungen.

Dem 10. Vers ist ein Brief Gellert's an den Grafen Brühl beizusetzen, worin er schreibt: „Ich habe vor wenig Tagen einen lieben Freund an dem jungen Herrn v. Häseler verloren, der in der Osterwoche zu Halle gestorben ist an einer Auszehrung. Er hat mir noch auf seinem Sterbebett einen Brief geschrieben, der mehr Ruhm für ihn ist, als ein ganzes Buch. Er ist lange mein Zuhörer gewesen —

von vortrefflichem Herzen und großer Geschicklichkeit — und sein Brief schließt mit der Stelle: „„Da will ich dem den Dank bezahlen — — ihn mir wies."" Welche Belohnung ist so ein Dank, mein liebster Graf!"

Der 11. Vers floß Gellert recht aus der Seele und bewahrheitete sich wiederum an ihm selbst auf die schönste Weise. Viele Seelen wies er durch Lehre und Schriften auf den guten Weg, viele studierende Jünglinge namentlich lehrte er durch seine moralischen Vorlesungen, die er mit dem größten Segen hielt, den Pfad der Tugend, manchem verirrten Jüngling gieng er liebreich nach, bis er ihn wieder zurückgebracht. Schon in diesem Leben hat ihm deßhalb Mancher dankbar zugerufen: „Heil sey dir, denn du hast mein Leben, die Seele mir gerettet du." So kam einst ein preußischer Feldwebel zu ihm nach Leipzig und sagte ihm: „Nach 33 Jahren Kriegsdienst kehre ich jetzt heim nach Liefland und bin fünf Meilen umgegangen, ihnen mein dankbares Herz zu zeigen, denn Sie haben mich durch ihre Schriften oft vom Bösen abgehalten und zum Guten ermuntert. Gott segne Sie dafür mit langem und ewigem Leben!" — Einst lernte Gellert in Leipzig einen verführten Jüngling kennen, der von der Wollust zur Freigeisterei und allen möglichen Ausschweifungen hingerissen, unter einer schmerzlichen und eckelhaften Krankheit ohne Gemüthsruhe und Trost, der Verzweiflung preisgegeben, dem Tod entgegensiechte. Da drang es ihn, ein Werkzeug seiner Rettung zu werden. Er suchte ihn zuerst seines Mitleids zu versichern und that mit großen Opfern von Zeit und Liebe Alles, was zur Erleichterung seiner Schmerzen dienen konnte. Er saß an seinem Bette, so oft es ihm nur möglich war. So erweichte er das Herz des Unglücklichen, der am Glauben Schiffbruch gelitten, und brachte es dahin, daß er sich nach christlichem Unterricht und Trost aus Gottes Wort sehnte und allmählig in der Gnade wuchs. Eines Tags nun betete Gellert ganz allein mit diesem seinem geistlichen Sohn, als derselbe plötzlich schwächer ward, die Hand des väterlichen Freundes ergriff, ihm herzlich dankte und dann starb. Darauf entfernte sich Gellert mit zitternder Freude voll Lobens und Dankens für die Hoffnung, die er hatte, durch die Gnade Gottes etwas zur Rettung einer Seele beigetragen zu haben.

(Dorpat'sche Blätter. 1832. S. 244—246.)

In einer seiner moralischen Vorlesungen (2. Abth. 7. Vorles. 4. Regel) rief Gellert einmal seinen Schülern zu: „Möchte ich doch in dieser Stunde auch nur Einen frühen Verehrer gewonnen haben — wie glücklich wollte ich mich preisen! Diese einzige That, wäre sie nicht schon eines ganzen Lebens werth? Ja, ich, theuerste Jünglinge, ich trete menschlichem Ansehen nach bald und viel eher von dem Schauplatze dieses Lebens ab, als Sie; allein in wenig Jahren (denn was sind dreißig und fünfzig flüchtige Jahre) vereinigt uns Alle die

Ewigkeit wieder. Da dankt mir vielleicht einer unter Ihnen, so wie ich dem Freunde danken werde, der mich den Weg der Weisheit geleitet:

„Da ruft, o möchte Gott es geben!
Auch mir vielleicht ein Jüngling zu:
Heil sey dir rc."

Eine Tochter Dr. Johann Andreas Cramer's, Kanzlers zu Kiel, der Gellert's Leben schrieb (Thl. I. 510), ließ sich im J. 1777 auf ihrem Sterbebett, auf dem sie in großer Glaubensfreudigkeit lag, „Gellert's letzte Stunden" vorlesen, betete dann dieses Lied mit großer Inbrunst und sprach: „Nun werde ich auch Gellert in seiner Herrlichkeit und Seligkeit bald sehen!"

(Feddersen, Nachrichten rc. Thl. I. 262.)

Zur **Melodie** vgl. Nro. 590. Im J. 1797 fertigte Schulmeister N. F. Auberlen in Fellbach bei Cannstatt hiefür eine eigene Melodie aus **G Dur** — **h c d e d c h c h**, welche zuerst im W. Ch. von 1798 und dann auch in dem von 1828 erschien. Sie wurde an manchen Orten sehr beliebt.

643. Wie wird mir dann, o dann mir seyn.

Aus **Klopstock's** (Thl. I. 507) „geistlichen Liedern" vom J. 1758—69. Dieses Lied wurde seinem Dichter auch am 22. Merz 1803 ins Grab gesungen vor der Rede, welche der Domherr Meyer hielt, nachdem aus dem 12. Gesang des Messias die Schilderung des Todes der Maria vorgelesen war.

Die Frau des sel. Stadtpfarrers Dann in Stuttgart (Thl. I. 560) ließ sich dieses Lied kurz vor ihrem Sterben zu Oeschingen im J. 1817 noch vorlesen, indem sie sagte: „Dieß Lied hat Herr Spezial Rieger (— Gottlieb Heinrich, † 1814) oftmal singen lassen, das war auch ein Leidensmann." Dann ward sie von großer Freude ergriffen im Gedanken an manche Vorangegangene, die sie nun droben zu sehen hoffte.

Zur Melodie vgl. Nro. 347.

644. O Jerusalem, du schöne.

Aus des Kanzleiadvokaten Friedrich Conrad **Hiller** zu Stuttgart (Thl. I. 286) „Denkmal der Erkenntniß, Liebe und Lob Gottes — — nach Anleitung des Catechismus Lutheri" vom J. 1711.

Es ist hier zum 3. Hauptartikel, **XII.**: „Vom ewigen Leben" mitgetheilt und führt den Titel: „Verlangen nach dem ewigen Leben." Zum 2. Vers ist Psalm 126, 5. 6. beigesetzt mit dem Reimlein:

„Die Thränensaat
Läßt in der That
Die Ernte nicht mißlingen,
Drum werden sie nach vieler Müh'
Die Freudengarben bringen."

Anlaß zu diesem Liede mag dem Dichter der 6. Vers aus Albinus Lied: „Alle Menschen müssen sterben" gegeben haben, mit dessen Anfangsworten er auch sein Lied beginnt. Es ist das Seitenstück zu Johann Matthäus Meyfart's, Professors und Pfarrers zu Erfurt († 1642), köstlichem Kernlied, das in keinem Gesangbuch fehlen sollte:

„Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
Wollt' Gott, ich wär' in dir!
Mein sehnlich Herz so groß Verlangen hat
Und ist nicht mehr bei mir.
Weit über Berg und Thale,
Weit über flaches Feld
Schwingt es sich über Alle,
Und eilt aus dieser Welt."

(Vgl. Raumer's Liedersammlung. 2. Aufl. Nro. 556. — Knapp's Liederschatz. Nro. 3532 — wo es aber stark verändert ist.)

In den 1727 und 1729 erschienenen W. Gesangbüchern (Thl. I. 350) findet sich Hiller's Lied zum erstenmal in öffentlichen G. Das Original mußte mannigfach geändert werden (s. Nro. 201. im W. G. von 1741).

Die herrliche **Melodie**, f b a g g c b a f, ist von dem Kapellmeister und Stiftsorganisten J. G. Störl zu Stuttgart (Thl. I. 448) zu Hiller's „Denkmal der Erkenntniß ꝛc." vom J. 1711 als Arie in **C Dur** componirt und erscheint dann, nur mit weniger belebtem Rhythmus, in dem W. Ch. von 1744. Palmer beschreibt die große Wirkung, die dieser Choral, mit Posaunenbegleitung vorgetragen, mache; da klinge z. B. in der letzten Zeile der Anfang im hohen **F** wie ein Siegesruf.

646. Mein Geist, o Gott, wird ganz entzückt.

Eine mit Ausnahme des 1. und letzten Verses fast ganz selbstständige, durch **Piterich** (Thl. I. 480) gefertigte Bearbeitung des Lieds: „Ist's, oder ist mein Geist entzückt" aus des Kanzlers **Dr.** Ahasverus Fritsch in Jena (Thl. I. 188) „Himmelslust und Weltunlust" vom J. 1670.

Im Original lauten der 1. und letzte Vers so:

„Ist's, oder ist mein Geist entzückt?
Mein Auge hat jetzt was erblickt,
Ich seh' den Himmel offen.
Ich sehe Gottes Königsthron,
Zur Rechten Jesum, Gottes Sohn,
Auf den wir Alle hoffen.
Singet, — Klinget, — Spielt auf scharfen
Davids-Harpfen — Jauchzt von Herzen,
Jesus stillet alle Schmerzen."

„Wie herrlich ist die neue Welt,
Die Gott den Frommen vorbehält!
Kein Mensch kann sie erwerben:
O Jesu, Herr der Herrlichkeit,
Du hast die Stätt' auch mir bereit't,
Hilf mir sie auch ererben.
Weise, — Preise — Ihre Kräfte,
Ihr Geschäfte — Mir elenden;
Laß mich auf den Anblick enden."

Die Zwischenverse 2—7. sind durchaus eine in der Sprache des Hohenlieds und der Offenbarung gehaltene dichterische Umschreibung der Stellen Offenb. Kap. 21, 2—5. 7, 15—17. 22, 1—5. Zur Probe stehe hier nur der 2. Vers:

„Ich seh', er machet Alles neu,
Die Braut fährt zu ihm ohne Scheu
In reiner schöner Seide;
Die Kleider sind mit Gold durchstickt,
Der Bräut'gam hat sie selbst geschmückt
Mit theurem Halsgeschmeide.
Meister, Geister,
Cherubinen, Seraphinen
Wünschen Glücke,
Jesus gibt ihr Liebesblicke."

Fritsch schreibt einmal in seiner Praxis Christianismi: „Das einzig wahre Gut ist dieses, nach dem heiligen Willen des Schöpfers leben; alles Andere, wie groß und schön es aussehen mag, ist eitel und nichts. Wenn das Täublein Noä nirgends Ruhe gefunden, als da es wieder in die Arche umgekehrt, so findet eine glaubige Seele in dieser bösen Welt nirgends Ruhe, als in Christo, dem himmlischen Noa."

Die Bearbeitung Johann Samuel Diterich's, des bekannten Liederstürmers, Predigers zu Berlin, aufgenommen zuerst in das Berliner Gesangbuch von 1780, das er mit Spalding besorgte, beginnt ursprünglich mit den Worten: „Mein ganzer Geist, Gott, wird entzückt." Im Berliner Gesangbuch von 1829 heißt es jetzt: „O Gott, wie wird mein Geist entzückt."

Zur Melodie vgl. Nro. 347.

647. O wie unaussprechlich selig.

Aus Benjamin Schmolke's: „Mara und Manna oder neue Sammlung von Kreuz-, Trost-, Klag- und Freudenliedern" vom J. 1727.

Das Original, das die Ueberschrift trägt: „Das beste Loos in Gottes Schoos" lautet so:

1. O wie fröhlich, o wie selig
Werden wir im Himmel seyn!
Droben ernten wir unzählich
Unsre Freudengarben ein.
Gehen wir hier hin und weinen,
Dorte wird die Sonne scheinen.
Dort ist Tag und keine Nacht,
Wo man nach den Thränen lacht.

2. Es ist doch um dieses Leben
Nur ein jämmerliches Thun,
Und die Noth, die uns umgeben,
Läßset uns gar selten ruh'n.
Von dem Abend bis zum Morgen
Kämpfen wir mit lauter Sorgen,
Und die überhäufte Noth
Heißet unser täglich's Brod.

3.(4.) Ach, wer sollte sich nicht sehnen,
Bald in Zion dort zu steh'n,
Und aus diesem Thal der Thränen
In den Freudenort zu geh'n.
Wo das Kreuze sich in Palmen
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Und das Jauchzen ewig währt.

4. Da wird unser Aug' erblicken,
Was ganz unvergleichlich ist,
Da wird unsern Mund erquicken,
Was aus Gottes Herzen fließt.
Da wird unser Ohr nur hören,
Was die Freude kann vermehren,
Da empfindet unser Herz
Lauter Wollust ohne Schmerz.

5. O wie werden wir so schöne
Bei der Klarheit Gottes seyn!
Wie wird da das Lobgetöne
Seiner Engel uns erfreu'n,
Wie wird unsre Krone glänzen
Bei so vielen Siegeskränzen,
Wie wird unser Kleid so rein,
Heller, als die Sonne seyn.

6. Manna wird uns dorte thauen,
Wo Gott selbst den Tisch gedeckt
Auf den immer grünen Auen,
Die kein Mehlthau mehr befleckt.
Wollust wird wie Ströme fließen
Und wir werden mit den Füßen
Nur auf lauter Rosen geh'n,
Die in Edens Garten steh'n.

7. Ach! wann werd' ich dahin kommen,
Daß ich Gottes Antlitz schau?
Werd' ich nicht bald aufgenommen
In den schönen Himmelsbau?
Dessen Grund den Perlen gleichet,
Dessen Glanz die Sonne weichet,
Dessen wundervolle Pracht
Alles Gold beschämen macht.

8. (6.) Nun, ich sterbe vor Verlangen,
O du großer Lebensfürst,
Laß mich bald dahin gelangen,
Wo du mich recht trösten wirst.
Unterdessen laß auf Erden
Schon mein Herz recht himmlisch werden,
Bis mein Loos in jener Welt
Auf das Allerschönste fällt.

Die im W. G. mitgetheilte freie Ueberarbeitung dieses freilich einige Nachbesserungen erheischenden Lieds ist aus dem Hohenlohe'schen Gesangbuch von 1784 genommen mit Weglassung von V. 2. 3. 7. A. Knapp hat in seinem Liederschatz (Nro. 3556.) mit Benützung dieser Hohenlohe'schen Ueberarbeitung eine mehr an das Original sich anschließende Ueberarbeitung gegeben.

Zur Melodie s. Nro. 5.

648. Der Trennung Last liegt schwer auf mir.

Aus Schubart's, des genialen schwäbischen Dichters (Thl. I. 526), „Todesgesängen", die er als Präceptor zu Geißlingen noch im Jugendalter Anno 1767 herausgab. In der Sammlung seiner geistlichen Lieder vom J. 1785 steht das Lied unter dem Titel: „Der Frommen Wiedersehen" im zweiten Buch.

Im Oktober 1778, dem zweiten Jahr seiner harten Gefangenschaft auf Hohenasperg, richtete Schubart sich und seine Frau mit dem Gedanken ans Wiedersehen auf, als ihn bedenkliche Krankheitszufälle sein Ende täglich vermuthen ließen. Damals schrieb er an seine Frau einen Brief, dessen Worte er mit einem Nagel ins Papier kratzte, und worin es unter Anderem heißt: „Ahndungen und ein von Ausschweifungen und anhaltenden Leiden geschwächter Körper kündigen mir meinen Tod, das Ende meiner Qualen, an. Tausend Thränen hab' ich deinetwegen geweint, bis ich Vergebung erflehte. Er hat mir verziehen, der erbarmende Gott. O! tröste dich wegen meiner. Gott ließ sein Gericht über meinen Leib ergehen, damit die Seele genese. Ach! ich habe schwer gesündigt, aber Jesus betete für mich; der Jesus, den ich schändlich verkannte, hat mich in seine Pflege genommen und mich versöhnt mit seinem Blute. In seinem Reiche will ich's dir erzählen, durch welche heiße Kämpfe er mich geführt, wie göttlich er mich überzeugt und wie unaussprechlich er sich meiner erbarmet hat. Du wirst mich wieder sehen in jener Welt." Den Brief schließt er sodann mit den Worten:

„— O Wiedersehen!
O du der Liebenden Wiedersehen!

Thränen und Herzschläge lassen mich nicht mehr schreiben.

Am 642. Tag meiner Gefangenschaft.

Dein armer gefangener Mann."

(Schubart's Leben und Gesinnungen. 2. Thl. S. 240—244.)

Das Original hat 14 Verse, von welchen V. 5. 6. 8—10. ausgelassen sind. Sie lauten:

V. 5.
Elias, der Thisbite, kam,
Im Wettertod zu Mose,
Ein Lazarus zu Abraham,
Zu ruh'n in seinem Schooße.
Der Schächer hat das große Wort:
„Im Paradiese wirst du dort
Noch heute mit mir leben."

V. 6.
Und dennoch sollen Christen sich
In ihrem Tode grämen?
Sprach nicht der Herr so brüderlich:
Ich will euch zu mir nehmen,
Damit ihr Alle bei mir seyd,
Zu schauen meine Herrlichkeit,
Und ewig mit mir herrschet.

V. 8.
Und ach! zu Gott! zu Gott!
Dem Herrscher über Alle.
O komm' nur, Tod, komm' süßer Tod,
Damit ich niederfalle
Am Thron, und meinen Vater seh',
Und meinen Mittler Jesum seh',
Und mich sein Blut besprenge.

V. 9.
Drum bitt' ich euch mit hoher Hand:
Seyd fromm und gut, ihr Meinen!
Dann wird uns Gott im Vaterland
Auf ewiglich vereinen.
Wie wird's uns seyn, wenn wir uns seh'n,
Wenn wir uns froh entgegengeh'n
Und uns am Halse weinen.

V. 10.
Da wollen wir vor Gottes Thron
Einander Alles sagen,
Was wir auf dieser Welt für Hoh'n
Und Ungemach ertragen.
Uns freuen, daß des Lebens Zwist
Und Fährlichkeit vorüber ist,
Und Gott mit Thränen danken.

Zur Melodie vgl. Nro. 605.

649. Selig sind des Himmels Erben.

Unter den Klängen dieses **Klopstock'schen** Liedes wurde Lavater am 4. Jan. 1801 zur Grabesruhe bestattet.

Auch nach der Beerdigung des jetzt noch zu Stuttgart in gesegnetem Andenken stehenden frommen Jugendlehrers Jeremias Flatt (s. Nro. 610.) wurde es bei der Leichenrede, die ihm sein Anverwandter, Stiftsprediger C. Chr. Flatt, als einem andern Simeon über Luc. 2, 29. hielt, in der Stiftskirche gesungen (18. Jan. 1822). Die Schaar der Kinder, die er unterrichtet hatte, hatte sich bitterlich weinend an sein Grab gelegt, in das er eingesenkt wurde, und bei den Thränen der Kleinen war auch in den Großen und Alten manche Thräne der Dankbarkeit und Liebe aufgewacht, dafür, daß er, dessen Leib man da einsenkte, ihnen einst ein treuer Führer zum Leben, späterhin Freund, Rathgeber, Friedensstifter des Hauses gewesen war und sie fühlten daher Alle, als dieses Lied in der Kirche angestimmt wurde, was es sagen wollte. Der edle Todte selbst war so selig in seinem Erbschaftsrecht dahingeschieden. Als ein Freund noch zu ihm mit dem Gruße trat: „Ich wünsche Ihnen den Frieden Gottes", da öffnete der Sterbende noch einmal seine geschlossenen Augen, deutete auf seine Brust und antwortete mit unbeschreiblicher Freundlichkeit: „Dieser Friede ist hier." Darauf ließ er sich die zwei letzten Kapitel der Offenbarung Johannis vorlesen, und als es zu den Worten des V. 20. im letzten Kapitel kam, sprach der

Sterbende selber: „Ja, ich komme bald", und fügte sein letztes „Amen" hinzu, denn mit diesem Wort entschlief er.

(Schubert in der evangelischen Kirch.-Zeit. 1835. S. 395.)

Ebenso wurde es 23. Febr. 1834 am Schlusse der Beerdigungsfeier des edlen Menschenfreundes und um Stuttgart durch seine hülfreiche Wirksamkeit und Armenpflege hoch verdienten Tobias Heinrich Lotter (geb. 14. Sept. 1772), gesungen.

Im Hohenlohe'schen Gesangbuch von 1784 hat das Lied die Ueberschrift: „Einsegnung eines Sterbenden."

Zur Melodie s. Nro. 634.

630. Ich hab' von ferne.

Aus Dr. Johann Timotheus **Hermes**, Professors der Theologie zu Breslau (Thl. I. 513), „Liedern auf die besten bekannten Kirchenmelodien" vom J. 1800.

Die vorgezeichnete **Melodie**: „Nun preiset Alle" (g g a h g) findet sich zuerst im Breslauer Gesangbuch vom J. 1644, welches den Titel hat: „Vollständige Kirchen- und Hausmusik" und ist von dem Staatsrath des Herzogs von Oels, Matthäus Apelles von Löwenstern (Thl. I. 414) auf ein selbst gedichtetes Lob- und Danklied erfunden. Es wird eine „Alcaische Ode" genannt, deren erste Strophe so lautet:

„Nun preiset Alle
Gottes Barmherzigkeit,
Lob' ihn mit Schalle,
Wertheste Christenheit!
Er läßt dich freundlich zu sich laden,
Freue dich, Israel, seiner Gnaden!"

Diese Melodie zeichnet sich, wie die meisten seiner sogenannten „Apelleslieder", durch nachdrückliche Wortbetonung und belebten Rhythmus aus. Im Original wird die letzte Zeile repetirt. Joh. Sebast. Bach hat dieselbe auch in seine Choralgesänge aufgenommen; sie erscheint zum erstenmal in einem W. Gb.

631. Wer sind die vor Gottes Throne?

Ein Lied voll himmlischen Glanzes, das, in ergreifender Weise hinweisend auf das „Herr Gott, dich loben wir" im obern Heiligthum, einen herrlichen Schluß des Gesangbuchs bildet.

Nach Dr. Daniels evangelischem Gesangbuch vom J. 1842 ist es von Theodor **Schenk**, der im J. 1727 als Stadtpfarrer zu Gießen starb, gedichtet.

Die Worte der Offenbarung Kap. 7, 9—17., über welche dieses Lied gedichtet ist, rief der sterbende Dichter des köstlichen Jesusliedes: „Wie könnt' ich Sein vergessen, der mein noch nie vergaß" (Nro. 262.), Gottlob Christian Kern (Thl. I. 638), den Seinen zu ihrem und seinem Troste zu, als sie betrübt über sein baldiges Scheiden und voll

Thränen über seine schweren Leiden um sein Bett her standen. „Wer sind die," sprach er, „von welchen Johannes saget, daß sie mit weißen Kleidern und mit Palmen in den Händen vor dem Throne stehen? Es sind die, die gekommen sind aus großer Trübsal und haben ihre Kleider helle gemacht im Blute des Lammes."

Das Original erscheint in verschiedenen Recensionen. Nach der von Raumer in seiner Liedersammlung. 1831. und von C. A. Dann in seinem Kern des alten W. G. 2. Liedersammlung. Stuttg. 1832. mitgetheilten Recension ist es zum erstenmal nun in ein W. G. aufgenommen. Geändert ist dabei bloß V. 4. Z. 5. 6.: „Die erlangen auf den Krieg durch des Lammes Blut den Sieg." V. 5. Z. 3—6.: „haben in dem Blut des Lammes ihre Kleider hell gemacht; sind geschmückt mit Heiligkeit, prangen nun in Ewigkeit." V. 10. Z. 4.: „durch dein Blut gewaschen weiß; meine Kleider halte rein wider allen falschen Schein." Weggelassen aber sind:

V. 5.
Es sind die, so viel erlitten,
Trübsal, Schmerzen, Angst und Noth,
Im Gebet auch oft gestritten
Mit dem hochgelobten Gott.
Nun hat dieser Kampf ein End',
Gott hat all ihr Leid geend't.

V. 9.
Auf dem Zionsberg sie weidet
Gottes Lamm, die Lebenssonn';
Mitten in dem Stuhl sie leitet
Zu dem rechten Lebensbronn'.
Hirt' und Lamm, das ewig Gut,
Lieblich sie dort weiden thut.

A. Knapp hat im Liederschatz 1837 das Lied nach einer andern, wahrscheinlich neuern Recension aus einem Pennsylvanischen Gesangb. mitgetheilt (Nro. 3567.), worin sich noch weitere Verse finden, namentlich die zwei Schlußverse:

„Hilf, daß ich dir willig diene
Als ein Priester Gottes hier,
Daß ich vor dir leb' und grüne
In des Glaubens keuscher Zier,
Und wenn es auf Erden blitzt,
Bleibe stets von dir beschützt."

„Wann willst du mein Fleh'n erfüllen?
Komm', mein Heil, daß ich dich schau!
Eile, meinen Durst zu stillen;
Führe mich auf Zions Au',
Wo mein Antlitz, neu gemacht,
Herr, nach deinem Bild erwacht!"

Zur Melodie, deren Sehnsuchtsklänge nach dem himmlischen Jerusalem sich diesem Liede trefflich anschmiegen, vgl. Nro. 644.

Nachträge zu den Liedern.

Zu dem Lied: **Der Herr ist gut, in dessen Dienst.** S. 55.

Vers 7. und 8. sind von A. Knapp hinzugedichtet.

Zu dem Lied: **Mit Ernst, ihr Menschenkinder.** S. 81.

Von dem sonst fast wörtlich wiedergegebenen Original fehlt Vers 5. Er lautet so:

„Das war Johannis Stimme,
Das war Johannis Lehr';
Gott strafet den im Grimme,
Der ihm nicht gibt Gehör'.

O Herr Gott, mach auch mich
Zu deines Kindes Krippen:
So sollen meine Lippen
Mit Ruhm erheben dich."

Zu dem Lied: **Werde Licht, du Volk der Heiden.** S. 91.

Vers 7. ist von A. Knapp.

Zu dem Lied: **O Haupt, voll Blut und Wunden.** S. 104—111.

Die Worte des 4. Verses: „Schau her, hie steh' ich Armer, der Zorn verdienet hat, gib mir, o mein Erbarmer, den Anblick deiner Gnad'", brauchte der sel. Dann (Thl. I. 560, 686) gar oft und eindringlich in seinen Predigten und Erbauungsschriften. Sie waren auch noch unter seinen letzten Worten, mit denen sich sein bußfertiger Geist der Ewigkeit entgegenkämpfte. Auf seinem Sterbelager nahm er nämlich oft sein ganzes Leben in Einen schmerzlichen Ueberblick und erklärte es für ein verfehltes, sich selbst für eine unzeitige Geburt — überall Halbheit und Zurückbleiben, überall etwas Verkommenes und Unreifes und das meist aus eigener Schuld. Es wäre, setzte er in einer einzelnen schweren Stunde hinzu, vielleicht rathsamer für mich gewesen, ein einfacher Tuchmacher geworden zu seyn, als ein Prediger des hohen Evangeliums; dann hätte ich keine so schwere Last der Verantwortung auf meiner Seele und könnte ruhiger von hinnen scheiden, als jetzt, da so viele tausende unsterbliche Seelen auf meinem Gewissen liegen. Wie werde ich für alle Rechenschaft ablegen können? Wie anders — setzte er betend hinzu — als mit den Worten: „Schau her, hier steh ich Armer rc." So erfüllte es sich auch an Dann auf rührende Weise — setzt A. Knapp in seiner Christoterpe. 1847. S. 295, wo er dieß berichtet, hinzu — was der sel. G. C. Rieger in einer Predigt sagt, daß ein evangelischer Prediger, auf dessen Herz und Gewissen so viele unsterbliche Seelen gelegt sind, zwar getrost, aber nicht wohl freudenvoll sterben könne.

Zu dem Lied: **Jesus Christus herrscht als König.** S. 140.

Vers 7.

In der Gemeinde E. in der Schweiz befindet sich eine völlig arme Frau, welche im J. 1844 Folgendes erzählte: „Vor Weihnachten, da kein Heller mehr im Hause war, baten mich meine Kinder, ihnen doch auch nur für einen Halbbatzen etwas zu Weihnachten zu geben. Ich bat meinen Heiland: „„Gib mir nur so viel, daß ich an der Weihnacht ihnen die Erdäpfel schmälzen kann; siehe, es hat mir eine Frau gesagt, wenn ich in großen Nöthen sey, so dürfe ich nur zu ihr kommen; aber ich hätte die Gabe lieber von dir, als von den Menschen."" An der h. Weihnacht gieng ich zur Kirche und wollte dann zu der wohlthätigen Frau gehen. Aber da gingen mir die Worte der Predigt, die ganz für mich war, tief zu Herzen: „„Ihr armen Leute, ihr dürft heute frei zum Heiland gehen und ihn um eine Weihnachtgabe bitten für euch und eure Kinder; geht nur hin, probiert es, der Heiland will, daß heute Freude sey in allen Häusern über seiner Geburt; aber geht zu ihm und nicht zu den Menschen; er hat bessere Gaben und wird sie euch geben.

„„Eil'! es ist nicht Zeit zu schämen,
Willst du Gnade, du sollst nehmen rc."" (V. 7.)

Jetzt kam mir kein Sinn mehr, zu der Frau zu gehen. Voll Dank und Freude gieng ich nach Hause; an Zweifel dachte ich gar nicht; ich küßte meine Kinder und sagte ihnen, der Heiland will euch heute eine Freude bereiten. Indessen setzten wir uns an unser mageres Mittagsmahl. Bald darauf kam ein Weib mit einem Körbchen: „„Das nehmt, das schickt euch der Hausbauer."" Es war Fleisch und Brod. Wie freuten sich da die Kinder, wie gerührt und beschämt, wie glücklich war ich doch; es war unaussprechlich! denn unser Hausbauer war ein sehr geiziger Mann. Nun konnte ich eine Weihnacht-Abendmahlzeit bereiten und ich hatte so viel mehr, als ich vom Heiland erbeten hatte. Des andern Tags traf ich den Bauern und dankte ihm; aber er sagte: „„Ich will keinen Dank; ich darf keinen nehmen. Das ist mir wunderlich gegangen. Gestern früh trieb mich Etwas, dir das zu schicken; ich wollte lange nicht, aber es ließ mir keine Ruhe, bis das Ding fort war. Danke, wem du willst, nur mir nicht. So etwas habe ich noch nie erlebt."" Ich aber wußte es wohl, wem ich die Bescheerung zu verdanken hatte, und danke seither allezeit, indem ich mich kindlich an meinen Heiland halte." Sie durfte auch wirklich noch weitere Erfahrungen der Art machen.

Wie glücklich sind die Seelen, die mit ihrem Heiland so vertraut sind, daß sie sich im Kleinen, wie im Großen, mit Allem an ihn wenden dürfen!

(Basl. Samml. 1844. S. 339—344.)

Zu dem Lied: **Herz und Herz vereint zusammen.** S. 176.

Der 8. Vers ist aus einem Liede Harttmann's (Thl. I. 550, 684), das er an seinem Verlöbnißtage seiner Braut gedichtet hat. Es beginnt mit den Worten: „Priester, laß von Salems Höhen, von dem obern Heiligthum heute Gnad' und Friede wehen."

Zu dem Lied: **Gott! der du Allen gütig.**

Der vieljährige Studienrathsdirektor, Prälat Dr. Carl Christian Flatt in Stuttgart, freundlichen Angedenkens in ganz Würtemberg († 20. Nov. 1843), schrieb am Ziel seines einundsiebenzigjährigen Laufs mit zitternder Hand noch auf das Blatt, das seine letzten Verfügungen über seine Beerdigung enthält, die Bibelstelle Psalm 103, 1—4. und die Schlußworte dieses Lieds: „Ich will in dieser Zeit und in der Ewigkeit nichts als Gnade. Mein Herze schließt in Jesu Christ, der aller Gnaden Urquell ist" — dieselben Worte, die auch sein frommer Anverwandter Jeremias Flatt, dem er am 16. Jan. 1822 die Grabrede gehalten hatte, allzeit im Munde führte.

Zu dem Lied: **Weil ich Jesu Schäflein bin.** S. 388.

Louise v. Hayn (Thl. I. 681), von der noch viele andere Lieder im Gesangbuch der Brüdergemeinde stehen, dichtete dieses Lied für die ihrer Pflege anvertrauten Kinder zu Herrenhut, von denen Spangenberg im Leben Zinzendorfs S. 2006 aus der Zeit, da die edle Dichterin sie als die Lämmer Christi weidete, Folgendes erzählt: „Oft wurden ganze Stuben, noch öfter einzelne Kinder, nicht nur bei Tage, sondern auch des Nachts in ihren Betten über den Eindruck von der Liebe Jesu Christi, der sich für sie in den Tod gegeben, weinend und betend angetroffen."

Was willst du, armes Leben (Nro. 589.).

Von Simon Dach (Thl. I. 144), dem edlen „der Sterblichkeit Beflissenen", ursprünglich im gleichen Metrum, wie das Lied Flemmings: „In allen meinen Thaten", gedichtet. Von dem sonst treu bewahrten Original fehlt V. 3.:

„Du zeigst an allen Enden,
Uns mit untreuen Händen
Der Wollust falschen Schein.
Die sich verleiten lassen,
Was müssen sie erfassen?
Die strenge Seelenpein."

Register.

I. Personennamen.

II. Ortsnamen. *

---

* Dieses Ortsnamenregister ist zunächst bloß mit Rücksicht auf die Liedergeschichte abgefaßt, dabei ist aber auf die durch die Lebensläufe der Würt. Dichter und Sänger merkwürdigen Orte besonderer Betracht genommen.

III. Lieder und Weisen.

In gleichem Verlage sind erschienen:

Christlicher Kranken- und Sterbenstrost. Ein Hand- und Hausbuch für Kranke und ihre Freunde, und praktisches Hülfsbuch für christliche Seelsorger, von Pfarrer Ch. E. K. Göring. Mit einem Stahlstich. gr. 8. br. 1 fl. 30 kr. oder 27 Ngr.

Der Wunsch, den Seelsorgern für Krankenbesuche eine recht brauchbare Zusammenstellung der bewährtesten Trostgründe, der erbaulichsten Betrachtungen und Ansprachen und der geeignetsten Gebete und Lieder, aber ebenso den Kranken selbst und ihren Umgebungen einen Schatz biblischer Tröstungen und Lehren in die Hände zu geben, hat den Verfasser zur Ausarbeitung dieses Werkes veranlaßt. Während der mehr als 20jährigen Amtsführung hat er dieses Buch zur Reife gebracht und von allen seinen Amtsbrüdern und andern christlichen Freunden aufgemuntert, in den Druck gegeben. Es ist so allgemein brauchbar und vereinigt so alles Wünschenswerthe in sich, wie in der ganzen ascetischen Literatur noch keine ähnliche Schrift vorhanden ist.

Kapff, S. C., Gebetbuch. 2 Thle. Mit einem Stahlstich. 8te Aufl. gr. 8. 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

— — Communionbuch. Mit einem Stahlstich. 4te Aufl. 8. br. 36 kr. od. 10 Ngr.

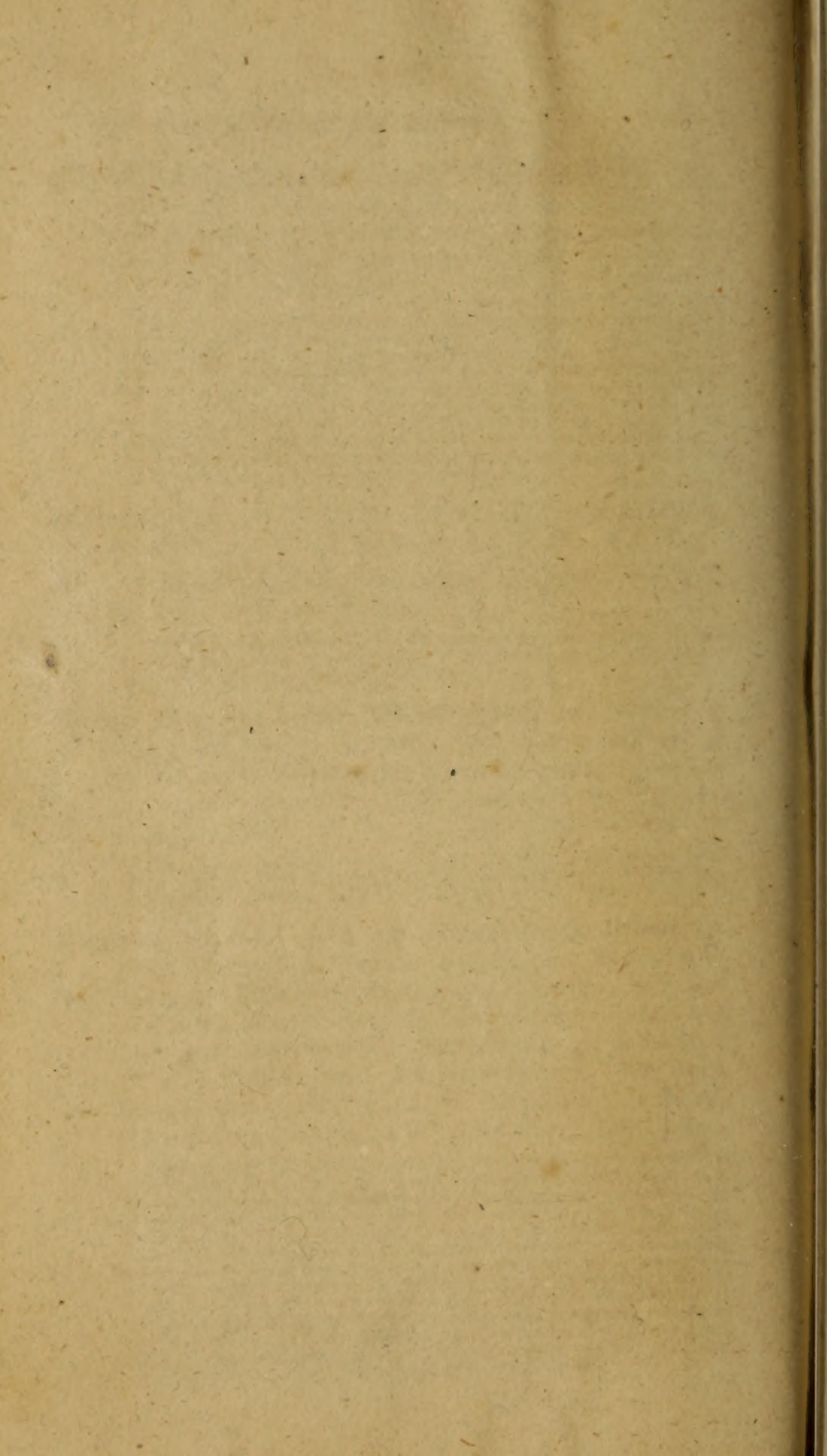
Dieses Communionbuch zeichnet sich durch seinen reichen Inhalt, so wie durch die Lebendigkeit und Einfachheit der Darstellung eben so rühmlich aus wie des Verfassers weitverbreitetes Gebetbuch.

Kurze Morgen- und Abendgebete auf 16 Wochen, nebst einem Anhang von Fest- und anderen Gebeten in verschiedenen Verhältnissen des Lebens für christliche Familien. Mit einem Vorworte von Diak. Hofacker. 3te Aufl. mit einem Stahlstiche. gr. 8. br. 48 kr. od. 15 Ngr.

Das lautere Christenthum in einfacher und kurzer Bibelsprache findet sich in diesen mit Wärme und Herzlichkeit verfaßten Gebeten, welche bei dem außerordentlich wohlfeilen Preise vielen Familien willkommen seyn dürften.

Storr, Joh. Chr., christliches Hausbuch zur Uebung des Gebets, in welchem Musculi, Habermanns, Arnds, Neumanns und Arnolds Gebetbücher ganz eingetragen, und noch viele andere sowohl alte als neue geistreiche Gebete und Lieder auf verschiedene Zu- und Umstände zu finden sind, mit einer Anleitung zum Gebet des Herzens. Mit einem Vorwort von Dekan Heim in Tuttlingen. 2 Bände. Vierte Auflage. gr. 8. 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 3 Ngr.

Die Vorrede zu dieser neuen Ausgabe spricht sich unter Anderem über Storrs Gebetbuch also aus. „Der größte Vorzug dieses Gebetbuchs besteht neben seiner Reichhaltigkeit darin, daß es die Herzensergüsse von lauter Solchen enthält, die als erwählte Rüstzeuge Gottes mitten in den Kämpfen der Kirche und in reicher Erfahrung der speziellen Seelsorge gestanden sind, und die wir als unsere geistlichen Väter, als die Säulen des auf das erhöhte Lamm Gottes, den ewigen Fels gegründeten Gebäudes, in welchem auch wir als lebendige Steine miterbaut werden sollen, anzusehen haben.“ — „Insbesondere wußte ich für Geistliche u. Lehrer, die das, was sie öffentlich und sonderlich lehren, mit ihrem Gebet begleiten und es dadurch erst recht fruchtbar an sich und an Andern machen möchten, kein Buch wo sie das, was unsere Väter in Christo und ältere Mitknechte in gleicher Weise, durchlebt haben, so reichlich beisammen finden, und woraus sie für den Geist und das Leben so viel lernen, so großen Segen schöpfen könnten.“



M Sheeleigh Collin
Bt of J Highlands
18 May 1905
cost [illegible]x.

